Die Weltbühne

Der Schaubühne XXIV. Jahr

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

Begründet von Siegfried Jacobsohn

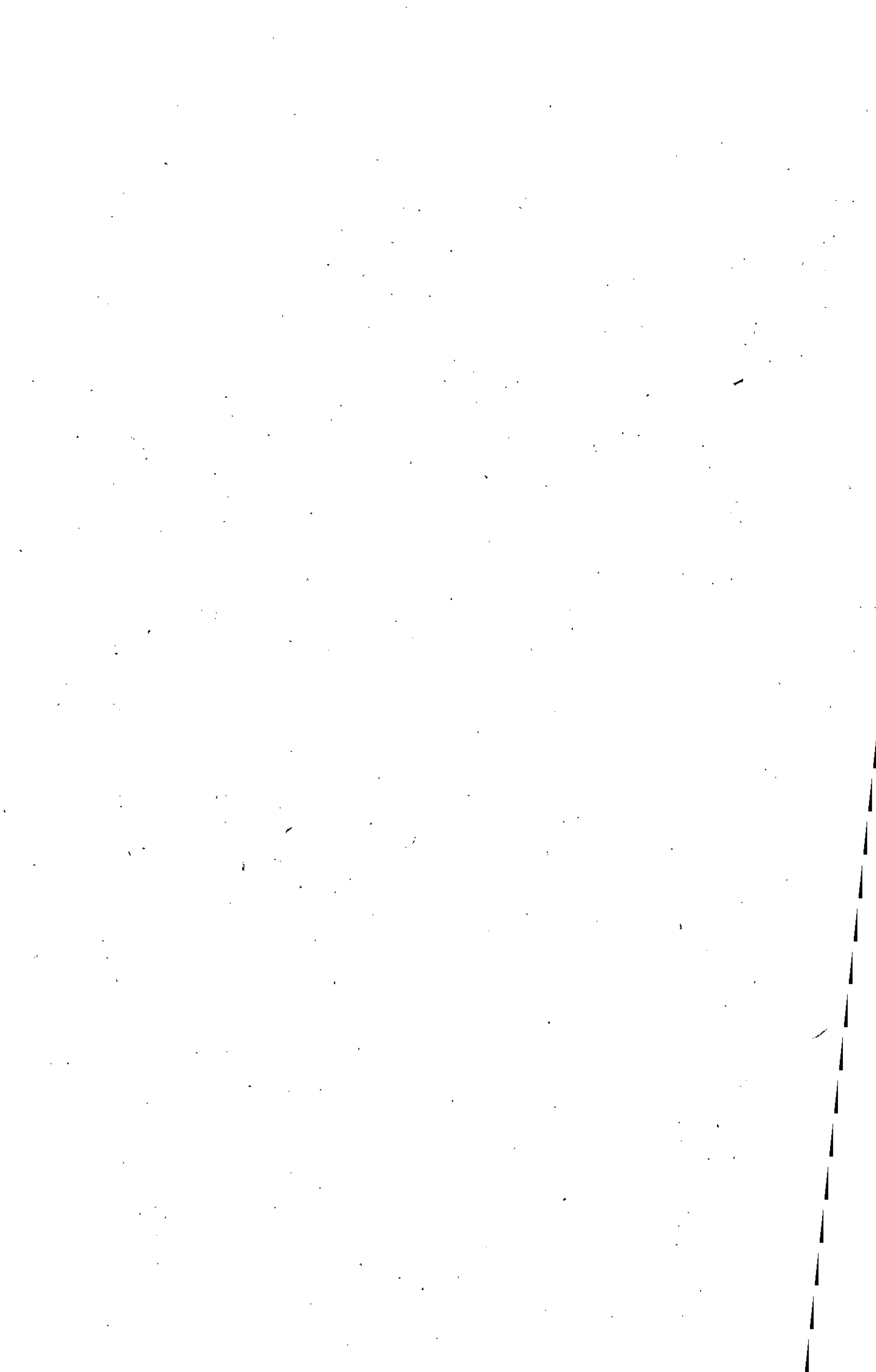
Unter Mitarbeit von Kurt Tucholsky
geleitet von Carl v. Ossietzky

24. Jahrgang

Erstes Halbjahr

1 9 2 8

Verlag der Weltbühne
Charlottenburg · Kantstrasse 152



Register der ‚Weltbühne'

XXIV. Jahrgang (1928), 1. Band

Marinierte Millionen von Carl v. Ossietzky

...als Atlas trug er, aller Welt zum Spotte,
die niemals flotte deutsche Flotte.
Dingelstedt

Der Reparationsagent Parker Gilbert, allgemein als höflicher, taktvoller Herr gerühmt, hat neulich das Finanzgebaren der deutschen Kommunen sanft bemängelt. Denn die Städte, findet der Amerikaner, leisten zu viel Kulturpolitik, zu viel Sozialpolitik. Da könnte gespart werden. Nach den Gesetzen der bürgerlichen Wohlanständigkeit verstößt es nicht gegen den Takt, die Anlage von Volkssportplätzen oder die Errichtung von Tuberkuloseheilstätten als Luxus zu bezeichnen. Hier trifft sich der Fronvogt aus Wallstreet mit dem gleichfalls seines Taktgefühls wegen berühmten Herrn Hjalmar Schacht. Doch welch Hallo hätte es gegeben, wenn Gilbert sein ökonomisch geschultes Auge etwa auf unsre Wehrmacht geworfen hätte! Wahrscheinlich werden die guten Patrioten, die uns mit dem StGB. auf dem Tisch kontrollierend lesen, in einer solchen Bemerkung einen Wink für den Reparationsagenten sehen, also Landesverrat potenziert. Nur ruhig. Auch ein weniger taktvoller Gilbert würde nicht deutsche Aufwendungen für Wehr und Waffen rügen, kein Politiker von Rang in den ehemaligen Feindbundstaaten würde das heute tun, ausgenommen vielleicht der alte Clemenceau, der nicht mehr zählt. Auch der zeternde Poincaré beschränkt sich letzten Endes darauf, den Deutschen vorzuwerfen, daß sie ihre Alleinschuld am Krieg noch immer nicht wahrhaben wollen. Der deutsche Militäretat ist gewiß groß und verdächtig, aber er gedeiht prächtig im heißen Schweißgeruch der noch viel größern Angst vor Rußland.

Bei uns vertritt man ziemlich übereinstimmend die Auffassung, daß man das wenige vom Versailler Vertrag Belassene auch ganz ausnützen müsse. Die Mehrzahl der Republikaner unterscheidet sich darin kaum von den dezidierten Nationalisten. Auch die Republikaner meinen, daß der Staat nicht nur Beil und Rute brauche, sondern auch ein Schwert, mag es auch im Vergleich zu dem Andrer nur Taschenmessergröße haben. Unsre Frage muß weitergehen als die der Republikaner, wir müssen nach dem Sinn und Nutzen dieses Heeres fragen. Denn diese Diminutivarmee ist nicht ohne weitres andern gleichzusetzen: sie ist laut Friedensvertrag verurteilt, effektlos zu bleiben. Jeder andre Militarismus der Welt trägt seinen Sinn, weil er in der Bestimmung dessen, was für sein Funktionieren notwendig ist, nicht von außen gehemmt wird, und weil alles, was zu seiner Komplettierung unternommen wird, mit Hinblick auf den „Ernstfall" geschieht. Dem deutschen Militär aber ist laut Vertrag der „Ernstfall" untersagt. „Das Heer soll ausschließlich zur Aufrechterhaltung der Ordnung innerhalb des Gebiets und als Grenzschutz verwandt werden," heißt es im Artikel 160, eine Klausel, die dieses Heer, mag es sich auch noch so martialisch gebärden, zur Rolle des

Jahrmarktslöwen verurteilt, der schrecklich wild tut, wenn ihm die Kinder bunte Konfettischlangen durchs Gitter werfen. Mag die Außenpolitik seit zwei Jahren auch Deutschland größere Bewegungsfreiheit gestatten, ein deutscher Militarismus, der plötzlich auf der eignen Spur einhertritt, würde, wie einst, der geschlossenen Abwehr der ganzen Welt gegenüberstehen. Die letzte und traurigste Möglichkeit zur Aufrüstung liegt nur in einem Kreuzzug gegen Moskau; da könnte ein großes deutsches Heer mit andern Trabanten Britanniens irgendwo auf der unermeßlichen russischen Steppe ein allerdings echt deutsches Schicksal erfüllen.

Vor einer Reihe von Jahren hat in der ‚Frankfurter Zeitung' ein früherer General den Plan entwickelt, ganz auf die Imitation großer Armeen zu verzichten und unsre sogenannte Wehrmacht einfach in ein nur für innere Zwecke organisiertes Gendarmeriekorps von 60 000 bis 70 000 Mann umzuwandeln. Das wäre nicht nur viel billiger, sondern auch viel klarer und ehrlicher, womit allerdings das große Getue einer Armee aufhören würde, deren Kanonen doch ausschließlich für die innere Front bestimmt sind. Und würde in der nächsten Zeit selbst die Erhöhung ums Doppelte bewilligt werden, was bedeutet das angesichts der modernen Riesenheere und wo noch dazu alles verboten ist, was den Krieg heut erst zum Krieg macht: die große Artillerie, die chemischen Waffen, die Luftgeschwader, die Unterseeboote! Man braucht nicht nur antimilitaristische Motive, um diese Reichswehr bekämpfenswert zu finden.

Es scheint trotzdem notwendig, auf der republikanischen Linken, die sich in Abneigung und Mißtrauen ziemlich einig ist, eine Klärung herbeizuführen. Es kommt, dürr gesprochen, nicht darauf an, die Reichswehr zu republikanisieren, sondern sie loszuwerden. Bitte, keine Ohnmachtsanfälle! Vor ein paar Jahren wurde man auf der Linken als Quertreiber abgelehnt, wenn man für das eintrat, was man heute die Republikanisierung der Reichswehr nennt. Damals fand man die Führung höchst loyal und schob die monarchistischen Exzesse aufs Konto temperamentvoller Unterführer. Inzwischen ist über die Loyalität in den höchsten, und über das Temperament in den untern Kommandostellen der letzte Zweifel getilgt, und die verehrten Republikaner sind den Kritikern von damals langsam nachgewackelt. In zwei, drei Jahren wird Reichsbanner etcetera wahrscheinlich so weit sein, ziffernmäßige Herabsetzung und radikale Umformung der Wehrmacht zu fordern. Aber dann können die neuen Tatsachen schon wieder stärker sein als das Resolutionspapier.

*

Zum ersten Mal ist Herr Geßler mit einer Millionenforderung auf ernsten Widerstand gestoßen. Dank preußischer Initiative ist sein Schlachtschiff von 10 000 Tonnen im Reichsrat abgelehnt worden. Er war verstimmt und verdutzt; dies erste Exemplar einer neuen Armada sollte doch nur 80 Millionen kosten. Deswegen wollen die Deutschnationalen jetzt im Landtag eine kleine Seeschlacht arrangieren, und ein pensionierter Meergott wie Herr Brüninghaus behauptet in der

'Täglichen Rundschau' allen Ernstes, daß dieses eine Schlachtschiff durchaus in der Lage sei: „jedem mutmaßlichen Angreifer in der Ostsee mit Erfolg entgegenzutreten". Auch wenn die Russen die großen Dinger in Kronstadt auslaufen ließen? Da Herr Brüninghaus Fachmann ist, sollte man ihm, wenns losgeht, höchstpersönlich das Kommando über diese aussichtsvolle Expedition geben. Aber der Herr Admiral ist vor allem ein tüchtiger Journalist, und journalistische Begabung mit leichtem Münchhausen-Einschag gehört zur stärksten Marinetradition von Tirpitz her.

Auch die Betriebsamkeit gehört dazu. Denn Wilhelms Lieblingskind, die Kriegsmarine, konnte sich nur schwer gegen die Konkurrenz auf dem Trocknen durchsetzen. Heute ist die Flotte tabu. Der alte Großadmiral hatte noch ewig mit Volldampf arbeiten müssen; heute genügt ein Veto des Herrn Zenker, um einen Rüffel für jenen Kapitän Kolbe zu verhindern, der die Zeitgeschichte um ein schwimmendes Münsingen bereichert hat. Und dennoch war der taktisch sonst so sichere Geßler dies Mal nicht gut beraten, indem er sein Schiffsbauprogramm mitten in die Aufregung um die verfilmten Marinemillionen platzen ließ. Nur jemand, der an bedingungslose Annahme, auch der ausschweifendsten Forderungen, gewöhnt ist, wird einen solchen Lapsus begehen. Laut neuer Feststellung des 'Berliner Tageblattes' betragen die verfilmten Gelder nicht, wie zuerst angenommen, 6, sondern 10 Millionen, und ob das schon die Endsumme ist, weiß wohl nur der unerbittliche Kontrolleur Saemisch. Seit Wochen wird jetzt Veröffentlichung des Berichtes über diese Vorgänge verlangt, aber der Herr Sparkommissar, dessen Rechnungsräte sonst die Forschungsinstitute, die den einzelnen Ämtern angegliedert sind und manche nützliche Arbeit leisten, bei der Anschaffung auch des notwendigsten Handwerkszeugs gehörig kujonieren, zeigt sich hier als ein seiner Verantwortung gegenüber den Interessen der Wehrmacht bewußter Ephorus. Die Spatzen pfeifen in die Redaktionsfenster, daß in dieser langen Wartezeit von dem sekreten Bericht eine wohlfeile Volksausgabe hergestellt wird, an der sich Parlament und Presse belustigen können, während das unverdünnte Original den höchsten Stellen zur privaten Benutzung verbleibt. Den Begriff Etatvergehen kennt man hierzulande nicht.

Allerdings paßt das alles ganz gut zum Stil unsrer Militärpolitik: hier ist Erfüllung und Leistung wenig und Propaganda alles, und 10 in Salzwasser versenkte Millionen sind gut angelegtes Kapital, das in Marinebegeisterung und künftiger Bewilligungsfreudigkeit seine Zinsen trägt, auch wenn dabei, was nicht beabsichtigt war, für eine den Wassergöttern attachierte Nereide eine behaglich möblierte Zwölfzimmergrotte am Lützowufer abfällt. Seefahrt tut trotzdem not, und weiß man in Tuntenhausen, wenn man sich dort an der „Eisernen Braut" delektiert, von den verkapselten Zahlen des Herrn Saemisch?

Diese Flotte, auch wenn sie verantwortungsvoller verwaltet worden wäre, ist militärisch ohne Sinn. Ihre Existenz ist eine Aquariumexistenz. Hier hätte die Linke eine herrliche Parole für den Wahlkampf. Wird sie davon Gebrauch machen?

Drei Kriegsmarinen hat Deutschland gehabt, und über jeder funkelte ein boshafter Stern. Die erste deutsche Flotte, die des Deutschen Bundes, wurde ruhmlos versteigert. Die zweite liegt auf dem Grund von Scapa Flow. Die dritte sollte ins Trockendock gezogen werden, ehe sie an faulen Finanzgeschäften völlig havariert.

Das Erbe Sun Yat Sens von K. A. Wittfogel

Unter dem Bilde Sun Yat Sens

Alles mögliche läßt sich unter einem Bilde anstellen. Bemalte Leinewand hat keine Fäuste, kann sich nicht wehren.

Hoch über der Bühne des quadratischen Saales in der Rue de Grenelle 84, Paris, wo das „Exekutivkomitee der europäischen Ortsgruppen der Kuo Min Tang" (Richtung Nanking-Hankau) den sechzehnten Jahrestag des Beginns der Ersten chinesischen Revolution feiern wollte, hing, demonstrativ in die Mitte gerückt, ein Brustbild Sun Yat Sens. So wußten es also die ostasiatischen Herren in Lackschuhen und Cut und ihre Damen mit dem Schmuck, der massiv über die Seide ihrer mondänen Toiletten hinkratzte, vorweg: Es ist im Namen und im Geiste des Mannes dort oben, daß wir uns heute Abend, am 10. Oktober 1927, hier zusammenfinden.

Die Gedenkfeier beginnt. Geschieht sie nicht tatsächlich in seinem Namen? Die Herren und Damen erheben sich. Sie lauschen. Man verliest einen Auftrag, der der chinesischen Revolution gilt, das Testament Sun Yat Sens. Klar fallen die Gedanken in den Raum. An ganz bestimmte Bedingungen ist der Sieg des Befreiungskampfes Chinas gebunden. Außenpolitisch gilt Eins: Man arbeite Hand in Hand mit demjenigen Lande, das sich freiwillig mit uns Chinesen auf den Fuß der Gleichberechtigung stellte, das ist, mit der Sowjetunion.

Indes dieser Passus verlesen wird, sind zwei befrackte chinesische Studenten bemüht, zwischen den beiden Fahnen der Kuo Min Tang rechts und links im Hintergrund eine dritte Flagge anzubringen. Welche wohl? Errät man es? Eindeutig scheint der Auftrag des Mannes dort oben. Eindeutig ist, was seine „Anhänger" tun. Nicht das Banner mit der Sichel und dem Hammer auf rotem Grund entfalten sie. Sie befestigen die Trikolore, das Wahrzeichen eines Landes, das in dieser selben Stunde seine chinesischen Konzessionen, Pachtgebiete und imperialistischen Privilegien mit Kanonenbooten, Tanks und Maschinengewehren gegen den Zorn der chinesischen Volksmassen geschützt hält. Wir blicken umher. Die Landesfarben so ziemlich aller großen Länder der Erde (von denen viele imperialistisch in die chinesischen Lebenszentren eingegraben sind) hat man in der Höhe des Saales aufgereiht. Die Fahne jenes Landes nur, dessen auf seinem Sterbebette Sun Yat Sen vor allen übrigen Nationen der Welt gedachte, jenes Landes, dessen Führern er angesichts des kommenden Todes brüderliche Grüße sandte, jenes Landes, mit dessen siegreicher Revolution nach Suns eignem Wort für China ein

neues Leben begann, die Fahne dieses Landes haben wir im Saale in der Rue de Grenelle nicht entdecken können.

Das bebrillte Vorstandsmitglied liest weiter. „Ihr werdet das große Ziel nur erreichen, wenn ihr euch auf die Massen Chinas stützt!" Auf die Massen. Dutzende von Malen hat Sun Yat Sen präzisiert, wer jene Massen sind. Es sind die Industriearbeiter und das Vierhundertmillionenheer der Bauern. Wieder blicken wir durch den Saal. Viele chinesische Arbeiter gibt es in der großen französischen Stadt, viele. Nicht gering ist unter ihnen die Zahl derer, die revolutionär gesonnen sind. Hier fehlen sie. In diesem Kreise „orthodoxer" Parteigänger Sun Yat Sens ist für sie kein Raum.

Denn ... aber dabei darf man sich setzen. Es folgen die politischen Ansprachen, der Kommentar sozusagen dafür, warum heute keine Arbeiter hier anwesend sind, und warum man anstatt der Flagge der Sowjetunion diejenige der Imperialistenländer hißt. Die Kuo Min Tang, das heißt, das, was jetzt noch von ihr übrig geblieben ist, atmet auf. Endlich ist die chinesische Bourgeoisie unter sich! „Unsre Partei, die Kuo Min Tang ... hat eine radikale Reinigung vorgenommen". Man hat die Vertreter der Massen, die Kommunisten, ausgestoßen. (Ausgestoßen nur? Man hat die Bureaus der Arbeiter- und Bauernverbände gesperrt, hat die Führer der Massenorganisationen gefangen gesetzt, gefoltert, hingerichtet.) Der Grund ist sehr einfach: Die Kommunisten haben „den revolutionären Weg der Kuo Min Tang versperrt". Wörtlich so. Sie sind „Gegenrevolutionäre", weil sie sich vermaßen, gegen den großen Landbesitz, für die Agrarrevolution einzutreten.

Das alles sagen und denken die Herren Kuo Min Tang-Redner unter dem Bilde Sun Yat Sens, unter dem Bilde des Mannes, der den russischen Kommunisten Borodin als seinen Berater nach Kanton rief, der die chinesischen Kommunisten in die Kuo Min Tang aufnahm, von dem das Wort überliefert ist, seine Partei biete für Gegner der Kommunisten keinen Platz. Jetzt ist er tot, der Alte. Jetzt feiert ihn „seine Partei" auf ihre Weise.

Der weitere Verlauf des Abends, dem Anfang würdig, sei übergangen. Wir sind weder prüde noch Ästheten. Aber hier geht es nicht um ästhetisch-moralische, sondern um politische Kategorien. Wer meint, er feiere eine Revolution angemessen durch das Vorführen von Akrobaten und Gewichte stemmenden Athleten — bitte schön! Allein ein Schauspieler, der sich und das Parkett damit vergnügt, einen betrunkenen Arbeiter zu markieren; eine fette Komikerin vom Casino de Paris, die ihre zweifelhaften Reize unter Absingung schlüpfriger Liedchen unmißverständlich ausbietet, vor einem Publikum freilich, das diese Art von Feier nur zu willig entgegennimmt — immer unter dem Bilde „unsres unsterblichen Führers Sun Yat Sen" — — wir gestehen, daß die Konsequenz dieser politischen Demonstration uns überwältigte. Vor dem Beginn des zweiten Teiles des Programms flüchteten wir ins Freie.

Und uns kam eine andre Veranstaltung in den Sinn, der wir, vor acht Monaten erst, beiwohnten, wo auch Kuo Min

Tang-Chinesen eine nicht ganz kleine Rolle gespielt hatten. In Brüssel war das gewesen, im Palais Egmont. Dort hatte ebenfalls ein Bild Sun Yat Sens auf die Anwesenden herabgeblickt; allein die Szene damals hatte ein etwas andres Gesicht gehabt. In Brüssel hatten die Vertreter der revolutionären Massen Indiens, des malayischen Archipels, Afrikas, Ägyptens, Anams, Koreas, besonders aber die Vertreter der chinesischen Revolution ihre Bundesgenossenschaft mit der revolutionären Arbeiterschaft der Welt feierlich formuliert und konkret festgelegt. Durch den Mund seiner Delegierten sprach im Palais Egmont dasjenige China, dessen sich die Kuo Ming Tang-Bourgeoisie gegenwärtig mit Feuer und Schwert zu entledigen sucht, das China der Arbeiter und der Bauern.

Im Zeichen Sun Yat Sens aber die Einen und die Andern? Wie das? Können zwei dermaßen verschiedene Richtungen mit gleichem Recht auf den gleichen Namen sich berufen? Falls aber nicht, wo dann steht der gefälschte Sun Yat Sen, wo der echte? Bei der ungeheuren Autorität Sun Yat Sens wird diese Frage zu einer Schicksalsfrage für die gesamte ideologische Entwicklung der chinesischen Revolution. Wer war, was wollte, was täte, lebte er heute noch, Sun Yat Sen?

Von Thomas Münzer über Wilson zu Lenin

Als bürgerliche Revolution begann die Umwälzung Chinas. Ihr Führer konnte daher zu Anfang nichts Andres sein, als bürgerlicher Revolutionär. Doch ist dies bereits ungenau. Als Sun Yat Sen ein Knabe war, wußte er, im vorkapitalistischen Milieu einer Welt armer Bauern, nichts noch von bürgerlichen Klassenwünschen und -zielen. Der Geist uralter Bauernkriegssehnsucht umgab ihn. Sein Oheim hatte unter dem Kaiser der Taipingrevolution gefochten. Sun träumte davon, wie jener ein Befreier des armen chinesischen Dorfes zu sein. Im Sinne Thomas Münzers und mit den Idealen eines Stenka Rasin hat er revolutionär zu fühlen und zu denken begonnen. Als der Student Sun, vom ersten Auslandsaufenthalt (in Hawai) zurück, in Kanton und Hongkong nach revolutionären Freunden Ausschau hielt, fand er diese im Kreise der Angehörigen von Geheimgesellschaften, deren Ziel, reaktionär, die Wiedereinsetzung einer nationalen chinesischen Dynastie war.

Vom Programm der „Triade" und der „Gesellschaft der Ältern Brüder" zur Forderung einer — revolutionär zu erkämpfenden — konstitutionellen Monarchie war der Schritt groß; groß wiederum der weitere Sprung zur Absage an den konstitutionellen Kompromiß und zur Proklamierung des Ziels der radikal-demokratischen Republik.

Unwissende oder an Täuschung interessierte Darsteller möchten glauben machen, Sun sei immer der gleiche, und zwar immer der Sun einer bestimmten Phase der „Drei Prinzipien" gewesen. Nichts ist falscher. Wie man sieht, hat Sun Yat Sen, als er 1907 im Januar in Tokio in einer berühmt gewordenen großen Rede zuerst seine Drei Prinzipien bekannt gab, bereits einen langen Weg, eine ganz außerordentliche Entwicklung durchmessen.

Die materielle Entwicklung Chinas lag, wie wir andernorts zeigen konnten, dieser geistig-politischen Entwicklung Suns zugrunde. (Vgl. Wittfogel „Die Entwicklung Sun Yat Sens und des Sun-Yat-Senismus", Einleitung zu „Sun Yat Sen. Aufzeichnungen eines chinesischen Revolutionärs". Agis-Verlag, Berlin-Wien, 1927.) Neue gesellschaftlich-ökonomische Wandlungen haben, nach 1907, weitere Wandlungen, Neuerungen, Umgestaltungen des Programms Sun Yat Sens veranlaßt. Man glaubt, es sage viel über Sun „Prinzipien", wenn man feststellt, daß das erste Prinzip die nationale, das zweite die politische, das dritte die soziale Revolution fordert. Eine solche Angabe, obzwar nicht gradezu falsch, ist doch völlig ungenügend. Das China von 1924 war nicht mehr das China von 1907 — vom China von 1895 oder 1885 ganz zu schweigen.

Sun war der sich entwickelnde Repräsentant einer sich entwickelnden Revolution in einem sich entwickelnden Lande. Mindestens drei verschiedene Stufen lassen sich in der Entwicklung der „Prinzipien" Sun Yat Sens unterscheiden. Wir geben einen schematischen Überblick:

Etappe	Erstes	Zweites P r i n z i p	Drittes
1907—11	Nieder mit der Mandschudynastie!	Errichtung einer Demokratie (Beispiel, nicht sklavisch zu befolgendes Muster: Amerika).	Lösung der Agrarfrage durch staatliches Edikt.
1912—22	Verschmelzung der „fünf Nationen" (Chinesen, Mandschus, Mongolen, Mohammedaner, Tibetaner). Brecht die innere Reaktion!	Errichtung einer Demokratie (Beispiel — s. o. — Schweiz, Frankreich, Amerika).	Lösung der Agrar- und der industriellen Frage durch Edikt des bürgerlichen Staates.
1923—25	Gegen Militarismus und Imperialismus! Kulturelle Autonomie der vier kleinen Nationalitäten.	Demokratie (Die alten Beispiele treten zurück gegenüber der Sowjetunion, deren Verfassung Sun jetzt „viel besser" nennt als die parlamentarischen Verfassungen des Westens)	Ziel bleibt. Zu seiner Verwirklichung werden jetzt die Arbeiter- und Bauernorganisationen (die auch I und II erkämpfen sollen) mobilisiert.

Dieser Überblick (der erste notabene in der Sun Yat Sen-Literatur, der Suns Entwicklungsstufen derart differenziert) ist keineswegs vollständig. Vieles ist heute noch in den Einzelheiten nicht völlig geklärt. Manches wäre in ausführlicherer Darstellung einzufügen. So hätte man in Spalte I (Erstes Prinzip) hinzuweisen auf den Wandel der außenpoli-

tischen Bundesgenossenschaft der chinesischen Revolution. In ihrer ersten Periode ist sie mit bürgerlich-fortschrittlichen Mächten des Auslandes (Amerika, Japan, Frankreich) zusammengegangen. In der letzten Phase wurde die Sowjetunion der außenpolitische Verbündete der damaligen Kuo Ming Tang-Regierung. Unter dem Dritten Prinzip wäre nachzutragen für die letzte Etappe die beginnende Abkehr von den bisherigen groß-bürgerlichen Kreisen Chinas und die demonstrative Wendung zur Zusammenarbeit mit der Kommunistischen Partei.

Immerhin dürfte unsre Aufstellung auch in der vorgelegten unvollständigen Form einen Begriff davon geben, daß und wie Sun Yat Sen und mit ihm die chinesische Revolution sich entwickelt hat. Die unverschämte und zu sehr durchsichtigen Zwecken aufrechterhaltene Lüge von jenem Sun Yat Sen, der immer der Gleiche war, immer nämlich der Sun der mittlern Periode der Drei-Prinzipien-Zeit, diese der chinesischen Bourgeoisie so außerordentlich nutzbringende Lüge ist nach Klarstellung der oben angedeuteten Tatsachen für jeden, der die wirkliche geschichtliche Wahrheit sucht, hoffentlich erledigt.

*

Die beiden in englischer Sprache veröffentlichten großen Sun Yat Sen-Biographien, diejenige von J. Cantlie und C. S. Jones „Sun Yat Sen and the awakening of China" und P. Linebarger „Sun Yat Sen and the Chinese Republik" (London, ohne Jahr, die erste; New York 1925 die andre) stellen naiv die private Seite der Sunschen revolutionären Leistung in den Vordergrund. Es ist bezeichnend für diese beiden „Standard-Biographien", denen wir übrigens viele wertvollen Details verdanken, daß sie im Eifer des Gefechts die Darstellung der Drei Prinzipien Sun Yat Sens — vergessen! Eine gut dokumentierte Tatsachenschilderung der ersten Phase der Drei-Prinzipien-Zeit findet sich bei Albert Maybon: „La politique chinoise" Paris 1908. Hier sind u. a. die Drei Prinzipien in ihrer ersten Fassung fast vollständig abgedruckt. In der jüngsten Zeit sind in China mehrere Übersetzungen der Drei Prinzipien in ihrer letzten Form (1924), zum Teil sogar in der Tagespresse, erschienen. Die Anfänge einer deutschen Übersetzung der „Prinzipien" im Schlieffen-Verlag zeichnen sich, neben hoher Geschäftstüchtigkeit — kunstvoller „Streckung" des Textes — durch den Versuch aus, Sun zu etwas zu machen, was er nun wirklich niemals war: zu einem strammen Chauvinisten. Die Ausgabe des Schlieffen-Verlags sucht — und findet — das ihr gemäße Publikum in den Kreisen der Altsozialisten, unter den Lesern des „Völkischen Beobachters", des „Jungdeutschen" und der „Kreuzzeitung". — Die Ausgabe des Agisverlags zeigt Sun Yat Sen auf allen wesentlichen Stufen seiner Entwicklung und unterscheidet sich damit grundsätzlich von sämtlichen vorgenannten Biographien und Textausgaben. Trotzdem soll — „in einem guten Haushalte ist jedes Stückchen Bindfaden nützlich" — von der Lektüre der aufgezählten Schriften keineswegs abgeraten werden. Im Gegenteil. Wer zum Beispiel die Übersetzung des „Ersten Prinzips" in der Ausgabe des Schlieffen-Verlags aufmerksam liest, wird schnell bemerken, daß diese Schrift durchaus nicht das nationalistische Erbauungsbuch ist, das gewisse reaktionäre Journalisten daraus machen möchten.

Von einer auch nur auszugsweisen Nennung der wichtigsten Sun Yat Sen-Literatur im weitern Sinne muß an dieser Stelle aus begreiflichen Gründen Abstand genommen werden.

Ein zweiter Artikel folgt

Aus Shelleys Maskenzug der Anarchie

Nachdichtung von Alfred Wolfenstein

Als Protest gegen das „Gemetzel von Manchester", wo im Juli 1819 unter Lord Castlereaghs Regierung eine Arbeiterversammlung blutig auseinandergetrieben wurde, schrieb Shelley „The Mask of Anarchy". Dieses große weniger bekannte Pamphlet geht der ganzen modernen Zeitdichtung voran (auch Herweghs Arbeiterbundeslied nimmt von hier manchen Vers und das Motto: sie sind Wenige, ihr seid Viel!). Shelley bietet ein Beispiel, daß die Zeitdichtung, diese umstrittene und heute wieder so wichtige Kunstart, auch den „reinen" Dichter angeht und bei ihm um so stärker überzeugt. Da zeigt sich der Schöpfer nur nackter als der Empörer, der er ist.

A. W.

Die Stimme:

Auf! Auf in löwenstarker Zahl
Des Siegs! Werft ab die Kette, Qual
Wie Tau, der euch im Schlaf befiel:
Sie sind Wenige, ihr seid Viel!
Freiheit! — Was ist Freiheit? — Wißt
Ihr nicht mehr, was Knechtschaft ist,
Deren Name jammervoll
Als ein Echo auf euren scholl?

Dies ists: Arbeit so entlohnt,
Daß euer Leben gerad noch wohnt
In des Körpers letztem Kern
Wie im Kerker, für die Herrn.
So, als wäre es genug,
Ihre Hand zu sein, ihr Pflug,
Und für sie zum Schwert gemacht,
Sie zu schützen in der Schlacht.

Dies ists: Hilflos anzuschauen,
Wie erfrieren eure Frauen,
Toll von ihrer Kinder Not,
— Während ich spreche, sind sie tot!
Dies: Daß einer hungern kann,
Weil viel Kost der reiche Mann
Braucht, und auch sein lieber Hund
Wird vor seinen Augen rund.

Dies: Dem Geldgeist zu erlauben,
Tausendfach heut mehr zu rauben
Als dem bloßen Gold gelang
Einstens unter roherem Zwang!
Scheine-Schmiede, die den Wert
Hämmert auf Papier, gequert
Mit dem Stempel, der entrafft
Uns der Erde Erbenschaft!

Vögel haben Nester, Rind,
Pferd und Hund im Winterwind
Haben ihr gewärmtes Haus,
Esel, Schwein ruhn satt sich aus:
Ihr nur habt es nicht. Kein Wild
Und kein Wilder bliebe mild,
Ihr nur! Das ist Sklaverei.
Was ist Freiheit? Sklave, schrei,

Antwort schrei aus deinem Loch
— Und wie Traum schon wankt das Joch.
Denn, o Freiheit, Wirklichkeit
Bist nur du! kein Lärm der Zeit!
Brot des Arbeiters! der matt
Kommt an seinen Tisch vom Rad —
Du bist, was ein Feuer und Kleid
Dem bedrückten Volk verleiht.

Stößt der Reiche, du bist groß,
Du allein, zum Gegenstoß,
Zeugst ihm Schlangen an den Hacken,
Tritt er auf des Armen Nacken.
Bist du des Gesetzes Sinn,
Gibt sich Recht dem Geld nicht hin,
Wie in England, trüb, entlichtet,
Weil es unfrei, ungleich richtet.

Du bist Liebe: Deinen Fuß
Küßte auch des Reichen Kuß,
Der, anstatt der Kirchenwelt
Besser weihet dir sein Geld!
Schmelz es um! Zu Waffen mache
Alles, für die gute Sache,
Waffen gegen Geld und Krieg,
Denen ihre Macht entstieg!

Dichtung und Gedanke sind
Deine Leuchten. Wer ist blind,
Wer ist arm vor Kunst! O du,
Segen, Aufruhr, Reiz und Ruh!
— Aber Worte nicht mehr, — Leben!
Taten sollen Freiheit geben!
Hört: Beruft die Mutigen ein
Zu gewaltigem Verein:

Auf dem Platz der Ebenen seis,
Deren Wand der Erde Kreis,
Deren Decke ist Azur
Und der Boden grün Natur,
Sie, die ewig sich nicht beugen,
Seien der Versammlung Zeugen.
Und von letzten Grenzen her
Kommt! von Städten, Bergen, Meer,

Kommt! auch aus den Kerkern kalt,
Wo die Männer jung und alt,
Frauen, Mädchen, Kinder bleichen,
Weinende, noch lebende Leichen.
Kommt! vom täglichen Gerüst,
Wo ihr euch vermieten müßt,
Notdurft, die ins Herz euch Zähren
Sät, ein Korn, das kann nicht nähren.

Aber kommt auch ihr vom Schloß,
Aus der prächtigen Sessel Schoß,
Wo die Trübsal heimlich rinnt
Wie ein sehr entfernter Wind,
Wo man sich nur leicht erzählt,
Was die Menschen draußen quält,
Daß wir mit so feinen kühlen
Wesen beinah Mitleid fühlen.

Kommt zusammen! Schalle weit:
Daß ihr frei geboren seid!
Solcher Wahrheit blanker Schrecken
Soll euch wie ein Schild bedecken.
Mag dann der Bedrücker Heer
Euch sogleich umstellen, Meer
Dunkler Waffen, hohler Wappen,
Die des Volkes Platz umschwappen —

Huf und Räder laßt heran
Rollen auf erdröhnender Bahn,
Ihr Geschütz! Ihr Bajonett
Wie auf weißes Wollustbett
Ziele auf die Brust euch stumm —
Laßt der Reiter Säbel krumm
Kreisen, Sterne ohne Sphären,
Die von Blut sich zischend nähren —

Stellt euch unbesorgt Gestalt
An Gestalt, dicht wie ein Wald,
Mit verschränkten Armen hin
Und mit Blicken, voll vom Sinn
Eurer Unbesieglichkeit —
Flucht, die sonst den Krieg durchschreit:
Fällt an eurer Phalanx nieder
Wie der Schatten eurer Glieder.

Hand bei Hand, ein treu Geflecht,
Steht! Euch hilft ein altes Recht,
Regel auch für diesen Streit:
Denn ihr seid der neuen Zeit
Herolde, geheiligt jetzt!
Wer die Herolde verletzt,
Komme auf sein Haupt das Blut
Solcher Sünde! Ihr bleibt gut.

Und wenns die Bedrücker wagen,
Laßt sie schießen, stechen, schlagen,
Niederreiten Mensch mit Tier,
Was sie wollen, duldet ihr!
Mit gefalteten Armen steht,
Seht, wie Mord in Heeren geht,
Fürchtets kaum, noch weniger staunt —
Bis die Wut Rückzug posaunt.

Denn sie werden fliehn, beklommen
Hin, woher sie blindlings kommen —
Vom vergossnen Blut dann spricht
Ihr gerötetes Gesicht,
Frauen deuten hin auf sie,
In den Straßen grüßt sie nie
Mehr ein Freund, doch jeder zeigt
Sie den andern, nickt und schweigt.

Auch der ehrliche Soldat,
Der Gefahr bestanden hat,
Schämt sich der Gemeinschaft, stellt
Lieber sich zur freien Welt.
So regt feiger Volkesmord
Alles auf, wie Seherwort,
Das sich kündet überall an,
Ein krachender Vulkan.

Und es läutet und es flammt
Das Gericht, das verdammt
Die Bedrückung. Sie stürzt nieder!
Hört es wieder — wieder — wieder —:
Auf! Ihr seid des Sieges Zahl!
Schüttelt ab die Kette, Qual
Wie Tau, der euch im Schlaf befiel:
SIE SIND WENIGE, IHR SEID VIEL!

Journalistischer Nachwuchs von Ignaz Wrobel

Woran es in Deutschland so merkwürdig mangelt, das ist die Möglichkeit für einen jungen Mann, in der Praxis und an der Praxis zu lernen: also arbeitend von einem Erfahrenen belehrt zu werden. Das Ideal aller Berufe ist die „Hochschule" — irgend etwas der veralteten Universitätsform Nachgeäfftes, mit Professoren, Studenten, Studentenverbindungen und einem Examen. Dieses Examen soll dem Kandidaten die „Berechtigung" geben, seinen Beruf auszuüben; er versteht das meist falsch und leitet ein Recht daraus her, wo doch nur eine theoretische Vorbereitungszeit gewesen ist. Am liebsten möchten sie eine „Hochschule für widernatürliche Unzucht sowie deren Abarten" haben.

Wie sieht, zum Beispiel, der Nachwuchs im Journalismus aus —?

Kümmerlich. Und das kann gar nicht anders sein.

*

Wer jemals einlaufende Post auf einer Redaktion gelesen hat, der weiß, wie so ein Einlauf aussieht. Wenig Hoffnungen, viel Entwürfe — sehr viel Dilettanten, sehr viel Männer und Frauen, „die gar nicht einsehen, warum sie sich in dieser schweren Zeit nicht etwas nebenbei verdienen sollten", die aber niemals auf den Gedanken kämen, sich etwa nachmittags zwei Stunden lang als Ingenieure einem Elektrizitätswerk zur Verfügung zu stellen. Schreiben kann jeder. Wie wird man Journalist —?

Man wird Journalist durch innere Berufung, weil man es werden muß. Und man kann es werden: durch Ermunterung. Die bleibt meist aus.

Ob das in andern Berufen auch so ist, weiß ich nicht: der deutsche Zeitungsmann ist ein sehr ungeduldiger Mensch. Das mag der Beruf so mit sich bringen — er wartet jedenfalls nicht lange ab, experimentiert selten, hält nicht aus. Gleich oder gar nicht. Das kann man nun mit jungen Menschen nicht machen, die ermutigt werden sollen, gefördert, beraten und geführt. Die Arbeitgeber im Zeitungsgewerbe aber wollen möglichst fertige Leistungen sehen, und da alle es wollen, also fast niemand halbfertige, entwicklungsmögliche Arbeiten druckt, so herrscht in der Zeitung der Routinier.

Das Gros der Redakteure liest Arbeiten wie Schulaufsätze; und zensiert sie. Ja — oder Nein: darüber hinaus gehts selten. Daß sich der Redakteur, der immer überlastet ist, mit seinen Leuten wirklich beschäftigt, ihnen die Unarten austreibt, ihnen nicht nur sagt, wie man es nicht machen darf, sondern anschaulich erzählt, wie man es machen solle. So züchtet man Nachwuchs.

Die Presse macht sichs bequemer und jammert hinterdrein, daß „keiner da ist". Natürlich ist keiner da — sie jagen ja die Meisten davon.

Da ist zunächst die Herrschaft der Geronten. Es ist geradezu kläglich, mitanzusehen, wie eine falsch angewandte Treue alte Knacker im Betriebe läßt, die schon in der Blüte ihrer Mannesjahre den Durchschnitt niemals überragt haben; Männer, die gar nicht alt werden können, weil sie nie jung gewesen sind. Arthur Holitscher oder Alfred Kerr oder Karl Scheffler werden niemals „passé" sein — das welkt nicht. Dagegen hat bei irgend einem Dutzendschreiber die Sache mit dem fünfundsechzigsten Jahr gewöhnlich ihr Ende; wenn er je die Berechtigung hatte, überhaupt so lange zu schreiben, so waren es die Manneskraft, das Handgelenk, das handwerkliche Können, und die lassen etwa um diesen Zeitpunkt erheblich nach. Aber das klebt und nimmt jüngeren Leuten die Plätze fort; mit dem ganzen starren Eigensinn des vergreisten Alters sitzt das und sitzt, und die Verlage sind auf einmal so zartfühlend, so scheu, so duldend... Nie hat man sie so gesehen. („Wen meint er —?" Ein System.)

Der Lernende aber läuft neben dem Betrieb her und wird nur selten herangelassen. Das Beispiel S. J.'s, der, noch nicht zwanzigjährig, als Theaterkritiker an die Welt am Montag zugelassen worden war, ist fast unerhört. Wo aber, in aller Welt, soll sich der deutsche junge Journalist die Feder glatt schreiben?

In der Provinz —? Da ist die Position des angestellten Journalisten viel kümmerlicher als man gemeinhin ahnt — ich besinne mich noch auf jenen journalistischen Schützling S. J.'s, der von Berlin an einen großen Generalanzeiger Süddeutschlands ging und mit der ‚Weltbühne' einen Tauschverkehr verabredete. Die Weltbühne ging heraus; der Generalanzeiger kam nicht. Anfrage. „Es ist mir leider nicht möglich, meinen Verlag zu überzeugen, daß ..." Poincaré anrüpeln, das können sie; vor dem Zimmer des Verlagsprokuristen hören der Spaß und die Allmacht auf. In der Provinz wird der junge Mann nicht viel lernen, weil mit Ausnahme von ein paar Blättern das politische und künstlerische Gesichtsfeld dieser Zeitungen viel zu eng, die drückende Herrschaft der Abonnenten viel zu groß ist. Wir möchten schon, aber wir dürfen nicht...

In Berlin dürften sie schon eher. Aber wer hilft den jungen Menschen? Man müßte glauben, daß die sozialistischen und kommunistischen Blätter dazu noch am ehesten prädestiniert wären. Über die „Rote Fahne" als journalistisches Erzeugnis ernsthaft zu reden, ist leider nicht möglich — ich sage „leider",

weil mir ihre Grundgesinnung sehr nahe ist. Aber wie sieht das aus! Wie ist das geschrieben! — Der ‚Vorwärts' ist heute noch so verkalkt wie damals, als ich bei ihm anfangen wollte — über ein paar Glossen hinaus habe ich es da nie gebracht, und beim mechanischen Abdruck ist es geblieben. Von Ermunterung war wenig zu spüren.

Bleiben die großen demokratischen Zeitungen. Pro domo kann ich mich nicht beklagen — aber hier gehts um die Sache. Gewiß, es gibt hier und da junge Leute, die die große Zeitung weiter treibt; aber sehr häufig wird man den Eindruck nicht los, als habe das, was da steht, nur deshalb Wert, weil das Blatt eine so hohe Auflage hat. Lernen diese jungen Leute wirklich etwas? Beschäftigt man sich mit ihnen? Nicht schulmeisterlich, sondern fördernd? Mit wirklicher Zuneigung zu dem, was da entstehen will? Mit dem „Annehmen" ist es eben nicht getan, man muß so einen Menschen bilden, ihm Fingerzeige geben, ihn in die Schule nehmen (und ihn nicht auf die Schulter klopfen). Wer tut das —?

Ich glaube, daß der journalistische Nachwuchs in Deutschland nicht gut ist. Es wäre hübsch, wenn der Durchschnittsredakteur, der schwer von seiner Gottähnlichkeit überzeugt ist, seinen Stolz auf die Tarifverhandlungen verlegte und den Kollegen hülfe, nicht, wie man armen Leuten hilft, sondern indem er seine, ihre, unsre Sache fördert. Konkurrenz —? Aber ich wünschte, die Besatzung der ‚Weltbühne' bestände aus lauter Genies — das käme noch dem schwächsten Mitarbeiter zugute. Starwesen ist nicht nur geschmacklos — es ist dumm.

Es ist aber nicht nur die Angst vor der Begabung, nicht nur Eitelkeit und Greisenhaftigkeit.

Es ist auch häufig die Angst der Verlage, der Mann könne nach der Ausbildung davonlaufen. Aber das hat S. J. mindestens zehn Mal erlebt, und er hat nicht nachgelassen. Da ist weiter die Furcht, den Leser mit einer halbfertigen Leistung vor den Kopf zu stoßen. Grade eine Redaktion, deren Beiträge häufig anonym erscheinen, hat die Möglichkeit, kollektiv zu verbessern. Und da sind wir am Angelpunkt. Es wird zu wenig kollektiv gearbeitet. Lassen wir einmal die ‚Frankfurter Zeitung' beiseite —: in den meisten Blättern ist die Leistung zu individual aufgefaßt; sie ist Einzelarbeit eines Einzelnen, der sich gegen alle andern durchsetzen will, nicht: Resultat einer Gruppe, Deutschland hat die meisten Gruppen der Welt (Vereine, Verbände, Parteien, Orden), Deutschland ist das Land, in dem die Leute so schwer miteinander arbeiten. Sie können nur: untereinander und übereinander. Koordination ist hierzulande eine seltene Sache.

Ich glaube, daß sich ein starkes journalistisches Talent wie zum Beispiel Friedrich Sieburg auf alle Fälle durchsetzt. Aber der mittlere Mann, der fleißige, begabte, anständige Arbeiter — wo bleibt der —? Wer kümmert sich um den? Wer hebt den herauf? Wer beschäftigt sich mit ihm —?

Man hebt einen Stand am besten dadurch, daß man sich eine gute Konkurrenz schafft.

Das substanzlose Theater von Harry Kahn

Es ist noch gar nicht so lange her, zwei Jahre vielleicht, da sprach es sich bei den berufsmäßig Eingeweihten herum: Das Theater pfeift auf dem letzten Loch! Kintopp und Rundfunk drücken es immer mehr an die Wand und nehmen ihm den Atem! Feuilletonredakteure, kontraktlich verpflichtet, den Kalk im Gebein ihrer Mitbürger und das Gras auf den Gräbern wachsen zu hören, gaben entsprechende Nekrologe in Auftrag; der theaterkritische Nachwuchs sah sich nach Pressechefposten in der Filmindustrie um, und die Theaterdirektoren, denen schlotterten die Kniekehlen, die bereits laut Homer der Sitz des Lebensmuts sind.

Und siehe da: das Theater blieb nicht nur am Leben, es setzte sogar Fett an und bekam Pausbäckchen. Wahrscheinlich hätte es all jener Kampferspritzen nicht bedurft; vermutlich wäre auch ohne sie kein letaler Ausgang erfolgt. Denn die Agonie des Theaters war lediglich eine Teilerscheinung der allgemeinen (und recht folgerichtigen) Reaktion auf die wirtschaftliche Hektik der letzten Inflations- und der ersten Deflationsjahre. Sachkundige waren drum auch nicht überrascht, als sich, noch im Verlauf der Spielzeit 1925/26, das Blättchen plötzlich wendete. Und dann kam die Spielzeit 1926/27, in der auf einmal „alles ging": Hauptmann und Hasenclever, Goetz und Neumann, Sternheim und Zuckmayer, Coward und Molnar, Wallace und Bernard Shaw, und sogar Shakespeare. Romantische Historie und rheinischer Humor, Dialog-, Dialekt- und Detektivschmarren: die Kassenerfolge jagten sich, und den Zauberlehrlingen, die die Abonnementsgeister gerufen hatten, wurde angst und bange, weil sie nicht wußten, wie sie deren wohlerworbene Rechte mit der Serienausschrotung in Einklang bringen sollten.

Die Konjunktur ist heute noch kaum abgeflaut. Wirkliche „Verrisse" gibts ja so gut wie nicht mehr, seit die Kritik zu einer abgeklärten Gerusia geworden ist. Immerhin hat sie in dieser Saison bereits ein halbes Dutzend Stücke sanft abgelehnt. Aber die Leute laufen doch hin. Man ist — in Deutschland wenigstens — ziemlich film- und funkmüde, man wird nachgerade sogar tanz- und sportmüde. Aber theatermüde ist das deutsche Publikum keineswegs: es ist sogar theaterhungrig. Nur: es ist kein anständiges Futter für die leeren Magen da. Das europäische Drama befindet sich in einer Kohlrübenepoche. Shaw und Kaiser: das waren die letzten kalorien- und vitaminhaltigen Nährmittel, die uns serviert wurden. Was nach ihnen kam, war und ist Ersatz: aufgewärmtes oder nicht gargekochtes Zeug, wenn es nicht gar aus Eiolin und Palmin besteht, mit etwas, meist englischer, Sauce (Marke Catchup-todate) übergossen, damit der Durchschnittskonsument nicht so rasch auf den faden Geschmack kommt.

Sehr richtig beklagt Herbert Ihering in einer (bei der Schmiede erschienenen) kleinen Broschüre den „Mangel an theatralischer Substanz". Aber daß er diese an sich durchaus schlagende Konstatierung zum Anlaß nimmt, „Die verein-

samte Theaterkritik" (so der Titel des Heftchens) in all ihrer Beziehungs-, Standpunkts- und Verantwortungslosigkeit dar- und bloßzustellen, das ist zum Mindesten recht einseitig. Jene „artistisch feuilletonistische Kritik", die alles wichtig nimmt, weil sie nichts wichtig nimmt, jene von smarten Verlegern auf das Theater losgelassene Selbstgefälligkeit, die, halb Reportage, halb Schmonzette, „aus dem abgenutztesten Kulissenzauber noch Einfälle zieht", die gab es schon, als die europäische Dramatik noch in vollem Saft stand und das Theater von Substanz strotzte. Heute wird nur ihre Leere augenfälliger, weil sie jenen katastrophalen Zustand der theatralischen Substanzlosigkeit spiegelt, und zugleich wird ihre Unsachlichkeit gefährlicher, weil sie diesen Zustand übertäubt.

Denn viel wichtiger als die Frage, was aus der Kritik wird, ist die, was aus dem Publikum wird. Das läuft, ohne sich um die Kritik zu kümmern, in die Theater, um seinen Schauhunger zu stillen. Da keine Dichter da sind, die ihm etwas Nahrhaftes vorsetzen, hält es sich an den Schauspieler und den Regisseur. Man geht nicht zu Shakespeare, sondern zur Bergner; man achtet nicht mehr darauf, ob ein Stück von dem wenigstens dichterisch empfindenden Ernst Toller oder von dem Bilderbogenfabrikanten Alexei Tolstoi ist: man muß „Piscator" gesehen haben. Die Mittel werden zum Zweck: Überschätzung (und Überzählung) des rein Handwerklichen der Bühne ist die Folge. Kein Wunder, daß alle Grenzen verwischt, alle Werte vermanscht werden: das metaphysische Getue, das neuerdings mit allerhand, in ihrem Rahmen gewiß bewunderungswürdigen Variétégrößen getrieben wird, spricht Bände.

Woher die Substanzlosigkeit des Theaters, mit andern Worten: der Mangel einer der Zeit verhafteten, die Zeitgenossen wirklich im Innersten anrührenden Dramatik kommt? Der Gründe sind viele, vielfältig. Einen Fingerzeig zur Auffindung eines Generalnenners gibt vielleicht der Hinweis auf die Fälle ausgezeichneter Erzählungsliteratur, die derzeit auf allen Sprachgebieten geschaffen werden, während selbst auf dem um und um gepflügten, von individueller wie sozialer Dialektik nur so dampfenden Boden Sowjetrußlands sich nicht das zarteste Pflänzchen einer die neuen Inhalte in neue Form gießenden Dramatik zu erkennen ist. Hier sollte nur Diagnostik der augenblicklichen Situation getrieben werden. Der Befund, kürzest gefaßt, lautet: es gibt keine Krise des Theaters: es gibt noch weniger eine Krise der Kritik: es gibt nur eine Krisis des Dramas.

Vier Literaturpreise gleich dreieinhalb Blamagen

von Gerhart Pohl

Bestreitet Einer, daß die wohlmeinenden Stifter der vorhandenen Literaturpreise ehrlich bestrebt waren, Werte-Schaffenden „Gegenwerte" zu übermitteln, um produktive Existenzen zu stützen?

Aber wer wagte die Behauptung, daß schon weniger wohlmeinende, dafür umso reichlicher mit Beschränktheit gesegnete

Kuratorien, Verwalter, Komitees, die mit der Verwertung betraut wurden, die Preise nach Verdienst und Bedürfnis, also im Sinne jeder kulturlichen Stiftung, zuerkennen? Anno 1927 wird noch dem dreistesten Verteidiger gegenwärtiger Interessen der Atem stocken. Denn die Literaturpreis-Tabelle zeigt nur Zero.

Da ist Frau Gracia Deledda der Nobelpreis, ein sehr rundes Sümmchen, auf das ahnungslose Bankkonto gefallen. Wofür? Ja, das wußte nicht einmal die also ehrenvoll Beschenkte den Reportern aller Welt zu sagen. Frau Deleddas Geschichten, Novellen und Romane behandeln ein unleugbar wichtiges Problem: Wandlung der heutigen Frau zur selbstverständlichen Gleichberechtigung. Kennt Ihr noch die tränentriefende Margarethe Böhme, unter Wilhelms verfinsterter Fortschritt-Sonne eine mutige Schriftstellerin, oder Jolanthe Marès, Borngräbers einst viel gelesene Modedichterin? So ungefähr schreibt Frau Deledda, nur ein wenig hausbackener. Soweit ist auch ihre Problematik gediehen, also von der tatsächlichen Entwicklung längst überholt. Einer Geschichte der Deledda entsinne ich mich noch: Die Frau eines italienischen Arztes, als Eheweib an Haus und Bett gekettet vom tyrannischen Gemahl, der mit desinfizierter Moral gurgelt wie einstens Paul Heyses heldische Tenöre, wird von der vagen Sehnsucht nach Welt beschlichen. Aber der gestrenge Gatterich duldet keine „ausgeschweiften Laster" der Phantasie, geschweige die der sogenannten Welt. Also muß das arme Weib zuhause hocken, hinter verrammelten Fensterläden, seufzend und tränenreich monologisierend, derweil der Ehemann auf dem auswechselbaren Doppelboden seiner antiseptischen Moral in der von seiner Frau ersehnten Welt hurtig lustwandelt. Da naht — „die Versuchung", zunächst mystisch in Form eines Pochers gegen die Fensterläden, dann verführerisch in Gestalt eines schwarzmähnigen, dunkeläugigen Jünglings vor dem Fenster. Der will das Weib in Züchten betören, begnügt sich aber, da sie keine „Traute" hat, mit der Adresse ihrer Schwester, die als Kokotte das — vom Eheweib erträumte — Luderleben führt. Am andern Morgen erfährt sie, daß die Schwester in dieser Nacht meuchlings von einem schönen Unbekannten ermordet worden sei. Sie klagt sich an als Mörderin der geliebten Schwester und findet es in Ordnung, daß der moralgurgelnde Gemahl nunmehr noch verschließbare Eisenstäbe vor die dicken Fensterläden montieren läßt.

Im Kreise literarischer Auguren zwinkert man verständnisvoll die verschmitzten Äuglein: „Ja, aber Italien war doch dran!" Uns scheint nicht ein Staat, sondern ein Dichter Träger des Preises zu sein, und Niemand, der aller Staaten treue Obhut für die Dichtung kennt — hier nur die Namen: Georg Büchner, Emile Zola, Sinclair Lewis und Johannes R. Becher — wird diese „Begönnerung" der Staaten durch eine internationale Kulturgesellschaft verständlich finden. Aber wenn schon Abzählspiel, also heuer Italien, warum Frau Deledda, warum nicht Luigi Pirandello, Guiseppe Prezollini, Valentino Piccoli, Ugo Ojetti? Ein paar Namen des heutigen italienischen Schrifttums, mir grade geläufig und vielleicht nicht

einmal die wichtigsten, verblüffen schon: Vier bekannte Namen der Literatur — vier offne oder heimliche Gegner Mussolinis. Pirandello hat im Ausland oft zustimmende oder besänftigende Bulletins über den Fascismus drucken lassen. Aber man weiß, wie sowas zustandekommt, wie Interviews dem Interviewten Sentenzen anhängen, die niemals seinem Munde entfleuchten. Zudem sind Pirandellos konstruktive Dichtungen, die gegenwärtige Probleme sauber und bis zu einem Ende diskutieren, ein großartiges Leumundszeugnis gegen die Praktiken des „Duce". Prezollini und Piccoli sind Geistige unverdünnter Latinität, kulturgesättigt und voll kritischer Distanz, also immanente Antipoden des Fascismus. Der Vierte in diesem Zufallsbunde, Ugo Ojetti, ist als politischer Journalist liberaler Prägung aktiver Gegner der Schwarzhemden, hat dadurch den Groll des „Duce" auf seinen klugen Kopf gelenkt und seinen Posten als Chefredakteur einer größeren Zeitung jüngst verloren. Frau Gracia Deledda aber, empfindsam und lyrisch leicht verdöst, von Moral, jedoch nicht vom Geist behaucht, erfreut sich der Gunst des Cäsaren. Der Nobelpreis, den vordem Romain Rolland, Gerhart Hauptmann, G. B. Shaw erhielten, fiel 1927 an — Benito Mussolini. Wunderts Euch noch, daß der Gracia Meisterwerk in Deutschland August Scherl verlegte?

Und damit sind wir mitten mang dieser ernsten deutschen Republik (nicht der linken!) Denn der Schillerpreis fiel an Burte, Unruh, Werfel. Fein ausgeklügelt dieses Kompromiß, traun fürwahr! Burte: Verbeugung vor Schwarz-weiß-rot, Unruh: Kratzfuß von Schwarz-rot-gold arischer Linie, Werfel: Kopfnicker nach der jüdischen Seitenlinie dieser Couleur. „Da ham wer de janze Presse festjenarelt." Richtig getippt! Denn das homerische Gelächter, einzige Antwort auf diese Stümperei, blieb in den Hälsen der Feuilleton-Wächter stecken. Dieser Entscheid zwingt Einem die prinzipielle Frage auf: Wozu werden literarische Preise überhaupt verteilt? Doch wohl, um Talente zu fördern. Die drei Träger des diesjährigen Schillerpreises sind anerkannte Dichter. Inzwischen aber hocken junge Könner in fiebrigen Kontoren oder ungeheizten Buden, rennen als Reporter ihr Talent kaputt oder verstumpfen hinter getürmten Aktenbündeln.

Diese Feststellung wird auch Herrn Doktor Monty Jacobs interessieren, der diesmal den Kleistpreis verteilte. Das Stück des jungen Gerhard Menzel ist mir unbekannt. Gruß also — vorerst bis zur Uraufführung — einem neuen Dichter! Aber Hans Meisels Roman „Torstenson", gleichzeitig preisgekrönt, läßt keinen Hauch dichterischer Kraft verspüren. Diese Geschichte einer erfundenen Diktatur in einem erfundenen Lande — „wozu in die Ferne schweifen..." — ist: ein Hirngespinst erklügelter Schreibtisch-Aesthetik, rachitisch und unterernährt. Nicht wieviel ein Junger kann, ist zunächst wichtig, sondern, wieviel Kraft in ihm steckt. In dem Meisel reflektiert nur ein mattes Hirn.

Nörgeln kann Jeder, daher hier gleich ein paar Namen junger Kräfte, die sich zu entfalten beginnen: Da ist Georg

von der Vring mit einem farbenstarken und klaren, harten und doch schwingenden Kriegsbuch „Soldat Suhren" (J. M. Spaeth), Kurt Kläber mit „Passagiere der 3. Klasse" (Internationaler Arbeiter-Verlag), Manfred Hausmann, Hans Lorbeer, Werner Türk mit kräftigen zeitnahen Geschichten (in der „Anthologie jüngster Prosa"), Anton Behner mit einer sprachgewaltigen, phantastischen Erzählung „Der Massenmörder" (Neue Bücherschau) und zwei ungedruckten Romanen, Walter Becker mit veristischen Satiren „Gripse" (Weller). Sie alle wurden hinter Hans Meisel gestellt, also die verschieden große, mehr oder weniger gezügelte Kraft hinter die akademische Impotenz, die lebensvolle Zeitverbundenheit hinter müde Hirnspielereien.

Ein einziger Preis fand sinnvolle Zuerkennung: die Dotation der Gerhart-Hauptmann-Stiftung an Max Herrmann-Neiße. Die 3360 Mark erhielt ein Dichter, dessen Bedeutung von der Öffentlichkeit unterschätzt wird, und der das Geld gebrauchen kann. Aber auch die Freude über diese Zuerkennung wird getrübt. Denn die Gerhart-Hauptmann-Stiftung hat den Beschluß gefaßt, die Summe nicht mit einem Scheck zu zahlen, sondern — in 24 Monatsraten. Drei Tausender hätten dem Dichter die Möglichkeit gegeben, eine lange ersehnte, große Reise durchzuführen, 140 Mark sind angenehme Beihilfe zur Existenz, nichts mehr. Warum fragt die Stiftung nicht den Dichter selbst, ob er das Geld auf einen Tisch oder in Raten haben will? Manchem wäre vielleicht eine Monatsrente angenehmer, Max Herrmann-Neiße hätte sich den ganzen Betrag gewünscht, um lange Erträumtes zu verwirklichen und seinen Hunger nach Welt zu stillen. Warum stellt die Gerhart-Hauptmann-Stiftung einen Dichter, der kein Schulbube mehr ist, unter Kuratel? Solche Praktiken erinnern peinlich an Herrn Wendriners Mäcenatentum. Also auch dieser Preis ist — eine halbe Blamage.

Vier Literaturpreise gleich dreieinhalb Blamagen, was zu beweisen war.

Zum Thema Askese von Willi Wolfradt

Askese ist das inbrünstige Vergnügen an Sachen, welche wir nicht kriegen, — Verzicht auf die bewußten Trauben, weil sie zu süß seien.

Bereits die Prämisse des asketischen Denkens greift daneben: Genuß lähme den Auftrieb zu höhern Daseinsformen. Nein, durchaus nicht der Genuß, sondern die Begierde lenkt ab, hemmt, absorbiert Kräfte; nicht das stets unbefriedigte, flüchtige, über sich hinaus drängende Genießen, sondern allein die Sucht ist von jener Beharrlichkeit, die den Weg der Entfaltung zu verbarrikadieren vermöchte. Genuß ernährt, ohne zu sättigen, — Sucht hingegen verzehrt, ohne zu erlösen.

Fehl zumal die weitere Folgerung, daß der Genuß dem Vervollkommnungsstreben umso abträglicher sei, je müheloser er verschafft werde. Vielmehr birgt noch am ehesten grade

der schwer errungene, zu dem viel Verlangen aufzuwenden war, die Gefahr in sich, Falle und Fessel der empordrängenden Impulse zu sein. Vollends im Irrtum jedoch befindet sich jene übliche Zuspitzung asketischer Genußfeindlichkeit, der alle geistige Existenzsteigerung, alles seelische Wachstum gradezu vom Verzicht auf das sogenannte Sinnenglück abhängig erscheint, vom Verzicht insbesondere auf die Freuden sexueller Lusterfüllung. In Wahrheit läßt der Verzicht auf das den Menschen Gemeine unvermeidlich Erhebung in Überhebung ausarten; wer sich den Demütigungen des Elementaren asketisch entzieht, wird nicht an Gedanken und Erkenntnisvermögen zunehmen, sondern nur an Pathos und eitlem Dünkel. Denn eben dies ist Tiefsinn und Gnade der Sexualität: einer elementarischen Macht uns insgesamt zu unterwerfen, die den hochmütigen Überspannungen selbstbewußter Individuation einen Dämpfer aufsetzt. Traurig mag man von Schicksals wegen sein, — die trotzige Freudlosigkeit der Askese aber ist pure Arroganz. Lust ist die Süße der Bescheidung zu kreatürlicher Gemeinsamkeit, und Auftrieb wird Anmaßung, indem er sie meidet und verachtet.

Genußreiche Verrichtungen können allerdings mit den verschiedensten Lebensnotwendigkeiten in Konflikt geraten; und es mag gewiß erforderlich werden, daß die Menschen sich dieser oder jener Annehmlichkeit enthalten. Sofern etwa unmäßige Sexualtätigkeit zu Gedächtnisstörungen und andern Herabminderungen der zerebralen Kräfte führt, dürfte sich Zurückhaltung gebieten. Soziale Rücksichten vor allem können Abstinenz erzwingen. Mit Askese aber hat solche Enthaltung vom Genuß nicht das Geringste zu tun, denn es fehlt ihr dazu die grundsätzliche Genußfeindlichkeit. Askese verdammt ja keineswegs den Genuß, weil er schädlich sei, sondern um seiner zum Behagen verführenden, den höhern Intentionen abträglichen Wohligkeit willen. Sie hat zum mindesten nur den einen großen Schaden im Auge, den die Süße des Genießens dem innern Aufschwung und dem Energiegehalt der Persönlichkeit zufüge.

Unlängst ist (im Eugen-Diederichs-Verlag) ein in Gedanken und Worten wohlgesetztes Büchlein mit dem Titel „Askese und Erotik" erschienen, das es leider verabsäumt, nach dem Sinn solcher Abkehr die Prinzipien scharf zu unterscheiden. Die Verfasserin, Rosa Mayreder, gelangt dahin, die Askese in ihrer absoluten Form als lebenswidrige Übertriebenheit abzulehnen, zumal jener starre Dualismus, nach dem die menschliche Natur in die Gegensätze Körper und Seele gespalten schien, mittlerweile überwunden sei. Der christliche Rigorismus asketischer Gesinnung, der Abtötung des Fleisches zugunsten der göttlich reinen Seele predigte und in der Hintansetzung sogar der Fortpflanzungsnotwendigkeiten zu einer Art von religiösem Lebensnihilismus sich versteigen konnte, wird also in seiner geistesgeschichtlichen Bedeutung gewürdigt, als heutige Praxis jedoch für absurd erklärt. Empfohlen wird hingegen eine bedingte Askese, nämlich Bindung des Triebs zum Schutze des geistigen und seelischen Lebens, nun aber nicht ein strenges Niederhalten der sinnlichen Begierden, sondern ihre Zügelung in den Grenzen, die Erfordernisse der Arterhaltung und der Nerven-

Hygiene eben schließlich stecken. Die Schrift läßt es sich dann besonders angelegen sein, Erotik als eine nach den Ansprüchen der Persönlichkeit regulierte und differenzierte Triebbefriedigung (im Gegensatz zur blinden) darzustellen und sie gradezu als Frucht und Erfüllung der bedingten Askese verständlich zu machen.

Der Begriff der bedingten Askese ist aufgeboten, um das veraltete Prinzip unbedingter Trieberstickung abzulösen. Er richtet sich also weniger gegen das natürliche Verlangen als gegen jenen überlebten Rigorismus, mit dem man sich heute wirklich nicht mehr auseinanderzusetzen braucht, dermaßen ist er abgetan. Einwände fordert vielmehr grade der von Rosa Mayreder formulierte, getrost als moraloffiziell zu bezeichnende Standpunkt heraus. Gleich einmal der Terminus! „Bedingte Askese", das hört sich ungefähr an wie „maßvoller Fanatismus"; ebenso gut könnte man es bedingtes Fasten nennen, daß wir uns hüten, zügellos alles in uns hinein zu fressen. Bedingte Askese ist gar keine Askese; ein Absolutum läßt sich nichts abhandeln. Askese ist Verzicht und nicht Ökonomie, hinter ihr steht die Verneinung des irdischen Lebens. Das mag sich stärker erweisen und ihre Durchführung vereiteln, aber zu allerletzt können irgendwelche Rücksichten auf das Erdendasein, seinen Weiterbestand, seinen gesunden Verlauf, die Askese ideologisch bestimmen.

Demnach liefe bedingte Askese einfach auf Abstinenz hinaus? Nun, gegen Abstinenz wird sich grundsätzlich kaum etwas sagen lassen, und handelte es sich lediglich um einen unglücklich gewählten Ausdruck, man brauchte gewiß kein Aufhebens davon zu machen. Aber so liegen die Dinge eben doch nicht. Diese bedingte Askese deckt sich keineswegs mit einer bloßen Abstinenz, die der Trieberfüllung, ohne sie im mindesten zu verpönen, gewisse sozial und hygienisch gebotene Grenzen setzt. Sondern sie ist genußfeindlich und von der Absicht geleitet, dem Triebhaften gegenüber die Persönlichkeit zur Geltung zu bringen und es gleichsam unter die Botmäßigkeit der individuellen Seele zu zwingen. Mit der bedingten Askese verhält es sich also folgendermaßen: Einschränkung der Sexualtätigkeit wird in der erwähnten Schrift fälschlich als Askese bezeichnet. Während der Begriff der bedingten Askese schlechthin widersinnig ist, läßt sich freilich die Möglichkeit nicht leugnen, jene Enschränkung strenger oder milder zu handhaben. Rosa Mayreder empfiehlt bedingte Abstinenz, — das gibt es natürlich. Der Gedanke der Askese ist ihren Ausführungen immanent, nämlich der Gedanke, daß der Genuß die geistige Entfaltung lähme. Er ist ihren Ausführungen wie der herrschenden Moral in der einzigen ihm möglichen Form immanent: in der absoluten.

Die Genußfeindlichkeit der Askese wird immer als Benefiz der — wie man sich etwas übertrieben ausdrückt — Persönlichkeit aufgezogen. Die Persönlichkeit ist es, die sich der Herrschaft des elementaren Gelüstes widersetzt. Und wenn gegen eine blinde Triebbefriedigung die seelisch disziplinierte Erotik ausgespielt wird, so eben als die subjektv wie objektiv an das Persönliche gebundene Sexualbeziehung. Persönlich-

keitsbewußtsein ist nun gewiß eine wesentlichste Funktion des Geistes. Aber es gibt sich häufig zum Nährboden egoistischen Weltverhaltens her. Allgemeinheitsbewußtsein, individuiert als schlichtes Kreaturgefühl, dürfte die heute erheblich wichtigere Haltung sein, diejenige, die es allein mit den zerstörenden, Leid erzeugenden Kräften des Zeitalters aufzunehmen vermag. Es tut sehr not, daß die Menschen sich jetzt einmal weniger als Persönlichkeiten großtun und desto inniger darauf besinnen, Kreatur, Fälle von Existenz zu sein. Es ist grade die ethische Notwendigkeit der Stunde und ein Gebot aktueller Lebensstrenge, der Unpersönlichkeit sich anzuvertrauen und mit dem Ehrgeiz der Besonderung jene persönliche, zur Ausschließlichkeit der Beziehung verstiegene Erotik abzubauen, den mächtigen Antrieb des Sexus einer möglichst allgemeinen Beziehung und umfassenden Empfindung nutzbar zu machen. Erotik verkapselt die geistige Energie im Privaten, zersetzt die Leidenschaft der Menschheit in lauter Selbstgefühlchen, — Genuß, und insbesondere der Genuß elementarer Lusterfüllung, offenbart Übereinstimmung und Verbundenheit der Wesen und verschmilzt alles einzelne Gefühl zum Bewußtsein des großen Gemeinsamen.

Das Ringen des Geistes um die Oberhoheit enthüllt sich als das Rumoren eines hysterischen Selbstbewußtseins, und Askese wird erkennbar als Verirrung des Überwindungsdranges im Menschen. Sie ist eine wollüstige Exaltation des Geistes (und führt sich als solche im Genusse ihrer selbst ad absurdum), die dem einzelnen Auserwählten unbestritten sei, aber jeglicher Eignung zur allgemeinen Maxime, zum Moralsatz entbehrt. Sie verpönt den Genuß, aber sie verherrlicht die Sucht. Askese, auch die sogenannte bedingte, muckert wider das Animalische im Menschen und schwingt das Banner der Keuschheit. Doch ihre Wurzel ist Reue und ihre Substanz ist Trotz, sie ist ressentimentalen Wesens durch und durch und etwa das äußerste Gegenteil von Keuschheit und Unschuld. Grade das Animalische ist keusch und unschuldig, was man ja als Mangel an Tiefe interpretieren, aber nicht leugnen kann.

Ein häufiger Einwand gegen den Genuß lautet, nimmermehr sei es der Sinn der Existenz, zu genießen. Gewiß nicht, aber das ließe sich doch eigentlich mit ebenso viel und ebenso wenig Berechtigung, zum Beispiel auch gegen die Reinlichkeit vorbringen. Es entwertet sie offenbar nicht, daß sie weit davon entfernt ist, der Sinn der Existenz zu sein. Der Grundsatz der Askese hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Gelübde, niemals zu baden. Wie jede Enthaltsamkeit muß auch die Durchführung eines solchen Gelübdes das Selbstgefühl stärken und dadurch Macht verleihen. Und Machtgewinn ist wohl auch sein Zweck. Askese erscheint gradezu als ein Trick des Machtverlangens. Und im Genuß soll letzten Endes das große Mittel der Befreiung getroffen werden. Genuß ist Abreagieren von Begierden, ist Sichlösen aus ihren Spannungen; das kann Verflachung bedeuten, keinesfalls Verengung. Auf Weite aber kommt es heute mehr an, als auf Tiefe. Erlösung vom Verlangen durch Gewähren öffnet den Antrieben geistiger Evolution erst den weiten Raum der Aufgaben.

Tendenz-Filme von Hans Siemsen

Eine Film-Fachzeitung hat ausgerechnet, daß an den beiden Weihnachtstagen in Deutschland etwa sieben bis zwölf, in der ganzen Welt etwa hundert Millionen (in Zahlen: 100 000 000) Menschen im Kino gewesen sind. Solche Tatsachen sind Gründe dafür, daß wir das Kino so wichtig nehmen. Neben Schule, Kirche und Presse ist das Kino das wichtigste und wirkungsvollste, es ist vor allen das internationalste Propagandamittel. Ein Film kann ungeheures Unheil anrichten. Und Sie können sich darauf verlassen, daß ers tut, wenn ers kann.

Drei scheinbar ganz harmlose Filme sind in den letzten Tagen in Berlin gelaufen. In Wirklichkeit waren sie keineswegs ganz harmlos. Der relativ harmloseste (und der beste) war der Mary-Pickford-Film: „Das Ladenmädchen".

„Wir sind eine einzige große Familie und arbeiten alle für das gleiche Ziel." Mit solchen patriarchalischen Dämlichkeiten suchen, wie man weiß, die amerikanischen Kapitalisten den Klassenkampf zu verniedlichen und ihre Arbeiter und Angestellten dumm zu machen. Dieser Pickford-Film hilft feste mit. Der oben zitierte Satz ist der Reklame-Wahlspruch des Warenhauskönigs, bei dem Mary gegen ein anscheinend recht mieses Gehalt Ladenmädel ist. Der Sohn des „Königs" lernt im Laden des Alten, als einfacher Angestellter, incognito, wie sich das für eine demokratische Warenhaus-Dynastie gehört. Mary liebt ihn. Er lernt Mary lieben. Und der Alte, pardon, der König gibt seinen Segen.

Nun muß man sehen, wie reizend dieser Unsinn gemacht ist! Die Liebe, das Liebes-Spiel zweier blut-junger Menschen wird so bezaubernd, so menschlich, so glaubhaft und mit so viel Ulk dargestellt, daß selbst der alte, gerissene Klassenkampf-Onkel, der den kapitalistisch-rosigen Hintergrund glatt durchschaut, ganz gerührt ist Der guten alten Mary hat man einen reizenden, ganz jungen Bengel als Partner gegeben, neben dem sie selber wieder jung wird. (Große Leistung!) Oh, man ist sogar so klug, den patriarchalisch-kapitalistischen Wahlspruch ein bißchen zu veräppeln. Trotzdem — oder eben deshalb: die Folge dieses Films soll und wird sein, daß alle Ladenmädel sagen: „Na, vielleicht ist unser Oller auch so nett, wie dieser Warenhauskönig. Wenn ichs richtig anfange, werde ich vielleicht auch mal — —" Statt dessen werden sie ein Kind kriegen, der „König" wird keineswegs seinen Segen geben, sie werden vielmehr herausfliegen, auf der Straße sitzen — und alles das erleben, von dem in diesem Film wohlweislich nicht die Rede ist. — Ein sehr geschickter, ein manchmal bezaubernder, ein sehr gefährlicher Film.

Der liebe Douglas Fairbanks ist auf seine alten Tage fromm und katholisch geworden. „Der Gaucho" ist der katholischste Film, den wir bisher überhaupt gesehen haben. Nicht bloß eine Verherrlichung des Glaubens, des katholischen, des Wunder- und Heiligen-Glaubens, sondern eine direkte Reklame für Lourdes, für wundertätige, katholische Reklame-Bäder. Eine nette, kleine Hirtin stürzt über Felswände ab, bleibt „für tot" in einem

Tümpel liegen, sichtet die Madonna (mit einem wunderbaren, von der Feuerwerksindustrie angefertigten, drehbaren Heiligenschein), wird geheilt — und der Tümpel wird Wallfahrtsquelle, und heilt sogar den sündigen, lustigen, leider ein bißchen aussätzig gewordenen „Gaucho" Fairbanks. Lourdes — wie es im Buch steht!

Natürlich ist auch das wieder wunderbar gemacht. Teils große Oper, teils Zirkus. Garnicht steif, fromm und langweilig. Im Gegenteil höchst lustig und humorvoll. Fairbanks Liebschaft mit seiner Räuberbraut — mit Hauen, Beißen, Kratzen, Hühnchen-Fressen, Erzürnen und Vertragen — reizend. Und Douglas selber? Reiten, Klettern, Springen, Fechten — das können Viele. Sein Zauber liegt wo anders. In seinem unerhört gebauten Körper. So etwas von Hüften! (Da, genau da, in der Mitte des Körpers, und nicht in einem hübschen Gesicht, sitzt die Körper-Seele!) gibt es in der ganzen Film-Welt nicht noch einmal. Wie er geht, wie er dasteht, wie er sich um eine Ecke herumwirbelt, das ist viel großartiger, viel schöner als seine ganze Kletterei und Reiterei. Das ist der schönste Männer-Tanz, den man sehen kann, seit Nijinski nicht mehr da ist. Es kommt hinzu, daß dieser gute Douglas mit seinen fünf- oder achtundvierzig Jahren ein richtiger, echter Junge ist. Der glaubt das wirklich alles! Sein Ideal ist Karl May. So was ist entwaffnend. Es ist vielleicht sogar schön. Aber es ist nicht schön, wenn es als Reklame für katholische Wunder-Bäder verwendet wird. — Die katholische Kirche wird dem guten Doug keine Rente aussetzen für diesen Film, wird ihn auch nicht heilig sprechen. Aber sie dürfte es getrost tun! Die Besucherzahl von Lourdes und Konnersreuth wird im nächsten Jahr um etliche Prozente steigen

Der dritte Propaganda-Film ist deutschen Ursprungs: „Die Jugend der Königin Luise". Der geht uns Deutsche an. Ins Ausland wird er kaum gelangen. In Deutschland wird er einen Riesenerfolg haben.

Auf welche Weise die mit einem Kropf behaftete, einigermaßen männerfreundliche, vollkommen unpatriotische Luise zu dem Ruf der schönen, unglücklichen, preußisch-deutschen Märtyrerin gekommen ist, das wissen die dafür besoldeten preußischen Historiker und Lesebuch-Verfasser. Ludwig Berger, der das Film-Manuskript schrieb, weiß es scheinbar nicht. Karl Grune macht aus diesem Manuskript einen Ableger des Fridericus-Film: Viel Rokoko und wenig Wahrheit. Äußerlich ohne Zweifel einer der besten deutschen Filme der letzten Zeit. Davon hat sich denn auch fast die ganze Kritik einwickeln lassen, die literarisch feinen Leute an der Spitze. Sie behaupten, dieser Film sei unpolitisch und tendenzlos und reden (wegen Rokoko!) von mozartischer Leichtigkeit und so. In Wirklichkeit ist dieser Film eine einzige lange Lüge. Was war denn damals in Preußen los? Rokoko? Jämmerlichste Unfähigkeit und Untüchtigkeit! Spießbürgerlicher Muff und Mief. Die besten Söhne des Landes, zu Untätigkeit verdammt, verkamen und verdarben. Das Volk wurde mal wieder herrlichen Zeiten entgegengeführt und die ganze jammervolle Gesellschaft marschierte mit Pauken und Trompeten, taub und blind,

einem blamablen Abgrund zu. Was ist davon in diesem Film? Sehr was Hübsches, sehr was Bezeichnendes! Damals, nicht wahr, ging (im Gegensatz zum muffigen Preußen) von Frankreich aus ein Sturmwind von neuen Ideen und Gedanken über die Welt, dessen Zugluft heute noch nicht ganz aufgehört hat. Und wie wird dieser immerhin nicht unwichtige Zeit-Hintergrund in diesem Film sichtbar? — Halbnackte, besoffene Weiber tanzen in Mainz um den Freiheitsbaum, — bis die Kanonen des braven Preußenkönigs diesem Unfug ein Ende machen. So wird die französische Revolution und so wird Preußen geschildert. Zügellosigkeit der Revolution und preußische Manneszucht. Geschichtsunterricht im deutschen Film. — Zum Lachen! Wenn es nicht so gefährlich wäre. — Was haben Rokoko-Szenchen, was hat das nette Spiel der Christians, der kleinen Dorris, der alten Sandrock, was hat das alles für ein Gewicht gegenüber solch alberner und verlogener Geschichtsfälschung?

Das soll unbeabsichtigt, tendenzlos und ungefährlich sein? Ich rate den feinen Herren, die so bewundernswert tolerant und großzügig sind, mal in eine Alltagsvorstellung nach Schöneberg zu wandern! Bei jedem kleinen Militärbild, bei jedem Aufziehen eines Wachtpostens (und das geschieht recht häufig) intoniert das Orchester einen der beliebten alten Militärmärsche. Und dann müssen Sie mal erleben, was für ein Beifall da losgeht! Und wenn gar die „hohe Frau" sich zu einem dreckigen berliner Straßenbengel herabläßt, mein Gott, muß das herrlich gewesen sein, als wir noch solche Königinnen hatten!

So ein Film soll ungefährlich sein? Viel gefährlicher als alle Operetten-, Uniform- und Heidelberg-Filme zusammen! Eben weil er technisch und künstlerisch besser ist. Eine direkte Wahlpropaganda für alles, was monarchistisch ist. Wenn erst Hugenberg selber auf diese etwas bessere und feinere Walze kommt, dann können wir was erleben.

Wiener Theater von Alfred Polgar

„Desiré" von Sascha Guitry

Die Pointe dieses Stücks ist, daß es keine hat. Der Kammerdiener bekommt seine schöne Herrin nicht, obwohl sie ihm sehr geneigt ist, in einem Winkel von über fünfundvierzig Graden, ihr Fall also schon fast mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes erfolgen müßte. Nichts geschieht. Das Spiel klingt aus. In ein paar Gedankenpunkte. Man könnte auch sagen: Husch, husch, Eros, der lose Falter, verschwindet um die Ecke.

Der Kammerdiener hat das Pech, daß er seiner Gnädigen gefällt. Und als Mann, der Frauen gern alle Höflichkeit erweist, kann er nicht umhin. Schon auf drei Dienstposten konnte er nicht umhin. Diesmal aber will er nicht. Warum? Das bleibt unklar, obgleich Desiré die Sache ausführlich expliziert, in einer halbstündigen Rede, während deren Fräulein Nora Gregor nichts andres zu tun hat, als viel- und

nichtssagend zu schweigen, befangen zu lächeln, angenehm-beunruhigt den Kopf zu neigen und ihr Hemdchen vor dem Herabgleiten über die Schulter zu hüten, ohne es gradezu daran zu hindern (was sie alles ganz reizend durchführt).

Der Kammerdiener hat auch eine Art Philosophie des Dienens. Er spricht wie eine deutsche Uniform von der Wollust des Gehorchens. „Machen Sie die Türe zu... Heizen Sie ein... Holen Sie einen Staubfetzen... Gehen Sie hinaus..." und so, das karessiert seine Seele. Aber wie kommt das zu dem? Masochismus ist doch kein Hindernis.

Odette und der Kammerdiener träumen von einander. Dasselbe. Sie sprechen aus dem Schlafe, und haben, da die Wände im Haus dünn sind, Befürchtung, gehört zu werden. Deshalb übernachtet zwischen Akt zwei und drei Odette auf der Ottomane im Salon, in dem der Kammerdiener, jenes nicht ahnend, auf dem unbequemen Diwan schläft. Es ist dunkel, kein Lauscher nah, im Garten scheint ein kräftiger Mond auf ein blätterbemaltes Stück Leinwand, der Vorhang, ein paar Stunden verfließender Nacht markierend, fällt lieb, und Musik umschmeichelt rosenfingrig die Situation. Ganz wie im „Sommernachtstraum" oder im fünften Akt des „Kaufmanns von Venedig". In solcher Nacht nahm der Kammerdiener Odette nicht! Sascha Guitry, wunderlich gelaunt, hält seine Hand zwischen die Liebenden.

In der Komödie „Desiré" geht sehr viel nicht vor. Dieses wird im ersten Akt breit exponiert. Er spielt in einer Küche, wo, im Wiener Reinhardt-Theater, neben dem komischen Fräulein Wurm, als Köchin, Fräulein Geßner, die Kammerzofe, waltet. Und regt ohne Ende das fleißige Mundwerk. Ihr kluger, gelassener, nichts unterstreichender Humor ist erquicklich. Kühl wie Porzellan; und klingt auch so.

Im zweiten Akt vertreibt sich das Stück die viele freie Zeit mit einer Tafel-Szene, zu deren Belebung eine schwerhörige, gefräßige Dame vorhanden ist. Auch deren Gatte, zapplig gemimt von Herrn Schaufuß. Sodann Odettes Freund, Herr Peppler, dem die ganze Sache, begreiflicherweise, so wurscht ist wie mir, ferner natürlich Odette und der Kammerdiener. Herr Rhomberg spielt ihn nobel, ohne das Dienerhafte zu verleugnen, sogar mit Gefühl, dem er nur einen schmalen Rand von Komik gibt.

Das Diner ist im Hotel Imperial, Wien, I., beigestellt, die Regie von Paul Kalbeck.

Das Ganze: ein Stück ausgeblasenes Theater. Dünn und matt. Was die Konfiguration der Welt anlangt, in der es sich begibt: ein jeu, noch älter als vieux.

Revue von Arthur Eloesser

Friedrich Holländer spielt auf. Einmal spielt er sogar im Dunkeln. Ich verstehe gar nichts von Musik, darf also bewundern, daß einer sich auch ohne Licht auf seinem Flügel auskennt. Oder findet der Komponist in eigner Sache immer die

richtigen Tasten? Dann dirigiert Holländer ohne Taktstock, holt aus den Weintraubs mit sehr komischen Zieh-, Stoß- und Drehbewegungen, mit schmeichelnden, drohenden, ein schnurriges Pizzicato heraus. Ich sage Pizzicato, obgleich ich nicht genau weiß, was das bedeutet. Aber der Name muß richtig sein, weil er die Haut streichelt, die vasomotorischen Nerven kitzelt. Doch dieses komische Taktieren ohne Taktstock, das sollte man trotz vergnüglichem Beifall nicht wiederholen, denn es war nur das erste Mal ein Extempore. Holländers Musik moussiert, wenn sie auch nur ein kleines Eigengewächs sein mag, so klein wie er selbst. Man meint immer, daß er die Hälfte von sich zu Haus gelassen hat. Dieses Kapellmeisterchen mit seinem Ernst, mit seiner Behendigkeit, mit seiner Unablässigkeit, gleicht einem Mäuschen, das sich vorgenommen hat, eine ganze Tapete aufzuessen.

Friedrich Holländer, im Hauptberuf Komponist, und Moritz Seeler, im Hauptberuf Theatermatineen-Direktor, haben abwechselnd an der Revue gedichtet. Sie heißt diesmal „Bei uns — um die Gedächtniskirche rum". Beider Anteile sind genau bezeichnet, vielleicht für den Fall der Auflösung ihrer G. m. b. H. Trotzdem will ich nicht untersuchen, wer von beiden die meiste Substanz eingelegt hat. Was fanden sie um die Gedächtniskirche rum? Das Romanische Café, ein wenig Politik, ein wenig Justiz, ein wenig Theater, ein wenig Literatur, und dann wieder das Romanische Café, aus dem sie nicht hätten aufzustehen brauchen. Für Revuen bin ich zuständig, weil ich noch nicht viel davon gesehen habe, so daß mir also eine Vorstellung, ein Anspruch, mit einem Wort ein Ideal erhalten blieb. Eine Revue, das muß die nahe, die heutige Wirklichkeit sein, die ich aber wie im Traum erlebe. Die Welt kann sich umkehren, die Associationen schieben sich auf falsche Geleise, ich bin doppelt, schüttele mir die Hand, trage den Kopf meines liebsten Feindes, bin meine eigne Geliebte, oder auch seine, und wenn ich aufwache, erklärt mir mein Psychoanalytiker die Ordnung im Tohuwabohu.

Die beiden Dichter haben mich nicht eingelullt. Wenn ich allein um die Gedächtniskirche gehe, bin ich viel träumerischer, viel abwesender, viel anwesender in meinen Komplexen. Jede Straße ist voller Geheimnis, sieht mich mit einem anderen Auge an, hinter jeder Kaffeehaus-Spiegelscheibe lockt die Welt, als ob da das Glück des leichtesten Lebens wohnte. Auch dahinter sitzen, eine halbe Stunde Zeit haben, eine Tasse Kaffee trinken und noch eine, bis sie gekommen ist oder nicht gekommen ist. Wenn ich gestern und vorgestern über den Kurfürstendamm nach Hause gegangen bin, bemerke ich, daß die Kantstraße mich böse ansieht wegen Vernachlässigung. Und der Verkehrsschutzmann! Und die Menschen! Und die Stunden in ihren verschiedenen Farben! Jetzt habe ichs. Bei euch, Holländer und Seeler, ist nicht Morgen und Abend, nicht Tag und Nacht, nichts vom Pochen des Blutkreislaufs. Eure Gedächtniskirche ist nur ein Begriff und kein Erlebnis.

Eure Revue besteht aus siebzehn Bildern, die auch in jeder andern Reihenfolge nummeriert werden könnten. Abgesehen

davon, daß jede einzelne Nummer ausschaltbar ist. Es fehlt das laufende Band, das die Bilder heranbringt, das sich aus einer eignen Energie bewegt. Ich habe gesagt, daß ihr nicht träumen könnt, aber ich habe damit nicht sagen wollen, daß ihr euch auf das Wachen versteht. Wenn ihr das Nahe und Heutige greift, wenn ihr den Augenblick zu fangen sucht, so sollte das nicht ohne kleine Leidenschaft geschehen. Gewiß, Fortschritte im Negativen seien euch angerechnet. Ihr enthaltet euch der Plumpheit und groben Sinnfälligkeit der großen Revue, und euer leiseres Auftreten ist nicht ohne Geschmack. Aber bei Vater Aristophanes, der einerseits zu träumen wußte und andrerseits die Peitsche nicht vergaß, und der, wenn nicht Polgar Peter Panter ihn in die Pfanne haut, immer noch der erste und letzte europäische Revuist bleibt — ihr habt keinen Zorn und darum keinen Witz. Ihr habt keinen Witz und macht auch keinen, nicht einmal den einzigen, von dem man am nächsten Morgen noch etwas nachglucksend aufgeweckt werden möchte. Und den man weiter erzählen dürfte. Gewiß, ihr seid für die Republik, wie es sich am Kurfürstendamm gehört. Ihr ulkt gegen die schwarze Reichswehr und gegen die schwarze Justiz — ihr hättet die Sünder Ossietzky und Berthold Jacob bringen müssen, wie sie reumütig ihre je vier Wochen absitzen — aber ihr seid nicht scharf genug, um irgend jemand totlachen zu können, und ihr seht nicht weit genug, weil ihr im Romanischen Café sitzen geblieben seid.

Einmal sah ich in Paris eine Revue „Das Jahr 1912" von meinem Freunde Charles Müller, der fast gleichzeitig mit unserm Ludwig Frank, nur auf der andern Seite, im Kriege gefallen ist. Eine Szene, und das genügt, werde ich nicht vergessen, eine kleine Wirtshausszene. Die Nutznießer der Republik, der französischen, zeigen sich alle stark im Verzehren, der Offizier, der Deputierte, der Bankier, der Industrielle. Aber die Rechnung bleibt dem Proletarier, der kaum ein Schnäpschen bekommen hat. — Also ich muß für alle . . .? — Was, du hast vierzig Jahre Programme gefressen und Phrasen gesoffen und willst nicht zahlen? — Das sitzt.

Es ist schade. Wir haben außer dem Geist, außer einem Willen des Geistes, ungefähr alles, was eine Revue braucht, reizende Musik, sogar mit kleiner Bekehrung zum Walzer, leicht spielende Dekoration, vor allem ein paar hübsche Theater an der richtigen Stelle. Wir haben übergenug Darsteller. Der Conferencier Willi Schaeffers, der dem sanften Theobald Tiger ähnlich sieht, pflegt einen intelligenten Humor, der sogar Dauer verspricht. Hubert von Meyerincks excentrische Type erneuert sich von einer Degeneration zur andern. Die scharfe Margo Lion fehlt. Wohin? Aber die marzipanerne Annie Mewes würde ich mir auf den Weihnachtstisch legen. Wir sahen diese Revue zwischen Weihnachten und Neujahr. Das Weihnachtspublikum soll nicht zufrieden gewesen sein, weil das leichtgeschmissene Ding nicht genug Methode hatte. Das Sylvesterpublikum, das zu Betrieb und Stimmung animiert sein will, wird wieder nicht zufrieden sein, weil das Ding zu wenig Tollheit hat. Was soll man da machen? Prosit Neujahr!

Pariser Jahreswende von Morus

Paris wird gereinigt

Wenn das so wäre, wie das in den Pariser Zeitungen steht, müßte man die Reisenden auffordern, Frankreich zu meiden. Diese kindische Begleitmusik zu der „Grande épuration de Paris"; diese täglichen Heeresberichte, wieviel arme Teufel man vergangene Nacht im XX. Bezirk auf die Wache geschleppt hat. Diese törichten Photos ausländischer Blätter in irgend einem Kiosk — und dazu die Unterschrift: „Wer schützt die französische Sprache?"; diese ganze Polizeiaktion, mit der man den Kleinbürgern die Satzungen einer Bourgeois-Regierung und die Gefahren, die im Dunkeln lauern, vor Augen führen will, ist sehr viel widerlicher als das Hindenburgplakat, das, inmitten einer wüsten antibolschewistischen Hetzpropaganda, wirklich nicht auffiel.

Aber diese Wahlenmanöver müssen wohl so laut sein, damit überhaupt jemand hinhört. Die anderthalb Jahre Poincaré haben so beruhigend gewirkt, daß man schon mit Trompeten blasen muß, um die für Wahlen nötige Nervosität zu erzeugen. Die Währung erscheint, auch ohne formelle Stabilisierung, gesichert. Das Gold liegt für die Fremden nicht mehr auf der Straße, wenn auch das Preisniveau immer noch etwas unter dem deutschen und erheblich unter dem englischen und amerikanischen liegt. Die verdammten Ausländer, die mehr forttragen, als sie ins Land hineinbringen, füllen nicht mehr die Hotels. Paris gehört wieder den Parisern — was soll der Lärm?

Oder will man, unter der Leitung des verschmitzten Polizeipräfekten Chiappe, ernsthaft diejenigen aus dem Tempel treiben, die es überall gibt und die wir alle nicht lieben? Zur Pariser Börse, die früher jedem offen stand, haben, ohne besondere Erlaubnis, jetzt nur noch Franzosen Zutritt. Ein Dutzend südöstlicher Kavaliere hat man aus dem Heiligtum herausgejagt. Sie dürfen nicht in den Börsensaal, wo die „Notierten" gehandelt werden, und nicht einmal auf die Freitreppe, wo ohne gesetzlichen Schutz — denn de jure ist der Effektenhandel seit Napoleon Staatsmonopol —, aber nach altem Gewohnheitsrecht ein sehr turbulenter „Freiverkehr" sich abspielt. Was tun die Ausgestoßenen? Schicken sie einen Strohmann auf die Börse? Vielleicht auch das. Sie selbst stehen vor den Gittern der Börse, lesen, mit Operngläsern bewaffnet, die Kurse ab, die auf den schwarzen Tafeln der Freitreppe erscheinen und handeln munter fort. So ähnlich wird es wohl mit der ganzen épuration des Herrn Chiappe sein. Denn das ist ja in Paris das Versöhnliche: wenn diese Stadt gegen die Fremden rigoros wird, ist sie noch immer liebenswürdiger und liberaler, als wenn man sich anderswo einen freisinnigen Schlapphut aufsetzt.

Etablissements Kuhlmann

Wirtschaftlich mit Frankreich ins Reine kommen, bedeutet in Deutschland: Politik machen, und zwar Verständigungspolitik. In Frankreich gilt die wirtschaftliche Annäherung an

Deutschland als auch eine politische Angelegenheit, aber grade deshalb hat sie für die Franzosen einen unangenehmen Beigeschmack, schließlich macht man nicht gern Politik mit Mitteln, in denen man offenkundig schwächer ist. Bei der Schwerindustrie, die als Rüstungsindustrie allenthalben der Politik näher steht und stärker mit politischem Druck arbeiten kann, gings noch. Aber schon bei der Chemie war die Sache schwierig.

Man muß sich die Größenverhältnisse vergegenwärtigen: die Etablissements Kuhlmann, die jetzt mit der I. G. Farbenindustrie ein Absatzkartell abgeschlossen haben, sind eben dabei, ihr Kapital von 200 auf 250, eventuell auf 300 Millionen Franks zu erhöhen. Die Pariser Börse bewertet dieses Aktienkapital auf 1600—1700 Millionen Franks, also auf etwa 270 Millionen Goldmark. Das ist für französische Ausmaße eminent, aber es ist noch nicht der zehnte Teil des Wertes, den heute die Berliner Börse der I. G. bemißt. Freilich ist die Macht der Kuhlmanns, die aus Belgien kommen, noch sehr jungen Datums. Vor dem Kriege hat man in Frankreich kaum ihren Namen gekannt. Durch Kriegslieferungen und durch ihre Finanzverbindung mit dem Hause Buurmans haben sie schnell die älteren französischen Chemieunternehmungen überflügelt und im Norden und in der Umgegend von Paris eine Reihe von Werken aufgemacht und aufgekauft. Von dem Patentvertrag, den 1920 die französische Regierung mit dem Anilin-Konzern, der Vorgängerin der I. G. abgeschlossen hat, fiel bereits ein Teil der Patente auf die Kuhlmanns; doch haben sie davon wohl ebensowenig profitiert wie von den späteren Exkursionen, die französische Ingenieure nach den Chemiewerken der I. G. in Ludwigshafen unternahmen.

Die Konkurrenz der I. G. muß ihnen zuletzt schon ganz gehörig zugesetzt haben, obwohl sie für das vergangene Jahr annähernd ebenso hohe Umsatzziffern ausweisen, wie für das Jahr vorher. Wenn sie jetzt, „nach drei Kampfjahren", wie es in der offiziellen Begründung vor der Generalversammlung hieß, mit ausdrücklichem Einverständnis der französischen Regierung mit der I. G. einen Verständigungsfrieden geschlossen haben, so ist das für sie eine größere Sicherung und ein kleiner Verzicht. Und, vielleicht, ein ganz kleiner Stein im politischen Rohbau.

Lafayette in Berlin

Obwohl man in Frankreich jetzt auch sehr stark zur Rationalisierung, zum wirtschaftlichen Amerikanismus nach deutschem Muster und in deutscher Ausgabe, drängt, so sehen doch die Gescheitern, daß dies nicht die Form der Franzosen ist: noch mehr Schornsteine, noch größere und blankere Maschinen als die andern zu bauen. Aber da jeder halt a Sehnsucht hat, geht die französische wieder darauf, ein Volk von tiptoppen Kaufleuten zu werden. Nicht, daß sie gleich den Welthandel erobern und England auf die Knie zwingen wollen. Aber sie wollen, was sie immer verstanden haben: Ware hübsch herrichten und ausstellen und sich damit ein prae vor den andern verschaffen. Die Warenhäuser, mit denen Frankreich einmal in Europa vorangegangen und dann weit zurück-

geblieben war, sind, frisch aufgemöbelt, der Stolz der Pariser. Daß ihre Magazine nach Spanien vorgedrungen sind und in Belgien die Plätze eingenommen haben, die früher die Deutschen innehatten, ist ein mäßiger Ruhm. Aber daß die Galeries Lafayette jetzt auch in Berlin ihren Einzug halten werden, ist ein netter kleiner Erfolg, der sie für manches tröstet.

Darüber kann man denn schon vergessen, daß auch die pariser Warenhausgründer zum Teil von Osten kamen und nicht alle auf der Ile de France ihre Kindheit verbracht haben. Gar nicht so alte Leute erinnern sich hier noch, wie in den Augusttagen 1914 eine stattliche Menge sich in der rue de la Chaussée d'Antin ansammelte, um auf das Boche-Warenhaus Lafayette der Herren Baader und Cahn einen Sturm zu veranstalten. Aber die Herren Baader und Cahn hatten sich rechtzeitig akklimatisiert. Als die Begeisterung der Stürmer den bekannten Höhepunkt erreicht hatte, öffneten sich die Türen der Galeries Lafayette, und zweitausend Angestellte kamen mit blauweißroten Fähnchen herausmarschiert und riefen so überzeugend „Vive le patron", daß kein Auge trocken blieb. Gleichzeitig erschienen in den Schaufenstern Plakate, daß die Inhaber des Warenhauses jedem Angestellten, der ins Feld rückte, ein volles Jahresgehalt auszahlten. So wurde der Sturm verhindert, und die Galeries Lafayette ein kernfranzösisches Unternehmen.

Und nun wollen wir getrost warten, bis daraus am Potsdamer Platz ein kerndeutsches Warenhaus wird.

Der Kerndeutsche

Der Deutsche ißt und trinkt gern etwas Gutes, aber nichts allzu Feines oder allzu Scharfes. Er hält überhaupt die herrliche Mittelstraße, wobei man wohl am glücklichsten zu sein pflegt; denn alles zu Scharfe oder zu Feine ist eine Spitze, die entweder nur einen Moment Empfindung läßt oder leicht Schmerz erweckt; doch ist dieser Moment immer das höchste Leben, und folglich, wenn man Glückseligkeit ohne Rücksicht auf Zeit betrachtet, auch der glücklichste. Rheinwein und Mosler und, noch lieber für beständig, gutes, saftiges, nicht allzu starkes Bier ist sein bestes Getränk. Der Kerndeutsche mag den Champagner nur für einen Moment, und so den Kapwein, oder welsche und griechische Weine. Rindfleisch und Erbsen und Schinken und Sauerkraut ist sein Labsal. In der tierischen Liebe will er nichts von allen den französischen und welschen erkünstelten Stellungen; sondern er sieht auf das Bequeme, Füllende und Kräftige. Seine Tapferkeit ist Mut und Stärke und Verstand; die hinterlistigen Streiche sind ihm fremd, und es fehlt nur ein Hannibal, um es ganz zu unterjochen, wenigstens, zumal in unsrer ausgearteten Zeit, auf eine Zeitlang. Dasselbe Verhältnis ist im Moralischen. Der Kerndeutsche ist ein Mittelding im Glauben, er glaubt weder zu viel noch zu wenig, wenn er in guter Natur erwachsen ist. Sein Verstand erstreckt sich nicht auf Spitzfindigkeiten.

Wilhelm Heinse, Aus den Aphorismen

Bemerkungen

Berlin nach zwei Jahren

Also wieder neu geworden. Das hörte man schon unterwegs. Strahlend, elegant, toll, nicht zu erkennen.

Ich erkannte es wieder. Die Veränderung ist nicht so weit her. Auch das wirklich Neue erkannte ich trotzdem. Es ist, ja bleibt die gleiche Neugeburt in Permanenz, die nie zu einer Geburt kommt.

Doch nun erst das gute Alte. Von dem sich die verwegene Eleganz scheinbar abgestoßen hat, wie nie und nirgends. Es ist gar nicht wahr. Alt geblieben schon das Essen. Die Brühkartoffeln, die Eiligkeit, die betrübten Eingeweide. Wenigstens mittags, abends bronziert das Licht etwas. Alt die Gesichter, der unhöfliche Umgang, das hohle Tempo. Diese Menschen haben nichts zu verlieren als Zeit und Geld. So stinkt alles nach Fleiß, und zwar nach sklavischem, farblosem, auch bei den großen Herren, selbst nur Kulis. Das ist zwar überall das gleiche Schicksal, heißt Kapitalismus, doch nirgends hatte er so wenig menschlichen Widerstand. Nirgends ist auch so wenig zu ahnen, was nach und hinter dem Kapitalismus übrig bleibt, ist er einmal umgeschlagen. Berliner Sozialismus war fast immer nur die Kehrseite der gleichen Medaille.

Und gar die nette kalte Straße! Wer frisch in sie einläuft, dem ist sie am wenigsten verändert. Der Berliner Wohnungsnot steht die Zeit still; die Uhr schlägt 1920. Sonderbar, daß die Läden wieder gefüllt sind, und auch sonst ist doch überall wieder Ruhe und Ordnung, nur nicht in der Wohnung, wo sie hingehört. Zimmerlos treibt man auf der Straße, dem langen verregneten Quartier, betrachtet nun hier den Aufschwung, die neue Sachlichkeit, die Lichtexzesse, von denen man Wunder hörte, die neuen Cafés, Theater, Berlin als Front. Wie denn, wo? Weil ein paar elektrische Wagen aussehen wie in Paris schon seit zehn Jahren? Weil die Untergrundbahn gegen Paris immer noch lauter Anfang und Stückwerk ist, ein paar Linien aus Zufall, aber kein Netz? Weil die Theater nicht mehr Sudermann spielen, sondern Toller, und das Bürgertum heutzutage an beide glaubt? Aber die neue Frau, sagt man, so mädchenhaft und graziös auf der Berliner Straße, Thusnelda ohne Brünne und nicht einmal mehr Thusnelda! Nun, man sieht ein Weib wie andre auch, die Mode macht jetzt alle ähnlich, die deutsche Hausfrau wird daheim etwas verblümter als bisher, aber verschwunden ist sie ganz und gar nicht, der Bubikopf ondulierte nur darüber hin. Grade der neue, sonderbar „damenhafte" Zug im Straßenbild, in der Innenarchitektur ist so verstimmend und ungekonnt, daß man seine Unechtheit ohne weiteres merkt. Die Eleganz ist zur Süßlichkeit mißraten, Konditoreistil und Kekspackung haben die alte Monumentalität überzogen, Puderquaste und Schlachtschüssel wohnen nun zusammen, aber die Schlachtschüssel blieb die stärkere unter ihnen. Auch die Auslagen: zweifellos eleganter geworden, oft kühn und reich, aber man glaubt nicht dran. Sie stehen isoliert in einem dauernd pachulkischen Riesendorf, sind schließlich nur balkanisch aufgestockt. Unten ist Steglitz geblieben, das einzig Solide und Echte. Oben ist Berlin der deutsche Balkan, kopiert New York und Paris. Es gehört zum Levantiner, daß er sein Vorbild auch einmal überbietet; er ist von je die eleganteste Operettenfigur gewesen.

Über das Schlechte muß man reden. Das Gute spricht für sich selbst. Das Gute ist bekanntlich Berlins Dynamik, die Fahrt in unbekannte Himmelsstriche. Dem Bürger kommt die Tretmühle, wenn sie schnell geht, schon als Luftschiff vor. Von den andern Himmelsstrichen merkt man

nichts, so fällig sie auch wären. An der Kartoffel und ihrer Art von Fleiß, von Rationalismus hat Berlin mehr Hinterland als Front; alles andre ist schaumiges Kino. Im Krieg war Berlin das Weltzentrum von Rohheit und Schwindel zusammen. Liefert die Demokratie andre Heeresberichte? Ich wollte, es wäre Nacht oder die Russen kämen. Dann könnte man weiter sprechen, vielleicht über das neue, das nicht wieder zu erkennende Berlin.

E. B.

Ungarn protestiert!

Drei Wochen lang wüteten die magyarischen Studenten, die „Elite der ungarischen Nation" in Budapest, Debreczin und Fünfkirchen, kurz in allen „Kulturzentren" des Landes. In den Straßen schimmerten buntfarbige Kappen und Bänder. Säbel klirrten, Schädel wurden eingeschlagen, es gab leicht und schwer Verwundete, Vorlesungen wurden sistiert, Universitäten geschlossen und weithin sichtbar weht die patriotische Flagge. Denn der ungarischen Nation drohte eine große Gefahr, die abgewehrt werden mußte. Unter irgend welchem Drucke reicher Juden hatte sich nämlich die ungarische Regierung entschlossen, den bestehenden Numerus clausus formell — nicht faktisch — abzuändern. Daß gegen eine solche, das Prestige und Ansehen der ungarischen Nation bedrohende Maßnahme mit allen Mitteln angekämpft werden mußte, ist ohne weiteres klar. Es sind doch nur junge Menschen und man müsse sie sich austoben lassen — meinten die Minister — als dieses „jugendliche Toben" im Parlament zur Sprache gebracht wurde.

Regierung und öffentliche Meinung brachten den Wünschen und Pogromen der akademischen Jugend volles Verständnis entgegen. Die Abänderung des Numerus clausus wurde auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben und die ungarische Wissenschaft konnte ungehindert ihre segensreiche Tätigkeit fortsetzen. Aber kaum hatte sich die akademische Pogromwelle in Ungarn gelegt, als schon die rebellierenden Wissenschaftsjünger jenseits der ungarischen Grenze, in Siebenbürgen, in Aktion traten. Erfreuten sich die pogromierenden ungarischen Studenten des Wohlwollens ihrer Regierung, so genossen die rumänischen Studenten die volle Unterstützung der liberalen Bojarenregierung. Freie Eisenbahnfahrt durch ganz Rumänien, Verpflegungsgelder, Polizei, Gendarmerie- und Militärschutz, damit die Pogromierten sich nicht zur Wehr setzen können. Und die rumänischen Studenten leisteten gründliche Arbeit.

Bis zum Herbst 1918 bildete Siebenbürgen einen Bestandteil Ungarns. Wäre dies noch heute der Fall, so würde den Bewohnern von Großwardein, Arad und Klausenburg ein Pogrom nicht erspart geblieben. Denn Pogrome gibt es in Ungarn ebenso wie in Rumänien. Gewiß, die rumänischen Studenten haben ihre Sache gründlicher gemacht. Aber Übung macht den Meister. Beim nächsten Pogrom werden die ungarischen Studenten ihren rumänischen Kommilitonen um nichts nachstehen. Die Bevölkerung Siebenbürgens ist demnach in ihrer Abwehr gegen das akademische Hooligantum auf sich selbst angewiesen.

Auf sich selbst? Keineswegs. Noch gibt es in der weiten Welt jemanden, der sich der bedrängten siebenbürger Juden und Arbeiter, der geschändeten Frauen und verkrüppelten Opfer von Großwardein und Klausenburg annimmt. Kaum drang die Kunde von den Ereignissen in Großwardein und Klausenburg, von den Heldentaten der rumänischen Studenten gegen wehrlose Menschen unter dem Schutz der staatlichen Brachialgewalt über die Grenzen Rumäniens, als sich in Ungarn — ja in Ungarn — ein Schrei des Protestes erhob. Im ungarischen Parlament wurde die Regierung interpelliert und die gleichen Minister, die noch vor

einigen Wochen — als die ungarischen Studenten sich „betätigten" — der Meinung gewesen waren, man müsse die Jugend sich austoben lassen, fanden Worte schärfster Verurteilung des vandalischen und barbarischen Vorgehens der rumänischen Studenten. Eine Regierung, so meinten ungarische Minister, die ein solches Treiben nicht verhindern könne, sei unfähig, die Geschicke eines Landes zu lenken. Die ungarische Regierung werde ob der Vorgänge in Rumänien beim Völkerbund Protest erheben. Sie werde vor der gesamten Kulturwelt diesen Barbarismus brandmarken.

Und die ungarische Presse, die gleiche, die kurz vorher die ungarischen Pogromstudenten in Schutz genommen hatte, sie beklagte in gradezu erschütternden Worten das bittere Los der Bevölkerung Siebenbürgens, die ein hartes Schicksal an Rumänien gekettet hat. Fast die gesamte ungarische Presse ist täglich erfüllt von flammendem Protest gegen Rumänien. Man wagt es nicht direkt herauszusagen, aber zwischen den Zeilen ist es zu lesen: Für Siebenbürgen gibt es nur eine Rettung: Rückkehr zum ungarischen Mutterlande. Nur unter Horthys und seiner Banden Schutz könne die Zivilisation gedeihen. Jedenfalls aber könne Ungarn nicht stillschweigend Pogrome in Siebenbürgen dulden.

Ja, noch gibt es einen Beschützer der Bedrängten. Ungarn — der Hort der Kultur und Zivilisation.

Leo Weiß

Nachher

Wir saßen auf der Wolke und ließen etwas baumeln, was man als Beine ausgeben konnte — lange.

„Er hat einen neuen Meteorstein gemacht", sagte er. „Sie können sich diesen Stolz nicht vorstellen, diese Schöpferfreude! Diese Gehobenheit! ‚So aus dem Nichts . . .' waren seine Worte. ‚Und jetzt: ein Stein!' Als ob es das erste Mal wäre! Wie lange hat er dieses Metier nun schon? Können Sie das verstehen?" — „Er ist naiv", sagte ich. „Wer etwas schafft, muß daran glauben. Er schöpft freilich mit der Kelle aus einem Riesenbottich, nach einiger Zeit fällt das Geschöpfte, das Geschaffene wieder zurück . . . Aber er hat Freude an Sachen. Ich begreife diese Freude schon. Haben Sie sie nie empfunden?" Er horchte angestrengt von mir fort: offenbar auf Ätherwellen, deren Klang noch niemand erlöst hat; pfeifend, wie die Kobolde heulten sie dahin, durchaus bereit, zur Neunten Symphonie zu werden, wenn es ihnen einer befahl, unglücklich ob ihrer ungebärdigen Freiheit. Sie verklangen. „Haben Sie niemals Freude an Sachen empfunden?" sagte ich. Er wandte sich mir zu. „Ich? Nie!" sagte er. „Doch", sagte ich. „So:

Alle Männer haben sie an sich, diese Freude. Wenn wir eine Seifenhülse leer gewaschen hatten, waren wir stolz darauf wie auf ein gutes Werk. Diese mit dem Weltall einverstandene Miene, wenn einer die leere Schachtel fortwarf: in Ordnung. Sauber. Gut aufgebraucht. Eine neue. Waren Sie kein Pedant? Die letzte Feder verbraucht, eine Flasche Haarwasser zu Ende gespritzt, ein kleines Pappblatt mit Kragenknöpfen abgelegt — welche Gehobenheit! es ist etwas geschehn! winzig kraucht eine minime Eitelkeit vom Magen zum Hirn empor: ich war tätig. Das gleiche befriedigende Gefühl, wie wenn in der Schule eine Rechenaufgabe mit Null aufging. Saldo. Bilanz. Fertig. Wir waren uns in diesem Augenblick so einig mit dem All."

„Ich war ein Pedant", sagte er. „Das ist wahr. Ich habe die Sachen geliebt, weil sie so schön geduldig waren, so still; wenn man es geschickt anfing, beherrschte man sie vollkommen. Zeitweise regierten sie uneingeschränkt; das war, wenn man nichts andres vorhatte; wenn keine Geldnot war, keine ungeduldige Frau, kein fressender

Schmerz, keiner über die Ehe; über die eigne Gefühllosigkeit beim Tode eines Freundes, welchen Ärger man sehr schön als Ergriffenheit ausgeben konnte — wenn alles still war... Aber manchmal —"

„Manchmal —?" sagte ich. „Manchmal", sagte er, „hatten wir gar keine Sachen. Vergessen die Kravatten, nicht beachtet die Schuhleisten, unangesehen die Aschbecher, übergangen die Türschwellen — es war nichts mehr da. Da sind wir dann einem Ziele zugestürmt." „Wie bitte?" sagte ich. „Einem Ziele zugestürmt", sagte er. „Ich bin länger hier oben als Sie — ich weiß, daß wir nicht mehr wollen. Manchmal wollte ich, noch wollen zu können. Sehen Sie, darum liebten wir die Sachen: sie wollten nicht, sie taten nicht mit, stumm ruhten sie am Strom unseres Willens; und vorüber strömte der Fluß der Energien, das Leben brandete an den Ufern der Hosenstrecker, vorbei, wo einsame Kleiderbügel ragten ... An ihnen konnte man die Geschwindigkeit des eignen Strudels ermessen. Und sie ließen sich beherrschen —" Nun raste eine Flottille erkälteter Pfiffe über uns dahin; es ächzte in der Materie, akustischer Urschlamm tobte über uns hinweg, bereit, den nächsten Empfänger zu zertrümmern... „Hören Sie das..." sagte er. „Ich kann das nicht hören", sagte ich. „Ohren ordnen — dies müßte man ungeordnet aufsaugen, Menschen sind mit der Ordnung verbundene Wesen. Woher also", sagte ich, „der Stolz, wenn etwas so Dummes fertig gemacht war wie der Schlußverbrauch einer Seifenschachtel?"

„Weil Männer," sagte er, „wenn sie etwas taugen, Jungen sind; Schüler sind sie, Musterschüler oder Mittelschüler oder bewußt schlechte Schüler, auf alle Fälle unsagbar eitel auf die gute oder schlechte Leistung. Wenn auf dem Schreibtisch kein Schnitzelchen Papier mehr liegt; wenn alles abgeblasen ist; wenn das Bett in kantiger Weiße strahlt, die Badewanne trocken blitzt, die Lampen sanft brennen —: es gibt keinen Mann, der dann nicht wie der König der Sahara durch sein kleines Reich schritte, Wüstenkönig ist der Löwe — und dieser ist sogar noch stolz auf die Leistung der andern. Wer kann ganz und gar ermessen, wie unsagbar simpel wertvolle Männer sind —!" „Ich weiß nur", sagte ich, „wer es nicht weiß. Wer sie für dumm und unschlau hält, für unlistig, also für belächelnswert — wer also auch anders, ganz anders zu den Sachen steht; wer die Sachen wirklich besitzt, eigentumsgierig, oberflächlich, abstrakter, happig-abweisend... wer sie hätschelt oder herumstößt, aber nicht liebevoll-väterlich zu ihnen sein kann; wer einseitiger Besitzer ist, nichts kommt von den Sachen zurück — wer die Sachen hat, ohne sie je zu haben." „Wer?" sagte er.

Leise ließ ich mich von der Wolke fallen, sacht glitt ich dahin, durch ungebärdig flackernde Töne, durch Schwingungen, die noch nicht wußten, ob sie Ton oder Licht werden sollten; ich entschwand ihm, ohne zu antworten, vielleicht hätte ihn die Antwort gekränkt, und ich behandelte ihn zart. Zart wie eine Frau.

Kaspar Hauser

Beobachtet, nicht „gedichtet"

Ich habe nichts erfunden, nichts komponiert. Es handelt sich nicht mehr darum, zu ‚dichten'. Das Wichtigste ist das Beobachtete. — Diese Sätze schreibt Joseph Roth seinem Buch „Die Flucht ohne Ende" (im Verlag Kurt Wolff, München) voran. Und in Konsequenz untertitelt er es: Ein Bericht.

In die für den, der sie erfühlt, schmerzlich-groteske Debatte zwischen der Jugend der im Stich gelassenen, verkauften und verratenen Revolutionsfront und der Zwittergeneration eines geistigen Inflationsgewinnlertums fällt Roths Buch als ein Beweis. Es zeigt, daß es nicht um die angebliche

Antithese Kunst contra Propaganda geht, sondern um die Frage der wesentlichen Bedeutung. Selbst ein aller Disharmonie so abgeneigter, den Schatten Hölderlins und Möricke s innerlich zugekehrter Mann wie Hermann Hesse hat in seinem (schon 1925 geschriebenen, aber erst soeben erschienenen) schmerzlich bekenntnishaften Tagebuch der „Nürnberger Reise" mit der Ehrlichkeit des ewig Suchenden seine Erkenntnis von der gegenwärtigen Unbedeutung der Form ausgesprochen. Das heißt aber nicht, wie die kassandrischen Wehrufe der Literaturoffiziere der alten Poetenarmee glauben machen wollen, Untergang und Auflösung der Dichtung, sondern nur die veränderte Position der magischen Intuitionskamera. Es wird nicht mehr vom Feldherrnhügel abgeschlossener Erkenntnis, sondern mitten in der marschierenden Zeit aufgenommen. Es gibt daher auch keinen Anfang und keinen Schluß eines Geschehens mehr. Und so deckt sich Roths Buchtitel „Die Flucht ohne Ende" restlos mit dem Buchinhalt.

Er gibt den Bericht von der Flucht eines ehemals österreichischen Oberleutnants, der in Sibirien einsam vegetiert, aus der kalten Öde in die Hitze der bolschewistischen Revolution gerät, sein Untertauchen darin und das wieder Hochgeschwemmtwerden wie ein Korken, der zu leicht ist. Dann neue Idylle zwischen Arbeitsgleichmaß und stumpfem Liebeseinerlei, Verwehtwerden nach dem Westen, gespenstisches Auftauchen deutscher Stadtkulissen, Pariser Rausch und wieder Ausgespieen werden, bis die Sonne über der Place de la Concorde auf einen völlig Losgelösten scheint, der nicht einmal Egoist mehr ist.

Nicht Roths Kunst, Sätze oder Atmosphäre zu schaffen, sei hier gerühmt. Sie ist eine Sache seines Handgelenks. Sondern sein Beweis von der Wichtigkeit des Beobachtens im Gegensatz zum „Dichten". Die psychographische Beschreibung seines Helden Franz Tunda, eine seelische Reportage gewissermaßen, liefert uns das Material zur Betrachtung jenes wichtigen Menschentyps, den weder ein Dichter noch ein Propagandist uns heute erscheinen lassen kann, weil ihm die Mittel dazu fehlen. Der Zwischenzeitler, Produkt der Übergangsperiode, da man, vermutlich einige Generationen lang, im Wartesaal der Geschichte auf das Umsteigen von dem alten ins neue Jahrhundert (ohne Gewähr des Anschlusses) wartet, wird zum ersten Mal in der deutschen Literaturgeschichte so objektiv geschildert, daß er sichtbar wird. Und im Spiegel seines Daseins blinkt die Gegenwart in allen ihren phantastischen Überschneidungen auf. Roth gibt wieder, er fügt nicht hinzu, er schreibt ein documentum nieder, er komponiert es nicht. So liegen Frauen, Länder und die Lebensperipetien der Hauptfigur unter dem seltsamen Licht zweier wacher Augen, und die Zeit selbst wird unter deren röntgender Intensität, die alles Bunte, Weiche, Oberflächig-Episodistische durchdringt, sehr nackt in ihrem Gerüst offenbar. Nicht Hoffnung und nicht Hoffnungslosigkeit, nicht Rückblick und nicht Ausschau ergibt sich, zöge man am Schlusse eine Bilanz. Sondern ein Faktum, der von allen Strömungen durchspülte Mensch Franz Tunda, der so gläsern klar ist, daß nichts an ihm noch enträtselbar bleibt. Seine Gestalt scheint einzugehen in die Luft, die sie umgibt, wird flüssig, überflüssig und so schließt auch Roth: „— so überflüssig wie Tunda war niemand auf der Welt." Der Held ist aufgebraucht. Er zerfällt nach manchem Maskenspiel wie seine Zeit. Dies in letzter Hellsichtigkeit ohne Scheu vor ihrer Erbarmungslosigkeit berichtet zu haben ist Roths Verdienst, bedeutet die Wichtigkeit seines Buches, das weder künstlerisch noch propagandistisch eine spezifische Eigenwichtigkeit hat.

Manfred Georg

Ich spiele den „Alten Fritz"

Nun habe ich meinen letzten biographischen Fridericus-Rex-Film „Der Alte Fritz" unter der Regie Gerhard Lamprechts vollendet. Er umfaßt die letzten Lebensjahre des großen Königs und stellt in der Rolle des alternden und kranken Königs und namentlich in der Sterbeszene unerhörte Ansprüche an Mimik und Maskenkunst . . .

Immer wieder wurde ich sowohl in den Aufnahmepausen als auch sonst, wo ich mich während der Aufnahmezeit sehen ließ, gefragt, wie ich es angefangen habe, mich in die Rolle des Alten Fritz hineinzuversetzen. Meist sagte man mir dabei: „Sie haben natürlich alles durchstudiert, was an Literatur aus und über die Zeit Friedrichs des Großen existiert, die Biographie seines Lebens und seiner Taten; wieviel Monate haben Sie nun wirklich gebraucht, um sich so in die Person des Königs hineinzuleben?!"

Meine Antwort lautete jedesmal: „Nichts dergleichen ist geschehen."

Ich weiß natürlich, wie jeder Deutsche, Bescheid über die geschichtlichen Vorgänge der Regierungszeit Friedrichs, aber an die Aufgabe, den großen König im Film darzustellen, ging ich mit der ganzen Naivität heran, wie jeder Künstler an sein Werk.

Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß ich irgendwie vom Schicksal zu dieser Aufgabe bestimmt worden bin und dieses Gefühl stimmt mich weihevoll und heiter.

War ich bei den Aufgaben soweit, den ehrwürdigen Rock Friedrichs anzuziehen, so hatte ich nur ein Bedürfnis: allein zu sein. Ich mochte niemanden haben, der mir hineinhalf, jeder Handgriff war mir selbst ein Erlebnis . . .

Es war, so arrogant es klingen mag, etwas von dem großen Geist in mich gefahren, ich fühlte mich vollständig als König Friedrich . . . Ich habe mich in das Empfindungs- und Anschauungsleben Friedrichs hineingefühlt und wahre diese Gabe auch jetzt noch wie ein heiliges Vermächtnis.

Otto Gebühr
im Stuttgarter Neuen Tageblatt

Ein Herr

Wie kann ein kluger Theaterdirektor wie Barnowsky auf den Gedanken kommen, solch ein Schreckenskammerstück aus dem Wedekindschen Panoptikum zu inszenieren. „Gott sei Dank, daß der Kerl tot ist!" erregte sich mit Recht ein Herr, „Wedekind ist eben 'ne dramatische Wildsau". Sehr laut und deutlich schimpfte dieser Herr, ihm schlossen sich viele Stimmen mit scharfem Protest an.

Deutsche Zeitung

Liebe Weltbühne!

Der zwölfjährige Sohn des Schriftstellers N. erzählt: „Fritz hat mich gestern gefragt was ‚Sexualität' bedeutet Er meinte, das hinge mit Psychoanalyse zusammen, doch ich habe gesagt, das hat was mit Film zu tun".

Antworten

Moses Waldmann. Sie schreiben zu Kurt Hillers Artikel „Despotie am Njemen" in Nr. 51 der ‚Weltbühne': „Der Aufsatz befaßt sich drei Seiten lang mit der politischen Lage in Litauen, um schließlich, ganz unmotiviert und ohne Zusammenhang mit dem Hauptthema, von einem jüdischen Autobusbesitzer Chaimke (soll wohl Chaimele heißen, denn so lautet das jiddische Diminutiv von Chaim) zu erzählen, der ein Gauner ist. Chaimke ist es wohl nicht in höherm Maße als der deutsche Chauffeur, der vor zwei Wochen einen meiner wiener Bekannten, welcher zum ersten Mal nach Berlin gekommen war, vom Anhalter Bahnhof zum Hotel „Fürstenhof" eine halbe Stunde lang spazieren führte, oder als der pariser Chauffeur, der mir vor zwei Monaten einen dreifachen Fahrpreis abknöpfte, indem er mir einredete, der Betrag des Taxameters sei mit drei zu multiplizieren. Daraus hat aber mein wiener Bekannter noch lange nicht den Schluß gezogen, daß die berliner Chauffeur-Rasse gaunerhaft sei, und ich werde mich hüten, die pariser in ihrer Gesamtheit Betrüger zu nennen. Ist es nicht der typische jüdische Komplex, der Kurt Hiller, den „Deutschen judäischen Geblüts", im Unterbewußtsein erwarten läßt, daß jüdische Autobusbesitzer in Litauen genau so ästhetisierend-intellektuell sein müssen, wie Kritiker berliner Kunstausstellungen oder so bieder und rechtschaffen, wie die meisten jüdischen Mitarbeiter der ‚Weltbühne'? Chaimke ist nicht schlechter als seine christlichen Kollegen in Litauen, von denen mich einer im Vorjahre durch ganz Kowno im Kreise herumführte und mir für die Fahrt vom Bahnhof bis zum Hotel „Versal" 10 Lit berechnete. Kurt Hiller verallgemeinert und riskiert ein Pauschalurteil über die litauischen Juden (zwischen den Worten!), weil Chaimke ein Lump ist. Was würde Herr Hiller, der Deutsche (wenn auch judäischen Geblüts), dazu sagen, wenn ich behauptete, er sei ein Rohling und verdiene ein wenig ins Zuchthaus gesteckt zu werden, weil sein Kon-Deutscher Klapproth ein Fememörder ist? Hiller behauptet zweierlei zu wissen: das erste ist die Erklärung für einen möglichen Pogrom in Litauen, provoziert durch Chaimke (diese Erkenntnis eins judäischen Blütlers kann leicht von litauischen Pogromisten als eine liebenswürdige Aufforderung gedeutet werden); das zweite aber, daß „nichts so blödsinnig ist wie der panjüdische Nationalismus". Wenn Kurt Hiller eine Ahnung vom jüdischen Nationalismus hätte (leider verfügt der Sprachgebrauch für die Hypertrophie eines Gruppenegoismus à la Hitlerei und für die rein defensive Behauptung der Eigenpersönlichkeit eines „nationalen" Juden nur über dasselbe Wort), so würde er verstehen, daß grade Existenzen wie Chaimke und, er verzeihe mirs, vom jüdischen Komplex gehetzte Menschen wie Kurt Hiller (die übrigens in vielen mit dem Judentum in keinem Konnex stehenden Gefühls-, Denk- und Betätigungsbezirken ganz respektabel sein können) ein starker Antrieb für diesen „Nationalismus" gewesen sind. Eine Volksgemeinschaft umfaßt eben Chaimkes und Kurt Hillers. Kurt Hiller schießt in seiner Betrachtung den Vogel mit der Erklärung ab, daß er sich im Verkehr mit Litauern als Miteuropäer gefühlt habe, während er in bezug auf Chaimke nur Deutscher war. Merkwürdig: mir geht es mit Kurt Hiller ähnlich. Auch ich vermag in den meisten Litauern Kon-Europäer zu sehen; hinsichtlich des „Deutschen judäischen Geblüts" Kurt Hiller aber bin ich nur Jude." — Hierauf antwortete Kurt Hiller: „Einen ‚jüdischen Komplex' will mir Waldmann in den Bauch reden, vielmehr ins Unterbewußtsein; just mir, der keins hat, sondern über die Ursachen seiner Gründe allemal genau Bescheid weiß. Den ‚jüdischen Komplex' (sogar ‚gehetzt' von ihm soll ich sein!) haben in Wahrheit die Deutsch- und Jüdischvölkischen — dieweil diese Gattungen

Mensch in ihrem gesamten Denken, Trachten, Treiben beherrscht sind von einer ebenso tatsachenfernen wie affektgeladenen Vorstellung 'Jude', 'Judenheit', 'Judentum' und die Aufgeregtheit ihrer an diese Vorstellung gebundnen narzissistischen oder misautischen, fetischistischen oder antifetischistischen Wünsche, Ängste und sonstigen Wallungen jeden ruhigen Prozeß der Erkenntnis verhindert. Ein Komplex nämlich liegt vor, wo „bestimmte Bewußtseinsinhalte, Erlebnisse und Vorstellungen dauernd durch den gleichen Affekt vereinigt und zusammengehalten werden", wodurch eine „Hemmungswirkung" „nach ganz bestimmten Richtungen hin im seelischen Zusammenhange erzeugt" wird — so definiert ein an Freud und an Nelson zugleich geschulter Präzisionspsycholog die Sache: Doktor Arthur Kronfeld, dessen 'Psychotherapie' (2. Auflage, Berlin 1925, Verlag Julius Springer) ich bei dieser Gelegenheit auch Nichtzionisten zur Lektüre empfehlen möchte. Den Zionisten freilich besonders — obwohl ihr Fall fast hoffnungslos scheint. Wird ihnen, wofern sie nicht aufhören, zu sein, was sie sind, je gelingen, den Erkenntnisgegenstand 'Jude' vorurteilslos, affektlos, komplexlos zu behandeln? Werden sie nicht immer wieder ihr Manko an innerer Freiheit, an Unbefangenheit diesem Problem gegenüber, grade Dem unterschieben, dem es gelang, seine der Jüdischkeit in ihm und außer ihm entgegengebrachten positiven und negativen Wertgefühle zu analysieren, sein sachliches Verhältnis zum Judentum von Sentiment und Ressentiment zu reinigen, seine Urteile über diese Materie zu entsubjektivieren, seine Gesamtphilosophie und -politik unter einen erheblich umfassenderen Gesichtswinkel zu bringen, als es der projüdische, der antijüdische, überhaupt der jüdische ist? Ein arischer Deutscher, der einen bestimmten widerlichen oder lächerlichen Typus des arischen Deutschen so königlich durch den Kakao zieht, wie George Grosz, Heinrich Mann, Erich Weinert das taten, erringt damit gewiß den schmunzelnden Beifall desselben Komplexjuden, der mich beinah zu den Hooligans wirft, weil ich einen jüdischen Mistfinken Mistfink genannt habe, statt mich fromm zu identifizieren mit einer Sorte, die nur Objekt meiner Karikatur sein kann. Nein, ich „verallgemeinerte" nicht mehr als Jene; nicht mehr, als ethnographisch unerläßlich; nicht mehr, als induktionslogisch zulässig ist. Auch wenn wir alle in diesem Blatte „verallgemeinernd" vom politischen Strafrichter in Deutschland reden, haben wir auf Grund unsrer Erfahrungen ein Recht dazu. Auf eine „Volksgemeinschaft", die mich und Chaimke „umfaßt", pfeif ich; so wie jeder meiner arischen Freunde auf eine Volksgemeinschaft pfeift, die ihn und Crohne umfaßt. Der jüdische Nationalismus ist vielleicht um einige Grade schlechter, bestimmt um keinen Grad besser als der deutsche. Warum ich ihn ablehne, mögen Interessenten in meiner 'Verwirklichung' nachlesen (Seite 262 ff.), wo sich auch Nachweise wichtiger, einschlägiger Stellen bei Heinrich Heine, Kerr, Maurice Fishberg finden. Fishberg 'Die Rassenmerkmale der Juden' (deutsch: München 1913), ein durchaus empirisches Buch, ist die wundervollste Widerlegung des alljüdischen Nationalismus — darum von Antisemiten und Zionisten totgeschwiegen bis dorthinaus. Weil ich ihn ablehne, den jüdischen Nationalismus, habe ich keine Ahnung von ihm — versichert Waldmann. So sind diese Komplexler. Wer anders denkt als sie, muß ein Ignorant sein. In Wahrheit hab ich leider einen viel zu großen Teil meines Lebens mit Studium und Diskussion des jüdischen Nationalismus verbracht. Mit jedem Finger meiner Hand kann ich auf ein Problem weisen, das wichtiger ist als das jüdische; und mit allen großen Juden seit Spinoza weiß ich mich darin einig — nicht etwa mit Marx nur. (Von den großen Nichtjuden zu schweigen.) Die Existenz pazifistischer Generäle, mein lieber Moses Waldmann, beweist, daß grade wer vom Kriege etwas versteht, dazu kommen kann, ihn zu verwerfen."

Opfer. In dem Beleidigungsprozeß, den die Reichswehr gegen den verantwortlichen Redakteur der ‚Zeit-Notizen' angestrengt hat, weil sich ja bei jeder krassen Kritik des Militärs die Reichswehr getroffen fühlt, wird der Beklagte nunmehr den Wahrheitsbeweis dafür antreten, daß auf Seiten der Reichswehr Ausschreitungen gegen Kommunisten vorgekommen sind. Es werden zahlreiche Zeugen aus dem Erzgebirge, dem Vogtlande und Mitteldeutschland vernommen werden, und es steht zu hoffen, daß nun einmal in aller Öffentlichkeit alle verprügelten, beleidigten, beschimpften und mißhandelten Gefangenen aussagen werden. Hier ruht ein unschätzbares Material, das durch die maßlose Ungeschicklichkeit der Linken niemals voll ausgewertet worden ist. Wir wünschen, daß der Kriegsminister sich bei seinen Beleidigungsklagen die Niederlage holt, die er täglich verdient.

Erwin Piscator. Wie wir hören, haben die Herren Rubinstein und Wilhelmstein einen Zweckverband zum Schutz ihrer gemeinsamen Interessen gegründet. Herr Rubinstein ist zurzeit in Paris eingesperrt, der andre befindet sich auf freiem Fuß.

Weltbühnenleser Bielefeld werden gebeten sich an Friedrich Welter, Fröbelstraße 35, zu wenden.

Berliner Weltbühnenleser versammeln sich jeden Mittwoch, 8¼ Uhr, im Café Adler, Dönhoffplatz, Eingang Kommandantenstraße. Thema am nächsten Abend: Gewerkschaftsfragen.

Republikanischer Leitartikler. Ihr Kampfruf schmettert hell ins neue Jahr. 1928 wird den Sturz der Reaktion bringen, o gewiß. Vergessen Sie Max Hölz nicht, Verehrtester, wenn Sie gesiegt haben.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 152
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Auftakte von Carl v. Ossietzky

Heuer feierten die republikanischen Blätter Neujahr, als wäre ein glücklich erreichter Kalenderabschnitt schon ein politischer Sieg. Die Begrüßungsartikel für das Jahr 1928 waren zum Teil sehr schön. Kampfjahr 1928! Doch man wird sich hüten, die Artikel an die Flaggenstange zu heften, wenn der Kampf glücklich gewonnen ist. Dann wird wieder zu lesen sein, daß sich der wahre Politiker eben in der Begrenzung zeigt.

Einstweilen wird innerhalb der Regierungsparteien hart um den Wahltermin gestritten. Die Deutschnationalen sind selbstverständlich fürs Strecken, die Mehrheit der Volkspartei sekundiert und die Herren Zentrumsführer machen auch mit. Dabei ist die Majorität der Zentrumswähler gewiß gut republikanisch und für linke Politik. Dennoch werden Herr Marx, Herr von Guérard, der gesalbte Herr Brauns und ihr kleiner, die Fraktion beherrschende, die Partei gängelnde Klüngel am Ende stärker sein als die Millionen. Man wende nicht ein: das konfessionelle Band, der Hirtenstab der Herren Bischöfe — — gewiß, das bedeutet sehr viel. Aber auch die andern Parteien haben ihre Bischöfe, nur nennt man sie anders, und was hier der katholische Glaube, ist dort die Tradition, die Einheit der Partei, jawohl, die dreimal heilige Einheit. Sind die Massen der Sozialdemokraten, der Kommunisten eigentlich weniger kritiklos und glaubensbesessen als die Zentrumswähler in Arbeiterschaft und Kleinbürgertum? Sind die roten, die rötlichen und schwarzrotgoldnen Funktionäre so sehr von der schwarzen Klerisei unterschieden?

Wie nervös die großen Parteien gleich werden, wenn jemand an ihrer Majestät rütteln möchte, beweist ihr unfaires Vorgehen gegen jene Aufwertungs- und Sparergruppen, die unter mannigfachen Namen sich überall aufgetan und in dem deutschnationalen Dissidenten Doktor Best einen energischen Führer gefunden haben. Diese Gruppen wirtschaftlich Geschädigter, deren einziges Band die Enttäuschung ist, sollten durch Mittel der Gesetzgebung, durch völlig verfassungswidrige Mittel kaputt gemacht werden. Die Gerichte haben anders entschieden und der Effekt ist, daß in einigen Ländern neugewählt werden muß. Es handelt sich nicht darum, ob diese schnell improvisierten Parteichen nützlich oder sympathisch sind. Es gilt nur aufzuzeigen, wie sehr alle großen Parteien plötzlich einig sind, wenn sich Außenseiter melden, die vor den großen Herren keinen Respekt haben. Es gibt aber nicht nur alte finanzielle Forderungen, sondern auch altes politisches Gedankengut aufzuwerten. Reüssieren die Einen, könnte das auch Andre verlocken, aus der Reihe zu tanzen. Das Listensystem verhindert die interessanten, anregungsvollen Eingänger. Das Listensystem konserviert die Omnipotenz der Parteibureaus und zwingt die Malcontenten zum Ducken und Mitlaufen. Wie anders wäre der Fall Wirth verlaufen, wenn wir Einzelpersonen wählten ... Der Parlamentarismus dörrt

aus, wenn die Abgeordneten den Wählern aufgenötigt werden. Deshalb bilden in Deutschland, anders als in England oder Frankreich, die Abgeordneten aller Parteien eine geschlossene Interessengemeinschaft gegen ihre Wähler. Das Parlament hört auf, das Forum unter freiem Himmel zu sein, es wird zu einem Klub, dessen exklusiver Ritus Verständnis der Laienschaft ausschließt, und die Kämpfe werden laute Maskeraden, um den bittern Ernst der Institution gelegentlich zu erhärten.

*

„Der Einheitsstaat ist unaufhaltsam auf dem Marsch ..." Das Schlagwort ist ohne Zweifel recht populär, und die Linksparteien spielen es unbestreitbar ganz geschickt aus. Es wird auch da der Mund etwas zu voll genommen, denn schließlich ist noch das durch und durch föderalistische Zentrum da, das man doch nach Niederringung des Verführers Westarp wieder liebend umarmen will. Die Deutschnationalen, preußisch-partikularistisch durch Tradition und durch die Zielsetzung von gestern und heute: Preußen zu beherrschen, nur Preußen! fühlen sich durch die Propaganda für den Einheitsstaat ins Hintertreffen verwiesen und wollen sich wenigstens fürs Wahljahr als maßvolle Begönnerer der Einheitsidee empfehlen. So haben jetzt zweihundert deutsche Männer einen „Bund zur Erneuerung des Reichs" gegründet, der für Festigung der Reichsgewalt eintreten, aber andrerseits auch „ein Übermaß von Zentralisation" vermeiden will. „Nur das Lebensnotwendige soll einheitlich sein, auf keinen Fall soll alles zentralisiert werden", erklärte in einer Pressekonferenz der oberste Manager des Bundes, der frühere Reichskanzler Luther, „vielmehr soll das wirklich Eigentümliche außerhalb der Zentralinstanz vielleicht sogar noch aufgefrischt werden". So, das wird man in Bayern gern hören. Denn Herr Doktor Luther will das Eigenleben der dem Reich eingegliederten Länder nicht in Frage stellen, „wo das Bewußtsein dieses Eigenlebens vorhanden ist". Dafür aber soll das Nebeneinander der Zentralgewalten des Reichs und Preußens „durch andre Gestaltung" überwunden werden.

Das sieht mehr nach einem Attentat gegen die gegenwärtige preußische Regierung aus als nach einem Programm für den Einheitsstaat. Die Unterzeichner gehören, mit Ausnahme von ein paar als Deckblatt verwandten Liberalen und Sozialdemokraten, der Rechten an; die meisten vertreten starke Wirtschaftsmächte. Da sind neben Kalckreuth und Hepp vom Landbund, Cuno, Krupp, Röchling, v. Siemens, Louis Hagen, Stimming, Vögler, Fritz Thyssen auch die frühern reaktionären Staatssekretäre Busch und v. Simson, und schließlich auch v. Berg-Markienen, ehemals Wilhelms Generalbeauftragter. Und wenn man dazu die Namen v. Batocki, Freiherr v. Gayl, Graf Behr, Exminister Albert und Rabbethge fügt, so fühlt man sich vollends in den Herbst 1923 zurückversetzt, in die frohe Zeit der Adlon- und Esplanadekonferenzen, deren Ergebnis immer ein paar Direktoriumslisten waren mit eben jenen Herren als Stammgästen. Ganz überflüssig, daß Herr Doktor Luther sich mit Händen und Füßen gegen einen Vergleich mit Bennigsens Nationalverein für das liberale Deutschland aus den sechziger

Jahren sträubte. Wer ist nur auf so eine verrückte Idee gekommen? Schon der alte Nationalverein war nicht so schön, wie er später von nationalliberalen Historikern gemacht wurde. Und wie charaktervoll hebt er sich von diesem neuen uneigennützigen Patriotenbund ab! Und schon der alte Nationalverein wurde von einem der bösen Radikalen von damals, von Georg Herwegh, mit diesem freundlichen Spruch begrüßt:

> Das sind die Kämpfer für Wahrheit und Licht!
> Ich sehe manch alten Bekannten —
> ich sehe auch manches Schafsgesicht
> und manchen Komödianten...

*

Die Außenpolitik stagniert. Nicht nur Doktor Stresemanns plötzliche ernste Erkrankung hemmt. Überall sterbende Kabinette, man hat keine rechte Lust mehr, etwas anzupacken. Einfallsreiche Köpfe sind auf den famosen Gedanken gekommen, Litauen für Polen „freizugeben" und als Gegenleistung dafür den Korridor zu verlangen. Man kann nicht etwas „freigeben", was man nicht hat, der Einfall ist heller Wahnsin und bezeichnend nur für gewisse Hirne, die vor Eintritt in den Völkerbund für Deutschland gleich das Protektorat für alle kleinen Nationen und gedrückten nationalen Minoritäten in Anspruch nahmen. Hoffentlich setzen die verantwortlichen außenpolitischen Stellen derartige Ratgeber glatt vor die Tür.

Mögen in Berlin und Paris die Kabinette dahinsiechen — es gibt auch Regierungen, die nicht sterben. In Rom und Budapest sind solche. Der jetzt an der ungarischen Grenzstation Sankt Gotthard von österreichischen Zöllnern aufgedeckte Waffenschmuggel nach Ungarn zeigt aufs traurigste die europäische Situation auf. Mussolini beliefert Horthy mit Kriegsmaterial und Waffen, das ist der Sinn ihres Bündnisses. Vergeblich bemühten sich die christlich-sozialen Herren der Republik Österreich, aus einem internationalen Skandal eine kleine Affäre wegen falscher Deklaration zu machen — hoffentlich nimmt der arme Beamte, den der Zufall zum Finger Gottes erhoben hat, nicht Schaden an seiner Karriere — aber kein Seipel kann jetzt mehr vertuschen.

Der Entschluß der Kleinen Entente, an den Völkerbund zu appellieren, mag erfolglos bleiben und in Beschwichtigungen erstickt werden, der Zustand wird doch endlich publik. Eine schändliche und gefährliche Geheimtuerei ist jäh zerblasen. Ungarn, eben von der Militärkontrolle befreit, rüstet. Ungarn, von einem großen englischen Zeitungskonzern in Szene gesetzt, von der englischen Regierung favorisiert, von Herrn Lloyd George schon mit Zusagen von der nächsten bedacht, hat unter den Augen der Großmächte ein Wehrsystem aufgezogen, das weit über seinen Stand und seine Mittel hinausgeht. Englands und Italiens Protektion haben seine Machthaber vor der offenen Anklage wegen Falschmünzerei bewahrt. Die echten Waffen ließen über falsches Geld und falsche Schwüre hinwegsehen. Ein großungarisches Königtum sollte die Belohnung sein für treuen Dienst in der Konterrevolution.

Die Kleine Entente wird in Genf nicht viel erreichen. Aber daß plötzlich von der magyarischen Satansküche das Dach weggerissen worden ist und sie offen vor aller Augen liegt, ist unendlich wertvoll für die Zukunft. Die englische Politik hat eine Kontinentalschlacht verloren, Horthy ist einen Kilometer vor der Endstation entgleist.

Mare nostrum americanum

von Alfons Goldschmidt

Jeder Imperialismus hatte und hat sein Mare nostrum. Adria, Persischer Golf, Nordsee, Dardanellen, Mittelländisches Meer und für die Vereinigten Staaten von Amerika die Karibische See, Panama-Kanal mit Umgebung, das heißt Kuba, Haiti, Santo Domingo, Yukatan, Honduras, Guatemala, San Salvador, Nicaragua, Costarica, Columbien, Ecuador, Venezuela. Mare nostrum americanum. Inselglacis, die ganze Brücke bis Columbien und weiter der Gürtel um Brasilien. Im Norden der Brücke, Mexiko mit dem Golf. Nach Asien zu die Hawai-Inseln und die Philippinen. Atlantische und pazifische Festungen, Inseln, Buchten, Kanäle, Eisenbahnen, Seen. Das ist zentralimperialistisches Gebiet oder „Interessensphäre" der Vereinigten Staaten auf dem amerikanischen Kontinent, erobert und „erworben" durch Geldforderungen, Dawesierungen, Interventionen, Kriege und nicht zuletzt durch eine Unzahl von dollarfinanzierten Revolutionen. Die Geschichte dieses Imperialismus ist in Europa noch wenig bekannt. Sie zeigt eine naive Brutalität, eine Eroberungsoffenheit ohne Gleichen, Herrschaftsanmaßungen aus imperialistischer Überzeugung oder mit Schutzdevisen überkleistert, so visierlos, direkt kundgegeben, als Staatsmaxime aufgestellt, daß selbst ein Kenner englischer Imperialmethoden oft staunen muß. Denn der englische Imperialismus ist viel verschlichener, viel mehr Kabinettsimperialismus, metternichsche Überseepolitik, während der nordamerikanische Imperialismus ohne Tarnkappe auftritt, ohne Skrupel seine Notwendigkeiten im Kongreß und im Senat diskutiert und ruhig die grotesken Knebelungsnoten veröffentlichen läßt, weil er die Herstellung von „Ruhe und Ordnung", die er selbst im Bedarfsfall stört, für das gute Recht des „Schutzherrn" Amerikas hält. Längst ist die Monroe-Doktrin erweitert, übertrumpft, Jefferson mit seinen Expansionsträumen ist Waisenknabe gegen die Regierungen Roosevelt, Wilson, Taft, Harding, Coolidge, wenns um die Verteidigung oder Dehnung amerikanischer Wirtschaftsinteressen auf dem Kontinent geht.

Zuckerrevolutionen in Hawai und Kuba, die vorher genau kalkuliert und, so wird lobend gesagt, nicht etwa

von Flibustiern und Abenteurern, sondern von „ernsten Persönlichkeiten" gemacht wurden, solide geleitete Revolutionen also, wie die programmäßig verwirklichte Panamarevolution. Als sich in den U.S.A. Protest gegen die Panamarevolution erhob, meinte Roosevelt: Falsch ists, einen Plan zu machen und dann nicht alle notwendigen Mittel anzuwenden.

Augenblicklich ist wieder mal Nicaragua dran, das schon seit 1839 von U.S.A.-Interventionen heimgesucht wird, „zum Schutz von Leben und Eigentum amerikanischer Bürger". Damals hatten zwei nordamerikanische Seeräuber um Hilfe gerufen. Sie kam prompt. Später schlossen England und die U.S.A., ohne Nicaragua zu fragen, einen Nicaragua-Kanalvertrag. Dann gabs einen Rattenkönig von Revolutionen in ganz Zentralamerika, bis die Imperialisten, Urheber und Schürer dieser Revolutionen, sich zu Schiedsrichtern machten. Sobald die liberale Partei Nicaraguas gegen den Stachel löckte, sobald ein Präsident nicht einverstanden war mit der Knebelung des Landes, gleich war die Revolution da. Grotesk war der Kampf gegen den liberalen Präsidenten Zelaya, den der jetzige Präsident Diaz vom Sessel warf. Diaz war damals gutbezahlter Angestellter nordamerikanischer Privatunternehmungen. Es war eine „solide Revolution" mit allen Vorbereitungen und Schikanen und mit Noten von äußerst bemerkenswerter Direktheit. Der Präsident Madriz mußte runter vom Sitz. Sobald eine mißliebige Regierung niedergerungen war, tauchten Bankhäuser auf mit Wiederherstellungsangeboten und Finanzagenten, wie Dawson, der eine Art Dawesplan aufstellte mit einem kleinen Parker Gilbert als Kontrolleur. Die Schulden Nicaraguas wuchsen so ins Untragbare. Die Sanierungen hörten nicht auf, die newyorker Banken einigten sich mit Washington über Modus und Sicherheiten, und wenn sich mal wieder etwas bewegte, wurden Marinetruppen oder mindestens Stationierung eines Kriegsschiffes vor der Küste Nicaraguas gefordert und bewilligt. So wurde Nicaragua „organisiert" wie Kuba, Haiti, Panama. Nationalbank, Zölle, Eisenbahnen, die wichtige Bucht von Fonseca, ein zentraler Marinestützpunkt, und schließlich der berühmte Kanalvertrag von 1916 waren das Resultat. Wie die Franzosen vom Panamakanal zurück mußten, so die Engländer vom Nicaraguakanal, den nunmehr die U.S.A. allein bauen und beherrschen werden. Es ist der Bryan-Chamorro-Vertrag, mit dem Diaz, der einstige Angestellte amerikanischer Privathäuser und beauftragte Finanzierer der konservativen Revolution gegen die Unabhängigkeitspartei Nicaraguas, tatsächlich das Land an

die U.S.A. verkaufte, und zwar für einige Millionen Dollar, die womöglich noch als Sicherheit im U.S.A.-Depot ruhen.

Seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts waren alle Augenblicke amerikanische Marinetruppen in Nicaragua. Präsidentschaftswahlen wurden von diesen Truppen „beaufsichtigt", Proteste zentralamerikanischer Nachbarstaaten nicht gehört, Mexiko angefahren, als es den kürzlich gewählten Führer der liberalen Partei, Dr. Sacaza, anerkannte, und jeder Protest nordamerikanischer Pazifisten, liberaler Kongreß- oder Senatsmitglieder zurückgewiesen. 1927 wurde Nicaragua wieder besetzt, wieder mußten „Ruhe und Ordnung" hergestellt werden. Gut vorbereitet und mit Schutzmoral verteidigt. Jedoch ist ein Fortschritt zu verzeichnen, nämlich ein technischer Kriegsfortschritt. Während früher nur mit Gewehrkugeln und Granaten auf Nicaraguenser geschossen wurde, wurden jetzt modernste Bomben aus Flugzeugen geworfen. Man hat ja nun die Flugzeugmutterschiffe. Bald wird man sie nicht mehr brauchen, denn schon flog der Oberst Lindbergh mit einem bombigen Lächeln direkt nach Mexiko-Stadt. Er wird die Hauptgebiete am mare nostrum americanum befliegen, und Mexiko sowie Mittelamerika werden wissen, daß die gutbürgerlichen Strafexpeditionen nicht mehr so lange Zeit brauchen wie bisher. Zuletzt haben amerikanische Flieger und Marinetruppen Sandino, den Parteifreund des Unabhängigkeitsführers und legal gewählten Volkspräsidenten Sacaza, ausgeräuchert, nachdem eine Schauergeschichte die frommen Gemüter in der U.S.A. vorbereitet hatte. Der Agent Diaz soll unter allen Umständen am Ruder bleiben.

Am 16. Januar beginnt in Habana der panamerikanische Kongreß. Das Bombardement von Nicaragua ist ein knalliger Auftakt dazu, aber der Kongreß wird kuschen und sich erzählen lassen, daß Sandino ein Bandit sei und die U.S.A.-Truppen schwere Menschenpflicht getan haben. Wieder wird gesagt werden, daß solche Expeditionen die Unabhängigkeit Zentralamerikas sichern. Aber der panamerikanische Kongreß, diese imperialistische Liga der amerikanischen Nationen unter Oberherrschaft der U.S.A., gilt nichts mehr bei den Völkern Latein-Amerikas, die ja ihre Erfahrungen haben und im Begriff sind, mit einer andern Organisation die Folgerungen daraus zu ziehen. Die Liebe für den großen Bruder im Norden ist nur noch in den Latein-Amerikanern, die von ihm direkt oder indirekt bezahlt werden. In den Andern, und das ist die Masse, flammt schon der Wille, diesen furchtbaren Druck nicht mehr zu dulden.

Brockdorff-Rantzau und Stresemann

von Hetta Gräfin Treuberg

Zu Weihnachten bekam ich ein Buch zugesandt „Versailles" von Karl Friedrich Nowak. Ich habe das Buch in einer Nacht verschlungen, denn es ist klar und spannend geschrieben, die Zeit, die es schildert, liegt weit genug zurück und doch so nahe, daß man fast ohne Haß und Liebe darüber urteilen kann.

Nowak schildert seinen Helden, den Grafen Brockdorff-Rantzau, mit meisterhafter Technik und viel Gefühl. So wie er ihn beschreibt: ein Sozialaristokrat ohne demokratischen Einschlag, mit viel Rasse, etwas Degeneration und viel Charme, hat ihn ein jeder, der Menschen beurteilen kann, empfunden. Die Beschreibung stimmt, aber ist ein solcher Aesthet des achtzehnten Jahrhunderts ein geeigneter Außenminister in kritischer Zeit für eine sich formende Republik gewesen?

Hat Graf Brockdorff-Rantzau den Frieden richtig vorbereitet? Wäre es nicht richtiger für die deutsche Zukunft, für das Schicksal von 60 Millionen Menschen gewesen, wenn im Dezember 1918, in den ersten Monaten des Jahres 1919, Kontakt mit den Vertretern der Entente in Berlin hergestellt worden wäre? Nowak nennt den Professor Haguenin, den Vertrauensmann Clemenceaus, der es versuchte und eine Ablehnung erfuhr; der Fall war krasser als ihn Nowak schildert. Der Graf empfing ein Mal den französischen Abgesandten, der ganz pazifistisch gerichtet war, dieser fuhr dann nach Paris zu Clemenceau. Der Tiger war gut gelaunt und wollte ob der Zähmung seiner Raublust mit sich sprechen lassen. Graf Brockdorff-Rantzau aber weigerte sich, den rückkehrenden Boten zu empfangen. Versäumte Gelegenheit. Ich kann leider noch zwei andre hinzufügen. Der Oberst Graf San Marzano, der in Berlin wegen Rückbeförderung der italienischen Kriegsgefangenen weilte, versuchte den Grafen zu sprechen, forderte ihn auf, sich mit den in Berlin weilenden Missionen in Fühlung zu setzen, beauftragte mich mit dieser delikaten Mission. Ich wandte mich an den damaligen Ministerialdirektor, jetzigen Reichsgerichtspräsidenten Simons, und der Graf refüsierte; sandte, anstatt selbst zu kommen, den Geheimrat von Kuhlmann mit kühler Geschäftlichkeit zu den Alliierten und Assoziierten Missionen ins Hotel Adlon. Auch Lloyd George wollte gern erfahren, wie es in Deutschland aussehe, wie die verantwortlichen Deutschen über die Ostgrenzen und Saarfragen verantwortlich dächten, alle Abgesandte, auch der Führer einer Wirtschaftsmission, Captain Gibson, und die ihn begleitenden Herren hatten kein Glück. (Diese Ablehnung wurde mir gegenüber von der Umgebung des Grafen sehr einfach motiviert: der Graf könne kein Englisch.) Aber nicht nur mit Franzosen, Italienern und Engländern wurde so verfahren. Wilson kam nach Europa. Um ihn drängten sich gleich nach seiner Ankunft die Besten aller Länder der Entente und die Exponenten der Politik der kleinen neu gegründeten oder neuerstandenen Staaten.

Ein jeder nahm Fühlung, nur von deutscher Seite geschah nichts. Und der erste Deutsche, den Wilson in Europa sah und hörte, trat der versammelten Entente bewußt unhöflich entgegen. Dies betont sogar Nowak, erwähnt, daß der Graf vor seiner unglücklich wirkenden Rede im Spiegelsaal von Versailles erst den Herrn Doktor Simons, der ihn begleitetete, konsultiert und dessen Rat, aufzustehen, nicht befolgt hätte. Nowak betont auch, daß der Graf ein zweites, kurzes und vernünftiges Konzept zu einer Rede bei sich führte, es aber nicht gebrauchte und, vom Augenblick bestimmt, die lange und ungeeignete Rede hielt.

Selbst in der Schilderung Nowaks versäumt der Graf notwendiges. Sieht vieles unrichtig durch die Brille des Grandseigneur und Sonderlings, der ein Nachtleben führt und das Tageslicht als störend empfindet.

Doktor Stresemann ist kein Grandseigneur, er liebt sogar den hemdärmeligen Ton des friedsamen deutschen Bürgers, aber auch er begeht die selben und gröbere Fehler als Graf Brockdorff-Rantzau, wenn er sich in Genf aufhält.

Die Welt schließt sich wieder gegen uns zusammen, wie einst gegen die Wilhelm II., der sogar in Frankreich noch zur Marokkozeit warme und wichtige Bewunderer hatte. Wir werden überall erneut mit Mißtrauen betrachtet. Frankreichs Jubel ob des Vorschlages Mussolinis, einen lateinischen Block zu bilden, ist echt. Ein lateinischer Block, den Mussolini gründet, würde Währungseinheit und wichtige wirtschaftliche Vereinbarungen aufweisen. Großbritannien würde einem solchen lateinischen Bund nicht mehr so feindlich wie vor der Tannenbergrede und dem geschwollenen Etat der deutschen Wehrmacht gegenüberstehen. Die Kleine Entente würde an diesen Block, ebenso wie Polen, Anschluß suchen, und Herr Doktor Stresemann würde sich als Hüter des genfer Grals aufspielen können, ähnlich wie der Graf in Versailles, als Verfechter der vierzehn Punkte Wilsons.

Im März ist Ratssitzung, der Rat des Völkerbundes wird in Rom zusammentreten. Eine jede Ratsmacht wird eine Gabe bringen:

Frankreich einen Bündnisvorschlag, Großbritannien Kolonialangebote, Belgien eine Braut dem Kronprinzen Umberto, Rumänien ein Defensivbündnis, Polen, Finnland im Namen der baltischen Staaten Vorschläge für einen Ostblock, der voller Sympathie für den lateinischen Bund und die Vormacht Italien sein wird. Kein Land wird mit leeren Händen erscheinen. Die Mächte, die die Formalitäten bei Deutschlands Eintritt aus dem Völkerbund vertrieb, sind in Rom durch kluge Botschafter vertreten. Was bringt Doktor Stresemann? Eine ganze Literatur über die Teile der alten Doppelmonarchie, deren Abtretung an Italien Wilson für gerecht und richtig hielt? Was wird er nachher dem deutschen Volk zu Hause erzählen? Unsre Handelsbilanz ist passiv. Mit Drohungen und Noten an Mächte, die ihre Handelsbilanz und Währung gesund machen und erhalten wollen, ist diese nicht zu kurieren.

Arnold Rechberg steht mit dem wichtigen Poincaré heute viel besser, als Gustav mit Aristide, und Doktor Wirth erfreut sich in der ganzen Welt des größten Vertrauens, obwohl er sich nie, selbst nicht zur Zeit der Attentate, in den Rockschoß eines Ententeministers verkrochen und in die Arme eines Rechtskabinetts geflüchtet hat!

Das Erbe Sun Yat Sens von K. A. Wittfogel

II.

Der gesellschaftliche Sinn der Drei Prinzipien

Suns politisch gedankliche Entwicklung ist eine außerordentliche gewesen. Von der spätmittelalterlichen Ideologie der Bauernkriegshelden über den westlichen Jakobiner bis an die Schwelle des Leninismus. Dabei hat allerdings die bürgerlich „westliche" Phase einen breiten Raum eingenommen. Die Aufgaben der bürgerlichen Revolution sind in China noch heute nicht gelöst. Immer noch lastet der Druck des Imperialismus auf dem riesigen Lande. Immer noch liegen über dem Innern die Reste mittelalterlicher Zustände, die den Aufbau auch nur eines bürgerlichen Chinas unmöglich machen. So schlossen sich denn, wie vor 1848 in Deutschland, in China die an der bürgerlichen Revolution interessierten Klassen, angefangen mit der Bourgeoisie, abschließend mit den Bauernmassen und dem jungen Industrieproletariat, zu einer — in sich keineswegs einheitlichen, sich gegenseitig fortgesetzt kritisierenden, bedrängenden — vorübergehenden Einheitsfront gegen innern „Militarismus" und äußern Imperialismus zusammen. Diese Einheitsfront hat Sun praktisch geführt. Er hat ihr, theoretisch, in Gestalt seiner „Prinzipien" ihren Schlachtruf gegeben. Sun Yat Sens Drei Prinzipien verkörpern demgemäß

- in ihren Widersprüchen die realen Widersprüche einer bestimmten Phase der chinesischen Revolution (die Notwendigkeit eines vorübergehenden Zusammengehens einander zutiefst entgegengesetzter Klassen, armer Bauern und reicher Landbesitzer, großer Bourgeoisie und moderner Lohnarbeiterschaft,
- in ihrer Entwicklung den objektiven Wandel der ökonomisch sozialen Situation Chinas,
- in ihren jüngsten Tendenzen die Verlagerung des sozialen Schwergewichts der Revolution, die Klassen in Bewegung setzte, deren Ziel nicht mehr ein bürgerlich kapitalistisches, sondern ein bäuerlich-agrarrevolutionäres und ein proletarisch-sozialistisches China ist.

Besonders wichtig für eine proletarisch-revolutionäre Betrachtung sind naturgemäß die letzten Entwicklungstendenzen. Stärker und stärker schiebt sich seit 1923, praktisch fast noch mehr als in der Theorie, die fast nicht „mitkommt", die Befreiungsbewegung der Arbeiter und Bauern in Suns Politik in den Vordergrund. Er erkennt (Manifest des Reorganisations-

parteitages, Formulierung des Zweiten Prinzips), daß es ganz bestimmte Klassen gibt, auf denen die Kraft des revolutionären Fortschritts beruht, während andre Klassen umgekehrt an einer Erhaltung der bestehenden Mißstände materiell stark interessiert sind. Er sieht, daß die chinesische Bourgeoisie die vom ausländischen Imperialismus übrig gelassenen Reste des Nationaleinkommens an sich reißt. Er beginnt, zu begreifen, daß man um einer wirklichen Demokratie (Herrschaft des Volks!) willen gewisse Klassen kaltstellen muß. In den westlichen parlamentarischen „Demokratien" herrscht, so konstatiert jetzt Sun Yat Sen, das Volk nicht. In der Sowjetunion dagegen, unter einer ganz andern Verfassung, „übt das Volk allein die Herrschaft aus" (die Drei Prinzipien, Fassung des Jahres 1924. 10. Vortrag). Als im Herbst 1924 die reiche Handelsbourgeoisie Kantons, die bisher Sun als ihren Helden angesehen hatte, mit Waffengewalt gegen den „rot Werdenden" vorgeht, da zerbricht etwas sehr Grundlegendes in der bisherigen Konzeption Sun Yat Sens. Auf die bewaffneten Arbeiter Kantons gestützt, schlägt er den Aufstand der Kaufmannsmilizen zu Boden; und in seiner nun gehaltenen Ansprache ist nicht mehr von der Bourgeoisie als einem der Pfeiler der Revolution die Rede, sondern nur noch von den Arbeitern, Bauern und Studenten...

Wer trägt den echten Ring?

Dies behalte man im Gedächtnis. Dann wird der Fall Tschang Kai Schek und seiner Nanking-Regierung schnell prinzipiell klar. Hier sammelte sich die großbürgerliche Rechte der Kuo Min Tang, jenes Element, das das ständig zunehmende Kräftewachstum der chinesischen Arbeiter und Bauern mit Entsetzen betrachtete. Sie, die die alte Einheitsfront gegen den Imperialismus aus Angst vor der sozialen Revolution zerrissen, sind gewiß nicht „Orthodoxe" im Sinne Sun Yat Sens. Die damalige Linke dagegen, in Hankau konzentriert, folgte, jedenfalls für eine Weile noch, den Anweisungen des toten Führers: im Bunde mit der Sowjetunion, gestützt auf die Massen, Hand in Hand mit den chinesischen Kommunisten den Befreiungskampf zu führen, der nur unter diesen drei Bedingungen erfolgreich sein könne. Es ist klar, daß — damals — die „Orthodoxen" in Hankau saßen.

Dann aber kamen die Anfänge einer wirklichen Agrarrevolution in Mittelchina. Die aus ihrem politischen Schlaf geweckten landhungrigen Bauernmassen, denen die neuen Bauernverbände (Sun Yat Sens „Prinzipien", Fassung 1924) eine furchtbare Waffe in die Hand gedrückt hatten, begannen, ihre Herren und Unterdrücker zu verjagen und den Boden, den sie so lange für fremden Nutzen bebaut hatten, zu ihrem Eigentum zu erklären. Damit war eine Lage eingetreten, für die der Buchstabe der Drei Prinzipien keine Auskunft mehr gab. Sun hatte geglaubt, gehofft, daß die Agrarfrage sich friedlich werde lösen lassen. Aber sie löste sich nicht friedlich. Der offene Bürgerkrieg im Dorfe begann. In diesem Augenblick haben sich die Mehrzahl der ehemaligen „Orthodoxen" in Hankau, Wang Tsching Wei und seine Anhänger,

gegen den Fortgang der Revolution, für die Erhaltung des alten ungleichen Besitzstandes entschieden.

War das im Sinne Sun Yat Sens?

Auf diese Frage haben wir inzwischen eine Antwort bekommen aus dem Munde eines Menschen, der der nächste menschliche und politische Kamerad Suns während der letzten zehn Jahre seines Lebens gewesen ist, aus dem Munde seiner Frau. Frau Sun Yat Sen hat in einer politisch äußerst bedeutsamen großen Erklärung, abgegeben in Hankau am 18. Juli 1927, festgestellt, daß Sun die Agrarrevolution keineswegs fürchtete, daß für ihn die soziale Revolution die notwendige Ergänzung, ja die Grundlage der politischen Revolution war. „Vor zwanzig, dreißig Jahren", so Frau Sun Yat Sen, „dachte und schrieb Sun, daß die Revolution die Lage des chinesischen Bauern umgestalten werde ... 1911 schrieb er einen Aufsatz über die Agrarfrage in China, der in Genf im „Sozialist" abgedruckt wurde. In diesem Aufsatze sagte er, daß allen sozialen und ökonomischen Veränderungen Chinas eine Agrarrevolution zugrunde liegen muß. Die Idee einer Agrarrevolution war für Sun Yat Sen eine der grundlegenden Parolen, die ihn sein ganzes Leben lang begleitet hat ... Ich erinnere mich genau an die erste Bauernkonferenz der Provinz Kanton, die im Juli 1924 in Kanton stattfand. Damals sahen wir zum ersten Male jenes chinesische Volk, das das Fundament und die Kraft des neuen China sein wird, und das sich erhob, um an der Revolution teilzunehmen. Viele hatten von ihren Dörfern barfuß Hunderte und aber Hunderte von Meilen zurückgelegt, um nach Kanton zu gelangen. Sie trugen zerlumpte Kleidung. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie tief Doktor Sun bewegt war, und ich mit ihm. Damals sagte Doktor Sun zu mir: „Dies ist der Anfang des Sieges unsrer Revolution ..."

Und nach solchen Tatsachenfeststellungen, die für sich selbst sprechen, die Schlußfolgerung: „Wenn gewisse Parteiführer nicht mit geziemender Festigkeit die Prinzipien Sun Yat Sens durchführen, so heißt das eben, daß sie aufgehört haben, seine echten Nachfolger zu sein, daß seine Partei aufgehört hat, revolutionär zu sein; es heißt, daß sie lediglich ein Werkzeug in der Hand dieses oder jenes Militaristen geworden sind. In diesem Falle wird sie aufhören, eine lebendige Kraft zu sein, die die zukünftige Wohlfahrt des chinesischen Volkes schafft. Sie wird sich in ein Instrument der Unterdrückung verwandeln, in einen Schmarotzer, der auf Kosten der bestehenden Sklavenordnung lebt ... Ich zweifle nicht am Schicksal der Revolution; ich empfinde lediglich Schmerz, wenn ich an den Weg denke, den einige Führer der Revolution eingeschlagen haben. Aber ... die Millionen des chinesischen Volkes, die schon unter dem Banner der Kuo Min Tang geeinigt sind, werden jenen Weg weitergehen. Sie werden das endgültige Ziel der Revolution zu erreichen suchen." (Die Erklärung ist vollständig wiedergegeben in „Sun Yat Sen, Aufzeichnungen eines Revolutionärs", S. 338 bis 342.)

*

Wer trägt den echten Ring? Wie in der Fabel Lessings ist es auch hier die Praxis, die den berechtigten vom betrügerischen Anspruch scheidet. Sun hat zur Erreichung seines Zieles — nationale Befreiung und soziale Erneuerung Chinas — oft die Mittel ändern müssen. Er hat sie stets verschärft, radikalisiert. Vom Ziele hat er niemals abgelassen. Die Gruppe der Kuo-Min-Tang-Führer, die im Sommer 1927 in Hankau die Mehrheit besaßen, hat aus Furcht vor der Tragweite des Mittels mit dem Mittel das Ziel selbst aufgegeben. Nur die revolutionäre Arbeiterbewegung Chinas (die Kommunistische Partei und die Gewerkschaften) und die mit ihr verbündeten linken Kuo-Min-Tang-Führer der Gruppe Eugen Tschen und Frau Sun Yat Sen, die mit den Kommunisten in der Bejahung der Notwendigkeit der Agrarrevolution übereinstimmen, setzen das Lebenswerk Sun Yat Sens fort, geben ihm diejenige Wendung, die der gegenwärtige Augenblick erfordert. Die Arbeiter und Bauern Chinas ehren das Andenken Sun Yat Sens, indem sie die Revolution zu Ende führen.

Das Geschrei um Georges Blun von Lucius Schierling

Der berliner Herr von ‚Le Journal' hat in seinem Blatt vom Silvestertreiben der Reichshauptstadt eine unfreundliche und offenbar ungerechte Schilderung entworfen. Unsre Zeitungen sind darüber sehr empört und fordern Repressalien. Wahrscheinlich weiß Herr Blun nicht, daß man in der Metropole außerhalb der hohen Politik keinen Karneval kennt und in der Silvesternacht dafür orgiastisch ausbricht. Herr Blun zeigt erstaunlich viel Humorlosigkeit; er glossiert das leichte Ereignis nur moralpolitisch. Ihn chokiert die pantagruelische Lebensfreude der Berliner, und er würde das Geld für die verschlungenen Pfannkuchen lieber aufs Reparationskonto abgeführt sehen. Er bemerkt auch mit Mißbilligung leicht bekleidete Damen, die den Männern auf der Straße die freimütigsten Angebote machen. Die berliner Presse sieht darin eine tödliche Kränkung unsrer Frauen und schreit nach Blut. Sollte man sich nicht besser über Herrn Bluns Zimperlichkeit lustig machen? Was die freimütigen Angebote betrifft, so wissen wir doch: das hängt halt von der Stimmung ab und auch davon, wer freimütig offeriert. So schrecklich sind die Berlinerinnen nun nicht. Wirklich, es ist Ihr Schade, Georges Blun!

Doch dieser strenge Savonarola ist nebenbei Vorsitzender des Vereins der Auslandsjournalisten, und ein paar demokratische Blätter fordern jetzt seinen Hinauswurf. Das ist wieder sehr deutsch. Anderswo wäre es dem Sünder vielleicht ärger ergangen, nirgendwo komischer. In Amerika wäre er geteert und gefedert worden, in Italien hätte man ihn mit Ricinus behandelt, in England in einen Boxring geschleppt — doch in Deutschland schmeißt man jemanden aus einem Verein. Das ist für die Deutschen die Vision des Höllensturzes, der Inbegriff letzten Pariatums, Versetzung in die unterste Klasse der Menschheitszugehörigkeit. Er ist aus dem Verein geflogen, er ist nicht mehr organisiert — sein Fleisch gehört den Vögeln in der Luft, den Fischen im Wasser . . .

Daran beteiligten sich auch ein paar geschätzte Kollegen, deren jakobinische Radikalität sonst überhaupt nicht zu halten ist. Ach, auch in dem Freiheitsdurstendsten unsrer Mitbürger steckt ein geheimer Hausknecht verborgen, der expedieren will.

Ein König im Netz von Diplomatist

Außer der Schweiz und Holland war im Weltkrieg unter den neutralen Ländern Spanien der Zentralpunkt der Spionage der kriegführenden Mächte. Hier wurde, fern dem Eisenhagel und Giftgasen der Front, der Krieg mit nicht geringerer Ausdauer und Zähigkeit geführt, allerdings nicht wie dort, mit den Mitteln der Gewalt, sondern mit dem viel feineren und nicht minder gefährlichen Rüstzeug der List. Von den Gesandtschaften und Konsulaten und aus den Bureaus der Militärattachés liefen die geheimen unsichtbaren Fäden nicht nur in die Luxushotels von Madrid und Barcelona, sondern auch in die ärmliche Hütte des spanischen Anarchisten und Verschwörers und katalanischen Separatisten. Die Maschen dieses feingewebten Spionagenetzes legten sich auch um Alfons XIII., der gewiß sehr erstaunt gewesen sein wird, als er nach Friedensschluß erfuhr, daß grade er das begehrteste Objekt der besten Agenten des deutschen wie auch des englischen und französischen Geheimdienstes gewesen war. Was die Entente ebenso wie die Mittelmächte hauptsächlich wissen wollten, war: bleibt Spanien dauernd neutral oder nicht? Darüber konnte in einem monarchisch regierten Staate wie Spanien natürlich niemand bessere Auskunft geben als der König selbst. Dies Staatsgeheimnis par excellence aber war der wichtigste Trumpf Spaniens und das stärkste Machtmittel seiner Politik. Gegen dies Geheimnis richtete die Spionage Deutschlands, Englands und Frankreichs ihre Angriffe, die auch allerseits zum gewünschten Ziele führten.

Trotz der ungeheuren Propaganda, die Frankreich während des Krieges in Spanien entfaltete und die ihren Ausgang von dem „Comité international de Propagande" und dem „Institut Français" in Madrid und dem „Comité Catholique de Propagande" in Paris nahm, war die deutsche Position in Spanien erheblich stärker, da das katholische Spanien dem antiklerikalen Frankreich, trotz der ethnischen und geistigen Verwandtschaft („die lateinische Schwester"), fremd gegenüber stand. Interessant ist, was die spanische Herzogin de la Torre dem ehemaligen Botschafter Frankreichs in Rußland, Georges Louis, im September 1915 darüber mitteilte. Sie sagte: „In Spanien ist die ‚Gesellschaft' germanophil; aber man ist es ohne deshalb antifranzösisch zu sein. Die Deutschen haben die Frauen und die Priester für sich ... Die Frauen sind germanophil vor allem, weil die Königinmutter, eine Oesterreicherin, natürlich österreichisch-deutsche Sympathien hat. Um der Königinmutter zu gefallen, die die Einladungen zu Hofe ergehen läßt und die noch einen großen Einfluß hat, da die Minister ihr sehr willfährig sind, ist man germanophil — einzig, weil sie es ist: das schickt sich!" Auf einem so geebneten Terrain hatte es der deutsche geheime Nachrichtendienst mit seinen Hauptstellen in Madrid und Barcelona nicht allzu schwer.

Alfons XIII. ist, wie man überall, nur nicht in Deutschland, weiß, ein großer Viveur und Freund der galanten Welt,

Eigenschaften, die ihm bekanntlich sein erbittertster Gegner, der in Frankreich im Exil lebende Führer der spanischen republikanischen Bewegung und berühmte Schriftsteller Blasco Ibañez in seinem berüchtigten Pamphlet „Alfons XIII. ohne Maske“ mächtig angekreidet hat. Weilt der König in Paris, nicht in Staatsgeschäften, sondern, was häufiger geschieht, inkognito, so ist er ständiger Gast in den Luxuslokalen und Dancings des Montmartre und vor allem in dem weltberühmten Moulin rouge. Der französische Polizeikommissar Oudaille, dessen delikate Aufgabe es ist, höchste und allerhöchste Herrschaften unauffällig und sicher als Cicerone durch die Höhen und Tiefen der „Ville lumière“ zu führen, mußte diese Tatsache der spanischen Königin gegenüber zugeben, als diese ihn einmal freimütig fragte, ob sich der König im Moulin rouge auch immer gut amüsiere. Der deutschen Botschaft in Madrid waren Eigentümlichkeiten und Passionen des Königs natürlich nicht unbekannt. Und gewiß auf Anregung des deutschen Botschafters in Madrid, Prinz Ratibor, schickte die deutsche Regierung als Militärattaché Herrn K. nach dem schönen Spanien, einen jungen, charmanten und lebenslustigen Kavalier, dem es im Umsehen gelang, die Sympathien des Königs zu erobern. Beide waren bald unzertrennlich, und da der König äußerst mitteilsam ist, so war es für K. ein Leichtes, die diskretesten diplomatischen und militärischen Dinge aus seinem Munde zu erfahren, zum Beispiel, was der französische und englische Militärattaché dem König mitgeteilt hatten. Derselbe K. war es, dem es Mata Hari (nach ihren Zivilstandsakten Margaretha Gertruida Zelle, geschiedene Mac Leod und geboren in Holland), die internationale Kurtisane und exotische Tänzerin, die seit Kriegsbeginn unter der Chiffre H. 21 im deutschen Geheimdienst tätig war, verdankt, daß sie am Pfahl von Vincennes ihr kurvenreiches Leben enden mußte. Im Jahre 1917 war es ihr gelungen, Paris, wo ihr bereits der Boden unter den Füßen brannte, zu verlassen. Sie hatte den Argwohn der französischen Gegenspionage erregt und, um sich aus der Schlinge zu ziehen, ihre Dienste dem S. R. (Service des Renseignements) angeboten. Aber man traute ihr nicht recht und schob sie ab. Die Engländer holten sie vom Schiff und brachten sie nach London, wo sie Sir Basil Thompson, der Chef von Scotland Yard, einem eingehenden Kreuzverhör unterzog, dessen zahlreichen Fallen sie sich mit raffiniertester Geschicklichkeit zu entziehen wußte und das mit einem wahren Theatercoup endete, als sie ihm unter vier Augen gestand: „Ja, ich bin eine Spionin, aber nicht für Deutschland, sondern für Frankreich!“ Sie landete in dem spanischen Hafen Gijon ohne zu ahnen, daß ihr ein französischer Geheimagent dauernd auf den Fersen war und sie auf Schritt und Tritt überwachte. In Madrid bezog sie ein luxuriöses Appartement im Grand-Hotel und trat hier sofort mit K. und dem deutschen Marineattaché in Verbindung. Das Verhältnis zu ersterem gestaltete sich sehr rasch äußerst intim. Da ihre Verwendung in bezug auf den König nicht in Betracht kam (Herr K. selbst erfuhr schon genug), so ließ man sie auf den ebenfalls im Grand-Hotel wohnenden französischen Militärattaché los.

Aber alle ihre galanten Avancen blieben ohne Erfolg, da dieser bereits vor der Tänzerin gewarnt worden war. K. bezahlte ihre Gunst mit ein paar niedlichen Bijoux, aber Mata Hari brauchte Geld, viel Geld! Man beschloß daher, da sie sich in Spanien nicht weiter als Agentin betätigen konnte, sie wieder nach Paris zurückzusenden, und K. funkte dem deutschen Spionagechef in Amsterdam, er solle H. 21 sofort 15 000 Pesetas bei der niederländischen Gesandtschaft in Paris anweisen. Dies Telegramm fing jedoch der Eiffelturm auf, und da die Franzosen wußten, wer sich unter H. 21 verbarg, so warteten sie auf ihr Opfer. Kurz, nachdem Mata Hari in Paris das Geld in Empfang genommen hatte, wurde sie in ihrem Hotel verhaftet und bezog die durch Madame Steinheil und Madame Caillaux berühmt gewordne Zelle 12 von Saint-Lazare. Am 15. Oktober 1917, morgens 6 Uhr, wurde Mata Hari in Vincennes erschossen.

Dem britischen „Secret Service" waren die intimen Beziehungen des deutschen Militärattachés zum König nicht verborgen geblieben, und in London machte man sowohl im Buckingham Palace wie im Foreign Office über diese Entdeckung besorgte Gesichter. Es war klar, daß Deutschland hier einen Kanal besaß, der unbedingt verstopft werden mußte. Die als Battenbergerin von Sympathien für England erfüllte spanische Königin Ena war es, die den klugen Gedanken äußerte, das selbe Spiel auch englischerseits zu beginnen, um den Einfluß des deutschen Militärattachés zu konterkarieren. Als am besten geeignet für diese Mission schlug sie selbst den Herzog von Westminster vor. Dieser, dessen riesiger baskischer Grundbesitz unmittelbar an die Ländereien des spanischen Königs stößt, war seit Jahren mit seinem Gutsnachbarn Alfons XIII. eng befreundet und, wie der König, ein leidenschaftlicher Polospieler. Bekanntlich ist das Polospiel der bevorzugte Sport der spanischen Aristokratie und der Lieblingssport des Königs, mit dem zusammen der Herzog von Westminster so manche Partie gespielt hatte. Der Herzog, übrigens der reichste Mann Großbritanniens, ist auch ein passionierter Hazardeur, der alljährlich vor seinem pariser Aufenthalt einige Wochen in Monte Carlo zu verbringen pflegt, wo sein unerhörtes Glück schon fast sprichwörtlich geworden ist; gewann er doch im Februar vergangenen Jahres beim Trente et Quarante binnen zehn Minuten nicht weniger als eine halbe Million Francs. War somit für den deutschen Militärattaché das flotte Nachtleben das Mittel zum Zweck, so war es für den englischen Herzog der Sport. Es ist nicht ohne Interesse, zu erfahren, was der britische Geheimdienst in Spanien (inklusive der Herzog von Westminster) über Alfons zu berichten wußte. Nach den Angaben des im „Secret Service" tätigen Captain Tuohy folgendes: „1. Der König ist im Herzen den Alliierten freundlich gesinnt, ist aber von einer völlig pro-deutschen Hof-Clique umgeben und von einem ebenso gesinnten Generalstab, der allzu gern Frankreich Marokko wegschnappen möchte. 2. Königin Christine (eine Oesterreicherin) setzt Himmel und Erde in Bewegung, um das heilige römische Reich der Habsburger zu unterstützen, und ohne Zweifel ist sie eine Nach-

richtenquelle entweder direkt nach Wien oder über den Vatikan, dessen stärkste Stütze sie in Spanien ist. 3. Der König schwatzt zu viel und es ist zu befürchten, daß er Informationen, die er von alliierten Marine- und Militärattachés erhalten hat, feindlichen Ohren übermittelt. Die Deutschen schickten zu dem Zwecke einen äußerst liebenswürdigen, lustigen, jungen Nachtbummler (nightliver) als Militärattaché her, und der König befindet sich ständig in seiner Gesellschaft. 4. Äußerst ernst ist die U-Bootfrage. Die deutschen U-Boot-Kommandanten tun in den spanischen Gewässern und Häfen, was sie wollen."

Mit großem Elan und dem üblichen Raffinement ging der französische Nachrichtendienst vor. Im Jahre 1916, als der Kampf um Verdun tobte, und die Chancen für Frankreich keineswegs günstig waren, bildete die weitere Neutralität Spaniens gradezu eine Lebensfrage für Frankreich. Man befürchtete, daß Spanien den günstigen Augenblick, wo Frankreich die Hände gebunden waren, benutzen werde, um seine alten Aspirationen in Marokko zu verwirklichen. Dazu kam, daß infolge des Verrats einer französischen Agentin, die zu den Deutschen übergegangen war, damals grade die gesamte französische Spionageorganisation im besetzten Belgien aufgeplatzt war, so daß nicht weniger als 66 französische Spione in die Hände der Deutschen gefallen waren. Die Folge davon war, daß der französische Generalstab ohne jegliche militärischen Nachrichten war und die große Offensive des deutschen Kronprinzen die Franzosen völlig überraschend traf. In diesem Moment trat eine „Grande Vedette Parisienne", wie der Comte Massard schreibt, in Aktion, eine bildschöne Sängerin und Tänzerin, die in den Variétés und Music-Halls in Paris und Brüssel, in den Großstädten Europas, der Vereinigten Staaten und Südamerikas das Publikum zu Beifallsstürmen hingerissen hatte. Sie besaß nicht nur die schönsten Beine, die man sich denken konnte, sondern auch die Gabe, bei jedem „ein tolles Lachen" hervorzuzaubern und Esprit bis in die Fingerspitzen! Diese verführerische Chanteuse hatte bereits verschiedene delikate Aufträge für den S.C.R. (Service Central des Renseignements) zur vollen Zufriedenheit ausgeführt. So hatte sie zu Kriegsanfang in Italien in den Luxushotels der ewigen Stadt gewisse Verhandlungen zwischen Deutschen und Italienern überwacht und wurde dann nach ihrem ersten Erfolg im weitern Verlauf des Krieges nach der Schweiz geschickt, versehen mit einem falschen Paß und in Begleitung eines deutschen Chauffeurs, der in Diensten des Prinzen Eitel-Friedrich von Preußen gestanden hatte. In Bern machte sie „zufällig" die Bekanntschaft des deutschen Spionagechefs, der von der eleganten Frau natürlich entzückt war. Nach einem galanten Souper wußte sie die Namen aller dem deutschen Geheimdienst bekannten französischen Agenten! Diese raffinierte Agentin sollte aber mit ihrer spanischen Mission ihren Intrigen die Krone aufsetzen. Der S.C.R. empfahl ihr, folgende Rolle zu spielen: Sie sollte persönlich den König aufsuchen und ihn bitten, ihr zur Freilassung ihres in Deutschland kriegsgefangenen Freundes, eines jungen Künstlers, zu verhelfen.

In Paris kannte man den König, und man hat sich nicht verrechnet! Die Audienz verlief programmäßig, und nach ihrer Rückkehr zeigte sich Mademoiselle ganz vortrefflich über die spanische Politik orientiert. Sie verschaffte Frankreich die Gewißheit, daß Spanien in guten Beziehungen mit Frankreich bleiben werde, und daß es bis Kriegsende seine Neutralität bewahren werde. Sie wußte es aus dem Munde Seiner Majestät!

Das Nachspiel zu dieser Intrige entbehrt nicht einer gewissen Komik. Monsieur X. in einem deutschen Kriegsgefangenenlager wurde zu seiner nicht geringen Verwunderung auf die persönliche Fürsprache des Königs von Spanien bei der deutschen Regierung plötzlich repatriiert. Er hatte keine Ahnung, wem er dies überraschende Glück zu verdanken hatte. Der Comte Massard aber, der militärische Regisseur der 45 Kriegshinrichtungen am Pfahl von Vincennes, war sehr ungehalten darüber, daß diese „geistreiche Pariserin", diese „gute Französin" nicht das rote Bändchen der Ehrenlegion erhalten hat, das, wie er bissig bemerkt, den Busen so vieler unwürdiger Damen ziert.

„Die Zukunft gehört den Bastarden"

von Béla Balázs

Oder pathetischer: „Die letzte Generation". So oder ähnlich hätte André Gide seinen neuen Roman betitelt („Die Falschmünzer", übersetzt von Ferdinand Hardekopf, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), wenn er selber sehen könnte, was er so gut zeigen kann. Aber der unvergleichlich subtile Thermometer, der hier genaue Fieberkurven zeichnet, kann keine Diagnose stellen. Auch der feinste Seismograph weiß selber nicht, woher die Erdstöße kommen. Trotzdem und grade darum ist dieser Roman ein Zeitdokument von außerordentlicher Wichtigkeit. Denn lehrreicher als alles, was der Autor sagt, sind die symptomatischen Stellen, an denen er versagt. Die deutlichen Grenzen seiner Erkenntnis zeichnen — im Ungeschriebenen gleichsam ausgespart — die genauen Konturen seines eignen geistigen Profils mit unter die Gestalten seines Romans, der die hoffnungslose Entwurzeltheit der bürgerlichen Gesellschaft darstellt.

*

Der Roman handelt von der heutigen pariser Jugend um das Gymnasium herum. Von der geistigen Katastrophe einer ganzen Generation. Verwirrung, Verlorenheit, Verzweiflung, Verkommenheit auf der ganzen Linie. Kein Ausweg, der in eine Zukunft führt. (Das sieht André Gide mit ehrlich-unerbittlichem, psychologisch-durchdringendem Blick.) Es steht allen auf dem Gesicht geschrieben: es ist die letzte Generation einer hoffnungslosen Klasse. (Das sieht André Gide nicht!)

*

Und es ist doch Jugend, getrieben von brennender Vitalität, verblüffendem Talent und verwegener Denkleidenschaft. Und weil die Frage: wovon man leben soll, in diesen wohlsituierten Bürgerkindern die tiefere Frage: wofür man leben soll,

noch nicht verschüttet, diese Frage aber von nirgendher eine Richtung bekommt, so entsteht in dem philosophischen Treibhaus dieser Geisteskultur die gefährlich phosphoreszierende Stickluft eines unanwendbaren und gegenstandslosen Denkens, das sich — wie der leere Magen — selber verzehrt.

Das sieht André Gide wohl. Doch er mag es nicht wissen, daß die naturnotwendige Jugendfrage nach einem überpersönlichen Sinn des Lebens nur mit einer überpersönlichen Aufgabe beantwortet werden kann. Denn „Aufgabe" heißt die konkrete Gestalt eines abstrakten „Sinns", seine Fleischwerdung ohne die kein Sinn einen Sinn hat. Aber wo soll die Jugend in der bürgerlichen Gesellschaft solche Aufgabe finden?

Und es ist doch Jugend, natürlicher Drang zum Hinüberwachsen, zur Revolte. Da aber dieser Drang beengende Grenzen zu überschreiten, keine bestimmte Richtung hat, so wird er immer nur von dem nächstliegenden Verbot ausgelöst, gleichsam provoziert. Diese jungen Rebellen überschreiten nur die Grenzen, die ganz obenauf markiert sind, also Familie, Strafgesetzbuch und Sittlichkeit. Sie wissen nicht, wo sie der Schuh eigentlich drückt, wenn sie auf Abenteuer gehen. Und auch André Gide weiß nur von den Hühneraugen zu berichten.

„Die Zukunft gehört den Bastarden" — sagt er. Aber, wenn er seinen jungen Helden aus der engsten Strafzelle der bürgerlichen Gesellschaft aus der Familie, ausbrechen läßt, so führt er ihn zum Schluß — an Hand eines Engels — noch zu dem unrechtmäßigen Vater zurück (an der Hand eines wirklichen Engels!). Denn: was dann? Wegelose Freiheit ist Vogelfreiheit. Und den Rückzug, gegen den sich seine Vernunft bereits sträubt, muß der bürgerliche Dichter mit einer mystischen Erleuchtung begründen. Aber was sollen die Unglücklichen tun, die jenseits ihrer bürgerlichen Gesellschaft nur Diebstahl, Betrügerei und Mord als neue Lebensformen finden?

*

Die gefährliche Krise der geistigen Pubertät wurde wohl noch nie in so eingehenden Analysen gezeigt. Die wertvollsten Kräfte des erwachenden Intellekts pervertieren in Ermangelung wirklicher Aufgaben. Denn wie es der grimmige alte Tolstoi schon den Musikern nachgesagt hat, wird objektlose geistige Spannung auch bei diesen Gymnasiasten zu sinnlicher Erregung. Und Ideen, die sich nicht dokumentieren können, führen philosophische Spekulationen bis zum Bordell und mystische Ekstasen bis zur Onanie und Homosexualität.

Denn das Erlebnis am eignen Leib ist die einzige lebendige Wirklichkeit, der diese bürgerliche Jugend teilhaftig ist. (Als Robert Musil in seinem genialen „Zögling Törless" Ähnliches beschrieb, war die Lösung dieser Probleme der bürgerlichen Welt noch nicht so offenbar naheliegend.)

Trostloser aber als die so meisterhaft geschilderte Anarchie der bürgerlichen Jugend ist die Hilflosigkeit des enorm begabten Dichters, wenn er zum Schluß den rettenden Weg weisen will. Es ist unheimlich zu sehen, wie ein Gehirn von der Bedeutung Gides, im Moment, wo es an die Grenzen seiner Klassenideologie kommt, einfach dumm wird.

„Dein Leben muß ein Ziel haben."
„Wo soll ich es suchen?"
„In Dir selber. Es ist die Verwirklichung Deines Wesens."
„Wie werde ich erkennen, was mein Wesen ist?"
„Das Leben wird es Dir zeigen."

Also: du kannst nicht gehen, wenn du kein Ziel hast und du kannst kein Ziel finden, wenn du nicht gehst. So wird hier die Dialektik zu einem Quatsch leerer Phrasen, am Ende eines dicken Buches voll klügster, tiefster, kultiviertester Gedankengänge. Der Autor ist an die Grenze seiner Klasse gekommen.

Die gefährlich unlösbaren Probleme der pariser Gymnasiasten gefährden zum Beispiel die Kameraden der sozialistischen Jugendbewegung oder die kleinen russischen Pioniere nicht. Denn sie haben andres zu tun. Denn sie können ihre Lebensziele und Aufgaben wohl auch erst unterwegs finden. Aber sie können darauf losgehen, denn sie haben eine sichere Richtung, die überpersönlich aus dem historischen Gesetz des Klassenkampfes erwächst.

Einbahnstraße von Walter Benjamin

Von dem Verfasser ist soeben bei Ernst Rowohlt ein kleines Buch herausgekommen: ‚Einbahnstraße'. Eine merkwürdige und erregende Gedankensammlung, die hier noch gewürdigt werden soll.

Vom Möbelstil der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gibt die einzig zulängliche Darstellung und Analysis zugleich eine gewisse Art von Kriminalromanen, in deren dynamischem Zentrum der Schrecken der Wohnung steht. Die Anordnung der Möbel ist zugleich der Lageplan der tödlichen Fallen und die Zimmerflucht schreibt dem Opfer die Fluchtbahn vor. Daß grade diese Art des Kriminalromans mit Poe beginnt — zu einer Zeit also, als solche Behausungen noch kaum existierten —, besagt nichts dagegen. Denn ohne Ausnahme kombinieren die großen Dichter in einer Welt, die nach ihnen kommt, wie die Pariser Straßen von Baudelaires Gedichten erst nach neunzehnhundert und auch die Menschen Dostojewskis nicht früher da waren. Das bürgerliche Interieur der sechziger bis neunziger Jahre mit seinen riesigen, von Schnitzereien überquollenen Büfetts, den sonnenlosen Ecken, wo die Palme steht, dem Erker, den die Balustrade verschanzt und den langen Korridoren mit der singenden Gasflamme wird adäquat allein der Leiche zur Behausung. „Auf diesem Sofa kann die Tante nur ermordet werden." Die seelenlose Üppigkeit des Mobiliars wird wahrhafter Komfort erst vor dem Leichnam. Viel interessanter als der landschaftliche Orient in den Kriminalromanen ist jener üppige Orient in ihren Interieurs: der Perserteppich und die Ottomane, die Ampel und der edle kaukasische Dolch. Hinter den schweren gerafften Kelims feiert der Hausherr seine Orgien mit den Wertpapieren, kann sich als morgenländischer Kaufherr, als fauler Pascha im Khanat des faulen Zaubers fühlen, bis jener Dolch im silbernen Gehänge überm Divan eines schönen Nachmittags seiner Siesta und ihm selber ein Ende macht. Dieser

Charakter der bürgerlichen Wohnung, die nach dem namenlosen Mörder zittert, wie eine geile Greisin nach dem Galan, ist von einigen Autoren durchdrungen worden, die als „Kriminalschriftsteller" — vielleicht auch, weil in ihren Schriften sich ein Stück des bürgerlichen Pandämoniums ausprägt — um ihre gerechten Ehren gekommen sind. Conan Doyle hat, was hier getroffen werden soll, in einzelnen seiner Schriften, in einer großen Produktion hat die Schriftstellerin A. K. Green es herausgestellt und mit dem „Phantom der Oper", einem der großen Romane über das neunzehnte Jahrhundert, Gaston Leroux dieser Gattung zur Apotheose verholfen.

*

Der Pöbel ist von dem frenetischen Haß gegen das geistige Leben besessen, der die Gewähr für dessen Vernichtung in der Abzählung der Leiber erkannt hat. Wo mans ihnen irgend verstattet, stellen sie sich in Reih und Glied, ins Trommelfeuer und zur Warenhausse drängen sie marschmäßig. Keiner sieht weiter als in den Rücken des Vordermanns und jeder ist stolz, dergestalt vorbildlich für den Folgenden zu heißen. Das haben im Felde die Männer seit Jahrhunderten herausgehabt, aber den Parademarsch des Elends, das Anstellen, haben die Weiber erfunden.

*

I. Bücher und Dirnen kann man ins Bett nehmen.

II. Bücher und Dirnen verschränken die Zeit. Sie beherrschen die Nacht wie den Tag und den Tag wie die Nacht.

III. Büchern und Dirnen sieht es keiner an, daß die Minuten ihnen kostbar sind. Läßt man sich aber näher mit ihnen ein, so merkt man erst, wie eilig sie es haben. Sie zählen mit, indem wir uns in sie vertiefen.

IV. Bücher und Dirnen haben seit jeher eine unglückliche Liebe zueinander.

V. Bücher und Dirnen — sie haben jedes ihre Sorte Männer, die von ihnen leben und sie drangsalieren. Bücher die Kritiker.

VI. Bücher und Dirnen in öffentlichen Häusern — für Studenten.

VII. Bücher und Dirnen — selten sieht einer ihr Ende, der sie besaß. Sie pflegen zu verschwinden, bevor sie vergehen.

VIII. Bücher und Dirnen erzählen so gern und so verlogen, wie sie es geworden sind. In Wahrheit merken sies oft selber nicht. Da geht man jahrelang ‚aus Liebe' allem nach und eines Tages steht als wohlbeleibtes Korpus auf dem Strich, was ‚studienhalber' immer nur darüber schwebte.

IX. Bücher und Dirnen lieben es, den Rücken zu wenden, wenn sie sich ausstellen.

X. Bücher und Dirnen machen viel junge.

XI. Bücher und Dirnen — „Alte Betschwester — junge Hure". Wieviele Bücher waren nicht verrufen, aus denen heut die Jugend lernen soll!

XII. Bücher und Dirnen tragen ihren Zank vor die Leute.

XIII. Bücher und Dirnen — Fußnoten sind bei den einen, was bei den andern Geldscheine im Strumpf.

Mann am Spiegel von Kaspar Hauser

Plötzlich fängt sich dein Blick im Spiegel
und bleibt hängen.
Du siehst:

Die nackt rasierten Wangen
— „Backe": das ist gut für andere Leute —
den sanft geschwungenen Mund, die glatte Oberlippe,
die Cravatte sitzt — nein, doch nicht:
zupf!
Jetzt bist du untadlig.
Haare, Nase, Hals, Kragen, Rockschultern sind ein gut komponiertes
Bild —
tief bejaht dich dein Blick.

Wohlgefällig ruhst du auf dir,
siehst die seidigen Ränder der Ohrbrezeln,
unmerklich richtest du dich auf —
du bist so zufrieden mit dir
und fühlst das gesunde Mark deines Lebens.

Übrigens haben die Fliegen auf dem Spiegelglas gesessen,
oder ein chemischer Vorgang hat das Quecksilber bepickelt:
kleine blinde Pupillen sitzen darauf ...

Nun stell den innern Entfernungsschätzer der Augen wieder um:

An der rechten Schläfe —
aber nur, wenn man schärfer hinsieht —
stehen ein paar kleine Runzeln,
Schützengräben der Haut —
nein, es sind noch keine Runzeln,
doch da, an dieser Stelle, werden sie einst stehen.

Dann bist du ein alter Mann;
dann sagen die Leute: „Der alte Hauser —";
dann wird ein Mädchen leise ausgelacht, der du etwas zuflüsterst —
„Mit dem alten Mann ...?" sagen ihre Freundinnen.
Alter Mann.

Wie ihr euch anseht:
der Glasmann und du!
Nie
nie wird dich ein anderer Mensch jemals so ansehen,
ohne Beigeschmack von Ironie.
Du kannst dich gar nicht im Spiegel sehn.
Tat twam asi —?

Glatt ist dein Gesicht, sauber gewaschen und frottiert,
Zeit ist darüber hingespült.
Dein Gesicht, den Schuttplatz deiner Gefühle, hast du
zusammengelogen,
zusammengelacht,
geküßt, geschwiegen, gelitten, geseufzt: zusammengelebt —
sieh, unterhalb des linken Auges bist du leicht fleckig.

Mach dein Spiegelgesicht.
Was in den letzten Jahren alles gewesen ist,
nichts davon ist dir anzusehen.
Alles ist dir anzusehen.

Fakire sollen sich manchmal allein hypnotisieren;
wenn man sich lange in den Spiegel sieht, steht im Lexikon,
verfällt man in Trance...
du siehst den Spiegelmann an,
der sieht, wie du siehst —
du siehst, wie er sieht, wie du...
Reiß deinen Blick zurück! Erwache.

So, mit dem aufgestützten Arm, ergäbe das eine gute Photographie
für die illustrierten Blätter:
ernst blickt der Dichter den Abonnenten an,
Ehrfurcht erheischend und einen zerstreuten Blick lang auch zugebilligt; unnahbar, sehr sicher;
wie aus gefrorenem Schmalz gehauen — ein fertiges Ding.

In den zwei glitzernden Pünktchen, die
in der Mitte deiner Augen angebracht sind,
funkt das Leben.
Eigentlich sind wir ganz schön, wie —?
Du betrachtest dich, wie sich die Männer in den Friseurläden betrachten,
wenn sie, haargeschnitten, aufstehn:
„Es ist, Gottseidank, alles da, und wir sind repräsentative Erscheinungen —!"
Mit einem langen Blick sehen sie sich im Spiegel an:
Kontrollversammlung der Kompagnie, vorgenommen durch den Feldwebel Auge —
nicht losreißen können sie sich,
dann ziehen sie ihre Weste herunter
und gehen neu gestärkt auf die Straße,
durchaus bereit zum Kampf mit den andern, denen man nicht die Haare geschnitten hat.

Aber auf einmal
ist die glatte Sicherheit deines gebügelten Rockes dahin;
die Angst ist da.

Angst sitzt in den dunkeln Vertiefungen deiner Nase,
mit der du die Luft einschaufelst;
das Blech am Kamin erzittert leise,
du hörst mit den Augen —

Sag was!
Sprich!
Prophezeie, wie es weiter werden wird!
Ob ich gepflegt sterbe, im Bett: umgeben von einem ersten Professor, einer weißen Krankenschwester und süßlich riechenden Flaschen;
ob ich auf kalter Chaussee verrecke, ganz allein —
zu den andern Landstreichern habe ich manchmal französisch gesprochen, weil ich doch etwas Besseres gewesen bin;
ob ich mich zerhuste oder sacht im Sessel zurücksinke...
In das Weiße der Augen steigt langsam Rot auf —
welch ein Mitleid hast du mit dir!
Du betest dich hassend an.

Sprich!
Prophezeie:
Erfolg — Ansehen — Vergessenheit — Geldmangel — Demütigung; es rauschen die wohlgenährten Kameraden vorbei und klopfen dir ermunternd auf die Schulter, in leiser Schadenfreude.

Flocke. Geküßter Mund. Belebte Kopfkugel.
Mit mobilisierten Muskeln seht ihr euch beide an.
Noch ist nichts zu sehn. Noch seid ihr beide schön.
Tief unten knistert die Angst.

„Sie haben", so sagt der Spiegelmann zu dem andern Mann,
„da ein Haar auf Ihrem Rockkragen!
Sehen Sie? es glänzt im Schein der abendlichen Lampe — das darf, merkwürdigerweise, nicht sein; nehmen Sie es bitte herunter —!"
Sorgsam entfernt ihr das Haar.

Ich gehe vom Spiegel
fort.
Der andre auch —
Es ist kein Gespräch gewesen.
Die Augen blicken ins Leere,
mit dem Spiegelblick —
ohne den andern im Spiegel.

Allein.

Wiener Theater von Alfred Polgar

„Der Diamant des Geisterkönigs"

Am 17. Dezember 1824 ist im Theater in der Leopoldstadt Ferdinand Raimunds Zauberspiel in zwei Aufzügen „Der Diamant des Geisterkönigs" zum ersten Mal über die Szene gegangen.

Daß das alte Spiel nun nach mehr als hundert Jahren wieder auf der Bühne erscheint, im Burgtheater, ist kein Beweis für seine Lebenskraft. Doch ist es ein Beweis für die Bravheit und den reinen Sinn des Burgtheaters, das, nicht verwirrt von Trubel und Feuer der Gegenwart, kindlich-fromm die Klassiker ehrt, auch wo sie's nicht sind.

Vor hundert Jahren erweckte das Zauberstück Rührung und Frohsinn. Heute ists gewissermaßen umgekehrt. Die Rührung und Heiterkeit bringen wir fertig ins Theater mit, Opfergaben dem Genius Raimund, und sie sind es, die das alte Spiel zum Leben erwecken. Wunder der Pietät.

Auch minderem Werk des Mannes, dem wir den „Verschwender" und den noch viel herrlicheren „Alpenkönig" danken — wie grünt und blüht der Pappendeckel, aus dem die Welt dieses „romantisch-komischen Märchens" geschnitten ist, wie kräftig atmet die gemalte Erde, strahlt die Sonne aus Goldpapier, wie viel Blutwärme und Lebenston haben da die

Figuren von dem Dichterherzen, an dem sie gelegen, abgekriegt! — auch minderem Werk solches Schöpfers also gebührt Ehrfurcht. Aber der Zwang zu einer märchenfrohen Naivität des Schauens und Empfindens, die wir nicht mehr aufbringen, außer wir heucheln, lastet schwer, und das Herz fühlt sich äußerst geniert im Unschuldkleidchen, in dem es bei solchem Fest erscheinen und kindhaft tun muß. Der seelische Zustand, in dem wir dem von Genien und Geistern aufgerührten Kunterbunt aus Spaß und Zauber, Naivität und Moralität, Mutterwitz und Vaterernst gegenübersitzen, heißt: Verlegenheit.

In Raimunds Krone ist „Der Diamant des Geisterkönigs" ein matter leuchtendes Kleinod. Das Burgtheater sagte sich: die Fassung muß es machen.

Oscar Strnad, den Weisungen des Buches getreu folgend, baute eine rechte Kinder-Zauber-Bühne (in erwachsenen Dimensionen). So barock wie herzig. Die Spielleitung Hans Brahms wirbt mit Nachdruck um die Gunst der Fee Simplicitas. Es muß nicht leicht sein für einen listenreichen Regisseur, so unschuldiges Theater zu machen. Julius Bauer hat den Dialog, wo er löcherig schien, plombiert, ohne ihm weh zu tun, und der Dichtung in den derart gekräftigten Mund eine Fülle neuer scherzhafter Gesangstexte gelegt.

Die große Freude des Abends ist Thaller. Er spielt den Geisterkönig (in welchem Raimunds Zeitgenossen ihren guten Kaiser Franz erkennen wollten) ganz ohne Schärfe, bezaubernd weich und lieb, mit einem Humor, der, wie durch einen Filter von Lebensweisheit und Menschenkenntnis gegangen, wirklich etwas „Abgeklärtes" hat. Dabei verleugnet dieser spaßige Thallersche Geisterkönig keineswegs das Königliche, den Herrn, der zu befehlen und zu kuranzen gewohnt ist. Er bleibt ein Fürst auch im Schlafrock des wienerischen Dialekts.

Mit dem berühmten Vater Zephises ergänzt Herr Straßni seine Galerie von Greisen um ein würdiges Exemplar.

Eduard, dessen Sohn, sozusagen der Held des Spiels, ist Herr Lohner. Man kann es ihm kaum übelnehmen, daß er an der Sache innerlich unbeteiligt bleibt. Er gehorcht dem vorgeschriebenen Text mit entfernendem Anstand.

Frau Seidler erfreut durch ihre temperamentvolle Niedlichkeit. Ihr Humor klingt fein wie ein Silberglöckchen.

Amine, „eine Engländerin" und wirklich verfolgte Unschuld wird von Fräulein Julia Janssen dargestellt. Der Kritiker, gedrängt, sich näher zu äußern, kann nur wie Eduards Vater erwidern: „Ich habe dir nichts zu sagen als dieses."

Als Hoffnung, die in den verzagenden Eduard kommt, erscheint, vorschriftsmäßig auf einen großen Anker gestützt und so einem Sinnbild der Versicherungsgesellschaft dieses Namens nicht übel vergleichbar, Frau Wohlgemuth.

Die Zuschauer quälten sich taktvoll, unterhalten zu sein. Fremde waren ganz verloren, Eingeborenen half über die Langeweile der Zauber des Wienerischen hinweg. Eine Art Lokal-Anästhesie.

Vom Staatstheater von Harry Kahn

Tous les genres sont permis, sauf le genre ennuyeux. Energischer als an den übrigen Tagen des Jahres muß es erlaubt sein, sich in der Silvesternacht zu diesem obersten Gesetz gallischer Theaterweisheit zu bekennen. Gröblicher als erlaubt, wurde am letzten Tag des letzten Jahres am Gendarmenmarkt dagegen verstoßen. Es war langweilig und läppisch. Langweiliger und läppischer noch, als den guten Dänen vor zweihundert Jahren die Staatsaktionen der deutschen Komödianten vorgekommen sein mögen, zu deren Verhohnepiepelung „Ulysses von Ithaka" geschrieben worden ist. Es zeigte sich, daß dieses Stück des mit manchen seiner übrigen Komödien wirksamer zu galvanisierenden Ludwig Holberg einen Grad von Verschimmeltheit erreicht hat, der selbst den seines Helden nach sechsunddreißigjähriger Irrfahrt und Absolvierung von Odyssee samt Aeneis übersteigt; eine Greisenhaftigkeit, die zu beheben auch einem findigeren Woronoff als Fehling kaum hätte gelingen können. Es ist erstaunlich, wie wenig dem sonst doch nicht um Wortwitz und Szenenphantasie verlegenen Bearbeiter und Spielleiter hier eingefallen ist. Er hat dem Patienten die wildesten Wucherungen gekappt und ein paar modisch-musikalische Drüsen — aus den renommierten Offizinen der Herren Mischa Spoliansky und Marcellus Schiffer — eingesetzt, er hat ihn mit allerhand Tagessatire zu elektrisieren versucht und — von Walter Schröter — wirklich lustige und luftige Prospekte um ihn aufbauen lassen; aber das alles nützte dem Verjüngungskandidaten nicht. Nicht einmal Lucie Mannheim mit der blutwarmen Grazie ihrer Erscheinung und dem funkelnden Schmiß ihrer Laune konnte auf die Dauer zur Abisag für den erkalteten Körper dieser Königsmumie werden. Die Mischung von Moder und Leder, die über die Rampe schlug, ist ein Parfüm, das auch die kleinsten und gradesten Nasen verstimmen muß; die überflüssige Zugabe von Knoblauch und Pech aber ließ die „heroische Posse" auf der Bühne zu einem nicht sehr heldenhaften Rüpelspiel im Parkett entarten. Ihr münchner Erfolg ist kein Beweis gegen das berliner Publikum, sondern nur dafür, daß ein Humorist von so hohen Graden wie Waldau zu würzen vermag, was ein Episodist vom salzlosen Schlage Floraths noch ungenießbarer macht. Und außerdem für das uns schon längere Zeit bekannte geographische Naturspiel, daß Isarathen nach Böotien gerutscht ist.

*

Holberg hin, München her. Beide haben ihren historischen Ruhm, den ihnen niemand rauben kann. Uns geht es um das gegenwärtige Berlin, um eins seiner repräsentativen Theater, um eine seiner stärksten Regiebegabungen. Alle drei haben einen Ruf zu verlieren. Für Fehling gibt es vor diesem Versager nur eine Entschuldigung: Überarbeitetheit. Im Verlauf von neun Wochen hat er vier Erstaufführungen mit fünf schwierigen Stücken herausgebracht: Wupper, Kaufmann, Guiskard, Wozzeck, Ulysses. Also im Durchschnitt alle zwei

Wochen eine große Premiere. Das ist zu viel. Das mag in Bochum gehen; in Berlin geht es nicht. Das muß entweder zu Schluderei oder zu Krampf führen. Zu jener Szylla neigt die norddeutsch-allzunorddeutsche Natur des Lübeckers nicht; also muß er in diese Charybdis fallen. Und sie hat ihn jetzt, zu seinem und unserm Schaden, in den Klauen. Nach der ganz hervorragenden „Wupper" und dem groß gedachten, streckenweise auch unerhört intensiven, aber durch szenische Überstopfung verwirrten, durch die Diskrepanz zwischen prominentesten Protagonisten und provinziellsten Chargen entwerteten „Kaufmann" ein Büchnerabend, dem zu all seiner Schwere noch der undankbare Kleist-Klotz aufgeladen ward, um so überflüssiger als Walter Francks sympathisches, aber subalternes Talent wahrlich nicht grade nach solcher Kraftprobe schreit. Zur Geducktheit und Verdumpftheit eines preußischen Durchschnittsgrenadiers reichte das zur Not aus, nicht aber zum ewigen Abbild der unschuldig schuldig werdenden Menschenkreatur in einer Welt, in der die Qual des „homo homini lupus" Gesetz der Selbsterhaltung ist. Bei diesem Wozzeck hätte Büchners verhuschender, verdämmernder Albtraum um so schneller, um so wilder abrollen müssen; im Schillertheater wurde eine in Einzelszenen wirksame, aber meist viel zu breit angelegte und ausgespielte Stilunsicherheit zwischen Hypernaturalismus und Gespensterei daraus. Zur Sichtung und Vereinheitlichung, Lockerung und Bindung der Ingredienzien hatten Zeit oder Nerven des Regisseurs offensichtlich nicht gelangt. Und nun dieser hastig adaptierte Bierulk, dem jedes Augenmaß für das vor dem verwöhntesten und verzogensten Theaterpublikum der Welt taktisch und intellektuell Mögliche abgeht! Fehlings immer geladenes, immer gespanntes, immer auf Manometer 99 stehendes Theatertemperament — nach Reinhardt wohl das ursprünglichste, aber auch das ungezügeltste von allen unsern Regisseuren — übernimmt sich und läuft damit Gefahr, sich zu verrennen und vorzeitig zu verbrauchen.

*

Zweifellos: Fehling mutet sich zu viel zu. Man mutet aber auch ihm zu viel zu. Gegen seine fünf hat Engel in dieser Halbsaison erst zwei Stücke an den Staatstheatern zu inszenieren brauchen, und das waren nette, anspruchslose Nichtigkeiten, wenn auch die eine auf den Namen Grillparzers ging. Jeßner selbst hat in diesem Spieljahr überhaupt noch keine Inszenierung produziert. Dieses Zahlenverhältnis in der Verwendung der Regisseure zeigt allein, daß im Staatstheater etwas nicht stimmt. Man braucht nicht mit den Wölfen von rechts mitzuheulen, denen der „jüdische Dolchstoß" gegen den Obersten Kriegsherrn von Ithaka grade recht kam, um dem unliebsam republikanischen Intendanten — trotz aller Unlogik des Anlasses — in den fremdstämmigen Rücken zu fallen; man braucht sich auch nicht all die Gerüchte zu eigen zu machen, die einem der „um die Gedächtniskirche herum" wehende Wind zuträgt, — aber daß es im Staatstheater drüber und drunter geht, daß die Zügel schleifen oder von einer unverantwortlichen Hand in die andere gehen, das kann man sich

an den Fingern abzählen, wenn man daran bloß die objektiven Tatsachen aufzählt. Innerhalb einer halben Spielzeit werden zwei Stücke (Treibjagd und Penthesilea), das eine nach vielen Probetagen, das andre sogar nach der Generalprobe, abgesetzt; die dafür engagierten Regisseure (Wolfgang-Harnisch aus Stuttgart und Gielen aus Dresden) werden in ihre Provinz heimgeschickt; vermutlich nicht ohne Zeit-, Reise- und Aufwandsentschädigung. (Neustes Bulletin: „Penthesilea" wird wieder angesetzt unter Müthels Regie. Ordre, contreordre, désordre.) Der fest verpflichtete Engel wird dafür an die Volksbühne beurlaubt (wo er jetzt eine ausgezeichnete Silvesteraufführung von Brechts „Mann ist Mann" herausgebracht hat, über die noch zu sprechen sein wird). Für die Titelrolle des Ulysses läßt man, statt uns wieder einmal Gelegenheit zu geben, uns an Waldau zu ergötzen — die Reinhardt öfters den Wienern bietet —, läßt man eine in Berlin grade zulängliche königlich bayrische Utilité kommen und dafür den ausgezeichneten Wäscher spazierengehen, der Rolle und Stück ein ganz andres Gesicht aufgeprägt haben würde. Andre tiefe Lücken in einem Ensemble, das durch den Weggang von Krauß, Tiedtke, Faber, Gerda Müller, Agnes Straub in beängstigender Weise durchlöchert ist, werden nicht aufgefüllt. Die bestdotierte Bühne Deutschlands hat keine Porzia, und da man dafür die lieblichste und zugkräftigste engagiert, kann man sie mit keiner Nerissa schattieren, mit keinem halbwegs würdigen Bassanio verheiraten. Jeßners Meriten um die Austreibung des Hochberg-Hülsenschen Untertanengeistes auf dem Theater in allen Ehren: er überzieht dieses Guthaben, wenn er auf der Bühne Matkowskys und Vollmers ohne einen Heldenspieler, ohne einen Komiker auskommen zu können meint. Forster, der interessanteste, zeitgerechteste Darsteller, im Königshermelin wie im Dinnerjackett gleich glänzend aussehend und sich bewegend, ist frei; mit ihm wäre Richard II., Hamlet und Gott weiß noch welche Shakespeares, Shaws, Schnitzler, Wedekind, Strindberg, Ibsen ideal zu besetzen; Gülstorff, dessen Lob nicht gesungen zu werden braucht, war für Hartung zu haben. Und so weiter, und so weiter.

*

Ob es eine Jeßnerkrise gibt oder nicht, mögen die auf fette Kopflettern erpichten Tageszeitungen unter sich ausmachen. Es braucht keine zu geben. Das Staatstheater braucht keinen neuen Intendanten. Der Intendant braucht neue Schauspieler, mehr Regisseure, aufrechtere Berater, die ihm das Rückgrat steifen gegen noch so verlockende Film-, Vortrags-, Gastspielangebote. Es scheint, man verbringt nicht ungestraft Jahre zwischen Ihnes Dom und Tempelhofer Feld. Der Genius loci setzt sich nicht in die Kleider. Denn der Geist, der zur Zeit in den obern Regionen des Staatstheaters umgeht, hat eine verteufelte Ähnlichkeit mit dem, den just die geschwornen Feinde Jeßners nicht bloß in die Kulissengassen, sondern auf die lebendige Straße der Nation wieder einziehen sehen möchten: den byzantinisch irrlichtelierenden Ungeist Wilhelms II.

Rüstung schafft Brot von Morus

Langsam, Schritt vor Schritt, wird der neue Haushaltsplan, reichgeschmückt mit kommentierendem Rankenwerk, dem Parlament nähergebracht. Das Reichsfinanzministerium war rechtzeitig mit der Aufstellung fertig, aber der Reichstag liebt keine Überstürzung. Am Platz der Republik hat man nichts übrig für die große populäre Geste, mit der der französische Senat, ausgerechnet am Weihnachtsfest, wo ganz Paris sein Reveillon feiert, in einer Nachtsitzung bis sechs Uhr morgens den Etat beriet. Man hält unter der sehr geordneten Leitung Löbes strikt auf den parlamentarischen Achtstundentag und auf seine Ferien und läßt sich seine Feiertage nicht durch Finanzberatungen rauben. Daß dadurch die Zeit zur Prüfung des Etats um vier Wochen verkürzt wird, tut nichts zur Sache. Denn die paar Abgeordneten, die im Haushaltsplan genauer zu lesen pflegen, werden auch unter dem Weihnachtsbaum dazu Muße gefunden haben, und was liegt den andern an diesem dicken Aktenbündel?

Dazu war das Reichsfinanzministerium dies Mal noch so gnädig, dem Parlament die Nachprüfung ein wenig zu erleichtern. Auf Wunsch der Zeitungen oder, was wahrscheinlicher ist, aus Angst vor Parker Gilbert hat Herr Köhler Popitz einen technisch erheblich klarern und sorgfältiger durchgearbeiteten Haushaltsplan vorgelegt, als das unter Luther, Schlieben und Reinhold üblich war. Aber durch die größere Übersichtlichkeit ist nur bestätigt worden, was früher ein paar Publizisten mühsam aus der Geheimschrift des Etats heraustüfteln mußten: das Hin- und Hergeschiebe der einzelnen Ausgabenposten von einem Jahr in das andre, für das es logisch keine Abgrenzung und sachlich keine Begründung gibt, als eben den Drang der Bureaukratie, frei und unkontrolliert mit hohen Millionenbeträgen wirtschaften zu können. Daß diese übertragbaren Posten im Reichswehretat besonders häufig sind, zeigt nur, was der Zweck der Übung ist.

Im Übrigen hat man auch in dem neuen Etat keineswegs den Versuch gemacht, die Etatpositionen vernünftiger nach ihren Verwendungszwecken zusammenzufassen. Das einzige, wozu es gelangt hat, ist eine nachträgliche Selbstkritik, die das Reichsfinanzministerium in einem Anhang seinem „Überblick über den Entwurf des Reichshaushaltsplans für das Rechnungsjahr 1928" hinzufügt:

> „Im Reichshaushalt selbst", heißt es da, „finden sich die Ausgaben für die einzelnen Zwecke notwendigerweise in verschiedenen Einzelhaushalten zerstreut. Selbst im einzelnen Haushalt finden sie sich infolge der Trennung in fortdauernde, einmalige und außerordentliche Ausgaben oft an drei verschiedenen Stellen. Diese Trennung ist zwar kameralistisch, aber nicht wirtschaftlich berechtigt; es bedarf vielmehr für die wirtschaftliche Übersicht daneben einer Zusammenfassung... Die Bezeichnung einer Ausgabe als fortdauernd, einmalig oder

außerordentlich unterliegt einer gewissen Willkür. Selbst die außerordentlichen Ausgaben haben zum Teil eine fortlaufende Natur. Einzelne große Posten bedürfen besonderer Wertung. Zu der dreifachen Trennung kommt im Einzelhandel oft noch eine verwirrende Vermengung der Titel, die sich auf gleiche Zwecke beziehen, mit zweckfremden. Sogenannte durchlaufende Posten verführen zu Trugschlüssen, so wenn von einer einmaligen Ausgabe ein Zuschuß des außerordentlichen Haushalts abgezogen wird, zum Beispiel beim Marinehaushalt 1927."

Diesem Selbstbekenntnis einer schönen Seele, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, folgt, als Ersatz für Versäumtes, eine „Vergleichende Übersicht der Reichs-Ausgaben, getrennt nach Zwecken". Aber grade da zeigt sich, daß es eine unpolitische Finanztechnik nicht gibt. Um zu beweisen, daß das Reich von Jahr zu Jahr billiger wirtschaftet und selbst unsre liebe Reichswehr immer weniger Geld kostet, werden, allen Kritiken zum Trotz, die Subventionen für die Rüstungsindustrie nicht unter den Heeresausgaben und nicht einmal unter den Ausgaben für wirtschaftliche Zwecke, sondern als „Innere Kriegslasten" verbucht.

In dem neuen Etat hat man für diesen freundlichen Zweck nicht weniger als zehn Millionen Mark ausgesetzt, ungefähr soviel wie für wissenschaftliche Zwecke und ein Drittel mehr als für das gesamte Gesundheitswesen. Da schon im vorigen Jahr sechzehn Millionen „für die Umstellung der zur Waffen-, Munitions- und Kriegsgeräteversorgung des Heeres und der Marine zugelassenen Fabriken" ausgesetzt waren, so kann man hoffen, daß dieser neue deutsche Industriezweig sich vorteilhaft entwickelt und, bewirtschaftet vom Reichswehrministerium, zur raschen Blüte des deutschen Volkswohlstandes beiträgt. Die Preise, die das Wehrministerium für die Ausrüstung von Heer und Marine zu zahlen pflegt, sind, nach allem was man hört, so stattlich, daß das Privatkapital um die Rentabilität der damit beschäftigten Unternehmungen nicht besorgt zu sein braucht. Aber es ist natürlich angenehmer, wenn man zu den Überpreisen auch noch das Anlagekapital gratis vom Staat geliefert bekommt.

Wer dieses Vorzugs teilhaftig wird, ist auch aus dem neuen Etat samt Annex und Kommentaren nicht ersichtlich. Für kleinere Subventionen unter einer Million Mark werden zwar die Werkzeugfirma Simson & Co., und, zur Herstellung einer Gasmaskenfabrik, die Firma Auer in Oranienburg genannt; aber über die Rüstungsfabrikanten, die den Löwenanteil davontragen, schweigt des Köhlers Höflichkeit. Bei früherer Gelegenheit wurde einmal eine Rüstungssubvention für die Deutsch-Luxemburgische Bergwerksgesellschaft erwähnt, und in diese Bezirke der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie dürfte der Subventionsfonds schon etwas reichlicher fließen als nach Oranienburg. Vielleicht verrät uns bei den Etatverhandlungen im Reichstag Herr Köhler oder gar Herr Geßler, wem diese sechsundzwanzig Millionen Mark aus Staats-

mitteln zugeschanzt worden sind. Denn es handelt sich dabei durchaus nicht nur um einen einmaligen, historischen Vorgang. Auch die neuen zehn Millionen werden ausdrücklich als „ein weiterer Teilbetrag" bezeichnet. So können wir wohl auch für die nächsten Jahre noch auf ähnliche Teilbeträge rechnen.

Wenn aber erst einmal eine neue, „leistungsfähige" Rüstungsindustrie, selbstverständlich genau nach den Vorschriften der Entente, wiederaufgebaut ist, dann wird es natürlich eine wirtschaftliche und soziale Pflicht, diese Meisterwerke deutscher Technik und deutschen Geistes, diese Kraftquellen deutscher Arbeit und deutschen Fleißes durch genügende Aufträge im Schwunge zu halten. Schon jetzt haben wir ja bereits vernommen, weshalb die Reichsregierung, entgegen dem Votum des Reichsrates, unbedingt den neuen Panzerkreuzer bauen muß: weil eine Verzögerung dieses Planes „die sofortige Krise für die deutschen Kriegsschiffwerften und ihrer Arbeiterschaft" bedeuten würde, „in erster Linie für die Werft Kiel der Deutschen Werke A.-G. mit einem Arbeiterbestande von nahezu 6000 Arbeitern, dann für die Marinewerft Wilhelmshaven, bei der sehr starke Entlassungen nach Ausführung der gegenwärtigen Schiffsbauten vorzunehmen sein werden".

Da haben wirs: aus rein sozialer Fürsorge müssen wir, gewissermaßen als Notstandsarbeit, für 80 Millionen Mark ein kleines Panzerschiff bauen! Daß die Werften in Kiel und Wilhelmshaven Reichseigentum sind, die aus Staatsmitteln errichteten neuen Waffen- und Munitionsfabriken aber Privatunternehmungen sind, spielt selbstverständlich keine Rolle. Wenn die Not der Arbeiterschaft an die Tür des Reichskabinetts pocht, gibt es keine Unterschiede zwischen Staatsarbeitern und Arbeitern der Privatindustrie. Not bleibt Not, und unsre Regierung der nationalen Einheitsfront würde sich gegen ihre heiligsten, sozialen Schwüre vergehen und gegen den Willen des greisen Reichspräsidenten, wenn sie nicht alles täte, um die drohende Not des deutschen Proletariats zu beseitigen. Dazu aber erscheint kein Mittel so geeignet wie der Wiederaufbau einer starken und leistungsfähigen Rüstungsindustrie. Rüstung schafft Brot. Dieses Wort muß, wie einst im Mai, Gemeingut des deutschen Volkes werden. Dann werden wir, frohgemut und frei von allen Wirtschaftskrisen, wieder jenes Lied anstimmen dürfen, das ein Subdirektor von Hugenberg zur Hundertjahrfeier des Hauses Krupp gedichtet hat (zu singen nach der Melodie „Heil Dir im Siegerkranz):

Solange Walzenkraft
Schien', Platt und Blech noch schafft
Aus Bramm' und Lipp'
So lang trotz Haager Witz'
Kanone und Haubitz
Senden den Feuerblitz
Bleibt Krupp noch Krupp!

Bemerkungen

„mit"

Daß es ernsthafte Verlage gibt, deren Lektoren Vokabeln wie „unerhört", „fabelhaft" und „ein unmögliches Hotel" durchgehen lassen, ohne daß der sie anwendende Schreibersmann damit die Sprachverschluderung von Snobs charakterisieren will, vielmehr die eigne aufzeigt, mag angemerkt werden. Diese großstädtischen Kleinstädter glauben wirklich, daß ihr „Kreis" die Welt darstelle oder und zum mindesten die Pyramidenspitze der Welt. Der Rest heißt: „Leute". „Die Leute haben ja ..."

Diese Sprachverderber, denen die vierhundert Modewörter fertig aus dem Munde kollern, und die keinen Satz mehr ohne „menschlich" und „er ist ein Mensch" schreiben können, geben noch dem ärgsten Puristen recht, der der Meinung ist, daß man auch ohne „hallucinative Substantive" auskommen könne. „Diese undeskriptiven Substantive sind gehirnlich-empfindsame Summationen ..." Kann man das auch auf deutsch sagen? Nein, das kann man freilich nicht auf deutsch sagen.

Und wenn die Grammatik in diesen Sprachsumpf taucht, dann bringt sie kollernd etwas ans Licht, das heißt: „mit". Und sieht so aus:

Friedrich Nietzsche hat den snobistischen Superlativ erfunden; er milderte ihn durch „vielleicht". Er schrieb fast nie: „Dieses Buch war im achtzehnten Jahrhundert von sehr großem Einfluß", sondern er liebte es zu sagen: „Dieses Buch hat im achtzehnten Jahrhundert vielleicht den größten Einfluß ..." Die Schönheit der Prosa dieses Philosophen hat manche Früchte getragen; seine kleinen Höcker trägt die ganze Familie. „M. ist vielleicht unser größter deutscher Journalist" schreibt ein Reporter vom andern, das klingt, und darin steckt vor allem die Fiktion, als habe der Schreibende sämtliche deutsche Journalisten vor Augen, wähle unter ihnen aus, erwähle sich nun diesen einen ... und er verdickt die Lüge, indem er sie durch „vielleicht" scheinbar mildert. In dieser Schublade liegt „mit".

Der Gedankengang ist, an einem Beispiel gezeigt, folgender:

„In Gemeinschaft mit andern ist besonders Rathenau durch unklare Diktion dem philosophischen Bedürfnis der deutschen Masse entgegengekommen." Hier setzt nun die stenographische Denkweise der Analphabeten ein; sie schlucken den Satz herunter, würgen ihn wieder hoch, und nun sieht das Wiedergekäute so aus: „Rathenau hat mit am meisten ..." Es ist ganz und gar abscheulich: „mit" ist eine Präposition oder Suffix eines Verbums — so aber, wie es sich da im Satz herumtreibt, ist es gar nichts, ein elendes Wrack vom Schiffbruch eines deutschen Satzes.

Es ist ein Jammer um die Pflege der deutschen Sprache.

Kümmert sich schon einmal einer um sie, dann heißt er Eduard Engel; dieser unsägliche Hohlkopf hat es neulich fertig bekommen, den feinen Sprachkenner Wustmann zu beschimpfen, der in der kleinen Zehe mehr Sprachgefühl hatte als der Schöpfer der arabischen Zahlen auf den Eisenbahnwaggons im Kopf hat. Das „Zeitungsdeutsch", das sich erheblich gebessert hatte, ist heute wieder im Begriff, in Modewörtern zu ertrinken. Erst denken sie nicht, und dann drükken sies schlecht aus. „Er ist menschlich mit einer der besten ...", daß das einer schreiben, redigieren, setzen und durchgehen lassen kann! Diese Snobs schreiben, wie die Verkäufer von Seidenwaren sprechen: atemlos, eilig, alles im Superlativ, bewegt anpreisend. Alles wird auf eine Spitze getrieben, von der es wackelnd herunterfällt. „Daß 's ja faabelhaft! Na, unerhöört! Ein unmöglicher Patron ...!" Wie viel Offizierkasino ist darin, wie viel Anreißerei!

Eine Rede ist keine Schreibe. Und dies da ist weder eine solche noch eine solche.

Peter Panter

Damen

Die erotischen Tugenden gehören dem Weibe, die mütterlichen der Frau, die Dame ist ohne Tugend. Unter allen Statistiken, die ich je las, erschütterte mich am meisten die, die ein Kriegsblinder neulich in der Berliner Volkszeitung veröffentlicht hat. Er wurde auf seinen Wegen durch Berlin (die ihm ermöglicht waren durch die Klugheit und Hingabe seines Führerhundes) während eines halben Monats 92mal angerempelt; 12mal von Herren, 80mal von Damen; 9 der 12 Herren entschuldigten sich, von den 80 Damen eine; (eine Ausländerin). Die meisten der 79 Damen, die sich nicht entschuldigten, zeichneten sich keineswegs nur durch diese Unterlassung, sondern auch durch positive Leistung aus: sie machten dem Blinden kürzere oder längere Vorhaltungen.

Wer dies liest, ohne daß sein Blut zu sieden beginnt, mit dem wünsche ich nicht zu verkehren. Wer bestritte, daß jene Damen sittlich tief unter der allerniedrigsten Hure stehen, stünde selbst unter ihr. Wer sich entrüstet, wenn ich den Backen dieser Damen keine andre Funktion zuerkenne als die, Aufschlagfläche einer Peitschenspitze zu sein, der entrüste sich.

Übrigens sind wir an der Schuld dieses Packs nicht ganz anteillos. Wir verhätscheln die Damenrasse durch eine völlig grundlose „Galanterie". Wie kommts, daß sich unter den 92 Remplern nur 12 Herren befanden? Keiner der 92, nehm ich an, hatte bemerkt, daß der Mann, der ihm begegnete, ein Blinder war. Aber unter denen, die ausgewichen waren, hatten viele das zweifellos auch nicht bemerkt. Unter den 92 Remplern gab es nur 12 Herren, weil ein Herr auf der Straße einem Begegnenden instinktiv auszuweichen pflegt, während die Dame verlangt, daß der Begegnende ihr ausweiche. Mit welchem Recht? Ist das weibliche Geschlecht etwa das vornehmere? Hat es einen stärkern Anteil an den schöpferischen Taten der Menschheit als das männliche? Gebühren ihm imperiale Befugnisse? Kommen ihm Privilegien zu? Solange der Frau die staatsbürgerliche Gleichheit mit dem Manne vorenthalten war, hatte die Ernennung zur „Dame", hatte Galanterie als Ausgleichsmittel, als Pflaster auf die Wunde, als Verzuckrung der bittern Pille einen Sinn; der Dame mit Zugang zu allen Berufen, der Dame mit Vereinsrecht und Wahlrecht, der dem Manne in nahezu sämtlichen Hinsichten gleichgestellten, fast völlig emanzipierten Dame noch den aus der Minnesängerzeit überkommenen Vorrang einzuräumen, das ist eine Rückständigkeit der Sitte und eine Würdelosigkeit des Mannes. Welche unverschämte Anmaßung der modernen Dame, auf der Straße zwar zu verlangen, daß man ihr ausweiche, aber selber nicht einen Zentimeter zur Seite zu gehn, und dann noch einem Blinden Vorhaltungen zu machen, weil sie ihn gerempelt hat!

Welche unverschämte Anmaßung von Damen, den Vortritt zu fordern beim Einsteigen in eine überfüllte Elektrische. Meistens haben wir Männer doch weniger Zeit. Also ein berechtigteres Interesse, mit der Bahn mitzukommen. Ganz bestimmt weniger Zeit; also ein berechtigteres Interesse als jene prätentiösesten Damen, die außer ihren Putz-, Poker-, Tanz-, Radio-, Reise- und Dienstbotensorgen keine andern haben und nie in ihrem Leben einen Bissen Brot verzehren werden, den sie sich selbst verdient hätten. Diese Damen sind die frechsten, sie pochen auf ihr gar nicht begründbares Vorrecht mit der eisigsten, hochnäsigsten Selbstverständlichkeit. Nun steht nichts im Wege, daß ihre Gemahle und sonstigen Liebhaber sie in masochistischem Überschwang umdienern und um-

knixen; aber ihre Nichtliebhaber? Auch von denen Unterwerfung zu beanspruchen, auch von einem Produktiven Unterwerfung unter eine Parasitäre — das mag amerikanisch sein; ich lege als Europäer Wert auf den Wunsch, diesen unwürdigen Unfug zu zertrümmern.

Höflichkeit? In der Tat. Vor allem sollten die Damen sie lernen. Eine Dame tritt mir auf den Fuß — und verlangt spitz schweigend, daß ich mich bei ihr entschuldige; eine Dame sticht mich mit dem Schirm — und verlangt spitz schweigend, daß ich mich bei ihr entschuldige; eine Dame rempelt meinen blinden Bruder — und verlangt keifend, daß er sich entschuldige bei ihr; denn er hätte ausweichen müssen.

Schluß damit! Endlich die Gleichheit hergestellt zwischen Staatsbürgerin und Staatsbürger! Damen gibts nicht; Schluß mit der Dame! Man steht nicht auf vor Damen in der Untergrundbahn. Laßt euch den Unsinn nicht von falschen Erziehern länger vorflunkern! Ich stehe auf vor alten Leuten, einerlei welchen Geschlechts; ich stehe auf vor Invaliden, vor Krüppeln, einerlei welchen Geschlechts; auch vor Bepackten (so ich nicht selber bepackt bin); mit höchstem Glücksgefühl würde ich einem müden Kinde meinen Platz einräumen; steigt eine Dame ein und ich sitze, dann setz ich mich noch fester. Ihr fällt das Stehen schwerer als mir? Ich bestreite das; das Geschlecht mit dem breitern Untersatz steht leichter als das mit dem schmalern. Leidet sie an überschüssiger Magensäure und ich bin gesund, dann fällt ihr das Stehen schwerer; leide ich daran und ist sie gesund, dann fällt mirs schwerer; der Unterschied der Genitalien bleibt unerheblich. Übrigens hörte ich noch nie eine dieser Damen Klage führen über den Mißstand, daß Arbeiterinnen in Fabriken, daß Verkäuferinnen in den Warenhäusern Stunden und Stunden und Stunden stehen, stehen, stehen müssen, während das Gedam auf dem Divan Romane schleckert.

Es schleckre weiter; aber es behellige uns nicht länger mit Ansprüchen, die ihm nicht zustehn. Weisen wir sie zurück, sehr bewußt und sehr energisch — das sind wir dem gerempelten Kriegsblinden schuldig!

Kurt Hiller

Der Leser

Der Schriftsteller: ein weithin verlockter, überall vertriebener, der immer bemüht ist, neue Reservate für die Ausübung seines Handwerks zu finden und sich mit keinem zufrieden gibt. Der Dichter: ein Journalist, ohne den Ehrgeiz, sich dem Tag verantwortlich zu machen. Der Kritiker: sein Ohr ist die Muschel, die das Grausame aus den tausend Mündern des Publikums, das Flüstern des Dichters auffängt, sein Mund der Phonograph, der die unverdaute Mischung ausspeit. Der Leser...

Lesen ist ein Verdauungsprozeß: es geht nur schneller. Schneller noch, als von einem Ohr zum andern: ein Satz verschlingt den nächsten. Die Meinung steht fest bei Wahrnehmung des Autornamens, des Titels: wir leben im Zeitalter der schnellen Associationen. Der Leser liebt es nicht, Bücher zu lesen, bei deren Namen und Titel sich keine Vorstellung einfindet. Dagegen liebt er das Exotische, dessen Katalognummer ihm aus dem Archiv der Tagesmode bekannt ist und dessen Gehalte keine Verpflichtung für ihn darstellen. Der Deutsche liebt leider gute Bücher, auch der Leser des Lokalanzeigers: gute Bücher, selbst wenn sie von Sinclair Lewis und Ilja Ehrenburg sind. Er ist so schlau, daß er sich nicht einmal von seinem speziellen Zeitungskritiker düpieren läßt, wenn es ihm grade paßt. Er liest bestimmt nicht mehr Rudolf Herzog (dessen sagenhafte Leserschaft eine riesige, von keiner Kritik, von keiner Meinung zu erreichende Provinz ist), in der nur noch die Sonne Hugenbergscher

Korrespondenzen scheint), dessen donnernde Helden den Jargon ihres Alltags zum Idealismus frisieren; der Stoff liegt ihm noch zu nahe.

Eine verwegene Vorstellung: nicht ein Elaborat von Vicky Baum oder eine ausgekochte Virtuosenarbeit, sondern eine Dichtung — wie, ja wie Nana oder Babbitt oder Jeanne Ney schilderte die deutsche Gesellschaft wie sie ist (ich bewundere Main-Street: es hat die trockne Sachlichkeit der Germinie Lacerteux, selbst ihre elende Anmut —) mit dem Blick durch die Lupe, dem keine Schattierung entgeht (nicht wie es Heinrich Mann hat mit dem Konvexspiegel: es ist nicht erlaubt, dem Leser, der sich nicht zu erkennen wünscht, Vorschub zu leisten —) — mir eine verwegene Vorstellung: Herr Wendriner erkennt sich nicht. Und wenn, niemals: So bin ich — sondern: So soll ich sein? Er wird selbst sein genaues Porträt nicht akkreditieren. Schon die Materie des Buches ist ihm Exotik, die zu nichts verpflichtet: er ist nicht gewohnt, sie wie das Papier der Banknote zwischen den Fingern auf seine Echtheit zu prüfen.

Er ist Meister im Übersehen des Unbequemen: von allen Übersetzungen wird Larissa Reißners „Oktober" am wenigsten gelesen werden, obwohl ihr „Hamburg auf den Barrikaden", das der Staatsanwalt fürsorgend beschlagnahmte, noch zu verzeihen wäre, denn wie sollte sich wohl Herr Wendriner vor oder hinter der Barrikade ausmachen? Aber sie hat dem Mechanismus des deutschen Durchschnittsbetriebs zu genau ins Räderwerk gesehen. Auf dem aber, auf seinen Betrieb, nicht auf seinem Spiegelbild, dessen Belanglosigkeit ihm kein andrer zu beweisen braucht, liegt, was Herr Wendriner an Nachdruck zu vergeben hat. Der deutsche Leser erlaubt seinem Autor alles: nur nicht die Reservate seines Geschäfts. Aber die Burgstraße kolonisiert ausgedehnte Gebiete und ein deutscher Schriftsteller wird im weiten Raum seiner Heimat kaum einen abgelegenen Winkel finden, auf dem nicht, wie einst Kiselak, der Leser seine Geschäftskarte abgegeben hat. Dem aber schießt, zwischen die Zeilen des Buches, das Aroma einer wenig kostspieligen Débauche.

Sie lesen, sie sehen sich Bilder an. Aber das ewige Antlitz des Menschen ist ihnen nur noch die Kalligraphie eines Orients, der den Globetrottern längst keine heftigern Attraktionen bietet als ihr Geschäft: es zwingt sie nicht, die Chiffern zu lösen. Und das Ästhetische dient ihnen, denen die Angst vor dem Kitsch die Aisthesis vertrieben hat, wie die chinesischen Kalligramme dazu, die Figurinen zum Wandfries ihres Speisezimmers zu dekorieren. Der politische Schriftsteller, sofern er bei der Stange bleibt, krempelt in der Redaktion die Hemdärmel auf und pfeffert kaltblütig den Leitartikel über das Wunder von Konnersreuth in die Maschine.

J. M. Lange

„Bayrische Königstragödie"

Die Tragödie Ludwigs II. von Friedrich Lichtnecker hat bei ihrer Uraufführung am Frankfurter Neuen Theater einen rauschenden Erfolg gehabt, trotz ihrer dreizehn Bilder und ihrer ziemlich strengen Objektivität. Aber hier macht grade die Objektivität den Erfolg. Ein Schauspiel, in dem der prächtige historische Königswunsch, daß das Volk doch nur Einen Kopf haben möge, um ihn mit Einem Streich abhacken zu können, laut ausgesprochen wird und in dem alle Schleier von der gleichfalls historischen Homosexualität des Monarchen weggezogen werden, solch ein Schau- und Hörspiel erfreut die einfachen Republikaner. Wohingegen die ganze, ebenso gewissenhaft demonstrierte Gloriole des unglücklichen Romantikers und die tränenerstickten letzten Hochrufe treuer Diener, wenn der König die Krone abnimmt, um in

die Irrenzelle zu gehen, das Herz der Gegenpartei erheben, zumal ihr noch der bekannte, in diesem Augenblick allerdings betrunkene Reitknecht Joseph attestiert, daß es Revolutionäre nur in einer Monarchie, in einer Republik hingegen nur mehr Monarchisten gäbe ... Erwähnt man nun noch die durchaus per se simplicissimushaft wirkende Szene des über die Entmündigung diskutierenden Familienrates, in der als Höhepunkt die Pistolenforderung eines verpreußten Prinzen von Seiten des geforderten Alfonsl mit einer Kgl. Bayrischen Aufforderung ganz andrer Art quittiert wird, so hat man genugsam bewiesen, daß der Autor nicht nur die erschlossnen Quellenwerke eifrig studiert, sondern auch seine Kenntnisse durch einen zweifellos vorhandenen Sinn für Bühnenwirkung lebhaft beschwingt hat. Auch gegen seine Darstellung der Paranoia kann kein Psychiater etwas einzuwenden haben. Für das Ende im Starnberger See macht er sich eine neue Version zurecht, und da sie glaubwürdig ist und die Wahrheit unbekannt bleiben wird, so können wir sie uns gefallen lassen. Als Fazit des Abends die Erkenntnis, daß die Konjunktur für historischen Lese- und Anschauungsunterricht noch immer im Steigen begriffen ist. Die geschichtlich zuverlässige, dramatisch wirksame Regie von Max Ophüls sicherte den Erfolg, aufs wirksamste unterstützt durch den Hauptdarsteller Siegfried Nürnberger, dem es in der täuschenden Maske dieses letzten, irren und verirrten, Fanatikers des Absolutismus weit über die Grenzen der dramatischen Biographie hinaus gelang, den Zuschauer im Bann der tragischen Urelemente zu halten: in Furcht und Mitleid.

Hans Glenk

Geschichten von Ludwig Stein

Wer kennt ihn nicht, den Professor Diplomaticus? Oder besser, wen kennt er nicht und wer hat ihn nicht mit seinem Bildnis mit eigenhändiger Unterschrift beglückt? In der B.Z. darf er sich jetzt allerdings nicht mehr so häufig austoben wie früher, aber das erschüttert seine Gemütsruhe und sein Selbstbewußtsein nicht. Dafür gibt er jetzt wieder die selig entschlafene Monatsschrift ‚Nord und Süd' heraus, ist aber klug genug gewesen, sich eine gescheite Redakteurin anzuschaffen, jene charmante Antonina Vallentin, die Frank Harris bei uns populär gemacht hat.

Also, einige Geschichten von Ludwig Stein:

*

Zur Zeit der Konferenz von Locarno: Professor Ludwig Stein begegnet Unter den Linden einem seiner diplomatischen Bekannten.

„Na, Herr Professor, nicht in Locarno?"

„Nein, ich habe Georg Bernhard hingeschickt."

*

Als Ludwig Stein noch in Bern Professor war, hat er ein Lehrbuch der Soziologie geschrieben, in dem er sich auch mit dem Thema „Kapitalismus" auseinandersetzte. Er erklärte den Kapitalismus natürlich für verwerflich, aber er schränkte sein Urteil etwas ein. Dagegen, daß jemand durch Sparen sein Alter und seine Familie sicherstellt, sei natürlich nichts einzuwenden. Ein Vermögen von etwa 200 000 Mark sei noch kein Kapitalismus. — Das Buch ging ganz gut. Ludwig Stein war Examinator und die Studenten mußten das Lehrbuch kaufen. Immer neue Auflagen wurden nötig, und da ereignete sich das Merkwürdige, daß die Summe, die Stein als obere Grenze für den Nichtkapitalismus genannt hatte, immer höher wurde. 250 000, 300 000 usw. Des Rätsels Lösung: Ludwig Stein hatte von seinem Schwiegervater Häuser in Berlin geerbt, die gut gelegen waren. Bei der ersten Auflage waren sie vielleicht 200 000 Mark wert, aber der Wert stieg von Jahr zu Jahr, und der Gelehrte entging dem Dilemma, selbst gegen seine Theorie zu handeln, indem er einfach die

obere Grenze langsam hinaufsetzte.

*

Nach der Eroberung Rumäniens konnte man 1916 den Balkanzug einrichten. Es war eine feierliche Angelegenheit, als er zum ersten Mal von Berlin nach Konstantinopel fuhr. Lauter geladene Gäste. Ludwig Stein stand damals mit dem Auswärtigen Amt ganz schlecht, und man hatte recht geschickt durch Paßverweigerung etcetera verhindert, daß er an der ersten Fahrt teilnahm. Der Zug fuhr ab, fuhr nach Wien, fuhr nach Budapest. Wer stand in Budapest auf dem Bahnhof mit dem Koffer in der Hand? Ludwig Stein, der sich plötzlich darauf besonnen hatte, daß er doch eigentlich Ungar war und in Budapest selbstverständlich den Paß bekommen hatte.

Martin Bern

Deutschland über alles!

Die Frage der Selbständigkeit Schaumburg-Lippes, des kleinsten aller deutschen Freistaaten, ist ja nun seit dem 6. Juni 1926 durch die freie Willensmeinung des schaumburg-lippeschen Volkes gelöst und abgetan. Der Schaumburg-Lipper hat sich sein Selbstbestimmungsrecht erhalten und er schaltet in seinem kleinen Lande so wie er will und wie er es für gut befindet. Er hat allen Lockungen, Warnungen und Drohungen von berufener und unberufener Seite standgehalten, er hat sich und seinem Lande die Treue bewahrt. Wir wollen uns nun aber einmal in aller Kürze die Kehrseite der Anschlußfrage betrachten.

Bückeburger Blätter

Patzig!

Waisenkinder im Hotel Bellevue

Am Donnerstag hatte Generaldirektor Ronnefeld gegen 50 Knaben und Mädchen des städtischen Waisenhauses zu einer Weihnachtsfeier in den Festsaal des Hotels Bellevue eingeladen ... Sie wurden an ihre Plätze geführt und mit Schokolade und Kuchen bewirtet. Generaldirektor Ronnefeld begrüßte seine jungen Gäste, er gedachte ihres bedauernswerten Schicksals, keine Eltern zu besitzen und wies auf das Glück hin, liebe Pflegeeltern gefunden zu haben, die sie zu tüchtigen Menschen erziehen. Direktor Patzig sprach über die werktätige Liebe guter Menschen und betonte, daß die Kinder Nutzen aus diesen Weihnachtsopfern ziehen sollten, nämlich immer sich vor Augen zu halten, daß letzten Endes doch das Kind von Bethlehem diese Gefühle in andern erwecke und daß Kinder daraus Selbstlosigkeit und Ausübung von Nächstenliebe lernen möchte. Ein Mädchen sprach ein Gedicht, Weihnacht im Waisenhause ...

Dresdner Neueste Nachrichten

Allens da!

Det kann der dofste Dussel nicht bestreiten:
Wir ham jetzt allens wieda „wie jehabbt".
Wir sind so schneidig wie in Friedenszeiten
Zehn Jahre Aufbau, und der Laden klappt.

Wir ham Vabote und wir ham ooch Rüffel,
ham Propajanda, ham Rekrutenschliff;
ham die Lex Külz, ham Nachtjeschirrjeschnüffel
und bei der Reichswehr wieder strammen Jriff.

Wir ham Beamte mit jewichste Schnäuzer,
wir ham Zehnstundentach un ham Akkord;
wir ham ne Sehnsucht nach die jroßen Kreuzer.
Wir ham Manöver. Und nen Prinz an Bord!

Ham eenen Schutzmann alle sieben Meter,
n jedet Schulhaus ham wa en Kaplan,
ham Majestätsbeleidjungsrechtsvatreter
und ham die Jrußpflicht uff de Straßenbahn.

Ham Zoll uff Milch und Ei, uff Vieh und Jarben,
Ham eenen Reichstach, der det untaschreibt,
ham schwarzweißrote und ham I.G.-Farben.
Wir ham hier Ordnung!
Wo nur Willem bleibt?!

Karl Schnog

Liebe Weltbühne!

Sascha Guitry erzählt, daß er kürzlich auf der Straße einen schlicht gekleideten Mann beobachtete, der jedes Mal, wenn eine Straßenkreuzung kam, bald den rechten, bald den linken Arm ausstreckte und in dieser Pose verharrend, still stand. Schließlich ging Sascha Guitry zu ihm und befragte ihn nach dieser seltsamen Gewohnheit.

„Das ist alles, was mir von meinem Auto übrig geblieben ist," antwortete der Mann bescheiden.

Antworten

Justizverwaltung. Du läßt durch deine Pressestelle eine Erklärung verbreiten: „In dem Bericht über die Gerichtsverhandlung gegen die Redakteure der ‚Weltbühne', Salomon und v. Ossietzky, war in einem Teil der Presse dem Landgerichtsdirektor Crohne der Vorwurf gemacht worden, daß er einen „Kriegsblinden", der einen Zwischenruf gemacht hatte, in einer rücksichtslosen Form aus dem Gerichtssaal verwiesen habe. Die Ermittelungen der Justizverwaltung haben ergeben, daß der Herausgewiesene ein junger Mann ist, der bei Beendigung des Krieges neun Jahre alt war. Sein Augenleiden rührt aus einer in frühester Kindheit erlittenen Scharlacherkrankung her, beschränkt seine Erwerbsfähigkeit nur um 10 v. H. und gestattet ihm, tagsüber sich ohne Begleitung und ohne Stock auf der Straße zu bewegen. Seine Nachbarn im Zuhörerraum hatten sich bereits durch seine früheren Zwischenbemerkungen belästigt gefühlt. Der Herausgewiesene selbst erklärt, daß er die von Landgerichtsdirektor Crohne gewählte Lösung als milde gegenüber der an sich verwirkten Ungebührstrafe empfunden habe." Die Ermittlungen haben ergeben . . . Was war denn zu ermitteln? Der Tatbestand war doch ganz klar: auf die wiederholte Aufforderung des Herrn Vorsitzenden, der Zwischenrufer möge sich melden, erhob sich endlich der Blinde und wurde mit dem schnell Büchmann-reifgewordenen „Raus damit!" dem Wachtmeister überantwortet. Dieser Hinauswurf hat die wirkliche oder vermeintliche Ungebühr gesühnt. Die Ermittlungen der Justizverwaltung verschieben das Thema. Nicht der Blinde steht zur Debatte, sondern Herr Crohne, dessen Form sein von niemandem bestrittenes Hausrecht wahrzunehmen, unerhört war, auch wenn der Missetäter auf beiden Augen gesehen hätte. Was die Öffentlichkeit von der Justizverwaltung erwartet hatte, war nicht Untersuchung, ob der Mann kriegsblind ist oder nicht, war nicht seine Krankengeschichte, sondern ein kleiner Wink an Herrn Crohne, seine Macht künftighin in Formen auszuüben, wie sie unter gesitteten Menschen üblich sind. Dabei entbehrt es nicht der Komik, daß zur Entlastung des Herrn Crohne jetzt die Meinung des Blinden selbst angeführt wird, er hätte die Hinausweisung gegenüber der verwirkten Ungebührstrafe selbst als „milde" empfunden. Hat er übrigens die Justizverwaltung autorisiert, von dieser doch wohl ganz privaten Äußerung öffentlich Gebrauch zu machen. Das wäre zu ermitteln. Ebenso, wer denn eigentlich die Nachbarn sind, die sich schon durch frühere Zwischenrufe von ihm belästigt gefühlt haben sollen. Ich könnte mit einwandfreien Zeugen aufwarten, die in der unmittelbaren Nähe des Blinden gesessen haben, daß er sich nicht nur mucksmäuschenstill verhalten hat, sondern die auch die Meinung vertreten, er habe auch den fraglichen Zwischenruf gar nicht getan, sondern sich nur dazu bekannt, um ein gespanntes Intermezzo zu beenden, das bei der kraftvollen Haltung des Richters Crohne höchst wahrscheinlich mit der Räumung der Zuhörerbänke geendet hätte. Das wäre zu ermitteln, wenn man schon ermitteln will. Aber es ist ja überflüssig. Denn der Tatbestand steht fest. Und auch Herr Crohne steht mit schmerzlicher Deutlichkeit im Lichte der Zeitgeschichte

Düsseldorfer. Dein hervorragendster Moniteur, dein Generalanzeiger, die ‚Düsseldorfer Nachrichten', ein parteiloses, doch selbstverständlich nationales Organ, ist vor Freude über den Prozeß gegen uns ganz aus dem Häuschen. Das Blatt ist entzückt, daß die „berüchtigte Wochenschrift, die ‚Weltbühne', von einem Ausländer gegründet und in internationalem Sinne geleitet", jetzt endlich von einem deutschen Gericht gepackt worden ist. Das liest sich so: „Jeder vorurteilsfreie, denkende Mensch wird zugeben müssen, daß

dieses Urteil durchaus dem allgemeinen Rechtsempfinden entspricht; denn weder die Reichswehr noch ihre Offiziere und der Minister dürfen weiterhin unbegründeten Angriffen ausgesetzt bleiben, die einzig und allein in parteipolitischen Tendenzen und in der Abneigung gegen militärische Einrichtungen ihren Ursprung haben. Am schlimmsten ist die Hetze, die in der ‚Weltbühne' und andern ähnlich gerichteten Zeitungen, von denen manche nach der Revolution mit fremdem Gelde gegründet worden sind, gegen alle politischen Parteien und deren Führer betrieben wird, für die der Begriff nationale Gesinnung noch volle Geltung hat. In jedem andern Lande wäre es undenkbar, daß eine von Ausländern geleitete Zeitung die innerpolitischen Angelegenheiten des Staates und die Regierung selbst zum Gegenstande aufreizender Angriffe machte, ohne daß man in der Öffentlichkeit schon längst gegen diesen Mißbrauch des Gastrechts Einspruch erhoben hätte... Um so auffallender ist es, daß in der berliner Presse schon jetzt Stimmung gegen das Urteil gemacht wird, indem man es als hart, schwer und unbegreiflich bezeichnet und für die Angeklagten mildernde Umstände geltend zu machen versucht. Die Gemeinsamkeit der politischen und kulturellen Weltanschauung darf schließlich nicht dazu führen, daß offenkundig ehrenrührige Vergehen unter allen Umständen entschuldigt und gedeckt werden." Wir gratulieren dem R.W.M. zu diesem Bundesgenossen.

Manfred Georg. Sie haben natürlich vollkommen recht. Das hat ein Joseph Roth vermutlich besonders mißgünstiger Druckfehlerteufel getan. Es muß selbstverständlich am Schluß der im vorigen Heft erschienenen Glosse über Roths Buch heißen: „Roths Buch hat künstlerisch und propagandistisch ein spezifisches Eigengewicht."

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 112, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 152
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Cachin und Trotzki von Carl v. Ossietzky

Es gibt kein trüberes Schauspiel, als wenn ein Parlament mit demokratischer Mehrheit sich selbst zum Instrument antidemokratischer Gewalten degradiert. Herr Barthou, der französische Justizminister, forderte von der Kammer die Auslieferung der kommunistischen Deputierten Cachin und Vaillant-Couturier zur Abbüßung einer Gefängnisstrafe. Die Parteiführer drehten und krümmten sich, auch Poincaré und den radikalen Ministern war dabei nicht wohl, doch Louis Barthou, der alte Bürgerblockspezialist, bestand auf seinem Schein. Es war auch eine wunderbare Gelegenheit, die Radikalen, die grade ihre tönenden Wahlkampfparolen memorieren, sich öffentlich kompromittieren zu lassen. Es gelang über die Maßen gut.

Dabei darf zugegeben werden, daß die äußern Formen dieses parlamentarischen Dramas recht würdig waren. Poincaré zeigte sich gar nicht als vom Rotkoller besessener Ordnungshüter, sondern erkannte mit viel Noblesse die Qualitäten des Gegners an. Dieser Gegner war allerdings auch kein X-beliebiger, sondern Marcel Cachin, ein erfahrener, alter Politiker aus der Schule des großen Jaurès, der bedeutendste Kopf heute im nichtrussischen Kommunismus. Wie Albert Thomas oder Marcel Senbat gehörte er im Kriege zum patriotischen Flügel, bis man ihn 1918 mit Marius Moutet als Beobachter nach Moskau schickte. Moutet referierte unfreundlich, doch Cachin sprach für Lenin, für die Unterstützung der Bolschewiken. Der Konvertit wurde der eifrigste Verkünder der neuen Lehre. Daß Marcel Cachin nicht einfach eine radikale Maultrommel ist, sondern ein wirklicher, ein taktisch überlegener Führer, bewies er erneut in dem Verzicht, seinen Fall als agitatorisches Spektakelstück aufzuziehen. Wie leicht wäre es gewesen, mit einem Coup à la Daudet die Lacher auf seine Seite zu bringen oder eine jener Hinauswurfkomödien zu provozieren, wie sie in deutschen Parlamenten üblich sind. Er, der Verfolgte, das Opfer, verhinderte, daß ein törichtes Intermezzo zur Affäre wurde. Die Blamage klebt an dem einzigen Aufgeregten, dem einzigen Unhöflichen bei so viel Politesse auf allen Seiten, dem Herrn Justizminister Louis Barthou.

Frankreich hat die Schrecken der Inflation durchgemacht, und da niemand der neuen Stabilität des Geldes recht trauen will, hat sich auch das Gemütsleben noch nicht konsolidiert. Die öffentliche Nervosität sucht nach immer neuen Objekten, sich zu entzünden. Früher war es die deutsche Gefahr, jetzt ist es die kommunistische. Das hat unter dem Bürgerblockregime zu einer Omnipotenz der Polizei geführt, die einmal abzubauen sehr schwer sein wird. Der Fall Cachin ist von Barthou und der politischen Polizei arrangiert und der Regierung wie der Kammer aufgenötigt worden. Die Kompromittierung der radikalen Partei, deren innere Zerfahrenheit so unbarmherzig aufgezeigt wurde, bedeutet für die Reaktion eine sehr erwünschte Nebenwirkung.

„Da habt ihr eure liebe Demokratie!" rufen die Kommunisten hohnlachend und verweisen auf Frankreich. Gewiß, es geht den Kommunisten sehr schlecht. Sie sind überall für Polizei und Justiz Outlaws, Freiwild. Und in China, wo sie noch vor einem Jahre die Siegesfahnen hißten, werden sie wie Hunde erschlagen. Und ist ihnen selbst Rußland noch ein Refugium? Mag der Genosse noch so tapfer gekämpft haben, erlaubt er sich etwa eine bescheidene Abweichung von der vom Heiligen Synod der Dritten Internationalen zur Zeit als orthodox erklärten Lehre, läuft er in Gefahr, nach Sibirien, nach dem Weißen Meer, nach Astrachan verschickt zu werden. Wie Trotzki, Rakowski, Radek und die Andern.

Ich möchte nicht mißverstanden werden: mir scheint Stalins Programm viel vernünftiger, viel wirklichkeitstreuer zu sein als das der Opposition. Käme Die jetzt ans Ruder, würde sie entweder das Selbe tun oder die U.S.S.R. ins Unglück kutschieren. Aber will Stalin mit Pobjedonozew wetteifern? Der Opposition fehlen alle Mittel, die Macht an sich zu reißen, ihr Einfluß reicht nicht weit, ihr Gefolge ist zahlenmäßig gering. Was sie verlangt, ist nicht mehr als das Recht zu kritisieren, ist das freie Wort. Das soll ein Verbannung rechtfertigendes Verbrechen sein? Brave Parteikommunisten, die seit zehn Jahren alles und jedes nachgebetet haben, was aus Moskau kam, sagen jetzt mit überlegen geschürzten Lippen: „Bürgerliche Sentiments, das ist eben Kollektivismus, daß der Führer ersten Ranges, wenn er nicht pariert, ebenso behandelt wird wie der einfache Arbeiter!" Ahnen die Kindsköpfe denn nicht, wie sehr sie damit einen Arbeiterstaat kompromittieren, wo man den „einfachen Arbeiter" so, so behandelt? Knebelung des Wortes, administrative Verschickung in Steppen, Eiswüsten und Pestgestank ... ist das eine Waffe gegen Genossen? Und es gibt auch ganz Schlaue, welche sagen: „Das versteht ihr nicht. Rußland darf nicht den Maßen des Westens unterworfen werden, es hat seine eignen Gesetze." Das ist nicht neu. Das haben wir alles schon von den Henkern und Prügelmeistern des Zarismus gehört, wenn sie bei der verachteten westlichen Zivilisation Visite machten. Gewiß hat Rußland sein Eigentümliches und Unbegreifliches, wie jedes andre Land auch. Aber niemand kann mir einreden, daß Rußland ein eigner Kosmos sei, mit eignen Sonnen und Sternen, von andern Wesen bewohnt, infolgedessen mit andern Lust- und Schmerzgefühlen. Das bißchen Freiheitsgefühl in jeder atmenden Brust kennt auch der geschundenste Muschik, es ist allgemeines Teil der Menschheit und es in unterdrückten Klassen und Völkern neu geweckt zu haben, ist ja grade die historische Leistung der Moskauer.

Stalin hat die Macht. Er ist gegen Trotzki und die Seinen sachlich wahrscheinlich sogar im Recht. Doch er gefährdet sein Recht, wenn er, wie der Großinquisitor, das, was nach Freiheit verlangt, lieber der Verwesung hingeben will. Er mag in seinem Kreml Sieger bleiben, draußen in der Welt wird er den Kürzern ziehen. Die in Moskau erstickte Parteiung wird in jeder kommunistischen Sektion auf dem ganzen Erdenrund aufflackern und die Genossen zerreißen. Wo der rus-

sische Agitator gestern noch von Gelben, Braunen, Schwarzen als Lichtbringer umjubelt wurde, wird er morgen nur ein Bote der Zwietracht, also der Ohnmacht sein. Etwas so angenehmes wie Stalins jäher Cäsarenwahn ist dem englischen Imperialismus seit Jahren nicht widerfahren.

Warum Geßler geht von Oliver

Der Kriegsminister Doktor Geßler hat dem Präsidenten der Republik sowie dem Reichskanzler mitgeteilt, daß er nicht mehr in der Lage sei, sein Amt weiterzuführen. Der Reichspräsident hat am vergangenen Freitag beschlossen, diesem Demissionsgesuch, das mit persönlichen Gründen motiviert wird, zu entsprechen. Der Herr Minister hatte seinen Freunden noch kurz vorher des öftern erklärt, daß er durch das Ableben mehrerer Familienmitglieder nunmehr gezwungen sei, sich selbst der Bewirtschaftung seines Gutes im Allgäu zu widmen, da sonst keinerlei Gewähr dafür bestünde, daß die planmäßige Verwaltung dieses schönen Besitzes durchgeführt werden könne.

Wenn auch Herr Geßler schon recht häufig den Entschluß geäußert hat, sein Amt als Reichswehrminister, das er von 1920 an bekleidet hat, niederzulegen, und das jedes Mal in einem Augenblick, wo ihm schwere Vorwürfe wegen der Art seiner Amtstätigkeit gemacht wurden, so dachte er jedoch immer dann, wenn diese Schwierigkeiten überwunden waren, nicht ernsthaft daran, von seinem Amt zu scheiden. Und es ist charakteristisch für die ganze so ungeheuer oberflächliche Art, mit der Geßler sein wichtiges Amt zum Unheil der Republik verwaltet hat, daß er jetzt, wo sich Vorwürfe und Anklagen gegen ihn zu Bergen getürmt haben, nicht im geringsten den Versuch macht, diese Berge zu übersteigen oder zu durchbrechen.

Das ist wahrlich das Ende, das der ganzen Amtsführung dieses Ministers würdig ist. Noch Freitag abend ließ sich der gesalbte Herr Brauns beim Reichspräsidenten melden, um ihn zu bitten, auf Geßler einzuwirken, seine Demission zurückzuziehen. Aber Herr von Hindenburg schlief bereits. So verhinderte die Pünktlichkeit, mit der das Reichsoberhaupt seine Lebensgewohnheiten innehält, eine neue Prolongation der Ära Geßler.

Die Art, wie Geßler sich empfohlen hat, ist wiederum sehr typisch. Nur wenige Wochen trennten Herrn Geßler von dem Tag, an dem er im Reichstage Rede und Antwort stehen mußte, an dem man von ihm über den ganzen Umfang des Phöbus-Korruptions-Skandals, über die Affäre um Canaris und über die höchst merkwürdige Geschichte jenes Schiffes, das in der vergangenen Woche mit Munition hochbeladen in Kiel auftauchte, Rechenschaft gefordert hätte. In dieser Situation erhielt Herr Geßler davon Kenntnis, daß noch viele andre Dinge (die wohl bei Namen zu nennen, aber anscheinend nicht zu tun, Hochverrat wäre), zur Kenntnis von Parlamentariern und Journalisten gekommen waren. Diese Dinge, die ebenfalls mit

den Geldern des Reichswehretats finanziert sind, waren wiederum in ihrem Enderfolg im Verhältnis zu den aufgewandten Summen so kläglich, und für die generöse Geste des Ministers, wenn es sich darum handelte, fremde Gelder auszugeben, so bezeichnend, daß deren bevorstehende Erörterung im Reichstag, die — nehmt alles nur in allem — immerhin doch erfolgt wäre, Geßler schon jetzt den gesunden Schlaf seiner sonst so geruhsamen Nächte geraubt hatte. In dieser fatalen Situation beschloß er also, bei den gefestigteren Menschen seines Ressorts, bei den Herren Offizieren, Rat und Trost zu suchen. Er wollte sich von ihnen und durch sie dem Volke sagen lassen, daß all diese so übelriechenden finanziellen Dinge nur geschehen seien, um die Wehrmacht der Republik zu festigen, ein Argument, das aus seinem Munde bei den Parteien der Rechten noch nie versagt hatte. Da aber geschah das Erstaunliche. Zwar liehen ihm die Herren der Marine alle denkbare moralische Unterstützung, dagegen aber versagten ihm plötzlich die höchsten Kommandostellen der Landstreitkräfte die Gefolgschaft. Diese Sachlage wird blitzlichtartig erhellt durch die Mitteilungen eines kleinen, seit kurzem erscheinenden nationalistischen Mittagsblattes, das in aller Unschuld wenige Stunden, bevor der Rücktritt des Ministers der Öffentlichkeit bekannt wurde, mit einer Nachricht aus gut unterrichteter Quelle herausplatzt. „Unstimmigkeiten in der Reichswehr?" fragt das Blatt, und berichtet dann, daß man im Heere sich republikanischen Ansichten und Gepflogenheiten nähere. General Heye sei anscheinend gewillt, den Forderungen der republikanischen Parteien Rechnung zu tragen, und fährt dann wörtlich fort, daß es zu einer ernsten Verstimmung zwischen dem General und dem Minister gekommen sei, daß diese Verstimmung sich durch das ganze Reichswehrministerium ziehe und dort zur Bildung einer Heye-Partei und einer Anti-Heye-Partei geführt habe. Ja, es wird schließlich sogar befürchtet, daß diese Parteibildung schon angefangen habe, sich über das Ministerium hinaus auf das Offizierkorps der ganzen Armee auszudehnen.

Dieses Mittagsblatt war ohne jeden Zweifel richtig orientiert. Aber der höchst erbitterte Zwist zwischen den beiden Parteien, der sich bis in die letzten Stunden vor dem Rücktrittsgesuch des Ministers hinzog und sich schließlich bis zur Katastrophe zuspitzte, hat andre Hintergründe. Die unsagbare Geldwirtschaft Geßlers war selbst den alten Offizieren, und zwar vornehmlich denen des Landheeres auf die Nerven gegangen, zumal diese mit dem besten Willen nicht einsehen konnten, was die für Filmerei und ähnliche Zwecke verschleuderten Millionen mit den Bedürfnissen der kleinen Armee zu tun hätten. Weiterhin erhoben sich grade in den letzten Wochen die Stimmen der alten und fachlich tüchtigen Generalstabsoffiziere, die die vielen und verzweigten, durch den Landesverratsparagraphen vor der Bekanntgabe gesicherten Unternehmungen des Wehrministers für taktisch und strategisch völlig unnütz und für den Gebrauch im Ernstfall als völlig indiskutabel bezeichneten. Die Kreise aus fachlich interessierten Offizieren bestehend, haben sich schon lange

immer mehr von den so ungeheuer geschäftstüchtigen Kameraden in der nächsten Umgebung des Ministers abgewandt, die, so will es der Zufall, sich fast ausschließlich aus Marineangehörigen zusammensetzen. So geschah also, was einmal kommen mußte, was aber für den Minister noch überraschend geschah: man kündigte ihm die Gefolgschaft in den eignen Reihen, und nun war es aus. Es war endgültig vorbei mit seinem nach außen so sichern, ja provokatorischen Auftreten. Und es war auch zu Ende mit seiner innern Sicherheit. Wenn er es noch nicht einmal den so abgöttisch verehrten uniformierten Herren recht machen konnte, was hatte es dann noch für einen Zweck, in der bösen und unruhigen politischen Welt zu leben, zumal im Hintergrunde das Gut mit der kleinen aber modernen Käserei winkte.

In diesen Wirren wurde der Rücktrittsbeschluß geboren und es ist kein Zufall, daß diese Wirren genau so kompliziert sind, wie es die Pläne und die Taten des Mannes von jeher waren. Aber wohl niemand unter den Kritikern des Ministers ist darauf gekommen, daß der Anfang und das Ende dieses Beschlusses, sei er gefaßt worden, wie er wolle, die Angst vor der Verantwortung gewesen ist. Wobei dem Minister doch klar sein mußte, daß man bei der augenblicklichen Zusammensetzung der Reichsregierung und des Parlamentes doch noch immer viel zu glimpflich mit ihm verfahren wäre.

So spielt sich vor unsern Blicken die jämmerliche Tragikomödie ab, daß ein Minister, unter dessen Verantwortung und Oberregie die übelsten Dinge finanzieller Art geschehen sind, ganz einfach vor der Verantwortung das Weite sucht und es ungestraft suchen darf. Etwas, was weder im kaiserlichen noch im republikanischen Deutschland ein Vorbild hat und selbst den Gesinnungsfreunden dieses Ministers unerhört auf die Nerven gegangen ist. Am Freitag nachmittag schrieb selbst die durch das Gesuch überraschte Hugenbergpresse, „daß ein Rücktritt Dr. Geßlers schon mit Rücksicht auf die rechtzeitige Erledigung des Etats und vor der Entscheidung über den Wahltermin nicht wünschenswert ist." Herr Geßler kennt seine Gründe besser. Er hat vor seinem eignen Etat das Heil in der Flucht gesucht.

Das unvergänglichste Geschenk aber, das dieser Mann dem beamteten Deutschland hinterlassen hat, ist das der amtlichen Lüge. Es wird sobald nicht vergessen werden, daß der Herr Minister jedes Mal, wenn man ihm wieder eine neue Verfehlung vorwarf und nachwies, hochoffiziell erklären ließ, an den zur Sprache gebrachten Dingen sei nicht ein Wort wahr. Wobei es nichts ausmachte, sehr oft schon am nächsten Tage ebenso amtlich kundzutun, daß doch alles stimme. Als Rekordleistung in dieser Beziehung muß erwähnt werden, daß er am Tage, wo der Phöbus-Skandal bekannt wurde, drei offizielle Communiqués ausgeben ließ, die einander völlig widersprachen und von denen nur eins — oder keins — die Wahrheit enthalten konnte. Seine Art aber war so beschaffen, daß er jeden, der ihn daraufhin der Lüge geziehen hätte, verklagt hätte. Aber das hat er nur in den Fällen getan, bei denen es sich — bei der Großzügigkeit der Dinge, die er sonst trieb —

um Bagatellen handelte. Dann klagte er. Wenn ihm aber derselbe Beleidiger nachher nachwies, daß er zum Nachteil der Allgemeinheit ganz böse und ganz schlimm gesündigt hatte, dann schwieg er, und um das zu rechtfertigen, ließ er verbreiten, die Art seines Beleidigers lohne nicht den Widerspruch.

So lassen wir Herrn Geßler also gehen! Der Republik, der er als Kriegsminister fast acht Jahre schlecht und zweideutig gedient hat, hinterläßt er einen Schutthaufen, ein Ressort in heillosester Unordnung, Kassabücher, die ein Privatbetrieb sich nicht ohne üble Konsequenzen leisten könnte. Wer sein Nachfolger werden soll? Der Beste wäre ein tüchtiger Bücherrevisor.

* * *

Der Schatten von Berthold Jacob

Im Oktober 1924 ließ der frühere Vizepräsident der englischen Abteilung der Interalliierten Militär-Kontroll-Kommission in Berlin, General Morgan, jene aufsehenerregenden Artikel in ‚Quarterly Review' erscheinen, die in die These ausklangen: Deutschland baue neben und hinter der legalen Wehrmacht ein neues großes Heer auf, der alte Generalstab und die alten Bezirkskommandos bestünden fort, und wenn er gefragt werde, für welche nähere Zeitspanne er den europäischen Frieden noch für gesichert halte, falls die Militärkontrolle liquidiert und die Besatzungsheere am Rhein in nennenswertem Umfang verringert würden, so wäre seine Antwort: Für ein Jahr . . .

Seit dem 31. Januar 1927 besteht die Kontrolle nicht mehr. Aber die Zahl der Okkupationstruppen ist nur wenig herabgemindert, und so dürfen auch wir wohl des Glaubens sein, daß die von Morgan gesetzte Frist noch nicht zu laufen begonnen hat. Übrigens haben wir seiner Voraussage grade in diesem Punkt stets sehr skeptisch gegenübergestanden; wir meinten stets, daß Deutschlands heimliche Rüstung weit größere Gefahr für innen als nach außen in sich berge, und wir sind heute noch dieser Meinung.

Drei Justizaktionen im Lauf der letzten drei Wochen ermöglichten aufschlußreiche Einblicke in das schematisch geordnete Chaos der heimlichen deutschen Rüstung des jetzt zu Ende gehenden Jahrzehnts. Zunächst die vorübergehende Festnahme des frühern königlich preußischen Rittmeisters Otto Zeltin auf Grund eines Haftbefehls des Oberreichsanwalts wegen Landesverrats „im deutsch-lettischen Kriege 1919". Dann der Beleidigungsprozeß des R.W.M. gegen die ‚Weltbühne' und schließlich die Privatklage von Tresckow contra Badicke.

Während die Verhaftung Zeltins an das mysteriöse Baltikum-Unternehmen von 1919 erinnert, jenen ersten Versuch der illegalen Rüstung, entschleierte der Femeprozeß die dann folgende Rüstungsperiode von 1923. Der Prozeß von Tresckow-Badicke dagegen beleuchtete das alte Thema in seiner Variante von 1926-19?? Und, während der Beobachter des Reichswehrministeriums, Oberst von Hammerstein-Equord, in unserm Prozeß mit seinem ewigen Lächeln die Aufrollung der doch

immerhin peinlichen Vorgänge von 1923 ruhig und gottergeben passieren ließ, war der gleiche Herr im Prozeß gegen Badicke die Aufgeregtheit selbst. Er schrie und hantierte mit einer Geschäftigkeit, die verriet, daß hier etwas zu verdecken ist: das gegenwärtige von der Reichswehr eingerichtete und gepflegte System der Bezirkskommandos, die jüngste Phase der heimlichen Rüstung. Der vorsitzende Landgerichtsrat, Saulus in Person, sah den Schatten wohl, den die „verlängerte Reichswehr" über seinen Richtertisch warf. Er sah ein, daß der nur im Dunkel nichtöffentlicher Verhandlung unsichtbar bleiben würde, und er steinigte — ein gesetzestreuer altdeutscher Eiferer — die Anhänger des jungdeutschen Testaments.

Baltikum. In den ersten Monaten des Jahres 1919, als sich immer klarer herausstellte, daß die auf Geheiß der Entente im Lande verbliebenen Reste der ehemaligen deutschen Besatzungstruppen um keinen Preis mehr fechten würden, als der Druck der eben organisierten Roten Armee Trotzkis nach Westen hin immer mächtiger wurde, als gar Riga, die Hauptstadt des jungen Lettenstaates, in die Hand der Russen fiel, da boten die adelsstolzen deutschen Barone, die kaum hoffen konnten, unter der demokratischen Herrschaft lettischer Bauern ihre alten Privilegien zu bewahren und die darin mit jedem Atemzug auf den Sturz der verhaßten neuen Ordnung sannen, dem Kabinett des Herrn Ulmanis tätige Waffenhilfe. Der Führer der Baronpartei, von Manteuffel-Katzdangen, im intimen Umgang mit dem „Deutschen General im Baltikum" Grafen Roderich von der Goltz, bot den Letten an, eine „Baltische Landeswehr" aufzustellen, die, nur aus deutschen und deutschbaltischen Elementen bestehend, mit deutschen Waffen und deutschem Gerät ausgerüstet, die Bolschewiki aus dem Lande werfen sollte. Eine reguläre lettische Armee gab es zu jener Zeit nicht. Geführt von aktiven deutschen Offizieren und von eingesessenen Baronen, die ihre militärische Schule der Kaiserlichen Garde von Zarskoje Sselo verdankten, trat die Baltische Landeswehr ins Leben und stürmte am 8. Mai 1919 gemeinsam mit reichsdeutschen Freiwilligentrupps Riga, wo sie gegen Alles wie die Hunnen wütete, was auch nur von fern im Verdacht stehen konnte, mit den Roten sympathisiert zu haben. Diesem Verband hat auch Zeltin zuerst angehört. War die Truppe mit der Zeit der provisorischen Regierung Lettlands durch ihr staatsfeindliches Auftreten außerordentlich lästig geworden, so war doch Zeltin einer der ganz wenigen deutschen Offiziere, die es mit ihrer Treueverpflichtung für Lettland ernst meinten. Putschversuche der Balten mehrten sich; schließlich zwang ein Handstreich der Soldateska die Regierung Ulmanis zur Flucht nach Mitau, wo sie provisorisch Unterkunft gefunden hatte, und ein lettischer Kapp, Pfarrer Needra, ergriff, gestützt auf deutsche Bajonette, die Regierungsgewalt. Graf von der Goltz und der inzwischen an die Spitze der Landwehr aufgerückte frühere deutsche Major Fletcher aus Königsberg, vom Mai 1924 ab für kurze Zeit Mitglied der deutschnationalen Reichstagsfraktion, fielen von der Regierung ab, der sie sich verpflichtet hatten. Zeltin blieb ihr treu. Er hatte die lettische

Staatszugehörigkeit erworben, wurde in eine lettische Formation versetzt und hat gegen die Meuterer die Waffen geführt. Als sich im August und September 1919 die russischen und deutschen Heeresteile um Mitau unter Führung des grusinischen Abenteurers Awaloff-Bermondt gegen den Lettenstaat erhoben und ein Operetten-Ukas Bermondts die Randstaaten als die Gouvernements Kurland, Estland und Livland des russischen Kaiserreichs restaurierte, da hat die lettische Regierung den Kriegszustand mit dem Deutschen Reich proklamiert, dessen Kriegsminister Noske sich weitgehend mit Bermondt eingelassen, ihn sogar persönlich in Berlin empfangen hatte. Da für viele Millionen Mark Werte, Kriegsmaterial, Geschütze, Panzerzüge und gar Fliegerstaffeln ins Baltikum verschoben worden waren, hat die lettische Regierung nicht annehmen können, daß dies gegen den Willen der Reichsregierung geschehen sei, zumal sie schon vorher auf die offen feindselige Haltung des deutschen Gesandten August Winnig gestoßen war. In der Tat haben zuerst die offiziellen militärischen Kreise das Unternehmen weitgehend begünstigt. Es bestand die Absicht, im Baltikum den Grundstein zu neuer nationaler Größe, den Grundstein, versteht sich, zum Aufbau des neuen Heeres zu legen. Herrschte doch im Mai und Juni 1919 in ganz Ost- und Westpreußen der einheitliche Wille, für den Fall der Unterzeichnung des Friedensvertrages Danzig und die beiden Provinzen vom Reich abzutrennen, die Polen aus Posen hinauszuwerfen und die Ostseeprovinzen mit diesem Rumpfstaat zum einheitlichen Staatswesen zusammenzuschweißen. Otto von Below sollte der militärische, Winnig, Kapp, Batocki-Friebe die zivilen Führer des Separatisten-Unternehmens werden. Die Baltikumtruppen waren im Bund. Erst als die Entente mit militärischen Machtmitteln aufzutreten drohte, als englische Panzer die de facto-Blockade über die deutsche Ostseeküste verhängten und bei der Befehlsstelle des Generalmajors von Seeckt in Königsberg die Mission des Generals Niessel eintraf, lenkte die Reichsregierung ein und desavouierte die Söldner.

Mit dem Baltikum-Abenteuer beginnt der Schatten sich auf der europäischen Landkarte abzuzeichnen.

*

Über die weitern Phasen der heimlichen deutschen Rüstung muß hier notgedrungen hinweggegangen werden. Nur soviel sei heute gesagt: die Pläne zur Abtrennung östlicher Gebiete von der deutschen Republik sind lange Zeit danach noch nicht aufgegeben worden. So lesen wir im Nachtrag zur mahraunschen Denkschrift vom 18. März 1926 an den Reichswehrminister:

> Im Sommer des Jahres 1923 wurde der Ordensleitung gemeldet, daß in den Reihen der Ordensbrüder für eine schwarze Organisation geworben werde. Die Brüder berichteten, daß sie als schwarze Reichswehr vereidigt würden. Insbesondere kamen diese Nachrichten aus Schlesien. Die Nachforschungen ergaben, daß die Zentrale in der Kaserne der 3. Division, Berlin, Kurfürstenstraße, ihren Sitz hatte. Der Ordenskanzler Bornemann fuhr deshalb von Kassel dorthin und traf dort den Ober-

leutnant Schulz. Diesen fragte er, was geplant sei. Der Oberleutnant Schulz entwickelte nun folgenden Plan:

> ‚Der Westen ist separatistisch, der Süden katholisch. Auf Beide können wir nicht rechnen. Wir müssen deshalb die Franzosen zwingen, bis zur Elbe zu marschieren. Dann nehmen wir den Polen Land ab, um die Arbeiter ansiedeln zu können, und errichten den nationalen Agrarstaat im Osten. Dieser Staat wird dann die Basis für die Wiedergesundung Deutschlands sein.'
>
> Der Ordenskanzler erklärte sofort, daß er einen derartigen Plan für irrsinnig halte und sich verpflichtet fühle, das Reichswehrministerium zu unterrichten. Er fuhr nach Kassel zurück und verständigte den Hochmeister. Beide fuhren dann wieder nach Berlin und trugen die Angelegenheit im Reichswehrministerium dem Oberstleutnant von Schleicher vor. Der bald darauf ausbrechende Küstriner Putsch bestätigte ihre Angaben.

Der jetzige Oberst von Schleicher hat übrigens im Prozeß gegen die ‚Weltbühne' unter seinem Eid bestritten, daß ihm bis wenige Tage vor dem 1. Oktober 1923 etwas über die hochverräterischen Absichten der Führer der Arbeitskommandos bekannt geworden sei. Ebenso hat er unter Eid bestritten, den Major Buchrucker vor dem 1. Oktober gekannt zu haben.

*

Zeigt sich also an Mahrauns Denkschrift, wie eng Hochverrat und Geheimrüstung einander verknüpft sind, so wird dieser Zusammenhang doch erst ganz deutlich mit der Affäre von Treskow-Badicke aus dem Jahre 1926. Ein bedeutsamer Teil der Beweisaufnahme dieses Prozesses dreht sich um die Denkschrift des Jungdeutschen Ordens. Deshalb sei hier Eines verraten: Die Preußische Staatsregierung ist am 22. November 1926 durch den verstorbenen Herausgeber der ‚Weltbühne' in den Besitz der Denkschrift gelangt. Den Reichswehrböcken mag das als eine Art Landesverrat erscheinen.

Es war ein Trugschluß, wenn wir damals im November 1926 glaubten, mit der Veröffentlichung wichtiger Stücke aus diesem Memorandum die Abstellung gewisser Ungesetzlichkeiten erreichen zu können. Die Einrichtung der Kreisleiter, die neuen Bezirkskommandos der Wehrmacht scheinen fortzubestehen. Dies jedenfalls ist der Eindruck, der sich aus den Geheimverhandlungen des Landgerichtsrats Paulus ohne Schwierigkeit herausschälen ließ. Im Januar 1926 waren die Bezirkskommandos erst im Keim vorhanden. Das läßt sich mit Sicherheit nachweisen aus der Ansprache des Hauptmanns Fromm vom Wehrkreiskommando III auf der Tagung des Kreises Niederbarnim vom 19. Januar 1926, auf der Major von Hinüber, Berlin-Steglitz, Beymestraße, zum Kreisleiter oder Kreiskommandeur gewählt wurde. Hauptmann Fromms Rede ist zu umfänglich, als daß sie hier im Wortlaut wiedergegeben werden könnte. Einige Partien daraus sind jedoch so wichtig, daß sie hier stehen müssen:

> Krieg, Friedensvertrag, Revolution haben alles umgestürzt. Wir haben noch ein Söldnerheer von 100 000 Mann. Es fehlt jede Verbindung mit dem Volk, jedes Organ, wie es früher das Bezirkskommando war. Es ist nur noch Ausbildung in der Formation erlaubt. Der Aufbau der Wehrmacht ist verboten.

Heute sind für die Heeresleitung auch politische Fragen gegeben. Aber der Reichswehrminister hat einen ausschlaggebenden Einfluß auf die Bildung einer rein nationalen Regierung, die den Staat aufbauen soll. Recht ist nichts, Macht ist alles. Heute stinkt alles nach Masse, Gasse, Gosse. Den richtigen Mann an die richtige Stelle zu bringen, das ist die politische Aufgabe, die das Heer zu erfüllen hat. Früher ging der Aufbau der Wehrmacht durch das Gesetz. 15 Prozent haben gedient, heute dient keiner mehr. Der Kreis der wehrfähigen Leute muß über 100 000 hinaus . . . . . .

Das Heer hat die Bezirkskommandos wieder eingerichtet. Jeder Kreis hat seinen Kreiskommandeur und seinen Kreisoffizier. Früher hieß es, die Volkskraft erfassen und der Wehrmacht zuzuführen. Heute liegt auch die reine Ausbildung bei den Leuten draußen.

Die Regierung weiß und duldet es. Es ist schwer, da alle Unterlagen erst wieder beschafft werden müssen. Jeder von uns muß seine ganze Person einsetzen. Jeder muß den Wünschen und Anregungen unbedingt entsprechen. Unser Ziel ist der Wiederaufbau des alten großen Reiches. Keiner weiß, was die Zukunft bringt. Wir haben nur Feinde. Nur aus eigner Kraft, nur durch einen Krieg — einen Befreiungskrieg — kann uns geholfen werden . . . . Die Kreiskommandeure und Kreisoffiziere müssen die Mobilmachungsvorarbeiten machen. Das muß auch geübt werden im Rahmen des Sports . . . .

. . . Es kommt nun darauf an, das System herauszubilden, das für unsre Zwecke am geeignetsten ist . . . .

Fromm schließt:

Wir können nicht alles überblicken. Nur die Erfahrung kann entscheiden. Wir müssen uns auf den Chef der Heeresleitung verlassen. Er befiehlt, wie es gemacht werden soll . . . .

Fromm ist heute als Major Führer der Ausbildungs-Eskadron des 14. Reiter-Regiments in Ludwigslust.

Das ist das System, dessen Vertrauensmann der Major a. D. Badicke ist; diesem System ist der Jungdeutsche von Tresckow unterlegen. Und diesem System allerdings konnte zuletzt der emeritierte Generalleutnant Salzenberg vom Jungdo nicht mehr als Vertrauensmann gelten. Der „Wanderwart“ hat die Wanderfahrt nach Berlin, die für Mai 1926 geplant war, nicht mitmachen wollen und Putsch, Diktatur und Militärregime sind ja tatsächlich die notwendigen Voraussetzungen für den Wiederaufbau des alten Heeres, des alten großen Reiches, zunächst also für die Verlängerung der Reichswehr, den Schatten.

Die Reichsanwaltschaft will jetzt, wie die gelegentlich offiziöse ‚DAZ‘ verrät, ihr Landesverratsverfahren gegen Mahraun und Bornemann machen, das ihr vor zwei Jahren daneben geriet. Das Verfahren gegen Zeltin geht weiter. Vielleicht werden wir nicht mehr lange warten müssen, bis der Exponent der Preußischen Staatsregierung bei der Polizeiaktion vom Mai 1926, jener legendäre Regierungs-Assessor Doktor Schmidt, um dessen Heroisierung die ‚Deutsche Zeitung‘ sich beinahe Tag für Tag müht, von dem Oberreichsanwalt ins peinliche Verfahren gezogen wird. Wegen Landesverrats, begangen durch Haussuchungen bei Putschisten.

Deutschland hat, leider, keine Ähnlichkeit mit Peter Schlemihl.

Die Juden von Franz Blei

Hilaire Belloc, Engländer aus französischen Voreltern, heute ein Mann von sechzig, schreibt seit Jahren sein Bestes in Essais, das Wort im englischen Sinn gebraucht, also eher moralische Betrachtungen, sicher nicht Feuilletons. Er ist mit Chesterton befreundet, als Katholik und als Humorist, mit etwas weniger wildem Temperament, etwas weniger starker Phantasie und ganz ohne die Streitbarkeit Chestertons. Besonnener und kühler erliegt er nicht wie G. K. C. oft und zu oft der Verlockung, sich von den eignen Paradoxien düpieren zu lassen. Er hat ein Buch „Die Juden" geschrieben. Es ist von Theodor Haecker verdeutscht und eingeführt, bei Josef Kösel und Fr. Pustet in München erschienen, 232 Seiten Großoktav. Es führt als Motto das Wort: „Friede sei Israel". Seine These: Die Juden sind ein Fremdkörper innerhalb der Gemeinschaft, in der sie wohnen, daher Reizung und Reibung, daraus Spannung als Problem. Als dessen Lösung schlägt Belloc Anerkennung einer besondern jüdischen Nationalität vor, Anerkennung von beiden Seiten. Es gäbe einen jüdischen Rassencharakter.

Nationalität, Rasse: die beiden Begriffe sind heute in einer Weise politisch hypertrophiert und verunreinigt und daher formlos geworden, daß saubere Hände sie nicht anfassen sollten. Die Begriffe werden davon nicht sauberer, sondern die Hände schmutzig. Man könnte gegen Bellocs Ausführungen über die jüdische Nationalität und was sie charakterisiert mißtrauisch werden, wenn man bemerkt, wie gering seine Einsichten, wie voreingenommen seine Haltung den Deutschen gegenüber ist. Daß er da nicht „Boche" sagt, ist nur sein Geschmack schuld. Nicht sein Urteil. Oder sein Urteil über die Bolschewiken: Juden. Der Leser wird für das, was Belloc über die Juden zu sagen hat, nicht voreingenommen. Wenn ich die behauptete jüdische Nationalität als existent bezweifle, so meine ich damit nicht, daß Internationalität die Juden insbesondere auszeichne. In der seit etlichen achtzig Jahren verfallenden österreichisch-ungarischen Monarchie waren die Juden Kitt und Bindemittel aller dieser nunmehr national selbständigen Völker, nicht aus Internationalität, sondern aus Urbanität, aus Familiensinn, aus Katholizität, aus Humor und weil sie, zu ihrem Glücke, aber nicht zum Glücke der europäischen Völker, aus der Diplomatie und aus der Militärkaste ausgeschaltet waren. Fünfzig Prozent Juden in der Diplomatie und in den Generalstäben hätte diesen beiden Instituten wahrscheinlich den Verstand gegeben, der ihnen fehlte. Ich sage da nicht, daß ich die Juden für ganz besonders oder für nichts als intelligent halte. Aber ihre Geschichte machte sie klüger, vorsichtiger in der Verwendung und Ausbildung ihrer Geistesgaben und bewahrte sie vor einem „Konservativismus", der jeden Nicht-Juden Europas, er mag ein noch so großer Trottel sein, sich auf etwas berufen läßt, seien es leibliche Ahnen, die im 13. Jahrhundert einen Kreuzzug mitmachten, seien es Ideo-

logien, an deren Errichtung seine Ahnen beteiligt waren. Die Juden waren an nichts beteiligt als am aufgezwungenen Ghetto und dessen schlimmen und guten Effekten, zumal diesem, ein immer andrängendes Übel nicht mit der Gewalt des Armes zu parieren, sondern mit einer aufs höchste auszubildenden Geschmeidigkeit des Geistes. Anders wäre man zugrunde gegangen. Dabei zu Bösewichtern zu entarten, davor bewahrte die Juden ihre heilige Geschichte. Und die Familie. Vielleicht auch der Humor, der sich sogar in dem Witz noch äußert, den der Jude über sich selber machen kann. Er ist ein Pathetiker nur in heiligen, nie in irdischen Dingen. Das ist bis ins Gedicht merkbar, bei Heine zum Beispiel. Und bis in den Fanatismus dort, wo der Jude nicht mehr glaubt und ein liberaler, ein revolutionärer Jude wird und sich als Rächer einer beleidigten Gerechtigkeit fühlt.

Der ungläubige, Geschäfte suchende und machende Jude der Großstadt, er bildet nicht „die Juden". Es gibt Deutsche, die nationalistischen Studentenjungen zum Beispiel mit ihrem Biercomment und ihren Schnitten im Gesicht und ihrem Stroh in der Hirnschale, — es wäre doch dumme oder böswillige Entstellung, diese Jungen als die typschaffenden Deutschen hinzustellen. Das deutsche Nationalgefühl an einem Hugenberg zu verbeispielen und zu sagen, er besäße es im so höchsten wie reinsten Ausmaß, — wem könnte so was im Ernst einfallen? „Die Juden" — was, außerhalb des Religiösen, da als diesen Begriff charakterisierend zusammengebracht wird, halte ich zum allergrößten Teil nicht für etwas, das die Juden, sondern die Nicht-Juden charakterisiert. Besonders die berufsmäßigen Antisemiten. Belloc will mit ihnen nichts zu tun haben, gewiß. Aber übernimmt er nicht Prinzipielles von ihnen, wenn er von der jüdischen Rasse, von der jüdischen Nationalität wie von Tatsachen spricht, und kein Wort von der jüdischen Religion? („Der Glaube ist uns einerlei, die Rasse ist die Schweinerei", singen die Antisemiten, und Belloc sagt: „die Rasse ist.")

Es gibt Leute, auch Juden, die den Verkehr mit gewissen jüdischen Kofmichs vom liberalen Schlag durchaus ablehnen, ihre Manieren lächerlich und unangenehm finden, aber diese Leute werden nicht sagen: ich verkehre nicht mit Juden. Es gibt Deutsche, die weder Ludendorff noch einen deutschnationalen Studenten zum Tischnachbar haben wollen, aber sie werden nicht sagen: ich verkehre nicht mit Deutschen. Gibts Leute, die aus Mißfallen an jenem liberalen Kofmich sagen: ich verkehre nicht mit Juden, so sagen sie damit etwas ungerechtes oder dummes. Ich werde es ablehnen, mit einem Franzosen zu sprechen, der Hetzartikel, für Geld oder aus „Gesinnung", gegen die Deutschen schreibt. Weil er ein Dummkopf oder ein Lump ist. Aber ich bin kein heutiger Politiker oder sonstwie ein verkrachtes Individuum, um „die Franzosen" zu sagen und darunter alles zu verstehen, was mir an ihnen unsympathisch ist, weil ich mich als durchaus sympathische Ausnahme des Deutschen schlechthin statuiere. Ich halte diese

pseudopolitischen Begriffe für schwindelhaft, wenn bewußt, für albern, wenn unbewußt und so konversationell gebraucht.

Das Judentum — Haecker hebt das in seinem sehr lesenswerten Nachwort hervor — hat nur ein Problem: das religiös-theologische. Es gehört zum Rätselhaftesten des Weltgeschehens, daß dieses nichts als heilige, mit Gott beschäftigte Volk in Jesus nicht nur nicht seinen Messias erkannte, sondern ihn als falschen Propheten ans Kreuz schlug. Und dabei blieb und bis heute dabei bleibt, er sei nicht der erwartete Messias des jüdischen Volkes gewesen, wo dieses Nicht-Erkennen nur aus so zeitlichen Umständen wie der römischen Unterdrückung und Verlustes der Freiheit erklärbar ist, also aus einer Verwirrung, einer Entgleisung eines religiösen Volkes ins Politisch-Temporäre.

Damit, daß es Jesus, den Messias kreuzigte, ist das Judentum von sich selber abgefallen und trägt, was nun schwere Bürde wurde, durch die Jahrhunderte, ein unerlöstes, wanderndes Volk in Zelten, an allen Straßen der Erde errichtet. Nur zu seiner Schädigung? Auch zu unsrer. Alle Heidenvölker der Antike nahmen die Botschaft auf, aber sie verzichteten nicht aus ihrem Blute auf ihre Götter. Sie packten sie alsbald wieder aus, und was wurde, ist ein Christentum höchst synkretistischer Art, in das die Kirche eine rationale Ordnung zu bringen sucht, nicht immer siegreich, oft nachgiebig und schwach. Wir haben das alte Testament, seine Worte auf das neue deutend, wie es der innere Ablauf einer heiligen Geschichte gebietet, in unsern Kanon gestellt. Aber war das genug? Ein wichtiger Teil entzog sich: die Inbrunst des jüdischen Gottglaubens. Der blieb trotzig abseits, verzehrte sich, entartete im Kontakt mit Nicht-Juden. Das jüdische Volk hat verloren, als es glaubte, einen „falschen Messias" ans Kreuz schlagen zu müssen. Kein wahrhafter Christ wird darob die Juden hassen. Nur beklagen. Aber auch sich selbst kann er beklagen. Denn mehr noch als die Juden haben die Christen damit verloren, daß sich das Muttervolk ihres Glaubens von ihnen abwandte.

Was tun? Sollen die Juden in der heutigen katholischen Kirche den Christus als den Messias anerkennen, ihre Schuld bekennen? Von großen Rabbinern ist es manchmal geschehen, in aller Stille und Entrücktheit ihres hohen einsamen Alters, daß sie sich nicht vor der Kirche, aber vor Christus beugten. Das Ganze des heutigen jüdischen Volkes, ihm wohnt, so wenig wie andern Gläubigen dieser Zeit, das Religiöse so durchdringend und bestimmend inne, als daß es solche Entscheidung anders denn als ein Kuriosum empfände. Aber was ist schon ein „heute" oder ein „morgen" vor der Ewigkeit? Und was bedeutete schon heute, in dieser Zeit religiös-moralischen Mischmasches eine Dezision?

Der Herausgeber dieses Blattes hat mich ersucht, über Bellocs Buch zu schreiben. Da ich mir nicht den kleinsten Schatten einer Autorität in diesem Bereiche anmaße, bitte ich den Leser, das Geschriebene nicht anders zu lesen als wie ein inneres Gespräch mit mir selber.

Auf dem Nachttisch von Peter Panter

Den ganzen Tag hab ich mich schon darauf gefreut: ein neuer Chesterton ist da. Und wenn mir abends die schwarze Katinka Kulicke auf weißem Linnen entgegenblühte, so könnte ich nicht freudiger ins Schlafzimmer gehen, wie nun, da der gelb-rote Band auf dem Nachttisch liegt. (Verzeih, Katinka!) Das Buch heißt „Das Paradies der Diebe" und ist im Musarion-Verlag zu München erschienen. Die erste Nacht —

Die Kriminalgeschichten G. K. Chestertons, deren eine Sammlung schon im selben Verlag vorliegt: „Der Mann, der zu viel wußte" — sind eigentümliche Gebilde. Algebraischen Gleichungen nicht unähnlich, gehen sie in tödlicher Sicherheit mit Null auf, nicht ein Quentchen bleibt, nichts — außer der unerklärlichen Tatsache, daß ein „einfacher kleiner katholischer Priester", Pater Brown, untrüglich herausbekommt, wer wen wo wie bestohlen hat. Von den Morden zu schweigen. Er sagt zwar, wie er es gefunden hat, aber er sagt nicht, wie er es gefunden hat. Welche Reklame für die katholische Kirche: ihre Geistlichen sind neben allem andern auch noch Detektivs, nein, natürlich Detektivs.

Das Vergnügen, diese Vonhintennachvorn-Geschichten zu lesen, ist höchst reizvoll. Erst aalt man sich in der Vorfreude der Titellektüre: „Der Kopf Caesars" und „Die purpurfarbene Perücke" und „Der Salat des Oberst Cray", lauter zu lösende Spannungsaufgaben, und nun sind nur noch zwei Geschichten übrig, und nun nur noch eine, die allerletzte — nein! eine haben wir noch nicht gelesen ... Die kompliziert einfachen Lösungen sind mitunter wie eine hundertmal überdrehte Spirale. Ein Neger, der gemordet hat wie ein Marder, will ausreißen; die Häfen sind blockiert, kein Schwarzer kann ohne die gewichtigsten Legitimationspapiere hinaus. Wie also wird es er anfangen? — „Ich bin ganz überzeugt davon, daß er sein Gesicht niemals weiß anstreichen würde. Aber was könnte er denn sonst machen?" „Ich glaube", sagte Pater Brown, „er würde sein Gesicht schwärzen." Flambeau stand regungslos am Geländer gelehnt da und lachte. Pater Brown lehnte auch regungslos am Geländer, hob einen Augenblick den Finger und deutete in die Richtung der maskierten Negersänger mit rußgeschwärzten Gesichtern, die am Ufer eine Vorstellung gaben." Das ist Chesterton.

Die kleinen Geschichten sind mit den amüsantesten Einzelheiten bepackt.

Die Journalisten, die sich immer, und manchmal zu Recht, beklagen, daß sie in Dramen und Filmen so schlecht wegkommen und so falsch abgebildet werden, können sich diesmal nicht beschweren. Von einem Chefredakteur: „Sein Leben —" ich gucke keinen an — „sein Leben war eine Reihe von aufreibenden Kompromissen zwischen dem Eigentümer der Zeitung, einem senilen Seifensieder mit drei unausrottbaren fixen Ideen im Kopf und dem sehr tüchtigen Stock von Mitarbeitern, den er sich zur Führung der Zeitung gesammelt hatte; einige davon waren wirklich erfahren und ausgezeichnete Leute, die sogar (was noch schlimmer war) einen aufrichtigen Enthusiasmus für die politische Überzeugung des Blattes hatten." Und: „Er nahm ... einen kurzen Bürstenabzug zur Hand, überflog ihn mit blauen Augen und einem blauen Bleistift, änderte das Wort ‚Unzucht' in ‚Ungehörigkeit' um und das Wort ‚Jude' in ‚Ausländer', läutete dann und schickte die Korrektur in die Druckerei hinauf." Und dann ganz dick: „Ich weiß, das Wesen des Journalismus besteht darin, das Ende einer Geschichte an den Anfang zu stellen und das

eine Überschrift zu nennen. Ich weiß, Journalismus besteht zum größten Teil darin, zu sagen: ‚Tod des Lord Jones', und zwar zu Leuten, die niemals wußten, daß Lord Jones gelebt hat." Und nun behüte uns Gott vor dem Reichsverband der Deutschen Presse.

Mitunter freilich überkugelt sich die Klugheit des dicken Chesterton. Er sagt zum Beispiel von einem Mann, er erinnere in seiner Figur an eine Champagnerflasche — „und dies war auch der einzig festliche Eindruck, den der Mann erweckte". Das ist eine wildgewordene Metapher und ein typischer Beweis für die Schwäche eines zu starken Gehirns.

Sehr lustig, wenn er fremde Nationen schildert. Manchmal sitzt es. „Sie hatten beide schwarze Bärte, die nicht zu ihren Gesichtern zu gehören schienen, nach der seltsamen französischen Mode, die es zuwege bringt, echtes Haar wie künstliches erscheinen zu lassen. Mr. Armagnac hatte der Abwechslung halber zwei Bärte ..." Manchmal sitzt es gar nicht — wie lustig ist es doch für unsereinen, wenn Fremde deutsche Namen erfinden! Nie wird das was.

Übersetzt ist Chesterton durchaus glatt und sauber. Nur ist ein Übersetzer, der das Modewort „irgendwie" in seine Arbeit hineinpappt, ein schlechter Übersetzer. „Ich schlug irgendwie die Fensterläden zu" — das machen Sie mal, Frau Clarisse Meitner!

Himmel, jetzt ist es halb drei, und ich habe die ganze Nacht mit Katinka Chesterton verbracht. Licht aus. Messer raus. Zwei Mann zum — Blute Nacht.

*

Man lebt in Paris, um — daran ist gar kein Zweifel — deutsche Übersetzungen englischer und amerikanischer Romane zu lesen. Herrschaften, seid nicht böse; in blauer Nacht darf man es sagen: mich langweilt die französische Literatur so, daß ich mich ernsthaft frage, ob ich vielleicht die Franzosen gar nicht verstehe. Ach, geht mich das nichts an! Ach, ist das begabt und „fin" und talentiert und gut gesagt und zart psychologisch und haardünn und graziös und gleichgültig. Also richtig: Wells. „Menschen, Göttern gleich." (Bei Paul Zsolnay in Berlin.) Die zweite Nacht —

Eine Utopie. Das Genre ist so alt wie die Welt; denn schon im Jahre 386 vor Christo ... (folgen zwei Seiten abgeschriebener Bibliographie über die Geschichte der Utopie). Abgesehen davon — eine leicht mechanische Utopie. So: die bösen Menschen sind alle böse oder doch sehr unvollkommen und kläglich — und die guten Utopianer sind alle gut und vollkommen und herrlich und überhaupt. Nicht so stark wie sonst, wenn auch, wie immer bei Wells, interessant und lesenswert; es gibt da doch etwas zu lernen. (Kein Vergleich mit der „Zeitmaschine", aus der sich die selige Minna von Harbou, doch: Minna, eine Filmidee abgekurbelt hat.) Manchmal ist dieser Band von Wells wie eine mit Phantastik dünn übertünchte These. „Der richtige Weg, die Dinge anzupacken, ist gefunden worden." Sehr schön — aber was hat das noch mit Kunst zu tun? Daneben eine Fülle herrlicher Einzelheiten. Der Held ist auf dem fremden Stern nach wundersamen Abenteuern in eine Schlucht geraten. „Ein jüngerer Mann hätte die Einsamkeit in der Schlucht wahrscheinlich sehr schrecklich empfunden, aber Mr. Barnstaple hatte Ärgeres durchlebt: die Enttäuschungen der Zweisamkeit. Er hätte gern eine letzte Aussprache mit seinen Söhnen gehabt und sein Weib beruhigt, aber sogar diese Wünsche waren vielleicht mehr sentimental als wirklich empfunden." Vielleicht? Sicher. Übrigens wird auch Sentimentalität wirklich empfunden, aber es ist doch schön,

zu sehen, wie ein fast weise gewordner Mann männlichen Empfindungen auf den Grund geht, auf dem sie stehen. Und dann ist da allerdings etwas, das mich bewegen würde, gradenwegs auf den fremden Stern zu fliegen, mich als Strahl hinaufsenden zu lassen, oder wie man das nun macht. Denkt doch nur! „Hier gab es kein Gekläff und Heulen müder oder gereizter Hunde, kein widerliches Geschrei, Gebrüll, Gequieke und keinen jämmerlichen Aufschrei ängstlicher Tiere, keinen Wirtschaftslärm, keine Wutschreie, kein Geblöke und Husten, keinen Lärm von Hämmern, Klopfen, Sägen, Schleifen, Sirenengeheul, Pfeifen, Kreischen und ähnlichem, kein Rattern entfernter Eisenbahnzüge, kein Gerassel von Automobilen oder andrer schlecht konstruierter Mechanismen; die ermüdenden und häßlichen Geräusche mancher unangenehmer Wesen waren nicht mehr zu hören. In Utopien herrschte sowohl für das Ohr wie für das Auge Friede. Die Luft, einst von unentwirrbaren Geräuschen verseucht, war jetzt gereinigte Stille." Ach, Utopien —! Wo liegst du? Wie kann man zu dir gelangen —? Ach, Utopien.

Die Übersetzung habe ich nicht kontrolliert. Ich habe aber zu einem Übersetzer kein Vertrauen, der „moving pictures" mit „lebenden Bildern" übersetzt (S. 221). Dies dürfte ein kleiner Skandal sein. Immerhin hat es sich wohl herumgesprochen, daß diese englischen Wörter „Kino" bedeuten. Wie mag das also wohl mit der Übertragung der andern Anglicismen bestellt sein?

Ich wollte nun „Manhattan Transfer" meines großen Lieblings Dos Passos lesen, aber da hat sich ein Heftchen dazwischengeschoben, blutrot leuchtet es, voilà: „Zwei Märtyrerinnen der Keuschheit" von einem italienischen Salesianer-Priester Ferdinando Maccono. (Verlag der Salesianer, München.) Also, das ist beispiellos.

Die Sache ist die, daß vor langen Jahren in Italien zwei kleine Mädchen: Clementina Sechhi, 14 Jahre, und Maria Goretti, 12 Jahre, an zwei verschiedenen Orten von zwei verschiedenen Männern ermordet wurden. Lustmord. Die Mörder sind hart bestraft worden; auch braucht nicht gesagt zu werden, daß sich die bejammernswerten kleinen Opfer nach Kräften gewehrt haben, als die psychologisch zu analysierenden Männer über sie herfielen. Bis dahin wäre an diesen Fällen eigentlich nichts Besonderes zu vermelden. Aber in diese winzige Blutpause, jene, in der sich das Menschentier, das Weibchen, die natürliche Scham kleiner Wesen gegen einen rohen Übergriff zur Wehr setzten, schiebt sich nun die Kirche ein, benutzt diese scheußlichen Vorfälle als herrlichen Propagandastoff und deklariert die zerfetzten armen Dinger als „Märtyrerinnen der Keuschheit". Man höre diese Traktätchen-Überschriften: „Die engelgleiche Tugend" — „Demut und Bescheidenheit" — „Ihre Abscheu vor dem Bösen und ihre Einfalt" — „Emsige Biene" — „Ein Scheusal im Hause" — „Die Versuchung überwunden und mit Abscheu zurückgewiesen" — „Das Martyrium" (das ist der Mord!) — „Die Verherrlichung auf Erden". Soweit die eine. Und die andere: „Liebe zur Mutter" — „Welch brave Tochter!" — „Die Taube und der Habicht" — „Vorsichtsmaßregeln und Gebet" — „Der Kampf und das Martyrium" — „Von Stichen durchbohrt" — „In der Heilanstalt von Nettuno" — „Die Mittel zur Bewachung der Unschuld". In diesem Stil.

Ist das nicht verabscheuenswert? Ist eine größere Niedrigkeit denkbar, als kriminalistische Vorgänge, die man von allen Seiten betrachten kann, nur von einer nicht, als blutige Plakate an die Mauern zu kleben? So sieht die praktische Erziehungsarbeit der katholischen Kirche aus? Das Heft trägt die oberhirtliche Druckerlaubnis, ist also als offiziell anzusehen, und nicht als Entgleisung eines Übereifrigen. Einmal sieht aus den blutigen Tüchern ein gehörnter

Fuß heraus. „Somit waren es die schlechte Erziehung, der Müßiggang und das Lesen schlechter Blätter, welche im jungen Serenelli die niedersten Leidenschaften aufweckten und ihn zu einem schrecklichen Menschenmorde verleiteten. Was muß man denken von all den Unbesonnenen, die ihn nachahmen in der Scheu vor der Arbeit, im Lesen schlechter Romane und verderblicher Blätter, in der Teilnahme an gewissen Zusammenkünften, worin man zum Hasse aufstachelt, im Besuch gewisser Kinos?" Man muß denken, daß gewisse Zusammenkünfte die Stimmenzahl des Zentrums gefährden könnten und daß „Übeltäter der Feder und der Kunst" jene hundsgemeine Denkungsart nicht teilen, die auf die Geschlechtsteile stiert wie der Fakir auf eine goldene Nadel. Hier hat manches gute Wort für die katholische Kirche gestanden, für ihre Weisheit, ihre mitunter für Deutschland nützliche Außenpolitik (mit der es jetzt vorbei ist) — aber wenn die Erziehungsarbeit der Geistlichen so aussieht, dann lasse ich hundertmal die protestantischen Feiglinge in der Sozialdemokratie zusammenzucken und bin für Kulturkampf. Für einen Kampf gegen die Unkultur und für die Freiheit.

Da sieht „Der Heilige Franziskus von Assisi" eben jenes Chesterton (bei Josef Kösel & Friedrich Pustet in München) schon anders aus. Auf mich hat er wenig Eindruck gemacht; es ist das ein Buch, das den Glauben voraussetzt, zu dem es bekehren will. Ich habe es nicht verstanden; und drei Seiten aus den Reden Buddhas sagen mir mehr und erschüttern mich tiefer als das zweifellos ehrlich gemeinte Pathos des Dicken. Dazu brodelt leise in mir der Einwurf: „An ihren Werken sollt ihr sie erkennen" — und da habe ich sie dann erkannt.

„Pep" ist kein Verdauungsmittel, sondern ein sehr lustiger Gedichtband Lion Feuchtwangers (dessen Werke ein besonders tüchtiger Verleger am Ende noch aus dem Englischen aufkaufen wird). Das Bändchen ist bei Gustav Kiepenheuer erschienen — und ich habe sehr gelacht. Vor allem ist die Form außerordentlich gut gegossen; die langen Zeilen, die im Deutschen sehr schwer zu meistern sind, sind gut geformt, wie immer bei Feuchtwanger: saubere Arbeit. Thema: das Erstaunen des Amerikaners, daß da noch etwas andres sein müsse, außer den Dollars. Die, I beg your pardon, Seele. Die Lieder, von denen ich ums Vergehen gern wissen möchte, was wohl ein Amerikaner von ihnen dächte, sind von Jaap Kool unter Musik gesetzt. Leider ist die Ausgabe auch bebildert — das ist schief gegangen: falsch primitiv, falscher Klamauk, ich werde es in fließendem Englisch sagen: No good. Wenn das Buch einen Fehler hat, kaum zu schmecken, so sagt es eine facsimiliert wiedergegebene Zeile besser als alles andre: „Er schwitzte stark in jenen Nächten und brauchte sich wenig mit „Hallo, dein Gewicht!" zu beschäftigen ..." Aber als europäische Beurteilung Amerikas, die mir sonst fast überall zu milde, zu wenig selbstbewußt erscheint, ist das eine gute und lustige Sache.

*

Die dritte Nacht. Es kann nicht alles auf meinem Nachttisch liegen. Erstens ist er dazu zu klein; zweitens bin ich nicht der praeceptor Germaniae, und drittens ist Schweigen nicht immer Kritik in der Melodie Nietzsches, die S. J. zuletzt so sehr geliebt hat: „Schweigen und Vorübergehn". Manchmal ist Schweigen auch: Zeitmangel, Ignoranz, Überbürdung, Mangel an den letzten, entscheidenden zehn Karat Interesse ... Aber da ist ein Buch, das kommt mir nicht vom Nachttisch und nicht vom Tagtisch herunter, ein kleiner

hellgrüner Band, in sanfter, grauer Antiqua gedruckt. Alfred Polgar „Ich bin Zeuge" (bei Ernst Rowohlt in Berlin). Hätte ich einen Degen, ich senkte ihn. So bleibt mir nur übrig, die Schreibmaschine dreimal auf- und wieder zuzuklappen. Den Daumen nach oben! Er hat gesiegt.

Ihr kennt das alles: seine Zartheit und seine bezaubernd starke Schwäche; seine Skepsis und den Glauben an diese Skepsis, welcher aber wiederum leicht an sich selbst zweifelt, das kann man bis in die tausendste Windung fortsetzen, und er tut es auch; seine Tapferkeit und seine Unbedingtheit, wenn er vom Kriege spricht — da hat es nie, niemals eine, auch nur eine einzige Zeile gegeben, die zum Lobe der Schlächterei ausgesprochen wurde, jeder Aufsatz, der aus dieser Zeit stammt, und die vorher und die nachher sind eine einzige Verhöhnung, Verspottung, Verneinung der niedrigsten Geistesverfassung, die es gibt: der militärischen — dazu zuckt es in dem Buche von Antithesen, die funkeln, ohne daß man je die Lichtquelle entdecken könnte. Es ist ein Spiel von Nordlichtern, etwas ganz und gar einzigartiges.

Man lese etwa die Geschichte der „Nichtbegegnung mit einer Frau" — das ist von einer Zartheit, daß man die Seiten streicheln möchte, auf denen das steht; einmal: „Liebe: ein privates Weltereignis — und jeder Scherz ist von einer warmen Güte durchzogen, die ganz unverfälscht rein und süß schmeckt. „Kunst", hat Polgar einmal geprägt, „kommt von Sein". Gut — aber das Sein allein tuts nicht; es ist ihre Grundbedingung, — doch ohne Können ist sie nichts. (So, wie Kunst ohne Sein nicht ist.) Und der kann —! Ich kann das handgreiflich kontrollieren: wir haben nämlich einmal alle beide über dasselbe Thema geschrieben — eine Beeinflussung ist ausgeschlossen, ich bin sicher, daß Polgar meine Arbeit überhaupt nicht kennt, und ich habe die seine erst jetzt im Buch gelesen. Das Thema lag übrigens auf der Straße; nein, es ging auf der Straße. Das Thema: „Der Herr mit der Aktentasche". Was er da gemacht hat: das kann ich nicht.

Wie da der Ernst des Lebens feierlich-heiter genommen wird, mit einer leisen Angst, mit einem Scherzando, in dem im Baß ganz leise die Paukenschläge rummeln ... Der Mann mit der Mappe sitzt im Restaurant und ißt. „Zu Suppe, Fleisch und Süßspeise hat er die Beziehung eines Vorgesetzten zum Untergebenen ... Er ist der strikte Gegensatz zu dem andern Stammgast, der ein bescheidener Untergebener seiner Mahlzeit, den vorgesetzten Braten wie den Vorgesetzten empfängt, das Auge treu und stark auf ihn gerichtet, Messer und Gabel, faustumklammert, als ehrenbezeugende Schildwachen auf den Tisch gepflanzt." Und dann, ein Donnerschlag an ernstem Witz: das Fazit. Was ist der Mann mit der Mappe? „Er ist die Schule. Er ist das Abiturium. Er ist die Kaserne. Er ist der Richter, der die Gesellschaft vor den armen Sündern schützt. Er ist das Amt. Er ist das Bureau. Er ist der Aufseher in der Katorga und der Mustersträfling in ihr ... Er ist das tätige Leben, dessen Rhythmus den Unmusikalischen alle Musik ersetzt. Ich möchte aus seiner Haut eine Aktentasche haben."

Und da erinnere ich mich, daß Polgar „notre maître à nous tous" neulich von Berlin geschrieben hat: „Hier bibbert noch, wer stille steht", und da stehe ich in meinem schönsten Pyjama auf und schwenke das Buch über meinem Kopf und rufe dreimal Hurra! Wenn es eine Gedankenübertragung gibt: der Meister wird nachts nicht schlecht aufgefahren sein. Wir sind Zeuge, wie einer Zeuge ist. „Ich schwöre ..." Filigran aus Stahlfäden, Taue aus Gold und die feinste Hand unsrer Zeit.

Die Kunst im Volke von Rudolf Arnheim

Nämlich zuhause, in Arkansas, da wollte meine Familie immer, daß ich musikalisch werden sollte.

Anita Loos: Blondinen bevorzugt

Es ist eine sehr verbreitete Meinung, daß es lobenswert und nützlich sei, den weitesten Kreisen des Volkes die Bekanntschaft mit Kunstwerken zu vermitteln. Gemeinnützige Vereinigungen veranstalten zu billigen Preisen Konzerte, deren Programm von Bach bis Hindemith reicht, in den Volksbühnen führt man die ernsthaftesten Dramatiker auf, der Besuch von Kunstausstellungen wird proklamiert, im Radio soll beste Qualität geboten werden. „Die Kunst dem Volke". Ist es eigentlich so totsicher, daß damit vernünftige Kulturarbeit geleistet wird? Handelt es sich nicht vielleicht um einen frommen Betrug?

Allen diesen Bestrebungen liegt stillschweigend das Axiom zugrunde: Kunst ist auf Anhieb verständlich; die Schönheit eines Musikstückes oder eines Gemäldes läßt sich ebenso unmittelbar auffassen wie das Hupen eines Autos oder das Blau des Sommerhimmels. Das Publikum braucht nur Augen und Ohren aufzuknöpfen, und schon wird es — mit Hilfe einer technischen Vorrichtung, die den Ästhetikern nie recht klar geworden ist — erhoben und geläutert. Kein Meister fällt vom Himmel, aber das Publikum!

Selbst in den gebildeten Kreisen herrscht eine überwältigende Ahnungslosigkeit in bezug darauf, was der Künstler mit seinem Werk eigentlich will. Es ist bekannt, wie Bilder, Theaterstücke und Filme fast ausschließlich auf ihren Inhalt hin betrachtet werden, ja wie man selbst unter Musik sich nur dann etwas vorstellen kann, wenn man Liebesseufzer oder Kampfesmut in sie hineingeheimnist. Und dann braucht nur noch im Programmheft geschrieben zu stehen, Beethoven habe in der fünften Symphonie mit seinem Schicksal gerungen, damit die gesamte Hörerschaft mit tauben Ohren in die Irre läuft. Man sage nur einmal einem durchschnittlich gebildeten Menschen, daß es in der Musik nicht auf Leidenschaften, in der Malerei nicht auf nackte Frauen und Blumensträuße ankomme, und man wird sehen.

Wir wollen garnicht von den Vielen reden, die ihren müden Leib in Konzerte und Ausstellungen hetzen, weil sie sich oder Andre gern belügen, sondern nur von denen, die eine ehrliche Freude an den Darbietungen haben und doch nichts verstehen. Wo steht eigentlich geschrieben, daß bei der Kunst das Vergnügen mehr im Mittelpunkt steht als bei andern vernünftigen Beschäftigungen? Ist es nicht eine Albernheit, wenn immer wieder hergebetet wird, der Künstler arbeite, weil ihm die Sache Vergnügen mache und auch das rezeptive Auffassen des Kunstwerks sei ein Amüsement, das sich nur mit Hilfe philosophischer Taschenspielertricks über die niedrige Lust an Pralinées und Mädchenbeinen in eine sublimere Höhe versetzen lasse? Man lese doch etwa in van Goghs Briefen, wie sich dieser Mann alltäglich stundenlang in der glühenden Sonne

abgeschuftet hat „comme plusieurs nègres", man lese Michelangelos oder Beethovens Leben. Geht es dem Künstler anders als Irgendeinem, der an einer ihm wichtigen Sache arbeitet?

Es ist das tragikomische Los der Kunst, daß sie in der heutigen sozialen Gemeinschaft, soweit ihr darin überhaupt Platz eingeräumt ist, eine Rolle spielt, die mit ihrem eigentlichen Sinn nicht das geringste zu tun hat. Kunstwerke werden benutzt zur Erholung und Zerstreuung arbeitender Menschen, als Kapitalsanlage, als Dekoration, als Repräsentationsmittel. Ein Künstler ist nicht gut oder schlecht, sondern teuer oder billig. Man läßt sich von Liebermann malen, weil eine Photographie nur dreißig Mark kostet und daher ein armseliger Wandschmuck wäre. Es ist nicht üblich, Schecks an die Tapeten des Besuchszimmers zu kleben, und so tauscht man Papier gegen bemalte Leinwand. Man zwingt die Kinder an den Steinway, man verschenkt nicht gern billige Bücher, man läßt zu sechzigsten Geburtstagen bärtige Charakterköpfe modellieren, man fährt in großer Toilette zur Premiere. Ob für diese Zwecke gute oder schlechte Kunst verwendet wird, spielt keine Rolle. Auf Kosten der Künstler macht man sich lustig, macht man sich fein. Es ist, als ob Einem eine schöne Frau ihr Leid klagt, und man hört ihr nicht zu, sondern betrachtet ihre Lippen.

So steht der Künstler mit seiner Arbeit isoliert. Den unbemittelten Schichten des Volkes fehlt Zeit, Geld und Vorbildung, und die besitzende Klasse treibt einen Mißbrauch, der an den eigentlichen Werten des Kunstwerks vorbeigeht. Noch isolierter steht ja der Wissenschaftler, aber grade deshalb geht es ihm besser. Der Astronom, der Biologe, der Ägyptologe erhält, im Prinzip wenigstens, seinen Lebensunterhalt von der Gesellschaft, auch ohne daß sie von seiner Arbeit „etwas hat". Der Eigenwert der wissenschaftlichen Arbeit ist offiziell anerkannt. Für die Kunst ist diese reinliche Scheidung nicht durchgeführt, denn da eine Scheinmöglichkeit besteht, auf pekuniär ertragreiche Weise gewisse Bedürfnisse der besitzenden Schicht durch Kunstwerke zu befriedigen, wird der Künstler in die allgemeinen Produktionsverhältnisse der Bedürfnisindustrie hineingezogen. Seine Arbeit untersteht dem Gesetz von Angebot und Nachfrage, man fordert ihn auf, sich durch hochwertige Leistungen sein Brot zu verdienen, wobei aber der Wert des Produkts nach völlig unadäquaten Maßstäben eingeschätzt wird. So ist ein heilloser Zwiespalt entstanden, — der auch seine historischen Gründe hat.

Ein flüchtiger Blick in andre Zeiten und Kulturen zeigt, daß der Künstler meist eng in den sozialen Organismus eingegliedert war. Der Künstler schafft die anschaulichen Symbole für die Weltanschauungen, Wünsche, Streitfragen seiner Epoche.

Die Voraussetzung dafür aber bleibt, daß die Volksgenossen große gemeinsame Ziele und Erlebnisse haben. Wie steht es damit bei uns? Statt feierlicher Massengottesdienste gibt es ein Mal im Jahr für jeden Einzelmenschen

eine ziemlich belanglose halbe Stunde, in der er sich überlegt, wie er die Kirchensteuer umgehen könne. Statt gewaltiger Volkserhebungen gegen Tyrannen und Feinde haben wir politische Versammlungen, Zeitungsabonnements, Stammtischdiskussionen, Wahlurnen — nicht übermäßig aufregende Dinge. Statt des Volksfestes der Olympischen Spiele haben wir die Trabrennbahn im Grunewald und den Buchmacher im Zigarrengeschäft. Von den wichtigsten Ereignissen des Erdballs lesen wir in einem dürftigen Stück Papier, das zwei Stunden nach seinem Erscheinen zerknüllt unter den Bänken liegt. Im übrigen trinkt man morgens seinen Kaffee, arbeitet im Geschäft seine Naht herunter und trifft abends seine Freundin. Was verbindet die Leute? Was setzt sie in Wallung?

Dieser Mangel an Themen von allgemeiner Wichtigkeit führte in der Kunst zuletzt bekanntlich zu einer Mißachtung des Thematischen überhaupt. Es kam zur Formulierung des l'art pour l'art-Prinzips. Wir dürfen es dahingestellt sein lassen, ob es jemals, solange es Kunst gibt, für den Künstler nur das Thematische, nicht auch das Formproblem, das Wie, gegeben hat. Aber sicher ist, daß niemals bisher eine solche Spezialisierung auf die Form existiert hat, wie sie das neunzehnte Jahrhundert brachte. Und selbst wenn wir zugeben, daß auch in Zeiten geschlossenster Kultur das breite Publikum nicht viel von dem verstanden hat, was den Künstler eigentlich an seiner Aufgabe gereizt hatte, so hat es doch nie einen solchen Abgrund gegeben zwischen einer Kunstentwicklung, die bei ständig wachsendem Traditionsgut immer tiefer in ihr spezielles Arbeitsgebiet eindrang, und einem hilflos davorstehenden Publikum. Etwa um die Wende des vorigen Jahrhunderts hört die Musik auf, Gebrauchskunst für gesellschaftliche Vergnügungen zu sein; Beethovens Sonaten sind nicht mehr für den Amateur, sondern für den Berufsmusiker geschrieben. Hundert Jahre später bringt Debussy, um ein beliebiges Beispiel herauszugreifen, eine Musik, die auf dem Reiz fremdartiger Klangnuancen beruht und deren Raffinement man eigentlich nur herausfühlen kann, wenn man die Vorläufer kennt. Schönberg baut, etwa im „Pierrot Lunaire", komplizierte Krebskanons, die selbst ein Musiker nicht ohne Partitur begreift (was garnichts gegen ihren Wert besagt!) — und nun setzt man ein Laienpublikum davor. Der Faust, das wichtigste Drama des neunzehnten Jahrhunderts, beginnt mit dem Motiv der Enttäuschung, die alles Wissen dem Erkenntnissucher bereitet, — eine Situation, in die der durchschnittliche Publikumsmensch sein Leben lang nicht kommt; es geht hier nicht um Fragen, die Jedem am Herzen liegen. Man denke an den Interessenkreis eines Proust, eines Joyce, man lese, was Delacroix, Renoir, Cezanne sich unter Malerei dachten — genug Beweise! Niemals durfte sich die Kunst so ohne Ablenkung mit ihren eigentlichen Aufgaben befassen, aber niemals stand sie auch den Bedürfnissen und dem Verständnis der Volksgenossen so fern.

Was soll nun geschehen? Die sozialistische Bewegung nämlich beginnt damit, die Kunst in ihren Dienst zu stel-

len. Diese Tendenzkunst darf vom ästhetischen Standpunkt aus ziemlich primitiv sein, um ihren Zweck zu erfüllen. Kunst ist da nicht mehr Zweck, sondern wird Mittel. Und damit sind wir bei einem weitern Zwiespalt angelangt, der unser ganzes heutiges Kunstleben durchzieht. Die Einen lehnen jede Kunst ab, die nicht der politischen Propaganda dient, die Andern halten jede Betonung des Inhalts beim Kunstwerk für eine Profanierung und Verunreinigung — eine ziemlich sinnlose Alternative, die sich erst in unsrer Zeit herausbilden konnte.

Auch hier wird eine Scheidung nottun, denn es herrscht vorläufig ein heilloses Durcheinander, das sich auch auf andern Gebieten zeigt. Ich hörte neulich in einer revolutionären Versammlung die Rede eines recht gescheiten Kopfes. Der Gedankengang lief komplizierteste Wege, schwierige Argumente wurden gegeneinander ausgewogen, alles Elementare war vorausgesetzt und mußte vorausgesetzt werden, damit von diesen höhern, ungeklärten Dingen überhaupt gesprochen werden konnte. So gut die Rede war, so unwirksam blieb sie. Das Publikum rückte auf den Stühlen und amüsierte sich allenfalls über die vielen Fremdwörter.

So geht das nicht weiter. Die Qualität hoher geistiger Leistungen darf nicht länger in Frage gestellt werden dadurch, daß man den von vornherein aussichtslosen Versuch macht, sie zu popularisieren. Und umgekehrt darf die Stoßkraft einer großen Volksbewegung nicht aufgehalten werden, indem man die Köpfe mit Dingen belastet, die ihnen fernliegen dürfen und die erst viel später einmal an die Reihe kommen, wenn die elementarsten sozialen Mißstände ausgerottet sind.

Es hieße, das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man verlangte, daß Kunst und Wissenschaft, soweit sie der Revolution nicht nutzbar gemacht werden können, zu unterdrücken seien, bis es keine Wohnungsnot und keine Hungerlöhne mehr gibt. Die „reinen" Künste sind mitten in einem Entwicklungsgang, der mit den sozialen Verhältnissen so gut wie nichts zu tun hat; sollen wir uns deshalb einer so kostbaren Produktion berauben? Aber trennen wir die „Gebrauchskunst" ab! Trennen wir Propagandawerke von rein ästhetischen Arbeiten, und tun wir dem Einen nicht unrecht, indem wir ihm die Ziele des Andern unterschieben! Trennen wir, besonders in Film und Theater, die Vergnügungsindustrie von der Kunst, damit nicht weiter der Künstler von den Ansprüchen der Zerstreuungsbedürftigen behindert und der abgearbeitete Berufsmensch in seinen Erholungsstunden vor massive ästhetische Aufgaben gestellt werde! Bieten wir nicht immer wieder Kunstwerke, die ein geschultes Gefühl und Verständnis verlangen, aus falscher Humanität einem unvorgebildeten, breiten Publikum, sondern leiten wir den Bildungs- und Genußtrieb auf einem vernünftigeren, aber weniger bequemen Wege in die richtige Bahn. Heute ist das alles im selben Topf durcheinandergequirlt. Aber warum Gutes und Gutes zusammenmengen zu einer quälenden, hemmenden Mittelmäßigkeit?

Bert Brecht von Harry Kahn

„Allein ist eine gute Sache. Das Chaos ist aufgebraucht. Es war die beste Zeit."

Schlußwort von „Im Dickicht der Städte".

Die gute alte Neuzeit ist vorbei; die schöne bequeme Epoche, da der Mensch sich an den Menschen lehnen, noch das Unmenschlichste mit ihm „Schulter an Schulter" veranstalten konnte. Das Chaos der Individuation ist wieder einmal aufgebraucht, denn es hat sich überschlagen und ist zum Gefängnis geworden. Der Mensch bricht aus ihm aus, flüchtet in die Einsamkeit der letzten Gemeinsamkeit, der Identität Aller mit Allen, der Alleinheit mit sich und der All-Einheit mit den Andern, mit allem, was lebt, was Lungen, was auch nur Kiemen hat zu atmen. Pantheismus? Nichts weniger als das. Eher: Pananimalismus. Hat ein Mensch überhaupt ein Gesicht, ein unauslöschliches, unverwechselbares? Nein, sagt Brecht, nicht mehr Gesicht hat er als eine Katze, als ein Fisch. Ein Fisch ist wie der andre und ein Mensch ist wie der andre, und ein Mensch ist nicht mehr als ein Fisch und sein Schicksal ist auch nicht erschütternder als das eines Fisches.

Einer zieht im Morgengrauen aus, einen Fisch zu kaufen, und im Mittagsbrand wird er bereits an die todbringende Front verfrachtet. In sechs Stunden wird Einer, der sich und seiner Frau etwas zu essen besorgen wollte, selbst zum Kanonenfutter, das er bleibt, auch wenn er schnell vorm Massengrab noch ein Held geworden ist. Wo ist der Unterschied zwischen dem Hering, der mit fünfzigtausend andern zappelnd ins Netz, mit fünfhundert andern gesalzen in die Tonne geriet, und dem Menschen, der ihn verspeist? Über beiden waltet das gleiche Schicksal; der Unterschied liegt nur im Namen: für den Hering heißt es vielleicht Galy Gay und für Galy Gay etwa Royal Shell. Bei beiden, dem Packer wie der Petroleumkompagnie, steht am Anfang aller Dinge der Hunger, mag der sich noch so kraus und großmächtig verkleiden. Wer nicht frißt, wird gefressen.

Mann ist Mann. Immer kreist der Dramatiker Brecht um dieses Grunderlebnis. Im nächtlich durchtrommelten Berlin ist es zuguterletzt gleichgültig, ob der Kriegsschieber oder der Heimkehrer mit der Anna Balicke ins Bett steigt. Im steinernen Dickicht von Chicago überläßt der Malaye Shlink dem Kaukasier Garga willen- und widerstandslos Geschäft und Seele. In den Baracken von Kilkoa wird der Zivilist Gay in den Soldaten Jip verwandelt. Um sein Grunderlebnis darstellen zu können, muß Brecht seine Menschen von dort holen, wo sie gesicht- und gestaltlos, wo sie zur Nummer, zum Serienartikel abgeflacht sind: Spartakusrevolution, Weltstadtdschungel, Kolonialmilitär. Das nach allerhand Kollektivkrämpfen wieder ins Bürgerlich-Individualistische zurückgesunkene Europa bietet ihm nicht mehr genug Stoff; so muß er in den übrigen Erdteilen danach suchen. Aber er ist ein echt deutscher Poet, ein Kleinbürgersohn aus einer Kleinstadt im geistig zurückgebliebensten „Eigenstaat" Mitteleuropas; folglich meint er, er kann das

Draußen aus Büchern und ihren modernen Surrogaten, Film und Radio, sich so einfach aneignen. Darum räuspert er Jensen und spuckt er Kipling, wenn er das ihm Eigenste sagen will. Diese literarischen Halbgötter sollen ihm geben, zu sagen, was er wirklich leidet, was wir alle leiden; jenes neue Weltgefühl, das viel tiefer, viel moderner ist als jener an sich gewiß gewaltige, aber ganz und gar individualistische Abenteurerdrang, aus dem heraus vor allem der große Engländer sein wahrhaft imperiales Werk geschaffen hat. Statt immer wieder unter Hängen und Würgen irgend eine Halbbegabung mit einem Bagatellpreis zu „krönen", der sie doch nicht hindert, vor die Hunde oder unter die Schwerverdiener zu gehen, sollte man einen jungen Kerl, dem, wie Brecht, das Talent aus allen Poren trieft, mit einem anständigen Reisestipendium ausstatten, damit er sich Ceylon und Trinidad ansieht, und, wenn nichts anders, so doch wenigstens lernt, wie die englischen Namen geschrieben werden.

Es bedarf keiner Beweisführung, warum bei solch äußerer Erlebnislosigkeit die stoffliche Darstellung des Grunderlebnisses immer engbrüstiger, immer fadenscheiniger werden muß. Brechts neuestes „Lustspiel", zu Silvester in der Volksbühne herausgebracht, ist dafür Beweis genug. Vier angloindische Soldaten drehen ein schweres Ding in einer Pagode. Dabei bleibt ihnen ein Mann hängen. Ihn, zunächst zum Appell, zu ersetzen, greifen sie den Mann auf, der „nicht nein sagen kann"; stecken ihn in Uniform; da aber der vierte Mann dauernd abgängig bleibt, wird der Ersatzmann mittels ein bißchen Todesangst gänzlich „ummontiert". Das reicht grade für eine sehr kurze Kurzgeschichte. Zum abendfüllenden Stück ausgewalzt, langt diese Schnurre nicht hin und nicht her. Einesteils sitzt der Stoff der Idee so prall auf dem Leib, daß die Nähte platzen; andrerseits passen die Flicken, mit denen die Risse zugedeckt werden, wieder nicht zur Idee. Mit der Exposition ist die Sache eigentlich schon zu Ende, und dann kommt fast nur noch Gestückel und Füllsel. Selbst vor Erich Engels lockerer, luftiger, wenn auch oft ein bischen gar zu lärmhafter Aufführung könnte man so einen Gähnkrampf schwer unterdrükken, wenn . . .

Ja, wenn Brechts Diktion nicht wäre. Immer wieder zwingt Einen die zum Zuhören. Seine Leute reden viertelstundenlang das albernste, abgegriffenste Zeug; in dem, was sie sagen, ist streckenweise überhaupt kein Sinn: der Witz liegt bloß darin, wie sie reden. So wie Brecht hat noch keiner der Masse Mensch aufs Maul gesehen. Tollers Leitartikeldeutsch wird daneben einfach lächerlich; selbst Hauptmann wirkt dagegen papieren. Fragen, Antworten, Ausrufe, Vergleiche, — das ist alles kaum mehr vom Verstand gesiebt, geschweige von ihm erzeugt. Das alles kommt aus der Luftröhre wie Atem, aus Blut und Darm wie Ausscheidung. Bei Brecht ist die Sprache keine indirekte, sekundäre Sache mehr, sozusagen keine geistige Ausdrucksform, sondern etwas Primäres, eine leibliche Funktion. Sie ist, so paradox das sein mag, animalisch geworden. Immer ist es das Tier, das aus Brechts Menschen redet. Beileibe nicht die Bestie, sondern das Animal. Nicht der Unter-

mensch, sondern der Ursprungsmensch. Das gute Tier, das böse Tier, das hungrige Tier, das satte Tier. Diese Sprache steigt aus Schächten auf, in die das Ichbewußtsein nur als ganz fernes, ganz mattes Funzelscheinchen hereinflimmert. Es ist kein Zufall, daß bei Brecht so viel Betrunkene auftreten und daß überhaupt fast alle seine Figuren gute Trinker sind: in vino veritas. Diese Sprache lügt mit keinem Flickwort: denn alle rationalen Hemmungen sind ihr gelöst; in einem Rhythmus eiskalter Besessenheit strömt sie hin. Ihre Wortwahl ist ganz banal, aber die Zusammensetzung der Worte ist beinahe genial. Sie redet daher, wie dem Mann auf der Straße der Schnabel gewachsen ist, und bringt es damit fertig, die tiefsten und tollsten Dinge als etwas ganz Selbstverständliches herauszuplappern. In ihrer scheinbar ganz amorphen Trivialität ist sie so der haarscharfe Ausdruck jenes Grunderlebnisses von der Wesenlosigkeit, der Unwesenhaftigkeit des Individuums.

Weingärtner & Co. von Lucius Schierling

Die hübsche kleine Villa steht in der dahlemer Parkstraße, nicht weit vom Roseneck. Sie ist in jenem biedern Landhausstil gebaut, den die neue Architektur verdammt, und den wir aus den Fünfstockhäusern unbeirrt für das erträumte Zuhause halten. Dort im Grünen wohnten Weingärtner & Co., dort produzierten und verhandelten sie ihre Ware. Herr Weingärtner selbst, in guten Zeiten Generalkonsul von Montenegro geworden, war ein seit Jahren nicht mehr glücklich agierender Kaufmann; Stammer, der Sozius und Verwandte, auch ein Mann, der viel versucht hatte, als Amateur der Chemie geschickt und wagemutig, nebenbei vom Erfindertic besessen. Dort im Keller wurden offiziell Cosmetica, Gesundheitstees und Lebenselixiere hergestellt, daneben auch ganz andre Dinge. Und das waren zuletzt wohl die einzigen, die was brachten.

Am Sonntag, den 8. Januar, zur Stunde des Morgenkaffees, gab es plötzlich eine gewaltige Detonation, und die Hälfte des gemütlichen Zuhause nebst einer kleinen Garage flog in die Luft. Nachher fand man Stammer und sein Hausmädchen scheußlich deformiert unter den Trümmern. Der Herr Generalkonsul aber schrie durch den Garten: „O Gott, hat er denn wieder experimentiert!" Ja, er hatte wieder experimentiert, aber nicht mit einem Absud für Zahnpasta oder Laxiertee, sondern mit dem, was die Firma nährte.

Das freundliche Haus am Grunewald verbarg Niedergang. Zum 15. Januar sollte ein Teil der Wohnung vermietet werden. Ein bürgerliches Drama von Größe und Niedergang, eine Episode aus jenem vagen Grenzland des Kapitalismus, wo es keine langsamen Übergänge mehr gibt, sondern jeder Schritt den Absturz bringen kann. Die Dramatiker der naturalistischen Zeit haben mit Vorliebe das geschminkte Grau solcher Milieus geschildert. Es gab da immer einen Gerichtstag, den Tag, wo die Masken fallen, die morschen Träger der Gesellschaft zusammenbrechen, und der still angesammelte Zündstoff Wohlstand und Reputation in die Luft sprengt. Zum Schluß verzehrt ein Feuerbrand das falsche Glück, arm, aber geläutert sitzen die Mitwirkenden am Wegrand und reden von der bessern Zukunft. Katharsis, die Reinigung.

Hier überlebte die Lüge die Katastrophe. Schreiend rennt der Herr Generalkonsul durch den Garten, so, daß recht viele ihn hören: „O Gott, hat er denn wieder experimentiert!" Das Stichwort ist

gefallen, der lange präparierte Text muß heraus. Nein, er wußte nicht, daß Explosivstoff im Hause war. Die zwei Familien wissen es auch nicht. Auch die Dienstboten nicht, die man auf der Bahre davonträgt. Das ist schrecklich: das Theater ist abgebrannt, aber die Leute spielen draußen ihre Rollen immer weiter. Jahrelang war dies Haus ein Pulvermagazin, und davon hat es gelebt. Oben: „Aber bitte, Herr Generaldirektor . . ." — „Wie meinten gnädige Frau . .?" Unten hantierte Stammer derweilen mit Ekrasit.

Man möchte doch wissen, wie alle die Leute nachts geschlafen haben.

Nebenan von Theobald Tiger

Es raschelt so im Nebenzimmer
im zweiten Stock, 310 —
ich sehe einen gelben Schimmer,
ich höre, doch ich kann nichts sehn.
Lacht eine Frau? spricht da ein Mann?
ich halte meinen Atem an —
Sind das da zwei? was die wohl sagen?
ich spüre Uhrgetick und Pulse schlagen . . .
Ohr an die Wand. Was hör ich dann
von nebenan —?

Knackt da ein Bett —? Rauscht da ein Kissen —?
Ist das mein Atem oder der
von jenen . . . alles will ich wissen!
Gib, Gott, den Lautverstärker her —!
Ein Stöhnen; hab ichs nicht gewußt . . .
Ich zecke an der fremden Lust;
ich will sie voller Graun beneiden
um jenes Dritte, über beiden,
das weder sie noch er empfinden kann . . .
„Marie —!"
Zerplatzt.
Ein Stubenmädchen nur war nebenan.

War ich als Kind wo eingeladen —:
nur auswärts schmeckt das Essen schön.
Bei andern siehst du die Fassaden,
hörst nur Musik und Lustgestöhn.
Ich auch! ich auch! es greift die Hand
nach einem nicht vorhandenen Land:
Ja, da —! strahlt warmer Lampenschimmer.
Ja, da ist Heimat und das Glück.
In jeder Straße läßt du immer
ein kleines Stückchen Herz zurück.
Darfst nie der eigenen Schwäche fluchen;
mußt immer nach einem Dolchstoß suchen.
Ja, da könnt ich in Ruhe schreiben!
Ja, hier —! hier möcht ich immer bleiben,
in dieser Landschaft, wo wir stehn,
und ich möchte nie mehr nach Hause gehn.

Schön ist nur, was niemals dein.
Es ist heiter, zu reisen, und schrecklich, zu sein.
Ewiger, ewiger Wandersmann
um das kleine Zimmer nebenan.

Durch die Theater von Arthur Eloesser

Die Piscatorbühne hat sich für einen Sonntagvormittag von ihrer Weltanschauung beurlaubt. Die Pause war durch eine Vorrede oder Zurede ihres Leiters entschuldigt, sogar mit der schönen menschlichen Begründung, daß Franz Jung der Dichter des „Heimweh" ein sehr netter Mensch und politisch auch nicht zu weit entfernt sei. Also wurde er wenigstens in die Vorhalle des „Studios" zugelassen mit seiner Träumerei, mit einer Art Traumtagebuch von Hafenkneipen und Südseeinseln, von Dirnen in verschiedenen Farben, von Suff und Messerstecherei. Wenn Studio von Studieren kommt, wenn es eine unverbindliche Gelegenheit sein soll, Autor, Regie, Musik, Dekoration und schließlich auch die Darsteller einzuspielen, wenn also das Exerzitium der Proben gewichtiger sein soll als die Parade der Aufführung, dann hatte man die ungeeignetste Aufgabe gewählt. Mag Herr Steckel seine Projektionsbilder mit der plastischen Dekoration der Vorderbühne hübsch zusammen gestimmt haben, ich bin immer für die Schauspieler. Auf ihre Erziehung, auf ihre Gemeinschaftsarbeit kommt es an, aber auch auf ihre Unterscheidung und Auslese. Mann ist Mann, überall wo ihr wollt. Nur nicht in der Kunst. Der undramatische Dialog des gewiß zu andern Zwecken begabten Franz Jung geht schon auf den kürzesten Wellen; durch die Einschaltung eines Leisesprechers wurde er fast unhörbar gemacht. Einige echt gelbe Menschen, die Chinesen oder Malayen spielten, sprachen ihr frisches Deutsch etwas klarer als unsre Leute. Aber fünfhundert Worte Deutsch für Chinesen kann doch nicht der Zweck eines Studios sein.

Und so hätte Jeßner die Aufführung seiner so oft verschobenen Penthesilea als unverbindliche Leistung eines neuen Studios im Staatstheater ausgeben sollen. Ein Regisseur war ausgerückt, der für ihn Eingerückte ließ die Hälfte eines immerhin sehr leidenschaftlichen Stückes aufsagen, das durchaus noch zur Explosion gebracht werden kann. Unergründlich, warum jetzt Maria Koppenhöfer im Staatstheater die Hosen an hat, die übrigens eine Amazone nie tragen sollte. Man hat sich vielleicht so gesagt: die Penthesilea braucht eine Darstellerin, die am wenigsten Mädchenreize abzugeben, die über Frauenschicksal und Leid die wenigsten Rätsel aufzugeben hat. Aber so pervers ist das Stück nun wieder nicht, trotz Liebeskampf und Gekitzel mit Dolch und Schwert, trotz Hunden und Elefanten. Weh- und Wonnelaut Bräutigams und Braut und des Liebesstammelns Raserei — diese Töne müssen aus allem Schlachtenlärm noch hörbar sein.

Über keinen Schauspieler ist so viel Unsinn geschrieben worden wie über Werner Krauß. Der Tatbestand ist sehr einfach. Wie in jedem glänzenden Komödianten steckt in ihm der alte Clown. Das ist der feurig flüssige Zustand der alten Kinder des Dionysos, der beste für den Peer Gynt, für den tragischen Clown in der Menschlichen Komödie, der immer mit einem neuen Hütlein herein kommt. Mit dem Lügenhütlein, das wir alle auf haben. Keinem Peer sind die Schwindeleinfälle williger gekommen, keinen haben sie sichtbarer, mitfühlbarer

von den Fußsohlen an gekitzelt. Da ist Bärentanz und da ist Musik. Der mittlere Peer Gynt der afrikanischen Operette setzt seine Monologe auf eine mutwillige Melodie, macht beinahe Couplets daraus. Ein Peer, der zu leben, also zu lügen weiß. Nur das Sterben liegt ihm nicht. Es ist nicht Sache von Werner Krauß, angesammelte Empfindung in einer Explosion zu entladen. Berthold Viertel hat die Irrenszene etwas eng und kahl gehalten, hat von der Trollszene gleich Satire und tiefere Bedeutung mit gespielt. Aber die Dichtung, von der Ibsen jetzt allein zu leben scheint, wurde dramaturgisch stark zusammengerissen und auf der Linie des Gedankens gehalten.

Rührige Leute von Morus

Der Sachlieferungsskandal

Eigentlich ist es ein Wunder, daß es erst jetzt zu einem kräftigen Sachlieferungsskandal gekommen ist. Ob die bisherige „reibungslose" Abwicklung auf der kaufmännischen Keuschheit der Reparationsbesteller und der deutschen Sachlieferanten beruhte oder auf der Schläfrigkeit der Behörden, bleibe dahingestellt. Die Voraussetzungen zu Manipulationen aller Art liegen jedenfalls faustdick in dem freien Sachlieferungsverkehr auf Reparationskonto, in den fast ungehemmten und unkontrollierten Privatabmachungen ausländischer und deutscher Firmen auf Kosten der deutschen Regierung.

Der freie Sachlieferungsverkehr, der bereits im Sommer 1922 durch das Cuntze-Bemelmans- und das Ruppel-Gillet-Abkommen eingeführt und im Dawesplan ziemlich unverändert übernommen wurde, galt lange Zeit als das Ei des Kolumbus für die ganze Reparationsfrage. Bartransfer verschlechterte die Zahlungsbilanz, gefährdete die Währung und galt auch sonst als die Quelle alles Übels; Sachlieferungen aber gaben der deutschen Wirtschaft Arbeit und galten deshalb als etwas Segensreiches und Erstrebenswertes: das war, auf Grund einer abwegigen Zahlungsbilanz-Theorie, die Ansicht aller Amtsstellen und aller Gutgesinnten und blieb es auch, nachdem der Dawesplan ausdrücklich die Sicherung der Währung beim Bartransfer gewährleistet hatte. Die Interessenten waren zwar derselben Meinung, aber mit einer richtigeren Begründung. Sie waren für freie Sachlieferungen, weil damit die Reparationsmilliarden ein Geschäft wurden, ein reelles oder ein unreelles — in jedem Fall eines, an dem man leicht und sicher verdienen konnte. Vielleicht erinnert man sich noch, wie damals die heftigsten Reparationsgegner nach dem Abschluß des Bemelmans- und Gillet-Abkommens plötzlich überzeugte Erfüllungspolitiker wurden und Hugo Stinnes mit dem Milliardenauftrag des Marquis de Lubersac die Ära der freien Sach-

lieferungen, der feisten Provisionen und der runden Gewinne eröffnete.

In Deutschland ist es dann von diesem Reparationskapitel ziemlich still geworden. Man hatte ja auch keinen Grund, laut darüber zu sprechen, denn die Gesamtziffer der jährlichen Reparationsverpflichtungen stand nach dem Dawesplan fest, und je mehr die deutschen Lieferanten bei den freien Sachlieferungen verdienten, um so geringer wurden die effektiven Reparationsleistungen. Für die Regierung und für die Steuerzahler blieb zwar der Betrag derselbe, aber die sogenannte Wirtschaft profitierte davon.

Wie hoch schon normaler Weise die Gewinne waren, die bei solchen Reparationslieferungen mit einkalkuliert wurden, ergibt sich daraus, daß die französische Regierung den Auftraggebern von Sachlieferungen Rabatte von zehn bis fünfzehn, den Kriegsbeschädigten sogar von zwanzig und dreißig Prozent gewähren mußte, um überhaupt einen Anreiz auf Bestellung deutscher Waren auf Reparationskonto zu bieten. Seit Jahren gehen in Frankreich bei den Politikern und Wirtschaftern, die sich für Sachlieferungen einsetzten, die Klagen über das „manquement des ordres", obwohl auch der Reparationagent Sachlieferungen bevorschußt und dadurch den Auftraggebern einen weitern Vorteil verschafft. Da französische Importeure ja auch nicht von morgens bis abends ausschließlich an das liebe Vaterland denken, sondern dort einkaufen, wo sie die Ware am billigsten erhalten, so kann man wohl daraus den Schluß ziehen, daß die üblichen Preise bei Reparationsgeschäften gepfeffert sind.

Von hier aus war es dann nur noch ein Schritt, daß deutsche Lieferanten und französische Besteller sich zusammentaten, Phantasiepreise vereinbarten und mit den Gewinnen Halbpart machten. Zum mindesten blieben ihnen ja die Rabatte, die der französische Staat gewährte und die proportional zum Preis stiegen. Das war aber nur die Grundlage des Schwindels, findige Köpfe haben das System längst verfeinert und die Gewinne an Reparationslieferungen vervielfacht.

Den Schaden bei der Sache hat zunächst die französische Wirtschaft, die durch solche Scheingeschäfte und Preistreibereien weniger Ware erhält, als der französischen Regierung auf Reparationskonto angekreidet wird. Die französischen Stellen hätten deshalb auch am ehesten Veranlassung gehabt, auf eine Preisprüfung bei den Sachlieferungsverträgen zu halten. Aber das ändert natürlich nichts an der Tatsache, daß durch die Lieferungsskandale auch die deutsche Regierung betroffen ist. Die Gewinne, die ein paar Lebensmittelschieber

in Deutschland eingeheimst haben, diskreditieren in Frankreich die Reparationswilligkeit Deutschlands. Man hat deshalb in Berlin, ebenso wie in Paris, ein Interesse daran, das jetzige Sachlieferungssystem zu ändern, bei dem solche Winkelzüge der Interessenten und Übervorteilungen des Staates unvermeidbar sind.

Der Weg der Reform ist gegeben: man braucht nur auf das Wiesbadener Abkommen zwischen Loucheur und Rathenau zurückzugehen, in dem der Sachlieferungsverkehr von Staat zu Staat festgelegt war. Möglich, daß dieses Verfahren etwas umständlicher und der dazu notwendige Verwaltungsapparat kostspieliger ist, aber die Jahresspesen sind sicherlich geringer als die Summen, die jetzt bei einem fetten Geschäft auf der Strecke bleiben.

Hermes in Warschau

Herr Andreas Hermes hatte etwas voreilig seinen Bekannten versprochen, zu Weihnachten mit dem deutsch-polnischen Handelsvertrag in der Tasche wieder in Berlin zu sein. Er hat noch einmal in den Warschauer Winter hinausfahren müssen, und kundige Leute versichern, vor März sei gar nicht daran zu denken, daß auch nur das winzige Teilabkommen, das jetzt mit Polen abgeschlossen werden soll, unter Dach und Fach kommt.

Dabei läßt es die deutsche Delegation an Rührigkeit gewiß nicht fehlen. Am liebsten hätte sich Herr Hermes gleich nach Neujahr wieder an den Verhandlungstisch gesetzt. Aber die Polen pflegen ihre Feste ausgiebiger zu feiern, und wenn sie teurere Weine trinken als der Doktor Hermes, so lassen sie sich dafür auch mehr Zeit, die Flasche zu leeren. Nun aber wird sich dafür unser Andreas mit doppeltem Eifer ins Gefecht stürzen. Wenn er bislang die deutschen Delegierten schon um sieben Uhr morgens aus den Betten jagte, so wird er jetzt gewiß schon um sechs Uhr sein Tagewerk beginnen. Wir kennen ja das Gehabe und Getue dieses Mannes, der alle schlechten, aber leider nur wenig gute Eigenschaften seines Parteifreundes Erzberger hat. Der stets im Betrieb, stets in Hast, stets geschäftig ist, der am Tage fünfundzwanzig Stunden arbeitet, immer Tätigkeit mit Taten verwechselt, für den Bewegung alles und das Ziel gar nichts ist; es sei denn: das Ziel, Reichsernährungsminister zu werden, wenn er schon nicht gleich Kanzler oder Außenminister werden kann. Obwohl bei dem kleinen Teilabkommen, um das es jetzt geht, die wirtschaftlichen Schwierigkeiten gering sind, werden wir in nächster Zeit wohl noch von gewaltigen Schwierigkeiten hören, denn wie soll man als Held heimkehren, wenn nicht der Gegner ein Riese Goliath war?

Bemerkungen

Wie der Nobelpreis verteilt wird

Auf nichts ist Schweden so stolz wie auf seine Nobelstiftung. Ich entsinne mich einer Äußerung, die ein sehr radikaler Schwede anläßlich der glücklich erkämpften, unblutigen schwedischen Revolution vom Jahre 1918 in diesem Zusammenhange fallen ließ. Sie ist typisch.

Damals hörte man auch oben, in Schweden, das Echo vom Krachen der morschen Staatsgebäude aus allen Ecken Europas, man war auch oben im Norden siegessicher und zog den Nutzen daraus. Da phantasierte bereits mein Schwede, wie und was er alles in Schweden sozialisieren würde: dies und das.

„Und die Nobelstiftung?" wandte ich ein, „die sollte man zuerst sozialisieren".

Ich war ganz erstaunt, als ich darauf von Salonrevolutionären als Antwort bekam: „Laßt uns die Nobelstiftung behalten!"

Warum? Weil sich in Schweden jeder bewußt ist, daß Nobel einen Tag im Kalenderjahr gemacht hat. Wie ein Heiliger! Sanctus Nobel Dynamiticus! Schweden weiß, daß an diesem Tage das ganze kulturelle Europa mit Tagores Indien — und vielleicht Amerika? — unwillkürlich nach Stockholm äugt, das jahraus jahrein neue Größen entdeckt. Daß wir große Ärzte, Chemiker, Physiker besitzen, das weiß man auch ohne Stockholm. Deshalb interessieren im Grunde die preisgekrönten Gelehrten die öffentliche Meinung nicht so sehr: es sei denn den Antisemiten, wenn der Preisgekrönte ein Einstein ist, oder die Franzosen, wenn es der deutsche Erfinder des Gaskriegs war.

Aber Stockholm verkündet auch jährlich, daß es noch große Schriftsteller gibt. Und da gibt es jedesmal ein Achselzucken, wenn man sich die Auserkorenen näher ansieht. Sully-Proudhomme eröffnete den Reigen: man schüttelte den Kopf und fragte sich, wer denn die Regisseure sind, die bei der literarischen Preisverteilung die Kulissen schieben? Wer schiebt?

Offiziell ists die schwedische Akademie, die Tafelrunde der 18 (sage achtzehn) Unsterblichen. Mehr als 18 gibt es in Schweden nicht, dafür hat schon ihr Gönner, Gustav III., statutengemäß gesorgt.

Da die Akademie unmöglich alle Werke, oder sagen wir alle wichtigen Werke der Weltliteratur kennen kann, so hat Nobel eine eigene „Nobelbibliothek" gegründet, in der die Originalwerke aller Nobelpreiskandidaten vertreten sind. Dort wimmelt es von Lexika, Wörterbüchern, Literaturgeschichten und fremdländischen Büchern. Jedes Volk spendet ihr gerne die Werke ihrer Großen, mit dem frommen Nebengedanken: „Vielleicht bekommen wir als Revanche einen geaichten Großen zurück!" Denn ohne Nobelpreis ist man nicht groß! Das können Strindberg, Tolstoi, Przybyzewski versichern. Sie haben ihn nicht bekommen, obwohl sie vorgeschlagen waren.

Da sind wir am Kernpunkte angelangt. Jede ausländische Institution hat das Recht, ihren Protégé vorzuschlagen. Der betreffende schwedische Referent, der an der Nobelstiftung fest angestellt ist, muß sich nun in die Werke des vorgeschlagenen Kandidaten vertiefen, insofern sie tief sind und hierüber der Akademie der Unsterblichen Bericht erstatten. Bei denen liegt die Entscheidung.

Nun möchte man glauben, diese achtzehn Männer wären Literatoren oder Ästhetiker. Gott bewahre: zum Teil Bischöfe, Archäologen, Juristen, Anatomen, Geographen —, die haben mitzureden. Kann es da wundernehmen, daß ein Strindberg nicht den Nobelpreis bekam? Von den paar Dichtern und Schriftstellern wie Heidenstjam, Halström, Selma Lagerlöf, hing

es ab, wer eigentlich zum Gran Maestro gesalbt wurde. Die andern folgten dann der Überredungskunst des tüchtigsten Anwalts unter den Literaten, und der Nobelpreis war gemacht. Nicht immer entschieden dabei rein sachliche Argumente. So hat mir der berühmte Nobelpreisträger Svante Arrhenius erzählt, wieso Mommsen zum Nobelpreis kam: „Den haben wir ihm gegeben, weil er sieben Kinder hatte."

Das sind noch nicht die ärgsten Motive. Kinder müssen ja leben, und der Nobelpreis reicht schon für sieben Kinder aus.

Aber leider sind es auch rein außenpolitische Motive, die bei der Verteilung des Literaturpreises in die Wagschale fallen. Die ausländischen Gesandtschaften üben gradezu auf die öffentliche Meinung, auf die Referenten und, wenns geht, auf die Mitglieder der schwedischen Akademie einen Druck aus, um ihren Günstling zu forcieren.

Ein Beispiel: die Unsterblichen sind ausgesprochen deutschfreundlich. Viele Deutsche hatten den Nobelpreis bekommen, und von den Engländern nur einer, Rudyard Kipling. Also hatte es sich die englische Opinion in den Kopf gesetzt, wieder einen Engländer preisgekrönt zu sehen.

Gut — ihr Wille geschah: ein Bürger des englischen Dominion, Rabindranath Tagore, war der Glückliche. Wieder schrie die öffentliche Meinung, wir wollen einen Engländer, Hall Caine. Gut, wieder bekam ihn ein Bürger des Dominion: der Ire Yeats. Die Engländer rasten; ein Engländer mußte es um jeden Preis sein, Galsworthy! Gut, sagte die Akademie, wir geben ihn einem Engländer, aber einem offiziell boykottierten: Bernard Shaw.

Eine ähnliche Geschichte lag bei Reymonts Wahl vor. Polen protegierte den viel genialern Zeromski. Seine Werke wurden ins Schwedische übersetzt, Kritiken über ihn gebracht, da zeigte die Akademie wieder ihre Reaktion gegen den fremdländischen Anlauf. Gut, ein Pole soll es sein, also Reymont.

Die zwei unsterblichen Kritiker und Essayisten von ‚Svenska Dagbladet', Prof. Bök und Österlig haben wohl die Initiative in der Jury bei der Empfehlung der Kandidaten. Frischen Wind in die Segel brachte eigentlich erst Albert Engström, des Nordens hervorragender Humorist, durch Vorurteilslosigkeit, Objektivität und guten Geschmack.

Und dennoch bekam eine italienische Tante dieses Jahr den Preis. Mussolini vermochte nicht den vor ein paar Jahren schon vorgeschlagenen Giovanni Papini, das enfant terrible des italienischen Neugeistes, der im Kriege zum „amazzare", zum Morden hetzte, durchzusetzen; da versuchte er es mit alten Klischees . . . Und das wirkte besser auf die achtzehn Unsterblichen.

Tycho Svecanus

Jubiläum eines Propheten

Vor zehn Jahren: 16. Januar 1918. Preußisches Abgeordnetenhaus. Landwirtschaftsminister Doktor Hergt:

„Wir merken, wie groß die Not der Feinde ist, wenn wir hören, wie sie nach der großen Armee über dem Wasser rufen. Die große Armee über dem Wasser kann nicht schwimmen, sie kann nicht fliegen, sie wird nicht kommen."

Damals standen schon einige zehntausend Amerikaner in Frankreich, dreivierteljahr später waren es 2½ Millionen, und nach zehn Jahren ist derselbe Doktor Hergt Reichsminister der Justiz und verkündet seine Prophezeiungen im Rechtsausschuß des Reichstags. Kein Abgeordneter steht auf und sagt: „Herr Doktor Hergt, Ihre Prophezeiungen über die Wirkung dieser oder jener Gesetzesbestimmung sind belanglos. Sie haben sich in einer entscheidenden Stunde der deutschen Geschichte verhängnisvoll geirrt. Ihre politische Glaubwürdigkeit ist gleich Null." Eher geht die Sonne im Westen auf,

ehe wir so etwas zu hören bekommen.

Emile Ollivier hatte 1870 gesagt: „Wir gehen leichten Herzens in den Krieg". Nach der Niederlage war Ollivier politisch tot. Sein zwölfbändiger Rechtfertigungsversuch hat ihm nichts genützt. Als Deutscher hätte Ollivier noch zehnmal Minister werden können. Was muß man in diesem Lande getan haben, um ungeeignet für einen Ministerposten zu sein? Vielleicht bekommen wir die Antwort im Jahre 1943, zum 25jährigen Prophetenjubiläum von Herrn Doktor Hergt.

Friedrich Sternthal

Shakespeare-Theater in London

Durch eine dunkle Seitengasse über Kohlstrünke und faulige Orangen stolpernd, vorbei an dem scharfen Fettdunst einiger kleinen Fischküchen erreicht man das einzige Theater, in dem heute in London Shakespeare gespielt wird. Die alte Vorstadtbühne mit ihren Sitzen, von denen aus man meist nur die Hälfte der Bühne überblicken kann, hat kein einheitliches Publikum. Oben auf den nummerierten Plätzen der Galerie hat die Vorstadt selber Platz gefaßt, mit intensivster Anteilnahme, die sich oft in Zwischenrufen von Shakespearschem Witz zum Ausdruck bringt, folgt sie dem Stück. Und oft begreift man, daß hier das Publikum sitzt, für das Prolog und Epilog oder der Ansager im Stück da sind. Unten im Parterre kommen sich einige Kunstliebhaber in Smoking und Abendkleid zwischen den Ausrufern von Limonade und Eiskreme etwas verloren vor. Aber sie atmen auf, als plötzlich das kleine Damenorchester zu spielen beginnt. Sie spielen nicht schön, aber die heruntergefiedelte Gigue oder Bourree klingen hier wie die Zugabe einiger freundlicher Musikenthusiasten, und hinter der Musik bewegt sich schon geheimnisvoll der gemalte Vorhang.

Dann wird es dunkel, und das Spiel beginnt. Oder nein, die Einleitung beginnt: Da findet der Lord, der von der Jagd zurückkommt, den betrunkenen Christoph Schlau. Ein Scherz wird die Regentage verkürzen. Schlau wird als Lord im Prunkbette aufwachen. Und da grade eine Theatertruppe vorbeikommt, soll Schlau auch einmal Theater zu sehen bekommen. Was wird man zu sehen bekommen? Der Widerspenstigen Zähmung. Schlau hat nicht allzuviel Lust zuzusehen, er hat sich schnell in die Lordrolle hineingefunden.

> Leute, laßt mich und sie allein
> Madam, zieht euch nur aus und kommt zu Bett.

Weil das nun noch seine Schwierigkeiten hat, fängt das Spiel an. Schlau schläft langsam ein, aber wir kommen für drei Stunden nicht aus dem Staunen heraus. Ist das englisch, sind das Engländer? Mit einer bezaubernden Leichtigkeit gehen da Menschen über die häßliche Bühne und singen eine Sprache, die man in London sonst nicht mehr hört. Es geht alles ganz ohne Anstrengung, und auch wo die Widerspenstige von ihrem kräftigern Mann niedergeschrien wird, wo die Handlung zu einem dramatischen Höhepunkt vorwärtsdrängt, hört die Melodie nie auf. Kein Spieler im Ensemble denkt daran, einer besondern Pointe wegen den harmonischen Ablauf des Blankverses zu zerstören. Hier springt keine Geste besonders hervor. Alle wahren bei aller Leidenschaft einen graziösen Mittelton, und nur die beiden Hauptdarsteller setzen manchmal wärmere Farben, stärkere Kontraste hinein. Die Darstellung bleibt ein Spiel. Ein Spiel am regnerischen Abend zur allgemeinen Freude vorgeführt. Und fast sind es Amateure, die da spielen. In der Verwandlungspause — die Verwandlung geschieht durch das Vorziehen eines bemalten Vorhangs — zeigt unten wieder die kleine Kapelle ihre alten Tänze, und fast noch auf den letzten Tönen hüpfen die Spieler wieder hinein. Sie ver-

gessen nicht, daß sie Theater spielen; an keiner Stelle werden sie von der Rolle weggerissen. Könnte man sich auch in dieser ausgewogenen Sprache unterhalten, wenn es ernst wäre? Könnte man sich so bewegen, wenn man wirklich eine Widerspenstige zähmen müßte? Vielleicht bleibt diese Beherrschtheit ein fernes Ziel, vielleicht wäre das die Welt in ihrer schönsten Entwicklung, wenn man sich so mit seinen lustigen Dienern streiten und so um eine Frau rivalisieren könnte. Heute ist es ein schönes Spiel. Das wollen wir nicht vergessen und uns nicht zu sehr erregen, es lohnt nicht ganz.

Die Widerspenst'ge hast du gut gebändigt.
Ein Wunder bleibts, daß dies so glücklich endigt.

Das Stück hat nun gut geendigt, man wird Schlau bald wieder aus dem Hause schicken, und er wird darüber traurig sein, wie schnell das Spiel aus ist. Das Theater zeigte den Engländer als einen plötzlich unbeschwerten Spieler. Durch nichts mehr beengt entfaltete er eine Grazie, die man nur sehr selten im Leben zu spüren bekommt. Ist es nicht seltsam, daß der Engländer sich erst eine Maske umbinden muß, um wirklich er selber zu sein?

Wolf Zucker

Unsre Sorgen

Nicht ganz klar ist das Verhalten Luisens gegenüber dem Prinzen Louis Ferdinand, dem sie erst Avancen macht, dann aber, als er ihr seine Liebe gesteht, kalt den Rücken dreht. Dennoch kommt aber immer wieder Luisens überaus glückliches Naturell, ihre sonnige Lebensauffassung und die frohe Art, sich über die Schattenseiten des höfischen Zeremoniells mit eleganter Geste hinwegzusetzen, zur Geltung. Selbst die alte versteinerte Oberhofmeisterin, die Gräfin Voß, weiß sie richtig zu nehmen. Und als der Kronprinz vom polnischen Feldzug heimkommt, um in der Nähe der Gattin zu sein, die Mutterfreuden entgegensieht, da zeigt sich Luise von ihrer schönsten Seite: als die treuliebende Frau, die Leid und Freud des künftigen Königs ehrlich mit ihm zu teilen bestrebt ist. Ganz reizend wirkt auch der Gegensatz zwischen dem prunkvollen Leben am Hofe und dem stillen Glück auf dem bescheidnen Gut Paretz. Erst des Königs Tod macht diesem Idyll ein Ende, läßt die Kronprinzessin Königin werden ...

Filmkritik

Böttchers Hinrichtung

Daß das möglich ist! Daß das zivilisierte Pack, als welches sich diese Gesellschaft darstellt, sich das Recht anmaßt, einen Menschen unter mittelalterlichen Zeremonien umzubringen. Jeder Satz der Zeitungsberichte von einer solchen Hinrichtung ist eine vollgefüllte Gemeinheit. Der Justizminister ist auf einem Ball, als man eine letzte Intervention versucht. Während er Charleston tanzt, prüft Herr Gröpler aus Magdeburg die Schneide seines Beiles. Die Anwälte wollen an einer letzten Sitzung, einige Stunden vor der Hinrichtung, angesichts des trauerbehängten Richtblockes nicht teilnehmen, weil man sie nicht rechtzeitig ... und so fort. Die Bureaukratie tanzt, aber die Zeit läuft und in der Zelle spielt der Delinquent mit seinen Wächtern Dame. Ist das möglich? Wer erlaubt diesen Wächtern Dame zu spielen? Wer erlaubt diese sadistische Freundlichkeit, die aus den niedrigsten, ekelhaftesten Instinkten kommt? Wie der Amerikanismus schon in diese Kleinbürgergehirne eingedrungen ist! Daß ihnen nicht eine letzte Scham die Stimme verschlägt. Und der Akt selbst! Die zitternde Stimme des Staatsanwalts. Wir kennen die Erregung dieses Typus Mensch vom Kasernenhof und dem Kriege her.

Der Scharfrichter wartet im Hintergrunde. Er nimmt eine Stellung ein, die seiner Funktion entspricht, man sieht ihn nicht, er kommt von hinten, wenn ihn die zitternde Stimme des Staatsanwalts ruft. Ausgezeichnete

Regie. Vielleicht steht er im Hintergrunde, weil man den Delinquenten nicht gleich erschrecken will. Man quillt über von Menschlichkeit.

Und die drei Gehilfen in Bratenröcken. Röcke des Lustspiels, des gemütlichen deutschen Kleinbürgertums. Hier zeigen sie ihre wahre Fresse. Die Bratenröcke im Vordergrunde, der Henker hinten: es lebe die deutsche Republik ... Der eine sagt zum Delinquenten: „Schrei nicht ...!" Ein Genie in seinem Fach dieser Mann, er hat erkannt, daß es weh tut. Man sollte ihm den schwarzgoldnen Orden für charitative Beihilfe oder wie er sonst heißen mag, nicht verweigern.

Und es regnet und es gibt vierzig schwarzgekleidete Männer, die drum rumstehen und nicht schreien. Und sich nicht schämen. Sondern weiter Beefsteaks essen und Kinder zeugen. Es ist unfaßbar.

Richard Huelsenbeck

Die Skala der Dummheit

Am dümmsten sind reproduzierende Musiker.

Etwas weniger dumm sind Komponisten.

Es folgen die Schriftsteller, deren lyrisches Pathos in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer Intelligenz steht; auch ist ein mitteldummer Schriftsteller immer noch klüger als ein Waschkorb voller Literaten, die als Verein auftreten.

Aber am aufgewecktesten und nettesten sind die Maler, gesegnete Analphabeten, unaufdringlich, uneitel; sie sind praktisch und überhaupt gottgefällige Leute. Solange sie nichts gelesen haben.

Eine botanische Bestimmung der Kunsthistoriker steht noch aus. *Kaspar Hauser*

Schutt der Geschichte

Originaluniform Kaiser Wilhelm I., Bismarck und Moltke nebst Authentica und Uniformschränken aus Nachlaß eines Portraitmalers zu verkaufen. Anfragen unter Nr. 1242 an den Verlag der „S. R. Z."

Wohnungsfrage

Aus der Anthologie: Großmütterchens Sonntagshöschen

Großmütterchen
hat jetzt siebzehn Zimmer,
um Suchenden ein Daheim zu bieten.
Großmütterchen wollte früher schon immer
an reiche Amerikaner vermieten.
Großmütterchens neue Wohnung stammt
vom protestantischen Wohnungsamt.
Großmütterchen selber haust bescheiden
in der Rumpelkammer, recht primitiv, —
(Sie weiß einen Vetter, der bei den Heiden
in Afrika auf Kaktus schlief ....)
Großmütterchen
hat die Studenten so gern.
Solide und durchaus bessere Herrn.
Mit Ehepaaren und derlei Sachen
hingegen ist wenig Staat zu machen, ..
mit Kindern — Großmütterchen liebt die
nicht minder. [Kinder —
Ja, und außerdem
sind Ehepaare nicht angenehm.
Nein, lieber ein reisender Amerikaner,
auch festbesoldeter Reichseisenbahner, ..
ein Mittelschullehrer, ein lediger Richter, ..
nur ja keine Russen, — und Denker, — und
Großmütterchen [Dichter.
muß so viel Geld jetzt verdienen, ...
um Afrikamädchen, die nackt herumlaufen,
Nachthöschen und Unterjäckchen zu kaufen,
auch Bibeln und Wellblechkrinolinen, ...
Großmütterchen rechnet und kalkuliert:
Bis zum Frühling hat die Pension sich rentiert, ..
dann nennt sie das Ganze: Familienhotel
„Concordia", oder „Schloß Mirabell".
„Denn wahrlich" .. erklärt sie, .. „das höchste
[Gebot
heißt heute: Bekämpfe die Wohnungsnot ... !"

Arnold Weiß-Rüthel

Die Kirche im Erzgebirge

Der Landesbischof Dr. Ihmel sprach bei Beerdigung der Opfer in Berggießhübel: „Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht tue? Der Herr, nicht blinder Zufall hat hier gewaltet."

... So erhielten einige erzgebirgische Arbeiter Lohntüten mit folgendem Vermerk:

Name: K. Erwin
21 Stunden á 88 Pfennig

sind	18,48 RM.
ab Kirchensteuer .	13,80 RM.
ausgezahlt	4,68 RM.

Der Herr, nicht blinder Zufall hat hier gewaltet.

Was hat Georges Blun geschrieben?

Mein Freund Lucius Schierling hat im vorigen Heft der ‚Weltbühne' die Erregung über Herr Bluns Silvesterartikel im ‚Journal' abfällig glossiert. Dabei

war für den optimistischen Lucius die Voraussetzung, daß der von den Entrüstern herangezogene Text auch richtig gewesen sei. Angeblich lautete der inkriminierte Satz: „Die Frauen, trotz der Kälte leicht gekleidet, brüllten Zoten laut heraus und machten den Männern die freimütigsten Angebote." In Wirklichkeit stand im ‚Journal': „Die trotz der recht grimmigen Kälte kurz und leicht gekleideten Frauen lachten zu den etwas plumpen Anzüglichkeiten und zu den bewußt dreisten Witzen der Männer, die scharf hinter ihnen her waren. Und da nun in Deutschland in jener Nacht, die den Anbruch des neuen Jahres bedeutet, eine weitgehende Toleranz üblich ist, konnte man häufig Leute antreffen, die sich zwar nie im Leben gesehen hatten, aber noch und noch küßten, ohne daß irgend jemand daran Anstoß nahm." Das ist immerhin ein Unterschied. Wichtiger als die Textkritik scheint mir trotzdem zu sein, daß man sofort gegen Herrn Bluns Vorstandsamt im Verein der Auslandsjournalisten getrommelt hat, vom Verein seine Absägung gefordert hat. Das hätte nicht sein dürfen. Was der Journalist in Ausübung seines Berufes für sein Blatt schreibt, geht eine in Gesinnungsdingen neutrale Berufsorganisation nichts an. Ob seine Artikel richtig oder falsch sind, nützlich oder schädlich wirken, geht seinen Verein nichts an und deswegen kann er nicht diszipliniert werden. Und in was für eine krumme Situation kämen erst die Vertreter fremder Blätter, ob sie nun in Berlin, Paris, Moskau oder Timbuktu sitzen! Sie wären ständig unter Zensur, sie wären gezwungen, „günstig" zu schreiben, weil sie sonst nicht gelitten würden. Welch tolle Konsequenz! Wie viele Zeitungen aller Zungen bringen nicht seit hundert Jahren schaurige Schilderungen über das „Sündenbabel Paris"? Die Offensive gegen Herrn Blun war patriotisch, aber sehr unklug.

C. v. O

Staatsbürgerkunde

Klausurarbeit für Gewerbelehrer an der Universität Frankfurt

Aufgabe: Der bayrische Gesandte in Berlin, zugleich Mitglied des bayrischen Landtags, wird von der Polizei am Wannsee beim Baden an verbotener Stelle betroffen. Er wird gewaltsam unter Brechung seines Widerstandes am Baden verhindert. Er wird sodann mit einer Polizeistrafe belegt. Da er die Geldsumme nicht bezahlt, will die Polizei eine Forderung, die er gegen den österreichischen Gesandten hat, pfänden. Ist das Vorgehen der Polizei rechtlich zulässig?

So sehn wir aus!

Die Weltbühne. Wochenschrift. Herausgeber: Carl v. Ossietzky, Charlottenburg.

Nach dem Tode ihres Begründers Siegfried Jacobsohn wurde diese Zeitschrift zunächst von Kurt Tucholsky, ihrem Hauptmitarbeiter, dann seit kurzem von Ossietzky redigiert. Ihrer Richtung nach steht sie links von der Sozialdemokratie und vertritt vor allem einen pazifistischen Aktivismus (Hiller, Mertens). Sie pflegt intimer, gelegentlich aber auch verkehrter informiert und witziger, gelegentlich aber auch leichtfertiger geschrieben zu sein als die übrige Berliner Presse.

Zeitschrift für Politik. XVII. Bd., Heft 5, S. 72

Liebe Weltbühne!

Man diskutiert bei Schwanecke über den geschätzten Verfasser zahlreicher Biographien, von dem grade ein „Leben Jesu" angekündigt wurde, und äußert sich besonders über die Vielfältigkeit seiner Produktion und seine weitern Pläne.

„Na," meint Einer, der bisher schweigend in der Ecke gesessen hat, „der Nächste ist der liebe Gott, und dann kommt er selbst an die Reihe."

Antworten

Gerda F. Sie stellen zu Kurt Hillers Bemerkung „Damen", in der vorigen ‚Weltbühne', ein paar Fragen: „Wie unterscheiden Sie in der Anonymität des berliner Straßenverkehrs die arbeitende Frau von der nichtstuenden Dame? Seit man Beine trägt, Wachsperlen und billige Seidenstrümpfe, seit unter amerikanischem Einfluß das Schönheitsideal ziemlich egalisiert worden ist, sind flüchtige, optische Eindrücke unmaßgeblich geworden. Mit welchem Sinn aber soll der bedauernswerte Kriegsblinde die ungezogenen weiblichen Wesen klassifiziert haben? Kurt Hiller kämpft gegen jene „prätentiösen Damen", die nur Putz und Poker im Kopf haben. Mir scheint, er kämpft gegen ein Phantom. Wie viele Frauen mögen in Berlin heute noch imstande sein, auf Kosten zahlender Männer ein Drohnendasein zu führen? Kurt Hiller betont die den Frauen zuerkannte politische Gleichheit. Aber grade dieser scharfe Kritiker der Demokratie muß doch wissen, was innerhalb der kapitalistischen Ordnung staatsbürgerliche und berufliche Gleichberechtigung bedeuten! Abgesehen vom Kinderkriegen erschwert die konstitutionelle Behinderung (jenseits geschlechtsloser Magensäure) den Existenzkampf in den ersten dreißig Arbeitsjahren der erwachsenen Frau; im gleichen Alter aber, das den Mann auf der Höhe des Erfolges findet, beginnt die hoffnungslos absteigende Linie der weiblichen Leistungsfähigkeit." — Ich bin der Schreiberin sehr verbunden für die Sachlichkeit und Pathoslosigkeit ihrer Polemik. Insbesondere, daß sie nicht zum Beweis für die weibliche Vollwertigkeit alle berühmten Frauen von Semiramis bis Kathinka v. Oheimb zitiert hat. Nach meiner Meinung scheint mir Kurt Hiller einen geistigen Konstruktionsfehler begangen zu haben, indem er an den Vorgang mit dem Blinden, über den unter Menschen, die keine Holzklötze sind, überhaupt nicht zu streiten ist, eine Theorie über die Rechte der Geschlechter koppelt, die zu beweisen er Erfahrungen in der Trambahn heranzieht. Die kleinen Tücken des Alltags mögen die Launen eines Menschen beeinflussen, aber der geistige Raum, wo Erkenntnisse und Überzeugungen wachsen, sollte durch ein kleines Schutzgitter gesichert sein, und in diesem Raum sollten die Ellenbogen und Fußspitzen unangenehmer Mitfahrer nicht ihre Abdrücke hinterlassen. Ich glaube, Kurt Hiller, daß Sie diese Dinge zu schwer nehmen, daß in Ihrem reichen Fundus der Humor zu knapp weggekommen ist. Daß die Männer den Frauen vielfach noch mit einer antiquiert anmutenden Courtoisie begegnen, daß in der Straßenbahn der Herr der Dame den Platz anbietet, lieber Gott, das hat mit Prinzipien gar nichts zu tun, sondern gehört zum uralten erotischen Comment, wird selbst unsre unromantisch geschäftstüchtige Zeit überleben und ist gewiß hübscher als die Werbung nach dem Rezept: „Lieb mir, du Aas, oder ick zerhack dir die Kommode . . ." Sie, Kurt Hiller, schießen nach Schmetterlingen mit schwerem Kaliber. Sie untermauern einen Trambahnärger soziologisch. Sie vernichten einen eitlen, taktlosen Fratz mit Weltanschauung. Gegen den Damentyp, den Sie meinen, der aber selten in der Elektrischen anzutreffen ist und noch weniger zu Fuß, weil er einen eignen Wagen hat, gegen den gibt es nur eine Waffe: Nicht hinsehn, nicht davon sprechen! Sie aber haben Ihre Empörung niedergeschrieben und drucken lassen, haben also zugegeben, daß der Fall wichtig ist — ich glaube, in dem Prozeß Hiller contra Gans sind Sie damit schon der Verlierer. So — und jetzt werden Sie mir mit Schopenhauer zu Leibe gehn.

Republikanische Beschwerdestelle. Sie schreiben: „In der vorletzten ‚Weltbühne' war die Angelegenheit der skandalösen Zustände bei dem sogenannten „Kaiser-Wilhelm-Kinderheim" in Ahl-

beck gekennzeichnet. Wir bitten Sie um Veröffentlichung, daß auf Beschwerde der Republikanischen Beschwerdestelle E. V. der Oberbürgermeister der Stadt Dresden am 29. Juli 1927 nachstehenden Bescheid erteilt hat: Auf das Schreiben vom 6. d. M. teile ich mit, daß das Kaiser-Wilhelm-Kinderheim in Ahlbeck auf bereits vor Eingang Ihres Schreibens gefaßten Beschluß des städtischen Jugendausschusses nach Ablauf des Vertragsjahres nicht mehr mit Dresdner Kindern belegt werden wird." Bravo!

Berliner Weltbühnenleser treffen sich am Mittwoch, dem 18. Januar, pünktlich 8¼ Uhr, im Café Adler, Am Dönhoffplatz. Sun Chiau spricht über Aufstände und Kämpfe in China.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Das glückhaft Schiff von Kiel

von Carl v. Ossietzky

Wenn man nicht wüßte, daß der General Groener ein breites süddeutsches Temperament wäre, jovial bei sehr viel Berechnung, ehrgeizig aber mit Bonhommie fein abgetönt, rücksichtslos genug, um gehörig anzuecken, aber doch diplomatisch genug, um, mit der einen Seite verkracht, sogleich der Held der andern zu werden, ein Stratege der guten Rückendeckung — —

— wenn man das nicht wüßte, würde man wohl geneigt sein zu sagen: „Ärmster, lieber in die sizilianischen Schwefelgruben, denn als Minister in die Bendlerstraße einziehn!

Es erübrigt sich, die letzten großen Stationen eines so wohlbekannten Lebenslaufes aufzuzählen. Die Ereignisse zeigen einen vielwendigen Mann, der den kecken Vorstoß nicht scheut, doch stets auf schnelle Kompensationen bedacht bleibt. Die Gewerkschaften bringen ihm im Kriege mehr Vertrauen entgegen, als irgend einem andern; die Schwerindustrie unterminiert seine Stellung. Aber grade jetzt vor zehn Jahren schleudert er den streikenden Munitionsarbeitern einen Satz entgegen, der wie ein Peitschenhieb knallt. Als Ludendorffs Nachfolger eben vor Torschluß gibt er dem ohnmächtigen Kriegsherrn brüsk den Ratschlag, sofort die Armee zu verlassen; verhindert damit den Bürgerkrieg, um ihn ein wenig später durch den Geheimvertrag mit Ebert erst recht zu entfesseln. Der gleiche Mann, der die Dynastie über die Grenze schiebt, mobilisiert auch die Konterrevolution. Noch im Dezember Achtzehn, in diesem tragischen Monat des Hungers, der Unordnung, der letzten Erschöpfung, will er den Volksbeauftragten die Erlaubnis ablisten, mit den Trümmern des Heeres gen Ostland zu reiten, um Posen wiederzuholen. Doch als ein halbes Jahr später, am Vorabend von Versailles, Offiziersemeute droht, weiß Erzberger keinen Bessern als ihn, um den Herren einzupauken, daß Widerstand Wahnsinn wäre. Widerspruch über Widerspruch vereint in der kraftvollen Physis eines glänzend begabten schwäbischen Plebejers, den die Geschichte eigens geschaffen zu haben scheint, um zu beweisen, daß die Zeit der geschnürten wilhelminischen Hofgenerale mit ihren vermoderten politischen Ansprüchen und Ehrgeizen zu Ende.

Jetzt steht er vor Otto Geßlers hinterlassenem Kompost. Kein Verständiger wird erwarten, daß er den in einem Tage fortschaufelt. Aber für ihn gilt nicht, wie für seine beiden Vorgänger, die Ausrede, daß er ein Außenseiter sei und sich erst ins Milieu einleben müsse. Der kann, wenn er will. Und ob und wie er will, wird sich bald zeigen. Ein Groener kennt den Bau, dem können die Ministerialoffiziere nicht mit „technischen Bedenken" kommen. Vor diesem in allen Zweigen des Handwerks Geübten muß das Augurenlächeln der Schleicher erstarren.

Und nun bleibt nur noch übrig, den großen Demoblättern zu gratulieren, daß es ihnen endlich gelungen ist, ihren Favo-

riten ... nein, daß man ausgerechnet ihren Favoriten für das gefährlichste Ressort ins Rechtskabinett geholt hat. Eine kalte Douche für die Wahlparolen. Vergeblich stellen die Herren sich heute unbeteiligt und sagen weise: „Wir müssen erst mal sehn, wie er sich entwickelt." Als Wilhelm Groener vor zwei Monaten sechzig Jahre alt wurde, erstickte er fast unter demokratischen Blumensträußen. Findet er es richtig, vor den Wahlen überhaupt nichts mehr zu tun, um sich nirgends zu binden, ist die ganze Agitation der Linken vermasselt. Akklimatisiert er sich dagegen in seiner neuen Umgebung, kann Herr Marx zu allen Beschwerden sanft abwimmelnd sagen: „Bitte schön, meine Herren, Ihr Mann, Ihrer ..."

Die Republikaner gehn an sehr kurzer Leine in den Wahlkampf.

*

Was ist eigentlich mit dem mysteriösen Munitionsschiff los, das neulich in Kiel von pflichttreuen Zöllnern angehalten wurde? Wie ein Fliegender Holländer spukte es durch ein paar nicht sonderlich überredende amtliche Erklärungen.

Bekannt ist bisher, daß das norwegische Schiff „Akka" mit 300 Tonnen Gewehren und Gewehrmunition in Kiel festgehalten wurde. Die Waffen sollen als Metallschrott aus Torgau gekommen sein. Diese Herkunft wird bezweifelt, ebenso ist das Ziel nicht bekannt. Eine sehr dunkle Geschichte.

In parlamentarischen Kreisen zerbricht man sich heftig den Kopf darüber. Gerüchte fliegen hin und her, Informierte machen mit gesenkten Mundwinkeln triste Andeutungen. Faßt man zusammen, was gesagt wird, so ergibt sich etwa dies Bild: während wir das konfiszierte Schiff noch fest an der Kette glauben, ist es, allen Bräuchen von Polizei und Zollbehörden zuwider, bereits seit einigen Tagen freigegeben und schwimmt mit seiner Ladung dem unbekannten Ziel entgegen. Meeresstille und glückliche Fahrt.

Aber kehren wir aufs Trockene zurück. Als das Schiff von den kieler Zöllnern angehalten wurde, hatte sich durch die erste Untersuchung der dortigen Polizei herausgestellt, daß ein Marineleutnant Protze, der Leiter der Spionageabwehrstelle der Marinestation der Ostsee, in irgendeiner Verbindung dazu stand. In den Akten der Politischen Polizei wurde Herr Protze als schlichter Privatmann geführt, erst als er vernommen werden sollte, stellte sich heraus, daß er noch aktiver Offizier ist und zurzeit bei der Marinebehörde in Berlin. Es ist hier in der ‚Weltbühne' vor Monaten schon berichtet worden, daß Herr Protze jener Offizier war, der vor dem Hitlerputsch mit Herrn Canaris und einem Korvettenkapitän a. D. Götting ansehnliche Waffenbestände aus den Marinedepots ins Ausland bugsiert hat, um mit dem Erlös die schwarzen Fonds zu stärken. Darüber liegen polizeiliche Vernehmungsprotokolle vor. (‚Weltbühne' 1927, Nummer 34.)

Zur völligen Aufklärung dieses unerquicklichen Sachverhalts ist bisher herzlich wenig geschehen. Die Herren Abgeordneten sind zwar außer sich — aber man weiß aus frühern Erfahrungen die Grenze, die sie nicht überschreiten. Und wie

steht es mit der Untersuchung durch die Organe des Staates? Die Antwort lautet nicht ermunternd, obgleich die Untersuchung in den Händen der Politischen Polizei in Berlin liegt, die bei andern Gelegenheiten viel Initiative bewiesen hat. Allerdings ist diese Sache einem politisch rechtsstehenden Herrn anvertraut worden, der gewiß keine vaterländischen Gefühle verletzen wird. Zum Überfluß hat jetzt auch noch die kieler Staatsanwaltschaft die Akten okkupiert, aber es sieht nach allem nicht so aus, als ob sie tief genug loten wird. Praktisch bedeutet ihre Einmischung wohl kaum mehr als Vertagung ad calendas graecas.

Liegt dieser Fall schon reichlich im Düstern, so ist ein zweiter kaum richtig bekannt geworden. Nur durch wenige Blätter ist die Mitteilung gegangen, daß erst vor Kurzem in Tampico, dem großen mexikanischen Ölhafen, ein Dampfer von den Zollbehörden festgehalten worden ist, weil er von oben bis unten mit Kriegsmaterial befrachtet war. Es handelt sich um den Dampfer „Schleswig-Holstein", der Ocean-Reederei Flensburg gehörig. Er liegt sagenumwoben in Tampico an der Kette, und niemand bekennt sich dazu.

*

Auch unsre öffentliche Meinung liegt unglücklicherweise an der Kette.

Wozu die Geheimtuerei?

Sie ist die fatalste Errungenschaft der Ära Geßler, und hat dem Vertrauen zu amtlichen Erklärungen eine Katastrophe nach der andern bereitet. Die Geschichte der Reichswehr besteht aus einer Kette von Mysteriosa, die es nur für die deutschen Staatsbürger waren. Wir sind jetzt an einem Wendepunkt, könnten es wenigstens sein. Man pflegt das Haus zu lüften, wenn Einer ausgezogen ist. Jeder Vernünftige weiß, daß alle militärischen Heimlichkeiten grober Unfug sind und stets nur geschadet haben.

Es ist von unsrer tapfern Marine gewiß aller Ehren wert, wenn sie versucht, die verflimmerten Millionen auf anderm Wege wieder hereinzubringen. Ihre Betriebsamkeit, ihre kommerziellen Talente sind nicht mehr zu bezweifeln. Unser Neptun führt keinen Dreizack, sondern die Couponschere. Man kann es als Pazifist sogar nützlich finden, wenn sie ihr Pulver an alle gelben und braunen Revolutionen und Reaktionen der Welt verscherft, anstatt es in näherliegenden Zonen zu verknallen. Aber mag das Geschäft finanziell noch so lukrativ sein, politisch zahlen wir am Ende doch die Kosten, so wie wir bisher für jede Dummheit mit Wucherzinsen heimzahlen mußten.

Mehr als je hat der Reichstag es heute in der Hand, volle Klarheit zu fordern und auch zu erlangen. Manche Bedenken, manche Vorurteile, die vor Jahresfrist noch turmhoch schienen, sind nicht mehr. Mindestens in den republikanischen Parteien hat man heute begriffen, daß gewisse Dinge, die angeblich den Interessen der Wehrmacht dienen sollten und deshalb großmütig übersehen wurden, in Wahrheit nur geheimen Umsturz-

plänen förderlich waren und auch nur zu diesem Zwecke geschehen sind.

Deshalb heraus mit der Sprache! Deshalb endlich die Wahrheit über das kieler Glücksschiff und am besten auch gleich über das andre in Tampico. Was ist an diesen Gerüchten? Wo kam die Ladung her? Zuerst hieß es, es handle sich um eine tschechische Waffenschiebung. Doch dann wurde gleich die Vermutung ausgesprochen, daß es schwarze Bestände wären und China das Ziel. Stimmt es, daß das Schiff, trotzdem seine Fracht verdächtig genug war, wieder freigegeben worden ist? Und auf wessen Intervention? Das wäre klipp und klar zu beantworten.

*

Und nun wollen wir den Daumen drücken, daß der Herr Oberreichsanwalt nicht die pflichttreuen kieler Zöllner wegen Landesverrats einbuchtet.

Die Verschickten von Michael Smilg-Benario

Was man zwar vorausahnen und erwarten konnte, woran man aber doch nicht glauben wollte, weil sich das moralische Empfinden und die Logik der Vernunft dagegen sträubte, ist doch geschehen. Die Männer, die in der heroischen Epoche der russischen Revolution in den vordersten Reihen kämpften, die den Staat schufen, der aus den Trümmern des alten Rußlands und aus dem Chaos des größten und schrecklichsten aller Bürgerkriege entstanden ist, wurden von diesem selben Staat in die Verbannung geschickt. Trotzki, Rakowski, Radek, Sapronow, Muralow, Smilga, Beloborodow, Serebrjakow und viele andre, darunter sogar die „Reumütigen", die sich „bedingungslos" der Parteimehrheit unterworfen haben — Kamenew und Sinowjew —, sie alle müssen ins Exil gehen, nach Sibirien, nach Mittelasien, nach den entlegenen Gouvernements. Manche von ihnen kennen diesen Weg schon, den Generationen russischer Revolutionäre gingen. So mußte Leo Trotzki schon einmal nach der Revolution 1905 nach Sibirien wandern. Er war 1905 Vorsitzender des von der zaristischen Reaktion so gefürchteten petersburger Sowjets. Nach der Unterdrückung der Revolution sprengte die alte Regierung den Sowjet auseinander. Soldaten des Ismailowski-Garderegiments drangen damals in den Sowjet ein und verhafteten die Führer, die alle nach Sibirien verbannt wurden. Trotzki gelang es bald, aus der Katorga zu flüchten, und er begab sich ins Ausland. Es vergingen zwölf Jahre. Der Zarismus wurde gestürzt, das Kerenski-Regime ging seinem Ende entgegen und Leo Trotzki war wieder Vorsitzender des petersburger Sowjets geworden. Und wieder standen, wie vor zwölf Jahren, die Soldaten des Ismailowski-Garderegiments mit aufgepflanzten Bajonetten vor den Türen; aber diesmal zum Schutze des Vorsitzenden, zum Schutze der siegreichen Revolution. Diese Soldaten symbolisierten die Wandlung. In den Oktobertagen 1917 war es der Vorsitzende des petersburger Sowjets, der tatsächlich den Aufstand leitete. Seinem eisernen Willen verdankte

die dritte Revolution ihren Sieg über Kerenski; denn der andre geniale Schöpfer des Sowjetstaates, Lenin, war in jenen Tagen mehr der geistige Führer, der Kopf der Bewegung, nicht aber ihr Lenker und Organisator. Über drei Jahre lang führte Trotzki seine, von ihm geschaffene Rote Armee, die auf sechzehn Fronten gegen eine Welt von Feinden unter unglaublichen Schwierigkeiten kämpfte und siegte. Und nun tritt dieser, neben Lenin einst gefeiertste Mann Sowjetrußlands, heute wieder den Weg in die Verbannung an. Doch jetzt wird er nicht von den Schergen des alten Regimes begleitet, sondern von den Soldaten der G. P. U., die ihn, ihren frühern Oberbefehlshaber und Führer nach Werny, der Stadt der Erdbeben, dem heutigen „Frunse", so benannt nach dem Nachfolger Trotzkis in der Roten Armee, bringen sollen.

Aber auch die andern sind hervorragende Kämpfer für das neue Rußland gewesen. So der große Demagoge, der einst so gefürchtete Vorsitzende der Dritten Internationale, Grigorij Sinowjew, der treue Waffengenosse Lenins. Gemeinsam mit Kamenew, ebenfalls einem der nächsten Mitarbeiter Lenins, bekämpfte er noch vor einigen Jahren in gehässigster Weise Trotzki. Heute teilen die beiden das Schicksal ihres großen Gegners, wenn es auch sie, die ihre „Fehler eingesehen" haben, nicht so hart betroffen hat. Karl Radek ist im Westen zur Genüge bekannt. Ebenfalls Rakowski, der das wundersamste Leben hinter sich hat. Er war rumänischer Staatsangehöriger, bulgarischer Abstammung. Als Gegner des Krieges wurde er von der Regierung Bratianu ins Gefängnis geworfen. Vor der Einnahme Bukarests durch die Truppen des Feldmarschalls Mackensen wurde er nach Odessa verschleppt. Bald brach die Februarrevolution aus, und der Rumäne wurde zusammen mit den russischen Gefangenen befreit. So hatte der siegreiche Mackensen erst die Laufbahn Rakowskis als russischer Revolutionär ermöglicht. In seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Rates der Volkskommissare der Ukrainischen Sowjetrepublik stand Rakowski auf einem der wichtigsten und gefährlichsten Posten der Revolution. Zuletzt Botschafter in Paris, hätte er Gelegenheit gehabt, seinem tragischen Schicksal zu entgehen. Aber der Mann, der sein ganzes Leben für seine Ideale lebte und kämpfte, wollte nicht seine Kameraden im Stiche lassen. Er blieb nicht im Ausland, sondern kehrte, dem Rufe der Partei folgend, nach Rußland zurück, sein Schicksal vorausahnend.

Der im Ausland weniger bekannte Smilga gehört ebenfalls zu den nächsten Mitarbeitern Lenins. Auf Veranlassung des bolschewistischen Führers wurde Smilga noch während der Februar-Revolution in das Zentralkomitee gewählt. Im Oktober war er in Helsingfors Vorsitzender des Sowjets. Smilga war es, der in den Oktobertagen nach Petersburg die Matrosen der baltischen Flotte zu entsenden verstand, jene Matrosen, die zuerst bei Gatschina den Kampf gegen Kerenski und kurze Zeit darauf im Dongebiet den Kampf gegen die Kosaken zugunsten der Sowjetmacht entschieden. Während des Bürgerkrieges bekleidete Smilga die verantwortlichsten Posten. So

war er Kommissar der dritten Armee, die im Herbst 1918 im Ural gegen die so gefährlichen tschechoslowakischen Legionen kämpfte.

Der Metallarbeiter Beloborodow, in den wilden Bergen des Ural aufgewachsen, war an der Verteidigung dieses so wichtigen Industriegebietes gegen die Tschechische Legion und später gegen den Admiral Koltschak in hervorragender Weise tätig. Mit dem Namen Beloborodow ist auch die Exekution des letzten Romanows und dessen Familie verbunden. Als Vorsitzender des Sowjets von Jekaterinburg leitete Beloborodow jene historische Sitzung in der Nacht vom 15. auf den 16. Juli 1918, in der der Beschluß gefaßt wurde, den Zaren, angesichts der drohenden Gefahr seiner Befreiung durch die Tschechoslowaken, zu erschießen.

Unter den Verbannten befindet sich auch einer, der, um mit den Worten der Sowjetpresse zu sprechen, ein „Held der wirtschaftlichen Front" ist. Das ist der Ingenieur Serebrjakow, der hervorragende Organisator der russischen Naphthaindustrie. Seiner Zähigkeit, seinen organisatorischen Fähigkeiten verdankt Sowjetrußland, daß die während des Bürgerkrieges völlig zerstörte Naphthaindustrie wieder aufgebaut worden ist. Die Naphthaindustrie gehört zu denjenigen Zweigen der russischen Industrie, die bereits die Vorkriegsproduktion überschritten hat. Wegen seiner besondern Fähigkeiten wurde Serebrjakow zum Obersten Volkswirtschaftsrat berufen. Heute aber schicken ihn die Stalinleute in die Verbannung.

Und all die andern, die mit Trotzki das tragische Schicksal teilen, sind alles Männer und Frauen, die für die Partei gelebt haben, die der Partei alles geopfert haben und die den Mut aufgebracht haben, einen ungleichen Kampf in einer Atmosphäre der politischen Korruption aufzunehmen und die von ihren eignen Parteigenossen nur deshalb, weil sie die politische Situation anders beurteilen als die Stalin-Mehrheit, auf so grausame Art unschädlich gemacht werden. Das nicht genug, sie werden von der Parteimehrheit verleumdet, indem diese im offiziellen Communiqué die Opposition einer engen Verbindung „mit den in Moskau befindlichen Vertretern der auswärtigen Bourgeoisie" beschuldigt, ohne daß für die Opposition die Möglichkeit besteht, sich gegen diese Beschuldigungen zu wehren. Wahrlich, ein tragisches Schicksal! Doch diese Männer haben das geerntet, was sie selbst gesät haben. Sie alle spotteten über demokratische Freiheiten, sie nannten diese „kleinbürgerliche Vorurteile". Für sie gab es nur einen Gott und dieser Gott war die Diktatur ihrer Partei, die sie fälschlicherweise als Diktatur des werktätigen Volkes bezeichneten. Sie waren immer selbst Anhänger der brutalsten Maßnahmen, und es kam ihnen niemals der Gedanke, für die Befreiung wenigstens jener politischen Gefangenen einzutreten, die immer für die Revolution kämpften. Wir denken dabei an die Führer der linken Sozialrevolutionäre, die gemeinsam mit den Bolschewiken den Oktoberumsturz durchführten, an Maria Spiridonowa, an Kamkow, Majorow und die vielen tausend Namenlosen.

*

Sind diese Verbannungen ein Beweis der Stärke? Ja! der Stalingruppe, aber nicht des Sowjetstaates. Es gibt natürlich kurze Augenblicke im staatlichen Leben, wo der Selbsterhaltungstrieb des Staates es erfordert, daß rücksichtslos durchgegriffen wird. Von diesem rücksichtslosen Durchgreifen haben die bolschewistischen Führer, auch Trotzki und Genossen, oft Gebrauch gemacht. Die erbarmungslose Ausrottung des Gegners war vielleicht während der Jahre des Bürgerkrieges notwendig, die Weißen haben es ja auch nicht besser gemacht. Aber der Bürgerkrieg gehört schon längst der Geschichte an. Und was früher politisch notwendig war, wird unter andern Verhältnissen zur sinnlosen Brutalität. Vor einigen Monaten feierte man in Rußland den Zehnjahrestag der Oktoberrevolution. Von einem auch nur allmählichen Abbau der Diktatur ist nicht die Rede. Man hat den Massen nur den Köder des Siebenstundentages hingeworfen. Nach wie vor dürfen sich nur die Kommunisten politisch betätigen, und zwar die auch nur im Sinne der jeweiligen Parteimehrheit. Zuerst war Trotzki der Ketzer, dann Sinowjew, dann Kamenew, und so ging es weiter; morgen wird es vielleicht Stalin oder Bucharin sein. Wie unter dem Zarismus ist die Opposition zur „unterirdischen", zur illegalen Tätigkeit verdammt.

Die Gefahren dieses Zustandes liegen auf der Hand. Da für die Unzufriedenheit kein Ventil vorhanden ist, wird es zu einer Explosion kommen müssen, und zwar dann, wie die Geschichte Rußlands lehrt, wenn außenpolitische Komplikationen eintreten. Die Parteimehrheit vertritt ja selbst die These von der Unvermeidlichkeit eines Zusammenstoßes mit der kapitalistischen Welt, von der Unvermeidlichkeit kriegerischer Verwicklungen mit England und dessen „Vasallen" Polen und Rumänien. Gesetzt, die These sei richtig, kann dann die Sowjetunion bei Fortsetzung dieses Kurses die Prüfung bestehen? Es kann kein Zweifel bestehen: ein Land, wo eine Parteiclique jahrelang an der Macht bleibt, und wo alle Andersgesinnten mundtot gemacht werden, wird einen Kampf gegen einen Gegner wie England nicht ertragen können. Dabei ist der politisch faule staatliche Organismus auch noch wirtschaftlich schwach. Und kommt einmal die Auseinandersetzung mit England, so tritt auch die weiße Konterrevolution wieder auf den Plan. Diese existiert nicht nur, sondern ist auch organisiert. Vor einigen Tagen wurde folgende kurze Meldung verbreitet, die zur Genüge für sich spricht:

> Weißgardistenparade vor General Wrangel
>
> Der in Brüssel wohnende russische General Wrangel war vor einigen Tagen zur Feier des russischen Weihnachtsfestes nach dem luxemburgischen Städtchen Wiltz gekommen, wo eine Anzahl russischer Flüchtlinge und ehemalige Soldaten der Weißen Armee in einer Lederfabrik arbeiten. General Wrangel nahm dort eine Parade ab und wohnte einer geschlossenen Feier bei, die ebenfalls militärisches Gepräge trug und zu der alle Teilnehmer in Militäruniform erschienen waren.

Der Hauptsitz der russischen Gegenrevolution befindet sich in Jugoslavien. Die russischen Monarchisten sind in Ar-

beitskommandos organisiert, die jederzeit in geschlossene Truppenformationen umgewandelt werden können. In Jugoslavien befindet sich auch eine russische Militärschule, in der die jungen Fähnriche in Traditionen des alten zaristischen Heeres erzogen werden. Die Wrangelarmee kann, wenn es zu kriegerischen Verwicklungen mit England kommt, vielleicht die entscheidende Rolle spielen. Sie kann dazu beitragen, daß der furchtbare Druck der Diktatur den unvermeidlichen Gegendruck beschleunigen wird.

Die Gefahr einer drohenden Katastrophe liegt zwar sehr fern; aber angesichts der Innenpolitik in der Sowjetunion ist sie durchaus vorhanden. Deshalb hängt die Zukunft des neuen Rußlands davon ab, ob sich innerhalb des Landes Kräfte finden werden, stark genug, um rechtzeitig, vor der kommenden Auseinandersetzung mit den kapitalistischen Ländern, eine Änderung des jetzigen politischen Kurses herbeizuführen. Nur dann können die im Volke schlummernden Kräfte zur Entfaltung gelangen und nur dann kann Rußland den kommenden schweren Prüfungen standhalten. Das Stalin-Regime, dies Regime der Knebelung jedes freien Gedankens, muß aber, wie der einst nach außen hin so stark erscheinende Zarismus, zum Abgrund führen.

Deutschland von Heute von Maurice Pernot

Maurice Pernot, ein französischer Journalist und guter Deutschlandkenner, hat seine Eindrücke über das Deutschland von 1919 bis 1927 in einem soeben bei Hachette erschienenen Buch gesammelt: „L'Allemagne d'aujourdhui". Pernot gibt seinen Landsleuten einen sehr instruktiven Überblick. Industrie, Parteiwesen, Presse, große und kleine Politik, Wissenschaft lernen sie aus seinem Buche kennen und zu 90 Prozent richtig kennen Der Rest von 10 Prozent ist durch eine westlich-antibolschewistische Brille verzerrt gesehen. Seine ausgezeichneten Bemerkungen über die deutsche Sozialdemokratie, die wir nicht ohne Bedauern bestätigen, erklären sich aus seiner schroff antibolschewistischen Haltung und sind wohl mehr zustimmend und anerkennend gemeint als kritisierend. Die folgenden kurzen Auszüge zeigen, daß das Buch nicht nur für Franzosen instruktiv ist.

Am Tag nach der Begegnung Stresemanns mit Briand beurteilte ein neutraler Diplomat die Tragweite dieses Ereignisses folgendermaßen: „Die beiden Minister sind sich einig. Alles wäre in Ordnung, wenn die beiden Völker nicht wären."

Seit wann datiert der deutsche Wiederaufstieg? Einstimmige Antwort: Seit der Stabilisierung der Mark, der Rationalisierung der Industrie, dem wirtschaftlichen Wiederaufbau. Natürlich wagt keiner, das Wort „Dawesplan" auszusprechen, ohne den diese große Reform gar nicht möglich gewesen wäre.

Neben großem Luxus begegnet man in Berlin großem Elend, aber der deutsche Arbeiter wehrt sich bis zum äußersten, dies in der äußern Erscheinung zu zeigen; seine Klei-

dung ist abgenutzt, aber sauber; die Kinder gehen nicht in Lumpen gehüllt, aber sie haben Hunger.

Die materiellen Existenzbedingungen des deutschen Mittelstandes sind die gleichen wie die des Proletariats, aber er will um keinen Preis mit diesem verwechselt werden.

In Wahrheit haben die Deutschen von geistiger Elite eine andre Vorstellung als wir. Die Vorrangstellung, die wir in Frankreich immer dem „Ehrenmann" eingeräumt haben, nimmt in Deutschland der „Fachmann" ein. Die Achtung, die wir der Universalität zollen, erkennen die Deutschen der Spezialisierung zu.

„Die deutsche bürgerliche Jugend von heute", sagte mir Thomas Mann, „ist ebenso verliebt in Ordnung und Pflicht, wie wir im gleichen Alter in Anarchie und Revolution."

Die konfessionelle Rivalität zwischen Katholiken und Protestanten fand ich überall viel stärker als vor dem Krieg. Ein Mitglied des Reichstags versicherte mir: „Irgendwelche Unvorsichtigkeiten würden heute in Deutschland genügen, um die alten religiösen Leidenschaften, die einen „Kulturkampf" entfesselten, wieder wachzurufen."

Drei Wochen lang habe ich im April vorigen Jahres den Debatten des Reichstags beigewohnt. Auf der Tagesordnung standen ernste Fragen: der Reichswehretat und die Ausführung des Dawesplans. Nicht fünfzig Abgeordnete waren im Saal; in den Wandelgängen ging es auch nicht viel lebhafter zu; die Tribünen für das Publikum waren fast leer.

Das Hindernis, an dem die Revolution zerbrach, war nicht die feudale und militärische Aristokratie, nicht die unsichere und gespaltene Bourgeoisie, nicht die in Auflösung begriffene Armee noch die Polizei, sondern: die Sozialdemokratie. Die einzige intakt gebliebene und widerstandsfähige Organisation — die der Gewerkschaften — nahm die Leitung der Revolution in die Hand und erstickte sie.

Als ich mit einigen Führern der Sozialdemokratie sprach, war ich erstaunt über ihre Mäßigung und die Großzügigkeit ihrer Ansichten; ich spreche nicht von ihrem Patriotismus, der war mir bekannt. Man bleibt der Lehre treu, aber welche Klugheit, welcher weise Opportunismus in der Praxis! Wo ist die Zeit, da Ministerpräsident Bauer die Absicht der Regierung verkündete: „im Rahmen des Möglichen die Produktion zu sozialisieren und jedes Hindernis aus dem Weg zu räumen, um für die Zukunft eine vollkommene Sozialisierung vorzubereiten". (23. Juli 1919.)

„Der deutsche Arbeiter ist sehr vernünftig geworden," erklärte mir der Doktor Breitscheid, „er weiß, daß er nichts von einer Revolution zu erwarten hat, aber alles von der methodischen Arbeit der Gewerkschaften." Und als ich Toni Sender fragte, die in der gleichen Partei etwas mehr links sitzt, ob sie für Deutschland eine neue Revolution fürchtet, antwortete sie mir mit einem reizenden Lächeln: „Warum fürchten? Wenn eine neue Revolution nützlich wäre, würde

ich sie von ganzem Herzen herbeiwünschen, aber ich glaube, sie ist weder nützlich noch möglich."

Im allgemeinen habe ich die deutschen Sozialisten sehr ruhig, sehr vernünftig gefunden; sie sind viel weniger besorgt, die bürgerlichen Parteien zu bekämpfen, als die Kommunisten in Schach zu halten. Ein ehemaliger demokratischer Minister, den ich fragte, ob er fürchtet, daß Deutschland lange Zeit noch unter der Finanzkrise der Bourgeoisie zu leiden hätte, sagte mir: „Nein, denn Deutschland wird bald eine neue Bourgeoisie als Ersatz haben: die Sozialdemokratie." Ich glaube, er hat nur wenig übertrieben.

Was die kommunistischen Truppen anbetrifft, so sind es eben deutsche Truppen, das heißt, diszipliniert, sich mit regelmäßigen Schießübungen befassend, in Schritt und Tritt hinter einer Fahne marschierend, die nicht einmal immer rot ist. Ich habe in Hamburg in den gleichen Straßen wenige Stunden nacheinander kommunistische Jugend und demokratische Jugend marschieren sehen. Ein nicht orientierter Ausländer hätte keinen Unterschied feststellen können. Ein Durchschnittsfranzose hätte von den einen wie den andern gedacht: „Aha, das ist patriotische Jugend, die sich zum Krieg vorbereitet."

Einige Jahre vor seinem Sturz hörte ich den Fürsten Bülow in seiner Villa in Rom sagen: „Man kann die deutsche Politik nicht verstehen, wenn man vergißt, daß die sozialdemokratische Partei genau nach dem Vorbild und dem Geist der preußischen Armee aufgebaut ist."

Wird die Koalitionsregierung, sich bis zu den Wahlen im Herbst 1928 halten? Oder wird Reichskanzler Marx sich vom Feldmarschall zur Auflösung des Reichstags ermächtigen lassen? Alles ist möglich, aber unmöglich scheint in diesem Augenblick, daß der Minister des Äußern jemand anders als Herr Stresemann sein könnte.

Ein demokratischer Abgeordneter sagte mir: „Alexander Herzen hat in prophetischer Weise um 1850 von der russischen Revolution gesagt, daß der Zarismus nur eine Wand ist, hinter der sich nichts befindet: stürzt den Zaren, und das ganze Regime zerfällt in Staub. Mit der deutschen Monarchie ist das anders. Der Kaiser und die Fürsten sind gestürzt worden. Aber hinter dieser Schranke bleiben viele andre: die Armee, der Adel, die Beamten, die evangelische Kirche, eine Menge Klassen und Einrichtungen, die aus Pflicht, Tradition oder Interesse ihr Schicksal an das der Monarchie gebunden hatten, sind nicht mit ihr gestürzt."

Kurz, die Politiker der beiden Länder (Frankreich und Deutschland) sprechen nicht die gleiche Sprache. Das reine Rechtsprinzip, das einem Franzosen unüberwindlich scheint, hat für den Deutschen keinen praktischen Wert. Der Eine will vor allen Dingen recht haben; der Andre wacht ängstlich darüber, daß ihm kein Unrecht geschähe und setzt sich lieber einem Widerspruch als einer Schädigung aus.

Übersetzung von Milly Zirker

Richter als Verurteilte von einem Justizwachtmeister

Kein Gesetz ist so veraltet, als daß es nicht im neuen Preußen weiter Geltung hätte. Noch heute lassen sich die preußischen Beamten im Dienststrafverfahren nach einer Prozeßordnung von 1851 richten. Die wenigen Rechtsgarantien, die der Angeklagte in andern Verfahren hat, fehlen hier völlig. Die Voruntersuchung führt ein Untersuchungskommissar, der im höchsten Grade selbst Partei ist. In bestimmten Fällen kann schriftlich ohne Hauptverhandlung entschieden werden. Aber selbst wenn eine Hauptverhandlung stattfindet, werden niemals Zeugen geladen, sondern nur die schriftlichen Ermittelungen verlesen und dem Urteil zugrunde gelegt. Es gibt weder Unmittelbarkeit, noch Mündlichkeit, noch Öffentlichkeit.

Wie in diesen Geheimverfahren geurteilt wird, wissen die wenigsten Beamten selbst. Nur die Ministerial-Dezernenten kennen die Entscheidungen, halten sie denen vor Augen, die gegen den Stachel zu löcken wagen und erinnern durch Vorhalt der Entscheidungen daran, daß Gehorsam die erste Pflicht ist, — auch des „unabhängigen" Richters.

Als die Herren Kölling und Hoffmann in Magdeburg ihr Spiel mit Haas trieben, ohne daß sich eine Dienststrafbehörde rührte, forderte Doktor Falck als erster eine Veröffentlichung der grundlegenden Entscheidungen des großen Disziplinarsenats. Eine solche Sammlung wird die Justizverwaltung niemals veröffentlichen. Dafür hat sie ein dünnes Bändchen ohne die prinzipiell wichtigen Urteile herausgegeben. Selbst diese Sammlung wird geheimgehalten. Keine Privatdruckerei durfte sie drucken. Das Werk gelangt nicht in den Buchhandel. Nur Beamten, die es sofort bei der Ankündigung bestellt haben, wird es überlassen. Gedruckt im Strafgefängnis Berlin-Tegel. Durch diese Tatsache werden die Mängel des Buches erklärlich, aber nicht entschuldbar. Mit Recht hat das Justizministerium den Tegeler Anstaltsinsassen nicht zugemutet, böse Urteile über Die zu drucken, die ihrerseits böse über sie geurteilt hatten. Die farblose und daher wertlose Sammlung befaßt sich größtenteils mit Formalienkram.

Nur selten hat der Ministerialredakteur verfängliche Worte durchschlüpfen lassen:

> Dem Angeschuldigten, der beharrlich den Eid auf die neue Verfassung verweigert hat, ist zuzugeben, daß er aus ehrenhaften Motiven gehandelt hat.

Ob auch nur einer der vielen Richter, die am hellen Tage die Republik beschimpft haben, wegen solchen Dienstvergehens entlassen ist, erfahren wir nicht. Aber vielleicht ist das überhaupt kein Dienstvergehen, das richterlichen Disziplinarsenaten strafwürdig erscheint. Man muß Schwereres pekzieren. So wurde vom Disziplinarsenat eines Oberlandesgerichts darin ein Dienstvergehen erblickt, daß ein Angeschuldigter durch die Art der Beurkundung eines Vertrages auf offener Landstraße, beim Schein der Wagenlaterne, zu nächtlicher Stunde das Ansehen seines Amtes gefährdet habe. —

Ein gleich schweres Dienstvergehen hat ein Richter begangen, der einen Unterbeamten, der ihn beleidigte, bei der vorgesetzten Behörde sofort zu denunzieren versäumte:

> Die obliegende Dienstaufsicht macht es zur Pflicht, gegen ein solches Verhalten einzuschreiten und dies zur Kenntnis der höhern Dienstvorgesetzten zu bringen, zumal der Wachtmeister ohnehin stets zu Widersetzlichkeiten neigte. Der Richter durfte sich auch aus Mitleid gegen den Wachtmeister, dem kurz vorher ein Gefangener entsprungen war, und deshalb ein Strafverfahren gedroht hat, von seinem Vorgehen nicht abhalten lassen.

In Strafsachen spricht der Richter nur selten einen Angeklagten mit der Begründung frei, daß die Entschuldigung geglaubt werden müsse, weil sie unwiderlegt sei. Gewöhnlich heißt es nach ungeduldiger Anhörung der Verteidigungseinreden: Das werden Sie uns doch nicht weismachen wollen. Wenn der Richter selbst vor seinen höhern Richtern steht, hat er die frohe Gewißheit, daß auch die faulsten Ausreden von seinen Gesinnungsgenossen als wahr unterstellt werden:

> In einer Festkommersrede hatte der Angeschuldigte eine Wendung über das „Niederholen der Revolutionsfahne" gebraucht. Verschiedene Hörer der Rede haben diese Äußerung dahin verstanden, daß mit „Revolutionsfahne" die jetzige Reichsflagge gemeint sei, was der Angeschuldigte nicht gemeint hatte, wie er unwiderlegt behauptet.

Ähnlich in einem andern Urteil:

> Es wird zugunsten des Angeschuldigten unterstellt, daß er der Gerechtigkeit zu dienen glaubte, wenn er einzelne Personen grob anfuhr und mit Schimpfworten belegte.

Was dem Richter passiert ist, der öffentlich erklärte, diejenigen, die für die Fürstenenteignung eintreten, seien Diebe, erfahren wir aus der Sammlung nicht. Dafür hören wir:

> Der angeschuldigte Richter in Aufwertungssachen hat in dienstlichen Schreiben an antragstellende Gläubiger Aufforderungen beigelegt, die überschrieben waren: „Entrechtete Gläubiger und Sparer", und in denen betont war, das Aufwertungsgesetz nehme ihnen ihr mühevoll erworbenes Vermögen und speise sie mit Bettelgroschen ab. Daran war die Aufforderung geknüpft, dem Sparerbunde beizutreten und einen Betrag zur Durchführung des Volksentscheids zu geben. Der Disziplinarsenat des Kammergerichts hat in der Handlungsweise dieses Richters ein Dienstvergehen erblickt. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß es sich um ein ganz erhebliches Dienstvergehen handelt, wenn ein Richter sich, zumal in dieser scharfen Form, gegen ein Gesetz auflehnt, das er auszuführen berufen ist.

Es gibt Rechtsfanatiker, die das vernünftige Urteil eines Richters nach gutem Frühschoppen mehr schätzen, als das Bluturteil des korrekten Herrn:

> Erschwerend fällt der regelmäßig ausgedehnte Wirtshausbesuch des Angeschuldigten ins Gewicht. Er hat zugegeben, daß er auch in der hier in Frage stehenden Zeit ziemlich regelmäßig jeden Tag einen Frühschoppen und einen Dämmerschoppen gemacht hat. Ein Richter, der ständig Rückstände hat, darf nicht täglich ungefähr drei Stunden im Wirtshaus

verbringen, um Früh- und Dämmerschoppen zu machen, sondern muß diese Zeit zur Arbeit benutzen. Deshalb hätte sich der Angeschuldigte des Wirtshausbesuchs enthalten müssen. Es liegt ein schweres Dienstvergehen vor. Eine weitere Tätigkeit des Angeschuldigten bei dem Amtsgericht in X. ist nicht mehr möglich, vielmehr seine Entfernung aus dem Kreise seiner bisherigen Tätigkeit geboten.

Nicht eine einzige Entscheidung hat grundsätzliche Bedeutung für die Beamten. Sie sind nur typisch für den Geist, der auch in den Disziplinargerichten herrscht. Es ist der gleiche Geist, der in der Personalabteilung des Preußischen Justizministeriums und bei den Präsidialstellen der Oberlandesgerichte zu finden ist. Er ist mächtiger als der preußische Justizminister Dr. Schmidt, der ein energisches Durchgreifen nur hat versprechen können. Solange nicht einige Geister fliegen, wird alles beim alten bleiben.

Körper und Geist von Karl Schnog

Renatus Wolkensaum, der Sensitive,
sehnt sich nach Alltag, um sein Aug' gleißt Glast.
Er dringt mit schmerzbewegter Offensive
(und Ellenbogen) in den Sportpalast.

Hier dröhnt aus weiten Nüstern wildes Schnaufen.
Pfui, wie die Menge sich an Blutdunst letzt.
Renatus' Brille ist schon angelaufen
und seinen Stuhl hat ein Athlet besetzt.

Renatus wartet. Er wird fortgeschoben
vom Hinterland, das wild die Zähne fletscht.
Derweil hat Herse, unter Beifallstoben,
Kiautschens Jochbein sachgemäß zerquetscht.

Vorbei das Vorspiel. Dies war nur Geknuutsche.
Jetzt steht ein Berg aus Muskeln im Geviert.
Er hebt die Hand: Nen schönen Gruß vom Duce!
So kann man aussehn?! Jung-Renatus friert.

Die Welt hier scheint ihm, kreist um andre Achse
als seiner Seele ruhevoll Idyll.
Ein neuer Riese. Maxe!! Maaaxe!! Maaaxe!
Die Würstchenbude bebt im Urgebrüll.

Er klammert sich wie seekrank an die Reeling.
Rings dumpfes Brodeln, wie im Höllenpfuhl.
Ein Gurgeln, Winseln, Toben: Maxe!!! Schmeling!!
Und plötzlich schwebt Renatus hoch zu Stuhl.

Und plötzlich hört Renatus seine Fistel,
hört seine Stimme, die im Chor sich wiegt.
Fahrt hin: James Joyce und Rilke und Daudistel.
Bonaglia sank und Schmeling hat gesiegt! —

Renatus Wolkensaum, der Sensitive,
fand sich im Alltag. Um sein Aug' gleißt Glast.
Er sieht die Welt aus andrer Perspektive
Und geht jetzt täglich in den Sportpalast.

Mord im Ganzen und in Scheiben von S. Glanis

Aber ich glaube, ich rede da ins Leere.
Ulenspiegel.

Mord ist juristisch ein eng umrissener Spezialfall aus der vielfältigen Phänomenologie des Tötens. Doch jedes Töten ist Mord, Mord an der Kreatur. Ob es Krieg, Exekution, Raubmord, Metzgerei, „Hohe Jagd", Heringsfang oder Spatzenschießen ist — es bleibt Mord. Auch Schnitzelessen ist Mord, sogar Meuchelmord. Früher besorgte mans noch selbst. Doch jetzt widerstrebt es einem (weil man es unbewußt als Mord zu empfinden beginnt). Und deshalb will man es nun nicht mehr gewesen sein und verkriecht sich hinter dem Metzger, den man dafür bezahlt, daß er für uns tötet und uns die getötete Kreatur sauber in Scheiben liefert, die das Gewissen nicht mehr belasten. Dafür nimmt man ihm dann auch sein Metier übel.

Das soll hier keine Propaganda für den Vegetarismus werden, sondern einfach ein Versuch, die Genealogie des Mordes weiter zu verfolgen, als man zu tun gewohnt ist.

Nun wohl denn also, aber man braucht doch wohl nicht gleich dem Fleischgenusse zu entsagen! Nein, man braucht nicht gleich. An diesem „man braucht nicht gleich" scheitert es. Scheitert alles. Sobald es wider die persönliche Bequemlichkeit des Einzelnen geht, „braucht man nicht gleich". Dann braucht man sich auch nicht gleich zu beklagen, daß es Hinrichtungen, daß es Kriege gibt.

Aber es ist doch, traun fürwahr, erwiesen, daß der Körper Fleisch zur Erhaltung der Gesundheit nötig hat! Es ist auch erwiesen, daß das Vaterland den Krieg zur Erhaltung der Ehre nötig hat, daß die Gesellschaft die Exekution zur Erhaltung des Rechts nötig hat.

Man pflegt objektivierenden Kausalbetrachtungen meist nur soweit zu folgen, als sich keine unbequemen persönlichen Konsequenzen daraus ergeben. Beim kleinsten persönlichen Opfer hörts auf. Jeder sucht sich aus dem Kausalbündel jenen Faktor, der ihm affektiv am nächsten liegt und hält ihn für den Punkt, aus dem einzig alles Weh und Ach kurierbar ist. Er gleicht jenem Kranken, der zwar die Krankheit los sein möchte, der aber garnicht daran denkt, Verordnungen zu befolgen, die seiner Gewohnheit und Bequemlichkeit zuwider sind. Er hat sein Lieblingssymptom, etwa das flatternde Herz. Das soll ihm der Arzt kurieren, aber er soll ihn in Ruh lassen mit dem Altweibergewäsch, daß der Schnaps und der Tabak die Ursache sind. Einfach lächerlich! Da wird dann am Symptom gedoktert, die Krankheit bleibt bestehen und eines Tages kommt man daran um.

*

Besonders, wenn die Krankheit Mord heißt. Da doktert auch jeder an einem Symptom. Da ist vor allem der Krieg, jenes sanktionierte Massenmorden mit Prämienverteilung für Akkordarbeit. Millionen Menschen beginnen plötzlich einander zu morden, wenn das „Vaterland ruft", weil der Einzelne nicht gelernt hat zu denken. Zu denken, daß der Mensch ein

Mensch ist und nicht Soldat, das heißt ausübendes Mordorgan. Daß Mord, Mord ist und daß es die ungeheuerste blasphemische Lüge ist, daß es „höhere Zwecke" gibt, die den Mord heiligen.

Ihr Alle, Ernst und Karl und Albert, verkriecht Euch nicht hinter dem „Vaterland": Ihr seid verantwortlich. Ihr seid schuld, jeder Einzelne! Vor Gott habt Ihr nicht die „heiligsten Güter der Nation gewahrt", vor Gott habt Ihr Seine heiligsten Güter zerstört, das Leben von Jean, Iwan, Percy, die wie Ihr Seine Kinder waren, vor Gott habt Ihr gemordet. Lernt denken und Ihr seht, was die heiligsten Güter eines Vaterlandes sind, sobald es „ruft": die Geltungs- und Machtbedürfnisse einer gewissenlosen Oligarchie. Dafür wurdest Du Walter und Du Fernand und Du Gregor Iwanowitsch zum Mörder.

*

Die bürgerliche Gesellschaft ist gewohnt, nur den „gemeinen Mord und Totschlag" als Sünde wider das fünfte Gebot zu betrachten. Sie schuf eine Justiz, die den durch Mord gestörten Rechtszustand durch Mord wiederherstellen zu müssen glaubt.

Was bleibt übrig, wenn man von unserm kerndeutschen christlich-römischen Recht die verschimmelte Moralinkruste kratzt: das gute alte jüdische „Auge um Auge, Zahn um Zahn". Und die Ära christlicher Bruderliebe? Die findet Sonntags in der Kirche statt. Jeder Versuch, sie Tat und Wirklichkeit werden zu lassen, ist jüdische Demagogie.

Die Justiz verdammt den Mord aus ethischen Gründen und postuliert aus den selben Gründen die Exekution. Verkriecht Euch nicht hinter der „Gesellschaft". Deren „Krebsschaden" ist die kollektive Schuld der Einzelnen. Du und Du und Du, Jeder ist schuld? Warum spottet Deine Justiz aller Menschenwürde? Weil Du versäumst zu denken und darum nicht weißt, was Mensch und Menschenwürde sind. Weil Deine Beziehung zum Nächsten immer noch nach einem reflexhaft dumpfen „Auge um Auge, Zahn um Zahn" abläuft, darum muß Deine Justiz auch so sein. Darum „sühnt" man Mord mit Mord.

*

Da ist die Jagd, jene „feudale Passion", jener „edelste Sport", der Lustmord ist. Von der elenden Metzelei der Treibjagd bis zum Selektivschuß des hegenden „Tierfreundes". Der Jäger nimmt kontradiktorisch „die humanste Art des Tötens" für sich in Anspruch. Es gibt keine humane Art des Tötens, es gibt nur Mord. Man lädt sich gegenseitig zum fröhlichen Jagen und übt, befeuert von Alkohol und Zoten, die humanste Art des Tötens am wehrlosen Geschöpf.

Aber der liebende Heger des Wildes, der nach sorgender Wahl hie und da ein „Stück" abschießt, da es die Pflege des Wildbestandes erfordert? Der soll es getrost Gott überlassen, welcher Kreatur zu leben bestimmt ist.

Was ist damit getan, daß man den Jäger als Metzger qualifiziert, wie hier einmal geschah! Wenn damit etwas geändert wird, so ist es höchstens die Diagnose.

*

Ich gehöre keineswegs zu Denen, welchen im Humanitätsdusel das Organ für biologische Kriterien abhanden gekommen ist. „Nicht Erbarmen, sondern Gerechtigkeit ist man dem Tiere schuldig." Wie kann man ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, solange man es nicht richtig einschätzt.

Hatte die mißverstandene Idee des Christenmenschen im Abendlande bisher zur Unterschätzung des Tieres geführt, so beginnt man heute, gleich blind für Wesentliches. es zu überschätzen.

Die Verwandtschaft zwischen Mensch und Tier besteht nur im Somatischen und unterbewußt Psychischen. Alle geistige Verwandtschaft ist nur phänomenologisch nicht wesentlich. Was wir mit dem Tiere gemeinsam haben, ist der beseelte Leib, den zu zerstören wir nicht berechtigt sind, den wir also auch im Tier zu respektieren haben. Was uns aber vom Tiere trennt, ist nicht mehr und nicht weniger als ein Schöpfungstag. Nicht mehr und nicht weniger als eine Welt.

Nicht mehr und nicht weniger als der Geist.

*

Den zu mißbrauchen der Mensch noch immer strebend sich bemüht. Indem er ihn so völlig in den Dienst pragmatischer Zwecke stellt, daß der unzulängliche Rest seines Menschentums nicht mehr bewußt wird.

Mensch sein will Jeder und pocht stürmisch auf sein Menschenrecht. Was aber es heißt, Mensch sein, das vermeidet Jeder auch nur zu denken, denn das heißt Verantwortung auf sich nehmen. Und nichts widerstrebt dem Einzelnen mehr als das. Er ist darum auch nicht Mensch, sondern Beamter oder Soldat oder Mitglied oder Bürger oder sonst was, als das er sich in verantwortlicher Situation verkriechen kann. Jeder braucht wen, der schuld ist. Der Einzelne ist immer noch unmündig und drückt sich vor Verantwortlichem. Am liebsten verkriecht er sich hinter einer unpersönlichen, anonymen Größe wie Gesellschaft, Staat, Vaterland, die ihm abwechselnd Schutz und Angriffsfläche sind. Alles Ungesunde des „Systems" hat seine Ursache im Individuum und ist nur von da aus heilbar. Aber es scheitert an der unsagbaren Denkfaulheit, Trägheit und Feigheit des Einzelnen.

Jeder wartet, daß der Andere anfängt. Keiner traut sich ohne sanktionierten Präzedenzfall. Niemand hat Mut. Denn Mensch werden heißt Rebell werden, „Vaterlandsverräter", „Schandfleck", „Nestbeschmutzer". Mensch sein heißt heute noch schweres Ärgernis sein.

*

Also lassen wirs lieber. Man riskiert doch zu viel dabei. Und man braucht ja auch nicht gleich. Man wartet wohl doch am besten, bis der Andre anfängt. Außerdem hat man — als nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft und treuer Bürger des Staates — Wichtigeres zu tun.

So verschieden ist es im menschlichen Leben von Peter Panter

Manchmal, wenn ich nachts nicht einschlafen kann, weil ich zu viel Plumpudding gegessen habe, wälze ich mich im Bett auf und ab, weil wie ein Alpdruck etwas auf mir lastet: Hauptmanns siebzigster Geburtstag.

*

Wenn einer von einem Amt oder einem Beamten das Wort „verantwortlich" gebraucht, frage man sogleich: „Wem —?"

*

Es gibt mehrere Mittel, sich die Todfeindschaft eines Kunstkaufmanns zuzuziehen: man kann sein Haus schänden, man kann seinen Kredit gefährden, man kann ihn in der Öffentlichkeit prügeln. Aber das sicherste Mittel bleibt doch immer: ihn zur Innehaltung eines abgeschlossenen Vertrages zu zwingen.

*

Vor Geistlichen darf man nicht Gott lästern. Vor Nationalen darf man nichts gegen das Vaterland sagen. Vor Kapitalisten nichts gegen die Nase der Börse, die tausend Nasen hat und keine... Die Empfindungen könnten verletzt werden. Aber ich habe noch nie gehört, daß in Deutschland irgend etwas getan wird oder unterblieben ist, weil sich Pazifisten in ihren Empfindungen verletzt fühlen.

*

Ein schlechter Journalist ist noch kein Philosoph.

*

Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß Menschheits-Probleme „gelöst" werden. Sie werden von einer gelangweilten Menschheit liegen gelassen.

*

„Der Krieg", hat einmal ein sterbender französischer Offizier gesagt, „ist eine viel zu ernste Sache, als daß man ihn den Militärs anvertrauen könnte."

*

Die Besucher einer Berliner Premiere wollen Goethe, plus Dante, plus Brecht, plus Bronnen; die Besucher der 50. Aufführung wollen das Dreimäderlhaus. Nun mach du in Berlin Theater.

*

Wenn man auf dem Broadway nach dem 15. September einen Strohhut trägt, wird einem dieser, nach dem Sprichwort, vom Kopf geschlagen. Aber hast du schon einmal gehört, daß jemand einem Amerikaner, der in Europa geistig die Füße auf den Tisch legt, leise auf die Schulter klopft und sagt: „Sie! Bei uns dürfen Sie das nicht machen."?

*

Ich möchte einmal eine Bücherbesprechung lesen, in der nicht das Wort „menschlich" vorkommt.

*

Wenn alle Leute erster Klasse fahren, ist die erste Klasse keine erste Klasse mehr. Berlin hat die Aristokratie des Durchschnitts erfunden.

*

Ganz Deutschland ist in Deutschland auf Flaschen gezogen.

*

Es gibt Schriftsteller, die werden gedruckt, weil sie so bekannt sind: das sind die freien Schriftsteller.

Und es gibt Schriftsteller, die sind so bekannt, weil sie gedruckt werden: das sind die Redakteure.

So verschieden ist es im menschlichen Leben.

Dämonen und Narren von Arnold Zweig

Heinrich Eduard Jacob ließ vor zwei Jahren das „Flötenkonzert der Vernunft" erklingen (Rowohlt). Mit musikalischer Leichtigkeit und Reinheit bot er geistige Entscheidungen und entscheidende Menschen in Erzählungen dar, rund und rein wie Töne und so vielsagend wie sie — kühne Gedichte, vom Gold, das nicht in der Sonne ist, von der Leber, die dem General Bonaparte fehlt, von Heinrich Zschokke, der ein Volksmann wird und die Freiheit wählt — er, den wir nur aus seinen eignen Novellen kannten. Jetzt setzt er (bei Rütten & Loening) diese Novellenkunst fort, heftiger, lebendiger, auch in den Gestalten deutlicher — nicht so beredt mehr, aber männlicher und in einer wunderschönen Mitte zwischen Schönheit und Kräftigkeit der Sprache. Diesmal sind es Byron und Raimund, die den gut gedruckten (manchmal nicht gut korrigierten) Band füllen; Nero („Mitleid mit Nero") ist nur ein kleiner Nachtisch, ein antikischer Windbeutel mit moderner Sahne. Aber Byron und vor allem Raimund geben wirklich Gestalten und Durchschnitte von Dichtern. Ich finde zwar ihre Empfindlichkeit mißbilligenswert — der eine stößt mit der Kritik zusammen, der andre mit dem Publikum; aber daran mag ein Schuß philosophischen Humors in mir schuld sein. Heinrich Eduard Jacob jedenfalls hat eine zusammenhängende Lebendigkeit der Seele und Gestalt erzählt, so daß man den Wind über Wien, den Wind über London fliegen fühlt: Städte erbrausen, Häuser reihen sich zu Straßenwaben, und als kostbaren Honig zeigt uns in ihnen ein Dichter den Geist und die Tragik der großen Künstler — die auf versöhnliche Art schwach sind und dabei doch stärker als der Alltag, der sie beiseite schiebt. Wenn man in Deutschland Sinn für Novellen hätte, für die Novelle, die hierzulande klassische Vorbilder und Meisterstücke formte — diese beiden, geistig, leidenschaftlich und geformt, wären mit Recht berühmter als all der aufgeregte Schwulst und Wulst, der sich hier Roman nennen darf — zuchtloses Gewäsch. Aber die Novellen von Heinrich Eduard Jacob stammen von einem echten Erzähler, und darum haben sie Form und reife Süße von Früchten. Laßt sie euch schmecken.

Pfeiffer von Ernst Glaeser

Aus dem Roman: „Jahrgang 1902", der im Mai 1928 erscheint.

Pfeiffer hatte rote Haare. Er trug sie, wie wir alle seit Beginn des Krieges, kurz geschoren. In seinem Gesicht, dessen graue, sommersprossengefleckte Haut immer ein wenig schwitzte, saß eine Stupsnase, an den Flügeln leicht verknorpelt. Er ging meistens mit offenem Mund. Seine Lippen waren trocken und blaß. Manchmal schälten sie sich. Pfeiffer war in nichts der echte deutsche Junge des Jahres 1914. Er trug auch keine Matrosenanzüge mit rot- oder goldgestickten Ankern, nur graue, hochgeschlossne Wollsweater oder Joppen. Pfeiffer war häßlich. Wenn man mit ihm sprach, blinzelte er. Jedem bot er seine Dienste an; nur wenn er etwas tat, fühlte er sich sicher. Er versuchte sein Aussehen durch Unterwürfigkeit zu kompensieren. Er hatte eine Freistelle in unsrer Schule. Sein Vater, ein kleiner Schneider, bei dem nur verschuldete Bauern arbeiten ließen, stand seit Kriegsbeginn im Feld, die zurückgebliebene Familie von fünf Köpfen ernährte die Mutter durch Zeitungsaustragen und Waschen. Pfeiffer drängte sich zu jeder Arbeit. Die Papierfetzen, die in den Höfen und Gängen der Schule herumflogen, sammelte er in Müllkästen. Dem Professor der Zoologie verschaffte er jeden Engerling und jedes gewünschte Insekt. Pünktlich um ein Uhr fand er sich vor dem Konferenzzimmer ein und trug den Lehrern die Korrekturhefte nach Hause. Pfeiffer besorgte Briefe, überbrachte Einladungen, sammelte in den Häusern für jede Spende, holte aus den Druckereien die frischen Siegestelegramme, führte kleine Kinder spazieren, denen er im Herbst aus gefallenen Kastanien große Ketten einfädelte oder im Frühjahr, wenn die Erlen gut in Saft standen, Flöten schnitzte. Der Junge war häßlich und sich dessen bewußt. Er diente...

Bei unsern Spielen, die seit den Augusttagen einen besonders kriegerischen Charakter angenommen hatten, war er immer die unterliegende Partei. Das bedeutete, er wurde von allen gemeinsam verhauen. Pfeiffer statierte als „Feind". Je nach der Offensive, die grade aktuell war, war er Russe oder Franzose. Auf seinem Rücken, den wir blau und blutig schlugen, feierten wir die vermeintlichen Siege unsrer Väter. Pfeiffer wurde dauernd verdroschen. Auf den Schulhöfen die Lehrer, in den Straßen die Pfarrer, auf dem Feld die alten Bauern — überall, wo Erwachsene uns zuschauten, schmunzelten sie und erteilten uns Ratschläge, wie wir unser Spiel noch mehr der Wirklichkeit annähern könnten. Pfeiffer hielt alles geduldig aus. Er war der Prügelknabe unsres Patriotismus. Seine proletarische Abkunft prädestinierte ihn dazu.

Pfeiffer wurde erschossen, abgeschnitten, verschüttet, gefangengenommen, Pfeiffer wurde in die Flucht geschlagen, überrannt und bei einsetzender Verfolgung aufgerieben. Manchmal zwangen wir ihn hinter einen Hügel, bewarfen ihn mit Ackerschollen, dann stürmten wir und hieben auf ihn ein, daß er oft wie leblos den Grashang hinunterrollte und mit seiner verknitterten Soldatenmütze zwischen den Schlüsselblumen liegen blieb. Als Gefangenen schleppten wir ihn vom Feld in die Stadt, aus Kellerlöchern wurde er als Spion gezerrt und vor einer Stalltür erschossen. Wir zwangen ihn, zu fliehen, hetzten ihn durch das ganze Städtchen und schleppten ihn dann gefesselt, unter freundlichem Lächeln der Bewohner, nach der Richtstätte, einer Sandkaute, wo ihn ein Standgericht zum Tode verurteilte. Pfeiffer bekam ein Taschentuch vor die Augen und mußte um sein Leben bitten. Er winselte, rutschte vor dem Leutnant auf den Knieen, und wenn ihm dieser, als besondre Nuance des Spiels, das Leben schenkte, mußte ihm Pfeiffer die Hände küssen.

Seinen Höhepunkt erreichte dieses Spiel, wenn Pfeiffer abgeschossen wurde. Die Unterlagen dazu verdankten wir Sachs, dem Sohn eines mittlern Beamten, der in den Argonnen kämpfte. Wöchentlich schrieb er seinem Sohn einen genauen Bericht über die Kämpfe, schilderte nächtliche Patrouillen, das Niederschießen feindlicher Posten im Mondlicht, Überfälle, Scharmützel mit Alpenjägern, den Kampf um eine Fêrme, den Brand der Dörfer, den Humor des Lagerlebens, die heitre, siegesgewisse Stimmung der Front. Nach diesen Briefen richteten wir unsre Spiele ein. Leider erfuhren wir erst ein halbes Jahr später, daß der treffliche Mann zwanzig Kilometer hinter der Front ein Bekleidungsdepot verwaltete und seine Kenntnisse von den heldenmütigen Kämpfen unsrer Feldgrauen den Feuilletons einer Armeezeitung entnahm.

Pfeiffer wurde im Wald abgeschossen. Er mußte dazu auf einen Baum klettern, möglichst hoch und einen Stecken, der als Gewehr fungierte, im Anschlag halten. Wir formierten eine Kolonne, die im friedlichen Marschschritt und harmlosen Gesang unter diesem Baum vorüberzog. Sobald uns Pfeiffer sah, hatte er „Bum-Bum" zu machen, mit seinem Zeigefinger unterhalb des Steckens eine abziehende Bewegung. Sofort fielen an der Spitze zwei von uns um, der Rest schwärmte ins Gebüsch aus, einer, der eine Trompete hatte, blies.

Der Tatbestand eines heimtückischen Überfalls war gegeben, die Losung hieß: „keinen Pardon!" Der Baum wurde belagert. Pfeiffer saß oben und machte: „Bum-Bum!" Wir lagen im Kleinholz, Prügel im Anschlag, drei von uns hatten auch Miniaturgewehre mit Zündhütchen. „Achtung, Deckung nehmen!" schrie einer, der immer behauptete, er sei unser Leutnant. (Sein Vater war Lehrer.) „Langsam vorrücken, auf dem Bauch kriechen!" Wir krochen.

Pfeiffers Schüsse klangen immer matter. Er mußte schon trockne Lippen haben und nur noch wenig Atem. Plötzlich schreit neben mir einer auf: „Kamerad!" Er behauptete, er sei verwundet. „Unterschenkelschuß", konstatierte der Leutnant, „zurück zur Verbandstelle". Er humpelte die Waldschneise hinab zu einer Bank, wo zwei Mädchen saßen, die als Samariterinnen unsre Kämpfe begleiteten. Sie trugen alte Taschentücher bei sich, mit denen sie die vermeintliche Wunde kunstgerecht verschnürten. Dabei kamen ihre Haare den Blessierten sehr oft nahe, manchmal sogar ihre Lippen. Diese Mädchen war für viele von uns eigentlich der Grund, weshalb wir uns an diesen Kämpfen beteiligten. Es war sehr süß, verwundet zu werden. Am süßesten, gefallen zu sein, denn dann warf sich eines der Mädchen mit seinem Körper über den „Toten" und beklagte ihn mit Küssen und Schwüren. Diese Mädchen, die schon sehr entwickelt waren, konnten nicht genug „Tote" bekommen, über die sie sich werfen durften. Das ging soweit, daß unter uns um den „Heldentod" gelost wurde. Wenn aber einer der „Gefallenen", über den sich das Mädchen warf, in begreiflicher Erregung dessen Küsse erwiderte, sprang es schamrot hoch und schrie: Spielverderber! Es waren deutsche Mädchen ... Inzwischen ging die Unternehmung gegen Pfeiffer fort. Das „Bum-Bum" klang sehr unregelmäßig. „Die Munition geht ihm aus", schmunzelte der Leutnant. Dann sprang er mutig hinter einer Haselstrauchhecke hervor, schwang sein Gewehr und schrie: „Ergeben Sie sich?" (Das Fürchterlichste an diesem Ruf war das „Sie".) „Nie!" hatte Pfeiffer nach unsrer Verabredung zu schreien, er mußte noch drei Mal „Bum-Bum" machen, dann stille sein. In diesem Augenblick brachen wir aus dem Gehölz. Wir umringten den Baum und einer, der vorher ausgelost worden war, hatte den Prachtschuß.

Er stellte sich unter den Stamm und zielte nach Pfeiffer. Dieser hockte im Geäst und mußte jetzt um Gnade wimmern. Er ließ

seinen Stecken fallen und hob die Hände. Die Innenflächen nach vorne gebogen, die Beine um den Ast gekrampft, schwankend, mit lallender Zunge durfte er etwa eine Minute lang flehen. Darauf hatte der Schütze sein Gewehr zu senken und fragend nach dem Leutnant zu blicken. Die Spannung dieses Augenblicks war ungeheuer und jedesmal neu.

Der „Leutnant" stemmte die linke Hand in die Hüfte, hielt kurz den Atem an, dann sagte er: „Abschießen, keinen Pardon!" Jedes Mal, wenn ich dieses: „Keinen Pardon" hörte, begann ich zu zittern. Ich war Pfeiffer heimlich zugetan und fürchtete für sein Leben. Gewaltsam mußte ich mir sagen: „Es ist ja alles nur Spiel", aber mein Körper weigerte sich, diesen Gedanken anzunehmen. Er fror. Er empfand diese Minuten als Wahrheit. Einmal sogar, als ich mir vor Unmännlichkeit gar nicht mehr helfen konnte, lief ich zurück zu den Mädchen und beteuerte, ich sei verwundet. Auf ihre gierige Frage: wo? wußte ich nichts zu sagen, sie schrien mich an, nannten mich feig, nahmen mir meinen Holzsäbel ab, zerbrachen ihn und zeigten mich beim Leutnant wegen Fahnenflucht an, der aber nichts Ernstliches gegen mich unternahm, weil er seine deutschen Aufsätze von mir abzuschreiben pflegte.

In diesen Minuten saß Pfeiffer in seinem Baum, hielt die Hände hoch und während sein Mund wimmerte, blickten seine Augen so starr, daß man nur noch das Weiße sah. Er hielt den Kopf etwas schief, sein Wimmern klang, als hätte man einer Fliege die Flügel abgerissen.

Nach den Worten des „Leutnants" wandte sich der Schütze um, zuckte die Achseln, legte das Gewehr an, setzte es ab, strich zärtlich über seinen Lauf, dann schmiß er es blitzschnell in die Schultergrube, zwickte die Augen schmal — schoß. Statt „Bum" machte er „Peng".

Pfeiffer schrie glucksend auf wie ein Fasan, knickte vornüber, und prasselte mit hochgeworfnen Armen, leblos, wie ein nasser Sack, durch die Zweige. Er machte das sehr geschickt.

Wenn er auf dem Boden aufgeschlagen war, mußte er eine Weile liegen bleiben, die Augen zumachen und kaum atmen. (Pfeiffer konnte bis auf 83 den Atem anhalten.) Dann ging der „Leutnant" an ihn heran, berührte ihn mit der Stiefelspitze, ließ ihn halblinks rollen und sagte: „tot".

Darnach erst durfte Pfeiffer aufstehen und sich abbürsten.

In geschlossner Kolonne, unter dem Gesang: „Ein Franzose wollte jagen eine Gemse silbergrau..." marschierten wir zum Verbandplatz. Die Verwundeten waren inzwischen geheilt. Mit den freigewordenen Taschentüchern winkten uns die Mädchen ein herzliches Willkomm'. Wir warfen unsre Stecken weg und riefen: „Heil!" Sie gaben uns allen die Hand.

Pfeiffer, der neben uns hergehumpelt war, denn er pflegte sich oft bei diesen gewagten Stürzen die Sehnen zu verzerren, wurde nun auf die Bank gelegt und auf seine Schußwunde hin untersucht. Eines der Mädchen, die Tochter eines Feldgeistlichen, der in dem Generalanzeiger der benachbarten Großstadt wöchentlich ein geharnischtes Feuilleton über das „eiserne Leben an der Front" schrieb und darin jenen pastoralen Humor von sich gab, der vielleicht das Widerwärtigste des Krieges war (ich erinnere mich noch sehr genau an eine seiner Heimatpredigten zur Zeit des uneingeschränkten U-Boot-Krieges, die mit den christlich schmetternden Worten begann: 70 000 Tonnen versenkt..!), die Tochter dieses rotblonden Feldpredigers beugte sich jetzt über Pfeiffer und öffnete auf seiner Brust das Hemd. Pfeiffer hielt die Augen geschlossen, er lag steif, auf seiner Stirn standen wie kleine Ampeln der Angst ein paar graue Schweißtropfen. Das Mädchen

machte die linke Brusthälfte frei, klemmte in der Herzgegend zwischen Daumen und Mittelfinger das Fleisch zu einem Wulst, dann sagte es mit begeisterter Stimme zu dem Schützen, der schmunzelnd herangetreten war: „Ihr habt gut geziełt, Kamerad!". Der Schütze verneigte sich, das Mädchen gab ihm die Hand...

Als ich später allein mit Pfeiffer über das Feld nach Hause lief, meinte er: „Du, wenn das ein Herzschuß sein sollte, hätte ich eigentlich mit dem rechten Bein zucken müssen, ehe ich abstürzte. Das ist bei Herzschüssen so in der Ordnung."

Ich fragte ihn, woher er das wisse.

„Mein Vater hat es geschrieben; die hatten neulich in der Kompagnie an einem Tag drei gehabt..."

*

Diese „Kämpfe" waren Pfeiffers einzige Beziehung zum Krieg. Er ließ sich verprügeln. Es war, als erniedrige sich in diesem Jungen, der häßlich und rothaarig war, eine überpersönliche Kraft. Denn seine Fähigkeit, unsre Schläge auszuhalten, war größer, als unsre Ausdauer, ihn zu schlagen. Er kam uns immer durch die Bereitwilligkeit, mit der er seinen Buckel hinhielt, zuvor. Unsre Triumphe langweilten uns. Wir siegten uns „tot" an ihm. Trotzdem schlugen wir ihn weiter. Denn Pfeiffer galt uns als Zivilist. Sein Eifer, kleine Tagesbesorgungen ernsthaft zu erledigen, seine Lust, immer etwas aufzuheben und fortzutragen, seine Sucht, sich nützlich zu machen, galt uns in einer Zeit, wo wir selbst in der Schule aus Patriotismus verschlampten, als unwürdig und weibisch. Für uns gab es nichts außer der Front. Das Leben in unsrer Stadt galt uns als zweitklassig, Pfeiffer bekümmerte sich darum, deshalb verprügelten wir ihn. Zwar stand sein Vater im Feld, aber das war ihm nichts Besondres, wo fast jeder Vater an der Front war. Fragte man ihn, wo sein Vater sei, sagte er: „Draußen" — fragte man uns, kam stolz die Antwort: „in der Nähe von Warschau", „100 Kilometer vor Paris" oder „er kreuzt vor England..." Pfeiffer sammelte weder Granatsplitter, noch klebte er auf Flaschen die Photos der Generäle. Pfeiffer hatte auch keine Landkarte, auf der er die Front absteckte, nicht einmal ein schwarzweißrotes Abzeichen oder einen Stempel: „Gott strafe England". Statt dessen machte er Botengänge, kehrte Samstags manchen Bürgern die Straße und verdiente damit monatlich 3,50 Mark; die er seiner Mutter genau ablieferte. Der zwölfjährige Junge war Zivilist, wir spürten das, ohne es formulieren zu können — deshalb verprügelten wir ihn. Er überwand diese Prügel, indem er sie aushielt.

Meine Freundschaft mit Pfeiffer, die zugleich eine Revision meiner ganzen Anschauung mit sich brachte, datiert von folgendem Tag. Am Mittag des 15. Februar war ein Lazarettzug in unserm Städtchen eingelaufen, der einige Schwerverwundete abgab. Ich war in den karbolstinkenden Wagen herumgegangen und hatte mit einem alten Landsturmmann einen zusammengeschossenen Soldaten auf einer Bahre durch die Stadt getragen, der uns kurz vor der Einlieferung ins Krankenhaus starb. Ich war dabei, als ihn der Arzt untersuchte. Ich sah den ersten toten Soldaten. Ich fror. Als wir um die Bahre standen, der Arzt mit einem Notizbuch, ein Sanitäter mit blutverkrusteten Lappen, drei Frauen mit entzündeten Augen, kam Pfeiffer an uns vorbei mit seinem Vater, der einen schweren Tornister trug und ein übergehängtes Gewehr. Sie liefen Trab. Vor drei Tagen war Pfeiffers Mutter beim Zeitungsaustragen gestürzt. Es war Glatteis und sehr dunkel. Die Frau, die nur verschwiegen stöhnte, wurde sehr spät von Passanten gefunden und in bewußtlosem Zustand nach Hause gebracht. Der Arzt konstatierte starke innere Blutungen und schwere Verletzungen. Deswegen kam Pfeiffers Vater

auf Urlaub. Deswegen liefen sie Trab, weil der Arzt gesagt hatte, es sei hoffnungslos.

Den Mittag dieses Tags verbrachte ich im Krankenhaus. Der tote Soldat hatte Papiere, bei deren Ordnung ich einem Feldwebel helfen mußte. Das Schwierigste war der Brief an die Witwe. Da der Feldwebel keine vorgedruckten Formulare hatte, mußten wir ihn aufsetzen. Wir besannen uns auf alle Schlagworte der Zeit, die, wie der Feldwebel sagte, in derartigen Fällen zuständig sind, aber keines hielt stand, denn neben uns lag der tote Soldat. Schließlich schenkte mir der Feldwebel 10 Zigaretten und sagte, ich solle es aufsetzen. Er ging in die Kantine, wo er sehr laut und hoffnungsfreudig den blonden Schwestern vom Roten Kreuz auf den Rücken tatschte. Ich saß unter einer Kerze, neben mir der Tote, und schrieb: „Verehrte Frau K., Ihr Mann starb heute leider bei seiner Einlieferung ins Krankenhaus G. Es tut mir aufrichtig leid. Anbei empfangen Sie die Uhr und einige Papiere. Sonst wurde bei der Leiche nichts gefunden. Sollten Sie wegen des Begräbnisses Wünsche haben, so bitten wir Sie, uns dieselben schleunigst zu telegraphieren. Andernfalls wird Ihr Mann auf dem Ehrenfriedhof hier beigesetzt. Hochachtungsvoll ..."

Als ich das fertig hatte, kam der Feldwebel herein, klopfte mir fröhlich auf die Schulter und setzte mit großen Schnörkeln, wie sie sonst nur ein General hatte, seinen Namen unter den Brief. Dann klebte er eine Dienstmarke drauf und ließ ihn durch mich an die Post bringen. Der Tote im Bett hatte nichts dagegen.

*

Es war Abend, als ich nach Hause kam. Ich war sehr erregt und konnte nichts denken. Meine Mutter war auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung für „unsre Feldgrauen im Osten", ich saß allein und wußte nicht, wie ich meine Mathematikaufgaben für den nächsten Tag fertig bringen sollte. Die Begegnung mit dem toten Soldaten hatte mir jede Sicherheit geraubt. Ich sah sein Gesicht, den verkrampften Mund, die geschwollnen Augen und mußte plötzlich an Pfeiffer denken. Ich beschloß, zu ihm zu gehen und ihm die Geschichte mit dem Soldaten und dem Brief an die Witwe zu erzählen, außerdem war Pfeiffer ein guter Mathematiker, ich könnte sicher bei ihm abschreiben. Was mit seiner Mutter war, hatte ich vergessen.

Es war dunkel, als ich vor Pfeiffers Haus stand. Ich klopfte. Ein Laden sprang auf. Pfeiffers häßlicher Kopf erschien. „Ach, du bist's?! Ich mache gleich auf ..." Kurz darauf höre ich Schritte im Hof, als ich vor ihm stand, bemerkte ich, daß er sehr bleich war. „Komm nur herein", sagte er, „zwar ..." Dabei schluckte er. Er schien zu weinen.

„Was ist los, Pfeiffer?"

„Ach, es ist nur wegen meiner Mutter — sie stirbt ..."

Warum ging ich in diesem Augenblick nicht weg? Warum fiel mir kein „passendes Wort" ein? Warum stotterte ich: Mathematikaufgaben und blieb stehen?

Pfeiffer hatte mich gefaßt und schob mich über den Hof. „Du brauchst dich nicht zu genieren, komm nur ..."

In der Stube, die im rötlichen Schein einer abgebrannten Birne schwamm, war der Tisch gedeckt. Daran saß Pfeiffers Vater und aß. Neben ihm Pfeiffers jüngere Geschwister. Rotköpfe, mit großen, erstaunten Augen. Es war still, man hörte nichts als das Geräusch der Essenden und im Nebenzimmer, dessen Tür leicht angelehnt war, jemand hantieren. Ich sagte: „Guten Abend". Pfeiffers Vater nickte. Es war halb neun.

Am untern Ende des Tischs schob mir Pfeiffer einen Stuhl hin, holte sein Heft aus dem Ranzen und sagte: „da, schreib". Er verschwand im Nebenzimmer. Ich saß bei den Essenden und wagte

mich kaum zu rühren. Die Zahlen tanzten vor meinem Kopf. Die geometrischen Figuren glichen Fieberornamenten.

Plötzlich hörte Pfeiffers Vater auf zu kauen, horchte, in dem Nebenzimmer stöhnte es zweimal kurz, man hörte eine Schwester flüstern, dann war es wieder ruhig. Der Schneider sah dauernd auf die Uhr. In seiner linken Hand zerbröckelte er Brot.

„Sie wußten nicht, daß die Mutter stirbt?"

„Nein," sagte ich und sah weg.

„Ich auch nicht... Vor zwei Tagen schickten sie ein Telegramm, ich soll kommen, drei Tage Urlaub mit Hin- und Herfahrt hat mir der Major gegeben, ausnahmsweise, denn sie brauchen jeden Mann. Heute abend muß ich weg. 10.10." Er sagte das in einem Tonfall als läse er aus einem Buch vor. Dann, nach einer Pause, mit ganz andrer Stimme: „Wenns nur zu Ende wär'... wenns nur noch rechtzeitig zu Ende geht..." Ich fror. Ich konnte nicht aufstehen und fortgehen. Wenn nur Pfeiffer dagewesen wäre, dann hätte ich ihm rasch die Hand gegeben und wäre fortgelaufen.

„Wollen Sie etwas essen?", fragte der Schneider. Er schob mir Kartoffeln hin und etwas Mus. Und wirklich, ich aß, ich steckte mir die Kartoffelscheiben in den Mund und kaute, nur, um etwas zu tun.

Es war 9.15, als der Arzt aus dem Nebenzimmer kam und warmes Wasser verlangte. Der Schneider sah ihn fragend an und deutete auf die Uhr. Der Arzt sagte: „Ich kann Ihnen nichts versprechen. Der Tod kann jeden Augenblick eintreten, aber auch noch zwei bis drei Stunden ausbleiben."

„10.10 geht mein Zug!", jammerte der Schneider.

Der Arzt zuckte die Schultern: „Jedenfalls wird es heute Nacht noch zu Ende sein." Dann ging er wieder nebenan.

Der Schneider schnallte seine dicke Armbanduhr ab und legte sie vor sich. Es war ganz still in dem Zimmer, man hörte den Sekundenzeiger ticken. Um halbzehn begann der Schneider auf und abzugehen. Pfeiffers Geschwister hatten sich in der Nähe des Ofens in eine Ecke gedrückt und spielten mit Dominoklötzchen.

9.40 ging die Tür auf. Der Schneider blieb mit einem Ruck stehen. Vor ihm stand sein Sohn. „Es ist soweit, Vater!" „Stirbt sie?" „Nein, du mußt fort...!"

Der Schneider wankte. Er hielt sich am Tisch. Seine Augen traten weit vor. Sein Kopf stand starr auf dem Rumpf als gehöre er nicht zu ihm. „Ich gehe nicht!" Er brüllte es fast.

„Doch, du gehst!"

„Nicht, bis sie tot ist!"

„Das kann noch Stunden dauern..."

„Sag dem Arzt, er soll es beschleunigen, er soll . . . er soll . . . Aber so geh ich nicht." „Nein," sagte er noch und setzte sich auf einen Stuhl.

Pfeiffer trat nahe an ihn heran. Er beugte seinen Kopf an sein Ohr: „10.10!!" Und dann mit fast listigem Ausdruck: „Weißt du, was mit dir geschieht, wenn du zu spät kommst...?"

Der Schneider schien zusammenzufallen. Pfeiffer hob ihn hoch, holte den Tornister, schnallte ihn dem Alten über, hängte ihm das Gewehr um, setzte ihm den Helm auf, dann schob er den feldmarschmäßig Ausgerüsteten nach dem Nebenzimmer, öffnete einen Spalt und sagte: „Wink!"

Ob der Schneider gewunken hat, weiß ich nicht mehr. Ich sehe ihn nur noch im Zimmer stehen, die Kinder küssen und Pfeiffer die Hand geben. Der sagte: „Hab' keine Angst, ich halte hier alles in Ordnung." Der Schneider nickte, dann ging er hinaus, der Kolben seines Gewehres schlug laut wider den Türpfosten, auf dem Hof hörte man ihn laufen. Pfeiffer kam zurück und setzte sich neben mich. Er atmete schnell. Ich hörte ihn reden: „Vor allem kommt

es darauf an, daß hier alles in Ordnung bleibt." Dann zu mir gebeugt: „Was hätte es für einen Sinn gehabt, wenn der Vater bis morgen geblieben wäre. Sie hätten ihn gesucht... und er hätte lang reden müssen, bis sie ihm geglaubt hätten. Es ist ja so in diesem Krieg, daß alles pünktlich sein muß, sonst wäre er ja gar nicht oder schon längst vorbei..."

Ich verstand seine Worte damals nicht. Aber sie blieben in meinem Gedächtnis.

„Pfeiffer," fragte ich, „was willst du machen, wenn deine Mutter tot ist?"

Er sah mich erstaunt an. Ich glaube, er hat gelacht. „Arbeiten, was sonst?" Ich schämte mich. Er schien es zu merken. „Sieh mal," sagte er und nahm meine Hand, „du begreifst das noch nicht, du bist noch zu jung." „Wir sind doch gleichaltrig?" „Nein" — jetzt war seine Stimme sehr scharf — „dir geht es besser..."

„Pfeiffer," stotterte ich, „Pfeiffer, ich sorge dafür, daß dich keiner mehr haut..." Pfeiffer lächelte. „Ich habe auch jetzt keine Zeit mehr, mit euch zu spielen. Und vielleicht dürfen wir es auch nicht mehr so, denn es ist alles ganz anders als wir es uns vorgestellt haben. Mein Vater hat heute gesagt, es gäbe viel mehr Tote als Helden..."

„Pfeiffer," heulte ich los. Er aber nahm mein Heft und zeichnete mir die geometrischen Figuren.

Als er fertig war, sah er nach der Uhr. Es war 10.10.

Ich fürchtete mich, packte mein Heft und gab Pfeiffer die Hand. In diesem Augenblick ging hinter uns die Türe auf. Eine kattunblaue Schwester winkte. Pfeiffer nickte und ging, ohne mich anzusehen, leise ins Sterbezimmer.

Heimlich, als hätte ich etwas gestohlen, steckte ich mein Heft in den Mantel und tastete mich über den dunklen Gang die Treppe hinunter. Die Straße war hell. Es war Schnee gefallen. Ich hörte meine Schritte nicht.

*

Pfeiffer, dessen Mutter noch in jener Nacht gestorben war, genoß bald große Achtung in unserm Städtchen. Seine Arbeit sicherte seinen Geschwistern ein erträgliches Auskommen. Wir schlugen ihn nicht mehr. Denn er war der Erste von uns, der, wie der Pfarrer sagte, „mitten im Leben stand".

Pallenberg von S. J.

Denn gebt Pallenberg eine einzige große Schwankrolle: er wird sie kurz und klein schlagen und auf dem Trümmerhaufen von verrenkten Charakterzügen, verstauchten Sätzen, zerbrochenen Wörtern, gequetschten Silben, verröchelten Vokalen und aufgeweichten Konsonanten sich selber über den Autor und alle andern Stegreifkomödianten erheben. Aber gebt ihm drei hurtig hingestrichelte Käuze: Ihr findet höchstens einen Spieler in Deutschland, der ebenso ehrgeizig darauf aus wäre, sie nach Haut und Haar, nach Klima und Kleid, nach Gang und Gehaben von einander zu unterscheiden — und nicht allein das: jeden einzelnen bescheiden als ein Lebewesen, das um eine Linie verdickt eine Karikatur wäre... Man genoß Gefunkel, Saftigkeit, Überschuß. Heute ist Alles so dürftig geworden, daß Einer stählt und spornt, der sich selbstherrlich verschwenden kann, und, wenn er will, sogar, ohne die Menschendarstellungskunst zu verraten.

Wiener Theater von Alfred Polgar

Johann Orth, eine „österreichische Ballade"

Erzherzog Johann Salvator verzichtete auf seine Erzherzogwürde, um das bürgerliche Fräulein Milli Stubel heiraten zu können. Damit trat er schon mit einem Fuß in die Popularität. Hernach trat er auch mit dem zweiten in sie, indem er ein Schiff charterte, auf Reisen ging und samt seinem Fahrzeug verscholl. Viele Menschen verschwinden, man weiß nicht wohin, ohne daß die Legende um sie spänne. Aber wenn ein Erzherzog verschwindet, noch dazu einer, der das nicht sein wollte, dann spinnt sie. Johann Orth — diesen Namen wählte der kaiserliche Prinz — wurde lange Zeit für lebend gesagt, das Volk (oder was man in der Monarchie so rief) erhoffte seine Wiederkehr und belehnte den ausgesprungenen Habsburger mit hohen Tugenden, deren Nicht-Besitz zu erweisen er nicht in die Lage kam. Doch melden auch glaubwürdige Chroniken, daß er ein Mann von liberaler Denkart gewesen sei, und der Ahnungen, Reich und Dynastie steuere einem dunklen Schicksal zu, nicht entbehrt habe.

Friedrich Schreyvogel macht aus dem Johann Orth eine Idealgestalt, der eigentlich gebundene Rede zukäme, einen Mann, der mit reinen Mitteln das Gute will und, hierin Schillersche Hochfiguren an Weißglanz übertreffend, zugrunde geht, weil er das für symbolisch richtig hält. Sein Schiff scheiterte. Im schlichten nautischen Sinn. Der Dichter nimmt solchem Ende, dem innerer Zusammenhang mit des Helden Wollen und Müssen abgeht, das Banale, indem er ihm einen Zuschuß heroischer Freiwilligkeit gibt. Orth verschmäht die rettenden Boote und bleibt auf dem todgeweihten Fahrzeug, das er vorher zum Sinnbild Oesterreichs (dieses als übergeographischen Begriff genommen) ernannt hat. Seine Matrosen, Frau und Freund, bleiben mit ihm. Die letzten sachlichen Einwände gegen solchen Untergang fürs Lesebuch spült ein Guß pathetischer Worte über Bord, die allerletzten beseitigt das hochgezogene Flaggentuch. Indem die Mannschaft das Prinz-Eugen-Lied intoniert, während Orth, Milli und der treue Baron eine Gruppe bilden, sinken Schiff und Vorhang.

Im Schauspiel ist oft die Rede von der „Idee: Oesterreich", um welche es, das Schauspiel, sich auch programmgemäß drehen soll. Oesterreich ist eine Idee, und der Oesterreicher ein Mensch, der diese Idee in sich trägt, selbst wenn er nicht sagt, noch sagen kann, was er unter ihr begreift. Er produziert die Erde, in der er wurzelt: eine rätselvolle Wechselwirkung, die sich nur empfinden, nicht vorstellen läßt. Oesterreich ist manchmal auch eine Brücke. Und zuweilen eine Wehr. Hätte diese nicht gehalten, sagt Johann Orth, säßen heute die Orientalen in Paris. Aber das tun sie ja auch so, wenngleich nicht als Sultane. Schreyvogel nennt sein Stück „Ballade", womit wohl das Abgekürzte, getragen-Unbestimmte, Sinn hinters Wort Versteckende der Dichtung entschuldigt werden soll. Was gesprochen wird, erhellt die Vor-

gänge nicht, sondern umnebelt sie. Etwas ist faul im Staate. Was? Halbe Andeutungen lassen unsre Wißbegierde hungrig. Etwas soll, muß geschehen. Was? Die Antwort entschwindet hinter einem Bild, einem Gleichnis. In die Enge der Deutlichkeit getrieben, rettet sich der Autor mit einer dichterischen Wendung. Der Erzherzog zeigt sich fest entschlossen: zur Allegorie. Gilt es, so strafft er sich und tut eine Metapher.

Akt zwei bringt eine Art Komiteesitzung der kaisertreuen Verschwörer wider den Kaiser. Aber es bleibt unklar, was die Herren wollen, was sie nicht wollen, was sie bindet, was sie trennt. Akt drei begibt sich im Vorzimmer zum Audienzsaal. Hier tritt die bizarrste Figur des Stücks auf, ein Hofrat, der, mit Grillparzers Nachlaß beschäftigt, so ganz und gar in den Geist des Alten hineingekrochen ist, daß er fast auch in dessen Haut geschlüpft erscheint. Er spricht die orphischen Worte, daß Oesterreich, auch wenn es nicht lebe, doch niemals sterbe ... ein Diktum, dunkel genug, um tief sein zu können. Nachdem der Erzherzog es gehört, beschließt er ohne Zögern das Paradoxon, Oesterreich zu verlassen, um in ihm zu bleiben, es aufzugeben, um es zu behalten.

Bis hierher, bis zum Ende ihrer dritten Strophe, ist die Ballade Schreyvogels, obgleich ein Spiel im Nebel, in dem die Worte verfehlen, was sie greifen sollten, die durchaus sympathische Arbeit eines gefühlvollen Schriftstellers, der sich Gedanken macht. Hernach nimmt mit dem Schicksal des Helden auch das Spiel, das diesem gilt, eine katastrophale Wendung. Den Boden der historischen Gegebenheiten, die er mit Bedeutung textierte, verlassend und in den Luftbezirk der Erfindung aufsteigend, stürzt der Dichter ab. Schon die Szene, in der wir die Mannschaft der „Santa Margherita" kennen lernen, ist kritisch. Es sind muntre Lehrlinge des Heldenfachs, aus allen Weltrichtungen der Monarchie hier zusammengekommen, halb Kinderspiele, halb das Exerzierreglement im Herzen; man sieht den lustigen Matrosen nicht an, daß sie Oesterreich in sich tragen, obgleich Johann Orth ihnen das auf den Kopf zusagt. Bemerkenswert ist, daß der Erzherzog nur Leute aus deutschen Gauen um sich versammelte, daß also sein Begriff „Oesterreich" wohl ein national-begrenzter war. Auch Juden wurden, scheint es, nicht angeheuert.

Der Schluß des Schauspiels dann (mit Fahne, Prinz Eugen und Tod infolge konsequenter Symbolik) landet, ins Erhabene zielend, einen Schritt weit von diesem.

Herrn Klitschs Erzherzog ist ein sanguinischer Biedermann, immer mit ganzer Brust bei der Sache. Fräulein Elisabeth Markus wärmt durch ihr natürliches, herzhaftes Wesen die Milli. Aus dem alten Hofrat, der sonderbaren Grillparzer-Mimikry, macht Herr Lessen eine Figur, die wie gestochen scheint.

Die Zuschauer grüßten unerschrocken die Gespenster der alten Zeit und den, der sie heraufbeschworen.

Rose Bernd von Harry Kahn

„Ma sollde vielleicht... doch ane Mutter han." Dieser Satz, just an den Scheitelpunkt des Stückes gestellt, ist sein Schicksals- und Schlüsselwort. Seine schönste Szene ist die zwischen der Frau, die nicht mehr gebären kann, und der Frau, die noch nicht gebären darf. Mütterliche Erde dampft um die Menschen; panisches Klingen von Werden und Vergehen, Säen und Ernten summt unter sommerschwülem Himmel; Furchenbruch und Fruchtreife senden ihre Duftschwaden übers Feld und durch die Fenster noch in die stickigen Zimmer hinein. Nie war Gerhart Hauptmann dem Geist dieser Erde näher, deren Fleisch und Blut auf der Bühne nachzubilden er noch immer der größte Meister unter den lebenden Deutschen ist. Nie ist er mit innigerem, gläubigerem Herzen wahrhaft zu den „Müttern" hinabgestiegen. So oft er es später, bewußten Willens, versucht hat, kaum wieder ist er so tief hinuntergelangt; je vorsätzlicher er, mit Hilfe von Symbol und Mythos, in die Tiefen zu dringen versuchte, um so mehr blieb er an der Oberfläche. Empfand er das selbst, als er, mit seinem letzten dramatischen Werk sein reifstes Drama zurückgriff und Rose Bernd zur Dorothea Angermann abwandelte? Auch hier dreht sichs ja um das mutterlose Kind, um das junge Weib, das, in einer unerbittlichen Männer- und Vaterwelt allein gelassen, der intuitiven Hilfe und Führung des blutverhafteten Menschen gleichen Geschlechts aber älterer Generation bar und dadurch in seinen Instinkten verwirrt, den chthonischen Mächten hilflos preisgegeben ist. Aber die Tragik wird hier nicht nur verdünnt und verdumpft durch die Verlegung des Motivs vom bäuerlichen ins bürgerliche Milieu; seine spätere Formung mußte mißlingen, schon einfach deshalb, weil 1925 nicht 1900 ist; weil wir in einem Vierteljahrhundert um ein Jahrhundert weiter heruntergeschritten sind von der Akme jener patriarchalisch-kriegerischen Weltperiode, die als Korrelat zum bracchialen Machtprimat des Mannes die Überwertung des Mutterbegriffs geschaffen hat. Heiligsprechung der Gebärerin, Heimatgefühl, Vaterlandsliebe, Bevölkerungsüberschuß — lauter Postulate des jetzt immer mehr abklingenden Patriarchats. Kein Zufall, daß das Mittelalter die einzige europäische Epoche, in der eine Kriegerkaste um ihrer selbst willen bestand, den Marienkult auf die Spitze trieb; kein Wunder, daß ihm die „ritterlichsten" Völker am eifrigsten huldigten. Man braucht nur einen Blick nach dem heutigen Italien zu werfen, wo ein ebenso gewaltiger wie gewalttätiger Mensch mit allen Mitteln versucht, das Rad der Geschichte rückwärts zu drehen: in einem Atem wird da die Anbetung des Vaterlands und die Vergötzung der Mutter gepredigt. Mussolinis Verordnung zur Wiederanbringung des Kruzifixes in den Schulzimmern und sein Gesetzentwurf über die Junggesellensteuer stehen im gleichen Amtsblatt und stammen aus der selben Wurzel. „Rose Bernd" wird spätern Geschlechtern wahrscheinlich einmal als der letzte monumentale Meilenstein an dem Weg gelten, an dessen Anfang die „Orestie steht, durch die der Muttermörder zum ersten Mal der Verdammnis anheimgegeben wird.

„Ma sollde vielleicht ..." In der Neuaufführung des Lessingtheaters ist das Schlußwort des dritten Akts gestrichen. Und die herrliche Szene zwischen der gewesenen und der werdenden Mutter geht fast eindruckslos vorüber. Trotzdem sie gespielt wird, wie sie kaum je gespielt worden ist und schwerlich noch einmal gespielt werden wird; denn selbst Brahm stand ja kein Frauenduett aus Käthe Dorsch und Lina Lossen für Rose Bernd und Frau Flamm zur Verfügung, zwei Weibwesen, die so erschütternd von dieser Welt sind, daß sie es schon fast nicht mehr sind? Die schwache Wirkung dieses Dialogs beweist, daß die übermäßige Gefühlsbetonung des Mütterlichen, die noch vor einem Menschenalter natürlich ergreifend war, uns nicht mehr unmittelbar berührt; und jener Strich zeigt, daß das, was das tragische Grundmotiv ist, einem skrupellosen Regisseur als Beiläufigkeit erscheinen kann. Die neuerliche vielfache Beschäftigung mit Oper und Revue haben Karl Heinz Martin nicht pietätvoller für das gesprochne Drama gemacht, als er schon immer war. Zugegeben: er hatte es nicht leicht. Immer mußte er von vornherein über den Schatten Brahms stolpern, der neben der Lehmann, für Flamm, Streckmann, Bernd das Männerterzett Rittner, Bassermann, Sauer aufmarschieren lassen konnte. Aber außerdem: wie soll man für Zuschauer dieser Tage eine dramatische Dichtung formen, deren Gefühlsinhalt nicht mehr heutig, aber auch noch nicht historisch ist? Das ist alles andre als leicht. Aber wie sich Martin aus dem Dilemma hilft, das ist auch alles andre als erfreulich. Er macht es nämlich durch Vergröberung der Affekte und Effekte. Rose trägt bei ihm schon vom Hochgehen des Vorhangs an den Glorienschein der Magna Peccatrix ums blonde Haupt, so daß selbst ein Genie des Herzens, wie die Dorsch, bis in den dritten Akt hinein bloß wehleidig wirkt. Der „schöne" Streckmann wird aus einem gereckten Dorfgockel zu einem schwammigen Vorstadtapachen, der sich, statt ein bißchen derb zu schäkern, gleich über die Kleinmagd wälzen muß, um vor aller Augen das Tier mit den zwei Rücken zu machen. Unter den Sternen Dieners und Domgörgens genügt ein Faustschlag nicht zur Zerstörung von Augusts Auge; Streckmann muß dazu mit der Flasche dreinschlagen. Natürlich geht es beim Erfinder von Undershafts Parkettkanone und Jonnys Rampencompound nicht ohne eine Lokomobile aus Pappdeckel, die die Atmosphäre des ersten Akts verbaut wie die des dritten der Wagen und die Mieten mit echtem Stroh. Am typischsten aber für den ganzen Geist dieser Inszenierung ist die Treppe, die im Lachmannschen Hause des fünften Akts innerhalb statt außerhalb der Kulissen in den ersten Stock führt. Über sie muß Rose Stufe für Stufe ihre Kindswehen hinaufschleppen. Daß Käte Dorsch das in einer Soloszene macht, vor der grade die Männer der weiblichen Menschheit ganzer Jammer anpacken muß, das ist keine Entschuldigung für eine Regie, die verdickt statt verdichtet, und die Grand Guignol mit großer Kontur verwechselt. In dieser Aufführung ist vom heißen Brodem aus den nachtdunklen Schächten Allmutter Gäas recht wenig, desto mehr dagegen zu spüren vom grellen Brand der hochkerzigen Scheinwerfer Allvater Jupiters.

Phöbophobie von Morus

Fast ein halbes Jahr war seit der Aufdeckung der Phöbus-Affäre vergangen, seit drei Monaten lag der Untersuchungsbericht des Sparkommissars Sämisch über die Reichswehrsubventionen vor, ohne daß die Regierung sich rührte. Offenbar hoffte man, inzwischen würde darüber das Gras wachsen, das nirgends so üppig gedeiht wie in Deutschland. Beinahe wäre es auch gelungen, die Sache vergessen zu machen oder doch auf ein falsches Gleis zu schieben. Der Konkurrenzkampf der Film- und Zeitungsgesellschaften um die Premierentheater der Phöbus-Film A.-G. erschien ein paar Wochen lang so wichtig, daß darüber der Ausgangspunkt und der Kern der ganzen Angelegenheit, der Fall Lohmann, kaum noch sichtbar war.

Aber ganz hat es doch nicht gereicht. Die unvermeidliche Etatdebatte und die immer noch ausstehende Interpellation der Sozialdemokraten haben immerhin Herrn Marx bewogen, dem Reichstag eine Erklärung abzugeben, die an trockener Raffiniertheit nicht leicht zu überbieten ist. Er hat die längst bekannten Zusammenhänge zwischen der Reichswehr, der Phöbus Film A.-G. und dem berliner Bankverein in allem wesentlichen bestätigt, hat sogar noch, zum Beweis seiner Offenheit, einige ergänzende Ziffern mitgeteilt, hat, im Namen der Reichsregierung, den Tatbestand „aufs ernsteste gemißbilligt" und, um Parlament und Öffentlichkeit wahrhaft zufriedenzustellen, die Einsetzung einer ständigen Kontrollkommission für die Finanzgebarung der Reichswehrressorts angekündigt, die aus Vertretern des Reichswehrministeriums, des Reichsfinanzministeriums und des Rechnungshofs bestehen soll.

Herr Marx hat damit dasselbe getan, was in jeder besseren Generalversammlung üblich ist, wenn ein vorlauter Aktionär es wagt, sich nach diesem oder jenem Minusgeschäft zu erkundigen. Die mit Schutzaktien gepanzerte Verwaltung pflegt dann mit ein paar Zahlen aufzuwarten, das Defizit heftig zu bedauern und die Versicherung abzugeben, daß bereits alles im Schoße der Verwaltung nachgeprüft sei und künftig durch einen Sonderausschuß derselben Verwaltung noch sorgfältiger kontrolliert werden würde. Der unzufriedene Aktionär kann daraufhin einen nutzlosen Protest zu Protokoll geben, aber er kann auch, wenn ihm die Geschichte nicht mehr paßt, seine Aktien mit mehr oder minder Verlust verkaufen und sein Kapital anderweitig anlegen. Und in diesem Punkt besteht doch ein kleiner Unterschied. Die Aktionäre des Unternehmens, dem Herr Marx vorsteht, müssen, ob sie wollen oder nicht, auch im nächsten Jahr ihr Geld in dasselbe Geschäft stecken und in reichlich kurzen Abständen für eben dieses Unternehmen auch noch ihre Haut zu Markte tragen. Deshalb wird der Aufsichtsrat, alias der Reichstag, trotz der Erklärung des Herrn Marx, noch weitere Auskünfte einholen müssen.

Zunächst einmal: was geschieht mit den Leuten, die dem Reich diesen Zehnmilliardenverlust eingebrockt und an der Vertuschung des von der Reichsregierung so gemißbilligten Tatbestandes jahrelang erfolgreich mitgewirkt haben? Was

geschieht, um nur das Gröbste zu nennen, mit den Verfassern jenes offenkundig erlogenen Reichswehrdementis vom 8. August 1927, in dem es hieß:

Ausdrücklich wird somit erneut festgestellt, daß die Phöbus A.-G. weder direkt noch indirekt mit Mitteln des Reichswehrministeriums subventioniert worden ist. Damit entfällt auch die Behauptung, daß die Marineleitung durch Hergabe von Geldern die Produktion der Phöbus A.-G. „rationell" umgestalten wollte.

Was geschieht mit den Ministern, die am 26. März 1926 heimlich die Dreimillionen-Bürgschaft für die schon wackelnde Phöbus übernommen haben? Der eine dieser Minister war Herr Geßler, der soeben, im Gegensatz zu Hindenburg, in mancher Schlacht geschlagen, aber dennoch unbesiegt, als ruhmreicher Held sich auf sein Landgut zurückgezogen hat. Der andre Minister war Herr Peter Reinhold, gewiß ein Mann von manchen angenehmen und in Deutschland seltenen Gaben, der dort, wo man nur Figur zu machen braucht, ausgezeichnet am Platze wäre. Aber wenn ein Finanzminister nicht nur einen schweren Anleihefehler begeht, sondern auch noch solch eine Bürgschaft unterzeichnet, so ist das etwas viel für eine einjährige Amtszeit. In andern, politisch durchaus geordneten Ländern, zum Beispiel in Norwegen, würde die Hälfte wahrscheinlich schon zu einer Ministeranklage ausreichen. Von Herrn Reinhold wissen wir nur, daß er an sicherster Stelle für den Reichstag kandidiert und daß nicht nur er selbst sich für den kommenden Finanzminister der großen Koalition hält.

Man könnte in den Verantwortlichkeiten für die Phöbus-Affäre zeitlich noch weiter zurückgehen und die Frage aufwerfen, wer denn dem Reichswehrministerium die „Abwicklungs"-Fonds zugeleitet hat, aus denen die ersten Subventionen für die Phöbus A.-G. stammten. Man würde dann wohl auf die Finanzdiktatur des Herrn Luther stoßen, der ja in derselben Zeit auch der Ruhrindustrie ohne Wissen des Parlaments 700 Millionen zugeschanzt hat.

Aber von allen diesen Verantwortlichen ist in der Erklärung des Herrn Marx gar nicht oder nur in sehr zarten Andeutungen die Rede. Der einzige, der etwas härter angefaßt wird, ist der Kapitän Lohmann, der, als Freund des Phöbus-Direktors Corell, die Filmgeschäfte der Reichswehr eingefädelt und dann solang daran gedreht hat, bis aus dem Faden ein dicker Strick wurde. Aber auch Herrn Lohmann, der aus einer sehr reichen bremer Familie stammt und wohl schon einige Regreßansprüche befriedigen könnte, ist bisher noch nicht viel Leides angetan worden. Er bezieht vom Reiche pünktlich sein Wartegeld und nun seine Pension, und nach halbjähriger Untersuchung befindet sich das Verfahren gegen ihn noch immer in freundlichem Schwebezustand. Allerdings ist durch die Erklärung des Herrn Marx auch noch nicht die Vermutung widerlegt, die bald nach den Phöbus-Enthüllungen auftauchte: daß in diesem Trauerspiel Lohmann der einzige Kavalier sei, der Packesel, auf den die Mächtigeren nun die Verantwortung abladen und der mit heroischem Opfermut Schuld und Sühne für alle trägt, für Zenker, für Geßler und für alle andern Mitwisser und Mittäter.

Ob diese Version zutrifft, wird sich erst beantworten lassen, wenn klargestellt ist, wohin und wofür die Phöbus-Millionen geflossen sind. Denn soviel steht heute schon fest: daß die Reichswehrgelder lediglich für Filme verwirtschaftet worden sind, ist ausgeschlossen. Soviel kann die Phöbus Film A.-G. in den letzten Jahren gar nicht verpulvert haben. Es ist ja schon bei früherer Gelegenheit darauf hingewiesen worden, daß rings um den Phöbus und den berliner Bankverein eine ganze Reihe von Gesellschaften, wie die „Navag" und die „Trajag", existierten, die dem Gewerbe der Marineleute sehr viel näher standen als die Filmproduktion des Herrn Corell.

An diesem Punkt aber fängt die ganze Affäre erst an, bedeutsam zu werden. Und hier muß der Reichstag einhaken. Es ist ja schließlich auch vollkommen unglaubhaft, daß keiner von den Ministern, die im Laufe der Jahre dabei ihre Hand im Spiele hatten, den Mut zu einer Liquidation oder zu einer legalen Subventionierung aufgebracht hätte, wenn es sich nur um eine Hilfsaktion für eine durch Überfremdung bedrohte Filmgesellschaft handelte. In den Jahren 1925 und 1926 sind für noch weniger vertretbare Zwecke größere Summen hergegeben worden. Der blaue Dunst, der vier Jahre lang um die Phöbus-Gelder lagert und auch durch die Erklärung des Herrn Marx nicht beseitigt ist, ähnelt zu sehr den schwarzen Schwaden, die bei anderm Anlaß vom Reichswehrministerium ausgingen. Diese dicke Luft muß endlich vom Reichstag beseitigt werden. Ob dadurch Dinge sichtbar werden, die man Zivilisten und Ausländern nicht gern zeigt, ist vollkommen gleichgültig; im Gegenteil, wenn es sie gegeben hat oder noch gibt, ist es dringend notwendig, daß sie sichtbar gemacht werden. Denn, man täusche sich nicht, wenn der Fall Lohmann nicht in aller Öffentlichkeit gründlich untersucht wird, wird grade im Auslande ein starkes Mißtrauen zurückbleiben, und das Mißtrauen besteht auch dann, wenn das „Echo de Paris" oder das ‚Journal' durch Bolschewistenhetze im Augenblick verhindert sind, den Vorgängen in Deutschland die übliche Aufmerksamkeit zu widmen. Auch im Ausland gibt es Archive, und die nichtbereinigte Phöbus-Affäre wird man dort zu einem Zeitpunkt hervorholen, der Stresemann und selbst dem Wehrministerium doch sehr viel peinlicher sein kann, als der jetzige.

Um dieser Gefahr vorzubeugen, gibt es, da die Regierung gutwillig das Material nicht ausbreiten will, nur ein Mittel: den parlamentarischen Untersuchungsausschuß. Immer wieder muß man es sagen: ein Fünftel der Reichstagsmitglieder, also drei Viertel der sozialdemokratischen Abgeordneten, reichen nach Artikel 34 der weimarer Verfassung aus, um die Einsetzung des Untersuchungsausschusses zu erzwingen. Gegen den Willen der Sozialdemokraten und Kommunisten wäre es unmöglich, die Untersuchung geheim zu führen. Der Phöbus-Nebel kann verscheucht werden. Mit einer der üblichen Interpellationen wird man es freilich ebensowenig schaffen wie mit der vertraulichen Information der Fraktionsführer. Ohne das Instrument des Untersuchungsausschusses geht es nicht. Wenn man aber, aus Phöbophobie, von den gegebenen Möglichkeiten keinen Gebrauch macht, wird der Verdacht nur schlimmer.

Bemerkungen

Sturm über dem Pazific

Hörspiel-Preisausschreiben der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft. Zwerchfellverletzender Trommelwirbel auf dem großen Barnum-Kalbfell. Riesen-Summen. 1200 Einsendungen sind das Echo aus dem Lande der Denker-Dichter, und das Resultat ist — Zero. Die Preise werden nicht verteilt, nur das Spiel eines Oskar Möhring „Sturm über dem Pazific" wird zum Ankauf empfohlen. Die Teilnehmer sind empört — verständlich. Die Rundfunk-Praktiker schimpfen — Literatengewäsch sei der Entscheid, ohne Ahnung von den Möglichkeiten und Gegebenheiten der akustischen Kunst. Sicher haben die Schimpfer so recht wie die Empörten. Denn der Herr Präsident unsrer erlauchten Dichter-Akademie ist gewiß — nehmt Alles nur in Allem! — ein Ehrenmann. Aber muß er deshalb etwas von den gewaltigen Aufgaben der Hör-Kunst verstehen, die noch Alle unbewältigt sind? Zu repräsentieren kostet viel Zeit, sich mit den theoretischen Grundlagen einer zukünftigen Kunstform zu beschäftigen, erfordert noch mehr Zeit. Herr Wilhelm von Scholz hat immer würdig und mit bewundernswerter Ausdauer repräsentiert. Nimmts Wunder, daß er noch Nichts vom Funkwesen versteht? Aber wir leben in Deutschland, wo Alle von Allem Alles verstehen. Warum sollte hierzulande gerade der Dichter-Präsident eine Ausnahme machen? Erlaubt aber ist die Frage: Wo sind die Manuskripte und wo die Einzelvota? Die Entscheidung kommt mir — sozusagen — alexandrinisch vor: so'n bißchen überspitzt, und verflucht dilettantisch.

*

Kürzlich hat die berliner Funkstunde das empfohlene Spiel des Oskar Möhring uns durch den Äther zugefächelt, unter Ägide von Alfred Braun. Die Funk-Reporter hatten schon ihre Bleistifte ganz spitz geschliffen. (Funk-Kritiker gibt es noch nicht. Das war beim Film nicht anders.) Gestauter Ärger über Dilettanten-Wirtschaft im Reich des Äther-Kunstgewerbes pfiff durch das Ventil: „Sturm über dem Pazific", Sturm gesammelter Enttäuschung und Langeweile. Die „öffentliche Bankrotterklärung" wird mit Schadenfreude überreicht, die Direktion der Geschaftelhuberei, die Spielleitung fehlender Besessenheit geziehen. Langsam reiten, Kinder, und festhalten in den Kurven feuilletonistischen Galopps! Alfred hat viel Mist fabriziert — es sei beklagt, Alfred hat oft in die Luft gehaun — die Hörer bekamen es zu spüren. Aber Alfred war immer besessen von seiner Aufgabe, dünkte sich immer, Neulandpionier zu sein, und arbeitete, arbeitete, arbeitete. (Wer es bestreitet, ist ohne Ahnung oder ein Lügner.) Daß dabei — bilanziert — nicht viel herauskam, daß er, vor den tausend Instanzen und Gruppen zitternd, gesunde Entwicklung selbst — unbewußt — aufhielt, daß es heute, nach vier Jahren, noch keine akustische Kunst gibt, liegt nicht nur an ihm, überhaupt nicht an den Leitern der Funkgesellschaften, sondern — an diesem reaktionären System mit der Zensur-Feme und dem Bureaukraten-Apparat. Es liegt auch an den Funk-Reportern, die eben keine Kritiker, also nicht imstande sind, zu konstatieren, was war, und daraus Aufgaben zu folgern und den Weg zukünftiger Kunst vom Gestrüpp zu befreien. So war es bei Dichtung und Malerei, jüngst noch beim Film, so wird es beim Radio bleiben, bis Köpfe sich zur Verfügung stellen.

*

„Sturm über dem Pazific" war ein Versuch — auf einem Seitenwege der Zukunft. Radio im Radio. Schiffe funken einander Nachricht zu — über den Ozean. Ein guter, weil funkgerechter

Trick, nur einmal brauchbar. Eine gangbare Eselsbrücke. Aber Möhring hat noch mehr erfaßt: Daß viele Personen verwirren, also nur ganz wenige sprechen dürfen. Auch das war instinktsicher angepackt. Ein Schiff mit 1500 Passagieren und einer Ladung Dynamit (Sowas gibt es nicht in einem Leibe!) fährt von U.S.A. nach China. Und vier Leute spielen nur. Zwei politische Agenten spinnen Intrigen, zwei Frauen helfen ihnen. Großes Schicksal, Freiheitskampf in China, als weiterer Hintergrund, und die Morsenachrichten (hier gesprochen: Die zweite Eselsbrücke!) als „deus ex machina". Aus den Intrigen wird Nichts. Betörung und Kalkül ertrinken mit den vier Leuten, die sie ersannen, und mit 1498 weiteren Passagieren und Mannschaften, den Menschen des nähern Hintergrundes.

Einen Kardinal-Fehler hat das Spiel. Möhring ist ein Funk-Tüftler, kein — Dichter, seine Sprache ist — Schreibmaschinen-Deutsch. Keine bildstarken Worte, die das Ohr so überwältigen, daß der Mensch mitzuschwingen beginnt, zuweilen Plattitüden, die Lachmuskeln kitzeln mitten im tragischen Kampf — „Ha, Ruchlose . . ." — und immer Kleinholz des Rotationsdruck, nicht die behauenen Wortquader der Dichtung. Wer Gedichtetes senden lassen will, muß den Mut zu großen Worten aufbringen, die im Leben unerträglich pathetisch wirken. Sonst entschlummert der Hörer sanft. Brauns Regie wirkte dieses Mal beherrschter und sicherer als sonst. Noch immer zu viel Lärm und wenig Sprechtechnik. Die Schauspieler sollten sich mehr Mühe geben. Auch gute Sprecher schludern vor dem Mikrophon. Sie sollten für dieses Vergehen fristlos entlassen werden.

Denn unerbittliche Strenge und scharfe Selbstkritik fehlen dem Rundfunk noch. Man ist zu konziliant und zu höflich, zu ängstlich und — zu feige. Damit hat noch Keiner ein Ziel erreicht.

Gerhart Pohl

Banger Moment bei reichen Leuten

Wenn ich bei den reichen Leuten eingeladen bin — also bei so reichen, daß es einen vor lauter Reichtum schon graust — dann ist da immer ein Augenblick, wo mir heiß wird, und wo ich denke, daß mir nun gleich der Kragen platzt. Es ist alles so fein und so wunderbar herrlich: die Katzen sind noch hochmütiger als anderswo, die Hunde sind gut gezogen wie artig gebadete Kinder, das Stubenmädchen funktioniert lautlos wie der Teetisch auf Rollen, den sie wie auf der Bühne vor sich herschiebt, die gnädige Frau spricht leise und fast halblaut, diskret, fein — alles ist selbstverständlich und gewiß nicht snobistisch, es klappt wie geölt: und ich habe das lebhafteste Bedürfnis, einmal in die Vorhalle zu gehen, mich in eine Ecke zu stellen und ganz laut: „Scheibenkleister —!" zu rufen, nur, damit das innere Gleichgewicht wieder hergestellt ist. So fein geht es da manchmal zu. Was ist es —?

Also es ist zunächst und zu allerunterst: der Neid. Daran darf man nicht zweifeln. Nicht Mißgunst. Es ist die stille Wut, es nicht so weit im Leben gebracht zu haben wie jene — der tiefe Glaube, ohne den man sich ja selbstmorden müßte, genau so viel wert zu sein wie jene; die Ablehnung der Rangordnung, nach der diese den höhern Platz einnehmen, und ihre tiefe Anerkennung. Aber, es ist doch noch etwas andres.

Wenn es bei den reichen Leuten so fein zugeht, dann habe ich immer den Herzenswunsch, mir den Rock auszuziehen und zu der feinen gnädigen Frau und zu dem gnädigen Herrn zu sagen: „Kinder, nun laßt das mal alles beiseite — nun wollen wir uns mal erzählen, wie es im menschlichen Leben wirklich zugeht —!" Aber das darf man doch nicht. („Man sieht, Herr Hauser, daß Sie noch nicht —" Komm raus in die Vorhalle.)

Sie leben wattiert. Es ist da

etwas Anämisches, etwas von einem luftleeren Raum. Sie sind von der Erdkruste durch eine Schicht Geld getrennt — sie sind, media in vita, lebensfremd, unserm Leben fremd. Es gibt doch gewiß alte, reiche Familien, die es schon gewohnt sind, viel Geld zu haben, es zu verwalten, es verdienen zu lassen, die sich höchlich wundern würden, als selbstverständliche Geste, etwa nicht zur Bank zu schicken: aber auch bei denen, grade bei denen fühle ich schärfstens, daß ihre Natürlichkeit so oft nicht natürlich ist, daß sie einen zu engen, weiten Anzug tragen, der ihnen übrigens ausgezeichnet sitzt, daß ihre Gelockertheit anerzogen ist, daß sich unter dem ganzen Gehabe von Selbstverständlichkeit etwas regt, das gar nicht reich ist. Ein Dickdarm ist nicht reich. Ein Herzmuskel ist nicht reich. Ein Oberschenkel ist nicht reich. Die Natur fühlt sich wohl im Reichtum — aber sie spielt das Spiel nicht mit; sie ist. Weiter nichts. Reich ist sie nicht.

Und darum dehne und strecke ich mich auf der kühlen Straße, wenn ich von den ganz reichen Leuten komme, und sage zu Paul: „Paule, wo jehn wir denn jetzt hin —?" Und dann gehn wir noch wohin und trinken einen Topf irgend einer nassen Sache und bereden es alles miteinander und sind heilfroh, dem Backofen des Reichtums entronnen zu sein. Und für wen bin nun ich reicher Mann? Und wie mag das dann sein —? Seht, wir Wilden — — „Saure Trauben, Herr." Seht, wir Wil — „Herr Möchtegern!" Und dennoch hab ich harter Mann es immerdar gefühlt: mir ist kannibalisch wohl, wenn ich wieder draußen bin.

Kaspar Hauser

Gibt es noch ein Kammergericht?

Der Kapp-Putsch ist vergessen und vergeben: Herr v. Keudell, der gehorsame Erfüller Kappscher Regierungsukase, thront als Hüter der weimarer Verfassung im Reichsministerium des Innern, und weitere drei Minister gleicher Gesinnung, wie der getreue Gefolgsmann Keudell, wirken unter den schützenden Fittichen des Reichsbannermannes Marx am Wohle der deutschen Republik. In diese für jeden Republikaner äußerst behaglichen Zeiten fegt eine knappe Streitschrift des Rechtsanwalts Max Falkenfeld in Frankfurt an der Oder: „Gibt es noch ein Kammergericht in Berlin?", Ein offener Brief an 1. den preußischen Herrn Justizminister, 2. die Richtervereinigungen. (Verlag der ‚Weltbühne' 1927.)

Nur 15 kurze Druckseiten bringt sie, — aber welch eine Fülle von Gehalt! Aus jedem ihrer Blätter spricht das ganze Leid der deutschen Republik.

Die behandelten Vorgänge sind überaus charakteristisch; Herr Amtsgerichtsrat Wrede in Frankfurt an der Oder — er spricht noch heute ungestört Recht im Dienst der Republik, sie bezahlt ihn heute noch mit Amt, Titel, Macht und Gehalt — war, als der Kapp-Putsch ausbrach, eifrigst beflissen, dem zu den Aufrührern abgeschwenkten Führer der frankfurter Reichswehr-Brigade, Freiherrn von Grüter, die verhaßten Führer der frankfurter Sozialdemokratie auszuliefern; zwei von ihnen wurden schon am Sonntag, dem 14. März 1920, früh aus den Betten heraus von einem Kommando der Reichswehr verhaftet. Nach dem Mißlingen des Putsches war es natürlich die erste Aufgabe der frankfurter Republikaner, den Denunzianten festzustellen; es gelang dies aber erst, nachdem Freiherr von Grüter den Amtsgerichtsrat Wrede als den Schuldigen bezeichnet hatte. Bis dahin hatte sich Wrede nicht gerührt, sondern es ruhig zugelassen, daß andre Personen, insbesondere Oberbürgermeister Trautmann der Felonie beschuldigt wurden. Es ergab sich aus diesen Vorgängen eine Pressepolemik gegen Wrede, in der Falkenfeld in erster Reihe stand. In einem vom Präsidenten des Landgerichts eingeforderten amtlichen Bericht vom 12. August

1921 gab nun Wrede eine nach der Überzeugung des Verfassers wissentlich unwahre Darstellung der Vorgänge. Hier setzt nun der von Falkenfeld mit aller Energie betriebene Kampf gegen Wrede ein; er führt schließlich zu seiner vom Justizminister veranlaßten Gegenüberstellung mit Wrede vor einem beauftragten Kommissar des Landgerichts. Bei dieser Gelegenheit wiederholt Wrede die in seinem Dienstbericht gegebne Darstellung, worauf Falkenfeld sie wiederholt als „erbärmliche, bewußte Lüge" bezeichnet. Am 8. November 1925 beantragt Wrede daraufhin gegen Falkenfeld bei dem Kammergerichtspräsidenten die Einleitung eines ehrengerichtlichen Verfahrens, sowie die Erhebung der Beleidigungsklage auf Grund des § 196 RStGB. Kammergerichtspräsident und Generalstaatsanwalt erwidern dem Antragsteller in einem gemeinschaftlichen Schriftstück, die Voraussetzungen des § 196 RStGB. lägen nicht vor, desgleichen kein öffentliches Interesse an der Strafverfolgung des Beleidigers.

Als Ergebnis der ganzen Aktion steht leider fest, daß es Falkenfeld nicht gelungen ist, von Amts wegen angeklagt zu werden, obwohl er nicht nur ein Mal, sondern zu wiederholten Malen dem noch amtierenden Richter Wrede wörtlich vorgeworfen hat, „seine dienstliche Äußerung gegenüber dem Landgerichtspräsidenten sei eine erbärmliche, bewußte Lüge". Unzweifelhaft ist Wrede durch diese Äußerung in Beziehung auf sein Amt beleidigt; das war die ausgesprochene Absicht des Beleidigers, der ja grade den unwahren dienstlichen Bericht des Beleidigten an den Landgerichtspräsidenten treffen wollte. Trotzdem ihnen Falkenfeld mit schneidender Schärfe die Unhaltbarkeit ihres Standpunktes darlegt, verbleiben Kammergerichtspräsident und Generalstaatsanwalt auf ihrem ablehnenden Standpunkt; auch eine Beschwerde an den preußischen Justizminister wird mit auffäliger Schnelligkeit abschlägig beschieden, — freilich nicht durch den Minister selbst, dessen persönliche Entscheidung erbeten war, sondern in seiner Abwesenheit durch einen Vertreter!

Herr Amtsgerichtsrat Wrede hat nunmehr Privatklage erhoben; in diesem Verfahren wird er also die Richtigkeit seiner offenbar unwahren Angaben in dem amtlichen Bericht vom 12. August 1921 nicht eidlich zu erhärten brauchen. Aber mit der Vorsicht, die der bessere Teil der Tapferkeit ist, klagt er nur aus § 185 RStGB., also wegen der Form, nicht aus § 186 wegen des Inhalts der Äußerung. Damit richtet er sich selbst. Dieses Ergebnis haben die beteiligten amtlichen Stellen von vornherein erstrebt und trotz aller Anstrengungen leider erreicht. Falkenfelds Streitschrift, die das gesamte Aktenmaterial wiedergibt, ist ebenso lehrreich, wie betrüblich und beschämend. Eine würdige Illustration zu dem bereits seit langem mit dem Schimmer frommer Legende umkleideten Trostspruch des deutschen Spießers: „Es gibt noch Richter in Berlin".

Severus

Einbahnstraße

Der Raum, in dem der Schriftsteller heutigen Tags was zu wirken vermag, ist klein; er erfordert eine neue Ökonomie der Geste. Die Fülle dickleibiger Wälzer, um die sich unsre Büchervorräte tagtäglich vermehren, beweist am besten, wie sehr der Wille zur Wirkung, sogar die Hoffnung darauf, bei den Schriftstellern abstirbt. Was uns fehlt, sind wirkende, ausschlaggebende Bücher: Bücher wohlverstanden, deren Nachhaltigkeit nicht in ihrem Pathos, deren Stichhaltigkeit nicht allein in ihrer Form liegt. Kurz: Werke von der Schlagkraft des Lexikons, die in kürzester Form Auskunft über die Dinge des Lebens geben. Was freilich dieser klei-

nen Form bisher fast immer abging — es sei denn bei Chamfort, bei Lichtenberg, bei Polgar und wenigen andern —, ist eben jene Präzision, an die wir aus dem Lexikon gewöhnt sind: die kleine Form gibt, wie die short story, den Extrakt epischen, nicht informatorischen Gestaltens. Wie aber kleine Form und short story an Stelle der Weitschweifigkeit der Erzählung oder der poèmes en prose getreten sind, so mußte eine Essayistik kommen, die in kürzester Weise den Extrakt ihres Stoffes lückenlos darbietet. Sie ist von Walter Benjamin in seiner Einbahnstraße begründet worden, in die wir als in eine stereoskopisch verkürzte, verkleinerte, zugleich aber intensivierte Hauptverkehrsader neuern Denkens staunend hineinblicken. Hergestellt wird der Kontakt zwischen den abstrakten Orten des Denkens und der Aktualität des Tages nicht nur durch die Affichen und Richtungsschilder der Titel, sondern mehr noch in der Präzision, mit der die Fülle der Erscheinungen dieser Straße eines Lebens gebändigt wird. Es mag angemerkt sein, daß diese Form bei den Romantikern, besonders bei Friedrich Schlegel, ihre Vorfahren hat. Von ihnen trennt sie die nüchterne, unpathetische Betonung der Aktualität. Das erlaubt ihnen, bei der Sache zu bleiben und niemals vom Besondern zum Allgemeinen „großen Ganzen" abzuschweifen. Der Richtungswille dieser Schrift geht unsentimental wie die Richtungspfeile der Einbahnstraße auf Wirkung: sie wünscht, wie das Lexikon, nur Leser zu informieren, die deutliche Fragen zu stellen wissen. (Das Buch ist bei Ernst Rowohlt erschienen.)

J. M. Lange

Pickel

43. Gansessen des „Palm" 1874 Verein jüngerer Buchhändler, München. — Am Sonnabend, dem 12. November, veranstaltete der „Palm" im reichgeschmückten Saale des „Victoria" sein berühmtes Gansessen, zu dem wie alljährlich zahlreiche Mitglieder und Gäste zusammenkamen. Das Fest verlief überaus glänzend und fidel. Zum Gelingen des vom neuen Vorsitzenden Herrn A. Behrendt schneidig geleiteten Festabends trug vor allem der feierliche Ritterschlag für 20jährige Mitesser bei, dem sich die Herren Max Götz in Firma S. Zipperers Buchhandlung und H. Stoll unterziehen mußten.

Buchhändler-Börsenblatt

Cosmopolitische Union

Erste Aufgabe: Internationale Zusammenfassung aller Menschen, die keine Staatsangehörigkeit zu besitzen wünschen.

Zweite Aufgabe: Interessenvertretung der Staatenlosen.

Erste Forderung: Der Zwang zur Staatsangehörigkeit soll abgeschafft werden. Mit 17 Jahren soll jeder Mensch frei darüber entscheiden dürfen, ob er dem Staat angehören und die Konsequenzen (Parteikämpfe, Völkerhetze, nationale Ambitionen; Militärdienst, Krieg, Heldentod; Internierung, Vermögenssequestrierung, Verantwortung für die Fehler und Verbrechen der Regierung) auf sich nehmen will, oder ob er es vorzieht, sich am Staate zu desinteressieren und Cosmopolit zu werden. (Vergleiche das Recht zum Kirchenaustritt.)

Politisches Dissidententum schließt Liebe zum Heimatboden nicht aus.

Zweite Forderung: Cosmopolitischer Paß und internationaler Rechtsschutz. (Eventuell durch den Völkerbund.)

Ausbau-Möglichkeiten: Gründung einer cosmopolitischen Bank und Fürsorgezentrale. (Sympathisieren mit den Bewegungen für Neutralisierung der verhetzten Völker, Totalabrüstung, Erleichterung des internationalen Verkehrs, Esperanto, Vereinheitlichung der Währung und Maße etcetera.)

Folgeerscheinung: Automatisch mit dem Anwachsen der Zahl der Staatenlosen wird die willkürliche Selbstherrlichkeit und Allmacht des Staates abbröckeln.

Der Staat wird sich schließlich aus Mangel an Patrioten auf seine natürliche Bestimmung beschränken müssen: nichts zu sein als eine subalterne administrative Institution.

Leitsatz: Nicht Kampf gegen den Staat, sondern Emanzipation vom Staat.

Mitgliedschaft: Jeder Mensch, einerlei, welchen Anschauungen er huldigt, kann sich der C. U. anschließen. Die Mitgliedschaft ist kostenlos. Es genügt die Einsendung einer Postkarte an das „Provisorische Sekretariat der C. U. (W. Ackermann), Ascona b. Locarno, Schweiz" mit deutlich geschriebenen Personalangaben (Name, Vorname, Beruf, Geburtsdaten, jetzige Staatsangehörigkeit, genaue Adresse) und dem Zusatz: „Ich erkläre meinen Beitritt zur C. U. (Unterschrift). Gegen doppeltes Briefporto wird eine Mitgliedskarte abgegeben. Alle, denen aus irgend einem Grund die Staatslosigkeit wünschenswert erscheint, werden hiermit zum Anschluß an die C. U. und zur Verbreitung dieses Textes aufgefordert.

Werner Ackermann

Dank an Zane Grey

Ein Viertel Chester, sehr wohl,
gnä Frau,
sehr wohl! Sehr frisch! Bitt Sie!"
Ein leichter, etwas fröstelnder
Morgen steigt hoch,
rosazart vielleicht, auf einem guten Pferd
unter den Savannen. „Macht
einsfünnefundsiebenzig,
bitt schön!"
Leise schnaubt der Gaul,
am Tag siehst du ein schönes
Stück,
und fühlst die frische Luft und
die Gefahr.
Tief an der Hose sitzt ein guter
Colt. „Jawohl,
zur Kasse Fünnef,
die Treppe und dann grade aus!"
Grenzer, Texasleute, ein paar
Viehtreiber,
der Sheriff reitet mit seinen Leuten vorbei
und dann die Kansaspost. „Oh
Pardong!
Frische Ware? Aber gewiß!
Die Sprotten kann ich Herrn
Doktor sehr empfehlen!
Macht 2,85 Mark"
Soviel wie Du, Z. G., nur soviel
wie Du!

Rudolf Braune

(Aus dem demnächst erscheinenden Gedichtband „Gesänge eines Commis")

Triumph der Technik

Der Arbeiter des Altertums war Sklave, der des Mittelalters Knecht, — und heute überwacht der Maschinist, die Virginia im Mundwinkel, den Kolbengang der eisernen Zyklopen, die stöhnend seine Arbeit tun. Und während ehedem das schwindsüchtige Nähmädchen der alten Novelle beim trüben Schein des Öllichts müde seinen Faden durch die blassen Finger zog, raschelt heute das Schiffchen schneller als der Blick zu folgen vermag, durch die stählernen Zähne des mechanischen Webstuhls und wirft der Weberin, solang bis es ihr einfällt, den Hebel niederzuschlagen, endlose Girlanden Brüsseler Spitzen in den Schoß.

Kosmos, Heft 1 von 1928

Liebe Weltbühne!

Es war mitten in der revolutionären Hochflut im November Achtzehn. Eines Tages besuchte der neugebackne preußische Innenminister Breitscheid seinen Kollegen Adolph Hoffmann, der im Kultusministerium Unter den Linden residierte, und fand ihn in fieberhafter Arbeit über einen Waschkorb voll Briefen gebeugt. Der Herr Minister hatte sich die Ärmel aufgekrempelt und schwitzte vor Eifer. „Mähnsch, Breitscheid", begrüßte er den Besuch, „du jlaubst jahnicht wie ick ze duhn habe." — Breitscheid lächelte verbindlich: „Was machen Sie denn da?" — „Ick seh de Post durch." — Breitscheid sieht längere Zeit zu, wie der Kollege einen Brief nach dem andern bewältigt und fragt endlich: „Und was geschieht nachher mit all den Briefen?" — Hoffmann stutzt. „Nachher," sagte er, „nachher — denn jeb' ick se hinta..."

Antworten

Republikanische Beschwerdestelle. Sie schreiben: „Die deutsche Linke steht im Verteidigungskampf. So traurig an und für sich diese Tatsache ist, so kann sie durch eine klare Erkenntnis nur besser werden. Wir müssen uns wehren und in diesem Abwehrkampf jedes Mittel ausnutzen, das uns zur Verfügung steht. Tatsache ist, daß die Vertreter der Linksbewegung fortgesetzt vor den Schranken der deutschen Gerichte stehen, und zwar nicht immer als Angeklagte, sondern oft auch als Zeugen in einer Sache, in der sie mit Recht befürchten müssen, durch eine Zeugenaussage sich oder andre hereinzureißen. Die sogenannte „Meineidsseuche" ist in Deutschland sprichwörtlich geworden. Man muß da zwei Möglichkeiten einander gegenüberstellen: Was kostet ein Falscheid, was bedeutet ein Meineid und was kann der Staat gegen denjenigen tun, der den Schwur ablehnt? Nach § 153 bedeutet Meineid Zuchthaus bis zu zehn Jahren, bei fahrlässigem Falscheid tritt Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre ein. So will es der § 163. Lehnt man jedoch die Eidesleistung oder das Zeugnis ab, so bestimmt der § 70 der neuen Strafprozeßordnung von 1924, daß höchstens eine Haftstrafe von 6 Monaten angeordnet werden kann und diese Maßregel in demselben oder in einem andern Verfahren, das dieselbe Tat zum Gegenstand hat, nicht wiederholt werden darf. 6 Monate Haft sind aber, wenn man schon einmal erkannt hat, was auf dem Spiele steht, sicherlich schmackhafter als mehrere Jahre Zuchthaus, die einem radikalen Zeugen oft mit Sicherheit blühen. Schwört nicht!"

Dr. Karl Erich Paulus. Sie schreiben: „Kennt Ihr das Jungnickel? — ‚I, nu freilich!' ‚Nein, das kennt Ihr noch nicht, wenn Ihr Folgendes nicht gelesen habt: ‚Gestern dachte ich an Namen, die ganz wie Wappen sind, wie Familienwappen. Hölty: Den Namen könnte eine Nachtigall singen. Matthias Claudius: Wie das klingt! So ganz nach Weihnachten klingts. Und das riecht so nach Pfeifentabak. Und das Wort geht auf Filzpantoffeln und lächelt wie ein Großvater. Storm: Hört Ihr nicht, wie der Wind vom Meer her leise singt und brummt? Und auf seinem Rücken trägt der Wind selige Wiesenblumen. Franz Schubert: Wer so heißt, der muß daheim eine Dachstube haben, eine zerkratzte liebe Geige und eine leere Bierflasche, die er mit Wasser füllt und in deren Flaschenhals hinein er lauter Himmelsschlüsselchen steckt. Engelbert Humperdink: So könnte der heilige Nicolaus heißen, wenn er Harmonielehre gehabt hätte. Ludwig Adrian Richter: So könnte auch ein lieber Orgelspieler oder ein kirmesfroher Kantor heißen, der ganz närrisch herumtanzt, weil seine Frau das zehnte Kind gekriegt hat. Ludwig Uhland: So grau und schwarz und himmelblau und weit ist doch dieses Wort. Karl Spitzweg: Sitzt ein Kerl auf diesem Wort, hat ganz zerrissene Schuhe an, hat in der Hosentasche 3 Pfennige und den Liebesbrief von einem Gänsemädchen und spielt auf einer Flöte. Klopstock: An den traut sich kein Mensch ran. Das sagt ja schon der Name. So ganz böse. Aber fromm wie ein Lehrer nach der ersten Gehaltserhöhung. Und dann habe ich auch an meinen Namen gedacht: Den hat die Wanduhr meiner Großmutter getickt, als draußen der erste Flieder blühte.' — Bei dem Jungnickel tickt's auch heute noch! Und wißt Ihr, wo das steht? im Novemberheft der von dem Demokraten Johannes Tews betreuten Gesellschaft für Deutsche Volksbildung in Berlin, deren Monatshefte formal und inhaltlich auf entsprechender Stufe stehen, aber in Tausenden von Exemplaren ins ganze Reich hinausgehen bis in die kleinsten Städtchen." Die Gesellschaft für Volksbildung ist ein ehrwürdiges Fossil, von dem man nicht dachte, daß es noch die Kiemen be-

wegt. Eine Frage: wird die Gesellschaft, um diesen Mumpitz zu verbreiten, amtlich gefördert oder gar subventioniert?

Neugieriger. Wo mag das wohl geschrieben stehn? Höre zu: „Zum ersten Mal wohl in der Weltgeschichte war damit einem Mann, der nie Soldat gewesen war, das Kommando über rund achtzigtausend Soldaten übertragen worden." — „Sehr üble Verhältnisse hatten sich in Cuxhaven entwickelt, wo besonders radikal tuende Elemente das Heft in die Hand bekamen." ... „Mit dem Stabschef erwog ich ernstlich, ob nicht ein größeres Schiff durch den Kanal zu schicken sei, um die Rasselbande zur Raison zu bringen. Ausgeräuchert wurde das Nest aber erst im Februar des nächsten Jahres." — „Es war ein trüber, düsterer Novembertag, als ich am 27. November, gegen Mittag, auf der Kanalschleuse stand, um der Abfahrt der Schlachtschiffe zuzusehen ... Von der Mannschaft waren sich viele sichtlich der tiefen nationalen Schmach, die mit dieser Fahrt verbunden war, nicht bewußt. Es wurde gejohlt und geulkt. Als aber auf einem Schiffe — den Namen habe ich vergessen — eine lustige Weise der Kapelle ertönte, da spuckte ich voller Ekel aus ..." — Das alles steht in dem Buche des Mannes, den die Sozialdemokratische Partei jetzt an die Spitze einer Reichstagswahlliste setzen will.

Weltbühnenleser Stuttgart treffen sich am Montag, dem 30. Januar, abends 8 Uhr, Restaurant Ceres, Langestraße 7.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Pfaffengasse von Carl v. Ossietzky

Denk ich an Deutschland in der Nacht,
dann bin ich um den Schlaf gebracht —

seufzte einst der verpönte rheinische Jude und mangelhafte deutsche Patriot Heinrich Heine. Auch Monsieur Bazille, den erkorenen Staatspräsidenten von Württemberg, drückt der Alb, wenn er nicht an Deutschland, sondern an das von ihm gepflegte Ländle denkt. Er bangt um Schwabens Eigenstaatlichkeit, ja, bei dem bloßen Wort „Einheitsstaat" hört er schon im schwäbischen Dachfirst die Funken knistern, die den nächsten Weltbrand entfachen werden. „Sollte dieser Weg (zum Einheitsstaat) beschritten werden, so wird eine unmittelbare Gefahr für den Bestand des Reiches heraufbeschworen. Denn nichts ist irriger und gefährlicher, als die Meinung, die Länder würden sich schließlich in ihr unvermeidliches Schicksal fügen. So wie die Dinge in Europa liegen, kann dieses Spiel mit dem Feuer den ganzen Kontinent in Brand stecken." So weit Monsieur mit echt gallischem Temperament.

Das ist in der republikanischen Presse sehr unfreundlich kommentiert worden. Fast am selben Tage konnte man noch viel heftigere Bemerkungen zu dem so eruptiv beendeten kölner Limbourgprozeß lesen. Entgangen ist den eifernden Glossatoren jedoch, daß Monsieur so ziemlich auf dem gleichen Wege karrt wie die Brüder Limbourg, daß der Vergleich beider Fälle durchaus angebracht ist, weil die Bazilles wie die Limbourgs bestimmt werden durch einen rasend gewordenen Provinzialismus, der die freundlichen Laren des heimischen Herdes mit den lenkenden Geistern des Erdkreises verwechselt.

Die kölner Kammer hat wieder mal etwas eilfertig Weltgeschichte analysiert. Seit die deutschen Gerichte juristisch immer weniger hergeben, tun sie sich mit Vorliebe als historisch-politische Kollegien auf. Wir sind nicht verbohrte Patriotarden, brauchen deshalb auch den Bazilles und Limbourgs nicht ernste und ehrenhafte Motive abzusprechen, Motive, über die sich diskutieren läßt. Was wissen wir zum Beispiel vom rheinischen Separatismus 1919 bis 1923? Wo hätte man bisher in untendenziöses dokumentarisches Material Einblick nehmen können? Wir haben durch alle die Jahre das Projekt der Dorten, Matthes und Smets, die selbständige Rheinlandrepublik, abgelehnt. Aber zur objektiven persönlichen und politischen Beurteilung dieser Männer wissen wir rein gar nichts. Sie haben mit Deutschland va banque gespielt? Wer hat es nicht getan zwischen Compiègne und Locarno? Wer hat damals immer Kopf und Nerven beherrscht? Wir haben Cuno, Hermes, Havenstein, Kahr, Lossow und viele, viele andre Bodenseereiter erlebt und erlitten. Und wir kennen sehr solide linke Parlamentarier, die rappelköpfig geworden sind, als die Wasser hoch gingen. Erinnern wir uns recht, geruhten kurz vor der Unterzeichnung des Friedensvertrages selbst der Vorsichtigste der Vorsichtigen, Exzellenz Bernhard Dernburg, mit

der Verhängung des Bolschewismus über Deutschland zu drohen, damit die Franzosen nichts haben sollten — was sicherlich sehr komisch geworden wäre, dieser Bolschewismus mit Sowjets, Proletkult und Tscheka, alles von Exzellenz Dernburg eigenhändigst entworfen. Es ist vielleicht zu hart, an den einmaligen Raptus eines sonst so ordentlichen Bürgers zu erinnern, namentlich, wo jetzt seine Schreibmaschine weit weniger laut klappert als früher. Aber es soll nur gezeigt werden, wie desperat es damals selbst bei den Ganzkorrekten ausgesehen hat.

In den Prozeßberichten liest man, daß Joseph Limbourg Großgrundbesitzer und Großagrarier sei, und das klingt wie mißbilligend, selbst in Zeitungen, die sonst nicht proletarischklassenkämpferisch gerichtet sind und die Embleme des Kapitalismus nicht als Anstößigkeiten empfinden. Aber richtig ist, daß die rheinische Reichsflucht damals vornehmlich Sache der besitzenden Schichten war, die zitterten, in ein etwaiges deutsches Debâcle hineingezogen zu werden. Richtiger noch, daß es zwei Separatismen gab: einen französisch orientierten (Dorten), dem die niemals erloschene rheinische Preußenfresserei zu Hilfe kam, und einen englisch orientierten, der sich auf das kölner Geldpatriziat und die Industrie stützte, im Gegensatz zu ersterem sich sehr still verhielt und statt der Rheinischen Republik nur bundesstaatliche Stellung des Rheinlandes im Reich zu wünschen vorgab, wobei Englands Gunst erhofft wurde. Dazwischen wimmelte die Klerisei, von einem neuen katholischen Staat träumend. Schließlich war man nicht umsonst in der historischen Pfaffengasse. So mancher Zentrumspolitiker von der heutigen rechten, wieder ganz nationalistischen Ecke dröhnte damals in kleinen ländlichen Versammlungssälen Lob und Preis der heiligen Rheinlandfahne. Und weit über dem Gehudel die großen, aber stummen Rollen: die Adenauer, Louis Hagen etcetera. Schließlich sah man auch in Berlin keine andre Möglichkeit mehr als die „Versackung". Daß es nicht so gekommen ist, daran sind nicht die hochpatriotischen Versacker schuld. In einem jener großen unberechenbaren Verzweiflungsausbrüche von 1923, die hier hitlerisch, dort rot waren, erhob sich die Straße, erhob sich das durch das Elend und die Schikanen der Okkupation zur Verzweiflung gebrachte Proletariat und zertrampelte den Separatismus. Und über dem leichenbedeckten Feld erschienen die Herren Versacker mit ihren diversen schwarzweißroten und schwarzrotgoldnen Fahnen, erklärten das Vaterland gerettet und sprachen fürder nicht mehr vom Versackenlassen.

Wenn man sich das vor Augen hält, versteht man auch, wie Joseph Limbourg, der doch so leicht zu überführen war, überhaupt wagen konnte, die Gerichte anzurufen. Jeder Zeitungsleser wird den Kopf geschüttelt haben. Herr Limbourg wollte sich eben nicht allein Separatist und Sonderbündler schelten lassen; nach seiner Meinung waren die andern nicht besser als er. Er übersah nur, daß er falsche Couleur getragen hatte. Strafbar sind bei uns nur Sympathien für Frankreich.

Ich glaube, man kann in London halb Deutschland zum Kauf anbieten, und kein Reichsanwalt wird sich einmischen. So verlor Limbourg nicht nur sein Spiel, sondern das kölner Weltgericht bestätigte auch seinen Gegnern ausdrücklich, daß sie gut vaterländisch gehandelt hätten. Und wenn der Herr Vorsitzende in seinem Schlußwort gar betonte, daß Ende 1918 und Anfang 1919 die „Verhältnisse in der Reichshauptstadt sehr unsicher waren", so öffnete er, ohne zu wollen, die letzte Herzkammer seiner gut vaterländischen Männer. „Die unsichern Verhältnisse in der Reichshauptstadt" — die hätten sich sehr leicht aus einer roten Regierung ergeben können oder einer, die Herr Louis Hagen so genannt hätte. Das war keine Sonderbündelei, findet das Gericht, den Gedanken eines Rheinlandstaates, „natürlich im Rahmen des Reiches" erwogen zu haben. Natürlich? Verehrtes kölner Weltgericht, das ist in seiner Harmlosigkeit weder Politik noch Geschichte, das sind doch kölsche Krätzche. Was wäre wohl geschehen, wenn Herr Adenauer eines Tages die Verhältnisse „so unsicher" gefunden hätte, um sich noch zur selbigen Stunde unter dem Jubel von Tünnes und Schäl als Präsident des neuen Bundesstaates vorzustellen? Wie lange wäre dieser Bundesstaat, von Engländern und Franzosen besetzt, wohl „im Rahmen des Reiches" verblieben? Ein ehrlicher Mann wie Hellmuth von Gerlach muß sich noch heute von der den Herren Versackern nahestehenden Presse ankläffen lassen, weil es ihm 1918 nicht gelang, das bereits verlorene Posen zu halten. Wie würde wohl heute das Urteil über die Adenauer, Hagen oder Jarres ausfallen, wenn etwa die Ereignisse damals über sie hinweggegangen wären? Wäre das nicht der Anfang vom Ende Deutschlands gewesen und im Effekt das selbe wie die rheinische Republik der Separatisten? Wo ist der Unterschied zwischen Dorten und den Versackern? So wäre das Gericht zu befragen. Aber ein Gericht antwortet nicht, es urteilt nur.

Joseph Limbourgs Klage war herzlich naiv. Er ist bloßgestellt, die Andern sind dekoriert. Aber wer die Aussagen der gegen ihn bekundenden Zeugen nicht für kanonische Texte nimmt, wird finden, daß eigentlich noch recht wenig geklärt ist und daß aus Akten und Memoiren in späterer Zeit erst wird festgestellt werden können, was wirklich gewesen ist, und ob es zum Beispiel stimmt, daß zwei heute wieder ganz intakte Patrioten sich von Herrn Poincaré mit den Worten verabschiedet haben: „Wir kommen wieder!" Es ist damals viel gemanscht und gemuddelt worden; am besten ist, den Mantel der Liebe drüber zu decken. Und wieder sagt der gute Rheinländer Heinrich Heine:

— es heißt am Rhein:
auch Ehrlich stahl einmal ein Ferkelschwein.

*

Die Etatsdebatte im Reichstag hat ein recht lustiges Bild gezeigt: da jeder weiß, daß diesem Parlament bald die letzte Stunde schlägt und Opposition gegen dies Jammerkabinett populär ist, machte alles wie auf Verabredung Opposition.

Stresemanns Partei ließ durch ihren linkesten Mann, Herrn Cremer, scharfe Attacke reiten, der gesetzte Zentrumsführer Herr von Guérard, kein leichter Spaßvogel, in der Tat, quälte sich ein paar Gutturaltöne wahrhaft republikanischer Demagogie ab. Im Zentrum selbst lamentieren Stegerwald und Imbusch gegen Vater Marx. Und zum Überfluß erhebt die Deutsche Volkspartei, eingedenk plötzlich ihrer tausend Mal verratenen und verschacherten liberalen Tradition, wegen des Schulgesetzes einen Höllenlärm gegen das Zentrum. Sauve qui peut. Alles flüchtet in die Opposition.

Das wäre alles schön und gut, wenn die Linke nicht die Herren von Guérard und Stegerwald über Gebühr tragisch nähme. Man hält die Kampfspiele für bittern Ernst und sieht nicht, daß aus Vater Marxens Theaterwunden Himbeersaft tropft. Man glaubt steif und fest an eine linke Kehrtwendung des Zentrums. Was aber wird geschehen, wenn das Zentrum sein Schulgesetz in diesem Reichstag nicht mehr durchbringt? Wer glaubt, das Zentrum würde sein klerikales Programm preisgeben, um nach den Wahlen entklerikalisiert, gut liberal in ein Kabinett der Großen Koalition zu gehen? Der gegenwärtige römische Kurs sieht nicht sehr nach Liberalismus aus, und die jähe linksradikale Meuterei des Herrn Imbusch wird die päpstliche Kurie nicht zum Verzicht bewegen. Der neue Fürstprimas von Ungarn, Kardinal Seredi, hat vor ein paar Tagen dem Häuptling der österreichischen Monarchisten, dem Obersten Wolff, seine besten Grüße übermittelt: „Möge es den österreichischen Legitimisten unter Ihrer Führung und den ungarischen unter der Führung des Grafen Apponyi bald gelingen, eine Plattform zu finden, wobei jeder Klassen- und Rassenhaß ausgeschlossen erscheint. An der unverbrüchlichen Treue zur angestammten Dynastie und in dem Festhalten an der noch zu Recht bestehenden Pragmatischen Sanktion liegt einzig und allein Oesterreichs Zukunft begründet." Die Erwähnung der Pragmatischen Sanktion mag eine Verbeugung vor der besondern Geistesart dieses Ungarn sein, aber daß ein junger geschmeidiger Prälat und erlesener Favorit des Vatikans gleich bis auf Maria Theresia zurückgeht, erscheint doch ziemlich kräftig. Wahrscheinlich wird der Heilige Vater diplomatisch genug sein, dem deutschen Volke nicht gleich die Beschlüsse des Konzils von Konstanz als politisches Glaubensbekenntnis abzufordern, aber wer Ohren hat, sollte hören, woher der Wind pfeift. Die Zeit, wo katholische Parteien im Interesse der Kirche mit allerlei Jakobinergezücht zusammengehen durften, ist vorbei. Der Freiheitsbaum steht entblättert und wird bald Holz hergeben müssen für Scheiterhaufen. Auch der Weg der Großen Koalition führt durch die Pfaffengasse. Wollen die Demokraten, die Sozialisten gar, den Schwarzen Gesellschaft leisten? Wenn die Oppositionsparteien nicht den letzten Kredit verlieren wollen, müssen sie auf Klarheit dringen. Mit dem Zentrum zusammen Wahlkampf gegen Rechts und nachher wieder ihm dienend, seine Geschäfte besorgend, das geht nicht. Die Stimmung ist heute für Links. Desto ärger wird später die Enttäuschung sein.

Die Abrüstung ist eine soziale Frage!

von Lothar Engelbert Schücking

Wir hatten mal wieder den sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten blaß geärgert mit unsern Vorwürfen über die Bewilligung des Reichswehretats, die er schließlich nicht mehr länger ertrug und mit dem Ausruf in die Debatte eingriff: „Ja, glaubt ihr denn, ihr törichten Menschen, die Kerls gingen nach Hause, wenn wir den Reichswehretat verweigerten, glaubt ihr, die Gesellschaft, vor allem die Marine, löste sich ganz friedlich auf und pachtete irgendwo einen Acker, um sich für den Rest des Lebens friedlicher Produktion von Kohl und Kartoffeln hinzugeben?" Wir waren ganz starr. Zum ersten Mal dämmerte uns der Gedanke auf, daß es sich mit der Reichswehr und der Republik so verhält, wie mit den Indern und dem Teufel. Sie beten zu ihm und bringen ihm Gaben, damit er ihnen nichts zuleide tue.

Aber im Ernst, Kern aller Politik aller Länder ist doch, seitdem der Krieg überhaupt nur noch von einigen Gastechnikern aus der Luft geführt werden kann: wie wird man die Wehr in Waffen, und zwar die ungeeignete Wehr in unbrauchbaren Waffen, endlich los, wie schafft man den Leuten ein Unterkommen, ohne daß sie in den einzelnen Ländern wie Dynamit wirken. Napoleon schrieb an seinen Bruder, den lustigen König von Westfalen: „Schaffen Sie eine Armee, Sire, um die jungen Leute Ihres Landes zu beschäftigen." Alle Kulturländer können eigentlich nur noch den umgekehrten Gedanken haben: womit beschäftigen wir die bisherigen Krieger? Jeder Abrüstungskongreß ist Wahnsinn ohne einen voraufgegangenen über Demobilmachung und Überführung ins Zivilverhältnis.

Ein deutscher Fürst hatte vor acht Jahren in Südamerika hunderte von Quadratmeilen gekauft, um mit deutschen Adeligen, die sich alle mit Landwirtschaft beschäftigen wollten, dorthin auszuwandern. Die Pläne für die Dörfer waren schon fertig und, was als die Hauptsache erschien, die Kirchen waren schon eingezeichnet. Ist denn das französische Wehrgesetz mit seiner kolossalen Demokratisierung des Krieges etwas andres, als ein Versuch, die politische Bedeutung des stehenden Heeres niederzuringen? Überall handelt es sich doch um den interessanten Klassenkampf und im Grunde um etwas rein Wirtschaftliches. Bei der Linken wird viel zu wenig bedacht, daß heutzutage nichts schwerer ist, als einem Familienvater eine Stellung zu verschaffen. Ich kenne ehemalige Offiziere, die in Westindien wilde Tiere fangen, weil sie für ihre Kinder größere Mittel brauchen und doch nicht im Privatdienstvertrage in geheimnisvollen Tätigkeiten beschäftigt werden wollen.

Mir scheint immer noch bei der halben Million Erwerbslosen das Projekt des deutschen Fürsten mit möglichst viel Geistlichen und Kirchengründungen, tausende mißvergnügte Nobiles in Südamerika anzusiedeln, gar nicht so uneben zu sein. Irgend etwas muß doch geschehen. Wir können doch

nicht den Wehretat jedes Jahr bewilligen mit dem Bewußtsein, eine monarchistische Truppe für die Konterrevolution jedes Jahr damit zu beschwichtigen, daß wir ihre Existenz garantieren. Sollte das nicht in allen andern Ländern ähnlich liegen?

Wenn Stresemann, Poincaré, Mussolini, Chamberlain und Pilsudski sich zusammensetzten und über internationale Maßnahmen und Projekte berieten, ihre Vaterlandsverteidiger ins Zivilverhältnis zu überführen, dann wäre der Welt am besten gedient. „Jeder Mensch will leben," sagte der Präfekt von Paris, als man die Prostitution auf der Straße abschaffen wollte. Jeder Mensch hat ein Recht auf Leben.

Wenn der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht völlig veraltet und überlebt ist, wenn die Vaterlandsverteidigung durch die ganze Nation ein Begriff geworden ist, an dem selbst der Stahlhelm nicht mehr festhält, der kürzlich mit einem Kulturprogramm aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufwartete, wenn 60 Bombenflugzeuge London in wenig Stunden vergasen können, dann gibt es nur noch eins: das ist die Existenzsicherung eines bisher für die sogenannte Vaterlandsverteidigung tätig gewesenen Berufsstandes. Diese Sache ist natürlich nicht so einfach. Als die Franzosen unsern Westen besetzt hatten, zahlte im Herbst 1923 Cuno durch die Handelskammern jedem Mitglied der freien Berufe sein bisheriges monatliches Einkommen ein Vierteljahr lang als sogenannte Existenzsicherung aus und die Angestelltengehälter als Lohnsicherung. Das konnte natürlich nicht gut gehen, dies Spazierengehen auf Kosten des Reiches mit der wahnsinnigen Beanspruchung der Notenpresse. So kann die Sache unmöglich gemacht werden. Die Existenzsicherung kann und muß eine produktive sein. Bei dem gegenwärtigen Stand der Industrie und des Handels kann diese Produktivität nur eine landwirtschaftliche werden. Es kann sich nur um ein innerdeutsches und ein ausländisches Agrarprogramm handeln. Das Reichswanderungsamt und das Reichsernährungsministerium könnten ja mal vereint in Tätigkeit treten. Die Freicorps im Baltikum waren gewiß nicht sympathisch, und doch war die Absicht der Leute, sich in den großen, teilweise sehr fruchtbaren Strecken Lettlands anzusiedeln, um mit deutschem Schweiß mal wieder fremde Länder zu düngen, durchaus vernünftig. Die sogenannten nationalen Kreise heben immer wieder hervor, daß man sich um das Auslandsdeutschtum erst jetzt zu kümmern anfange. Es wäre wahrhaftig eine Aufgabe für diese Leute, positive Arbeit zu leisten. Das menschenleere Litauen liegt viel weniger als vierundzwanzig D-Zugstunden von Berlin. Früher sind doch die Süddeutschen in das slawische Schlesien und das russische Wolgaland eingewandert. Wieviel Leute könnte das Reichswehrministerium im Privatdienstvertrage beschäftigen, wenn es statt Giftbomben in Rußland herstellen zu lassen, planmäßige Siedlung dort vorbereitete! Aber viel besser wäre es, dieser Frage international zu Leibe zu gehen, denn die Internationale des Militarismus ist lange bekannt.

Briefe an einen Fuchsmajor von Ignaz Wrobel

„Meiningen hat ganz recht. Wir kommen schon von selbst in unsre Positionen, die ein für allemal für uns da sind. Wir übernehmen dazu einfach die bewährten Grundsätze, die Verwaltungsmaximen unsrer Väter. Wir wollen von gar nichts anderm wissen. Wozu —?"

... Der junge Reisleben begann jetzt zu kotzen.

Leben und Treiben der Saxo-Borussen aus Harry Domela „Der falsche Prinz"

Im fröhlichen Herbst, als ich mit unserm Carl von Ossietzky in Würzburg bei schwerem Steinwein saß, fiel mein Blick auf eine kleine Broschüre „Briefe an einen Fuchsmajor", von einem Alten Herrn. (Verlag Franz Scheiner, Graphische Kunstanstalt, Würzburg.) Ich habe das Heftchen erstanden und muß dem anonymen Verfasser danken: außer dem „Untertan" und den gar nicht genug zu empfehlenden Memoiren Domelas (im Malik-Verlag; Reklamechef: Prinz von Preußen) ist mir nichts bekannt, was so dicht, so klar herausgearbeitet, so sauber präpariert die studentische Erziehung der jungen Generation aufzeigt. Selbst für einen gelernten Weltbühnen-Leser muß ich hinzufügen, daß alle nun folgenden Zitate echt sind, und daß ich — leider — keines erfunden habe.

*

Unter den Milieu-Romanen der letzten Jahrzehnte gibt es zwei, die besonders großen Erfolg gehabt haben, wenn ich von dem seligen Stilgebauer absehe, der butterweichen Liberalismus mit angenehm erregender Pornographie zu vereinigen gewußt hat: das sind Walter Bloems „Krasser Fuchs" und Poperts „Hellmuth Harringa". Beide Bücher taugen nichts. Sie sind aber als sittengeschichtliche Dokumente nicht unbrauchbar. Bloem, ein überzeugungstreuer Mann, außer Walter Flex einer der ganz wenigen nationalen Literaten, die für ihre Idee im Kriege grade gestanden haben, gibt sanft Kritisches, das er für scharf hält. Popert — ein hamburgischer Richter, dessen sicherlich gute antialkoholische Absichten die hamburger Arbeiter damit karikierten, daß sie in der Kneipe sagten: „Nu nehm' wi noch 'n lütten Popert —!" (statt Köhm) ist im politischen Leben eine feine Nummer und als Schriftsteller ein dicker Dilettant. Der Erfolg seines Buches basierte auf dem angenehmen Lustgefühl, das es in dem nicht inkorporierten Wandervogel wachrief, der nach solchen Schilderungen studentischen Lebens getrost sagen durfte: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen!" Er hat mit seiner Sittenfibel so recht, daß man ihm nur wünschen möchte, er hätte es nicht: einer der nicht seltenen Fälle, in denen ein unsympathischer Anwalt eine sympathische Sache vertritt.

Die „Briefe an einen Fuchsmajor" sind nun kein Roman, sondern eine durchaus ernstgemeinte Anweisung, junge Füchse zu brauchbaren Burschen und damit zu Mitgliedern der herrschenden Kaste zu machen. Es ist wohl das Schlimmste, das jemals gegen die deutschen Corps-Studenten geschrieben worden ist.

Daß das Heft die Mensur verteidigt und damit das Duell, braucht nicht gesagt zu werden. Nun halte ich das zwar für wenig schön, jedoch kann ich mir kluge, gebildete und anständige Männer denken, die in der Billigung dieser Einrichtung aufgezogen sind. Der „Alte Herr" begründet seinen Standpunkt folgendermaßen:

> Wo Hunderte, gar Tausende von jungen, lebensfrohen, heißblütigen Männern eng und dicht nebeneinander leben, wie auf Universitäten, da kann es nie und nimmer stets und jederzeit friedlich zugehen; wollte da jeder wegen jeden kleinen und großen Wehwechens zum Richter laufen, so gäb's eine Atmosphäre der Angeberei, des Denunziantentums und aller ekelhaften Nebenerscheinungen, die nicht zum Aushalten wäre. Die üblichen Verbitterungen und Feindschaften brächten letzten Endes den Knüppelkomment, das Recht des rein körperlich Stärkeren, der zahlenmäßig Mächtigeren mit sich.

Wem wäre das noch nicht in Paris, in Oxford und in deutschen Fabriken aufgefallen!

Was es wirklich mit dem Waffenstudententum auf sich hat, das sagt uns der „Alte Herr" besser, boshafter, radikaler, als wir es jemals zu tun vermöchten. Das hier ist zum Beispiel ein Argument für, nicht gegen das Duell:

> Mit verhimmelnder Begeisterung werden lange Feuilletonspalten, geduldige Broschüren und gar dickleibige Bücher gefüllt, wenn irgend ein deutscher Intellektueller bei irgend einem fernen Volksstamm, seien es Ostasiaten, Südseeinsulaner oder Buschmänner, irgend welche Überreste alter Gebräuche, alter Traditionen entdeckt. Aber daß bei uns noch mitten im Alltagsleben eine derartige Tradition voll hoher und idealer Ziele lebendig ist...

das zeigt allerdings, aus welcher Zeit sie stammt: aus der Steinzeit. Nur sehen die Schmucknarben der Maori hübscher aus als die zerhackten Fressen der Juristen und Mediziner.

Es ist selten, daß man so tief in das Wesen dieser Kaste hineinblicken kann, wie hier. In den Corpszeitungen geben sie sich offiziell; manchmal rutscht zwar das Bekenntnis einer schönen Seele heraus, aber es ist doch sehr viel Vereinsmeierei dabei, sehr viel nationale und völkische Politik, Wut gegen die Republik, die die Krippen bedrohen könnte und es leider nicht tut — kurz: jener Klimbim, mit dem sich die jungen Herrn anstelle ihres Studiums beschäftigen. Hier aber liegt der Nerv klar zutage.

Man bedenke, was diese Knaben einmal werden, und ermesse daran diese Theorie von der Gruppenehre:

> Wenn Herr Wilhelm Müller schlaksig mit den Händen in der Hosentasche, Zigarette im Mund mit einer Dame spricht, interessiert das keinen, wenn aber ein Fuchs von Guestphaliae dasselbe tut, so ist für alle, die das sehen, Guestphalia eine Horde ungezogner Rüpel.

Wie da das Motiv zum anständigen Betragen in die Gruppe verlegt wird; wie das Einzelwesen verschwindet, überhaupt nicht mehr da ist; wie da eine Fahne hochgehalten wird — wie unsicher muß so ein Einzelorganismus sein! Das sind noch genau die Vorstellungen von „Ritterehre", über die sich schon

der alte, ewig junge Schopenhauer lustig gemacht hat. Noch heute liegt diese Ehre immer bei den andern.

> Wenn ohne Widerspruch erzählt werden kann, daß ein Waffenstudent oder gar einige Vertreter des Korporationslebens beschimpft oder verprügelt worden sind, so bleibt damit ein Fleck auf der Ehre des einzelnen und des Bundes.

Nach diesem Aberglauben kann also die Gruppe ihre Ehre nicht nur verlieren, indem sie schimpfliche Handlungen begeht, sondern vor allem einmal durch das Handeln andrer Leute. Diese Ehre hats nicht leicht.

> Die Ehre des Bundes steht bei jedem Gang der Mensur auf dem Spiel.

Da gehört sie hin. Der Kulturdichter Binding hat in seinen wenig lesenswerten Memoiren über die Korporationen mit jenem gutmütigen Spott des Liberalen geschmunzelt, der älteren Herren so wohl ansteht: billigend, mit einer leichten Rückversicherung der Ironie für Geistige, und überhaupt fein heraus. Gefochten muß sein.

Gesoffen aber auch. Dieser Satz ist nicht von Heinrich Mann:

> Ich schrieb einmal früher: Das Kommando „Rest weg" muß über der Kneipe schweben, wie das „Knie beugt" über dem Kasernenhof.

In der Praxis sieht das dann so aus:

> Unser gemeinsamer Freund R., der schon mehrere Semester herzkrank und schwer nervös studierte, wurde, eine unscheinbare, wenig repräsentative Erscheinung, nur auf Grund sehr dringlicher Empfehlungen aufgenommen, er fand Freunde und Kameraden im Bund, die ihn richtig leiteten, so daß er körperlich und geistig gesundend aufblühte, seine Mensuren focht, rezipiert und später sogar Chargierter werden konnte. Er hatte auf seiner Rezeptionskneipe, obwohl er sonst vom regulären Trinken wegen seiner schwächlichen Gesundheit dispensiert war, sehr kräftig seinen Mann gestanden. Bis in tiefster Nachtstunde hielt er sich in jeder Hinsicht so tadellos aufrecht, daß niemand ihm den schweren Grad seiner bereits herrschenden Trunkenheit anmerkte. Ich sehe noch den gespannten Blick, als gegen Morgen der letzte fremde Gast die Kneipe verließ. Im Augenblick, als die Tür zuging und mithin nur wir unter uns waren, brach er bewußtlos zusammen ... In ihm müssen wir das Musterbeispiel eines Menschen verehren, der in jeder Hinsicht den Sinn der waffenstudentischen Erziehung verstanden hatte.

Stets habe ich mich gewundert, warum die Engländer keine Erfolge in ihrer Politik aufweisen; warum es mit Briand nichts ist; was an Goethe und Wilhelm Raabe und Tolstoi und Liebknecht eigentlich fehlt. Jetzt weiß ich es.

Die Luft, in der sich diese Erziehung abspielt, ist unbeschreiblich. Man erfinde so etwas: Füchse haben, entgegen einem Verbot, nach der Kneipe noch ein Lokal aufgesucht. Da können sie von einem Angehörigen andrer Korporationen gesehen werden. Was wird der nun denken —?

> Wie leicht wird er bei einer gelegentlichen Frage über den Bund einmal äußern: „Fuchserziehung scheint nicht sehr straff zu sein".

Hört ihr den Tonfall dieser Stimme —?

Die Sexualfrage wird unauffällig gelöst:

> Soweit er es mit seinen früher schon besprochnen Pflichten als Aktiver unauffällig vereinbaren kann, ist dies letzten Endes Privatangelegenheit jedes Einzelnen. Wenn wir auch den Grundsatz festhalten, daß ein ausschweifend vergnügtes Leben in sexueller Hinsicht, eben was wir burschikos als „Weiberbetrieb" zu bezeichnen pflegen, mit der Aktivität unvereinbar ist, so haben wir andrerseits keinesfalls mit unsrer Rezeption ein Keuschheitsgelübde abgelegt.

Wie recht er hat, das lese man in dem ausgezeichneten Aufsatz Friedrich Kuntzes nach, den die ‚Deutsche Rundschau' jüngst veröffentlicht hat: „Über den Werdegang des jungen Mannes aus guter Familie einst und jetzt." Sehr bezeichnend übrigens, wie auch an dieser Stelle, nach ungewollt vernichtenden Schilderungen der herrschenden Klasse der Vorkriegszeit, die Bilanz gezogen wird: „Seine äußerste Probe hat dieses System im Kriege bestanden. Er ist verloren gegangen, gewiß; aber wenn ein Chauffeur sein Automobil gegen einen Baum fährt — muß dann die Schuld am Konstrukteur liegen?"

Wofür, ihr Männer in den Kalkgruben Nordfrankreichs — wofür —?

Zurück zum Alten Herrn, der, wie sich gleich zeigen wird, ein feingebildeter Mann ist, besonders, wenn es sich um die Frauen handelt, deren diese Gattung ja nur zwei Sorten kennt: Heilige und Huren.

> Denn Heinrich Heines „berühmtes" Verschen: „Blamier mich nicht, mein schönes Kind . . ." ist nicht nur zierliche Spötterei, es ist zynische Gemeinheit.

Und nun wollen wir uns in die Politik begeben. Oder ist das am Ende gar nicht möglich? Sind denn diese Bünde überhaupt politisch? Die Corpszeitungen, die Akademiker-Zeitungen, die Broschüren brüllen: Ja! „Der alte Herr" weiß zunächst von nichts. „Die waffenstudentischen Korporationen sind fast ausnahmslos im Prinzip unpolitisch." In welchem Prinzip?

Seid verträglich, sagt er, denn:

> Du weißt ja auch nicht, wie bald ihr in Ausschüssen und Ehrengerichten, vielleicht auch bei der Technischen Nothilfe oder gar unter Waffen mit ihnen allen zusammen am gleichen Strang zieht.

O ahnungsvoller Engel du —!

Es ist der Strang des Galgens: der Strang von Mechterstädt, wo unpolitische Studenten Arbeiter ermordeten und nicht dafür bestraft wurden — wahrscheinlich studieren sie noch fröhlich oder sind schon Referendare und Medizinalpraktikanten und Studienassesoren und werden nächstens auf die Menschheit logelassen.

Die Protektionswirtschaft der Korporationen wird zugegeben, natürlich verklausuliert. Im übrigen ist der „Alte Herr" liberal und das, was man so in seinen Kreisen „aufgeklärt" und „modern" nennt. Man stelle sich so etwas unter gebildeten Menschen vor:

> Geh auch ruhig einmal mit den Füchsen „offiziell" ins Theater, ein gutes Konzert oder gar in ein Museum. Erschrick nicht über diese Ketzerei, probiere es einmal.

Wenn das nur gut ausgeht — diese stürmischen und überstürzten Reformen sind doch immerhin nicht unbedenklich: wie leicht können sie so einen im Museum gleich dabehalten!

Auch sollte man nicht Leute beschimpfen, spricht jener, wenn sie einer bürgerlichen Partei angehören — ja, dieser Revolutionär geht noch weiter. Füchse, geht mal raus — das ist noch nichts für euch. Nur Domela darf drin bleiben.

> Jeder Einzelne von uns kann an der innern Gesundung der Sozialdemokratie mithelfen und mitwirken, wenn er auch nur einen einzigen ihrer Angehörigen von der fixen Idee internationaler Einstellung heilt. Mag er —

Parteivorstand, hör zu!

> Mag er Sozialdemokrat sein und bleiben, wenn er nur in seiner Partei als ein Fünkchen mit daran wirkt und arbeitet, daß der Völkerverbrüderungsrummel, die Klassenkampfidee, die international gerichtete, zum großen Teil sogar landfremde Führerschaft an Boden verliert.

Dann mag er. „Alter Herr", du bist viel, viel näher an der Wahrheit, als du es wissen kannst. Und du bist doch nicht etwa Pazifist? Du scheinst so weich...

> Stelle beispielsweise einmal zur Überlegung anheim, daß noch vor wenigen Jahrhunderten die Möglichkeit für den einzelnen, unbewaffnet und ohne Schutz von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, zu ziehen, eine Unmöglichkeit war, und daß ein Prophet, der damals die persönliche Abrüstung vorausgesagt hätte, als Phantast und Narr verlacht, bei praktischer Ausübung seiner Ideale und Utopien verprügelt, ausgeraubt oder totgeschlagen worden wäre, sowie er die schützenden Mauern seiner Stadt, die Grenzpfähle seines Ländchens überschritt. Und doch reisen wir heute unbehelligt durch den größten Teil der Welt, gesichert und geschützt durch selbstverständlich gewordene Gesetze aller zivilisierten Völker. Wenn jemand also heute pazifistische Ideale vertritt, so ist er deswegen kein Schuft, Lump und ehrloser Vaterlandsverräter, sondern seine hohen Ideale allgemeiner Völkerversöhnung werden hoffentlich in ferner Zukunft auch einmal Wahrheit werden.

Ich denke: Nanu? Nanu? denk ich...

> Aber er ist heute sicher ein Schädling, gegen den energisch-sachlich Front gemacht werden muß und dessen Anschauungen im Keime zu ersticken, Notwendigkeit der Selbsterhaltung für unser gesundes, noch nicht degeneriertes Volk ist. Als Schwärmer und Phantasten müssen wir ihn und die praktischen Folgen seiner Ideen bekämpfen und seine Anschauungen unschädlich machen, als Person können wir ihn trotzdem hochschätzen und ehren.

Alles in Ordnung. Früh übt sich, was ein Niedner werden will.

Hält man dergleichen für möglich? Ein Blick in die Gerichtssäle, in die Kliniken, in die Ministerien — und man hält es für möglich.

Und das hat Zuzug, stärker als vor dem Kriege — das blüht und gedeiht, nie waren die Corps zahlenmäßig so stark als heute. Und muß das nicht so sein?

Hier ist nun die klarste Formulierung dessen, was seit dem Versailler Friedensvertrag in Deutschland vor sich gegangen ist. Hier ist sie:

> Denkt... auch etwas daran, daß jeder junge Deutsche nach Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht sein eigner Unteroffizier sein, daß die Folge der Verödung der Kasernenhöfe das Entstehen von Hunderttausenden neuer, kleiner und kleinster idealster Kasernenhöfe sein muß, wenn das deutsche Volk noch nicht verfault ist bis ins Mark hinein.

Und nun will ich euch einmal etwas sagen:

Wenn man bedenkt, daß zehntausende junger Leute so, sagen wir immerhin: denken wie das hier (und man sehe sich die Photographie an, die dem Buch voranprangt) — wenn man bedenkt, daß das unsre Richter von 1940, unsre Lehrer von 1940, unsre Verwaltungsbeamten, Polizeiräte, Studienräte, Diplomaten von 1940 sind, dann darf man wohl diesen Haufen von verhetzten, irregeleiteten, mäßig gebildeten, versoffnen und farbentragenden jungen Deutschen als das bezeichnen, was er ist: als einen Schandfleck der Nation, dessen sie sich zu schämen hat bis in dritte und vierte Glied.

Die Professoren sind nicht schuld. Sie sind nicht so dumm, wie sie sich größtenteils stellen — sie sind feige. Denn der wüsteste Terror schwebt über ihnen; wehe, wenn sie sich auch nur für diese Republik betätigen! Was ihnen geschehen kann? Aber die gefährliche Vorschrift, daß ihre Einkünfte von den Kolleggeldern abhängen, besteht noch heute — und wenn ein freiheitlicher akademischer Lehrer auch Mitglied einer Prüfungskommission ist: die Studenten boykottieren sein Kolleg, sie kaufen seine Bücher nicht, gehen an eine andre Universität, und das riskiert ein verheirateter, mäßig besoldeter Mann nicht gern. Die Professoren sind nicht allein schuld.

Die Ministerien sinds schon mehr. Der preußische Kultusminister, Herr Becker, tut allerhand, mitunter sogar sehr viel. Aber in wievielen Fällen läßt man diejenigen, die für ihre Republik eingetreten sind, glatt fallen — so daß sich also so ein armer Ausgelieferter mit Recht sagt: „Dann nicht!" und den Kampf aufgibt.

Der Formalsieg, den der Staat mit der Auflösung der Deutschen Studentenschaft errungen hat, ist noch gar nichts. Was es auszurotten gilt, ist nicht ein Verband oder dessen offizielle Rechte —: es ist eine Gesinnung und eine Geisteshaltung. Ich glaube, daß diese Studentenkämpfe das Wesen des Studierenden völlig verkennen; sie machen aus einem Lernenden einen Stand; tatsächlich ist etwa dreiviertel der Energie, mit der diese an sich läppischen Vereinskämpfe geführt werden, vertan. Ihr sollt nicht verwalten — ihr sollt studieren.

Über die wahren Zustände auf den Universitäten ist das Bürgertum, das sich auch durch die bestgemeinten Leitartikel nicht aus seiner Ruhe aufstören läßt, wenig unterrichtet. Solange sie nicht auf dem Kurfürstendamm Ohrfeigen kriegen, sieht es gut für sie aus in Deutschland. Nach Heidelberg, nach Gießen, nach München fährt keiner von denen. Nicht einmal zur Technischen Hochschule in Charlottenburg.

Da gäbs etwas zu lernen. Da erst versteht man die Verfassung der nächsten Generation, die in brutaler, durch keine Rotweingemütlichkeit gemilderte Denkungsart die Lehren der Reaktion aufnimmt. Da ist das neue Deutschland; nämlich nicht jenes, das meditieren und Bücher schreiben darf, sondern jenes, das zu befehlen haben wird. Wirtschaftliche Gesetze kann es nicht außer Kraft setzen — aber sie lassen ihm noch genügend Spielraum.

Diese Melodie ist nicht aktuell. Sie war es im Jahre 1920, und sie wird es im Jahre 1940 wieder sein — wenns solange dauert. Es ist ein hohler Raum entstanden, in dem die Klagerufe eines Teiresias überlaut widerhallen; billig zu sagen: „Es wird halb so schlimm sein!" Es ist achtfach so schlimm.

Denn das Schauerliche an dieser Geistesformung ist doch, daß sie den Deutschen bei seinen schlechtesten Eigenschaften packt, nicht bei seinen guten; daß sie das anständige, humane Deutschland niedertrampelt; daß sie sich an das Niedrige im Menschen wendet, also immer Erfolg haben wird; daß sie mit Schmalz arbeitet und einem Zwerchfell, das sich atembeklemmend hebt, wenn das Massengefühl geweckt ist. Und daß sie kopiert wird.

Diese Studenten sind Vorbild für alle jungen Leute, die keinen sehnlichern Wunsch haben, als an möglichst universitätsähnlichen Gebilden zu studieren und es denen da gleichzutun; mit hochgeröteten Köpfen den Corpsier zu markieren und einer im tiefsten Grunde feigen Roheit durch das Gruppenventil Luft zu schaffen. Der Abort als Vorbild der Nation.

Und der da soll im Jahre 1940 Arbeiter richten dürfen? Ein solches Biergehirn, in dem auch nicht ein Gedanke über den sauren Muff seiner Kneipe reicht, entscheidet über Tod und Leben? über Jahre von Gefängnis und Zuchthaus? Das will Provinzen verwalten? Ein solch minderwertiges Gewächs vertritt Deutschland im Ausland? verhandelt mit fremden Staaten? wird gefragt, wenns ernst wird? hat zu bestimmen, wenns ernst wird?

Das ist der Boden, auf dem die Blüten des deutschen Richterstandes gedeihen, welche Blumenlese! Man wundert sich bei Gerichtsverhandlungen und bei der Lektüre von Urteilsbegründungen oft, woher diese abgestandenen Vorurteile, die unhonorige Art der Verhandlungsführung, die überholten Anschauungen einer kleinbürgerlichen Beamtenschaft nur stammen mögen. Hier, auf den Universitäten, ist der Boden, in dem eine Wurzel dieser Produkte steckt. Niemand reißt sie aus.

Denn diese setzen sich durch. Die herrschen. Die kommen dran. Ich kann beim besten Willen nicht sehen, wo die aufhebende Wirkung der vielgerühmten Jugendbewegung ist, die Ignorieren für Kampf hält; wo das Gegengewicht steckt, wo die andre Hälfte der Nation bleibt, jenes andre Deutschland, das es ja immerhin auch noch gibt. Wenns zum Klappen kommt, ist es nicht vorhanden. Ungleichmäßig sind bei uns Gehirn und Wille verteilt: der eine hat den Kopf und der andre hat den Stiernacken. Es gibt kaum eine intelligente Energie. Sie haben nicht nur das größere Maul, die dickern

Magenwände, die bessern Muskeln, die niedrigere und frechere Stirn: sie haben mehr Lebenskraft.

Kein Gegenzug hält sie in Schach. Keine deutsche Jugend steht auf und schüttelt diese ab. Keine Arbeiterschaft hat zurzeit die Möglichkeit, die Herren dahin zu befördern, wohin Rußland sie befördert hat. Sie herrschen, und sie werden unsre Kinder und Kindeskinder quälen, daß es nur so knackt. Diesem Land ist immer nur ein Heil widerfahren, und was nicht von innen kommt, mag getrost von außen kommen. Niederlage auf Niederlage, Klammer auf Klammer — Napoleon hat mehr für die deutsche Freiheit getan als alle deutschen Saalrevolutionen zusammen. Aber manchmal tuns auch die Niederschläge nicht, kein fremder Imperialismus hilft gegen den eignen. So tief ist das Laster eingefressen, daß der begreifliche Wunsch derer, die ihre Heimat lieben und ihren Staat hassen, umsonst getan ist.

Deutschland ist im Aufstieg begriffen. Welches Deutschland? Das alte, formal gewandelte; eins, das mit Recht nach seinen bösen Handlungen und nicht nach seinen guten Büchern beurteilt wird und das bis ins republikanische Herz hinein frisch angestrichen ist, umgewandelt und ungewandelt: die wahrste Lüge unsrer Zeit. Das Deutschland jener jungen Leute, die schon so früh „alte Herren" sind und die für ihr Land einen Fluch darstellen, einen Albdruck und die Spirochäten der deutschen Krankheit.

Leben einer Schauspielerin von Bernard von Brentano

Was ist, kurz gesagt, heute der Unterschied zwischen einem Roman und einem Roman? Der Unterschied ist, kurz gesagt, der, daß das deutsche Publikum einen Roman will, während der Autor keinen Roman will. Wir sind von Haus aus ein stoffhungriges Volk. In Deutschland bringt der Autor, was er auch bringe, zunächst einmal Material für den Leser, der endlich erfahren will, was er noch nicht weiß. Es ist nicht Neugierde, was dazu treibt; wir sind eigentlich mehr altwillig als neugierig. Es ist eher ein Mangel an Substanz und die Richtungslosigkeit des Einzelnen in der allgemein unausgerichteten Nation. In Frankreich, meine ich, hat der einzelne Erwachsene, der Bürger und Geschäftsmann, der Bücher liest, eine gewisse überkommene Vorstellung von Ehe, von Liebe, Tapferkeit, Ruhm, Vaterland, Nation. In Deutschland, wo die Nation allgemein keine allgemeinen Vorstellungen von diesen Dingen hat, hat der Einzelne nur sehr vage und zweifellos sehr persönliche Vorstellungen von ihnen. Sie mögen, weniger normiert, weniger oberflächlich und wirklich tiefer sein, aber sie sind gefühlsmäßig, undeutlich, und schon zwei Deutsche haben zwei verschiedene. Während dort den Leser eine gewisse Neugierde treibt, neue Variationen über ein bekanntes Thema zu erfahren, treibt bei uns eine große Sehnsucht des Herzens dazu, zu erfahren, was das eigentlich sei, was wir erleben und erlebt haben. Es müßte in Deutschland ein Mal alles gesagt werden, wie in Frankreich seit Jahrhunderten alles gesagt wor-

den ist. Darum setzt bei uns ein allgemein ungebildetes Publikum ständig von Fall zu Fall einen allgemein gebildeten Autor voraus, um von Fall zu Fall enttäuscht zu werden. Denn Unbildung ist ja nicht Unwissenheit. Wir wissen viel, und wir haben viel erlebt. Es erwartet ein allgemein erlebnisschweres Publikum durch die Erschütterung der Zeit, der Liebe, Ehe, Tapferkeit im Krieg, durch Zweifel an Vaterland und Nation erschüttert, einen Messias als Autor und einen Autor als Messias, um von Fall zu Fall enttäuscht zu werden. Leider sind die Enttäuschungen, welche unserm Publikum die literarische Produktion bringt, nicht heftig genug, weil zwar in Deutschland mäßige Romane gelesen, aber keine guten Romane geschrieben werden. Diese erst könnten das Publikum in ehrlichen Zorn versetzen, daß es sich auflehne und nach dem Gesetz der Nachfrage entsprechendes Angebot verlange. Die sanfte Enttäuschung, die Einem Wilhelm Meister bereitet, vermag überhaupt keine Lebensregungen hervorzurufen; die etwas unsanftere durch die gegenwärtige Produktion steigert nur die Verwirrung. Denn wenn man sich auch — durch Nichtlesen — mit den Ansichten Goethes im Meister abfinden kann, so kann man sich nicht durch Lesen mit den Ansichten der gegenwärtigen Romanschriftsteller abfinden. Mögen sie sehr vielseitig sein, sie sind nie erschöpfend, und beliebig können sie von dem Leser vermehrt werden, der jedoch darauf verzichtet, verwirrt, und ausdrücklich wünscht, überzeugt zu werden. Das ist der springende Punkt. Es vermag nämlich das echte Kunstwerk nicht, den unsichern Mann zu sichern, den Zweifler zu beruhigen und den Vielwisser zu bilden, sondern es vermag das echte Kunstwerk, den sichern Mann leicht unsicher zu machen, den überheblich Weisen zu beunruhigen. Sogleich erhebt die dunkle Frage ihr dunkles Haupt, ob ein Volk wie das deutsche, so in allen Grundfesten aller Grundfragen erschüttert wie wir, überhaupt Bedarf an Kunstwerken habe. Ob es nicht wichtiger sei, die politischen und sozialen Fragen (des Einzelnen für Alle) zu lösen, die Fragen ob Krieg, ob Frieden notwendig sei, ob Diktatur, ob Parlamentarismus besser, ob Kommunismus oder Demokratie. Europa gibt die Antwort: Die allgemeine Erschwerung der einzelnen Existenz hat die Völker politisiert; die Politisierung hat die Kunst gerufen. Und die echte Kunst fängt wieder da an, wo sie immer anfing, bei der Tendenz. Piscator wirft aus seinem Theater den Dichter heraus und nimmt die Zeit, die ganze Gegenwart hinein. So auch der Autor. Der Romanschriftsteller wirft aus seinem Roman alles heraus, was eine europäische Entwicklung hineingepackt hatte — jene Psychologie, jene Problematik, jene Erfahrung. Er nimmt den Bericht wieder vor; er zeigt den Tatbestand, das reine Geschehen, das rätselvolle Geschehen. Vergebens haben bei uns die Leser auf Erlösung gewartet; sie werden nimmer aufgeklärt.

In solche Situation, wie in ein brennendes Haus, tritt der erste jener neuen Romane still ein: Film und Leben Barbara La Marr von Arnolt Bronnen (bei Ernst Rowohlt, Berlin; geb. 7,50 Mark).

Der Dramatiker Bronnen erzählt die Geschichte der amerikanischen Filmschauspielerin Barbara La Marr. Sein Roman ist ein Bericht ihres Lebens. Was sollen aber, so höre ich gleich fragen, unsre Probleme mit jenem fernen (unproblematischen) Leben anfangen? Allerdings wird hier den Hungrigen keine Nahrung geboten, jenen nämlich, die sich in schwieriger Ehe lebend zwecks einfacher Scheidung nicht an einen guten Anwalt wenden, sondern an Nietzsche. Auch den Durstigen wird hier kein Labsal gereicht; es kann niemandem geraten werden, sich an der großartigen Heldin dieses Buches Beispiel zu nehmen. Das gäbe eine deutsche Revolution. Wir erfahren, daß Miß Reatha Watson, die sich später La Marr nannte, bereits mit sechzehn Jahren zum Film kam, einer feuergefährlichen Branche. Selber ein glühender Stern, ging sie in Flammen auf und verbrannte; langsam, weil sie nicht aus Zelluloid war, sondern aus Fleisch und Blut. In vierzehn Kapiteln, jedes fast gleich lang, fängt dieses Leben an, zu Ende zu gehen.

Das ist alles, was wir erfahren, und das ist eine Menge. Denn in diesem Buch steckt nicht wieder einmal ein neuer Autor, sondern endlich einmal ein neuer Held. Es ist nicht Schiller, der uns ergreift, sondern Ferdinand; es ist nicht Thomas Mann, der interessant ist, sondern — — leider ein Berg. Da erscheint Frau Barbara La Marr persönlich.

Die literarische Produktion einer neuen deutschen Generation, die sich — ich lüfte den Hut — keiner Ahnen bewußt ist, wohl aber einiger Kameraden, kommt unvermittelt und direkt aus einer fernen Zeit, an die es keine Erinnerung gibt, jäh in die Gegenwart mitten hinein. Wenige Probleme einer sehr problematischen Vergangenheit belasten sie. Der Mensch, der deutsche Mensch, gestern noch sich und andern ein Rätsel, kann nicht mehr als ein zu lösendes Rätsel betrachtet werden. Er ist gegeben. Fraglich, unheimlich, bösartig, gefährlich, mit einem Wort unbekannt ist die Umwelt. Bronnens Roman erzählt mit den Mitteln einer Sprache, die sich ein begabtes Leben schuf, die Geschichte eines begabten Lebens. Die Persönlichkeit des Verfassers erzählt mit den reichen Möglichkeiten einer Persönlichkeit das Leben einer Persönlichkeit. Niemand war Reatha Watson, niemand ist die vor Jahresfrist verstorbene Filmschauspielerin Barbara La Marr. Unbekannt war ihr Leben, ihr selbst und ihren Freunden; unbekannt werden die Filme, die ihr Gesicht zeigen, in den Archiven der ‚First National' brüchig. Zerstört hat der Tod ihr zauberhaft schönes Gesicht. Da galt es nicht die Aufgabe, zu zeigen, wie jener Reatha Watson Seele war, die nämlich wie viele andre Seelen sich von vielen andern Seelen unterschied, sondern was jene Reatha Watson aushalten mußte, um jene Barbara La Marr zu werden, die einmal eine der berühmtesten amerikanischen Filmschauspielerinnen war, bekannt auf dem Erdball und „nahe der Sehnsucht ihrer Nation". Diese Aufgabe, die sich Bronnen stellte, folgend richtig den neuen Betrachtungen einer neuen Gegenwart, hat er gelöst, und es ist durchaus nicht einfach, sein Buch zu verstehen, wenn man nämlich für sich von der Lektüre etwas erwartet. Bronnens Mittel sind nicht

psychologische; war der Dichter bisher ein Seelenarzt, so erweist sich Bronnen als ein Mann, der die Möglichkeiten eines Geschöpfs in der von andern Geschöpfen dicht bewohnten Schöpfung beobachtet. Der Leser wird gezwungen, einem Kampf ums Dasein beizuwohnen. Er wird gezwungen, selber seine Meinung zu haben und diesen Kampf zu erfahren, indem er ihn betrachtet. Einen Boxkampf zu betrachten, braucht es Boxer, und den Kampf um eine so riskante Existenz wie die einer sehr schönen und phantastisch gut bezahlten Filmschauspielerin zu begreifen, braucht es gescheite Frontkämpfer. Die Kämpfe dieses Lebens waren nicht kleinlich. Sie begnügten sich nicht damit, in der eignen Brust zu wüten; sie zogen hinaus über die Schlachtfelder der Großstädte in die Schützengräben der Industrie und die Drahtverhaue der öffentlichen Meinung. Der Leser hat das unheimliche Vergnügen, bei der Lektüre diesem Kampf anwohnen und den Weg einer Frau betrachten zu können, die schwankend zwischen Ehrgeiz und Liebe, zwischen Kraft und Schwäche, zwischen Größe und Niedrigkeit, kurz, zwischen einem unmenschlichen Talent und einem menschlichen Charakter, zwischen ihren Freunden, Feinden, Ehemännern, Anwälten, Gehilfen und Kollegen vorangeht, auf einem ungehauenen Pfad durch das Dickicht der Gegenwart.

Wie unterscheidet sich nun Bronnens Bericht von einem Roman? Welche Mittel sind es, mit denen der Künstler Bronnen die unwirkliche Wirklichkeit eines Lebens, gelebt im fernen Amerika, zwischen Los Angeles und New York, aus den verstorbenen Notizen vergilbter Zeitungen heraushob und so belebte, daß es von neuem anfing, nicht nur zu leben, sondern auch zu ergreifen? Denn es ergreift! Es ist von diesen Mitteln wenig zu sagen. Die Form dieses Buches ist sein Inhalt. Diese Feststellung macht sogleich mit der Gepflogenheit von Kritikern ein Ende, den Inhalt eines Romans „kurz wiederzugeben", um dann zu ihm Stellung zu nehmen, wo nun eine „gewisse Kenntnis des Lesers" von der Sachlage vorausgesetzt werden kann. Die neue Form des neuen Kunstwerks ist noch nicht wiederzugeben. Sie wäre kritisierbar, wenn sie alt wäre oder schlecht. Sie ist anzukündigen, wo sie neu ist und hinreißend. Damit sie ergreife und dann — vielleicht — erforscht werde. Die besten Mittel dieses guten Buches sind ein tiefes Wissen des Lebens und des Zusammenhangs der Dinge.

Überhaupt ist die berufsmäßige Klugheit des Kritikers, der Wunden zu erkennen versucht und seine Hand hineinlegt, fragwürdig geworden. Die Tatsache, daß ein Teil Männer in Deutschland produziert und ein größerer Teil ihnen Fehler nachweist, war nie schön. Sie hat eigentlich aufgehört, ein Faktum zu sein, als sich die Autoren selber aus „Persönlichkeiten" in Fakten verwandelten. Wo nämlich keine Meinungen und Ansichten mehr von Verfassern geäußert werden, sind Gegenansichten und andre Meinungen überflüssig geworden. Wenn Wilhelm II. bei Piscator gegen den Schauspieler Wilhelms II. protestiert, protestiert er tatsächlich gegen sich selber, nicht etwa gegen eine Auffassung Wilhelms II. Denn dieser

sagt genau nur das, was jener sagte. So auch in unserm Falle: Wo eine wichtige Erscheinung, nämlich ein Mensch, in seiner wichtigsten Lage, im Kampf ums Dasein, einwandfrei richtig, was nachprüfbar ist, dargestellt wird, kann sich Kritik nur gegen jene dargestellte Person richten — und das ist gegen eine unsrer Existenzformen selber, nicht gegen den Verfasser. Darum unterwirft ein solches Buch die Masse der Leser einer Prüfung. Es verlangt eine Kenntnis des Lebens, um Erkenntnis des Lebens zu geben. Es erwartet eine menschlich sichere Position des Lesers, um seine bürgerliche erbeben zu machen.

Hier ergibt sich deutlicher noch als zu Anfang der Unterschied zwischen einem Roman und einem Roman. Wir fanden ihn darin, daß ihn der Leser will und der Autor nicht will. Ich habe versucht, den Unterschied zwischen jenem Leserroman, der nicht geliefert werden kann, und dem neuen Roman, der hier vorliegt, zu zeigen. Noch immer will der gequälte Mensch, der großes Leid und arge Entbehrungen tragende Mensch, dieses chaotischen Jahrhunderts sich selber; seinen Frieden und sein Glück in seiner Seele. Wir aber müssen, wie es Kleist geschrieben hat, wieder vom Baum der Erkenntnis essen, um unschuldig zu werden, und mit andern Worten müssen wir wieder fremde Schmerzen betrachten, um unsre eignen zu erkennen. Der Roman, den wir vergebens meinten, war die Geschichte einer Seele. Der Roman des Dichters Bronnen, den wir erhalten, ist die Seele einer Geschichte. Europa, das seine Taten im Verborgenen der vereinigten Konzerne tut, verlangt Entschleierung; nicht der Mensch, der garzulange seine arme Seele dafür verantwortlich machen wollte, daß ihn jene rätselhaften Taten, die aus einer rätselhaften Umwelt kommen, peinigen.

So ist in unserm Fall zu sagen: es ist wichtig, das Leben der Schauspielerin Barbara La Marr kennen zu lernen, die eine kleine Reatha Watson geboren wurde und, früh jung, schön und reich, früh arm, elend und verlassen starb.

Amerikanische Zeitungstechnik oder Die Zukunft der deutschen Presse

Ein großer anglo-amerikanischer Zeitungsdienst bietet den Blättern etwa hundert Artikel an. Hier eine Reihe von charakteristischen Proben aus der Zusammenstellung. Charakteristisch nicht nur für Amerikas Publikum, seinen Geschmack, sein Verlangen, jeden Stoff zu schlucken, wenn er nur Sensationen enthält. Charakteristisch mehr noch für die Methode, zu entpolitisieren, die Köpfe zu egalisieren. Und wird nicht die deutsche, die ganze europäische Presse bald diesen Weg gehn?

Amerikanische Gefängnisse sind Männerklubs von L. Veiller
etwa 1500 Worte

Cinderalias Fuß ist nicht mehr modern
Die großen Füße werden modern, ein Artikel über die Mode der Füße
etwa 1000 Worte

Das Leben nach dem Tode von Lady Grey of Fallodon

Die Gräfin Fallodon, eine der vornehmsten Persönlichkeiten Englands, ist begeisterte Spiritistin, und dieser Artikel ist eine merkwürdige Abhandlung über den Spiritismus, ein Lesestoff, der auch für die, die den Spiritismus verspotten, interessant ist.

etwa 1000 Worte

Der gefährdete Jüngling von Charles A. Oberwager, Richter der Stadt New York

Dieser hervorragende Jurist schildert aus seiner täglichen Praxis die Gefahren, die die Moral unsrer heutigen männlichen Jugend seitens der Frau bedrohen; dieser Aufsatz ist auf eine flotte und inhaltsreiche Art und Weise geschrieben.

etwa 3000 Worte

Die japanischen Geishas übertreten die jahrtausend alten Traditionen und ahmen unsre europäischen Chorgirls nach

etwa 1000 Worte

Mussolini, der Abgott der Frauen, von Alice Rohe

Ein aufschlußreicher Beitrag über die Stellung, die Mussolini gegenüber den Frauen einnimmt.

etwa 2000 Worte

Arthur Ponsonby: Rufen große Ereignisse große Männer hervor, oder sind große Männer die Ursache großer Ereignisse?

etwa 1800 Worte Originalartikel

Brenda Ueland: Psychoanalyse der Liebe

etwa 1200 Worte Originalartikel

Colonel H. Feen: Einiges zur Ehrenrettung des Gorilla

etwa 1500 Worte Originalartikel

Wo der Strohhut noch volkstümlich ist

etwa 1000 Worte mit Photos

Das amerikanische Mädchen in Europa; amerikanische Begriffe über die Liebe

etwa 1000 Worte

Richthofen, der rote Ritter Deutschlands, von Floyd Gibbons

Die Lebensgeschichte dieses Helden, des roten Kampffliegers, ist auf Grund amtlicher Unterlagen, Tagebuchaufzeichnungen und Briefe niedergeschrieben.

etwa 60 000 Worte

William Beebe: Totentanz der Wilden auf Borneo

etwa 1000 Worte

Francesco Nitti, italienischer Ministerpräsident a. D.: Zusammenbruch des Fascismus

etwa 1500 Worte in einem Interview

Benito Mussolini: Italiens Lebensmittelproduktion hat sich verdoppelt

etwa 1000 Worte — Originalartikel

Kalinin, russischer Volkskommissar: Die Abschaffung der privaten Geschäftsunternehmen bedeutet den langsamen Untergang des russischen Judentums

etwa 1200 Worte — Originalartikel

Gustav Böß, Oberbürgermeister von Berlin: Kommunale Verfassung und Verwaltung der Weltstädte

etwa 1200 Worte — Originalartikel

Sir Arthur Pinero: Schlafzimmerspiele, Hamlet und die Technik des alten und modernen Dramas

etwa 1000 Worte

Eine Artikelserie von Rudolph Valentino:

Liebe und Leben
Die zweite Liebe ist die beste
Das gefährliche Alter des Mannes
Wenn starke Männer es lieben, sich zu brüsten
Das höchste Gut im Leben

Ein romantisches Prinzenschicksal, Vom Leben und Sterben Johann Salvators von Oesterreich, genannt Johann Orth, von Richard Wilh. Polifka, Chefredakteur der Wiener Neuesten Nachrichten

Das dramatische Schicksal und Ende des österreichischen Erzherzogs Johann Salvator, genannt Johann Orth, wird hier auf Grund von zeitgenössischen Quellen, Briefen, Urkunden und namentlich auch von Dokumenten aus den Wiener Archiven sorgfältig und kritisch untersucht und vom Verfasser in seiner außerordentlichen und abenteuerlichen Romantik spannend, dabei aber vollkommen wahrheitsgetreu, dargestellt.

1. Der Fluch auf dem Hause Habsburg
2. Das Gespenst der Wiener Hofburg
3. Erzherzog Johann als Revolutionär und Freigeist
4. Des Erzherzogs Liebesroman mit Milly Stubel
5. Erzherzog Johann und Kronprinz Rudolf als Verschwörer gegen das Kaiserhaus
6. Erzherzog Johanns Absichten auf den Thron von Bulgarien
7. Erzherzog Johanns Austritt aus dem Habsburgischen Kaiserhaus
8. Johann Orths Kampf mit den Habsburgern
9. Johann Orths See-Abenteuer und Ende

etwa 1500 Worte

Der Kuß

Eine Serie von 30 amerikanischen Artikeln über den Ursprung und die Ausübung und den Wandel dieser Sitte

insgesamt etwa 10 000 Worte

Der amerikanische Fallschirmklub

Nur diejenigen können Mitglieder werden, die ihr Leben schon einmal durch einen Fallschirmabsprung gerettet haben

etwa 1000 Worte.

Altberliner Momentbilder von Arno Holz

1.

Zwischen Linden und Leipziger.

Die
lieben, kleinen,
buntblusigen, rundbusigen,
gretchenzöpfigen, schneckenzöpfigen,
mozartzopfigen
Mädchen!

Sie gehn so niedlich durch die Friedrichstraße.

Alle alten Herren
drehn sich
um.

Der
süße Käfer!

Der
Süße ... lächelt.

Wissend!
Verständnisvoll! Nachsichtig!

In der
Musikmappe,
keusch
zerknittert ... hold ... beflittert,
ilang-ilang-duftend, dreivierteldurchsichtig,
orangerosa,
schläft das ... Nachthemd.

2.

Vom Kreuzberg runter.

Durch die
Belle-Alliance-
Straße,
das Pflaster dröhnt, die Fenster
rüttern,
stampft die Militär-
Musik.

Kopf an Kopf
steht das Publikum,
drängelt und reißt faule Witze.

„Hurrah der Kaiser!"

In großer, gestickter Generalsuniform
mit den Ketten sämtlicher preußischen Orden,
auf
seinem Goldfuchs,
huldvollst,
grüßt er an uns vorbei.

Um
Himmels ... Willen!

Mit einem Ruck, entsetzt, habe ich mich umgedreht:
eine
Majestätsbeleidigung!!

Alles lacht.

Ein
riesiger Rollkutscher
tatzt mir begütigend auf die Schulter:

„Warum
nich?
Is ja keene ansteckende
Krankheit!
Wenn er bezahlt
kricht?"

3.

Früher Februarabend.

Ich
schrägbiege, querschiebe,
hubberd,
krummschulterig, windgepackt, hutfesthaltend,
hutfesthaltend,
um
eine Ecke.

Schneegestöber!

Drängende, hastende,
eilig sich
schirmvorwärtskämpfende
Menschen;
glitzende Schaukästen; aufblitzende
Läden;
bereits sich sammelnde Laternenanstecker;
Verkehrslärm!

Hinten auf einem Leichenwagen, neben sich seinen Semmelkorb,
huckepack,
ein
Bäckerjunge.

Vergnügt und pfeift!

Die Beine bammeln, das Gefährt im Trab,
das Wetter verschluckt ihn.

Heilfroh,
endlich wieder glücklich bei mir
zu Hause zu
sein,
zünde ich umständlich,
glockeabhebend, zylinderklappernd,
schon fast im Stockdustern,
die Lampe an.

Verdammter Lümmel! Verfluchter Bengel! Verflixter
Vierviertelstampftakt!

Ich
summe noch immer,
wie verhext, wie besessen, wie
plötzlich
zipfelsinnig,
rhythmisch, feurig, mitgerissen,
scharf punktiert,
als
trommelnunterprasselten, schellenbaumdurchrasselten,
querflötendurchgrellgellten,
trompetendurchdröhnschmetterten, paukenunterwirbelwetterten
Präsentiermarsch vor Seiner Majestät Mors,
den
eben gehörten, eben
vernommenen,
eben
aufgepieksten, aufgegabelten, aufgeschnappten
„Hohenfriedberger"!

Donna Juana von Harry Kahn

Donna Juana: das ist die junge Dame, die beim Tirso de Molina Don Gil mit den grünen Hosen heißt, sintemalen sie, von einem armen, aber desto strengern Vater als Knabe erzogen, im Männergewand ihrem Ramon nachreist, der seinerseits wiederum nach dem Willen seines Erzeugers eine wohlhabendere Braut freien soll. Darin kommt ihm aber der grünbehoste Mädchenknabe zuvor, und es bedarf einer Reihe von scherzhaften Verwechslungen und Verwirrungen — der Geschlechter wie der Gefühle — bis die Richtigen sich kriegen. Natürlich ist das ein aufgelegter Stoff für Elisabeth Bergner. Ihrer körperlichen und seelischen Figur sitzt er wie angegossen. Zwischen scheuer Mädchenhaftigkeit und keckem Bubentrotz, zwischen fingierten Ohnmachten und forschen Florettgängen, kann sie alle Stufen, vornehmlich aber alle Zwischenstufen ihres ganz spezifischen darstellerischen Genies hinauf- und hinunterklettern. Warum spielt sie das Stück nicht (das in einer ausgezeichneten Verdeutschung vorliegt)? Sie hätte sich damit vermutlich einen Erfolg geholt, der an Stärke und Färbung dem ihrer Rosalinde gleichkam. Statt dessen wurde es, wie gewohnt, unter Paul Czinners Ägide, zum dritten Film der Poetic-Gesellschaft verdreht.

Die hat jetzt den Geiger von Florenz vor der rotierenden Weltkugel als Fabrikzeichen. Als programmatisches und propagandistisches Plakat nicht übel. Aber, wenn es besagen soll, daß nun die mit dem ersten selbständigen Bergnerfilm aufgelegte Walze dauernd wiederholt werden soll, so kann man nur dringend warnen. Damit wird der Globus nicht erobert werden: mit Streifen wie der „Geiger", „Liebe", „Donna Juana" wird man die Bergner, die wahrlich das Zeug dazu hätte, in Seattle und Shanghai nicht populär machen. Ich habe den „Geiger" (außer in Berlin) in Mailand gesehen. In einem zweitklassigen Kintopp, nicht in einem „teatro di prima visione". Das zeigt bereits, daß sich die Verleiher nicht übermäßig viel von ihm versprachen. Und sie hatten Recht. Die guten Mailänder, immerhin das am meisten mitteleuropäisch angekränkelte

Publikum Italiens, wußten mit dem Film gar nichts anzufangen. Sie spürten gewiß die Besonderheit der Bergner: der spontane Ausruf: „Che carina!" wurde kaum weniger oft laut, als auf deutschem Sprachgebiet das „Wie süß!" der Backfische jeden Alters und Geschlechts. Aber zuletzt gingen sie gelangweilt und verstimmt aus dem Theater.

Nicht viel anders ergeht es Einem jetzt schon bei der Uraufführung der „Donna Juana". Trotzdem die Bergner Augenblicke von einer beseelten Anmut hat, die ihr keine Gish, eines humordurchblitzten Jungmenschentums hat, die ihr keine Pickford nachspielt. Trotzdem Czinner viel zugelernt hat in der Erfassung und Aufgipfelung vorwärtstreibender Bewegungsmomente; trotzdem seine große und unter den deutschen Regisseuren so gut wie einzig dastehende Fähigkeit des Zusammensehens und Ineinanderkomponierens von Menschenleib und Landschaft noch gewachsen ist. Trotzdem Karl Freund seine Kameraleute zu Bildern von manchmal faszinierender Herrlichkeit angeleitet hat. Aber was ist das für ein Manuskript? Beziehungsweise: was ist aus ihm unter Czinners Händen geworden? Béla Balács, einer der seltenen Könner unter den Drehbuchautoren überhaupt, hat es mitverfaßt, aber nun, nachdem er den fertigen Film gesehen hat, dagegen protestiert. Mit Recht. Es geht sehr reizvoll an; rasch werden die Personen eingeführt, die Handlung eingeleitet. Mit wirklichem Humor wird das glänzende Elend der verarmten Hidalgofamilie charakterisiert; schön und sicher, in einer ausgezeichnet gestellten und bewegten Jahrmarktszene, das Zusammentreffen Juanas und Ramons vorgeführt. Aber schon hier macht sich die fatale Neigung Czinners, alles bis aufs I-Tüpfelchen auszuspielen, unangenehm bemerkbar. Dann aber, als die eigentliche Intrige einsetzt, beginnt sich Czinner zu verheddern. Bilddoubletten, ungenügend abgewandelt und gesteigert, jagen sich. Der Humor wird flau; die Einfälle versanden. Schließlich kennt sich kein Zuschauer mehr in dem Kuddelmuddel aus, weil Verwirrung durch Wirrheit gegeben wird. Es bedürfte eines Ariadneknäuels, um durch dieses Handlungslabyrinth durchzufinden.

Und dann der zweite Defekt: die Besetzung der Rollen neben der Bergner. Walter Rilla ist ein wirklich hübscher Junge. Wie im „Geiger" bildet er äußerlich eine durchaus achtbare Folie für die Bergner. Er hat, was bei deutschen Schauspielern sehr selten ist, Haltung, ja, einen gewissen natürlichen Adel des Körpers. Er hat sogar ausgezeichnet reiten gelernt: er kann sich schon in der Douglasweis' in den und aus dem Sattel schwingen. Aber sein menschliches Gehaben ist über die Maßen monoton. Er ist bloß sauertöpfisch, wo er ernst sein sollte; sein Lächeln ist gezwungen, und lachen kann er überhaupt nicht. Neben der wundervollen Gelöstheit der Bergner muß sein finsteres, freudloses Gebaren, noch in Szenen, die Überschwang des Herzens erfordern, fast komisch wirken. Desto weniger tun das, bis auf Lotte Stein, deren saftige Duennatype leider allzu rasch verschwindet, die lustigen Personen. Da ist, eine Bombenrolle für einen großen Komiker, der ungeschlachte, aber desto gutmütigere und seiner Herrin wie ein Hund ergebene Diener Donna Juanas. Den macht bei Czinner ein

Mann, höchst charakteristisch an Gestalt und Gesicht, dem nichts einfällt, als was ihm der Regisseur beigebracht hat. Da ist der komische Liebhaber: Hubert von Meyerink darf ihn in seiner stereotypen Manier verzappeln. Da ist ...

Da ist ein großer Aufwand mit und um Elisabeth Bergner vertan. Keine deutsche Schauspielerin verdient ihn mehr als sie. Keine deutsche Darstellerin ist berufener als sie, gleich einer Gish, einer Pickford, einer Norma Talmadge, Colleen Moore, Corinna Griffith, noch im australischen Busch die Schafhirten lachen und weinen zu machen. Aber dazu braucht sie einfache, klare, unliteratenhafte Manuskripte, braucht sie Schauspieler, die neben ihr wenigstens Figur machen, und braucht vor allem ihr Regisseur: Einfälle und nochmals Einfälle.

Wiener Theater von Alfred Polgar

Das Nachfolge-Christi-Spiel

Max Mells schönes Nachfolge-Christi-Spiel geht abseitige Wege, sehr fern den geräuschvollen, von Jetzigkeit durchtobten Straßen, deren Staub die rüstigern Dramatiker aufwirbeln. Es weicht in großem Bogen der Problematik des Heute aus, aber mit des Bogens Höhe rührt es an Ewig-Problematisches der Menschendinge.

Das Nachfolge-Christi-Spiel ist eine Legende, die den Rahmen des Vernunftgerechten nirgends sprengt, ein Mysterium ohne Mystisches, ein Mirakelspiel ohne Mirakel, ausdrückend die Zuversicht, daß sich der Wirkungszauber der Passion immer dann und dort erneut, wo ein in höherm Sinne „guter Christ" sie auf sich nimmt. Mit andern Worten: Mell glaubt an die Erlösung des Menschen durch den Menschen. Und als Symbol solcher Gläubigkeit wählt er das stärkste Zeichen, das ihr bisher aufgerichtet worden: das Kreuz.

Die Handlung, die der Dichter um seinen Heilsgedanken baut, ist sehr einfach. So lichtdurchlässig, wie es das irdische Exempel einer tiefen Lehre wohl sein muß. Eine Reihe von figurenreichen, dramatischen Tafelbildern ist hingestellt, klar in der Zeichnung, satt an Farbe. Von hieratischem Getue hält sich das Spiel frei, hingegen zeigt es sich entschlossen zu einer Realistik, die das Tierische im Menschen nicht domestiziert und dem Gemeinen seinen Naturlaut und -geruch beläßt. Das Burgtheater erschrak und dämpfte. Vor dem Wort mit fünf Buchstaben fiel es auf diesen.

Der „Herr" — er hat sogar einen Namen: Graf Tazoll — gerät in die Hände von Räubern und Mördern. Sie binden ihn an das Kreuz, das bereit lag, einen Kalvarienberg zu krönen, den der Herr genau nach den Maßen Golgathas zu bauen gedachte. Da hängt er nun, der fromme Mann, kaum noch lebend, als „die Kaiserlichen", die Helfer, in den Schloßhof dringen. Ihr Hauptmann verdammt die Missetäter zum Henkertod, der Herr, mit seiner letzten Kraft, bittet für sie. Christi Leid und Beispiel, das er ja, am Marterholz hangend wie jener (wenn auch immerhin ans Kreuz nur gebunden, nicht geschlagen), ganz erfühlt hat, strömt Mitleid mit den Frevlern in sein

Herz und Erlöserwillen. Doch die irdische Autorität bleibt seinen Beschwörungen taub. Da kniet er hin, betet um ein Wunder; und stirbt. Dieses Sterben, logisch und physiologisch ausreichend erklärt, ist das Wunder, das die Seelen der Richter wie der zu Richtenden läutert. Nun wird Gnade in Demut gegeben, in Zerknirschung empfangen. Und feierlich gereiht tragen Gerechte wie Sünder den Leib des „Herrn" zu Grabe.

Aus der (eigentlich nur formalen) Annäherung seines Martyriums an jenes, das der Heiland erduldete, springt der Funke ins Herz des Herrn, entzündet es zu Christi Nachfolge. Eine Art Kurzschluß findet statt zwischen heiliger und weltlicher Passion.

Den Begriff „Erlösung" versteht Graf Tazoll anders als die Kirche. Sein Erlösen zielt wohl auf die Seele, aber es meint auch den profanen Körper (als deren hienieden unentbehrliches Gehäuse), es will diesen wie jene, ja geradezu diesen um jener willen, vom Übel befreien, und verwirft die Reinigung durch Qual und Tod. Verwirft also auch den Priester, der — unwahrscheinlichster Mitspieler eines satanischen Ritus — überm Block, an dem der Menschenbruder rite geschlachtet wird, sein Kruzifix hält (oder in den elektrischen Strom, der die armen Sünder auf dem Stuhl brät, ein bißchen was vom Strom der unendlichen Gott-Liebe einschaltet).

Die Aufführung des Burgtheaters ist bildkräftig — bis auf die Soldaten, die aus der Spielzeugschachtel sind — und hat darstellerisches Niveau. (Die Damen Pünkösdy und Janssen als tugendsüße „Fräuleins"; E. Reimers, Huber, Andersen, Mussi, Wawra als charakteristische Räuber, ihr rauh-schöner Hauptmann, saftgeschwellt, heißt Höbling. Fräulein Wilke als hochprozentige Jüdin, bei deren Anblick das Kreuz eigentlich einen Haken machen müßte; Herr Marr, kriegerisch auf einem friedevollen Schimmel; Leutnant Lohner, vorlaut und schneidig, wie halt junge Kaiserliche sind.) Den „Herrn" spielt Raoul Aslan, mit Talent zum Heiligen. Und mit allem geistigen Takt, den die Rolle erfordert. Sein letzter Aufschwung, in der Bitte ums Wunder, ist außerordentlich schön.

Das abseitige, die Reinheit der Gefühls- und Gedankenwelt, aus der es stammt, atmende Spiel wirkte sehr stark. Und brachte seinem Dichter verdiente Ehren.

Schwejk von Arthur Eloesser

Kurz nach dem Kriege, den wir vergessen haben, kurz nach der Revolution, die wir uns immer noch einbilden erlebt zu haben, wurde in Berlin das dekorationslose Theater als zeitgemäß vorgeschrieben. Die Darstellung der Umwelt wurde als Erbschaft des Naturalismus verdammt, einer passiven, trägen, bourgeoisen Weltanschauung, die den Menschen des ewigen Gestern in alle seine Abhängigkeitsverhältnisse verstrickt hielt. Der Mensch auf der Bühne zerriß die Stricke des Sklaventums von Jahrtausenden, trat an den Souffleurkasten und sagte, was zu geschehen habe. Predigte und schrie in die Zukunft hinein. Wer die beiden revolutionären Dogmen der leeren Bühne und

der vollen Lunge nicht anerkannte, wurde aus dem Arbeiterrat der Kunst hinausgeworfen. Die Schauspieler haben sich wieder beruhigt, einige sind heute noch heiser, dafür ist die Dekoration jetzt um so lauter.

Und daraus wird wieder ein Dogma gemacht, und den Gläubigen zur Anerkennung empfohlen. Ein Prophet Piscators versichert im Programmheft — und diese Bühne hat ein Programm beschworen — daß der Bourgeois sich von der angeblichen Stileinheit der Sprechbühne täuschen lassen dürfte, weil er keine Weltanschauung hatte, weil nur ein Fragmentchen Welt in seine Kurzsichtigkeit hineinging. Wer aber die „konsequente, festgefügte, einheitliche Lebensanschauung hat", der besitzt immer das Ganze und muß das Bild des Ganzen auch von der Bühne verlangen. Die also mit allen erdenkbaren oder erfindbaren Illusionsmitteln zu arbeiten berechtigt ist. Die arme Illusion! Gestern war sie bürgerlich, heute ist sie proletarisch.

Erwin Piscator, ein hervorragender Techniker der Bühne, hat seine Neuerungen um die des „laufenden Bandes" vermehrt. Es sind sogar zwei laufende Bänder, die dem braven Soldaten Schwejk alle Stationen seines Lebens zuführen: Stübchen des Hundehändlers, Prager Stammkneipe, Garnisonlazarett, Militärgefängnis, verschneite Chaussee, auf der er nie zu seinem Regiment kommt, schließlich den Militärzug, der ihn an Feind, Schützengraben und weiteres Heldentum heranrollt. Die besten Sächelchen sind die fragmentarisch abgeschnittenen, die nur andeutungsweise auftreten. Pars pro toto, wie die Lateiner sagten. Auch mir genügt die Kanzel für die Kirche, das Kasernentor für die Kaserne, zwei Bretterwände im Winkel für die Destille, wo Schwejk politisiert und der Geheime denunziert. Einige Dekorationen, besonders eine Landschaft mit Schneefall, wurden durch Beifall ausgezeichnet. Lessing, der Aktivist, hatte die große Besorgnis, daß aus dem Zuschauer ein Gaffer werde; er sollte bald wiederkommen und es noch einmal sagen, da man es mir nicht glaubt. Die Luft ist so voll vom Spuk der Prinzipien. Was werden die Leute erst jubeln, wenn die Räder des Zuges sich wirklich drehen! Diese Erfindung bleibt noch zu machen, falls die Bühne bis dahin nicht wieder ausgeräumt werden sollte, durch eine kräftigere, durch eine proletarischere Gegenbewegung. Es ist doch kein Zweifel, daß sie immer besitzloser, üppiger, mit einem Wort bürgerlicher wird, je mehr sie ihren Hausrat ausbreitet, immer kapitalistischer, je mehr sie an Prospekten und Maschinen investiert. Der nächste Piscator spielt in irgendeiner Brauerei Friedrichshain.

Der gegenwärtige Piscator und höchst erfinderische Techniker der Bühne spielt am Nollendorfplatz. Sehr schlicht von der Hochbahn heruntergestiegen, hätte ich schon gern ein laufendes Band, eine Rolltreppe, oder etwas ähnliches leicht Erfindbares benutzt, um über die großartige Auffahrt von Autos, privaten und gewöhnlichen, ins Theater hineinzukommen. Ich kam direkt von der Arbeit; man wurde aber auch ohne Smoking hineingelassen. Während der Pause sah ich einen jungen Bolschewisten mit kurzen Velvethosen, mit nack-

ten Knien unten im Rundgang unter den Parkettmenschen. Das vorurteilslose Publikum von Berlin nahm gar keinen Anstoß, falls es diesen Aufzug nicht für ein Faschingskostüm zu irgendeinem Sturmball gehalten haben sollte. Und was ist mit Schwejk? Mit Schwejk ist es folgendermaßen: Zum Ruhme von Hasek braucht nichts mehr gesagt zu werden; er gehörte zu der scheinbar ausgestorbenen Rasse der Dichter, die gar keine Würde haben, die sich gar nicht für ihr Denkmal zurecht machen, die schreiben, wenn sie Geld brauchen, und trinken, wenn sie was haben. Ihr Schicksal ist das Delirium, wenn sie überhaupt auf ein Schicksal Anspruch machen. Der junge Landstreicher Maxim Gorki schrieb als sein Erstes sehr schöne Geschichten von verlorenen Leuten. Ein Mann wie Hasek hatte sich ganz im Volke verloren. So schreibt nur einer, der mit Brüdern der Not am Biertisch saß, sei es mit Dieben und Halunken. In den Abenteuern des braven Soldaten Schwejk ist das Gelächter derer, die mit ihm anstießen; eine anarchische Gemeinschaft, eine animalische Kameradschaft, die den Augenblick aus der Zeit herausnimmt, ihn von kannibalischem Behagen überlaufen läßt. Der Augenblick der seligen Losgelöstheit, besser gesagt Freiheit, schlechter gesagt der Wurstigkeit, ist der Vater des Humors.

Dem Humor des Hasek oder dem Schwejk haben die beiden Bearbeiter, Max Brod und Hans Reimann, den letzten und den besten Tropfen nicht abpressen können. Das wäre auch unmöglich. Wenn wir den Roman lesen, stehen alle Figuren und Ereignisse im Weltbild, und das heißt im Auge des braven Soldaten Schwejk, des Drückebergers, der aber jede Gefahr auf sich nimmt, des Rebellen, der aber nie opponiert, weil er sich in jede Situation fügt, lächelnd, zustimmend, zuvorkommend, und wenn er totgeschossen werden sollte. Non mihi res sed me rebus subjungere conor, wie die Stoiker sagten. Auf der Bühne aber stehen die andern Figuren um ihn herum, ohne von seinem Saft zu zehren; sie werden zu Karikaturen, von George Grosz Trick- und Scherzfilmen noch einmal erklärt, im besten Fall zu kostümierten und geschminkten Schauspielern, die bald ins Leere reden, und davon einen hohlen Ton bekommen. Ungefähr wie die Stallmeister im Zirkus, die den dummen August aufzuziehen haben. Man vermißt überdies das Weib, gegen das sich der brave Soldat Schwejk im Roman besonders brav hält. Das Kollektiv hätte es von den beiden Bearbeitern unbedingt nachfordern müssen. Wenn das laufende Band den epischen Zug des Romans ersetzen, sozusagen als der Erzähler auftreten wollte, der Ereignisse und Figuren heranführt, so begegnen wir wieder dem Irrtum, daß irgend eine biochemische Umsetzung in der Kunst durch technische Mittel ersetzt werden kann. Bemerkbar bleiben ein paar hübsche Einzelheiten, wenn Schwejk einen Sergeanten totredet, oder, wenn man ihn als russischen Spion verhört. Aber keine Einzelheit und keine beklatschte Landschaft rettet das Stück vor dem bösen Ausgang, daß es monologisch, daß es eingleisig wird, trotz zwei laufenden Bändern. Und so erklärt sich nach anfänglicher Erheiterung und Erwärmung die baldige Abkühlung eines den Wundern der Technik zugeneigten Publikums. Trotz Pallen-

berg, trotz der unbewölkbaren Himmelsbläue seines Stumpfsinnes, trotz dem Witz der Einfalt, der sich nie ertappen ließ, trotz der Rassenechtheit der böhmischen Nase über dem breiten Maul, in dem nur die Zähne lachen dürfen, trotz der Verwandtschaft des Schwejk-Gemüts mit dem Pallenberg-Gemüt, das seine Heimat, und nicht nur die sprachliche, auf der deutschtschechischen Grenze hat. Die Erheiterung nahm ab, obgleich Pallenberg in nichts nachließ, obgleich die Marschstiefel des braven Soldaten Schwejk immer noch einen Kilometer des laufenden Bandes unermüdet stampften. Pallenberg hat uns weniger als sonst überrascht, weniger als sonst verführt und entführt in ein phantastisch Unwirkliches, das immer hinter dem allzu Wirklichen anfängt. Wer die Bühne kennt, versteht das; es ist eine von ihren wichtigsten Geheimnissen. Pallenbergs Komik nährte sich weniger als sonst von der produktiven Sprungkraft des Augenblicks, mußte sich mehr enthalten und zusammenhalten, statt sich aus reicher Laune zu verspritzen. Weil der brave Soldat Schwejk bereits auf dem Pallenbergton steht, so daß ihm hinzuzutun nicht mehr viel übrig blieb.

Ämter und Würden von Morus

Para-Geschäfte

Wenn nicht der deutsch-französische Reparationsskandal dazwischen gekommen wäre, so hätte das Reich wahrscheinlich schon wieder einen strammen Garantievertrag auf dem Buckel. Die Para G. m. b. H., von der wenige im Lande etwas wußten, bevor von französischer und nun auch von deutscher Seite eine Strafuntersuchung wegen ihrer Sachlieferungsgeschäfte eingeleitet wurde, hatte der türkischen Regierung im vorigen Dezember eine große Bahnbauofferte gemacht. Sie hatte sich bereiterklärt, anstelle einer leistungsfähigen belgischen Gruppe den Bau der Strecke Kaisserie—Siwas und einer dazu gehörigen Eisenbahnwerkstätte zu übernehmen, ein Projekt, das an die 75 Millionen Mark erfordert. Woher sie die Mittel dazu hatte, war einigermaßen unklar. Doch es gelang ihr, das Reichswirtschaftsministerium dafür zu interessieren. Zwar hat sich das erste Türkengeschäft, bei dem das Reich eine Wechselgarantie bis zu 30 Millionen Mark für die Bahnbauten der Firma Julius Berger Tiefbau A.-G. übernommen hat, bisher keineswegs so entwickelt, daß das Reich aus seinem Risiko heraus wäre. Aber nichtsdestoweniger war man im Reichswirtschaftsministerium zwecks Förderung des Exports prinzipiell bereit, eine neue hohe Millionensumme für türkische Bahnbauten aufs Spiel zu setzen.

Allein auch zwischen benachbarten Amtsstuben waltet die ausgleichende Gerechtigkeit. Während das Reichswirtschaftsministerium im besten Verhandeln mit der Para G. m. b. H.

war, eröffnete das offiziöse Organ der Wirtschaftsabteilung des Auswärtigen Amtes, die ‚Industrie- und Handelszeitung‘, eine heftige Polemik gegen eben diese Para-Gesellschaft und ihre Türkengeschäfte. Das Blatt ging der Finanzierung der Para auf den Grund und konnte feststellen, daß das New Yorker Haus, durch das die Para nach ihren eignen Angaben die Finanzierung der Bahnbauten bewerkstelligen wollte, drüben nur ein bis zwei Millionen Mark Dollar gut gilt — ein recht schmales Fundament für ein 75-Millionen-Projekt. Weiter wurde festgestellt, daß dieses new Yorker Haus für den Bau der türkischen Eisenbahnwerkstätte bereits Lieferungen an amerikanische Firmen vergeben hat. Nach alledem muß man allerdings fragen, ob das der geeignetste Weg ist, unter Einsetzung von Staatsmitteln dem deutschen Export auf die Beine zu helfen.

Das Merkwürdigste an der Schose ist aber, daß der amtliche Wirtschaftsdienst, mit dem die ‚Industrie- und Handelszeitung‘ arbeitet, anscheinend blind in der Wilhelmstraße mündet, und daß noch immer keine Nebenleitung in die Viktoriastraße gelegt ist, wo das Reichswirtschaftsministerium sein Domizil hat. Seit Jahren nun schon befehden sich diese beiden Ämter mit einer Inbrunst, wie es sie nur unter gelernten Bürokraten gibt. Wenn man wissen will, was das Wirtschaftsministerium geheimhält, so braucht man nur die ‚Industrie- und Handelszeitung‘ des Auswärtigen Amts aufzuschlagen; da findet man es bestimmt. Ob es sich um Türken-, Rumänen- oder um Russengeschäfte handelt: wenn das Wirtschaftsministerium Hüh zieht, dann zieht die Wirtschaftsabteilung des Auswärtigen Amts mit Sicherheit Hott. Die Kosten, die dadurch dem Reich entstehen, werden leider nur zum kleinen Teil im Etat verbucht.

Luther in der Eisenbahn

Der Abweg des deutschen Parlamentarismus, immer wieder Nichtparlamentarier zu politischen Ministern zu machen, führt zu den übelsten Folgen. Nicht nur, daß das parlamentarische System durch die Berufung und häufig auch durch die Amtsführung der Außenseiter diskreditiert wird; schlimmer noch, was hinterher kommt. Wenn ein aus dem Parlament hervorgegangener Minister gestürzt wird, hat er immer noch die Möglichkeit, sich als Abgeordneter politisch aktiv zu betätigen. Wenn ein „Fachminister“ gestürzt wird, ist er fürs erste erledigt. Er kann wieder hingehen, von wo er gekommen, falls dort noch ein Plätzchen für ihn frei ist. Aber die Männer, die einmal die Polster eines Ministersessels kennen und lieben gelernt haben, pflegen sich nicht so leicht wieder an andre Sitzgelegenheiten zu gewöhnen. Und da sie am Parlament keinen Rückhalt haben, sind sie gradezu gezwungen,

außerhalb des Parlaments zu randalieren und zu intrigieren, Cliquen und Klubs zu gründen, im Inland und im Ausland Paradereden zu halten, um nur nicht in Vergessenheit zu geraten.

Ein Musterbeispiel dieser emeritierten Gattung bildet Herr Doktor Luther. Es war ja vorauszusehen, daß der erfolgreichste und ehrgeizigste Verwalter unter den Regierern der deutschen Republik nicht ein für alle Mal vom politischen Schauplatz verschwinden würde, nachdem er als Kanzler über die schwarz-weiß-roten Botschaftsflaggen gestolpert war. Viele hielten es deshalb für ratsam, diesem rührigen und energischen Herrn möglichst schnell einen hochdotierten Verwaltungsposten zu geben, etwa die Generaldirektion der Reichsbahngesellschaft, die durch Oesers Tod grade freigeworden war. Herr Luther, der aus seinen bisherigen Ämtern arm wie eine Kirchenmaus herausgegangen war, so daß er sich sogar seine private Südamerika-Tournee aus öffentlichen Mitteln bezahlen lassen mußte, hätte zu diesem mächtigen und einträglichen Posten auch gewiß nicht nein gesagt. Aber Herr von Siemens, der industriegewaltige Präside des Verwaltungsrats der Reichsbahn, war flinker und schob schnell seinen Vertrauensmann, den bis dahin unbekannten China-Spezialisten Dorpmüller, auf Oesers Platz. Für Luther fiel nichts ab, als eine gewöhnliche Verwaltungsratsstelle, deren Besetzung von rechtswegen gar nicht dem Reiche, sondern Preußen zustand.

Obwohl unser alter Reichskanzler sich die etlichen zwanzigtausend Mark, die die spendable Eisenbahn den Mitgliedern ihres Verwaltungsrates zukommen läßt, im wesentlichen auf seine Staatspension anrechnen lassen muß, wird er hoffentlich keine materielle Not leiden, denn er hat ja inzwischen auch noch bei dem Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerk, bei Krupp, bei der Chemischen Fabrik Th. Goldschmidt in Essen und bei der zum gleichen Konzern gehörigen chemischen Fabrik Buckau-Ammendorf Aufsichtsratsposten und Tantiemen bezogen. Aber wenn er jetzt seine Eisenbahnposition gegen die Entscheidung des Staatsgerichtshofs und gegen den Willen des Herrn Marx verteidigt, wie eine Löwin ihr Junges, so geht es ihm dabei eben nicht um die irdischen Güter dieser Welt, sondern um die „politisch-moralische Pflicht, das ihm anvertraute Amt durchzuführen".

Solche Gelübde, von einem kernigen Mann der Rechten geleistet, vermag keine Macht in Deutschland zu brechen. So wollen wir uns still bescheiden und darauf warten, bis das „Bureau Luther", das jetzt, finanziert von den deutschen Reedern und andern Wirtschaftsverbänden, zur endgültigen Begründung des Einheitsstaates errichtet worden ist, sich eines Tages in ein „Wahlbureau Luther" verwandelt, um den Altreichskanzler zum Nachfolger Hindenburgs zu küren.

Bemerkungen

Botanik des Kunsthistorikers

Kaspar Hauser als Beitrag zur Skala der Dummheit zugeeignet.

Ein Herr Adolf Donath — wohl derselbe, von dem einst Karl Kraus schrieb, er sei, wenn man die Mitarbeiter der Neuen Freien Presse in analphabetischer Reihenfolge aufzähle, der erste — stößt im ‚Berliner Tageblatt' gellende Schreckensschreie aus: Der Grünewald ist verkauft! Vorher hatte er bereits gewarnt: Die Folgen wären „nicht auszudenken"! Und jetzt ruft er das deutsche Volk auf, das ohnehin nicht mehr ahnt, womit es sich die Zeit vertreiben soll und den Himmel flehentlich um ein paar neue Sorgen gebeten hat.

Ich bin kein Kunsthistoriker, weiß daher wenig von Grünewald; nur, daß vor gar nicht so langer Zeit die deutschen Kunsthistoriker auch nicht mehr von ihm wußten, daß er vor gar nicht so langer Zeit im Bädecker weder Glück noch Stern hatte, daß ihn weder ein Deutscher noch ein Kunsthistoriker entdeckt hat, sondern Huysmans.

Nun soll Grünewalds „Kreuzigung Christi" nach Holland verkauft werden. Um lumpige 750 000 Mark, eine Summe, die, wie Herr Donath meint, „nicht unschwer (er möchte gern sagen: nicht schwer, kann aber nicht deutsch) zusammengetragen werden könnte, wenn Tausende und aber Tausende von Kunstfreudigen bloß eine einzige Mark (er meint: je eine einzige Mark, kann aber noch immer nicht deutsch) stifteten." Herr Donath scheint nicht nur im Alphabet, sondern auch in der Arithmetik schwach zu sein; die Aufgabe lautet: wieviel Kunstfreudige müssen je eine Mark stiften, damit 750 000 Mark zusammenkommen? Nicht „Tausende und aber Tausende", sondern ganz genau, bitte!

Aber es geht nicht um Herrn Donath und seine Stil- und Rechenkünste, es geht auch nicht um den Grünewald, sondern um die unausrottbare Lüge, daß „Das Volk" oder auch nur ein erheblicher Kreis dadurch betroffen wird, wenn ein Kunstwerk den Standort wechselt. Karl Kraus hat, wie immer, so auch für diesen Fall das Richtige gesagt: daß es bei einem Kunstwerk nicht auf das Hiersein, sondern auf das Dasein ankommt.

Die selben Phrasen, mit denen man in Wien über den möglichen Verkauf der kaiserlichen Gobelins gejammert hatte, durch den immerhin dem österreichischen Volk über eine furchtbare Zeit hinwegzuhelfen gewesen wäre, die selben Phrasen werden jetzt wieder mobilisiert, wo es sich darum handelt, ob ein Bild in der Privatwohnung eines im Inland lebenden Deutschen hängen soll, oder in der Privatwohnung eines Deutschen, der in Holland lebt.

Das deutsche Volk will mit Recht von diesem snobistischen Getue nichts wissen. Das deutsche Volk dürfte den Grünewald mit ziemlicher Ruhe nach Holland wandern sehen, es wird wohl auch weiter leben — Herr Donath — trotzdem sich „die Bestände jener Bildteppiche von Wienhausen, die jetzt bei Hinrichsen und Lindpaitner im Künstlerhause hängen, lockern könnten". Das deutsche Volk hat mehr Interesse daran — oder sollte es wenigstens haben —, daß Arbeitslose Arbeit, Wohnungslose Wohnung, Hungernde Brot und eventuell noch Kunsthistoriker nützliche Beschäftigung bekommen. Die Erfüllung dieser Wünsche wäre mit dem Verkauf sämtlicher deutscher Galerien gar nicht teuer bezahlt.

Allerdings — wenn Herr Donath bescheiden wünscht, daß „das Volk für den Grünewald eintritt", so meint er vielleicht, unbescheiden genug, ein paar reiche Juden. Und dagegen ließe sich kaum etwas einwenden. Warum sollten die reichen Juden nicht 750 000 Mark für die Kreuzigung Christi bezahlen, für die die armen Juden einige hundert Jahre leiden mußten?

Fritz Bondy

„Potemkin“ in Oesterreich

Nicht von den im Lande der ewigen Schlampereien alltäglichen Potemkiniaden sei hier gesprochen, sondern von der in Vergessenheit geratenen und vielleicht niemals der breiten Öffentlichkeit bewußt gewordenen, an den „Potemkin“-Film erinnernden Meuterei in der oesterreichisch-ungarischen Kriegsmarine, die vor zehn Jahren, am 1. Februar 1918, ausbrach. Darüber gibt es nun eine lesenswerte Studie von Bruno Frei: „Die roten Matrosen von Cattaro“ (Verlag der Wiener Volksbuchhandlung), in der die Akten und Aussagen über die Flottenmeuterei, die im Anschluß an den großen Januarstreik ausbrach, zu einer flüssig geschriebenen, ja dramatisch aufgebauten Geschichtsdarstellung verarbeitet werden.

Nichts kann aus dem Geist einer Landschaft heraus. Nicht einmal die Revolution gegen sie. Diese Meuterei, ist sie auch eine der größten der Weltgeschichte — sechstausend Matrosen auf vierzig Schiffen hißten die rote Flagge, demonstrierten für den Frieden und hielten sich drei Tage lang gegen gewaltige Übermacht — so ist sie doch durch und durch oesterreichisch. Vor allem durch ihre Zielunklarheit. Diese große Revolte ist spontan entstanden, ohne daß jemand gewußt hätte, wohin sie geführt werden sollte. Die Vorgeschichte: rührende, beispielgebende, ja beispiellose Solidarität der Matrosen mit den Arsenalarbeitern, gemischt mit dem echtesten seelischen Material jeder Revolution: der Empörung über unerträgliche Schikanen, der Auflehnung gegen Hunger und Erniedrigung. Merkwürdig, daß die Matrosen überall die ersten in der Rebellion gegen die Militärdiktatur waren. Kronstadt, Kiel und Cattaro — es ist bis in alle Einzelheiten dasselbe.

Und nun dieses echt oesterreichische Steckenbleiben im halben Entschluß. Sechs verschiedenen Nationen gehören die Matrosen an, die am 1. Februar 1918 sich plötzlich dazu entschließen, das internationale Bruderwort: „Friede“ auszusprechen und sich unter der internationalen roten Fahne der Ausgebeuteten gegen ihre Sklavenhalter zu erheben. Kaum ist aus der Demonstration eine Meuterei geworden (die ersten Verwundeten auf dem Admiralschiff „St. Georg“ entstehen durch ein Mißverständnis) — kaum hat sich der zentrale Matrosenrat zusammengesetzt, um über die weiteren Maßnahmen zu beschließen, stellt sich heraus, daß keine solchen vorgesehen sind. Die Matrosen, die eine der größten Meutereien der Weltgeschichte ausgeführt haben, wollten überhaupt keine, sondern nur eine Demonstration gemacht haben und sie wußten nicht, daß die Demonstration mitten im Krieg eben die Meuterei ist. Sie lehnten es ab, mit den Schiffen, die ihrer Macht unterstanden, aufs offene Meer hinauszufahren — welch andres Gesicht hätte vielleicht die Geschichte genommen, wenn dieser Entschluß gefaßt worden wäre, — und sie zogen es vor, ihre Umzingelung in der Mausefalle schicksalergeben abzuwarten. Denn Horthy, der Kommandant von Pola, hatte sofort seine Schlachtschiffe zur Niederwerfung der Meuterei hinaus befohlen.

Aber auch die Gegenseite, auch die Militärgewalt, hat nicht mehr die Kraft, gradlinig vorzugehen, auch sie schwankt zwischen Grausamkeit und Schwäche. Von achthundert Matrosen, die nach der Niederwerfung der Meuterei in die Festungen geschleppt wurden, sind vierzig vors Standgericht gestellt worden. Vier von diesen ereilte das Todesurteil und ihr einsames Grab im Friedhof von Cattaro zeugt von dem letzten verzweifelten Ausschlagen der habsburgischen Militärbestie. Hunderte der roten Matrosen blieben im Gefängnis, bis die Novemberrevolution die letzten von ihnen befreite.

Aber aus Cattaro ist kein Kronstadt geworden.

Ludwig Wolf

Proletarische Polemik.

1.

KPD.-Organ:

Es stinkt wieder einmal! Die SPD.-Bonzen haben in einer ganz schamlosen Art die Interessen der Arbeiter mit Füßen getreten. Noch ehe das Wahlergebnis bekannt war, kuhhandelten sie schon mit der Reaktion. Ein Pfui über diese ....

2.

SPD.-Organ:

Das hiesige Kümmelblatt der Moskaujünglinge, das keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlockt, glaubt aus alten Klamotten Kapital schlagen zu können. Wir werden uns natürlich mit diesen Spaltern der Arbeiterbewegung in keine Diskussion einlassen ....

3.

KPD.-Organ:

.... klägliches Gestammel der Überführten ... mußten die Richtigkeit unsrer Anschuldigungen zugeben. Mit Abscheu ....

4.

Unterdessen geht in einem Betrieb, der im Bezirk dieser beiden Arbeiterzeitungen liegt, ein Wirtschaftskampf verloren, weil er von kommunistischen Arbeitern begonnen wurde und die sozialdemokratischen Proleten aus Prestigegründen nicht mitmachen durften.

5.

SPD.-Organ:

... zeigt sich wieder einmal die Niederlagenstrategie dieser Schreier, die von Moskau bezahlt . . . Lumpengesindel . . . völlige Bedeutungslosigkeit ...

6.

KPD.-Organ:

... Arbeiterverräter ... Unternehmerlakeien . . . Schufte . . Krumme Hunde . . .

*

Du glaubst, lieber Leser, das sei übertrieben? Lies einmal die Provinzpresse dieser beiden Arbeiterparteien. Es ist schlimmer, noch viel schlimmer!

Hans Herfeld.

Ruth Draper

Das ist eine junge Dame aus U. S. A., die zaubern kann. Was sie soeben in dem Berliner Theater „Die Komödie" unter der aufmerksamen Anteilnahme des Publikums tat.

Sie spricht solange mit einem Mops, einem ungezognen Jungen, allerhand Dienstboten und sonstigen Figuren verschiedener Lebenssphären, bis die betreffenden Geschöpfe einfach nicht anders können, als auf der Bildfläche zu erscheinen. Dies jedoch nur vor dem geistigen Auge, einem Organ, das in diesem Falle bei sämtlichen Zuschauern mit merkwürdiger Genauigkeit funktioniert. Ruth Draper spielt ganze Theaterszenen mit vielen Figuren und ist dabei allein auf der Bühne. Der auf witzige Weise bemogelte Zuschauer macht mit wachen Sinnen einen Traumspaziergang. Er erlebt Fakirkunststücke und im gleichen Augenblick ihre Desillusionierung. Man würde sich auch nicht weiter wundern, wenn die Dame à la Fakir plötzlich an einem visionären Tau in die Höhe klettern und an der Decke verschwinden würde.

Das könnte nun eine Varieténummer sein, womit nichts Böses gesagt sein soll, sondern nur der Akzent auf das Technisch-Virtuosenhafte gelegt wird.

Ist aber in Wirklichkeit die reizende, einfallreiche Spielerei eines scharfäugig karikierenden Geistes; ein Verwandlungsakt, der in spaßhafter und einfachster Weise mit materiellen Identitäten jongliert; Urform der Mimerei; jetzt bin ich der, jetzt jener, jetzt zehn Personen zugleich, gänzlich ohne Apparate, nur aus der Kraft der bekannten, vielberufenen Dame Phantasie.

Und dies alles ist so leise und leicht, halblaut, fast geflüstert, niemals verkrampft; nicht anders, als wenn jemand aus Zigarettendunst plötzlich Menschen, Tiere, das gesamte Inventar unsres Lebens formen könnte.

Also das gibt es dort drüben. So etwas nicht Gepfeffertes, Mildes. Ohne Wolkenkratzer, auch ohne das, was man sich hierzulande als amerikanisches Tempo vorstellt. Weit entfernt sind die Schlachthäuser Chikagos, ebenso Fords Autofabrikation, und von sweetheart spürst du gar keinen Hauch.

Der alte, senile Erdteil Europa liebt es, sich über den jungen Kerl Amerika zu mokieren. Schon aus Rachsucht wegen der vielen Gelder, die er dem Bengel schuldig ist. Dies trotz seiner eignen vierzigfach gesicherten, völlig unbezweifelbaren Überlegenheit! Ich brauche doch das Wort gar nicht auszusprechen, jeder liest es schon vorher, es ist eine Magie à la Ruth Draper, richtig buchstabieren Sie: K — u — l — t — u — r, das Monopol des alten, senilen Erdteils! Schwer erarbeitet! Eben erst im vierjährigen Weltkrieg erprobt! Und das habt Ihr doch nicht, trotz Eurer vielen Autos, die im Grunde nur ein Teufelskram der Technik sind, trotz Hollywood und den vielen Dollars und selbst trotz Sinclair Lewis!

Doch habt Ihr es, hier und dort, und da ein wenig, da mehr, und von einer andern Seite bemerkt man wieder das Gleiche. Wir wollen uns nicht streiten über das ominöse Wort. Aber wenn so eine Sendbotin kommt aus dem andern Amerika, dem das in die landläufig üblichen Schemate überhaupt nicht paßt, dann können wir sie ruhig grüßen in dem Bewußtsein, daß zwar eine Schwalbe keinen Sommer macht, hingegen von der spärlichen Gesamtsumme dessen, was an Zeugungskräftigem und wahrhaft Erfrischendem in dieser Zeit entsteht, ein ganz guter Prozentsatz aus jenem Erdteil stammt, über den die gute alte Tante Europa keinesfalls die Nase rümpfen sollte.

Frank Warschauer

Ben Blue

In der Scala tritt ein wunderbares Mischwesen von Tänzer und Clown auf: Ben Blue. Nach Nijinsky der erste originelle und in seiner Art vollkommene Tänzer. Ich liebe Tänzer im allgemeinen nicht, weil Tanzen keine Angelegenheit für Männer ist. Er tanzt aber so, wie ein Mann tanzen kann. Ein aktuelle Stoffe gestaltender Gummimann. Nervös und elegant. Vollblut.

Valeska Gert

Ein Druckfehler?

Ist eine private Anmerkung gestattet, so sei es diese. Vielfach, da ihre Tänze von oft bluterstarrendem, meist unzweideutigem Ernst sind, und ihr schönes Druidenangesicht kein konventionelles Lächeln kennt, wird Mary Wigman für eine starr-trübsinnige Priesterin bitterseligen Ernstes, ihre Schule und Gruppe für eine Art Trappistengesellschaft gehalten. Es ist falsch, tausendmal falsch. Heiter und munter ist die Meisterin, wenn sie auch ihre geistige und künstlerische Überlegenheit nicht leugnen mag, lustig und spaßbereit ist der Betrieb und die Schar. Die Eröffnungsfeier endete in einem Kabarett, das einen Ball durchsetzte. Den Fehlblickenden, die da nur tragischen Todesernst wittern, wo herbstrenge Arbeit allerdings vorab gilt, wären diese geisterfüllten Stunden uriger Lust am Ende sehr zu besserer Erkenntnis gediehen.

Volksbühne

Die Schatten

Frau Henry Ford, die Gattin des Herrschers von Detroit, war im vorigen Sommer in Paris. Und da selbst die Gemahlin des großen Henry nicht frei ist von der Neugierde aller Amerikanerinnen, pariser Bohème kennen zu lernen, ließ sie sich von Freunden in ein Atelier führen, wo es grade bewegt her ging. Der hohe Besuch wurde freudig aufgenommen, und bald war Sekt da.

„Auf wen wollen wir trinken?" fragte Frau Ford ihr Glas erhebend.

„Auf Sacco und Vanzetti!" rief ein junger Maler, dessen Radikalismus bekannt war.

Der Maler wurde sanft abgeschoben. Aber auch Frau Henry Ford verschwand schnell. Sie hatte genug von der Bohème.

Der Bucklige

Schön sind die Krawatten,
Aber was nützen sie mir, da ich bucklig bin?

Diese da mit dem Streifen, den matten,
Würde mir sicher gut zu Gesicht stehn.
Doch wozu?
Sowieso wird es niemand sehn.

Selbst, wenn sie des Regenbogens satte
Farben hätte oder die aller Papageien der Welt,
Würde niemand sagen:
„Wie schön ist die Krawatte!"
Sondern nur: „Wie ihn der Buckel entstellt!"

Ich brauche ein Band,
Ein wunderschönes, langes Band,
Das will ich so schön knüpfen,
Daß ihr mich nicht mehr erkennt.
Ah! Ah! — werden eure Stimmen flüstern in dem Schatten,
Welch ein Buckel!
Aber . . . warum hängen Sie denn — an der Krawatte?!

Juljan Tuwim

(Aus dem Polnischen übersetzt von Josef Heinz Mischel)

Demokratische Wintervergnügen.

Die Ortsgruppe Schönhauser- und Prenzlauer Vorstadt der Deutschen Demokratischen Partei vereinigte sich gestern in den Berolina-Festsälen zu einem „Wintervergnügen", das einen sehr angeregten und gemütlichen Verlauf nahm. Der Vorsitzende der Ortsgruppe, Stadtrat Flieth, brachte gleich mit seiner Begrüßungsansprache Stimmung in die zahlreiche Gästeschar. Er legte ein überaus launiges Bekenntnis zur demokratischen Idee ab, das aber des tiefern Sinnes nicht entbehrte.

Vossische Zeitung

Die Deutsche Demokratische Partei Württembergs erläßt folgende Erklärung:

General von Schönaich hält in diesen Tagen im Auftrage der Deutschen Friedensgesellschaft in einer Reihe von württembergischen Städten Vorträge über das Thema: „Ich bin Kriegsdienstverweigerer und, **wenn Geßler** tobt, erst recht"

Die Deutsche Demokratische Partei tritt nach wie vor für eine ehrliche Friedens- und Verständigungspolitik ein, aber sie lehnt die Methoden einer pazifistischen Politik, wie sie Herr General von Schönaich in diesen Versammlungen vertritt, mit aller Entschiedenheit ab. Daß die Formulierung des Themas in ihrem zweiten Teil nicht dem Geschmack der Demokratischen Partei Württembergs und noch weniger ihrer sachlichen Beurteilung der Persönlichkeit Dr. Geßlers entspricht, sei ausdrücklich festgestellt.

Frankfurter Zeitung

In dem Schlußvortrag . . . . . versuchte Ministerialrat Dr. Gertrud Bäumer die sexuellen Dinge auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Heutzutage werde ihnen eine viel zu große Bedeutung beigemessen . . .

Vossische Zeitung

Bewegliche Darstellung der Tannenbergschlacht

Der danziger Oberlehrer R. Mantau hat eine Reliefkarte des Tannenbergschlachtfeldes im Maßstabe 1 : 25000 hergestellt, auf der die Truppenverbände in Regimentsstärke durch elektrische Lampen markiert sind. Durch eine sinnreiche Konstruktion auf der Rückseite des Reliefs kann man mechanisch den ganzen Verlauf der Schlacht bei Tannenberg vom 25. August, 6 Uhr abends, bis 31. August, 12 Uhr mittags, in allen einzelnen Zügen zeigen. Die Erfindung ist gesetzlich geschützt.

Osnabrücker Tageblatt

Liebe Weltbühne!

Friedrich Gundolf wurde eines Tages gefragt, wie denn Stefan George aussähe.

„Ja", sagte Gundolf, „Stefan George . . . der sieht aus wie ein alter Mann, der aussieht wie eine alte Frau, die aussieht wie ein alter Mann".

Antworten

Dr. Arnold Kalisch. Sie bitten mich, darauf aufmerksam zu machen, daß Sie die von Werner Ackermann zur „Cosmopolitischen Union" (im vorigen Heft der ‚Weltbühne') entwickelten Gedanken schon früher vertreten haben. Sie haben im Juli 1925 in der ‚Friedenswarte' zum Thema „Paneuropa" geschrieben: „Es gibt auch unblutige Formen der Revolution. Sie bestehen darin, daß die Beherrschten mit zäher Ausdauer die auf ihnen lastende Herrschaft innerlich und äußerlich nicht anerkennen. Vielleicht die schärfste Nichtanerkennung liegt in dem massenhaften freiwilligen Ausscheiden aus dem Untertanenverband. Bis jetzt ist das Rechtsinstitut der Staatenlosigkeit nur ein Anhängsel des öffentlichen Rechts. Es ist aber denkbar, innerstaatlich, zwischenstaatlich und überstaatlich zur Anerkennung des „staatsrechtlichen Dissidententums" zu gelangen. Äußere Anlässe zur Aufnahme eines solchen Kampfes kann es mehr als genug geben. Die absolute Kriegsdienstverweigerung ist eine Form der Auseinandersetzung zwischen Individuum und Machtstaat. Denken wir uns in wehrzwangfreien Staaten die Dienstpflicht, sei es als Militärpflicht, sei es als Arbeitsdienstpflicht, wieder eingeführt, oder denken wir uns die Idee von Paul-Boncour verwirklicht, die Dienstpflicht gegen den Staat für alle Altersstufen beider Geschlechter das ganze Leben lang dauern zu lassen — dann gibt es nach bisherigen Methoden entweder Unterwerfung oder Märtyrertum. Aber man kann auch eine legale Möglichkeit der Ablehnung des Staatszwanges schaffen, indem man dem Individuum gestattet, die Mitgliedschaft am Staate aufzugeben. Es gehört zur Verwirklichung nur die vom Völkerbund zu schützende Aufhebung der Auswanderungsnötigung freiwilliger Staatenloser. Die dem Völkerbund unterstehenden Staatenlosen können die ersten öffentlich-rechtlich organisierten Paneuropäer sein. Die Wirkung einer Staatenflucht darf nicht unterschätzt werden. Denn ein Staat, dessen Untertanen dissentieren, ist international nicht mehr verhandlungsfähig." Erlauben Sie mir, dazu zu bemerken, meine Herren, daß ich Ihre Projekte für eine Utopie halte und für keine schöne. Der Zustand von Staatenlosigkeit heute ist für die Betroffenen eine schwere Last; sie sind die Parias dieser Welt der Polizeistuben. Ihnen sollte baldmöglichst geholfen werden, aber es scheint mir doch ein Unding, aus einer Not eine Einrichtung zu machen. Was Sie propagieren, meine Herren, können sich nur Die leisten, die als ewige Rentiers oder Kurgäste auf die Welt gekommen sind, die Freizügigen von Geblüt und durchs Portemonnaie unterstützt. Aber die Mehrzahl der Menschen, ob Arbeiter oder Unternehmer, ist nun einmal sozial an den Staat gebunden und kann ihn nicht entbehren. Glauben Sie wirklich, meine Herren, indem Sie eine Gruppe von Menschen neutral erklären wollen, die Systeme der Macht und der Kriege aus den Angeln zu heben? Was Sie fordern, läuft auf Resignation hinaus, die ich durchaus verstehe, die mir aber als Programm unmöglich erscheint. Wir brauchen Kameraden und keine Zuschauer. Im Freiheitskampf der Menschheit gibt es keine Logenplätze.

Carl Mertens. Mit freiem Geleit des höchsten deutschen Gerichts sind Sie nach Leipzig gekommen, und da freies Geleit für einen Landesverräter nur Bespitzelung bedeutet, und nicht Schutz, hat man Sie niedergeschlagen und Ihrer Papiere beraubt. Das alles unter freiem Geleit. Warum sind Sie gekommen? Warum ließen Sie nicht die roten Talare die Affäre Schreck unter sich ausknobeln? Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Wir gratulieren dem Herrn Oberreichsanwalt zu seinen freiwilligen Helfern. Die jungen Leute haben den Sinn dieser Justiz vorzüglich erfaßt.

G. M. Sie begrüßen den Artikel des Justizwachtmeisters über die Disziplinarverfahren gegen richterliche Beamte in der vorigen ‚Weltbühne'. Sie meinen, daß bei solchen Verfahren noch viel ärgere Unwürdigkeiten herauskämen und verweisen auf die Mitteilungen der ‚B.Z. am Mittag' vom 25. Januar zum Disziplinarfall jenes Polizeihauptmanns Hefter, der der Freund der Gräfin Bothmer gewesen ist und sich damit der Achtung unwürdig gezeigt haben soll, die sein Amt erfordert. Die Anschuldigungsschrift umfaßt zwanzig Seiten, und da der Inkulpat nicht gesprächig genug war, hat man sogar bei ihm nach Liebesbriefen gehaussucht. Die Anklage findet es besonders sträflich, daß sich Hefter mit der Dame öffentlich sehen ließ, ohne daß der Gatte dabei war. Telephongespräche werden seziert; ein Wachtmeister findet die Anrede „Liebling" schamlos. Als höchst verwerflich wird gekennzeichnet, daß Hauptmann Hefter während eines Vergnügens der Schutzpolizei abwechselnd mit den Offiziersdamen und mit einer Putzmacherin tanzte, die als seine Freundin bekannt war. Mir scheinen die Verfasser dieser zwanzigseitigen Anklage reifer zur Disziplinierung zu sein als ihr Opfer. Gibt es denn nicht irgendwo eine Bestimmung, die Masturbation auf dem Dienstweg verbietet?

Weltbühnenklub Berlin. Zusammenkunft am Mittwoch, den 8. Februar, abends 8 Uhr, in der Conditorei am Dönhoffplatz. Der Sekretär der Friedensgesellschaft, Herr Gerhart Seger, spricht zum Thema Landesverrat.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Kehraus von Carl v. Ossietzky

Wenn man den republikanischen Parteien glauben will, steht ihnen ein Sieg bevor, wie in Deutschland noch keiner gebacken wurde. Das Getöse ist heftig genug, aber das ist in Wahlzeiten immer so und besser als Mangel an Bewegung. Wir möchten auch beileibe nicht den prachtvollen Elan bekritteln, möchten uns nicht mokieren, wenn sich in der Hitze des Gefechtes etwa ein Löwenfell verschiebt und ein ganz anders geartetes Wesen blicken läßt. Der Ausgang des Wahlkampfes ist wenig zweifelhaft, die Rechte wird ein paar Federn lassen müssen, und die Deutschnationalen werden zum ersten Mal das Risiko der süßen Gefahr des Regierens kennen lernen. Aber das hindert uns nicht, wieder und wieder die Herren von der Linken zu fragen: Was dann —? Es ist heute nicht so schwer, die Deutschnationalen gepantscht nach Haus zu schicken, aber es handelt sich nicht darum zu siegen schlechthin, sondern für bestimmte Ziele zu siegen. Und hierauf weiß der prächtige Elan der Kombattanten von dem kaum zu haltenden republikanischen Heißsporn von Guérard bis zu dem erprobten Torstürmer Rudolf Breitscheid keine rechte Antwort. Wenn nicht die gemunkelten Ministerlisten der Großen Koalition eine Antwort sein sollen.

Gemeinhin gruppieren sich Wahlkämpfe um Führergestalten. Man mag Lloyd George oder Mac Donald bejubeln oder verwünschen, zweifellos sind sie werbekräftige Persönlichkeiten, Menschen, um die man sich raufen kann, Signum ihrer Sache. Bei unsern verehrten Linksparteien aber dominieren Zentralbureaus und nicht Führer. Und es ist kein Trost, daß es rechts nicht besser steht und die Deutschnationalen nicht den mit der natürlichen Grazie eines Holzpferdes versehenen Herrn von Keudell in die Arena schicken können. Wie sich die zentralen Instanzen der Linken den kommenden Bastillensturm vorstellen, bewies in unüberbietbarer Schlagkraft die Nachricht, daß, zum Beispiel, die Sozialdemokratie ernsthaft plane, Gustav Noske an die Spitze einer Liste zu stellen. Das nennt man republikanische Renaissance, nicht wahr? Über die Gräber der Gemordeten und über die Racheschwüre ist Gras gewachsen. Man kann es versuchen. Also los. Wollte man aber die Herren Obergenossen fragen, welcher blaue Teufel ihnen eigentlich die Vorstellung einer Kandidatur Noske eingeblasen habe und ob sie denn nicht wüßten, daß dieser alte Held auch für die Masse der eignen Anhänger bête noire sei, so würden sie vermutlich entgegnen: „Grade deshalb!" Denn man muß den Massen die Selbständigkeit austreiben, sie müssen sich gewöhnen, ob es mundet oder nicht, die schwarze Suppe zu löffeln, die der allmächtige und allwissende Vorstand ihnen vorsetzt. In diesen Tagen hat den aufmerksamen Republikanern die kleine Nachricht erfrischt, daß sich die sogenannten Altsozialisten sächsischer Herkunft nun endgültig mit Stahlhelm und Hakenkreuz und der ganzen andern Nationaille zu-

sammengetan haben. Es ist noch gar nicht so lange her, da pflegte ein auch sonst rühmlich bekanntes Mitglied des Parteivorstandes sächsische Genossen abzukanzeln: „Nicht ihr, die Andern (nämlich die Heldt und Buck), das sind die richtigen Sozialdemokraten!" Hoffentlich fragen die guten Sachsen diesen scharfsinnigen Präzeptor einmal, ob er auch jetzt noch dieser Meinung sei. Den Veteranen der Instinktlosigkeit im Parteivorstand muß man schon mit dem Hakenkreuz kommen, um ihre politische Witterung etwas aufzukitzeln.

Immerhin ist die Sozialdemokratie eine konsolidierte Partei; ihre Wähler werden auch die schwärzesten Suppen löffeln, die Demopartei dagegen hat mit zartern Konstitutionen zu rechnen. Grade diese Partei hat heute noch immer viel zu verteidigen, nicht ein paar Mandate mehr oder weniger, sondern die nackte Existenz. Wenn eine Partei Ursache hat, den Kampf mit dem Messer zwischen den Zähnen zu führen, so die. Wenn man die Herren reden hört, so nimmt sich das, gemessen an früher, allerdings wie eine Art Amoklauf aus. Aber wie kompromißlerisch, wie wenig der propagandistisch günstigen Situation entsprechend ist das Handeln. Aus dem noch immer leidlich fetten Humus von Potsdam II hat man jetzt den alten Herrn Dernburg herausgeholt und in die magere Topferde der Reichsliste verpflanzt, um für den Herrn Staatssekretär a. D. Oscar Meyer Platz zu machen. Wir haben vor acht Tagen hier einige Unfreundlichkeiten gegen Bernhard Dernburg gesagt, um ein notgedrungenes Beispiel zu illustrieren. Aber welch ein Gigant, welch ein Heros, welch ein Tempelritter der Demokratie ist der alte Herr Dernburg neben dem geschmeidigen Herrn Oscar Meyer, dem Syndikus der Handelskammer, einem Vertreter des schalsten Börsenliberalismus! Wahrscheinlich werden Herr Oscar Meyer und die Burgstraße nicht unerkenntlich sein für den prominenten Platz. Aber was hat die Partei davon außer ein paar blanken Zechinen? Glaubt man wirklich, daß Herr Oscar Meyer so anziehend wirkt? Wenn die Demopartei hier in Berlin überhaupt prosperieren will, muß sie die besten, die schärfsten, die radikalsten Köpfe präsentieren. Statt dessen offeriert sie einen schwunglosen Interessenvertreter, der in der Partei selbst in der rechtesten Ecke wohnt und eifriges Mitglied jener traurig bekannten Liberalen Vereinigung ist, die noch einmal die Totenglocke der bürgerlichen Demokratie in Deutschland läuten wird. Erinnert man sich nicht mehr, daß dieser Erzdemokrat unter jenem Aufruf der Liberalen Vereinigung stand, der ein paar Tage vor der Volksabstimmung über die Fürstengelder herauskam und, ganz im Sinne der Monarchisten, Stimmenthaltung, also Sabotage, also Denunziation der Votierenden, anriet? Herr Meyer hat damals bestritten, seine Unterschrift hergegeben zu haben. Eine dünne Ausrede, und deshalb sei hier nochmals gefragt, ob die Unterschrift mit Zustimmung oder ohne Wissen des Herrn Spitzenkandidaten für Potsdam II unter das skandalöse Manifest geraten ist. Es dürfte auch einige zehntausend Demokraten interessieren, ob der Mann, den sie wählen sollen, in sein weites Herz nicht nur die Börse, sondern auch die Fürstentresors eingeschlossen hat. Zu Herrn Oscar Meyers Er-

höhung paßt vortrefflich die Abschiebung der Frau Lüders von Berlin nach Potsdam an weniger aussichtsvolle Stelle. Also hat Herr Merten disponiert, die Koryphäe des mumifiziertesten Kommunalfreisinns, der seine historische Aufgabe dahin begriffen hat, den jungen Leuten von heute zu demonstrieren, warum das liberale Bürgertum so entsetzlich auf den Hund kommen mußte. Die Frau Abgeordnete Lüders ist nämlich für das Gemeindebestimmungsrecht eingetreten, davon erwartete Herr Merten üble Rückwirkung auf den — milde gesagt — gewerbetreibenden Mittelstand. So wurde Frau Lüders strafversetzt, um die hochwogende Kampfstimmung nicht zu dämpfen. Ein paar Stimmen von Alkoholinteressenten sind eben mehr wert als eine Abgeordnete, die sich in sozialen Dingen immer recht fortschrittlich gezeigt hat. In Sachsen kandidiert dafür an erstem Platz Herr Brodauf, der Verteidiger der Todesstrafe. Zehn Tage vor den Wahlen wird aber das fällige „Kulturprogramm" veröffentlicht werden, der bekannte „Appell an die geistigen Arbeiter"; die belesene Gertrud Bäumer sprüht dazu Humboldtzitate. Die Ausführung liegt in den Händen von Merten und Oscar Meyer, in der Alliance von Stumpfheit und Pfiffigkeit, von Geistlosigkeit und Geld.

*

Herr Stresemann hat gesprochen, Herr Briand hat gesprochen, und ihre journalistischen Schriftgelehrten setzen die Auslegung der Texte fort. Darf man so fein wägen, was die beiden Herren, schon von der Wahlschlacht umbrandet, gesagt haben? Beide pflegen ja auch unter günstigern Bedingungen nicht sehr festlegend zu sprechen. Es waren Schlußreden, Abschiedsworte an die Zeit nach Locarno, mit unverbindlichen Ausblicken. Erst wenn die beiden Parlamente neu gewählt sind ... Und übrigens können die beiden Herren sehr viel und auch sehr anders. Abwarten.

Trotzdem ist zu bedauern, daß die französische Außenpolitik grade jetzt feiern muß. Denn die pariser Passivität kommt dem englischen Kabinett sehr zu gute, das sich heftig gegen Wahlen in diesem Jahr sträubt, neuerdings einen recht erholten Eindruck macht und eine starke äußere Aktivität entfaltet, um möglichst viel sichere Tatsachen zu schaffen und die Erben möglichst an die alte Route zu binden. Man spürt die neue Lebendigkeit der englischen Politik wieder an allen Ecken und Enden. Man spürt sie vor allem in der plötzlich unsichern Haltung der bisher französisch inspirierten Mächtegruppe der Sukzessionsstaaten.

Herr Titulescu, der rumänische Außenminister, macht zurzeit eine europäische Rundfahrt, die ihn auch zu einem Rendezvous mit Doktor Stresemann führen wird. Titulescus Reise hat den Zweck, Rumänien, das in den letzten Jahren ziemlich lautlos im Kielwasser der Kleinen Entente schwamm, bei dieser oder jener Firma als wertvollen Bundesgenossen zu empfehlen. Solche Diplomatenreisen bringen immer Unruhe in die Politik. Die alten Geschäftsfreunde werden mißtrauisch, die neuen Bekanntschaften taxieren nervös, wieviel die Freundschaft dieses Besuchers wert sei. Und die rumänische Regierung, die moralisch nicht viel zu bieten hat, wird gewiß

nicht vergessen, daß nur die balkendicke Treue billig ist und die Wechselhaftigkeit stets am fettesten bezahlt wird.

Die erste Tuchfühlung mit Mussolini in Rom hat in Belgrad und Prag erregte und scharf abwehrende Kommentare hervorgerufen. In der Tat hat der englisch-italienische Block einen Erfolg erzielt, indem Titulescu die gemeinsame Aktion der Kleinen Entente beim Völkerbund wegen des ungarisch-italienischen Waffengeschäftes durchkreuzt hat. An Stelle einer gemeinsamen Note treten die Staaten der Kleinen Entente gesondert auf und Rumänien am leisesten. Eine Schwächung, die jetzt schon einem Freibrief für Horthy gleichkommt. Es ist auch behauptet worden, Titulescu nehme für Mussolini Wünsche an Stresemann mit, für Ungarn zu plädieren gegenüber französischen Drohungen und Forderungen. Ebenso ist behauptet worden, Stresemann habe sich auch ohne dies schon für Ungarn bemüht.

Mussolinis Interesse für Mitteleuropa wächst neuerdings beträchtlich. Das alldeutsche Mittagsblättchen des Herrn Paul Oestreich, das sich auch sonst durch eine vorbildliche Indiskretion auszeichnet, behauptete vor ein paar Tagen steif und fest, Kenntnis zu haben, daß Mussolini in Warschau eine bescheidene Anregung gegeben habe, Deutschland den Korridor zurückzuschenken, um die häßlichen Streitigkeiten in Mitteleuropa zu beenden. Das ist vielleicht etwas naiv und gewiß nicht unbedingt pazifistisch gemeint, grade von jenem Mussolini, der in diesen Tagen seine wildeste Kriegsrede gehalten hat. Aber es paßt dazu, daß unsre nationalistische Presse die Klagen um Südtirol fast ganz eingestellt und auch Herr Stresemann verzichtet hat, die sonst übliche Träne für die unerlösten Brüder an der Etsch zu zerdrücken, während sein verbissener Feind vom Belt, Herr v. Freytag-Loringhoven, im Reichstag ganz offen ein Bündnis mit Italien gefordert hat.

Mussolini als Friedensstifter? Es ist eine der trübsten Erfahrungen dieser Jahre, daß stets die Schlichtung der kleinen Streitigkeiten nur benutzt wird, um Raum zu schaffen für die Austragung der großen. Die englische Locarnoidee war auch nur, den Zwist um den Rhein zu beenden, um den europäischen Block gegen Rußland fertig zu machen. Wenn Mussolini den Zank an der Weichsel erledigen will, handelt er nicht als Friedensfürst, sondern als Einpeitscher einer erträumten europäischen Partei, der weißen Partei, der fascistischen Partei Europas. Daß er Deutschland so ohne weiteres dazu rechnet, ist für die freieste aller Demokratien nicht sehr schmeichelhaft.

Es gehen wichtigere Dinge vor als die überbewerteten Reden Stresemanns und Briands. Für Beide beginnt eine außenpolitische Pause. Aber während ihre leergewordenen Parlamentshäuser von geschäftigen Besen sauber gekehrt werden, ist man draußen nicht müßig. Deshalb möchte man den französischen Wählern ans Herz legen, in den kommenden Monaten ihre Aufmerksamkeit nicht ausschließlich auf den Franc zu richten, den deutschen, daß es neben Schwarzweißrot und Schwarzrotgold und Luthers Eisenbahnsitz noch andre, noch schicksalsvollere Fragen gibt.

Reise nach Leipzig von Carl Mertens

Wer sich ins Reichsgericht begibt,
kommt darin um.

Telegramm aus Leipzig vom 25. Januar 1928:

In Strafsache gegen Schreck werden Sie als Zeuge zur Hauptverhandlung auf Samstag, 28. Januar, 11 Uhr vorm. 5. Strafsenat Reichsgericht unter Zusicherung sicheren Geleits vorgeladen. Brief folgt. Oberreichsanwalt.

Telegramm aus Leipzig vom 26. Januar 1928:

Auf Ihr Schreiben vom 25. Januar bitte ich Sie im Interesse der Aufklärung des Sachverhaltes nochmals dringend, als Zeuge zu erscheinen. Das Ihnen bewilligte freie Geleit gilt für alle schwebenden und einzuleitenden Strafverfahren, ich bürge dafür, daß Sie ungehindert bis einschließlich Dienstag nächster Woche nach der Schweiz zurückfahren können, Vorzeigung der Paßkontrolle genügt. Ich gebe diesbezügliche Anweisung, drahtet Ankunft, kommissarische Vernehmung in Genf unmöglich. Hauptverhandlung gegen Schreck geht 28. Januar zu Ende. Oberreichsanwalt.

Unter Zusicherung sichern und freien Geleites, unter der Bürgschaft des Oberreichsanwalts, daß ich ungehindert bis einschließlich Dienstag nächster Woche nach der Schweiz zurückfahren könne, wurde ich am 28. Januar, abends 8 Uhr, auf dem Querbahnsteig des leipziger Hauptbahnhofs von einer Bande uniformierter Nationalisten hinterrücks überfallen. Der Bahnhofspolizist nach Geschehen: „Äntschuldchen Se, ich wor Sie äben krade mal nich da" —. Als er kam, verhaftete er mich. Die auf der Wache lächelten verlegen, daß sie mich nicht behalten konnten und telephonierten heimlich mit ihrem direkten Vorgesetzten um Verhaltungsmaßregeln. Wie Exempel zeigt, hatte ich — trotz mancher Warnungen aus Deutschland — Vertrauen zum Reichsgericht, dafür wurde ich bestraft. Ein andermal überlege ich mir, ob ich mich der Unsicherheit solcher Einladungen werde aussetzen können. Mein Schädel ist mir mehr wert, denn eine Werbetrommel der ‚Deutschen Zeitung' oder ein Versuchsobjekt des sich so stolz verbürgenden Oberreichsanwalts. Ich bin „mit einem blauen Auge" und einem Brummschädel davongekommen, aber das war nicht die Schuld der Reichsrichter oder der Polizei. Sicher haben manche dieser Richter befriedigt gelächelt, als sie erfuhren, daß ich doch einen Denkzettel erwischt habe, sicher sind die Nationalisten sehr stolz, daß es ihnen mit Schlagring und Gummiknüppel gelungen ist, mir hinterrücks einen neuen Beweis ihrer guten und gerechten Sache zu verabfolgen. Schade, daß ich zwar auf der Hinreise, nicht aber auf der Rückreise den Wagen mit Ludendorff und Gattin teilte — ich hätte ihm gern meine Hochachtung vor dem tapfern Verhalten seiner und ihrer Met- und Erotikbrüder ausgesprochen. So fuhr ich still und bescheiden wieder nach Süden, vergeblich darüber nachdenkend, daß dies nun das anders gewordene Deutschland gewesen sein soll, das ich durch meinen Aufenthalt im Auslande, wie der deutsche Reichsaußenminister erklärte, einfach nicht mehr kenne ... Tempora mutantur. Reichsgericht,

Nationalisten, Polizei und deutsches Wesen aber bleiben sich gleich.

Ich habe mir redliche Mühe gegeben, das Vertrauen aufzubringen, das ich den Versicherungen des Reichsgerichts gegenüber notwendig hatte. Obwohl ich gefahren bin, ist es mir nie ganz gelungen. So muß ich mich denn zu dieser Leichtfertigkeit äußern.

Mich reizte dieser Schreckprozeß. Man stelle sich vor, da wird Einer wegen Spionage, Landesverrats und Urkundenfälschung angeklagt und das Wehrministerium hat seinen Gläubigern eine Rechnung für Anfertigung der Fälscherutensilien in Höhe von 50 Mark beglichen. Sowas kommt doch selbst in Deutschland höchst selten vor. Oder — das Wehrministerium gibt zu, daß ihm seit geraumer Zeit zwanzig Akten fehlen, daß deren Inhalt aber nicht in diesen Dokumenten Schrecks aufgetaucht sei. Oder — der Vertreter des Wehrministeriums erklärt, daß der Versailler Vertrag zwar Mobilmachungsarbeiten, aber doch keine Mobilmachungserwägungen verboten hätte. So etwas nennt man mit allen Hunden gehetzt und mit allen Wassern gewaschen. Oder — der Prozeß wird öffentlich geführt, aber von Zeit zu Zeit wird doch die Öffentlichkeit wegen Gefährdung von irgendwas ausgeschlossen. So etwas reizt Einen doch ...

Aber schließlich war ich ja geladen worden. Meine Aussagen habe ich gemacht. Nicht verschwiegen, daß in diesen ganzen Prozeß die Sinowjew-Brief-Affäre hineinspielt, da mir der Verdacht mitgeteilt worden war, daß dieser Schreck auch diesen Brief fabriziert habe. Ich habe bezeugt, daß die Polen unbedingt an die Echtheit des Materials glaubten, wie gern wollte man doch aus diesem Prozeß eine solvente Polenhetze machen. Leider habe ich nichts dazu sagen dürfen, daß nach meiner Auffassung in den Dokumenten Schrecks sehr viel Tatsächliches enthalten ist. Ein Mal wäre es fast dazu gekommen. Der Herr Vertreter des Wehrministeriums schlug in seinen Handakten nach, bat um das Wort und potsdamerte: „Es handelt sich doch wohl nur um eine subjektive Meinung des Zeugen, wenn er behauptet, daß in den Dokumenten auch Tatsachen seien?“ Ich aber konnte dem Herrn Sachverständigen sagen, daß in den Dokumenten auch mitgeteilt sei, daß für russische Waffenlieferungen Stettin als Ankunftshafen ausersehen wäre. Das hätte der „Fälscher“ 1924 gewußt, während erst 1926 im Dezember ein solcher Waffentransport vor Stettin gescheitert sei. Worauf der Herr Major Widerspruch tunlichst vermied, zumal ich ihm sagen konnte, daß grade über dieses Thema im Reichstage eine angeregte Debatte stattgefunden habe. Der Herr Vorsitzende beendete die Diskussion — sehr freundlich. Gradezu katzenfreundlich war man überhaupt mir gegenüber in diesem Leipzig.

Ich habe es für meine Pflicht gehalten, nach Leipzig zu fahren, ich habe genug davon. Kaum war ich vom Gericht entlassen, da schickte der „zufällig in Leipzig anwesende“ Untersuchungsrichter Graske den Oberreichsanwalt und der Oberreichsanwalt schickte den Gerichtsdiener, ob ich mich nicht auch von Graske vernehmen lassen wolle. Ich habe das

auf mich genommen, ich habe mich sogar bereit erklärt, ein Mal wiederzukommen, wenn man mir freies Geleit zusichere, ich habe ja nicht gewußt, daß vor dem Reichsgericht und auf dem leipziger Bahnhof die Mauerblümchen des Reichsgerichts üppig wucherten.

Mitten in der Vernehmung mit dem Untersuchungsrichter Graske holte mich ein andrer Reichsanwalt zu einer Vernehmung. Da war eine ganz neue Sache. Eine Anzahl Kommunisten hat man eingesperrt. Ich sei einmal kommunistischer Agent namens Kurt Mertens gewesen und hätte den Stahlhelm beobachtet, mein Bild hätte man einem Stahlhelmführer in Leipzig vorgelegt und der hätte mich auf das Bestimmteste als diesen „Kurt Mertens" erkannt. Sicher eine Polizeispitzelaffäre, erlogen von A bis Z, aber ein paar Kommunisten sitzen, ein Stahlhelmführer hat gelogen, daß die Schwarte kracht. Notabene: ein Stahlhelmführer hat auch in einer gegen mich schwebenden Sache gegen mich ausgesagt. Ich habe eine viel zu hohe Meinung von der Gleichheit der Stahlhelmführer, als daß ich diesem Stahlhelmführer mehr zubilligen könne, als der Leipziger beanspruchen darf.

Ich sollte über diesen Fall nicht reden — nun habe ich es doch getan, denn schließlich hat auch das Reichsgericht mir sein Versprechen sehr schlecht gehalten und mir ist es leid um die paar Kommunisten, die man da eingesperrt hält. Wenn ich also hier gegen ein Versprechen gehandelt habe, und wenn ich mein Versprechen, mich um freies Geleit zu bemühen, nicht mehr einlöse, so berufe ich mich auf den Reichsgerichtsentscheid — außer Akte — vom 28. Januar 1928, da auch dieses Gericht ein feierliches Versprechen gebrochen hat.

Das Verbrechen an Hatvany von Ernst Meding

Wenn man liest: Ludwig Hatvany wegen Felonie zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt, so muß einem sofort einfallen, daß die ungarische Aristokratie, deren Hausknecht der königliche Kurialrichter Töreky ist, hinter den Rumänen her in das heilige Vaterland eingerückt ist. Das alte Regime stürzte, als die Niederlage da war, und Karolyi, der Franzosenfreund und Parteigänger der Entente, übernahm die Macht. Die hochmütige Ablehnung durch Franchet d'Espérey unterminierte seine Regierung. Als der Major Vyx ihm die Note überreichte, die die heutigen Grenzen als Demarkationslinie festsetzte, war sein Ende gekommen. Das Bündnis mit Deutschland und die Anbiederung an Frankreich hatten versagt. Es blieb nur der Versuch, mit Rußland zum Sieg zu gelangen. Und siehe da, Bela Kun führte erfolgreich Krieg gegen die Tschechen und wäre vielleicht auch mit den Rumänen fertig geworden, — hätten ihn die Grafen nicht verraten. Während Horthy und Bethlen die weiße Armee in Szegedin sammelten, lieferten aristokratische Generalstäbler die Feldzugspläne an den Landesfeind aus. So kam es, daß die tief verachteten Walachen das Reich Stephans des Großen besetzten. Neben dem letzten rumänischen Trainwagen ritt der k. u. k. Vizeadmiral und

jetzige Verweser, um ihn die Meute seiner Bluthunde, die Pronay, Osztenburg, Heijas, Sipos, hinter ihm kehrten in ihren Salonwagen und Automobilen die Banffy, Zichy, Szechenyi, Palffy, Testetics, Eszterhazy heim. Denn es ist etwas schönes um die nationale Sache. Aber das kleinste Kleinungarn, in dem man hungernde Landarbeiter auf Latifundien ausbeuten kann, ist besser, als die integerste „Integrität", wenn ein Renegat wie Karolyi die Agrarreform durchführt oder der Jude Kun Bankdepositen konfisziert.

Dieser Ludwig Hatvany, ein ausgesprochen unangenehmer Mensch, kennt die ungarische Geschichte viel genauer, als einem Judenstämmling erlaubt sein sollte. Daß seit vielen hundert Jahren die Magnaten sich mit jedem Nationalfeind, mit Türken, Rumänen, Russen und Österreichern, verbündet haben, um den magyarischen Bauern in seiner Sklaverei zu erhalten, weiß er und schrieb es mit Vorliebe in die Zeitung, solange die Emigration noch im Café Beethoven in der verlängerten Kärntnerstraße die Ministerportefeuilles des demokratisch-sozialistischen Kabinetts von morgen unter sich verteilte. Daß er und die „Jövö"-Leute mit den Sukzessionsstaaten kooperiert hätten, das gehört zu dem „nationalen" Fabelinventar, von dem die Bedienten Bethlens ihr kümmerliches Leben fristen. Weit schlimmer: er hat die Interessen des agrarisch-industriellen Großkapitals verraten, der „Zuckerbaron", Sohn des Großindustriellen und Großgrundbesitzers, Renegat also wie Michael Karolyi, der nicht zurückkehren wird, weil ihm der Galgen gar zu offensichtlich aufgerichtet ist. Auch ist Karolyi ja schon enteignet, einst der reichste Mann Ungarns, lebt er jetzt, nachdem die letzten Juwelen und Gobelins verhökert sind, von den Almosen, die man der schönen Gräfin gibt. Bei Hatvany aber gab es noch etwas zu holen, mit der halben Million Geldstrafe ist der Anfang gemacht worden.

Es kam so. Dem Ungeduldigen, an Nostalgie Kranken, von dem man wußte, daß seine Krankheit sich mit den Jahren steigerte, statt zu schwinden, telephonierte drei Mal am Tage ein gewisser Szabo, Redakteur auf der Inseratenplantage des großen Miklos, jetzt sei der Augenblick gekommen, die Vergehen verjährt, das unverjährbare Verbrechen der Verbindung mit dem Feinde nicht mehr konstruierbar. Schon lang war ja von der notwendigen Liquidation der Emigration die Rede. Jetzt hatte der Justizminister Pesthy im Parlament gesagt, die Emigranten mögen im Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Gerichte heimkehren. Klang das nicht wie väterliche Milde? Wie Einkehr und Sehnsucht nach einer guten Sittennote im genfer Lyzeum? Nun, die Ergänzung zu der Einladung des Justizministers hat Töreky mit den sieben Zuchthausjahren, hat der Staatsanwalt Sztrache gegeben, als er rief: „Mögen sie nur kommen, die Verräter, das Vaterland wird sie gebührend empfangen!" War es nicht auch ungebührlich albern, auf den Leim zu kriechen? Noch weniger, als die herrschende Partei, trägt die königlich ungarische Sozialdemokratie, in der die dritte Garnitur sich längst wohnlich eingerichtet hat, Verlangen nach der Rückkehr der oppositionellen Führer. Die

einzige Formel, die zu der Situation der Emigranten paßt, hat sich Ernst Garami zurecht gemacht, der nicht eher heimkehren will, als bis der Mörder Somogys und Bacsos bestraft ist. Der wohnt nämlich bis jetzt noch in der Ofener Hofburg. Nun, Kursus und Opposition sind jetzt wieder hinreichend geschützt dagegen, daß die paar Köpfe, die noch in wiener und pariser Kaffeehäusern dahindämmern, ihre Gemütlichkeit stören werden.

Zu den unverbesserlichen Patrioten, für die extra Hungariam non est vita, gehört dieser Ludwig Hatvany, der die Erlaubnis, auf der verstaubten Trivialität der Andrassy utca zu spazieren, um jeden Preis, auch den der löblichen Unterwerfung erkaufen wollte und sich dabei zugrunde gerichtet hat. Weil er vor Töreky seinen politischen Glauben abschwur, beschimpfen ihn jetzt die Kiebitze, denen kein Spiel zu hoch ist. Und man kann nicht leugnen, daß sie recht haben. Es wäre ihm auch nicht teurer gekommen, wenn er vor der Exekutionskommission der Konterrevolution fest geblieben wäre. Als Lehre bleibt aus der grausen Moritat, daß es nur eine Haltung gibt für entflohene Besiegte des Klassenkampfes: die, die der junge Justh bewährte, als er im sonnigen Licht des Lac léman Bethlen das Abbild seiner fünf Finger ins Gesicht malte.

Dem verirrten Hatvany aber hat der Henker Horthys, der Ritter des „Blutbundes vom Doppelkreuz", zu dem sein Opfer vergeblich kroch, die Antwort gegeben, die wir uns gesagt sein lassen wollen: daß er, der Jude, „kein echter Sohn der ungarischen Nation" sei. Stellt Euch den Niedner vor, der nach einem siegreichen Kapp-Putsch über Euch zu Gericht säße! Fährt Euch der Gedanke in die Glieder? So bleibt zäh, und verteidigt lieber jeden Fußbreit Boden der Republik, als daß Ihr, angeekelt vom Juste milieu, die Karre laufen laßt. Steckt sie erst im Dreck der nationalen Lüge fest, so seid Ihr es, die darin ersauft. Keine Revolution, nur eine neue Niederlage läßt den Emigranten in Freiheit heimkehren.

Was geht in Sowjetrußland vor?

von Gerhard Donath

I.

Industrie und Bauernschaft

Es braucht heute nicht mehr besonders betont zu werden, daß das Geschick Sowjetrußlands in den nächsten zehn Jahren eine — vielleicht sogar die — entscheidende Frage für die Zukunft Europas ist. Und die gespannte Aufmerksamkeit, mit der von den Ultralinken der Kommunistischen Partei bis zu Chamberlain heute die Auseinandersetzung zwischen Opposition und Zentrale verfolgt wird, zeigt deutlich, daß es sich hier nicht um die mehr oder minder wichtige Auseinandersetzung zweier großer Temperamente — Stalin, Trotzki — oder um eine Diadochenstreitigkeit um das Erbe Lenins handelt, sondern daß man sich auch in Westeuropa dessen bewußt zu werden beginnt, daß die Gegensätze innerhalb der Kommu-

nistischen Partei Rußlands nichts andres sind als die Widerspiegelung der unendlich schwierigen wirtschaftlichen und politischen Situationen, die der Aufbau des einzigen sozialistischen Staates mit sich bringt, mit sich bringen muß.

So wie die vorkapitalistischen Wirtschaftsformen nicht gradlinig vom Kapitalismus zerstört wurden, so wie die kapitalistische Akkumulation auf vielfach sehr verschlungenen Wegen vor sich ging, so türmen sich auch vor dem Einbruch des Sozialismus in das kapitalistische Gefüge unerhörte Schwierigkeiten auf; und im Beginn des Zeitalters der sozialistischen Akkumulation, im Beginn des sozialistischen Aufbaus wirken sich in einem Staat, der von kapitalistischen Staaten umgeben ist, die Widersprüche, die für die kapitalistische Produktion so charakteristisch sind, auch dort noch aus.

Im Gegensatz zwischen Zentrale und Opposition spiegeln sich die Schwierigkeiten des sozialistischen Aufbaus wider, nichts andres. Das muß man auch in Westeuropa wissen und muß nicht vergessen, daß Stalin wie Trotzki, Bucharin wie Sinowjew ihre sämtlichen Maßnahmen dem Koordinatensystem unterordnen: Wie wird die sozialistische Akkumulation in Sowjetrußland gefördert, wie wird die sozialistische Weltrevolution weitergetragen?

Es wird von der Opposition behauptet, daß — objektiv — Stalin nicht mehr den Sozialismus in Rußland aufbaue, es wird von der Zentrale behauptet, daß — objektiv — die Opposition durch ihre Taten die Konterrevolution unterstütze. Aber die Plattform für die Tätigkeit der Opposition wie der Zentrale ist natürlich — subjektiv — der sozialistisch-revolutionäre Aufbau, und nur die Anerkennung dieses gemeinsamen Koordinatensystems macht ja überhaupt eine Diskussion möglich.

Um diese zu verstehen, ist die Voraussetzung die Kenntnis der besondern russischen Wirtschaftsstruktur und ihrer Entwicklung in den letzten Jahren. Nach der Beendigung des Bürgerkrieges, nach der Liquidierung des Kriegskommunismus, nachdem die neue ökonomische Politik (Nep) eingeleitet worden war, ist die Produktivität von Jahr zu Jahr gestiegen. In dieser Wiederaufbauperiode sind zwei Etappen zu unterscheiden; die erste ist dadurch gekennzeichnet, daß bei allgemeinem starken Abstand von der Friedensproduktivität die Landwirtschaft am nächsten dem Stande des Friedens kommt, die Großindustrie am weitesten davon entfernt ist. Man kann für diese erste Zeit des Wiederaufbaus das Gesetz formulieren: je stärker die Wirtschaft bereits durchkapitalisiert war, desto geringer war ihre Produktion im Vergleich mit dem Frieden, je mehr sie noch feudalistisch, vorkapitalistisch produzierte, desto näher rückte sie der Friedensproduktivität. Daher war also in dieser Periode die Produktivität der Landwirtschaft, die bereits 60 Prozent des Friedens ausmachte, größer als die des Handwerkes und der Heimarbeit, die letztere bereits größer als die der Kleinindustrie, und die Kleinindustrie hatte bereits zwei Fünftel der Friedensproduktion erreicht, als die Großindustrie in manchem Wirtschaftszweig nur 10 Prozent dessen herstellte, was sie 1913 produzierte. Klar ergibt sich daraus, daß in dieser Epoche die Produkte der Großindustrie außer-

ordentlich knapp, außerordentlich gesucht und daher außerordentlich teuer waren. Wenn man annimmt, daß gewisse Produkte der Großindustrie von den Bauern im Jahre 1913 mit 100 Einheiten Getreide gezahlt werden mußten, so mußte in dieser Epoche der Bauer 300 bis 350 Einheiten für dasselbe Produkt zahlen. Diese volkswirtschaftliche Erscheinung wurde in Rußland mit „Schere" bezeichnet, die als geschlossen angesehen wurde, wenn Industrie- und Agrarprodukte im selben Verhältnis zueinander standen wie 1913, und die sich nach beiden Seiten öffnen konnte; praktisch hat sie sich bisher nur zu ungunsten der Bauern geöffnet. Wir wollen diese Schere die innere Schere nennen. Diese innere Schere ist in der zweiten Epoche des Wiederaufbaus, die vom Jahre 1924 bis 1926 andauert, zunächst weniger stark angewendet worden.

Die zweite Epoche ist dadurch gekennzeichnet, daß die Großindustrie, die zuerst am stärksten zurückgeblieben war, in rapidem Tempo sich weiter entwickelte; heute hat sie in fast allen Gewerbezweigen die Vorkriegsproduktivität erreicht, in manchen sogar überschritten. Die Rückwirkung auf die innere Schere war die, daß, nach Großhandelsindex gerechnet, der Bauer für Industrieprodukte nicht mehr das Drei- bis Vierfache im Vergleich mit 1913 zu zahlen hatte, sondern nur das Eineinviertelfache. In der Praxis liegen die Verhältnisse etwas ungünstiger für ihn. Denn die Bemühungen der Sowjetregierung, den Privathandel möglichst auszuschließen, haben bisher nicht zu einer Verbilligung des Produktes geführt, wenn es in die Hand des letzten Konsumenten kommt, im Gegenteil, die Spanne zwischen Groß- und Kleinhandelspreis ist im allgemeinen größer als im Frieden. Die Produktivität der russischen Staatsindustrie wird daher weit über der des Friedens stehen müssen, wenn der Bauer für Industrieprodukte nicht mehr an Agrarprodukten zahlen soll, als er es im Frieden gewohnt war.

Die Großindustrie ist zum überwiegenden Teil verstaatlicht, und es wird auch von der Opposition zugegeben, daß in der Industrie der staatliche Anteil weiter wächst, der private weiter relativ zurückgeht, wenn er auch noch ein absolutes Wachstum aufzuweisen hat. In dieser Staatsindustrie, in der die Majorität der Arbeiterschaft beschäftigt ist, ist heute überall das Friedensniveau erreicht, an manchen Stellen überschritten, und dies während gleichzeitig die Arbeiterschaft eine kürzere Arbeitszeit hat als im Frieden, eine bessere Sozialversicherung und Altersversorgung und eine bessere Ausbildung ihrer Kinder. Der einzige Rückschritt gegenüber der Vorkriegszeit ist heute die Wohnungskalamität. Wir kommen noch darauf zurück.

Halten wir einen Augenblick inne: Über den Schwierigkeiten beim sozialistischen Aufbau Rußlands vergißt man zu leicht das bisher Erreichte: Sowjetrußland hat durch zehnjährige Realität bewiesen, daß man eine sozialistische Industrie aufbauen kann. Es hat dies unter den ungünstigsten Voraussetzungen bewiesen, denn es hatte eine Industrie in einem zurückgebliebenen Lande aufzubauen, von Feinden rings umgeben, vom internationalen Kapitalmarkt abgeschnitten, wäh-

rend es Not an jeder Art qualifizierter Arbeiter litt. Wie lange ist es denn her, daß wir in den Büchern der national-ökonomischen Grundrißfabrikanten — in seltener Einmütigkeit in Deutschland und Frankreich, in England und in den Vereinigten Staaten — lesen konnten, daß der Sozialismus ökonomisch nicht möglich sei, daß er die Privatinitiative verdränge, die die Bürgschaft des Fortschritts sei, daß er ein großes Zuchthaus bedeute?

Was hatten die Sozialisten damals, vor dem Tatbestand Sowjetrußland, zu entgegnen? Den Glauben! Und sie wurden vielfach nicht ernst genommen, denn sie waren ja nicht Männer der „Realität" der Wirtschaft, sondern Literaten und Intellektuelle. Was haben sie heute zu entgegnen? Die Realität! Denn in Sowjetrußland gibt es sozialistische Industrie, sozialistische Industrie mit ständig steigender Produktivität, mit ständig steigenden Arbeiterlöhnen. Die Wirkung dieses Tatbestandes auf die Arbeiterschaft der ganzen Welt, wenn einmal die objektiven Möglichkeiten der Weiterentwicklung der sozialistischen Revolution gegeben sind, kann nicht leicht überschätzt werden. Im Aufbau der sozialistischen Industrie liegen also nicht die primären Schwierigkeiten Rußlands; sondern sie sind in derselben Tatsache begründet — ein grandioser dialektischer Prozeß — die seiner Zeit das Gelingen der sozialistischen Revolution möglich machte: in der agrarischen Struktur des Landes. Von ihr kann man sich ein ungefähres Bild machen, wenn man sich vorstellt, daß — etwas übertrieben — die Verteilung auf Stadt und Land in Rußland umgekehrt ist wie in Deutschland. Kommen in Deutschland vier Städter auf einen Bauern, so in Rußland vier Bauern auf einen Städter. Die agrarische Struktur hat Sowjetrußland in den Zeiten des Bürgerkrieges vor dem schlimmsten bewahrt. Wir sagten oben, daß damals die Produktion der Großindustrie zeitweilig nur zehn bis fünfzehn Prozent des Friedens betrug. Wenn Rußland über diese Zeiten verhältnismäßig leicht hinweggekommen ist, dann eben darum, weil die industrielle Produktion in der gesamten Volkswirtschaft keine so große Rolle spielte. Was damals seine Schwierigkeiten erleichterte, ist heute der Ausgangspunkt sämtlicher ökonomischer und damit gleichzeitig auch innen- und außenpolitischer Probleme. Wie soll die Industrie in einem Lande aufgebaut werden, das noch überwiegend agrarischen Charakter trägt, wie soll die sozialistische Industrie aufgebaut werden in einem Lande, dessen Bevölkerung zum großen Teil dem Sozialismus mit offener Feindschaft gegenübersteht (der Kulak, der Großbauer auf dem Dorfe, der Nepmann, der Kleinbürger in der Stadt) oder in keiner sehr wohlwollenden Neutralität wie bisher der Mittelbauer? Wie soll die sozialistische Industrie aufgebaut werden, die vornehmlich eine Inlandindustrie ist? Eine Inlandindustrie darum, weil sie weit weniger exportiert als die Industrien der hochkapitalistischen Staaten, da sie in der Preisgestaltung mit diesen nicht mithalten kann.

Der große Abstand zwischen den Preisen der russischen Staatsindustrie und den Weltmarktpreisen, die internationale Schere, ist nicht nur für Sowjetrußland

eigentümlich, sondern sie bestand auch unter dem Zarismus. Die russische Industrie, die die jüngste europäische Großindustrie war, war auch in der Vorkriegszeit der Konkurrenz Westeuropas auf dem Weltmarkte nicht gewachsen. Von der gesamten russischen Ausfuhr entfielen nur rund zwei Prozent auf Fertigfabrikate. Sie war nur eine Ausfuhr von industriellen Rohstoffen und Agrarprodukten. Gegen den absolut überlegenen Wettbewerb der westeuropäischen Industrie mußte auch im zaristischen Rußland die Industrie durch außerordentlich hohe Zölle geschützt werden. Die russische Industrie ist daher keine Ausfuhrindustrie, sondern zu mehr als 95 Prozent auf den Inlandsmarkt angewiesen (über 80 Prozent der Bevölkerung sind Bauern). Wenn der russische Bauer also die Annahme der Industrieprodukte nur für kurze Zeit sabotieren kann, wenn er auf der andern Seite seine Agrarprodukte in weit geringerm Maße abliefert, so ist die russische Industrie von der schwersten Absatzkrise bedroht. Für die Leiter des Sowjetstaates besteht also die Frage, die alle Diskussionen mit der Opposition heute beherrscht und immer beherrscht hat: wie ist der Sozialismus in einem Lande aufzubauen, in dem das Proletariat zwar die politische Macht hat, in dem es aber eine verschwindende Majorität ist, in einem Lande, in dem die Industrie zu fast 100 Prozent auf den Inlandsmarkt angewiesen ist, daher hauptsächlich die Bauern braucht, um existieren zu können. Es ist das alte Leninsche Problem: es muß ein Bündnis zwischen Arbeitern und Bauern geschaffen werden. Wie, unter welchen Voraussetzungen und in welchem Umfange ist dies möglich? Das Bündnis bestand in den Zeiten des offenen Bürgerkrieges. Die Revolution konnte sich in Rußland gegen die Konterrevolution behaupten, weil in Rußland mit dem Proletariat die ganze landhungrige Bauernschaft kämpfte. In der Revolution hat die Bauernschaft zum Teil ihr Land erweitert, zum Teil überhaupt erst neues Land erhalten. Im Bunde mit den Bolschewiken konnten sie es behaupten. Nachdem die Bauern zu Land gekommen sind, nachdem also der eherne Reifen gesprengt ist, der Proletariat und Bauernschaft verband, hört diese Bindung immer mehr auf. Die Bauernschaft hat heute nicht mehr zu befürchten, bei einem Sturz des Sowjetregimes ihr Land zu verlieren. Auf Emigrantenkongressen wird bereits beschlossen, daß man die Landverteilung anerkennt. Die russische Bauernschaft kann sich daher ihre Stellungnahme zum sozialistischen System durch rein ökonomische Gesichtspunkte diktieren lassen.

Wie muß nun heute die Politik gegenüber dem Bauern gestaltet werden, um den weitern sozialistischen Aufbau zu verbürgen? Das ist die Kardinalfrage für die Sowjetregierung in diesem und in den nächsten Jahren. Das ist die Frage, in der sich Opposition und Zentrale trennen. Das ist die Frage, die zwar nicht über die Möglichkeiten des Sozialismus an sich entscheidet — denn Sowjetrußland hat durch den Aufbau seiner Industrie bewiesen, daß der Sozialismus möglich ist — aber darüber, ob in Sowjetrußland in den nächsten Jahren der sozialistische Sektor der Wirtschaft stärker wird oder der kapitalistisch-privatwirtschaftliche.

Ist das deutsche Buch zu teuer —?

von Peter Panter

Es gibt in Deutschland eine Todsünde: einem Kaufmann vorzuwerfen, daß er seinen Verdienst lediglich durch Preiserhöhung, nicht aber durch Produktionsverbesserung erreichen wolle; alle „Reichsbünde für . . ." springen dem Tadler mit gewaltigem Satz ins Gesicht. In der großen Presse ist so ein Kampf kaum auszufechten —: bedrängt von Syndicis, deren Tätigkeit darin besteht, sich eine auszudenken, von wilden Drohungen geängstigt, sagt sich der Zeitungsverleger schließlich: „Das haben wir doch wohl nicht nötig —!" und noch einmal senken sich die Boykottpistolen und Prozeßrevolver der wilden Räuber in den Geschäftsabruzzen. Lasset uns, ohne Eifer und mit Studium, betrachten, ob das deutsche Buch der schönen Literatur zu teuer ist.

*

Was kostet ein guter deutscher Roman von fünfundzwanzig Bogen, das heißt etwa 400 Seiten —? Gebunden: acht Mark, zehn Mark, manchmal zwölf Mark. Da der Deutsche broschierte Bücher nicht gern und nur für die Eisenbahnlektüre kauft, da von einem normalen Buch der schöngeistigen Literatur nur ein verschwindend kleiner Teil broschiert gekauft wird, so ist hier der Ladenpreis des gebundenen Buches zu betrachten. Von dessen Verkauf hat der Autor nichts — er bekommt seine Tantièmen lediglich vom broschierten Exemplar. Beide Fakten: die Neigung der deutschen Bücherkäufer zum gebundenen Buch und die Nichtbeteiligung des Autors am wirklichen Preise des gebundenen, also des meist gekauften Exemplars sollen hier nicht diskutiert werden. Sie sind Tatsachen, mit denen zu rechnen ist.

Nun scheint mir die Spanne, die zwischen dem Preise des broschierten und dem des gebundenen Buches besteht, zu hoch zu sein. Es gibt viele Verlage, deren Kataloge eine solche Spanne von 50 bis 60 Prozent des Broschurpreises aufweisen: kostet also das broschierte Exemplar drei Mark, so wird das gebundene mit etwa 5 Mark berechnet. Das steht in keinem rechten Verhältnis, hier ist etwas nicht in Ordnung.

Leser fremder Sprachen kennen die französische Methode, eine ganz billige, allgemeine Ausgabe herzustellen, miserabel broschiert, auf Löschpapier mäßig gedruckt; und für Leute, die das Buch nach der ersten Lektüre in ihre Bibliothek stellen wollen, gibt es dann noch eine bessere Ausgabe, die aber nicht ganz unsern Luxusausgaben entspricht, sondern billiger ist und auch nicht so kostbar. Ob sich das in Deutschland einbürgern würde, muß leider bezweifelt werden. Das französische Alltagsbuch kann man fortwerfen; der Deutsche nimmt sein Buch zu ernst, daher entschließt er sich auch schwerer zum Kauf.

Mir erscheint das deutsche Buch als zu teuer, weil es seinen Preis nicht wert ist. Was bedeutet das —?

Absolute Maßstäbe gibt es nicht. Erwerbe ich ein Buch, so muß ich als klarer Rechner fragen — nicht: wieviel das in Francs oder in Dollars ist, worauf es gar nicht ankommt —

sondern: „Wie lange muß ich für den Erwerb dieses Buches arbeiten?" Und da stellt sich meines Erachtens heraus, daß fast keiner von uns Autoren verlangen kann, daß Bücherkäufer so lange arbeiten, um uns zu lesen, wie sie es heute tun müssen. Wir wollen einmal alle witzige literarische Ironie beiseite lassen — aber Literatur ist diesen Preis nicht wert. Das ist eine Überschätzung ihrer Bedeutung.

Der arbeitende Mensch soll anständig und luftig wohnen, sich sauber waschen, angemessen gekleidet gehen, sich so gut und reichlich nähren, daß er arbeiten kann und bei guter Gesundheit bleibt; er soll die Seinen ernähren und fördern, er soll kleine Rücklagen machen und in der Lage sein, einen Arzt zu bezahlen. Erst, wenn er das alles mit seiner Arbeit geschafft hat, wird er daran denken, Geld für Kunst auszugeben. Dieses Kunstbudget kann, wie die Dinge in Deutschland heute liegen, nicht groß sein.

Das deutsche Buch ist deshalb mit acht und mit neun Mark zu hoch bezahlt, weil die Monatsgehälter der Angestelltenschaft, die Beamtengehälter und die Arbeitslöhne in gar keinem Verhältnis dazu stehen — die Spannung ist zu groß. Ein Mann mit einem Monatsgehalt von dreihundertundfünfzig Mark gehört schon zu den qualifizierten Angestellten; er muß irgendwelche Spezialkenntnisse haben, in deren Erwerb er Kapital investiert hat. Ein solcher Mann (also etwa einer, dem eine Kasse anvertraut ist) verdient bei fünfundzwanzig Arbeitstagen im Monat und achtstündiger Arbeitszeit 1,75 M. in der Stunde. Der Steuerabzug ist dabei nicht mitgerechnet: die wenigsten Angestellten machen sich klar, daß sie zweiundeinenhalben Tag im Monat für den Staat arbeiten, was man zum Beispiel vom Bauern nicht sagen kann. Der Angestellte muß demnach, um einen deutschen Roman für zehn Mark zu erwerben, etwa sechs Stunden arbeiten: den 33. Teil seiner monatlichen Arbeitskraft. Das ist zu viel. Es ist nicht zuviel für den Autor, wenn der etwas taugt; es ist zu viel im Budget des Angestellten.

Und wie sieht das nun erst bei denen aus, die die Masse der Bücherkäufer ausmachen sollen? Es ist auch hier immer an das Durchschnittsbuch gedacht — der „Zauberberg" war eine Ausnahme, und Ausnahmen gibt es immer. Tatsächlich ist aber die Schicht der deutschen Bücherkäufer nur begrenzt aufnahmefähig; es gibt ein ganz bestimmtes, beinahe zu errechnendes Quantum von Büchern, das diese Schicht in sich aufsaugen kann — mehr nimmt sie eben nicht auf.

In der Festsetzung der Bücherpreise liegt des fernern dieser Mißstand: sie sind zu abgerundet. Von der Inflation her ist ein häßlicher Fleck im deutschen Wirtschaftsleben geblieben: der Mangel an Verständnis für zehn und zwanzig Pfennig Unterschied. Dieses Verständnis für die Wichtigkeit kleiner Summen findet man nur bei Lohnfestsetzungen und Gehaltssätzen. Ein Buch kostet drei Mark (was einsilbig auszusprechen ist und ein einziger Begriff) und zwei Mark und vier Mark. Sicherlich kann man den Kommissionären nicht das Leben mit Fünfpfennigrechnungen sauer machen; aber vierzig und fünfzig Pfennig stellen einen erarbeiteten Wert dar,

den man nicht einfach außer acht lassen darf. Jeder Hinweis, daß viele Leute diese beim Buch ersparten fünfzig Pfennig für Zigaretten ausgeben, sind Mathemathik und Theorie: volkswirtschaftliche Budgeteinteilungen sind sehr, sehr schwer zu ändern. Man kann aus dem Volkskörper nur herausholen, was er freiwillig hergibt. Er ist zu beeinflussen, grundlegend zu ändern ist er nicht.

Ob die Bücherkäufer ihr „Buchbudget" bisher voll ausgegeben haben, scheint mir zweifelhaft. Der Erfolg der „Buchgemeinschaften", die plötzlich ungeahnte neue Quellen erschlossen oder doch sehr scharf abgelenkt haben, beweist es nicht. Aber es zeigt sich in der Preisbildung eine Überschätzung des Wertes der Literatur, die mir unheilvoll zu sein scheint. An wem liegt das —?

Ich glaube nicht, daß an diesem Fehler der Autor starke Schuld trägt. Der verständliche Wunsch, ein „schön ausgestattetes Buch" herauszubringen, wird keinen vernünftigen Autor von Erfahrung veranlassen, auf sinnlos teuern Ausgaben zu bestehen: wir wissen alle, daß dadurch der Absatz gefährdet wird, oder wir sollten es wenigstens wissen. Die Eitelkeit eines Schriftstellers, der sich einbildet, sein Werk erfordere auch äußerlich das „edelste Material", stammt aus der Rilke-Zeit und sollte füglich ad acta gelegt werden. Der Erfolg ist immer der, daß das Buch stecken bleibt, daß es immer wieder dieselben fünfundzwanzigtausend Käufer sind, die hohe Preise anlegen können und wollen, und wenn gar einer politische Schriftstellerei betreibt, so ist er durch diese falsche Auffassung von dem, was Literatur als Ware ist, äußerst geschädigt. Sein Weg ist verstopft, er dringt niemals zu den Leuten, für die er schreibt: zu den gebildeten Arbeitern, den Handwerkern, den kleinen Beamten und zu den geistig interessierten Angestellten.

Ich denke nicht, daß der Autor schuld ist. Dem steht auch entgegen, daß die meisten Verlagsverträge dem Verlag das Recht einräumen, Ausstattung und Ladenpreis zu bestimmen. Der Autor sieht machtlos zu. Also wer hat schuld —? Der Verleger —?

So einfach ist das nicht. Wenn irgendwo auf der ganzen Welt zwei Literaten zusammenkommen, dann schimpfen sie auf ihren Verleger. Dieses beliebte Schimpfen habe ich nie mitgemacht. Verleger sind Kaufleute wie andre auch, und da gibt es solide und tüchtige und gaunerhafte und leichtsinnige und unfähige und ehrenhafte und ahnungslose und falsch und richtig amerikanisierte. Mit einem generellen Urteil ist der Sache nicht beizukommen. Tatsächlich aber neigt der Verleger — wie überhaupt der deutsche Kaufmann — leider dazu, sein Geld lieber mit verhältnismäßig wenigen Abschlüssen über große Objekte zu machen, als durch zahllose Abschlüsse von jeweils kleinem Ausmaß. Das zweite ist nämlich mühsamer. (Trauriges Beispiel: die deutsche Automobil-Industrie.)

Es ist sehr viel schwerer, ganz weite Kreise für ein Buch zu interessieren, und auch nur drei Viertel aller in Frage kommenden Käufer an das Buch heranzubringen als ein Buch ruhig dahinlaufen zu lassen und es so teuer abzusetzen, daß auch

der Absatz von fünf Auflagen genügt, um den Verleger mit angemessenem Profit herauskommen zu lassen. Also liegts an der Propaganda —?

Ein Autor, der glaubt, daß man ein Buch lediglich durch Propaganda und durch Riesenanzeigen „machen" könne, versteht nichts von seinem Beruf. Man kann es nicht. Die Wirkung von Anzeigen ist eine sehr merkwürdige Sache; es ist noch niemand ganz dahintergekommen, woraufhin sich eigentlich Leute Bücher kaufen. Günstiger Kritiken wegen? Sehr fraglich. Auf mehr oder minder große Anzeigen hin? Das weiß man nicht genau; denn der Käufer sagts im allgemeinen nicht. Die Verleger und die Kenner der Sache, die ich gehört habe, behaupten allgemein, es sei die sogenannte „Mundreklame" — etwa das morgendliche Telephongespräch der Frau Wendriner (in Berlin wird tatsächlich so der Ruhm gemacht). Das ist wahrscheinlich richtig. Ein Buch setzt sich sehr oft allein durch — wenn es richtig gestartet wird. Das Buch, das reiten soll, muß aber zunächst auf ein Pferd gesetzt werden. Wird es das —?

Was so im allgemeinen als Verlagspropaganda herausgeht, ist nicht sehr wirksam. Die Buchreklame ist nicht differenziert genug, sie wendet sich an einen Normalmenschen, den es nicht gibt, und berücksichtigt viel zu wenig die Interessen einzelner Schichten, die es gibt. Die Redigierung eines „Waschzettels", einer Annonce, eines Prospektes gehört zu den schwierigsten Dingen, und ich glaube nicht, daß der Durchschnittsverleger hierzu Kräfte beschäftigt, die er gut genug bezahlt und die demnach qualifiziert sind. Da wird viel Schematisches getan.

Hat nun der Verleger eine wirksame Hilfe bei dem Sortimenter? Der Buchhändler ist einer der wenigen Kaufleute, der das Recht für sich beansprucht, seine Ware nicht genau zu kennen: ihre Quantität wachse ihm über den Kopf, sagt er. Tatsächlich gibt es in der mittlern Provinzstadt Deutschlands allerhöchstens jeweils eine Buchhandlung, die auf dem Gebiet der schönen Literatur gut Auskunft zu geben weiß und die gebildetes Verkaufspersonal hat. Niemand kann auch nur annähernd alles lesen, was erscheint — aber jeder Fachmann kann eine Übersicht haben, die fundiert ist. Im allgemeinen weiß ein bücherkaufender Literat besser über Verlage, Autoren und Richtungen Bescheid als der Sortimentsangestellte, und das ist eine Folge ungenügender Bezahlung. Hier wird falsch kalkuliert. Es wird immer derselbe Fehler begangen: statt die Produktion zu steigern, wird sie verteuert. Höhere Löhne der Sortimentsangestellten würden vielleicht für den Anfang den Preis des Buches erhöhen, denn die Sortimenter sind, nicht ganz ohne ihre Schuld, keineswegs auf Rosen gebettet; aber es rentierte sich. Ein Kaufmann soll aus seinem Markt herausholen, was drin ist. Der Buchhandel kann sich mehr nehmen, als er bekommt. Kann man zum Beispiel in deutschen Buchhandlungen der schönsten Beschäftigung frönen, die es gibt: in Büchern wühlen? Man hat so häufig den Eindruck, zu stören ...

Ich glaube, daß Verlage und Sortimenter mehr für den Buchabsatz und damit für die Verbilligung des zu teuern deut-

schen Buches tun können als es der Fall ist. Ich bin neulich, als ich vom künstlich aufgeplusterten, vom „zu dicken" Buch gesprochen habe, von einem Sortimenter auf die Pflicht der Presse hingewiesen worden, mehr Interesse für Literatur zu wecken. Ich sagte schon, daß die geschäftliche Wirkung unsrer Kritiken nicht ganz geklärt ist. Daß die fachliche, interessante und grundsätzlich bedeutsame Buchkritik gegen die maßlos überschätzte Theaterkritik zurücktritt, ist ihre eigne Schuld — drüben arbeiten Ihering und Polgar, und auf der Buchseite geht es nur von Fall zu Fall gut. Die Presse kann vieles für das Buch tun — das Entscheidende liegt anderswo.

Es liegt beim Verlag, der seine Propaganda quantitativ ein wenig und qualitativ sehr zu steigern hätte. Und es liegt beim Sortiment, das nicht dazu da ist, Bücher „zu besorgen", sondern Bücher kaufwert zu machen.

Ich will mich gern belehren lassen, wenn ich geirrt habe.

Sie begraben V. B. Ibañez von Leo Hirsch

Das Alarmtelegramm kam Sonnabend mittags: „Der bekannte spanische Schriftsteller Vicente Blasco Ibañez ist in Mentone gestorben." Absender: W.T.B., zuverlässig. Die Redaktionen sind nicht vorbereitet. Woher nimmt man bis zum Abendblattumbruch einen Nachruf? Wer kennt Ibañez? Die Archive enthalten fast nur mangelhaftes Material über die Hetzfilme nach „deutschfeindlichen Romanen des Neutralen". Die Abendblätter bringen also zum großen Teil nichts als verkniffene Schmähungen. Der Mann hat Romane geschrieben? Mag sein, natürlich, „Die apokalyptischen Reiter". Daraus wurde ein Hetzfilm gemacht? Also wirft man dem Toten noch ins Grab Steine nach. Was hat er sonst geschrieben? Keine Ahnung. Aber er war ein Deutschenhasser. Also mordet man den Toten. (Gewiß ist der Tod keine Ausrede für sonst Tadelnswertes, dennoch gab es früher eine Art Taktgefühl: de mortuis — aber bei nationalen Belangen?) An diesem Fall waren die Methoden, wie Zeitungen Nekrologe machen, offenbar; amüsant wäre die Feststellung, wie viele der nachrufenden Journalisten auch nur eine Zeile dieses wohl meistgelesenen Autors der Welt gelesen haben.

Ibañez selbst kann leider nicht mehr lächeln, weil man ihm nachsagt, er sei ein Feind des deutschen Volkes gewesen. Aber selbst wenn er es gewesen wäre, ist das kein Grund, zurückzuhassen, kein Grund, keine christliche, keine deutsche, überhaupt keine Tugend. Aber, quaken alle Kröten, er hat uns sehr geschadet. Die Filme — es handelt sich um „Die apokalyptischen Reiter" und „Mare nostrum". Beide sind notorisch Hetzfilme gegen Deutschland, beide sind nach Romanen von Ibañez gemacht. Aber hat Ibañez die Filme gemacht? Die amerikanischen Filmleute haben die spanischen Romane entstellt, und Ibañez hat seinen Anteil an der Tendenz der Filme in denselben Blättern dementiert, die ihn heute als Deut-

schenhasser widerhassen. (In Frankreich boykottiert man diese Filme korporativ, bei uns schlägt man im Kino immer noch siegreich Frankreich.) Aber, quaken die Kröten, die Romane hat er geschrieben. Ja, glücklicherweise. Ich habe „Mare nostrum" gelesen und finde keine schönere, berauschendere Schilderung des Mittelmeeres als dies Buch und keine erschütterndere Klage gegen den Krieg. Ich habe „Die apokalyptischen Reiter" gelesen und finde keinen herzlichern und leidenschaftlichern Haß gegen das Deutschland als in diesem Buch. Aber welches Deutschland ist gemeint? „Feind bin ich dem Militarismus, dieser steten Gefahr für die ganze Welt, Feind allen gekrönten und ungekrönten Diktatoren" — sagt Ibañez, der Politiker und Mensch, und also wird der Dichter vom größten Teil der deutschen Öffentlichkeit gehandicapt. Das ist natürlich. Aber nehmen wir selbst an, Ibañez hätte im Krieg gegen uns geschrieben: den kleinen Lissauern haben wir ihre Haßgesänge verziehen, dem großen Spanier trügen wir sie nach. Alle diese Verbrechen, ob es welche sind oder nicht, ob Ibañez sie begangen hat oder nicht, mögen ihm also bei denen getrost unvergessen bleiben, die es Goethe übelnehmen, daß er Theodor Körners Trommelruf in die Freiheitskriege nicht gefolgt ist. Wem Goethe trotzdem ein Dichter ist, der wird auch an Ibañez seine Freude haben.

Er war ein herrlicher Kerl, in vielem Lassalle ähnlich, ein Volkstribun vom Scheitel bis zur Sohle, trotzdem ein großer Dichter. Stammte (natürlich) von guten valenzianer Bürgersleuten und sollte (natürlich) Jura studieren. Aber mit siebzehn Jahren rückte er aus, nach Madrid, war Sekretär eines Schriftstellers, bis ihn die Mutter wieder heimholte. Schon damals schrieb er Sonette, revolutionäre Aufsätze für linksradikale Blätter und mußte ins Gefängnis. Etwas später, mit zweiundzwanzig Jahren, war er in eine Verschwörung verwickelt, mußte fliehen, blieb drei Jahre in Paris und schrieb seine ersten Romane. Kaum heimgekehrt, gründete er eine Zeitung „El Pueblo" und schrieb die frühen, vielleicht schönsten, kleinen Romane „Flor de Mayo" und „La Huerta". „Es war die am meisten chimärische, die uneigennützigste Epoche seines Lebens. Auch die Epoche der größten Entbehrungen. „Ich hatte gewagt, ein Kampforgan im republikanischen Sinne herauszugeben, das mit keinen andern Einnahmen zählen konnte, als mit den fünf Centimos seiner Leser." Er opferte sein bescheidenes Erbe, um das Blatt zu erhalten, kam in eine Armut, „die beinahe schon Elend war". Dazu Prozesse, Verhaftungen, Intrigen. Bald mußte er die Zeitung ganz allein vollschreiben. „Nacht für Nacht saß ich am Schreibtisch, die wenigen Telegramme aus Madrid und dem Ausland übertrieben aufbauschend, und erst wenn der grauende Tag die Fenster der Redaktion mehr und mehr bleichte, hörte meine „Brotarbeit" auf, konnte ich endlich Schriftsteller sein. So wurden „Flor de Mayo", „La Huerta" und „Entre Naranjos" geschrieben: in dem armseligen Redaktionszimmer einer Zeitung von noch ungewissem Leben; der Autor eingewiegt vom Dröhnen der Maschine im untern Stockwerk, die die ersten Nummern von „El Pueblo" abzog, im Ohr die tausend Ge-

räusche einer erwachenden Stadt. Bis die physische Anstrengung, die immer stärkere, mißachtete Schläfrigkeit mich überwältigte, dauerte die Arbeit an den Romanen... Für nichts in der Welt würde ich nochmals solch ein Dasein, voll von Opfern, voll von Elend, voll von beständigem Kampfe für ein bis heute steriles Ideal auf mich nehmen. Aber... ich liebe meine ersten Romane, wie die Reichen eine Vorliebe für ihre in den Zeiten der Dürftigkeit geborenen Kinder haben."

Als der kubanische Krieg drohte, nahm Ibañez heftig Stellung dagegen. Er kam vors Kriegsgericht. Im letzten Augenblick halfen ihm valenzianische Schiffer, nach Italien zu fliehen. Nach dem Krieg kam er heim. Sofort stellte ihn das Kriegsgericht, ein Jahr Gefängnis. Ibañez ließ nicht locker. Als ihm seine Bücher viel Ruhm auf der ganzen Welt brachten und ihn zum Millionär machten, war er seinen republikanischen Idealen nicht minder treu als in seiner enthusiastischen, entbehrungsreichen Jugend. Er war in der revolutionären Bewegung Spaniens zeitlebens nicht nur spiritus rector, sondern auch — Financier. Er liebte nichts inniger als sein Volk, aber sein Haß gegen Krone und Diktatur ist so leidenschaftlich, daß er in seiner Heimat nicht begraben sein will, ehe sie befreit ist. Aber diese Befreiung ist durch seinen Tod nun vielleicht ferner als je.

So scharf, zähe, leidenschaftlich sein Haßgefühl gegen Pfaffen und Soldaten war, so nobel schrieb er seine Polemiken. Er schimpfte nie, er hatte immer noch einen Grund im Köcher. Er schrieb im Krieg „Gegen den Militarismus" und später das Pamphlet gegen Alphons, das seinerzeit hier erschienen ist.

Ibañez' Romane sind hinreißend konkret geschrieben. Es sind sehr viele, und wenn man einen gelesen hat, möchte man alle haben. M. Benlliure y Tuero unterscheidet drei Cyclen, die valenzianischen, die sozialen und die historischen Romane Ibañez'. Ich möchte hinzufügen, daß alle drei „Sorten" bei Ibañez sehr realistisch sind und uns Nordländer doch brausend phantastisch anmuten. Ich wüßte keinen Maler, der einen Fischmarkt etwa so farbig und plastisch schilderte wie Ibañez in „Flor de Mayo". Das Leben des Toreadors in „Sangre y Arena" ist menschlicher, wahrer, ergreifender geschildert als Shaws Boxer. Man nennt Ibañez den spanischen Zola, der Einfluß Zolas ist auch unverkennbar, aber der Spanier ist farbenfroher, heißer und gebändigter als der Franzose. Er hat eine seltsame Art zu schreiben: er greift das vorletzte Kapitel, das voller Spannung noch retardiert, heraus und stellt es an den Anfang, dann holt er weit aus zur Exposition und erzählt, aber bei keinem Romancier der besten alten Schule ist man so von Anfang an im Bilde und im Horchzwange. Man fühlt durch die Bücher hindurch den ganzen Kerl, immer den Menschen, der kämpft und lebt. Man liest ihn, und weiß nicht, daß, was man liest, geschrieben ist. Dieser glänzende Dialektiker muß ein absoluter Gefühlsmensch gewesen sein, der Gegentyp des grandiosen Geistesmenschen Unamuno. Diese Beiden sind uns Spanien. Reiches Spanien. Diese Beiden verjagte Spanien. Armes Spanien. Aber wir?

Ein Satz Proudhons von Franz Oppenheimer

Zu Martin Bubers fünfzigstem Geburtstag am 8. Februar bringt der berliner Verlag Lambert Schneider eine Festschrift heraus, an der u. a. Richard Beer-Hoffmann, Arthur Bonus, Max Brod, Arthur Holitscher, Karl Joel, Alfred Mombert, Franz Oppenheimer, Alphons Paquet, Albrecht Schaeffer, Hermann Stehr, Karl Wolfskehl und Arnold Zweig mitgearbeitet haben. Wir entnehmen dem schönen und festlichen kleinen Buch mit freundlicher Genehmigung des Verlags diesen Aufsatz von Franz Oppenheimer.

Ein Wort Proudhons gibt es, das ich über alles liebe. Es steht an einer Stelle, die nur selten gelesen wird: in der „Théorie de l'Impôt" (Oeuvres complêtes, XV. S. 57):

> La science et la conscience, si parfaitement unies,
> si démonstratives, si décisives.

Das heißt, richtig verstanden, daß die Wahrheit erst dann vollkommen erreicht ist, wenn Wissen und Gewissen, „vollkommen geeint", zum gleichen Ziele, zum gleichen Satze gekommen sind; — daß dann aber auch dieser Satz unmittelbar einleuchtend, „démonstrativ" und entscheidend wichtig, „décisiv" ist. Und diese Erkenntnis führt, so scheint mir, gradeswegs in den Herz- und Quellpunkt aller Philosophie:

Zwei „Vermögen" — so möchte ich es nennen — bringt jeder Neugeborene mit ins Leben, zweierlei Fähigkeiten, die „a priori", unabhängig von aller Erfahrung sind. Das eine ist theoretisch: es ordnet ihm die äußere Welt in einen gesetzmäßigen und nur derart verständlichen Zusammenhang. Das zweite ist praktisch: es gibt ihm das Gesetz des Handelns innerhalb der Menschengemeinschaft, die nur durch dieses Gesetz besteht und den Wert erhält. Jenes gibt ihm das Gesetz des Seins, dieses des Sollens, das heißt seiner Pflicht und der Rechte der Mitmenschen. Jenes Vermögen ist die Logik, dieses die Ethik. Jene gibt uns das Wissen, das sich allmählich im Zusammenhang der Geschlechter zur Wissenschaft ordnet und sammelt, — dieses warnt als Gewissen, als der „Wächter in der eignen Brust", vor jeder Handlung, die das Gesetz der Gemeinschaft verletzen würde, und straft, als Reue, den Täter.

Zwei ganz verschiedene Vermögen, für unsre psychologische Selbstbesinnung ganz verschiedenen Ursprungs, Wesens und Zieles, aber beide auf Gesetze gerichtet und beide, das fühlen wir aus letzten Seelentiefen heraus mit aller Gewißheit, dennoch eins. Darum können wir nicht ruhen, ehe unser Handeln nicht einer praktischen Maxime entspricht (mag auch unzählige Male eine solche Maxime Selbstbetrug sein, um unsittliches Handeln uns selbst als sittlich vorzutäuschen; solcher Selbstbetrug ist zum Beispiel alle Rassenphilosophie und aller aggressive Nationalismus). Wo wir aber eine gegebene Situation als Geltungsfall einer Maxime bestimmen, verhalten wir uns theoretisch. Und auf der andern Seite ist es uns ohne weiteres gewiß, daß der scheinbar zwingendste logische Beweis falsch ist, wenn der Schluß einen Satz darstellt, dem unser Gewissen widerstrebt. Nur dort fühlen wir uns vollkommen unsrer Sache sicher, wo science und conscience uns zum gleichen Ziele

führen. Das ist der tiefe Sinn von Kants großartiger Grabschrift: „Der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir": das erhabenste Beispiel der unwandelbaren Gesetzlichkeit der äußern und der innern Welt.

Die Logik täuscht uns nie: richtiges Schließen aus wahren Voraussetzungen führt unfehlbar zu Sätzen, die von der Erfahrung bestätigt werden, so unfehlbar, daß wir im Falle der Enttäuschung ohne weiteres gewiß sind, falsche Voraussetzungen gemacht oder unrichtig geschlossen zu haben. Und ebensowenig täuscht uns je die Ethik: mag auch der einzelne Sünder im äußern Glanze und gar unbewegten Gewissens sein Leben beschließen: die Gemeinschaft, das Volk, das unter sich Sünde duldet, erkrankt daran und stirbt oft genug daran. Gottes Mühlen mögen langsam mahlen: sie mahlen sicher! Nichts kann erhabener und zugleich erschütternder sein als der unerbittlich zum Völkertode durch Völkerschwund führende ungeheure Krankheitsprozeß, dem alle Völker des Altertums erlagen, weil sie die schwerste Sünde gegen das Menschenrecht, die Sklaverei, unter sich duldeten. Ich habe ihn kürzlich in meinem „Staat" dargestellt und hier auch zeigen können, daß alle Not unsrer eignen Zeit aus ähnlicher Sündenwurzel wächst: unser Staat ist Schöpfung erobernder Gewalt und Werkzeug der Ausbeutung der unterworfenen Gruppen durch die Sieger; der „Kapitalismus", der unsre Existenz zu vernichten droht, ist ein „Bastard von Freiheit und Knechtschaft", ist die im „feudalen Raume" erwachsene und durch ihn verzerrte und verbogene Wirtschaft des freien Verkehrs. Wollen wir genesen, so müssen wir alle Institutionen ausrotten, die jener alten Sünde gegen das Menschenrecht ihre Entstehung verdanken, vor allem das erste Geschöpf der Eroberung, das Bodenmonopol.

Ist es nicht wunderbar, Freund Buber, ehrfürchtiger Liebhaber und genauer Kenner unsrer Heiligen Schrift, daß das unverfälschte ethische Empfinden des jüdischen Volkes diese Sünde als solche erkannte und verbot: „Mein ist das Land, spricht der Herr, und Ihr seid mir nur Erbsitzer darauf". Unveräußerlich sollte Geschlechts- und Familieneigentum am Grund und Boden sein, und Jesajah spricht in schlimmer Verfallszeit, als schon die Sünde die Kraft des Volkes gebrochen hatte, und Gottes Zorn den Blitzstrahl zückte: „Weh denen, die Haus zu Haus fügen und Grundstück zu Grundstück, daß sie allein bleiben und niemand mehr Platz hat neben ihnen im Lande."

Wahrlich, eines sind Logik und Ethik: das letzte Wort mühsam sich ordnender Wissenschaft war das erste Wort des Gewissens eines soeben erst zur Seßhaftigkeit sich schickenden unverdorbenen Volkes. Nichts kann wunderbarer sein als dieses Zusammenstimmen. Denn wie wäre es anders auch nur von fernher begreiflich, als daß unsre Vernunft ein Teilchen ist des großen Nous oder Logos, der das Gesetz der Welt selbst ist, der äußern wie der innern? Daß wir sind „ein Funke nur vom heiligen Feuer, ein Dröhnen nur der heiligen Stimme"? Muß nicht, Freund Buber, du Schauer der großen Einheit, hier das Wissen der „Ahndung", wie Fries sagte, muß hier nicht die

Wissenschaft der Mystik den Platz räumen? Könnten wir in der Welt des Seins und der Welt des Handelns uns zurechtfinden, wären Welt und wir nicht zuletzt Eines?!

Und könnte ich dich und dein Werk, könntest du mich und mein Werk verstehen und lieben, der Denker den Dichter, der Dichter den Denker, wären nicht auch wir beide zuletzt Eines?! „Tat twam asi". Aus dem gleichen Mutterschoß! Bruder!

Soldat von Tschang Kai Schek von Arthur Holitscher

Wir gingen vor, wir marschierten voran,
Hinaus auf das Feld durch die Vorstadt Tungschan.
Marschierten über die Wolkenberge,
Hinaus in die Ebene vor Wöng und das Gebirge Jang.
Wir durchquerten den Kangkiang und wateten durch Hsian Schang.
Und wir hielten die Bahn, unser war die Bahn,
Wir fuhren und marschierten abwechselnd voran:
Kantonarmee, Wampu-Kadetten.

Um Mitternacht standen wir vor Kwei Jang Tschu,
Und im Morgengraun vor dem Dorf Hsüe Wu.
Es dauerte Tage und Tage lang,
Bis wir erreichten den Jang Tze Kiang.
In der Tiefe lag er unter dem Ku Fönn Berg,
Und der Schiffer auf dem Sampan schien klein wie ein Zwerg.
Nun waren wir da und lagen im Biwak
Und neben mir lag Mantel, Gewehr und Sack.
Ich bin ein Wampu-Kadett!

Vom Gelben Strom hatt' ich nur soviel gehört,
Wie der alte Blinde Wu uns zuhaus hat vorgeplärrt
Und was der Student, Freund und Instruktör uns berichtet.
Der sagte: wir müßten den Jangtze erreichen,
Wir, Südarmee, Befreierarmee, denn dort stand des Feindes Zeichen!
Und am Löhnungstag hatten wir den Strom gesichtet,
Zehntausend Wampu-Kadetten.

Wir lagen am Jangtze, und im Scheinwerferstrahl
Erblickte ich Tschang, unsern jungen General.
Tschang Kai Schek, unsern jungen General,
Hier am Jangtze sah ich ihn zum ersten Mal.
Er gibt uns Löhnung und singt unsern Gesang,
Und reitet uns voran, unser Führer Tschang.
Gegen die Räuber im Nord und den Räuber im Ost.
Wir tragen gerne Hitze und ertragen Frost,
Fischer, Handwerker, Bauer, das ist unser Heer,
Unsre Heimat Kanton, das Land und Meer.
Aus der Fron marschierten wir den Perlstromlauf,
Wir freien Soldaten, hinauf und hinauf —
Wampu-Kadetten.

*

Dort unten strömt der gelbe Jang
Zwischen grünen Klippen,
Warum verweilen wir hier so lang,
Liegen uns krumm die Rippen?

Rotbraun sind die Felsen wie geronnenes Blut,
Und die Klippen grün wie Jade.
Stilliegen, Genosse General, tut nicht gut.
Zum Stilliegen sind wir zu schade!
Vierzigtausend, hunderttausend Wampu-Kadetten!

Du führtest uns an, Genosse Tschang Kai Schek,
Wir sollten, mußten uns doch schlagen!!
Den Feind lockten wir nicht aus dem Versteck,
Und jetzt müssen wir zurück, zurück, zurück —
Sollen gehorchen, ohne zu fragen!!

Wir sahn doch die Posten und sahen den Stab,
Und zwölf von den Unsern gingen hinab,
Und sie trafen die andern und verhandelten lang,
Und kehrten dann wieder zu unserm General Tschang —

Und Tschang Kai Schek und Tschang Tso Lin:
Der Räuber, der Teufel, was hat's für einen Sinn?
Nun müssen wir marschieren den Weg dahin,
Wo wir hergekommen sind, zum Pai Lü Sin,
Hundert, zweihunderttausend Wampu-Kadetten!

Noch fragten wir nicht und noch murrten wir nicht —
Doch einmal, da halten wir sicher Gericht.
Auf dem Berge Pai Lü, auf der Straße Sin Pai,
Da erheben wir Klage, da erhebt sich Geschrei!
Paß auf, Genosse General!!

Noch sind weiß die Steine auf dem Pai Lü Sin,
Wir fragen dich eins: teil mit uns den Gewinn!!
Wir färben den Stein mit geronnenem Blut,
Wie der Jangtze-Fels in der Abendglut
Soll rieseln vor Scham dein Fuchsgesicht!
Magst du Rede stehn oder magst du nicht?

Paß auf, General, wir sind Wampu-Kadetten!!

Aus den „Gesängen der chinesischen Revolution".

Fünfzig Jahre Friedell von Alfred Polgar

Kürzlich ist Egon Friedell fünfzig Jahre alt geworden. Man hat das, mit Recht, reizend von ihm gefunden, er wurde deswegen auch allseits belobt und bekam zu seinem Geburtstag viel Schönes über sich zu lesen, allerdings auch manches Bittere. Zum Beispiel wurde er ein sensitives Gemüt genannt, und eine Feuilleton-Stimme sagte ihm sogar unverhohlen ins Gesicht, daß er ein Wahrzeichen Wiens sei.

Friedells Leistungen auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft sind von berufener Seite gewürdigt worden, ich lasse sie hier, um den Gefeierten nicht mit Lob zu ermüden, außer Betracht. Nur meinem Respekt vor seiner „Kulturgeschichte der Neuzeit" muß ich doch Ausdruck geben, einem Buch, in dem schwere Materie mit sehr leichter Hand geformt, in dem mit hohem Ernst fröhliche Wissenschaft vorgetragen wird. Es hat, zahllose kritische Stimmen bekunden das, den Besten seiner Zeit genug getan, die Leser der ‚Weltbühne' wissen, daß sogar ein Mann von der unvergleichlichen geistigen Kapazität und Strenge Alfred Döblins Friedells Kulturgeschichte des Rühmens wert erachtet hat. Das Werk zwingt schon durch die Gelehrsamkeit, die in ihm verkocht erscheint, Bewunderung ab, besonders einem Leser wie mir, dessen Bildung an Emmenthaler-Käse erinnert, indem sie wie dieser größtenteils aus Lücken besteht. Wenn ich denke, durch welchen Berg von Büchern Friedell sich hat durchfressen müssen, um die Erkenntnisse, welche diese Bücher vermittelten (als unnütz, vielleicht sogar als schädlich für die Wahrheit), auszuscheiden, erscheint mir schon die geistige Stoffwechsel-Arbeit, die er da hinter sich gebracht hat, ganz kolossal. Vergleichbar nur der Energie-Leistung, mit der er sein körperliches Gewicht in kurzer Zeit um fünfzehn Kilo, dreißig Pfund, verringert hat, so daß ihm das Beiwort „dick", das ihm manche Geburtstagshuldiger noch anhängten, gar nicht mehr zukommt. Er hat diese Gewichtsverminderung wohl deshalb durchgetrotzt, um, als Schauspieler ganz großen Aufgaben abhold, der immer näher drohenden „Falstaff"-Zumutung auszuweichen. Als Schauspieler, wie bei dieser Gelegenheit angemerkt sei, zählt Friedell heute zur Elite der Truppen Reinhardts, zur Garde Professor Max Napoleons. Solche Stellung gebührt ihm auch. Er nimmt das Theater, wie die Wissenschaft, ganz unpathetisch, es ist nicht die Spur von Zwang in seinem Spiel, in seiner Natürlichkeit löst sich das Konstruierte einer Theaterfigur bis zum Verschwinden auf. Daß solche Lösung nie schal wird, verhindert der Zusatz jenes magischen Etwas, das man „Geist" nennt. Vor allem die immer gut und reichlich sezernierende Geist-Drüse Friedells ist es, die seiner Schauspielerei ihr Schmackhaftes gibt.

Ich möchte gern viel von seinem Witz erzählen, von seinem breit und kräftig sprudelnden Humor, in dem Weltanschauung sich spiegelt; von der treuherzigen Perfidie, mit der er Menschen gewinnt und verrät; von seinem pedantischen, fleißigen, unverlogenen, wahrhaft besinnlichen, mit Absicht altmodischen Leben, dessen gemäßigtes Klima nur zeitweilig durch niedergehende Alkohol-Wolkenbrüche einen etwas wildern Charakter erhält; von den berühmten „Solovorträgen" Friedells aus tausend und einer Kabarettnacht, die so brillant sind wie dauerhaft (seinen „Panamahut" zum Beispiel trägt er noch immer, jeder andre Hut wäre bei solchem Grad der Abnützung schon längst nur noch ein Restchen verfaulten Strohs); von den unsterblichen Altenberg-Geschichten, die er, den Dichter unnachahmlich nachahmend, im Tonfall, den jener hatte, bezaubernd zu erzählen weiß, und die so tief aus der Kern-

substanz von ihres Helden Geist und Originalität geschnitten sind, daß sie, wenn auch der Doktor Friedell sagt, er hätte sie miterlebt, ganz gut wahr sein könnten; von den vielen lustigen Kabarettsachen, die wir miteinander geschrieben, als Lemberg noch in unserm Besitz war: „Goethe", „Die Musteroperette", „Sherlock Holmes in der Parterrewohnung", „Der Kabarett-Gedanke", „Die zehn Gerechten", „Die Wohltäter", „Der Freimann" und vieles andre mehr; von Friedells behaglicher Ironie und Selbstironie; von seiner aufreizenden Gelassenheit in den Erregungen des Theaterbetriebs; von Schnack, dem Hündchen, dem Nachfolger des philosophischen Schnick, und Oskar, dem Brüderchen, und so weiter und so weiter. Aber das führte, wenn nicht zu einer trockenen Theorie dieser saftreichen Persönlichkeit, zu Anekdoten, und von diesen könnte ich grade die besten wegen ihrer himmlischen Ordinärheit doch nicht erzählen. Zum Beispiel die wunderschönen von dem eigenartig gekerbten Gebäck, und wie erledigend Friedell die hierauf angewandte analytische Symbollehre zurückwies.

Ja, das darf im Bilde Friedells nicht fehlen: daß er unter den Zeitgenossen gewiß der beste, sozusagen der elementarste Lacher ist. Ich entsinne mich einer Silvesternacht, in der, fünf Minuten vor zwölf, Bruder Oskar erschien und sich beklagte, die Leute machten noch immer den alten Scherz, am 31. Dezember einander zuzurufen: „In diesem Jahr sehen Sie mich nicht mehr wieder", worauf ich bemerkte, daß ihm das auch schon am 1. Jänner wer gesagt haben dürfte. Über diese Bemerkung mußte Egon Friedell lachen, und das Lachen dauerte sieben Stunden. Er verwickelte sich gradezu in sein Gelächter, und je mehr er aus ihm herauszukommen suchte, desto tiefer geriet er hinein. Die Gäste der alten „Tabakspfeife" zu Wien, wo dies sich ereignete, standen um den Tisch und gaben Ratschläge, wie dem Mann zu helfen wäre, und da machte er einen Augenblick Pause, um ihnen zuzuhören, fing aber gleich darauf wieder doppelt so stark an. In den Morgenstunden wurde er plötzlich ernst und äußerte sich unvermittelt sehr abfällig über die Frauenseele, was ihn mit Peter Altenberg in Konflikt brachte. Einmal führte der Streit über die gleiche Materie sogar zu einer Ehrenbeleidigungsklage Friedells gegen den Dichter, die mit den herrlichen Worten schloß: „Unter wiederholten lauten Rufen ‚elender Rotzbub' jagte er mich mit drohend geschwungenem Regenschirm mehrere Male um die Stefanskirche herum. Zeugen: Mein Bruder Oskar Friedmann und die Prostituierte Anna Boschek."

Friedells Lieblingsgetränk ist Pommard, doch hat er, einfachen Lebensformen und -Verhältnissen geneigt, auch zu schlichtem Slibowitz eine gute, ja man könnte sagen innige Beziehung. Er raucht lange Pfeife, schwimmt wie ein Meisterschwimmer, liebt die Geselligkeit und das Einschlafen im muntern Kreise, glaubt an das Leben Jesu und an die Führerrolle des Genies, au fond sind ihm die Menschen so gleichgültig, daß es ihm gar keine Mühe macht, gut zu sein, weshalb er auch allen Leuten sagt, was sie hören wollen. Er ist, mitsamt seinem Wissen und seiner Weisheit, ein Kind, heiter, laut, verspielt und (wie Kinder eben sind) gern ein Bösewicht. Die

Mischung von Lebensfreude, vielen Talenten, Gemütlichkeit und Zynismus in seinem Wesen gibt diesem die Form und Färbung, wie sie sich für ein Wahrzeichen Wiens geziemen. Den Fünfziger sieht man ihm, besonders nach den dreißig heruntergehungerten Pfund, durchaus nicht an. Seine Herzensfröhlichkeit und kindhafte Spiellust fordert das halbe Jahrhundert, das er nun auch auf dem Buckel trägt, mit Erfolg in die Schranken. Ich liebe ihn, und bin entschlossen, obgleich sowas sehr wider meine Natur ist, die „Kulturgeschichte der Neuzeit" zu lesen.

Renaissance des Schauspielers von Harry Kahn

Wenn nicht alles trügt, dürfte sich in der nächsten Zeit wieder einmal Gelegenheit bieten, jene, weitern Kreisen durch Goethe bekannt gewordene Kraft am Werke zu sehen, die das Böse will und das Gute schafft. Je breiter und lauter der Teufel der Technisierung auf den Brettern sein Wesen treibt, um so sicherer und stiller dürfte sich eine neuerliche Psychisierung des Theaters durchsetzen. Wo stehen wir denn, wenn mans recht und in scharfem Licht betrachtet, mit unsrer Bühnenkunst? Was ist ihr letzter Schrei, wenn man genau hinhört? Modernisierte Meiningerei der neuen Sachlichkeit. Jener fast schon legendär gewordene Herzog Georg hatte allerhand Verdienste: er hat große Talente entdeckt; er hat das Ensemblespiel belebt. Aber in der Hauptsache war er so etwas wie ein Piscator seiner Epoche. Was ihm vor allem am Herzen lag, das war das Requisit im engsten wie in einem weitern Sinn: der echte Stuhl, der chronologisch richtige Helm, die rauschenden Fahnen, die rhabarbernde Statisterie. Heute heißt das: Aufklappbühne, Filmeinlage, laufendes Band, erklärende Titel. In beiden Fällen: das Drum und Dran, das Um und Aus. Politische Gesinnung hin, propagandistische Wirkung her; die artistische Gesinnung und die aesthetische Wirkung läuft beim regierenden Fürsten und beim kommunistischen Kollektiv auf das Selbe hinaus: auf die Überwucherung des Organischen durch das Anorganische, auf die Überwertung des Akzidentiellen zuungunsten des Substantiellen der Bühne.

Die Substanz aller Kunst ist und bleibt die Menschenseele. Deren Träger auf der Bühne aber ist der Schauspieler. Binsenweisheit? Gewiß. Aber eine, die in einer Zeit krampfiger Überschätzung von Regie und Requisit fast als Ketzerei anmutet. Wer sie nicht einsehen will oder kann, der schaue sich einmal die sogenannte „Dramatisierung" — die nicht einmal eine wirkliche Dialogisierung ist — des „Schwejk" an. Was bleibt da ohne Pallenberg? Ein fader Mimus, aufgepulvert durch ein bißchen technischen Bluff; wenn die erste Verblüffung über ihn verraucht ist: Langeweile, nichts als Langeweile. Aber Pallenberg kann man stundenlang zuhören; denn, ob er geht oder steht, wo immer er steht oder geht, vor einer Pappdeckelkulisse oder einem Filmgestöber, da steht und geht ein Mensch, der sein Weltweh oder seine Weltwurschtigkeit mit den Mitteln seines Körpers und seiner Organe so wunderbar auszudrücken weiß, daß uns selbst wunderbar weh oder

wundervoll wurschtig über dieses, unser Aller Dasein zu Mute wird.

Es ist um kein Haar anders wie bei dem Film vom „Alten Fritz". Das ist auch nichts weiter als eine Anekdotensammlung in Lichtbildern für die reifere Jugend, deren — wohl von Bruno Franks sehr menschlichem Friedrichbuch beeinflußte — Haltung man sich gefallen lassen könnte, wenn das rein stoffliche Element nicht wieder Wasser auf die Mühle des schon beinahe versiegten Fridericusrummels triebe, den der leichenschänderische Monarchismus zu seinen bekannten Zwecken angezettelt hat. Aber das alles wird einem für zwei Stunden ganz gleichgültig vor der außerordentlichen Leistung des Schauspielers Otto Gebühr. Wie dieser König auf dem Eisesfirn seines Throns und seines Genies, allein gelassen von Bruder, Freund, Hund, einem einsamen Tode entgegenstirbt mit dem qualvollen Bewußtsein, daß sein Werk, um dessentwillen sein Leben in Einsamkeit und Qual erstarren mußte, in den Händen eines eitlen Schwächlings zerrinnen werde, — diese erschütternde Tragik eines genialen Menschen, für die sind all die gutgestellten und schön photographierten Bilderchen nur Beiwerk, aber sie wird auf uns übertragen einzig vom Gesicht dieses Otto Gebühr, das immer mehr zerfällt, aus dem die Augen immer glanzloser blicken; von seiner Gestalt, die immer gebeugter und kraftloser; von seiner Hand, die immer steifer und gläserner wird.

Und nicht anders steht es mit einer schauspielerischen Standardleistung, die im Vergleich mit jenem Friedrich Gebührs die weit synthetischere und darum sublimere ist, weil sie sich in der menschlichen Totalität der szenischen Form (nicht bloß in optischer Abbreviatur) darbietet und weil sie nicht einfach ein historisch gelebtes, auf Schritt und Tritt studierbares Leben nachlebt, sondern einer von einem Dichter geträumten Figur Blut und Atem verleiht: mit dem Peer Gynt von Werner Krauß. Es war, als sähe man den dutzendmal gesehenen „Peer Gynt" zum ersten Mal. Das ist nicht zuletzt Viertels Verdienst, der die geistigen Bogen klar und scharf hervorgearbeitet und vor allem den ersten Teil (mit Hilfe Strnads) in eine Landschaft verlegt hat, deren Horizontweite und Wolkennähe dem Charakter Peers um so gemäßer ist, je stärker sie ihn erklärt. Aber ohne Werner Krauß wäre das alles vergebliche Liebesmüh gewesen. Und, man tritt wohl niemand zu nahe, wenn man sagt: das alles, so schön und richtig es war, wäre nicht unbedingt notwendig gewesen. Denn es war nur Folie, Piedestal, Fassung, kurz: Akzidenz einer in der Magie ihrer Transfiguration fast unergründlichen Darstellung. Oder ist das zu erklären, wieso dieser breite, robuste Körper in den ersten Akten jungenhaft schmal erschien? Wie kommt es, daß die Einheit der Figuren, an deren nicht restloser Kittung durch den Dichter bisher noch so gut wie jeder ihrer Darsteller gescheitert ist, auf einmal unanzweifelbar vorhanden war? Der Peer, der mit dem Steinbock in den Abgrund rast, der Mutter Aase ins Soriamoria-Schloß kutschiert, war hier unbedingt derselbe Peer, der den Türkenkrieg entscheiden und die Sahara bewässern will. Jene Fragen hat sich, durch den Mund des

tiefsten seiner Geschöpfe der tiefste aller Schauspieler vorgelegt, jener Shakespeare, dem das Mysterium der Transfiguration um so fragwürdiger wurde, weil er zugleich der größte Dichter aller Zeiten war. Was ist ihm Hekuba? Und auch er hat sie nicht beantworten können.

Werner Krauß, auf dem Kopfrand von Aases Bett sitzend, mit blau ins Blaue träumenden, völlig unirdischen Augen, schlittenklingelnd über die schneebedeckte Heimaterde, aus ihr empor ins Himmelreich fahrend, — da wird die Bühne zur Welt, zum Hier und Überall, zum Heute und Immerdar. Ohne pappdeckelnen Globus, ohne historische Exkurse, ohne Maschinerie und Schmieröl, ohne Treppen- und Drehscheibenwitze. Gefahr der Starspielerei? Nun, lieber noch die Diktatur des genialen Komödianten als die Diktatur des toten Apparates. Immer noch besser der Absolutismus einer Künstlerpersönlichkeit als die Inflation des Requisits. Die Deflation wird nicht lange auf sich warten lassen. Die Renaissance der reinen Schauspielkunst ist auf dem Marsch. Aber nicht auf dem laufenden Band.

Grüne Ernte von Morus

Nothilfe für die Landwirtschaft

Solch einen Erfolg hat die Landwirtschaftliche Woche schon lange nicht gehabt. Nicht nur für die Friedrichstraße, die auch dies Mal wieder mit Hindenburgbildern und Gemsbarthüten, Eichenlaub und Schwertern, deutschem Pilsner und reisigen Jungfrauen den Gästen vom Lande zart entgegenkam; schöner und größer war der Erfolg für die Landbündler selbst. Daß sie sich an so sündigem Ort ein paar Tage im Jahr von der seelischen und materiellen Not der Landwirtschaft kräftig erholen, ist nicht mehr als recht und billig. Aber dies Mal konnten sies mit bestem Gewissen tun: die Fahrt nach Berlin hat sich rentiert.

Die Beweise, die für die Not der Landwirtschaft beigebracht wurden, waren nicht eben üppig. Tatsache, daß gut ein Drittel der Großgrundbesitzer, das nicht zu wirtschaften versteht, mit Unterbilanz arbeitet. Tatsache, daß die Viehpreise und besonders die Schweinepreise im letzten Jahr gesunken sind, während und weil die Futtermittelpreise durch Zölle in die Höhe getrieben wurden. Aber damit ist das eindeutige Material über die ungünstigen Erträge und die mangelhafte Rentabilität der Landwirtschaft auch ungefähr erschöpft. Schon was Herr Schiele über die Gefahren des Fleischimports erzählt, verschlägt nicht mehr. Denn daß nach der Abtretung der agrarischen Ostprovinzen an Polen die Einfuhr in das dichter bevölkerte Deutschland größer sein muß als vor dem Kriege, ist schließlich nicht so erstaunlich. Im Übrigen hat auch die Landwirtschaft, trotz aller Not, ganz nett auf Preise halten können, was im allgemeinen nicht das Zeichen wirtschaftlicher Lebensgefahr ist. Der Index für tierische Produkte stand gegen Ende des vorigen Jahres auf 60 Prozent, der Index für

Getreide und Kartoffeln auf 40 Prozent über der Vorkriegsparität, nachdem er zeitweise noch um 30 Points höher gestiegen war. Durch das Ansteigen der zollgeschützten Industriewaren sind zwar die landwirtschaftlichen Erzeugnisse im Preis wieder etwas unter den Industrieindex gesunken, aber im Durchschnitt des Jahres 1927 hielten beide Preisgruppen genau die Wage, und der rapide Preissturz für Agrarprodukte machte vom Januar bis zum Dezember 1927 ganze drei Prozent aus.

Nun sagen allerdings die ganz Gewiegten vom Landbund, die sich infolge einer jüdischen Mutter auf die höhere Arithmetik verstehen, daß auch diese Preise nur Notprodukte sind, daß sie von rechtswegen weit höher sein müßten, um den Landwirten ein Existenzminimum zu sichern. Wie es effektiv mit dem Einkommen der Landwirte bestellt ist, darüber fehlen heute alle Unterlagen; denn auf Grund der ländlichen Steuererklärungen wird wohl selbst Herr Schiele keine Einkommensstatistik aufstellen wollen. Aber wenn es einem Wirtschaftszweig schlecht geht, so pflegt sich das, wenn schon nicht in der Arbeitslosenzahl, so doch in der Konkursziffer widerzuspiegeln. In der gesamten deutschen Landwirtschaft hat es in der zweiten Hälfte des Jahres 1927 einundsiebzig Konkurse gegeben. Auch die Güterpreise, die bei freihändigen oder bei Zwangsverkäufen erzielt wurden, sind keineswegs so, daß man daraus auf eine lebensbedrohende Not der Landwirtschaft schließen kann. Am Fehlen der Käufer, wie die Landwirte behaupten, kann das unmöglich liegen. Wenn die Gutsbesitzer wirklich à tout prix verkaufen müßten, würden sich die Güterschlächter schon einfinden.

Ganz so schlimm, wie sie gemacht wird, scheint also die Not der Landwirte glücklicherweise doch noch nicht zu sein. Aber der große Notschrei des Landbundes war sozusagen ein Gebot der Stunde. Denn man weiß ja nicht, wie lange die Landbundkameraden Schiele und von Keudell noch regieren, und sicher ist sicher. So wurde schnell noch einmal Ernte gehalten, mitten in der Winterszeit. Da irgendein ernsthafter, erfolgversprechender Sanierungsplan weder beim Landbund noch im Reichsernährungsministerium vorlag, wurde drauflos subventioniert. Die Hauptsache war, daß man den Notschreiern im Zirkus Busch mit hübschen runden Summen unter die Augen treten konnte: 100 Millionen als Übergangskredite, gleich mit der Zusage: „nach Bedarf weitere Vorschüsse zu gewähren"; 30 Millionen zur Organisation des Absatzes von Schlachtvieh und Fleisch; 10 Millionen zur Förderung der Milchwirtschaft; 30 Millionen „zur Sicherung" der rationellen Fortführung der Betriebe, dazu noch ein Steuernachlaß, der auf wenigstens 50 Millionen Mark geschätzt wird.

Zwei- bis dreihundert Millionen haben die Regierungsparteien also in aller Eile ausgeworfen, um dem Landbund ihr gutes Herz zu beweisen. Nicht die kleinste Garantie ist bisher dafür gegeben, daß diese Viertelmilliarde bessere Verwendung findet als die sieben Milliarden, die die Landwirtschaft in den letzten Jahren zusammengepumpt hat. Nur eines ist gesichert: der Landbundfonds für die nächsten Wahlen.

Vier Milliarden Passivität

Vor einigen Monaten (in den Heften 45 und 47 des vorigen Jahrgangs der ‚Weltbühne') wurde hier darauf hingewiesen, daß nach den amtlichen Ziffern die deutsche Handelsbilanz passiver, also, nach der herkömmlichen Deutung, ungünstiger erscheint, als sie tatsächlich ist, und daß dieses im Ausland einen üblen Eindruck macht. Darob bei den zuständigen Stellen große Entrüstung. Die deutsche Außenhandelsstatistik arbeite exakter als irgend eine andre, Fehlerquellen, die unvermeidlich seien, würden strengstens beim Gesamtresultat berücksichtigt, und alle notwendigen Berichtigungen seien schon einmal irgendwann und irgendwo amtlich publiziert worden. Mißtrauen im Ausland diesseits nicht bekannt. Im Gegenteil: primaprima Referenzen aus allen Weltteilen ständen zur Verfügung.

Wenige Wochen später mußte sich das Statistische Reichsamt in dem Jahresbericht des Reparationsagenten sagen lassen, daß „notwendigerweise die in diesem Bericht verwendeten Tabellen und graphischen Darstellungen auf den unberichtigten Zahlen aufgebaut" sind. Die wichtigste internationale Publikation über den deutschen Außenhandel ging also mit falschen Ziffern in die Welt hinaus, weil das Statistische Reichsamt, wie Parker Gilbert ausdrücklich vermerkt, der „prozentualen Richtigstellung in seinen eignen amtlichen Einzelzahlen nicht Rechnung getragen hat".

Aber auch diese Lektion hat anscheinend noch nicht genügt. In der amtlichen, durch das Wolfsche Telegraphenbüro verbreiteten Zusammenstellung über den deutschen Außenhandel im Jahre 1927 werden wiederum die unberichtigten Ziffern veröffentlicht, woraus sich eine Passivität der Handelsbilanz von mehr als vier Milliarden Mark ergibt. Zieht man, wie das Statistische Reichsamt selbst für notwendig hält, drei Prozent von den Einfuhrziffern ab und schlägt anderthalb Prozent auf die Ausfuhrziffern zu, so würde sich die Passivität der Handelsbilanz immerhin um fast 600 Millionen Mark verringern. Würde man dazu auch noch, wie es für die Beurteilung des Außenhandelsgeschäftes notwendig ist, die Lieferungen auf Reparationskonto der Ausfuhr zuzählen, so verringerte sich die Passivität um weitere 578 Millionen. Von den mehr als 4 Milliarden würden demnach kaum 3 Milliarden übrigbleiben, in denen, wie hier früher dargelegt wurde, auch noch manche zweifelhaften Posten stecken.

Sicherlich wird das Statistische Reichsamt irgendwann und irgendwo schon wieder die notwendigen Erklärungen und Berichtigungen abgeben. Aber zunächst gehen einmal die übertriebenen, unberichtigten Zahlen hinaus und prägen sich ein. Vier Milliarden passive Handelsbilanz: das ist eine runde Summe, das ist ein Alarmruf, mit dem man nicht nur in Landbundversammlungen etwas anfangen kann. Aber glaubt das Statistische Reichsamt, daß solche Publikationsmethoden geeignet sind, das Vertrauen des Auslandes zur deutschen Statistik zu heben?

Bemerkungen

Zwei Reichswehraffären

Zwei Ereignisse aus der letzten Woche sind es, die einen tiefen Einblick gewähren in das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen in der Reichswehr: der Prozeß, den man zwei Soldaten in Potsdam wegen „Zusammenrottung zum gemeinsamen Aufruhr" machte und die Verhaftung der Funkerabteilung des Wehrkreises 5 wegen Verdachtes „landesverräterischer Betätigung".

Um es gleich zu sagen: niemand war in Potsdam auf den Gedanken gekommen, sich zum „Aufruhr zusammenzurotten", und ebensowenig haben die Funker in und um Stuttgart „ihr Land verraten". Aber das nur so nebenbei, denn: der Prozeß fand statt und die Funker wurden wirklich verhaftet. Übriggeblieben ist von diesen schweren Anklagen nur die wissenswerte Tatsache, daß es unter Umständen eine schwere Gefahr bedeutet, Reichswehrsoldat zu sein und daß es Fälle gibt, in denen gegen Ehre und Freiheit der jungen Söldner mit gradezu ungeheuerlicher Leichtfertigkeit vorgegangen wird.

Der potsdamer Aufruhrprozeß war, abgesehen von der tiefen Tragik, die darin liegt, daß eine derart unbegründete Anklage überhaupt erhoben werden konnte, von einer erfrischenden Komik. Die Sache fing nämlich damit an, daß der Unteroffizier Göritz von Kameraden und Untergebenen den Spitznamen: „der A . . . . backenkapitän" erhalten hatte, weshalb er auf seine Leute furchtbar böse war. Dieser Unteroffizier betrank sich am Abend vor Sylvester, und mit ihm oder um ihn herum betrank sich die gesamte Soldateska. Es war erhebend, wie das nun so vor Gericht geschildert wurde. Der Leutnant X. mußte gegen Mitternacht von starken Männern aus der Kantine getragen werden. Aufgefunden wurde er schließlich, trotzdem er mit seiner Frau eine Wohnung in der Kaserne innehat, in dem Bett einer Mannschaftsstube.

Aber, mein Gott, wieso denn? fragt der Vorsitzende.

Zeuge: Det macht er immer, wenn er besoffen ist, sonst verhaut ihm nämlich seine Olle.

Vorsitzender: Wo ist denn dieser Leutnant schließlich hingekommen?

Zeuge: Wir haben ihn mit dem Bett vor seine Wohnungstür gestellt und da hat ihn die Olle dann geholt.

Vorsitzender: Wieso lagen Sie denn blutend vor dem Bett?

Zeuge Reichswehrsoldat X: Man hat mir später erzählt, daß ich so besoffen war, daß ich aus dem Bett gefallen bin und dabei habe ich mich dann wahrscheinlich verletzt.

So ging das endlos weiter und schließlich seufzte der Vorsitzende betrübt auf: „Also nüchtern war eigentlich niemand." Als nun alle diese betrunknen Menschlein im Bett lagen, da fing plötzlich auf einem Korridor jemand fürchterlich zu schreien an. Das war der ebenfalls betrunkene A . . . . backenkapitän und der gab an, zwei schreckliche Missetäter hätten ihn überfallen, und das sollten die Soldaten Wurzel und Kienappel gewesen sein. Diesen Überfall meldete der brave Unteroffizier am nächsten Vormittag dem stellvertretenden Kompagnieführer, einem jungen Oberleutnant. Nun geschieht das Unglaubliche. Trotzdem keinerlei Zeugen der angeblichen Tat vorhanden waren und obgleich auch sonst keinerlei beweiskräftiges Material für die Schuld der beiden Soldaten vorhanden war, fuhr dieser rührende Herr Oberleutnant zum Staatsanwalt und der ließ die Beiden mit militärischem Aufgebot verhaften und erhob Anklage. Dadurch, daß alles, einschließlich des Hauptbelastungszeugen, des Herrn Göritz, ungewöhnlich betrunken gewesen war, wurde es sehr schwer, sich über die wirklichen Vorgänge in jener Nacht

ein Bild zu machen. So schälte also der Vorsitzende mühevoll heraus, daß nur zwei Dinge sicher waren: erstens, daß der Unteroffizier auf dem Boden gelegen und fürchterlich geschrien habe, und daß eine unheimliche weiße Gestalt, mit einer Art malaiischem Kries bewaffnet, zur gleichen Zeit durch die dunklen Kasernengänge gehuscht war. Dieses Gespenst stellte sich aber dann auch als tatsächlich heraus. Es war ein Unteroffizier in Unterhosen gewesen, der in der Hand einen Feuerhaken trug und nur nachsehen wollte, wer da so furchtbar schrie. Nun schilderte der Kapitän mit den unanständigen Vorsilben eingehend sein Erlebnis, und siehe da, bald hatte alles die Überzeugung, daß der gute Mann in seinem Suff gegen einen Gewehrschrank gelaufen und alles weitere nur in seiner Phantasie entstanden war.

Das Ergebnis eines vollen Verhandlungstages war: „Die Angeklagten werden freigesprochen, weil das Gericht nicht zu der Überzeugung gelangt ist, daß der Unteroffizier auch wirklich überfallen wurde". Das verkündete das Gericht, dem doch der Staatsanwalt, Herr Gysae, vorher ausdrücklich auseinandergesetzt hatte, daß zwischen der Milderung im Militärstrafgesetzbuch von 1917 und der Tatsache, daß Deutschland den großen Krieg verloren habe, ein deutlicher Zusammenhang bestehe. Gegeben ist aber trotz glücklicher Lösung dieses Vorfalles die traurige Tatsache, daß es nur der Initiative eines jungen Offiziers bedarf, um zwei Unschuldige vor ein Schwurgericht zu bringen! Es sei hervorgehoben, daß diese beiden ihren Freispruch sicherlich in erster Linie dem Vorsitzenden des Gerichts zu verdanken haben, der in vorbildlicher Weise das Recht suchte und fand.

*

Und die Funkabteilung des Wehrkreises 5? Da liefen an einem Nachmittag aus etwa sieben Städten dieses Wehrkreises auf den berliner Redaktionen Telegramme ein, daß in jeder dieser Städte die Militärfunkerabteilung in Stärke von jeweils fünf bis sieben Mann, insgesamt also etwa vierzig bis fünfzig Mann, verhaftet worden wäre. Die Blätter aus diesen Bezirken erklärten offiziös, Verhaftungen seien erfolgt wegen dringenden Verdachtes des Landesverrates. Zwei Tage lang widerspricht niemand, dann teilt das gießener Reichswehrregiment mit, die Funker seien längst wieder entlassen, Landesverrat komme nicht in Frage und als nun recherchiert wird, stellt sich heraus, die Nachricht von der Entlassung stimme doch nicht und die Funker säßen immer noch fest. Weshalb? Sie haben ohne Auftrag Funksprüche ausgesandt, mit andern Worten, sie haben mit ihrem Gerät ein bißchen gespielt.

Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Wer sich freiwillig unter das Kommando von jungen Herren, die mit solcher Machtvollkommenheit ausgestattet sind, begibt, soll sich nachher nicht wundern.

Oliver

Chaplin stört

Kulturelle Ereignisse von Rang treffen den Berliner niemals unvorbereitet, sondern allemal im Frack. Ist irgendwo ein Geniestreich verübt worden, so fahren tausend feingekleidete Leute am Tatort vor und geben ihre Karten ab — Freikarten natürlich. Es wird dem Hute Reverenz erwiesen, ohne daß man groß nachsieht, was darunter steckt, und das Nette dabei ist, man sieht sich mal, man hört mal wieder was voneinander, man plaudert und scherzt über dies und das, man zeigt das neue Abendkleid oder die neue Freundin, Berichterstatterinnen ergießen sich ins Foyer, Berlin hat einen Elitetag. Die große Pause wird von künstlerischen Darbietungen umrahmt, und Dem, der so dargeboten wird, kann eigentlich keine größere Ehre passieren auf dieser Welt. So kommt jeder zu seinem

Recht: ein Essen für die gute Gesellschaft, ein Fressen für die Presse und gleichzeitig Dienst am Geist — praktischer ist das gar nicht einzurichten.

Kein Wunder, daß man beschließt, die europäische Uraufführung des neuesten Chaplinfilms durch eine rauschende Galavorstellung im Großen Schauspielhaus zu begehen, unter der Regie des Herrn Charell und unter Mitwirkung von Pallenberg und der Massary. Anschließend: Ball. In Anbetracht der hohen Gehaltsklasse des Gefeierten setzt man Eintrittspreise von 75 Mark an abwärts fest. Schon hat der Vorverkauf begonnen, schon malt sich in der Phantasie der Veranstalter eine gesellschaftliche Sensation: Lichterglanz, süßes Parfüm, Stimmung. Nach den Klängen der besten Tanzkapellen Berlins wiegt sich Wissenschaft, Kunst und Volksbildung im Tango. Da plötzlich geschieht etwas Sonderbares. Mitten unter den tanzenden Paaren erscheint ein zerlumptes, pechrabenschwarzes Männchen, lugt aus ängstlich aufgerissenen Augen um sich, schnuppert mit dem Bärtchen nud kratzt sich unanständig am Hinterkopf — ein erbärmliches Häufchen Elend in all der Pracht. Aber was ist los? Die glitzernden Abendkleider und die spiegelnden Glatzen verblassen, die Jazzband verstummt, und auf einmal steht der kleine Mann ganz allein da. Er sieht sich um, ob sie auch alle weg sind, kramt dann nachdenklich einen Zigarettenstummel aus der Westentasche, haut sich an der unförmigen Stiefelsohle ein Streichholz an, und da fällt ihm etwas ein, er stiefelt los, die Treppe hinab, die Straße entlang, auf ein Postamt, nimmt ein Endchen Bleistift und schreibt eilig ein Telegramm. An den Pressechef der United Artists, Berlin:

Ich höre von der beabsichtigten Veranstaltung in Berlin und bitte, daß sie unterbleibt, da ich keinen Gesellschaftsball mit meinem kleinen Film verknüpft haben möchte, und auch nicht will, daß Menschen zwanzig Dollars Eintritt bezahlen müssen, um mich zu sehen. Chaplin.

Dreht sich auf dem Absatz herum, schwippt einmal kurz mit dem Hosenboden, schwingt das Stöckchen und verschwindet unauffällig.

So kam es, daß im Februar des geräuschvollen Jahres 1928 der berühmte Charlie Chaplin in aller Stille und ohne Kragen in Berlin einzog.

Rudolf Arnheim

Darmpflege ist not!

Ist Ihr Darm unrein und verschlackt, gnädige Frau, so gehen Sie bitte mit mir nach Haus, wir werden an einem Reformhaus für neuzeitliche Ernährung vorbeikommen und Sie werden begreifen, was Arylax ist.

Was ist not? Not kennt kein Gebot. Oder schreien Sie etwa aus tiefer Not zu mir oder ich zu Ihnen, weil unser beider Darm verschlackt ist? Oder ist die ganze Sache eine Darmverschlingung, bei der Arylax vielleicht noch nötiger wäre als bei einer Verschlackung?

Wenn unser Lebensschiff auf den Schlick gerät, braucht unser Darm noch nicht verschlackt zu sein. Ist er aber verschlackt, so begreifen wir, daß zwar Seefahrt not tut, daß aber die Notwendigkeit der Darmpflege jede andre Notwendigkeit übertrifft. Es sei denn, daß wir bewußt auf eine Erkrankung lossteuerten, wobei denn wieder ohne Arylax die ganze Seefahrt unnötig erscheint. Was muß das für ein Steuermann sein, dem die Verschlackung des Darmes das höchste Lebensziel ist?

Arylax, meine verehrte, gnädige Frau, ist ein kaukasisches Darmöl. Es wird hier geschäftlich und religiös mit gleich kleinbürgerlicher Inbrunst angepriesen, weil es sich offenbar um ein arisches Produkt handelt. Nur arische Produkte sind geeignet, verschlackte Därme gründlich zu reinigen und hierdurch die Taschen der Unter-

nehmer zu füllen. Wenn es sich zum Beispiel um Judolax handelte, wäre der Sache die hinterhältige Schieberei auf das Gesicht oder vielmehr auf das Gesäß geschrieben. Nein, die Sache ist hasenrein. Es handelt sich um ein arisches Reformhaus, welches aus der augenblicklichen politischen Situation schließt, daß die arischen Därme verschlackt sind und mit Hilfe eines kaukasischen Darmöls eine große Reinigungsaktion vorbereitet. Eine Sache, der alle Gutgesinnten ihre Unterstützung nicht versagen sollten. Auch das Symbol des Lachses ist glücklich gewählt. Der versteckte Hinweis auf das Wasser, in das alles gefallen ist, was nottut, ist sogar sehr glücklich gewählt. Darum, ehe wir verloren sind, laßt uns mit der einen Hand zu Arylax, mit der andern zur Klistierspritze greifen. Es kann auch eine Zahnbürste sein.

Richard Huelsenbeck

Umsteigen ins dreizehnte Jahrhundert!

Herr Eugen Diedrichs kündet das neue Opus seiner „Deutschen Volkheit" das „Deutsche Frauenleben in der Zeit der Sachsenkaiser und Hohenstaufen" im Buchhändler-Börsenblatt an:

Das „Deutsche Frauenleben" wendet sich nicht etwa an Frauen, die sich über die Sachsenkaiser und Hohenstaufen orientieren wollen, sondern welche über ihre Ehe und sonstiges Frauenschicksal nachdenken. Einen überzeugenden Beweis für diese Behauptung gab kürzlich das Leben selbst. Mir schrieb nämlich der Schwiegersohn eines mit seiner Frau aus Ostpreußen stammenden Berliner Straßenbahnschaffners folgendes: „Meine Schwiegermutter, sicher eine unliterarische Frau, die nichts von den alten Kaisern weiß und die kaum mehr als täglich nur ihr Blättchen liest, hat sich mit steigender Begeisterung und Spannung in das „Deutsche Frauenleben" vertieft. Sie geht schon mit dem Gedanken um, sich vom Optiker zum bessern Lesen des Buches eine bessere Brille anmessen zu lassen."

Dieses Beispiel zeigt schlagend, daß die „Volkheit" mit gewissen Bänden in allerweiteste Kreise dringen kann

Lombard

Wieder eine kapitale Pleite mit kriminellem Brandgeruch. Wieder krabbelt aus dem Schutthaufen bemakelt eine Koppel von Ehrenbürgern, höhern Beamten — Leute, die durch Amt und soziale Stellung nicht nur zur Tugend, sondern auch zur Rechtskunde verpflichtet sind. In dem angerichteten Chaos verschwindet der Demiurg, Herr Bergmann vom gleichnamigen Lombardhaus. Er ist kein Großer der Branche, kein John Law; die Therese Humbert hat länger und großartiger gespielt. Ein kleiner Volpone, wissend, daß wir aus solchem Stoff gemacht sind, wie dem zu raffen. Ein Experte der gierigen Instinkte, beachtlich durch die schlichte Selbstverständlichkeit, honorige Männer in Geschäfte zu ziehen, von denen sie wissen mußten, daß sie nur in den Katakomben der Kommerz gefingert werden. Denn eine Kapitalseinlage, die mit 48% verzinst wird, erzählt mir nichts ... Und Warenlombard ist ohnehin nichts Feines. Nur die Versinkenden und die Desperados unter den Kaufleuten frequentieren das. Die Profiteure des Bergmannschen Unternehmens hätten sich ebenso gut an einer Leichenberaubung beteiligen können.

Mir tun nur die kleinen Leute darunter herzlich leid, die wieder mal am ärgsten versackt sind. Das ist nämlich die bizarre Klassenmoral des Schicksals, die immer so hart die kleinsten, ärmsten Teufel trifft, die, angeregt durch weit größere Beispiele, ihre paar zusammengekratzten, zusammengehungerten, zusammengeerbten Sechser auf den Hasardtisch werfen, in der Hoffnung, sich mit einem Coup gesund zu machen für immer.

Und was die Großen angeht ... Ei, da ist ja auch ein berühmter Name ... das Schlachtenglück ist halt nicht vererblich ... alle schuldige Reverenz, dennoch. Und da ist auch der unvermeidliche Staatsanwalt. Armer Staatsanwalt, durch dein Amt zum Pharisäertum verpflichtet, verpflichtet, mir und dir die Leviten zu lesen, wenn wir die moralische Verkehrsordnung übertreten haben, von Amts wegen berufen, kategorische Imperative zu schleudern und schwierigste Lebensknoten in wenigen Worten überlegen zu lösen. Und nun selbst diesem Gericht der Pharisäer unterworfen — armer angeklagter Ankläger! Amt, Würden, Titel, öffentliche Ehren — auch das ist nur geliehener Schein, auch das nur Lombardgeschäft, nicht sehr reell und nicht mal lohnend und schrecklich am Zahltag.

Firma Bergmann ist versiegelt. Ein goldnes Kalb ist gestürzt. Etwas Geschwätz und Gejammer noch, und die wilde Jagd geht weiter. An der Ecke wartet schon das nächste.

Lucius Schierling

Was uns noch bevorsteht

Arzén v. Cserepy wird seinen Film „Der letzte Zapfenstreich" im Rahmen der neu zu gründenden Cserepy-Filmproduktion G. m. b. H. herstellen. „Der letzte Zapfenstreich" soll der erste Teil des von Cserepy geplanten neugeschichtlichen Zyklus „1918 — die Tragödie des Zusammenbruchs" werden. Die Herstellung des Film-Zyklus „1918" wird voraussichtlich drei Jahre in Anspruch nehmen und stützt sich wesentlich auf die Arbeiten Karl Friedrich Nowaks. Die einzelnen Filme, welche den Verlauf des Zusammenbruchs in chronologischen Etappen verfolgen und in sich vollkommen selbständig sind, führen die Titel: 1. Der letzte Zapfenstreich; 2. Das Diktat; 3. Im Vorzimmer des Kaisers; 4. Des Kaisers letzter General; 5. Es wehen die Fahnen; 6. Der große Urlaub. Cserepy beabsichtigt, die Massenszenen mit technischer Unterstützung der bulgarischen und ungarischen Regierungen zu bewerkstelligen.

Zeitungsnotiz

Zum 27. Januar 1928

Es kam der Tag, wo die Sehnsucht auf silbernen Schwingen enteilt,
Damit sie die Treue trage fernhin, wo der Kaiser weilt.
Das ist der Tag, wo die Liebe trägt dunkel Trauergewand,
Weil sie ihn nicht mehr schmücken darf im deutschen Vaterland.
Doch hat die Hoffnung tröstend der Liebe die Hand gereicht:
„Noch dürfen wir nicht verzagen, wenn auch das Recht noch schweigt."
So lang noch die Treue findet den Weg nach Doorn hinaus,
So lang noch die Liebe windet in Tränen einen Strauß,
So lange noch durch die Trümmer der Glanz der Erinn'rung bricht,
Da raubte man uns wohl die Krone, die Treue nahm man uns nicht.
So laß von der Treue dich grüßen, Herr Kaiser, am heutigen Tag,
Daß sie zu deinen Füßen dir tröstend künden mag:
„Der 26 Jahre du warst unsers Friedens Wacht,
Nie kann dein Name sinken in des Vergessens Nacht.
Viel Tausender treues Beten, das diesem Tag geweiht,
Schmückt ihn vor Gottes Throne mit einem Feierkleid."
So flehen wir voll Glauben den Herrgott um dein Glück,
Daß endlich er wenden möge dein ungerecht Geschick.

Emma Medem
in der „Greifswalder Zeitung"

Liebe Weltbühne!

Man beklagte sich einmal, daß immer so sehr alte Herren in die Akademie gewählt würden. „Die Akademie", meinte Marcel Prévost dazu, „braucht Vakanzen, um beachtet zu werden. Was die Akademie am Leben erhält, sind die toten Akademiker."

Antworten

Volksverband für Filmkunst E. V. Du willst den Kampf gegen die künstlerische, soziale und politische Film-Reaktion aufnehmen. Du hast den Ehrgeiz, das zu werden, was die Volksbühne war, ehe sie der heutigen deplorablen Verkalkung anheimfiel. Viel Glück auf den Weg, und Waffenhilfe, wenn du sie brauchst. Aber du hast dir, wie sich das für einen respektablen deutschen Verein gebührt, auch einen „Ehrenausschuß" beigelegt, und ich sehe in der Liste der Damen und Herren, die du zum Beitritt in das erlauchte Gremium gebeten hast, auch den Namen des bekannten Parlamentariers Doktor Theodor Heuß. Kinder, wer hat das angerichtet? Wer konnte auf die gottverlassene Idee verfallen, den freiwilligen demokratischen Sachwalter des Schund- und Schmutzgesetzes, zum Mitbruder im Kampf gegen künstlerische, soziale und politische Reaktion zu nehmen? Warum dann nicht gleich Herrn Külz, den Ehrenpräsidenten der Pressa? Man möchte auch bezweifeln, ob ein so notwendiges und nützliches Unternehmen wie deines als erste Tat nun gleich mit der Bildung eines Prominentenkomitees beginnen muß. Das ist doch eine recht sinnlose Konzession an das Bildungsphilistertum, das immer Namen sehen muß, nur Namen. Das Beste: fangt an und zeigt, was ihr könnt. Und wenn ihr auch nur zu einem Hundertstel durchführt, was ihr versprecht, habt ihr noch immer genug zu tun.

Nationaler Mann. Du hast für den Oberleutnant Schulz ein Komitee gebildet. Aber wenn du ein Wiederaufnahmeverfahren erreichen willst, dann wende dich bitte an das R.W.M. Dort liegt der Schlüssel, der die Zelle öffnet. Aus Staatsraison hat Schulz geschwiegen. Aber gebietet die Staatsraison der Andern, den Sündenbock lebelang im Gefängnis sitzen zu lassen? Übrigens, nationaler Mann, gibt es auch noch einen Gefangenen namens Max Hölz. Bis jetzt hat der Gedanke daran deinen Schlaf nicht gestört? Oder geht es dir nur um etwas vaterländischen Krach?

Bücherfreund. Sie schreiben: „Ich benötigte neulich einige Werke über die russische Revolution 1905 und 1917 und begab mich zu diesem Zweck in die Preußische Staatsbibliothek. Zuerst wollte ich mir J. Martows Geschichte der russischen Sozialdemokratie bestellen und schlug im Katalog unter Martow nach, jedoch war dieses Buch dort nicht zu finden. Dagegen verwies ein kleiner Stern den Suchenden darauf, daß man Martow unter Zedernbaum nachsehen möchte. Also belehrt, versuchte ich dann einige Bücher von Trotzki zu bestellen, aber auch dort verwies der Katalog auf Leo Bronstein mit dem Zusatz, daß dieser seit 1918 auch Trotzki genannt wird. Bei Radek war es das Gleiche. Abgesehen davon, daß Trotzki nicht erst seit 1918, sondern bereits in der Revolution 1905 unter diesem Namen in Europa gekannt wurde, interessieren eigentlich nur den Semi-Kürschner die angeblich so wissenschaftlichen Hinweise der hohen Staatsbibliothek, die sicherlich Herrn Francois Arouet unter dem Namen Voltaire und auch Herrn Schwarzerd unter Melanchthon registrieren werden. Wir wissen nicht, welcher Sinn und Zweck mit diesen Hinweisen erreicht werden soll; bestimmt aber nicht der Zweck eines Kataloges, in dem man Bücher leicht und übersichtlich

herausfinden kann." Die Herren werden wohl auf ihre wissenschaftliche Gründlichkeit verweisen. Pedanterie als Schutzschild übler Tendenz.

Neugieriger. Die Streitschrift gegen Alphons XIII. und die Diktatur von Blasco Ibañez, auf die Leo Hirsch in seinem Artikel Bezug nimmt, ist in der ‚Weltbühne' erschienen Jahrgang 1925, Heft 27, 28, 30, 31 und 32. Eine deutsche Gesamtausgabe seiner Romane bereitet der Verlag Orell Füssli in Zürich vor. In den nächsten Monaten werden erscheinen: der Stierkämpferroman „Die Arena", „Valencia" (enthaltend „Flor de Mayo" und „Die Huerta") und „Columbus". Die „Apokalyptischen Reiter" sind vor ein paar Jahren bei einem inzwischen verschollenen Verlag Mörlins in Berlin herausgekommen, aber sogleich von der nationalistischen Presse aus dem Buchhandel getrommelt worden. Haß übers Grab hinaus wird Ibañez reichlich zuteil. Am bösartigsten wütet die „Tägliche Rundschau", das Blatt des pazifistischen Außenministers.

Weltbühnenleser Hamburg treffen sich jeden Montag, 7½ Uhr abends, in der Detaillistenkammer.

Professor Max Unold, München. Der Ihnen von der bayerischen Regierung verliehene Professoren-Titel ist ungültig, worauf Sie mit Recht pfeifen können. Aber es ist nicht anständig, einen Titel anzunehmen, dessen Verleihung gegen die Reichsverfassung verstößt. Diese Verfassung ist gar keine, denn das Reich hat weder die Macht noch den Willen, den zweitgrößten Bundesstaat zu zwingen, sie innezuhalten. Also ist sie ein frommer und schlecht formulierter Wunsch.

Weltbühnenleser Stuttgart treffen sich am Montag, dem 13. Februar, abends 8 Uhr, im Restaurant „Ceres", Lange Straße 7.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

**Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.**

Höhere Gewalten von Carl v. Ossietzky

Der neue Wehrminister hat sich dem Reichstagsausschuß vorgestellt und durch seine bloße Existenz schon seinen augenblicklichen Zweck erfüllt: die Kritik zu dämpfen. Da hat man seit Monaten die Messer gewetzt, und nun steht an Stelle Geßlers Herr Groener, der Kandidat der Kritisierenden, und wo eine große Schlacht fürs Parterre inszeniert werden sollte, verplätschert ein leises langweiliges Kammerspiel.

Groener war gewandt genug, sich nicht programmatisch zu verwickeln. Seine Rede enthielt nicht viel mehr als das auch von Herrn Heye bei seinem Amtsantritt Gesagte. Verbeugung vor der Tradition für Rechts. Für Links die Versicherung, daß die romantische Periode der Reichswehr vorüber. Er werde sich bemühen, die Armee aus der politischen Drecklinie zu ziehen. Nun, niemand hat sie hineingezogen, sie selbst ist in breiter Front dorthin marschiert, und viele zerstampfte Straßen der Politik mit zurückgelassenem Unrat kennzeichnen ihre Route. Über das Gastspiel des Prinzen Heinrich bei der Kriegsmarine deckte er freundlich seinen Generalsmantel. Den Phöbusskandal, bei dem sich allerdings nichts mehr bemänteln läßt, gab er zu. Doch wer außer Geßler hätte hier eine Verteidigung gewagt? Dennoch waren die Sätze über Lohmann ein Plaidoyer. Wahrscheinlich wird die Marine überhaupt die meisten Schwierigkeiten machen. Es war ein recht übler Streich des Herrn Admirals Zenker, wegen der kieler Munitionsaffäre das ‚Berliner Tageblatt' vor den Kadi zu fordern. Man kann darin wohl einen Versuch sehen, den Minister zu präjudizieren und gråde jene Presse zu verärgern, bei der er seinen natürlichen Rückhalt gefunden hätte. Herr Groener meinte beschwichtigend, die Klage wäre nur der bessern Aufklärung halber erhoben worden, denn jetzt müßten die angegriffenen Herren schwören. Eine etwas naive Methode. Denn kommt die Sache vor einen marinetrunkenen Richter, so schwören die Herren, deren Geschäfte aufgeklärt werden sollen, die Beschuldigungen mit Verachtung in Grund und Boden, und der Redakteur wird verdonnert. Ob die Herren Offiziere unter Geßler große Truppenführer geworden sind, soll nicht untersucht werden, aber Prozeßführung haben sie gelernt.

Wenn wir es nicht gewußt hätten, so erfahren wir es jetzt durch den ‚Lokal-Anzeiger': — der Reichspräsident ist das Stiefkind der Verfassung. Deshalb tanzt man bei Hugenberg vor Entzücken, daß er wenigstens die ihm belassenen kärglichen Rechte wahrgenommen und an den Herrn Reichskanzler einen Brief geschrieben hat. Und so bescheiden dieser Beitrag des Herrn Reichspräsidenten zur aktuellen Politik auch ist — wohl der erste wieder seit der Tannenbergrede — so genügt er doch — immer in den Grenzen der geringen Befugnisse des Absenders — einer kurzluftig gewordenen Politik wieder etwas Sauerstoff einzupumpen. Denn Herr von Hindenburg mahnt den Reichstag, nicht auseinander zu laufen, ehe er nicht seine wichtigsten Arbeiten, als da sind Verabschiedung des

Etats, das Liquidationsschädengesetz, Gewährung von Liebesgaben für die Landwirtschaft und die Strafgesetzreform, beendet habe. Im Namen Hindenburgs ist diese Koalition gebildet worden. In seinem Namen soll jetzt den Davoneilenden noch ein Mal Halt geboten werden. Dabei besitzt dieses Parlament nicht einmal mehr das moralische Anrecht, über einen Pfennigwert abzustimmen. Und nun soll es die Strafgesetzreform, das wichtigste Gesetzgebungswerk für eine Generation durchpeitschen!

Im Parlament ist alles verfahren. Zentrum und Deutschnationale stehen sich verzankt gegenüber. Zentrum und Volkspartei zerkratzen sich das Gesicht. Es macht die Liebe nicht größer, wenn man Zwei, die sich nicht mehr mögen, zusammen im Bett festbindet. Daß dennoch dieser komische Versuch von so hoher Stelle unternommen wird, erklärt sich nur daraus, daß man Links das schon ganz für den Wahlkampf berechnete Schlachtgetümmel innerhalb der Koalition lebhaft überschätzt. In Wahrheit sind — auch im Zentrum — starke Einflüsse tätig, die Koalition auch über die Wahlen zu retten. Am liebsten aber diesen Reichstag zu galvanisieren, bis das schwarze Werk beendet, bis alles unter Dach und Fach, was zu ergattern der Zweck des Bündnisses gewesen war. Daß der Brief vom Schulgesetz schweigt, scheint nur oberflächlich betrachtet eine Unterlassung. Bleibt das Parlament zusammen, bieten sich neue Möglichkeiten — — und schließlich ist auch nach den Wahlen nicht alles aus.

Und Herr von Hindenburg? Er ist der Präsident des Rechtsblocks. Er hat ihm zum Leben verholfen, er stützt ihn jetzt in seiner Schwäche gegen den Willen der großen Mehrheit des Volkes. Als die französische Linke im Mai 1924 überwältigend siegte, war ihr erster Schritt, Herrn Millerand zur Abdankung zwingen. Wird die deutsche Opposition von Heute als Siegerin das Gleiche tun? Es gibt keinen nur halbwegs normal funktionierenden Parlamentarismus mit einer höhern, mit einer außerparlamentarischen Gewalt darüber.

Was geht in Sowjetrußland vor? von Gerhard Donath

II.

Zentrale und Opposition

Die Bauernfrage und die Industrialisierung sind in Rußland aufs innigste verkettet. Hier liegen Zusammenhänge vor, die für die meisten Westeuropäer so schwer verständlich zu machen sind, weil sich dafür in den hochkapitalistischen Staaten keine Analogie findet. Wir hatten bereits darauf aufmerksam gemacht, daß die Industrie in ihrem Absatz zum überwiegenden Teil auf die Bauernschaft angewiesen ist. Das ist die eine funktionale Verkettung. Zum Verständnis der Zusammenhänge ist es notwendig, sich die Klassenschichtung im russischen Dorfe zu vergegenwärtigen. Das Resultat der Zerschlagung des Großgrundbesitzes in der Revolution ergab keine Besitzgleichheit; die gesamte Bauernschaft konnte zwar ihr Areal erweitern, aber die Besitzungleichheit blieb trotz der Nationalisierung bestehen. Dem Kleinbauern,

der „Dorfarmut", standen nach wie vor der Mittelbauer und der Großbauer („Kulak") gegenüber. In den letzten Jahren hatte sich die Entwicklung auf dem Lande zugunsten der Groß- und Mittelbauern, zuungunsten der Kleinbauern verschoben. Dies war die Folge einmal des Rückganges der landwirtschaftlichen Produktivität, der natürlich die ärmsten Bauern am stärksten betraf und sie vielfach zwang, ihr Land zu verpachten, und zweitens der lange Jahre andauernden „Schere", das heißt: des Preisrückganges agrarischer gegen industrielle Produkte. Über das Maß der Verschiebung — einer der hauptsächlichsten Streitpunkte zwischen der Zentrale und der Opposition in Rußland — ist bisher ein methodisch völlig einwandfreies Zahlenmaterial nicht publiziert worden. Die von beiden Seiten angegebenen Zahlen gehen ganz bedeutend auseinander. Die Opposition operiert häufig mit einer Statistik, die zeigt, daß der Prozentsatz der Kleinbauern, das heißt der Bauern, die im wesentlichen ohne Vieh arbeiten, zurückgeht. Aber man kann dieses Zurückgehen nicht einfach mit einer Verstärkung des Großbauern, des „Kulak", gleichsetzen; denn der Prozentsatz der Kleinbauern kann sowohl zurückgehen, weil sich seine ökonomische Lage verbessert, weil er Mittelbauer wird, wie darum, weil sich seine ökonomische Lage verschlechtert, er sein Land — da er es juristisch infolge der Nationalisierung seines Bodens nicht verkaufen darf — dem Kulak in Pacht gibt und Landarbeiter wird. In welchem Umfange also die Position des Kleinbauern sich verschlechtert, in welchem Umfang der Kulak im Dorfe an ökonomischer Macht zugenommen hat, ist strittig. Fraglos aber ist, daß seine ökonomische Macht zugenommen hat, daß also bisher auf dem Lande nicht der sozialistische Sektor zugenommen hat, sondern der privatwirtschaftlich-kapitalistische. Die Frage für die Sowjetregierung ist nun, was ist dagegen zu tun, und wie wird sich diese Erscheinung weiter auswirken. Wenn man nicht grade mit Gewalt gegen den Kulaken vorgehen will — und Zentrale und Opposition sind sich darin einig, daß dies nicht möglich ist —, so kann man gegen den Kulak nur auf dem Wege ökonomischer Maßnahmen etwas tun. Die Opposition glaubte zuerst, daß die staatliche Beherrschung der Industrie der Sowjetregierung die Möglichkeit geben würde, die Aufwärtsentwicklung des Kulak im Dorfe zu hemmen. Auf welchem Wege? Um dies zu verstehen, muß man die verschiedenen Möglichkeiten betrachten, wie überhaupt die russische Industrie erweitert werden kann, wie ihr neue Mittel zur Steigerung ihrer Produktion zugeführt werden können.

Es gibt für Sowjetrußland vier Quellen, aus denen die Industrie gespeist werden kann. Man kann akkumulieren: 1. auf Kosten der Arbeiter, indem man die weitere Lohnerhöhung stoppt; 2. auf Kosten des neuen Mittelstandes, der neuen „Nep"-Bourgeoisie, indem man sie kräftiger besteuert; 3. auf Kosten der Bauern, und zwar unmittelbar, indem man ihre Steuern erhöht, mittelbar, indem man die Preise für die Industrieprodukte heraufsetzt; 4. durch Heranziehung von ausländischem Kapital auf dem Wege des Kapitalimports, wie dies vor allem in der Vorkriegszeit geschah.

Das sind die vier Möglichkeiten. In den ersten beiden Punkten sind Zentrale und Opposition im großen und ganzen einig, hier sind nur Gradunterschiede festzustellen.

Anders dagegen steht es bei dem dritten Punkt, bei der Heranziehung der Bauernschaft zur Akkumulation. Wenn dies gelänge, so stünden bei der außerordentlichen Größe der absoluten Zahl der Bauernschaft große Möglichkeiten offen, den Akkumulationsfonds zu stärken. Insoweit hat die Opposition recht; aber nur insoweit, denn bei der praktischen Durchführung ihrer Vorschläge würde sie einen kläglichen Mißerfolg erleiden. Dies soll sogleich bewiesen werden; vorher noch eins: man weiß in vielen Kreisen Westeuropas, daß Stalin gegen eine zu starke Besteuerung der Bauern ist, Trotzki dafür, und hat sich eine Begründung für diese Tatsache gemacht in ungefähr folgender Weise: Stalin ist der echte Russe, der noch mit der Bauernschaft eng verwachsen ist und dessen Zusammenhänge sich auch bei den Maßnahmen der innern russischen Wirtschaftspolitik ausdrücken. Trotzki dagegen ist der Intellektuelle, der Emigrant, der den Zusammenhang mit dem russischen „Volk" verloren hat. All diese und ähnliche Argumentationen sind falsch. Stalin würde, wenn die ökonomische Möglichkeit gegeben wäre, die Bauern ebenso stark besteuern wie Trotzki; nur sieht er eben die ökonomischen Möglichkeiten nicht — sieht sie ebenso wenig wie Bucharin, der ebenso Intellektueller, Theoretiker, Emigrant ist wie Trotzki. Mit welcher Methode gedenkt die Opposition die Bauern für die verstärkte Akkumulation der russischen Industrie heranzuziehen? An eine starke Erhöhung der direkten Steuern denkt sie in Übereinstimmung mit der Zentrale nicht; wohl aber an eine Erhöhung der Preise für Industrieprodukte. Sie will also durch starke Erhöhung der Preise der Industrieprodukte den Bauern indirekt einen Teil der Agrarprodukte beschlagnahmen, will dadurch der Industrie größere Geldbeträge zuführen und damit das Tempo der Akkumulation steigern. Die Zentrale hat diese Politik der Opposition bis ins letzte bekämpft und in der Diskussion vor allem auf folgenden Punkt hingewiesen:

Die Opposition unterschätze die innere Schere. Denn was wäre die Folge, wenn die Lenker des russischen Staates, um die Akkumulation zu erhöhen, die Preise der Industrieprodukte weiter in die Höhe setzten? Die Folgen wären genau dem entgegengesetzt, was die Opposition annimmt. Vergegenwärtigen wir uns die Lage des russischen Bauern. Seit der Beendigung des Bürgerkrieges hat sich seine ökonomische Stellung — natürlich mit ständigen Schwankungen — stark verbessert. Sein Einkommen entspricht ungefähr dem des Friedens. Die Landwirtschaft erreicht zwar in den letzten Jahren erst 90 Prozent des Friedens, aber: infolge der Annullierung der Auslandsschulden hat er für diese keine Zinsen mehr aufzubringen; und — last not least — er besitzt nach der Revolution faktisch die Ländereien, die früher dem Staate, der Kirche und den Großgrundbesitzern gehörten. Angesichts dieser seiner vermehrten Naturaleinnahmen nahm der Bauer, wenn auch widerwillig, die innere Schere in Kauf, zumal sie, wenn auch langsam, zu-

rückzugehen begann. Was aber wäre die Folge, wenn die Schere, wie die Opposition vorschlägt, um ein Bedeutendes vergrößert würde? Das Einkommen des Bauern kann in nächster Zeit nur langsam steigen, nur in Proportion zur Erhöhung und Hebung der landwirtschaftlichen Produktivität (denn die Faktoren, die einstmals eine große Steigerung hervorgerufen haben, die Annullierung der Auslandsschulden und die Enteignung der Großgrundbesitzer, sind in ihrer Wirkung ausgeschöpft). Eine starke Erhöhung der Preise würde also eine Verringerung seines Einkommens bedeuten, dagegen würde er sich mit allen Mitteln zur Wehr setzen; und er hat durchschlagende sehr einfach anzuwendende Mittel zur Hand. Die internationale Schere besteht. Die russische Industrie ist daher keine Ausfuhrindustrie, sondern zu mehr als 95 Prozent auf den Inlandsmarkt angewiesen (über 80 Prozent der Bevölkerung sind Bauern). Wenn der russische Bauer also die Annahme der Industrieprodukte nur für kurze Zeit sabotieren kann, wenn er auf der andern Seite seine Agrarprodukte in weit geringerm Maße abliefert, so ist die russische Industrie von der schwersten Absatzkrise bedroht. Und die russische Bauernschaft kann dies sehr leicht tun. Sie wird weniger abliefern und dafür mehr essen. Die Bauern liefern heute schon weit weniger ab als in der Zarenzeit, in der ein Teil der russischen Getreideausfuhr mit dem Hunger großer russischer Bauernmassen bezahlt wurde, aber sie kann natürlich auch heute noch ihren eignen Verbrauch steigern, und der Anreiz dazu wächst natürlich, wenn sie für ihre Agrarprodukte weniger an Industrieprodukten bekommt. Sie kann aber auch — die Russen haben einen sehr glücklichen Ausdruck dafür — „natural" akkumulieren, das heißt: sie kann ihren Viehbestand vergrößern, ihr Land in gewissem Umfange meliorieren. Die Antwort auf die Erhöhung der Preise für Industrieprodukte wäre also der passive Widerstand der Bauernschaft. Sie würde sich mit dem Notwendigsten begnügen und dieses „Notwendige" ist nicht viel bei einer Bauernschaft, die in Wirklichkeit noch vor kurzer Frist leibeigen war. Der Bauernschaft fiele dies um so leichter, als sie nicht lange durchzuhalten brauchte. Denn wenn ihr die Durchführung auch nur für kurze Zeit gelänge, so würde dies genügen, um den Absatz der russischen Staatsindustrie derart zu desorganisieren, daß ein sofortiger Preisabbau notwendig ist. Die Zentrale der russischen Kommunistischen Partei hat daher eine derartige Politik der Opposition gegen die Bauern völlig abgelehnt, nicht aus Liebe zu den Bauern, sondern weil sie ökonomisch zu den entgegengesetzten Ergebnissen führen würde.

Die starke Erhöhung der Industriepreise, um die Akkumulation zu stärken, um die wohlhabende Bauernschaft stärker zu besteuern, war bisher der einzige bedeutende positive Vorschlag, den die Opposition zur Veränderung der russischen innerökonomischen Politik zu machen hatte. Sie hat ihn selbst in letzter Zeit zurückgezogen; sie hat ihn natürlich nicht direkt widerrufen, aber in ihren Thesen zum Fünfjahresplan der Volkswirtschaft kommt er nicht mehr vor. Und es ist an dieser Stelle bereits zu bemerken, was wir noch öfters zu konstatieren

haben werden: die Opposition stellt die Widersprüche, die sich notwendig aus dem russischen sozialistischen Aufbau ergeben, mit Nachdruck und Betonung fest, nachdrücklicher als die Zentrale — die ja eben nicht die Opposition ist —, ohne der Zentrale positive Vorschläge machen zu können, die imstande sind, die Widersprüche wirklich zu beseitigen. Daß in der Verstärkung der ökonomischen Position des Kulak ein starkes Gefahrenmoment liegt, wirkt sich nicht nur darin aus, daß er den Klein- und Mittelbauer ökonomisch und damit auch ideologisch in Abhängigkeit zu bringen sucht, sondern es hat auch ganz wesentliche Folgen für den weitern Aufbau der russischen Industrie. Die russische Industrie als eine junge Industrie ist in ihrer Weiterentwicklung auf den Import von gewissen Qualitätsprodukten der hochkapitalistischen Staaten angewiesen. Sie erhält diese Produkte im wesentlichen im Austausch; im Austausch darum, da größere auswärtige Kapitalanlagen wie langfristige Kredite bisher nur minimalen Umfang haben; sie erhält sie im Austausch gegen ihre Produkte, innerhalb deren die Agrarprodukte den größern Prozentsatz bilden. Diese Agrarprodukte, dieses Getreide, das für den russischen Import und damit für die gesamte industrielle Planwirtschaft so wesentlich ist, bekommt sie zum großen Teil vom Kulak, vom reichen Bauer; er hat Getreideüberschüsse in der Hand, die er selbst nicht verzehren kann. Hier liegt also wieder eine eminent wichtige funktionelle Verkettung der Sowjetindustrie auf der einen, der Bauernschaft auf der andern Seite vor. Sie braucht die Bauernschaft zum Absatz ihrer Produkte, sie braucht ihre Überschüsse von Getreide, um durch dessen Export die Importgüter zu beschaffen, die ihr lebensnotwendig sind. Der Kulak hat so eine nicht unbedeutende ökonomische Macht in Händen, und er beginnt immer mehr, sich dieser bewußt zu werden; er beginnt gegen das Außenhandelsmonopol der russischen Staatsstellen anzurennen. Doch dieser Fragenkomplex führt bereits zur Außenpolitik des heutigen Sowjetregimes, die wir im nächsten Aufsatz behandeln wollen.

Fridericus, Schreck und die Reichswehr

von Berthold Jacob

Klappern gehört zum Handwerk. Zum Kriegshandwerk aber gehört außer Montecuccolis Voraussetzungen auch stets ein tüchtiger Fälscher. Eben erinnert Veit Valentin (in seinem Buch „Friedrich der Große", Erich Reiß Verlag, 1927) an diese „köstliche Erfindung" Friderici aus dem dritten Schlesischen Krieg:

> ... Ein großer Streich in der Irreführung der öffentlichen Meinung zu seinen Gunsten gelang Friedrich mit der Geschichte vom geweihten Hut und Degen des Papstes für Feldmarschall Daun. Er entwarf eigenhändig ein Breve im schwungvollsten Stile der Kurie, ließ es ins Lateinische sorgsam übersetzen und lateinisch und französisch drucken. Der Papst beglückwünschte darin Daun zum Sieg von Hochkirch, erinnerte an die Verleihung eines geweihten Hutes und Degens an den Prinzen Eugen durch seinen Vorgänger und erklärte, diesem Beispiel folgen zu wollen: Daun übertreffe noch die Eigenschaften des

Prinzen Eugen, ebenso wie die Ketzer, die er bekämpfe, noch schlimmer seien als die Türken. Nach dem Beispiele Karls des Großen müsse der ganze Norden Deutschlands mit Feuer und Eisen bekehrt in den Schoß der heiligen Mutter Kirche zurückgeführt werden. Trotz wütendster Proteste der Gegenseite hielt Friedrich mit grimmigem Humor an seiner köstlichen Erfindung fest, unterstützte die Wirkung durch eine ganze Reihe von fingierten Briefen, ein Glückwunschschreiben Soubises an Daun, ein Dankschreiben Dauns an Papst Clemens XIII., einen Bericht des chinesischen Gesandten darüber und so fort; ja, er erwähnt die Geschichte als Tatsache in seiner Darstellung des siebenjährigen Krieges ... (p. 118, 119).

Der Landwirt Johann Anton Schreck, dessen Falsifikate den V. Strafsenat unsres Reichsgerichts letzthin fast vier Wochen hindurch beschäftigten, hat weniger Glück gehabt als sein von Friedrich II. in Nahrung gesetzter Kollege. Sein hoher Herr Auftraggeber blieb im Dunkel. Er, der große Unbekannte mit den drei Köpfen, dies Fabelwesen, an dessen Existenz der bayrische Senat und sein liebenswürdiger Präsident so gar nicht glauben mochten, es hat sich über seinen Angestellten nicht zu beklagen. Mit einer zähen Beharrlichkeit, die ihres Gleichen sobald nicht finden wird, hielt Schreck mit dem wahren Namen und dem Charakter seines „Klier" zurück.

Der V. Senat, der doch sonst Fälle von kaum erwogenem als vollendeten Landesverrat präjudiziert, hat hier einem offenbar Überführten gegenüber seine ganze, so ungewöhnliche Milde walten lassen. Schreck wurde zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt für eine Straftat, die der Vertreter der Reichsanwaltschaft, Oberlandesgerichtsrat Gutjahr, als „Fälschung privater Urkunden" charakterisierte. Warum diese Rücksicht? Die Frage drängt sich alsbald auf. Die zweite Frage — sie ist in der Verhandlung vom Freitag, dem 27. Januar, für den unbefangenen Beurteiler und Beobachter fast voll geklärt worden —: wie kam Schreck zur Kenntnis militärischer Dinge, wie kam er zur Kenntnis als existent erwiesener Vorgänge und Beratungen im Reichswehrministerium, die Vorbedingung für die Produktion seiner Falschstücke war? — Schreck selbst gibt die Antwort: Ich habe damals einen militärischen Organisationsfimmel gehabt und bin aus einer gewissen Leidenschaft zu den Fälschungen gekommen ... Demgegenüber gab der Vorsitzende der Auffassung Ausdruck, daß Schreck wohl einen militärischen Berater, und zwar einen höhern Offizier gehabt hätte, daß man vielleicht zuerst nur innerpolitische Schiebungen mit diesem Material machen wollte, und daß man sich dann entschloß, dieses „Archiv" an das Ausland zu verkaufen.

Der Vertreter des Reichswehrministeriums, Major Hartmann, gab allerdings die Erklärung ab, das Reichswehrministerium habe mit diesen Arbeiten nichts zu tun, aber der als Zeuge vernommene Oberst von Bonin, dessen Name von Schreck als der des Verfassers einer der Denkschriften aus der Sammlung „Probleme der Landesverteidigung" genannt war, betonte hierzu, daß er als jahrelanger Chef der Organisationsabteilung diese Mitteilung nur bestätigen könne:

Weder in meiner Abteilung, noch überhaupt im Reichswehrministerium sind — soweit ich es übersehen kann —

irgendwelche Arbeiten verfaßt worden, die sich mit der Frage beschäftigen, ob die nationalen Verbände in den Dienst der Kriegsvorbereitung gestellt werden könnten. Etwas andres ist natürlich die Frage, was die Reichswehr für den Schutz der deutschen Grenzen tun muß. Solche Arbeiten sind uns nicht verboten und sind natürlich gemacht worden, um festzustellen, was man im Rahmen des Vertrages für den Grenzschutz tun darf. Ich kann nicht behaupten, daß Schreck Teile seines Materials aus dem Reichswehrministerium erhalten hat, aber die Möglichkeit ist nicht ganz ausgeschlossen, weil in der Denkschrift Dinge enthalten sind, die bei uns gelegentlich ventiliert worden sind...

Schreck: Wie stellt sich der Herr Zeuge die Möglichkeit vor, daß ich etwas aus dem Reichswehrministerium erfahren haben sollte?

Zeuge von Bonin: Die Möglichkeit besteht naturgemäß, denn lediglich aus meiner Abteilung sind im Verlaufe eines Jahres zwanzig Aktenstücke gestohlen worden. (Bewegung.)

Schreck: Wenn in der Denkschrift irgend etwas stehen sollte, was die Reichswehr tangieren sollte, dann würde mich das sehr überraschen.

Stellt man neben diesen Verhandlungsbericht (der dem ‚Jungdeutschen' vom 29. Januar entnommen und deshalb so ausführlich wiedergegeben wurde, weil indessen das Reichswehrministerium die beschworene Aussage des Herrn von Bonin dementiert hat und das Verschwinden nur eines Aktenstückes behauptet) nun den Vorgang, den die Zeugin Vertor, Inhaberin eines Vervielfältigungsbureaus in Berlin, schon am 17. Januar bekundet hat, daß sie nämlich nach einer Unterredung mit dem Major Bock von Wülffingen in der Königin-Augusta-Straße eine Restrechnung von etwa 50 Reichsmark aus Aufträgen Schrecks vom Reichswehrministerium bezahlt erhielt, dann könnte sich einem unbefangenen Beurteiler der Eindruck aufdrängen, als ob Schrecks Iniator, „der höhere Offizier" des Vorsitzenden, der ja nicht naturnotwendig ein aktiver Offizier oder überhaupt eine Einzelpersönlichkeit sein müßte, jedenfalls dem Zentrum des militärischen Getriebes nicht allzufern stehen möchte.

Weshalb hat man beispielsweise den Hauptmann Waldemar Reinecke, der ja auch als Zeuge gehört wurde, nur so obenhin über seine Beziehungen zur Sache und weshalb hat man ihn überhaupt nicht nach seiner Arbeit im Reichswehrministerium gefragt? Jenen Reinecke, von dem Schrecks Werke so viel zu rühmen wissen, ja: als den er sich selbst gelegentlich doch ausgegeben hat.

Herr Schreck hat immerhin in einer bestimmten Phase des Prozesses gesagt, daß er die von ihm benutzten und mißbrauchten Namen der Offiziere des Reichswehrministeriums ausschließlich aus seiner fleißigen Lektüre der Rangliste des Reichsheeres kenne. Er muß da immerhin an eine verdammt weit zurückliegende Rangliste geraten sein und dieser Umstand spräche dann gar nicht sehr für seine Begabung im — selbstgewählten? — Fach. Die Ranglisten der Jahre 1925 und 1926 verzeichnen nämlich just den Hauptmann Waldemar Reinecke aus dem Reichswehrministerium nicht, wenn auch einen zweiten Reinecke, gleichfalls in Hauptmannsrang, doch

mit abweichendem Vornamen. Waldemar Reinecke war, wenn man dem „alten Soldaten" glauben kann, der diesen Umstand in der Nummer 25 des vergangenen Jahrgangs der ‚Weltbühne' zur Sprache gebracht hat, nahezu zwei Jahre, grade in der kritischen Zeit der Schreckschen Arbeit „zur Disposition gestellt".

Durfte man nach den Ergebnissen der Beweisaufnahme des Senatspräsidenten Reichert der Ansicht sein, daß Schrecks Tätigkeit in zwei streng voneinander zu sondernde Phasen zerfiele: in eine sozusagen legale, im Auftrag gewisser Instanzen, vielleicht an der Peripherie des Reichsheeres geübte, die seiner Offizin gewissermaßen amtliche Fälschungen im Stil Friderici entspringen ließ, und in eine andre, in der die Ergebnisse aus der frühen Schaffensperiode des Meisters auf eigne Rechnung und halbe Gefahr (10 : 5 Jahren Zuchthaus) fruktifiziert wurden, so könnte das Urteil, wenn seine Begründung auch so frivole Gedanken apodiktisch in die Unterwelt verweist, in seinem Strafausmaß doch solche Ansicht bekräftigen.

Herr Johann Anton Schreck hat nicht Ursache, über unbillige Härte zu klagen. Die fleißige Versenkung in die Rangliste erspart ihm fünf Jahre „Z".

Es hat nicht in des Angeklagten Interesse gelegen, die volle Wahrheit zu bekennen. Wollte er dies tun, so hätten ohne jeden Zweifel Staatsinteressen sinnlos gewaltet, die Sicherheit des Reiches hätte, immer mal wieder, auf dem Spiel gestanden. Und in diesem Fall hätte uns kein Urteil zu überraschen vermocht: Fünfzehn Jahre Zuchthaus wegen vollendeten Landesverrat, nach einer Verhandlung, die in ihrer Gänze unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattgefunden hätte. Man kennt ja die knappen, inhaltsschweren und vielsagenden Notizen des WTB, die uns dann in den Gazetten „in aller Kürze" die Resultate der Präzisionsarbeit unseres V. Senats bekanntgeben.

„Klier" darf seinem Schreck danken. Vielleicht ist er wirklich ein Fabelwesen, wie Präsident Reichert meint.

Die „Splitter"-Richter von Kurt Hiller

Auf dem Gebiet der Demokratie — welcher der Theoretiker, nicht der zeitgenössische Praktiker der Politik entfliehen kann — große Mode ist: der Kreuzzug gegen die „Splitterparteien". Als solche werden weniger die Gemeinschaften der Sezedenten, die oppositionellen Absplitterungen vom Hauptstamm, als vielmehr sämtliche politischen Gruppen bezeichnet, die noch nicht auf ein ehrwürdiges Alter zurückblicken können und deren Mitgliederzahl noch zu wünschen übrig läßt. Die durch die Altparteien, die Großparteien rechtens Enttäuschten werden von den Enttäuschern obendrein beschimpft, wenn sie, mit wie unzulänglichen Mitteln auch, sich anderweit zu organisieren suchen. Von den Deutschnationalen bis zu den Sozialdemokraten geht ein Gezeter, als wäre der Teufel los und als wären die heiligsten Güter in Gefahr, weil die Niederlausitzer Rechtsvereinigung, der Volksverband der Freigeldriegen, die Liga nationaler Christen, der Reichsbund deutscher Aftermieter und die Aufbaugruppe für Wirtschaft und Wohl-

fahrt es wagen, sich an den Wahlen zu beteiligen. Eine so breite, so geschlossene Koalition wie die der „Splitter"-Richter ist in der deutschen Politik noch nicht dagewesen. Die unbestreitbare Komik der Neo-Grüppchen erklärt diese Wut und diese Einigkeit keineswegs; denn daß sich Das da totläuft, sobald es begriffen hat, wie erfolglos sein spezialistischer oder dilettantischer Eifer bleiben muß, wissen die Routiniers am besten. Die Wut und die Einigkeit erklärt sich aus einer wirklichen Gefahr, die man wittert. Was ist in Wahrheit bedroht? Man fühlt es: Das Gesetzgebungsmonopol einiger vergreister und vereister politischer Großvereine, die sich Parteien nennen; die Kollektivdiktatur der in einigen Bonzenbureaus vereinigten Repräsentanten eines faden, faszinationslosen, subalternen Diktatorentypus; die Herrschaft einer Mittelmäßigkeit, die schon stinkt. Es könnte ja eines Tages, ‚Partei' oder anders sich nennend, ein Zielverband auftauchen, der universalern und ernstern Charakters wäre als diese engen, diese lächerlichen Sondergruppen und Sektchen, eine Partei der Fülle, der Kraft, der Jugendfrische, des Geistes —: was zu verhindern ist. Auch das Hoftheater in Bückeburg hätte nicht dulden können, daß sich Otto Brahm oder Max Reinhardt daneben aufbaut. Darum bleibt das Sicherste, man verbietet bereits die Wanderschmieren ... und macht dem Publikum weis, alles Theater, was nicht Hoftheater sei, sei Wanderschmiere. Alle Parteien, die nicht mit den 1861, 1866, 1869, 1870, 1876 gegründeten identisch sind, sind Splitterparteien und Hundedreck.

Eine Angst-Taktik — mitnichten verzeihlich, weil sie so verständlich ist. Was haben die Parteien, die ihr durch keine Verfassungsbestimmung, durch kein Gesetz garantiertes Monopol so giftig, so geifernd wahren, denn geleistet? Das Maul vollgenommen haben sie und nichts, was sie versprochen, gehalten. Wo blieb die Aufwertung, Deutschnationale? Wo blieb die Sozialisierung, Sozialdemokraten? Wo blieb der Aufbau im Geiste des Liberalismus, Partei des Professors Kahl? Und du, vielgeliebte Demokratische Partei — wo blieb auch nur, sozusagen, deine in Aussicht gestellte parlamentarische Existentialität, dein Mitwirken im bescheidnen Formalsinn der Einschaltung eines eignen Parteiwillens? Kaum eine kitzlige, brenzlige, wichtige, kritische Situation ließest du vorübergehn, ohne deinen Willen in den Zustand der Polarität zu bringen; ohne ihn also auszuschalten; ohne das zu tun, was doch im Grunde Aufgabe der andern Parteien gewesen wäre: dich mattzusetzen. Zerfiel etwa beim Londoner Ultimatum, 1921, deine Fraktion nicht in eine jasagende, eine neinsagende Hälfte? Wars beim Schmutz- und Schundgesetz deines Külz anders? Hat der Volksentscheid über die Fürstenvermögen dich nicht gespalten? Stützte, wenn dein Schücking Herrn Geßler angriff, dein Rönneburg nicht Herrn Geßler? Hat nicht noch jüngstens im Strafrechtsausschuß von deinen zwei Vertretern der eine gegen die Todesstrafe und der andre (Herr Brodauf) für sie gestimmt? Im Ernst: daß eine, so klein sie ist, so notorisch schizophrene Partei die Unverschämtheit besitzt, noch kleinern Parteien, die aber wissen, was sie wollen, den Eintritt ins Parlament zu verwehren; Parteien der Zukunft, die viel-

leicht von Köpfen und Charakteren der Zukunft gebildet werden, im vorhinein das Dasein zu verbieten; daß sie dabei noch die Stirn hat, ‚demokratisch' zu nennen, als bedeutete dieser Begriff nicht, wofern er überhaupt etwas bedeutet, zuerst einmal ‚gleiches Recht für Alle', mithin auch für alle Parteigebilde, anders ausgedrückt: gleiches Recht für Alle, Parteien zu bilden; ein Recht, das natürlich illusorisch wird, wenn ein tückisches Gesetz die neugebildete Partei hinsichtlich der Wählbarkeit ihrer Führer schlechter als die alten Parteien stellt, — das gehört zu den Grotesken des Zeitalters, über die lediglich zu lachen nur fähig ist, wer dem irdischen Treiben so unbeteiligt zusieht wie der Bewohner eines fremden Sterns.

Die Fülle der Parteien, hat man gesagt, müsse beschränkt werden, weil sie im parlamentarischen System die Regierungsbildung erschwere. Geschwätz! Nur beim Zweiparteiensystem regelt die Kabinettsbildung sich ohne Schwierigkeit: die Partei, die die Mehrheit hat, übernimmt die Regierung. Schon beim Vorhandensein dreier Parteien beginnt der Koalitionsschacher, falls nicht eine von ihnen stärker ist als die beiden andern zusammen. Man wird das wahrscheinlich nach den nächsten englischen Wahlen erleben: aus denen die Tories zwar wohl wieder als stärkste, aber kaum als Partei der absoluten Mehrheit hervorgehen werden. Für die deutschen Verhältnisse käme, selbst bei rücksichtslosester Parteiendrosselung und bei heftigster Parteienzusammenlegung, auf Jahre hinaus unkompliziertestenfalls ein System von fünf Parteien in Frage (Nationalisten, Klerikale, liberale Demokraten, Sozialdemokraten, Kommunisten); ohne Koalitionen geht es da — in der vorrevolutionären Ära, für welche diese Betrachtung angestellt ist — einfach nicht ab; und mich dünkt, daß die Schwierigkeiten bei der Regierungsbildung eher verringert als vermehrt werden, wenn sich zwischen die starren Körper der Großparteien ein paar beweglichere, kleinere schieben.

Man versteht die Sorge der alten, abgelebten Parteien; man versteht ihre Angst vor Konkurrenz. Wir dürfen uns unser Monopol nicht rauben lassen; verteidigen wir es mit Zähnen und Klauen; gegen das Aufkommen neuer Parteien sind die schäbigsten Mittelchen recht.

So denken die Monopolisten ... und stellen sich, als meinten sie, das Volk sei für sie da. Aber das Volk ist nicht für die Parteien, sondern die Parteien sind für das Volk da; und deshalb soll und muß und wird das Volk die Unverschämtheit zurückweisen, die darin besteht, daß ein Klüngel von Usurpatoren, der um keinen Grad weniger usurpatorisch ist als irgendein Fürstenhaus, dem Volk seine verfassungsmäßig verbrieften Rechte verkürzen, ihm die Freiheit des Parteibildens und Wählens beschneiden will.

Von den Mittelchen, die man vorschlägt, ist eines immer schofler als das andre. Sauber und redlich wärs, ein Gesetz zu machen, wonach Parteien, die im gegenwärtigen Reichstag nicht vertreten sind, bei künftigen Wahlen keine Liste einreichen dürfen; das wäre ein offenes, direktes, ehrliches, brutales Monopolgesetz. Davor scheut der Politikertyp, den wir

so lieben, natürlich zurück. Er bevorzugt die mittelbaren, verschlagenen, niederträchtigen, die von den Massen schwerer zu durchschauenden Methoden; die Kniffe. Da wird der Tip lanciert, die Zahl der Wähler, die einen Kreiswahlvorschlag (bisher 50) oder einen Reichswahlvorschlag (bisher 500) unterzeichnen müssen, auf zehn-, zwanzig-, dreißigtausend zu erhöhen; da der andre: die Kosten des Stimmzettels den Parteien aufzubürden, also auch den jungen, werdenden, kleinen, kapitalschwachen. Da wird empfohlen, Kautionen in phantastischer Höhe von ihnen zu verlangen, die dem Reiche verfallen, wenn die Partei kein Mandat erobert; und der bösartigste Vorschlag ist der: den § 32 des Reichswahlgesetzes zu verschärfen. Dieser § 32 ist bereits in der jetzigen Gestalt eine Infamie; und es ehrt Ludwig Quidde, daß er sich 1920 in der Nationalversammlung, wenn auch vergebens, gegen ihn gewandt hat — saubrer gesinnt als die übrigen Demokraten und als die große Mehrheit der Sozialisten. Dieser § 32 ... aber erst noch ein Wort über Quidde. Es gehört zur Sache ...

Denn nicht zum siebzigsten Geburtstag, den er nächstens feiert, will ich ihm hier gratulieren. Sondern ich will die Leser fragen, was sie von einer Partei halten, die zwar alle möglichen verhinderten Wilhelminer und ungehemmte wie Külz, wenn sie nur nullig genug sind, ins Parlament entsendet, aber den Verfasser des ‚Caligula', den unermüdlichen und nie phraseologischen, immer substanziellen, immer gediegenen Friedenskämpfer, den (ich sage das als sein Halbgegner) auch jenseits des Pazifismus bedeutenden politischen Kopf Quidde, mit Ausnahme des einen Jahrs Nationalversammlung, dauernd vom Parlamente fernhält. Freilich, so macht sie's mit nahezu allen ihren Köpfen. Diese „Partei der Persönlichkeiten" wußte ja einen Rathenau erst in zwölfter Stunde, weiß ja Männer wie Schoenaich, wie Harry Graf Keßler auch heute nicht zu verwenden; selbst Schücking, hört man, wird nicht mehr kandidieren. Mit leichtem Tritt trat Herr von Gerlach, mit kräftigem Theodor Wolff aus dieser Stube; und bald wird die Demokratische Partei nur noch aus einigen Fabrikanten, einigen jüdischen Rechtsanwälten, die mit Eisernem Kreuz und stählernem Blick für die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht werben, und aus einigen Tanten bestehen, die „die sexuellen Dinge auf ihr richtiges Maß zurückführen". Sie wird dann nicht lange mehr Zeit haben, gegen die „Splitterparteien" Sturm zu laufen; im Gegenteil! Zog sie 1919 mit 75 Mandaten in den Sitzungssaal, so immerhin 1924 mit 32; entwickelt sie sich bis zu den nächsten Wahlen im gleichen Tempo, dann kommt sie, unberufen, auf minus 11 und in die Verlegenheit, Ehrenmitglied der Usplipa (Union der Splitterparteien') zu werden; Das walte Gott!

Die Giftigkeit des § 32 besteht aber darin, daß er einem Reichswahlvorschlag (‚Reichsliste') höchstens die gleiche Zahl der Abgeordnetensitze zuzuteilen erlaubt, die auf die ihm angeschlossenen Kreiswahlvorschläge entfallen sind. Da nun auf einen Kreiswahlvorschlag nie ein Sitz entfallen kann, wenn weniger als 30 000 Stimmen auf ihn abgegeben wurden (§ 31), so ergibt sich, daß eine neue Partei, die in allen 35 Wahlkrei-

sen der Republik je 29 999 Stimmen, also insgesamt über eine Million aufbringt — nur stattliche und universale geistige Strömungen vermögen das —, null Sitze im Reichstag erhält, während für einen Klub von Kirchturminteressenpolitikern, der in ganz Deutschland lediglich 60 000 Stimmen aufbringt, diese 60 000 allerdings in zwei bis drei benachbarten Wahlkreisen als geballte Masse, ein Sitz herausspringt. Nehmen wir an, in Ostfriesland wollen einige Querköpfe den Anschluß an Holland und bringen dort wirklich 60 000 Stimmen zusammen — so zieht ihr Obmann ins Wallothaus ein: während eine nirgends geballte, überall minoritäre, aber eben überall vorhandene, im ganzen Reichsgebiet lebensstarke Bewegung, sagen wir eine von gewissen dogmatischen Bindungen freie revolutionär-sozialistische, die das Siebzehnfache an Stimmen auf ihre Listen sammelt (theoretische Höchstzahl: 1 049 965), ohne Mandat bleibt. Mißverständnissen vorzubeugen: ich würde die Aufstellung einer dritten sozialistischen Liste, einer neben der sozialdemokratischen und der kommunistischen, zurzeit für einen schweren Fehler erachten (Doktor Theodor Liebknechts USPD ist der ehrenwerte Rückstand einer alten, nicht die Keimzelle einer neuen Bewegung); aber was heute und morgen absurd ist, kann übermorgen vernünftig sein; es handelt sich hier um das Prinzip.

Wir dürfen das Wachstum der politischen Bewegung und Verbandsbildung in Deutschland nicht durch unfaire Legislatur unterbinden lassen. Und was geplant ist, bedeutet die Verdoppelung des Unfairen. Man will die Ziffer 30 000 auf 60 000 erhöhen: was zur Folge hätte, daß äußerstenfalls 2 099 930 Stimmen, falls sie gleichmäßig über das ganze Reich verteilt wären, unter den Tisch fielen, also eine Partei, der 35 Sitze im Reichstag gebührten, leer ausgehen könnte. Die oppositionellen Minderheiten innerhalb der Großparteien, zum Beispiel die Wirth-Gruppe im Zentrum oder die sympathische Rosenfeld-Seydewitz-Gruppe in der SPD, sollten sichs hundert Mal überlegen, ehe sie solcher Regelung ihre Zustimmung geben; denn es könnte der Tag kommen, wo linke Abspaltungen ihrer Parteien so unausbleiblich werden, wie jene rechten es geworden sind, deren Resultate „Bayerische Volkspartei" und „Altsozialdemokraten" heißen. Ein (gar verschärfter) § 32 vernichtet dann alle Chancen. Man muß sich unter Umständen guillotinieren lassen, verehrte Abgeordnete eignen Willens; aber man guillotiniert sich nicht selbst! Der § 32 ist eine Guillotine für alle Nicht-Fraktionskulis.

Worauf es ankommt, ist: seinen bösartigen Schluß-Satz nicht noch zu verbösern, sondern zu streichen. Man schiebt gern alles Elend unsres Parlamentarismus auf die Listenwahl. Nun, unter Wilhelm, ohne Listenwahl, lag das parlamentarische Niveau nicht höher. Der Proporz ist das Karnickel; der wahre Schuldige: die Bürokratie der Parteien; sie würde ohne den Proporz nicht minder wüten. Wenn schon allgemeines Stimmrecht, dann bleibt das Verhältniswahlrecht unentbehrlich; denn es ist die einzige Methode, das Parlament zum wirklichen Repräsentativkörper, zur exakten Verkleinerung des Kräftebilds der Nation zu machen. Der § 32, indem

er gewisse Kräfte der Nation beseitigt, verfälscht das Verhältniswahlrecht; er ist, bei Licht besehen, verfassungswidrig. Ohne Listen aber kein Proporz. Auch die Vermehrung der Wahlkreise, die angestrebt wird, trifft nicht den Kern der Not; im Gegenteil, sie würde nur die Verschildbürgerung des Parlaments fördern. Darüber nächstens.

Die stärkere Berücksichtigung der Persönlichkeiten bei der Aufstellung der Listen, die freilich bitter nottut, sollen die Parteimitglieder den Bürokratien ihrer Parteien abzwingen (partei-interner Proporz!); den Staat geht das nichts an. Er, er sorge dafür, daß Denen, die sich eben diesen Bürokratien zu entziehen und eine eigne, bessere Aktivität zu entfalten wünschen, das Wahlrecht dazu die technische Möglichkeit biete. Natürlich kann der Staat nicht die Namen von fünfzig oder fünfhundert Kleinparteien auf seine Stimmzettel drucken. Das verlangt nicht mal die Diadochei Häussers. Aber was er kann, ist: auf jedem Zettel ein Feld frei lassen für jene Wähler, die nicht gewillt sind, zwischen sechs oder acht vorgeschriebenen Übeln das kleinste, sondern den Politiker oder Politikerkreis zu wählen, der ihrem positiven Ideale entspricht. Für je 60 000 Stimmen, die dieser Mann oder dieser Kreis in der ganzen Republik aufbringt, gebührt ihm dann — mögen diese Stimmen verteilt sein, wie auch immer — ein Sitz im Reichstag. So und nur so kann die Entkretinisierung, Verjüngung, Durchgeistung des Parlaments langsam gelingen.

Beschreitet man, wie ich annehme, diesen Weg nicht, so gibt man Denen recht, die den Glauben an die Möglichkeit einer demokratischen Evolution längst verloren haben.

Und wieder: Die Juden von Judaeus

Wenn Franz Blei „Innere Gespräche mit sich selber" über „die Juden" führt (vgl. Nr. 3 der ‚Weltbühne'), so horchen wir Juden auf. Und weil wir glauben, daß es schon lohnt, mit einem Menschen seiner Art, der sich bei „Gesprächen" über die Judenfrage nicht abgegriffener Klischees bedient, zu diskutieren, so melden wir uns zum Wort:

Zunächst: Warum die Furcht vor den Begriffen „Rasse" und „Nationalität"? Wird ein Goldstück darum zur Falschmünze, wenn es in schmutzigen Händen kursiert hat? Und verlieren die Begriffsbestimmungen soziologischer und ethnologischer Art gänzlich ihren Sinn, weil chauvinistische Rassenschnüffler und gassenbübische Maulhelden auch mit diesen Begriffen operieren? Festgestellt sei doch, daß es kein Zufall und nicht allein Milieuschöpfung und -formung durch ein jahrhundertelanges hartes Schicksal war und ist, wenn in allen Ländern der Welt, wo Juden wohnen, sie sich im wesentlichen durch die gleichen Eigenschaften höchst aktiver Geistigkeit auszeichnen, die überall ihren zahlenmäßigen Anteil am kulturellen, politischen, literarisch-künstlerischen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Leben der Völker auf ein Vielfaches des Prozentsatzes ansteigen lassen, den sie zahlenmäßig unter ihnen ausmachen. Mag das jüdische Volkstum auch — in frühern Zeiten weit mehr als in spätern — Bei-

mischungen erhalten haben, die zu einer gewissen Buntscheckigkeit von Typen führten: die biologische Einheitlichkeit ist doch noch in außerordentlich starkem Maße geblieben. Und durch lange Inzucht — denn der größte Teil der Abkömmlinge aus Mischehen ging stets den Weg aus dem Judentum heraus —, gemeinsame historische Erlebnisse sowie vor allem durch die Auswirkung des eminent volkspädagogischen und eugenisch gesehen hochwertigen religiösen Gutes ist die blutmäßige Einheitlichkeit zu einer unzerstörbaren Schicksalsgemeinschaft geworden. Zweifellos kann man noch heute davon sprechen, daß das uralte jüdische Kulturvolk lebt. Wohlgemerkt aber — und darin treffe ich mich mit Franz Blei in der Bewertung des religiösen Elements im Jüdischen — als ein Volk ganz einzigartiger Prägung, als ein Volk, das seine Existenzberechtigung und seinen Lebensinhalt nicht aus politischen Dokumenten herleitet, sondern von Sinai, als ein Volk, das vor allem Träger des göttlichen Gesetzes sein will; Träger, Verkünder und Vollbringer in einem und das sich dabei als Diener am Werke der Menschheit betrachtet, weltenfern von jedem Chauvinismus und von jeder Aggressivität gegen andre Völker. Judentum heißt: Volk und göttliches Gesetz. Eins untrennbar mit dem andern verknüpft. Dieses Gesetz aber ist nicht nur Lehre, sondern vielmehr Volks- und Individual-Lebensgesetz.

Es setzt sich zum Ziel, alle Lebensregungen des Menschen zu erfassen und in ein großes, einheitliches und harmonisches System zu bringen mit dem Endziel, den Juden zu einem sozial-gerechten und reinen Leben zu erziehen. Gleichheit all dessen, „was Menschenantlitz trägt", ein und dasselbe Recht in Theorie und Praxis für Arm und Reich, für Inländer und den Fremdling, Volkseigentum am Grund und Boden zur Verhütung der Entweihung des göttlichen Darlehens des Bodens an den Menschen durch Spekulation und Latifundienbildung, Wohltätigkeit gegen jeden wirtschaftlich Schwachen als selbstverständliche Pflicht der Brüderlichkeit, Achtung vor dem unersetzbaren Gut des menschlichen Lebens und Respekt vor der menschlichen Persönlichkeit ohne Ansehung des Materiellen, Takt und vornehme von Menschenliebe durchglühte Hilfsbereitschaft, Einhämmern des sich Verantwortlich-Fühlens: Einer für alle und alle für einen, Friedensliebe, Redlichkeit und Gerechtigkeit in Handel und Wandel, das sind die vornehmlichen Grundzüge dieses Gesetzes, das in der Bibel und in der sogenannten mündlichen Lehre (Mischna und Gemara-Talmud) kodifiziert ist. Es ist das Volksgesetz der sozialen Gerechtigkeit katexochen. Und die Gesetzeslehrer, die Inhaber der höchsten Ehrenämter des Volkes, seine eigentlichen Regenten, waren nicht Angehörige einer Adels- oder Kriegerkaste, sondern zumeist Handwerker und Arbeiter. Unter der Herrschaft dieses Gesetzes gilt kein Geburtsrecht. Und Handarbeit schändete nicht, sondern wurde grade auch von dem geistigen Führer der Nation gebieterisch verlangt, damit er nicht aus seinem religionsgesetzlichen Wissen materielle Vorteile ziehen müsse und mit beiden Füßen fest im Leben stehe.

Aber ich glaube beinahe: über die Volks-, respektive Nationalitäts- und „Rassen"frage könnte man sich letzten Endes noch mit Franz Blei verständigen. Ganz seltsam aber berührt das, was er über das Verhältnis der Juden zu Jesus sagt. Wir wollen hier nicht über die Kreuzigungsgeschichte streiten, insbesondere nicht über die Frage, inwieweit die Kreuzigung Jesu ein Akt jüdischer „Rache" und nicht etwa römischer Verwaltungs- und Kolonialpolitik war. Daß hier vieles nicht stimmt, ist jedem klar, der aus der haarscharf berichtenden talmudischen Überlieferung die Gerichtsordnung des Synhedrion kennt und weiß, daß sich so, wie in den Evangelien berichtet, die Verhandlung kaum abgespielt haben und die Verurteilung zum Tode kaum ein unbeeinflußter legaler jüdischer Rechtsakt gewesen sein kann. Erschwerte doch die ganze Synhedrial-Praxis das Fällen eines Todesurteils in dem Maße, daß es beinahe unmöglich wurde, zu diesem Ende zu kommen. Ein Synhedrion, das einmal in 70 Jahren ein Todesurteil fällte und vollstreckte, hieß schon im Volke ein „Blutsynhedrion", und große Gesetzeslehrer traten für die grundsätzliche Absage an Todesstrafen ein. Auch ist die Kreuzigung keine Hinrichtungsmethode der jüdischen, sondern der römischen Gerichtspraxis. Das nebenbei. Das Entscheidende ist und bleibt: Das jüdische Volk hat damals und heute Jesus nicht als Messias anerkannt, weil er in keiner Weise seinem historischen Messias-Ideal entspricht. Religiös hat Jesus, der ganz im jüdischen Gottesglauben wurzelte, nichts entscheidend Neues zum jüdischen Gottes- und Sittlichkeitsbegriff hinzugefügt. Er selbst kam als ein von starken idealen Impulsen getriebener religiös-sozialer Revolutionär, der aber betonte, daß er das mosaische Gesetz in seiner strengen pharisäischen Ausprägung, das er persönlich seinem ganzen Inhalt nach für absolut verbindlich hielt, nicht aufheben wolle. Was aber die Pharisäer wirklich waren, darüber lese man Herfords Buch: „Die Pharisäer!" Erst seine Jünger haben im Gegensatz zu Jesus, im bewußten Wirken für eine Weltreligion allmählich das Gesetz, dessen Übertragung ihnen in all seiner Totalität auf die heidnische Umwelt von vornherein unmöglich erschien, fallen lassen und für aufgehoben erklärt. Das jüdische Volk aber hält an der Ewigkeit und Verbindlichkeit des geoffenbarten Gottesgesetzes für sich fest. Es kann dem Gesetz wohl zeitweise in großen Volksteilen durch Assimilation und Ermatten der religiösen Opferwilligkeit entfremdet werden, wird aber doch — und das ist der letzte Sinn seiner Golus-(Diaspora)-Geschichte — einmal ganz zu ihm zurückfinden und in der Wiedervermählung von Volk und Gesetz seine eigentliche schöpferische Kraft und seinen Lebenszweck, im Dienste Gottes für eine einzige, sittlich und sozial hochstehende Menschheit zu wirken, wieder entdecken.

Das Judentum ist auch nach dem Auftreten Jesu, und das sollte auch Franz Blei zu denken geben, messiasgläubig geblieben. Der gläubige Jude betet heute wie vor 1800 Jahren dreimal täglich für das Kommen des Messias. Aber er weiß, daß es keine „Geulah", keine Erlösung im messianischen Sinne durch eine Einzelpersönlichkeit oder einen andern göttlichen

Eingriff geben wird, der nicht zuvor vom jüdischen Volke verdient, nicht durch dessen vorangegangene Taten herbeigeführt worden ist. Deshalb betet der Jude im großen Achtzehntgebet erst: „Führe uns zu Deiner Lehre zurück, nähere uns Deinem Dienste und laß uns in vollkommner Reue zu Dir zurückkehren", ehe er wagt, die Bitte um den kommenden Messias auszusprechen. Keinen gewaltigern und herrlichern Begriff gibt es als den der „T'schubah", der völligen Rückkehr des Menschen zu Gott. Diese Rückkehr muß eine vollkommene Abkehr sein von dem gottfernen Leben der sozialen Ungerechtigkeiten, der Egoismen und der körperlichen und seelischen Unreinheit, zugleich auch ein lebensbejahendes und starkes Handeln in dem ganz unpuritanischen Sinne des „Dienet dem Ewigen mit Freude". Nur durch die „T'schubah", durch das Wiederhineinwachsen in Sinn und Lebenspraxis des Gottesgesetzes, durch das ständige Streben, mit der Heiligung des Alltags im menschenfreundlichen und sittlichen Tun sich immer mehr dem „Dienst am Göttlichen" zu nähern und dabei dem Göttlichen selbst, unablässig sich mühend, näherzukommen — nur auf diesem Wege kann nach jüdischer Auffassung der Messias für die Juden und die ganze Menschheit, kann die Zeit wirklicher Durchdringung der Erde mit dem göttlichen Geist der Gerechtigkeit und des Friedens, den wahren Kennzeichen des Messias, herbeigeführt werden.

Nach der jüdischen Sage ist der Messias mit Ketten an den Himmel gefesselt. Er schüttelt sie, aber er kann sie nicht abwerfen, um seinem Volke zu helfen. Denn erst durch seine „Umkehr", durch die „T'schubah" kann ja das Volk den Messias erlösen, ihm seine Ketten sprengen helfen und ihn frei zum Handeln machen. Der Messias muß eben verdient werden. Und bei Martin Buber erzählt der Großvater: „Der Messias ist ein in Lumpen gehüllter Bettler. Er sitzt vor den Toren Roms und wartet." „Worauf wartet er?" fragt der Enkel. „Auf Dich!" lautet die Antwort. In dem Moment, wo jeder Jude sich in diesem „auf Dich" getroffen fühlt und durch seine Tat, durch die „Umkehr" in Gesinnung und Leben, durch das sich Wiederhineinverflechten in den heiligen Pflichtenkreis der wahren Menschlichkeit, wie er in den „Mizwoth" des Sinaigesetzes beschlossen ist, den Wartenden herbeizuführen sucht, wird das jüdische Volk seinen Messias, wird es die Zeit erleben, wo es der Menschheit Führer aus der Dunkelheit zum Licht und zum wahren Menschentum des Friedens und der Gerechtigkeit sein kann.

Zweifellos ist die Gleichheit an Gütern gerecht. Da man den Menschen aber nicht mit Gewalt zur Gerechtigkeit zwingen kann, so läßt man ihn der Macht gehorchen. Da man die Gerechtigkeit nicht mit Stärke versehen konnte, umgab man die Gewalt mit dem Scheine der Gerechtigkeit, auf daß Gerechtigkeit und Stärke vereint wären und Frieden herrsche. Denn dieser ist das höchste Gut. Summum jus, summa injuria.

Pascal

Paul Wieglers Buch vom alten Kaiser

von J. M. Lange

Der Verlag: „Der erste deutsche Kaiser ist der Inbegriff eines Deutschland und Preußen, das war. Wilhelm der Erste stellt das alte Deutschland dar in Pflichttreue, Ehrlichkeit und dem Willen, einer andersgerichteten Zukunft gerecht zu werden. Dieser reine und spröde Charakter..."

Und also: er war ein Mann. Die Hamlets von 1918 — die acht spielt eine besondere Rolle in diesen 150 Jahren — werden nimmer seinesgleichen sehen, Polonius gibt sich Mühe, den Rest zu verpfuschen. Wir werden beim ersten Anblick dieses dickleibigen Wälzers fragen dürfen, was in aller Welt — bei größter Hochachtung vor dem Verfasser — uns, Republikaner von heute, dieses Leben angehe. Aber der Zauber der Acht hat es auch heute, 1928, noch in sich: was ist in diesem Lande nicht möglich? So wenig 1848 das Bürgertum seine Revolution zu Ende zu bringen vermochte — die Gewaltigen fürchteten schon damals das Proletariat, nicht den Bürger —, es hatte 1918 noch nichts aus der Geschichte gelernt. 1928: wir haben 150 Jahre preußischer Geschichte zu liquidieren, was bisher herauskam, war ein betrügerischer Bankrott. Denn immer noch, scheint es, ist der endgültige Liquidator noch nicht berufen.

Einhundert Jahre umfaßt das Buch Paul Wieglers; die ersten sechzig entschieden über die Dynastie. Mit dem Jahre 1848, einundfünfzigjährig, tritt der Vierte aus dem Geschlecht seit dem Tode Friedrichs aus dem Dunkel seiner Prinzenjahre hervor: das Debut sah wenig danach aus, ihn zum Liebling des Volkes zu machen. Aber er verstand es besser als sein regierender Bruder, um sich Geschichte machen zu lassen und als er zehn Jahre später die Regierung übernahm, war vom Volk längst nicht mehr die Rede. Und so ist es, von ein paar äußerlich gebliebenen Formen abgesehen, siebzig Jahre geblieben. 1848 macht auf dem Krügerschen Bildchen in der Nationalgalerie ein eleganter Kavalier mit etwas hochmütig-gleichgültigem Seitenblick seinen Morgenritt: vierzig Jahre später stirbt ein zerknitterter, verärgerter Greis, wie ihn Stauffer-Bern, der einzige seiner Porträtisten, der sich nicht ganz von der Legende bestechen ließ, eingepackt in die Maske des Hermelins und der Orden gezeichnet hat. Der dieses Gesicht modellierte hieß Bismarck. Sagte von seinem Herrn und König nicht die Lehninsche Weissagung: „Der dann kommt, ist der verruchteste seines Geschlechts"? Der Volksmund von 1848 hätte dem Spruch auf den Kartätschenprinzen und Schlächter von Rastatt Recht gegeben: erst die Glorie seiner Siege verwischte den letzten Rest dieses Makels. Der „Verruchteste" des vaticiniums ex eventu ging unter dem Grollen einer neuen Zeit an seinen Beruf. Sein oder vielmehr seiner Helfer — unter denen bei Wiegler vor allem Roon den gebührenden Platz erhält — Verdienst war allein, auf diesem Posten vierzig Jahre durchgestanden zu haben. Was die Zeit ihm an Ehren brachte, hat er widerwillig über sich ergehen lassen. Der Verruchteste hätte anders aus-

sehen müssen: er war der Einzigste seiner Dynastie, der, durch die Umstände gezwungen, einsichtig genug war, die größere Befähigung mit sich schalten zu lassen. Der „Böse Mann" — die Weissagung, übergehend vom Herrscher auf den Majordomus, deckt sich verblüffend mit dem Ausspruch der Engländerin Vicky — das war nicht Wilhelm, sondern Bismarck.

Wiegler zeigt den Menschen, den duckmäuserischen Liebhaber der Elisa Radzivill, den mit Abdankungsdrohungen (wie sein Dämon Bismarck) ewig spielenden König, den Politiker, dem die entscheidenden Schritte wider seinen Willen aufgedrungen werden mußten. Die Darstellung ist ein Muster an Sachlichkeit, bei der die Gefahr bleibt, daß sie den verschiedensten Richtungen das Material für ihre Ideologien und Legenden abgibt. Die Figur dieses „biedern deutschen Hausvaters auf dem Thron" mag dazu verleiten. Aber während er dort saß, spielte sich unter seinen Augen das Treiben der Kabinette und der sich immer von neuem bildenden Kamarilla ab, nahm ihm sein Hausmeier Bismarck das Heft aus der Hand: und es bleibt die Gestalt eines unsichern, bekümmerten Greises, der nur noch ängstlich in eine dunkle Zukunft zu sehen vermochte: „Enfin Europa gleicht einem feuerspeienden Berge." Im Innern dieses Vulkans, über dem er thronte, saßen als Sklaven des Hephästos seine Untertanen, sein Volk, das für jede Regung nach Selbständigkeit mit Skorpionen gezüchtigt wurde. Von den Mächten, die um dieses Volk gärten, es künstlich abzuschnüren ist die Hauptaufgabe der vier Letzten dieser Dynastie gewesen. Wilhelm des Ersten Verdienst bleibt es, sich, wenn auch mit innerstem Widerstreben, dem Willen des Mannes gebeugt zu haben, dessen geschichtliche Sendung es hätte sein sollen, diese Dynastie zu einem würdigen Ende zu führen. „Der dann kommt..." nicht der erste, sondern der zweite Wilhelm, ließ den heroisch tragischen Actus, den Bismarck eingeleitet hatte, in das Satirspiel des blamierten miles gloriosus ausklingen. Das zu zeigen hätte Wiegler freilich die Form der Monographie, die ihm vorgeschrieben war, sprengen müssen. Es verlangte nicht den getreuen Chronisten, sondern den historischen Gestalter. Die Gefahr einer solchen, rein monographischen Darstellung ist, daß die historischen Schicksalsfragen der Nation bagatellisiert werden, wie es hier etwa mit dem Sozialistengesetz, seinen Ursachen vor allem, geschieht. Wir haben grade von diesem Paul Wiegler, dem Veteranen eines republikanischen Journalismus, mehr erwartet, als er in seinen letzten Büchern, vor allem dem über den grünen Klee gelobten „Wie sie starben... Die große Liebe" gegeben hat. Aber es scheint, als ob der große historische Gestalter dieser Epoche selbst wenn er da wäre, noch nicht an seine Aufgabe herankommen könnte, während sich inzwischen die Epigonen in der formalen Kunst des historischen Porträts erschöpfen. Seit Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" ist immer noch in Deutschland kein Buch erschienen, das die eindringliche Sprache echten Geschichtsbewußtseins spräche: es scheint, daß wir auf die abschließende Darstellung dieser letzten Epoche deutschen Werdens und Vergehens noch geraume Zeit zu warten haben.

Zwei Szenen aus der Schwejk-Dramatisierung

von Max Brod und Hans Reimann

Diese Szenen wurden bei der berliner Uraufführung nicht gespielt

I.

Schwejk auf dem Weg zum Arrest, eskortiert vom Zivilpolizisten Bretschneider.

Schwejk: Ich möcht Sie aber bitten, daß Sie mir Handschellen anlegen.

Bretschneider: Warum?

Schwejk: Das gehört sich so. Früher, wenn einer verhaftet war, hat man ihn auf alle möglichen interessanten Weisen gefesselt, wie im Varieté. Strenge muß sein, Herr Spitzel.

Bretschneider: Schimpfen Sie nicht.

Schwejk: Aber ich schimpf ja nicht, Herr Spitzel.

Bretschneider: Sie sagen immerfort „Spitzel" zu mir.

Schwejk: Das ist doch kein Schimpfen. Spitzel ist genau so ein ehrlicher Beruf wie hundert andre. Man muß sich heutzutage sein Brot eben schwer verdienen. Und Spitzelei ist hörich besonders schwer. Man kann sich da leicht irren. Wenn Sie sich zum Beispiel mit mir irren, Herr Spitzel, dann wird es Ihnen schlecht gehen, so leid es mir tut.

Jeder kann sich irren, und er muß sich irren, je mehr er über etwas nachdenkt. So wie einmal in Nusle, da ist einmal in der Nacht ein Herr auf mich zugekommen und hat mir mit dem Ochsenziemer eins über den Kopf gegeben, und wie ich am Boden gelegen bin, hat er auf mich geleuchtet und sagte: „Hoppla, ein Irrtum". Und weil ichs nicht gewesen bin, hat er eine solche Wut gekriegt, daß er mir noch ein paar ausgepfeffert hat. Das liegt schon in der menschlichen Natur, daß der Mensch bis zu seinem Tode irrt, obs nun ein Gelehrter ist oder ein blöder, ungebildeter Idiot oder gar ein Ministerpräsident.

Bretschneider: Hören Sie mit Ihrem Gerede auf, und kommen Sie.

Schwejk: Bitte. Mit Vergnügen, gegen Abend spazierengehen, das ist sowieso mein Gusto. Es ist ein angenehmer Spaziergang. Da stehen so viele Leute. Wissen Sie, was los ist?

Bretschneider: Wahrscheinlich die Kriegserklärung.

Schwejk: Das ist gut, daß das so schnell geht. Wir werden uns mit England verbünden und werden die Türken zusammenschlagen. Möglich, daß uns die Sachsen in den Rücken fallen wie bei Königgrätz, aber da könnten wir uns immer noch mit Rußland verbünden. Wenn ich nicht so das Rheuma im Knie hätte, möcht ich auch einrücken. Ich bin ein alter Soldat. Hoch Kaiser Franz Josef der Erste, hoch — diesen Krieg gewinnen wir.

Bretschneider: Machen Sie kein Aufsehn.

Schwejk: Bitte, es regt mich so auf, daß sich die Leute nicht freun — die tun ja grad, als ob es sie nichts angehn möcht. Hurrah!

Bretschneider: Halten Sies Maul.

Schwejk: Ein alter Soldat vom 91. Regiment kann da nicht zuschaun. Wenn schon Krieg ist, müssen wir ihn gewinnen, und man muß Hurrah schrein, das wird mir niemand ausreden.

Bretschneider: Sie vergessen, daß Sie Arrestant sind. Ich glaub auch nicht an Ihren Patriotismus. Sie müssen simulieren.

Fesselt ihn.

Schwejk: Daß Sie sich mit mir so eine Mühe machen. Ich danke schön.

Bretschneider: Ruhe — Sie wollen die Leute nur aufwiegeln.

Schwejk: Bitte schön, Herr Spitzel, das ist schon so, daß man mir immer solche Sachen zumutet. Wie ich vor Jahren in Budweis gedient hab, war einmal so ein rotes Blatt voll von Soldatenmißhandlungen und da hat man uns verboten, dieses Blatt zu lesen. Nicht einmal in der Kantine haben sie Wurscht und Käse hineinwickeln dürfen. Und da hat man eines Tages die Koffer visitiert und wie ich schon immer dieses Unglück hab: beim ganzen Regiment hat man das Blatt bei keinem gefunden, nur bei mir. Da hat mich unser Oberst angebrüllt, daß er mich einsperren läßt, bis ich schwarz werd. Und daß er mich zerquetschen wird wie eine Wanze. Und lauter solche ernste Worte, wie sie uns die Herren Vorgesetzten gern ins Gewissen reden. Aber während ich gesessen bin, haben sich in der Kaserne Wunder ereignet. Der Oberst hat den Soldaten überhaupt das Lesen verboten, und von da an haben die Soldaten alles gelesen, was sie unter die Finger gekriegt haben, und seitdem war unser Regiment das gebildetste in der ganzen Armee.

Bretschneider (ironisch): Schön von Ihnen, daß Sie ein gebildeter Mensch sind und die volle Verantwortung für Ihre hochverräterischen Äußerungen auf sich nehmen. Daß Sie sich nicht mit Betrunkenheit ausreden wie so viele andre —

Schwejk (entwaffnend): Wo wer' ich denn. Da würde ich ja wegen öffentlicher Trunksucht bestraft.

Bretschneider (klopft ihm auf die Schulter): Bravo, daß Sie uns die Sache so leicht machen.

Schwejk: Das sag ich ja immer, einer soll dem andern das Leben leicht machen. Von die Kriegserklärungen allein wird der Mensch nicht glücklich. Laufts hin, schlagt's euch die Köpfe ein — und zum Schluß werdet's ihr sehn, ein Glas Pilsner wär gescheiter gewesen.

Vorhang.

II.

Im Arrestlokal. Halbdunkel. Im Hintergrund hoch oben Gitterfenster. Inschriften: Die Polizei kann mich — Gnade, großer Gott — und darunter: Hier saß am 5. Juni 1913 Josef Maretschek, Kaufmann aus Wrschowitz —. Um den Tisch sitzen:

Schwejk, der Papierhändler, der dicke Geschichtsprofessor, der Wirt Palivec — rechts eine Pritsche.

Sie singen (Tschechische Volksmelodie):

Mauersleut
Haben heut
Ein Gerüst aufgebaut
Deinen Sinn
Ach wohin
Wandtest du, Liebchen traut!
Deinen Sinn
Ach wohin
Wandtest Du, Liebchen traut.

Papierhändler (hager, blaß, hineinschreiend): Ich bin unschuldig — **(was er immer wieder von Zeit zu Zeit wiederholt. Wie der Gesang verstummt, bekommt der Papierhändler einen Tobsuchtsanfall, wirft sich gegen die Tür und bearbeitet sie mit den Fäusten).** Laßt mich hinaus. Seit sechs Wochen bin ich hier. Ich muß freigelassen werden.

Schwejk: Ich bin schon seit fünf Monaten hier.

Papierhändler: Aber ich bin unschuldig.

Palivec: Kusch. Wir auch.

Schwejk: Das hilft nichts. (Er singt solo):

Mauersleut
Haben heut
Ein Gerüst — — — —

Palivec: Du hast eine Stimme. In meinem Lokal, wenn einer so zu brüllen angefangen hat, hab ich ihn gleich herausgepfeffert.

Papierhändler: Hat keiner einen Riemen, daß ich endlich Schluß machen kann?

Schwejk (macht seinen Riemen ab und gibt ihn dem Papierhändler). Damit kann ich dienen.

Professor: Was fällt Ihnen ein? Sie verhelfen dem Mann zum Selbstmord.

Schwejk (unbeirrt): Hoffentlich ist ein Hakerl hier in der Wand. An das Gitterfenster werden Sie nicht hinaufreichen.

Papierhändler (geht mit dem Riemen in den Hintergrund): Ich bin unschuldig.

Schwejk: Jesus Christus war auch unschuldig und sie haben ihn doch gekreuzigt. Keinem liegt was dran, ob einer unschuldig ist. Wie man beim Militär sagt — Maul halten und weiterdienen.

Papierhändler: Ich hab ein Papiergeschäft. Ich hab Weib und Kinder.

Schwejk: Hat sie was zu leben, die Frau Witwe — für sich und die Kinder — für die Zeit, wo Sie sitzen? Oder wird sie betteln gehn und die Kinder verschiedene Laster lernen müssen? — Hängen Sie schon? (Dreht sich erst jetzt um.) Selbstmörder sind schon solche eigentümliche Menschen. Man muß ihnen nur ordentlich behilflich sein. Nämlich — dann machen sie's nicht. Den Riemen können Sie mir wiedergeben.

Der Wärter stößt einen neuen Arrestanten hinein. Alle beobachten den Neuen fast feindselig. Der Neue setzt sich auf die Pritsche.

Der Neue: Habt ihr was zu rauchen?

Palivec: Im Kelch, da hab ich den Vorrat nie ausgehen lassen. Havanas hab ich da gehabt.

Schwejk: Das kommt dir bloß so vor, Palivec. (Wenn wir noch lang da sitzen, glaubst du, daß dir das Hotel Nachttopf in der Gemsengasse gehört hat.) Wenn ich jetzt lieber meine Pfeife hätt'.

Papierhändler: Ich hab ein Papiergeschäft. Ich bin unschuldig.

Professor (zum Neuen): Weshalb sind Sie hier?

Der Neue schweigt.

Schwejk: Wenn Sie sich genieren, — wir fangen gern an. Ich bin hier wegen Sarajewo. Aber ich hab's nicht gemacht.

Papierhändler: Ich hab ein Papiergeschäft und gleich nebenan ist der Brejschka, und da hab ich voriges Jahr für ein paar Studenten die Zeche bezahlt, und jetzt ist es herausgekommen, und da hat man mich verhaftet.

Professor: Und ich, ich hab meinen Schülern einen Vortrag gehalten über das Attentat in der Weltgeschichte und hab gesagt, der Gedanke des Attentats ist so einfach wie das Ei des Columbus, und ein Schüler hat das angezeigt, weil er bei mir durchgefallen ist.

Papierhändler: Mir kann nichts geschehen. Ich bin unschuldig.

Schwejk: Und der da, der Palivec, das ist der Wirt vom Kelch. Der sitzt hier, weil sie ihm das Kaiserbild verschweint haben.

Palivec: Ich werde das diesen Fliegen nie verzeihen. Ich war so vorsichtig. Ich bin nur durch die Fliegen hineingekommen.

Professor: Wenns zur Verhandlung kommt, wer ich das so drehn, daß ich obendrein noch belobt werde wegen meiner gemeinnützig patriotischen Vorträge.

Schwejk: Und wie haben Sie sich mit dem Weltkrieg vergangen?

Der Neue: Damit hab ich gottseidank nichts zu tun. Ich bin bloß wegen Raubmord hier.
Schwejk: Dann kann auf Sie kein Verdacht fallen.
Professor: Schkandal — mit so einem Kerl sperrt man uns zusammen.
Papierhändler: Ich hab ein Papiergeschäft.
Schwejk: Der Herr hat ganz recht. Mit uns stehts schlecht. Wie das Gericht was in die Hand nimmt, ist es schlimm. Bei den Raubmördern, das ist eine einfache Sache. Aber was fangen sie mit uns an? Vielleicht sind nicht alle Leut solche Lumpen, wie man es von ihnen voraussetzt, aber wie unterscheidest du heut einen anständigen Menschen von einem Lumpen? Früher ists natürlich noch ärger gewesen. Ich hab mal gelesen, daß die Angeklagten auf glühendes Eisen haben gehen müssen und geschmolzenes Blei trinken. So hat man hörich erkannt, ob sie unschuldig sind.
Palivec: Kusch, Schwejk.
Schwejk: Oder man hat sie gevierteilt und beim Museum an den Pfahl gespießt.
Professor: Sie reden wieder mal, daß einem übel wird.
Papierhändler: Ich bin unschuldig.
Professor: Sie scheinen meine Inaugural-Dissertation über die Nürnberger Folterkammer gelesen zu haben.
Schwejk: Heutzutag ist es eine Hetz, eingesperrt zu sein. Stell dir aber vor, es kommt eine Kommission herein und sagt: Palivec, du wirst gevierteilt — du, Herr Professor, saufst glühendes Blei — und du, weil du unschuldig bist, du darfst dir aussuchen, ob du gepfählt oder gerädert wirst.

Dem Papierhändler wird schlecht.

Palivec: Mit deine Blödheiten machst du die Leute krank.
Schwejk: Bitte, ich will niemand krank machen. Uns kann das nicht geschehn. Uns kann man höchstens erschießen oder aufhängen. In allem sieht man den Fortschritt.
Professor: Halt die Pappen, Das ist ja nicht zum Ertragen.
Schwejk: Oder sie können uns auch zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilen.
Palivec: Noch ein Wort — und ich hau dir ein paar runter.
Schwejk: Dann sag ich lieber nichts mehr. Sonst könnt es mir ähnlich ergehn wie dem alten Tibitanzl aus Zbraslaw, den haben sie verdroschen und haben aus ihm Karpfen blau gemacht, weil er immer erzählt hat, was jeden früh in der Zeitung gestanden hat.

Während dieser Erzählung, schon nach dem ersten Satz, beginnt Palivec, den Schwejk zu prügeln. Das wirkt so suggestiv, daß Papierhändler und Professor mitprügeln. Nur der Neue hockt unbeteiligt da. Schlüssel klirren. Der Wärter tritt ein. Sofort beim Klirren der Schlüssel hat die Keilerei aufgehört — alle, als sei nichts vorgefallen — setzen sich auf ihre alten Plätze. In der nun eingetretenen Stille beendet Schwejk seine Erzählung.

Schwejk: Hat aber alles nichts genützt. Am nächsten Tag hat er schon wieder die ganze Zeitung aufgesagt.
Wärter: Schwejk, Sie kommen mit — zum Verhör.
Schwejk: Bitte, gern. Aber vielleicht irren Sie sich. Dieser Herr wartet länger, und der Herr Papierhändler hats besonders eilig. Ich möcht nicht, daß sich die Herren auf mich ärgern. Soll ich nicht lieber als letzter an die Reihe kommen?
Papierhändler: Ich bin unschuldig.
Wärter: Da haben Sie Ihre Pfeife — Sie kommen nicht mehr hierher zurück.

Schwejk: Dann darf ich mich wohl von meinen Kollegen verabschieden? (Er reicht jedem die Hand und nimmt den zerfetzten Kragen ab.) Es ist wirklich bequemer ohne Kragen. Wozu überhaupt solche Kragen gemacht werden.

Er legt die Reste des Kragens auf den Tisch — Zum Andenken — **Ab. Die Drei sitzen stumm am Tisch.**

Professor: Ein unausstehlicher Patron — mit seinem Gewäsch.
Raubmörder: Den Schädel hättet ihr ihm eindreschen sollen.
Palivec: Aber eine gute Seele, der Schwejk. Ich kenn ihn schon lange.
Papierhändler: Langweilig wirds sein ohne ihn.
Der Neue (setzt sich zu ihnen, als wolle er Schwejks Platz einnehmen): Gut habt ihrs ihm gegeben. Ich hätt ihn noch ganz anders ausgezahlt.

Die Drei lehnen jede Fraternisierung ab und erheben sich wie auf Kommando, begeben sich zur Pritsche und lassen sich da nieder.)

Professor: Wirklich traurig — ohne den Schwejk.
Palivec: Der wird uns noch oft fehlen.
Professor: (Stimmt das Lied an, mit dem die Szene begann, jedoch trüber.)
Papierhändler: Ich hab ein Papiergeschäft.

Vorhang.

Das traurige Ende des Herrn Gerst

von Hans von Zwehl

W. K. Gerst heißt der Mann, der Jahre lang als Manager des frommen Bühnenvolksbundes in der preußischen Theaterpolitik regierte. Zwei Seelen hatten sich gefunden, als sich der Hauptreisende in nationalpolitischer Theaterkonfektion seinerzeit mit dem ehemals sozialistischen Dezernenten Seelig verband, um hinter dem Rücken des demokratischen Ministers ein eignes Reich aufzubauen mit dem Ziele, nicht nur die preußischen Staatstheater zu unterwerfen, sondern auch das Bühnenwesen der Provinz abhängig und gefügig zu machen. Zu diesem Behufe wurde mit amtlichen Geldern eine sogenannte gemeinnützige G. m. b. H., die Preußische Landesbühne, mit einer Anzahl Nebenstellen, gegründet, und diese dem parlamentarischen Einfluß entrückte Einrichtung hat seitdem durch Protektionssystem und Beeinflussungen eine solche Unsicherheit und Unfreiheit geschaffen, daß die Fortdauer dieses Zustandes einfach nicht mehr zu ertragen ist. Wie immer, wenn im Dunkelkabinett regiert wird, entstand eine große Machtvollkommenheit der mit dem Nimbus der Allgewalt ausgestatteten Organe. Freilich hätte sich das Herrschertalent der beiden Könige doch nicht so stark entwickeln können, wenn nicht als dritter Mann zum trocknen Theaterputsch ein Theaterpolitiker hinzugekommen wäre, von dessen Vergangenheit man eine solche Wandlung nimmermehr erwartet hätte, nämlich Herr Doktor Nestriepke, der Führer der deutschen Volksbühnen. Der eben von der berliner Volksbühne gewählte Generalsekretär begab sich in das Lager des Feindes und schloß mit diesem eine Koalition zur Besiegung des Theaters durch pfäffisch-bürokratische Hinterlist. Jetzt wurde die Sache richtig.

Mit Seelig als Aufsichtsratsvorsitzendem, Gerst und Nestriepke als Partnern, hat die Preußische Landesbühne seitdem gewirkt. Unter dem Vorwand, volkstümliche Kunst zu verbreiten, hat dies Treibhaus den deutschen Markt statt mit Blumen nur mit Papiermaché beliefert. In der Inflation begann die neue Bürokratie damit, die Grenzprovinzen mit einigen Zuschüssen für den Theaterbetrieb zu unterstützen, welche aber in einer so offensichtlichen Paradeweise präsentiert wurden, daß zunächst einmal der Einfluß des bislang nur als Gegner der Bühne bekannten Klerikalismus außerordentlich zunahm. Daß man gleich im Anfang aufs Ganze ging, beweist das Beispiel der Stadt Frankfurt am Main. Eine Zeitlang handelte es sich darum, daß das Reich die Beamtenaufwendungen der Städte ersetzte, und dabei spielte auch die Auszahlung für Orchester und Theater eine Rolle. Weil nun die frühere Reichsstadt unbotmäßig war und den Gernegroßen des Bühnenvolksbundes den verlangten Platz an der Sonne verweigerte, mußte sie bestraft werden. Gerst ging ernstlich um, eine Bühne von der Bedeutung der frankfurter von der genannten Regelung auszuschließen, weil ihre Kunststätten formell nicht der Stadt, sondern einer gemeinnützigen Aktiengesellschaft gehören. Solcherlei war unter Mißbrauch der Dienstgewalt mit stillschweigender Duldung in Preußen möglich, und vielleicht ist es noch auf diese Präzedenzien zurückzuführen, daß die Direktion Richard Weichert bis heute verhindert wird, ein modernes, antiklösterliches Stück wie die „Nonnen von Kemnade" von Döblin, das längst angenommen wurde, aufzuführen. Noch schlimmer wurde die spätere Einmischung in die Intendantenfragen und den Spielplan. Es dauerte nicht lange, so konnte man im Westen einen von Herrn Gerst besorgten gemeinnützigen Theaterleiter bei einem Don Carlos beschäftigt sehen, dessen Inquisitor-Cardinal zum Schluß die Hände segnend über den in den Schoß der heiligen Kirche zurückkehrenden Knaben Karl breitete! Welche Flut von Dilettantismus die seitdem im Verlage Gersts erschienenen Mysterien und Schauerdramen angerichtet haben, ist gar nicht auszudenken. Leider ahmte dann die Volksbühne diese schlechte Sitte durch Gründung eines eignen leider ebenfalls bonzokratisch geführten Verlages nach, der (neben einigen interessanten Neuerwerbungen aus der Piscator-Zeit) schreckliche Heufuhren auf die Bureaus der durch Zuschüsse um das Recht eigner Entscheidung gebrachten Theater losließ. Einer der letzten Unglücksfälle dieser Art hat sich zum Beispiel in den letzten Wochen in Potsdam zugetragen, wo die Volksbühne in trauter Harmonie mit dem hier vollkommen hakenkreuzlerischen Gerstbund das Theater verwaltet. Dort wurde der künstlerisch durchaus strebsame Intendant durch seine Abhängigkeit gezwungen, ein protektioniertes Verlagswerk, das nichts als ein glattes Plagiat ist, aufzuführen; und als der zu erwartende Mißerfolg eintrat, wurde der Intendant im amtlichen Organ der Volksbühne dafür grob zur Rede gestellt und verantwortlich gemacht. Und dann erst die Kandidaten-Auswahlen! Zu den Gepflogenheiten der Landesbühne gehört es auch, eine Extraklasse von willfährigen Thea-

terleitern und Regisseuren heranzubilden, die sich durch Antichambrieren bei den Triumvirn und feste Aufführungsversprechungen die für ihr neues Amt benötigte Gunst erwerben. Die in zunehmender Zahl von der Koalition betriebenen Stadtbühnen, wie die Theater von Altona, Bielefeld, Potsdam, Saarbrücken und einigen Grenzstädten können dermaleinst die richtige Plattform zum Inkasso dieser Wünsche abgeben. Und damit auch nicht die gesetzliche Festlegung des Einflusses ausbleibt, haben sich die Dioskuren zu gemeinsamen Gutachtern im Konzessionierungsverfahren der Theater ernennen lassen, und vor allem bemühen sie sich um das Reichsbühnengesetz, in dem die „kulturelle Verankerung" dieser segensvollen Arbeit wohl nicht ausbleiben wird.

So konnte Herr Gerst eine fast monopolistische Position in Preußen beziehen und sich sogar zur ernsten Nebenregierung für Leopold Jeßner aufwerfen. Und wenn irgendwo eine der Reichstagungen Gersts mit seinen üblichen Kunstfaxereien stattfand, mußte der Leiter der berliner Staatstheater dort erscheinen, um vor den Ignoranten Kotau zu machen.

Der Spuk ist jetzt plötzlich, in der vorigen Woche, durch ein Komplott zu Ende gegangen. Zwar nach dem Willen der preußischen Theaterabteilung und der Volksbühne, die Herrn Gerst bis zum letzten Moment noch als gemeinnützig, kulturell und ebenbürtig anerkannt haben, hätte die Freude dauern können bis zum jüngsten Tag. Aber die Nationalen und Christlichen selbst, denen die gesinnungslose Geschäftigkeit ihres Gerst zu viel wurde, haben ihn gestürzt. Weinend und mit Entsetzen sehen die Trojaner, denen durch ihren Vorkämpfer so oft der Schutz vor allen Griechen verheißen worden war, daß der grimme Hugenberg den Leichnam ihres Teuersten durch die Presse schleift... Wie wäre es, nach altem indischen Brauch, nun auch die Witwe Seelig trauernd zu bestatten...?

Chaplins „Zirkus" von Hans Siemsen

Auf diesen Film haben wir, hat die halbe Welt zwei Jahre gewartet. In diese zwei Jahre fiel für Chaplin die unglücklichste Zeit seines Lebens. Die unglücklichste? Das kann man nicht wissen. Die böseste, bitterste Zeit seines Lebens. Ein übles, peinlich ordinäres, völlig zweckloses Stück Frauenzimmer (zufällig seine Frau) versuchte, um Geld von ihm zu erpressen, auf Heuchelei und Prüderie des Damenklubs Amerika bauend, Charlie in einen Skandalprozeß zu verwickeln. Prompt wurde der Sturm der Entrüstung entfesselt und der Unterrock, die eigentliche Fahne Amerikas, wackelte mit bedrohlichen Gewitterfalten an seiner Stange. Wohl setzte sich, oh tapferes Wunder, der bessere Teil der öffentlichen Meinung für Chaplin ein. Aber der bessere ist immer der kleinere Teil. Und gegen ein Stückchen Dreck ist in U.S.A. selbst die respektierteste Geistesgröße machtlos, sobald dies Stückchen weiblichen Geschlechts ist. Gott sei Dank aber läßt sich in U.S.A. die Tugend mit Geld reparieren. Chaplin zahlte. Der Sturm der Entrüstung ebbte, obwohl sich in Wirklichkeit nichts verändert hatte, zu lieblichem Säuseln ab. Und aus dem moralgeschwollenen Unterrock wurde die auch in U.S.A. so allgemein beliebte schmutzige Wäsche. Chaplin durfte wieder arbeiten.

Feine Aufgabe, nach einem so bittern, bösen, schmutzigen Jahr, einen so fröhlich begonnenen Film fröhlich zu Ende zu führen! Feine Aufgabe, nachdem man ein Jahr lang mit Dreck beworfen, mit Gift bespritzt, gehetzt und gefoltert wurde, einen Film zu machen, der letzten Endes doch auch für die Leute bestimmt ist, die so liebenswert verschwenderisch mit Dreck und Gift und Galle waren!

Was mag Chaplin in diesem scheußlichen Jahr erlebt haben? Was ihm passiert ist, das wissen wir ungefähr. Aber was hat er so für sich erlebt? Wie war er, als er den Film begann? Und wie war ihm, als er ihn zu Ende führte?

Begonnen ist dieser Film vor, beendet nach dem scheußlichen Jahr. Spürt man den Bruch? Merkt man, daß inzwischen was passiert, daß inzwischen seinem Schöpfer, Autor, Regisseur und Hauptdarsteller was geschehen, viel geschehen ist? — Wenn wir's nicht wüßten, könnten wir's nicht merken. Da wir's wissen, dient es uns zur (sehr plausiblen) Erklärung für einige Schwächen dieses Films. Schwächen? Sagen wir lieber: einige schwächere Stellen, einige Zusammenhanglosigkeiten. — Freunde Chaplins haben erzählt, daß er an diesem Film, nach seinem Skandal, ganz anders arbeitete, als vorher, als er sonst zu arbeiten pflegte. Nicht wie sonst, geruhsam, mit viel Pausen, viel Zeit, viel Überlegung, sondern ruhelos, nervös, eilig, gehetzt. — Chaplin arbeitet nie nach einem regelrechten, vorgeschriebenen Manuskript, er hat „nur" eine Idee und ein loses Szenarium, ein Szenen-Skelett. Herrliche Freiheit, die sich nur einer erlauben kann, der Dichter und Regisseur in einer Person ist! Eins der „Geheimnisse" der Chaplinschen Genialität! Möglich leider nur, wenn man Zeit, viel Zeit hat! — In diesem Film gibt es Szenen, Fortsetzungen, Übergänge, Entwicklungen, von denen man annehmen könnte, daß Chaplin, der gehetzte Chaplin gesagt hat: „Was machen wir nun? Ach, einerlei! Nur schnell zu Ende!" — So kommt es, daß dieser Film nicht die dichterische Geschlossenheit hat wie „Goldrausch". (Man denkt nicht immer: so muß es kommen. Es könnte manchmal auch anders weitergehen.) So kommt es, daß die Szenenfolge, die als komisch-akrobatischer Höhepunkt gedacht ist (die Seiltänzerei), grade kein Höhepunkt ist. So kommt es, daß der Schluß abrupt und, zwar möglich, aber nicht vollkommen überzeugend, plötzlich da ist, daß eine sogar beinahe peinliche Wendung zu ihm führt. (Charlie kriegt das liebe Mädel nicht, natürlich nicht, der schöne Seiltänzer ist schöner als er, er bleibt allein zurück. — Richtig! — Aber muß er die Beiden verkuppeln, seine Geliebte und seinen Rivalen? Das ist zuviel Edelmut. Das ist ein bißchen peinlich. Obwohl es zu den ganz herrlichen, unbeschreiblich herrlichen Schlußszenen führt. Die wären aber auch anders erreichbar gewesen.)

Und nun glauben Sie, weil ich immer von Schwächen und schwachen Stellen rede, ich wollte Charlie entschuldigen, und dieser Film sei nicht gut oder gar schlecht? — Ach, du lieber Himmel! Ich wollte nur auf die Gemeinheit hindeuten, die Amerika an seinem größten Künstler, an dem Größten seiner lebenden Bürger begangen hat, und auf die möglichen Folgen, die die Gemeinheit gehabt hat. Ein einziger Chaplin-Film ist wichtiger als die „Moral" der ganzen Welt, und moralischer, wenn man dies ekelhafte Wort gebrauchen will, statt des bessern, das „ethisch" heißt, — und moralisch dazu! Das wollte ich sagen. Und weiter muß ich sagen: daß dieser Film nicht nur irrsinnig komische Szenenfolgen hat, nicht nur tiefe und hohe Heiterkeit, sondern daß er, mit seinen Schwächen, noch immer zu den schönsten Dingen gehört, die man heute, nicht vom Film allein, sondern von dem ganzen Kunst- und Literaturladen geschenkt bekommen kann.

Einen Chaplin-Film kann man nicht erzählen. — Chaplin, Vagabund wie immer, trudelt aus Zufall in einen kleinen Zirkus hinein,

wird, ohne es zu ahnen, die komische Atraktion, liebt die schöne, kleine Kunstreiterin, die, wie in jedem Backfischbuch, vom bösen Stallmeister geschlagen wird, beschützt sie, kriegt sie aber nicht — sondern der elegante Seiltänzer kriegt sie — und bleibt allein zurück, als der Zirkus weiterzieht. — Damit hat man von diesem Film soviel gesagt wie von der Monna Lisa, wenn man erzählte: „Da sitzt eine Frau und lächelt." Kunstwerke lassen sich nicht erzählen.

Chaplin, den Dichter, kennt man. Er ist der simpelste von allen. Chaplin, den Schauspieler kennt man. Man weiß, wie er, bei aller Stummheit des Films, die keiner so begriffen hat, wie er, fröhlich-laut und melancholisch-leise sein kann. In diesem Film ist er vorwiegend „leise", auf eine unwahrscheinlich geniale Weise leise. Sogar im Löwenkäfig ist er leise. Wie leise! Chaplin, der Regisseur? Ihn hab ich immer am meisten bewundert. In diesem Film kommt er, im Gegensatz zu „Goldrausch" und „A woman of Paris", manchmal auf seine ganz alte Form, auf die Form seiner kleinen Grotesken zurück. Das ist eine der ältesten Formen der Film-Regie. Feine Leute zucken die Achseln. Sie sollten ganz was andres zucken! Denn hier zeigt sich, daß auf moderne oder nicht moderne Form nichts, aber wirklich gar nichts ankommt, daß ein Kerl, ein Genie gar keine „neue Form" nötig hat, um zu sagen, was er sagen will. — Frech, wie Gott, und ebenso selbstverständlich und siegreich stellt Chaplin neben diesen uralten Film-Grotesken-Stil den andern, inzwischen dazugelernten, leisen, lautlosen, sogenannten Kammer-Spiel-Stil. (Dolle Bezeichnungen sind das!) — Genial die Erfindung des Liebespaares! Der elegante, schöne, junge Seiltänzer, der gar nicht so besonders hinter dem Mädchen her ist. Bloß schön ist er. Und damit siegt er. Und das Mädchen, das gar nichts tut, gar nicht „spielt", das bloß da ist und dadurch, daß es da ist, den Konflikt, Kampf, Kummer, Leiden und Freuden bringt.

Am schönsten ist die Schlußszene. Die Zirkus-Wagen ziehen ab. Die Landschaft bleibt leer. Und in dem noch sichtbaren Manege-Kreis, mitten auf dem Feld, sitzt Charlie. Ganz allein. Und traurig. Dann steht er auf und trappelt davon. Dieser Schluß, besonders das turbulente, wilde Durcheinander der abziehenden Zirkuswagen, die Stille, die Leere, die zurückbleibt — eine ganz kurze Szene — das gehört zu dem Großartigsten, zu den unvergeßlichsten Eindrücken, die der Film uns zu verschaffen bisher imstande war.

Ganz schnell gesagt: Auch der gekränkte, der gehetzte und gehandikapte Chaplin bleibt das einmalige, unerhörte und unerreichte Genie des Films, mit dem zu gleicher Zeit in dieser miesen Zeit zu leben sich beinah lohnt — sich lohnt.

Hauptmann-Hausse von Harry Kahn

Nach Reinhardts „Dorothea Angermann" und Martins „Rose Bernd" jetzt Jeßners „Weber"; und für Adalbert ist „College Crampton", vom Deutschen Theater „Friedensfest" angekündigt. Hauptmann beherrscht auf einmal den Spielplan. Ein Zufall kann das kaum sein. Vielmehr handelt es sich vermutlich um eine Reaktion auf die Experimentierdramatik der letzten Spielzeiten. Die ist verweht wie Spreu; nahrhafter Weizen ist keiner übrig geblieben. Wedekind, Kaiser, Sternheim haben nicht einmal achtbare Epigonen hinterlassen. Die größte Hoffnung, Brecht, hat sich in unwegsame Dschungel verlaufen. Die kleinere, Bronnen, kommt von der Kolportage nicht los. Der handwerksgewandte Rehfisch tummelt sich wohlig im Sudermannsumpf. Wo ist die von allen Litfaß-

managern und Lichtreklamechefs der deutschen Literatur ausposaunte Neue Sachlichkeit geblieben? Historische Romane sind an der Ordnung des heutigen Tages; die größten Theatererfolge des gestrigen waren „Gneisenau“ und „Patriot“. Aber auch das ist schon wieder aus, nachdem sich, mit dünnflüssigen Nachgeburten wie „Schinderhannes“ und „Emmet“, die Geistverlassenheit und Leblosigkeit des ganzen „Genres“ entlarvt hat. Von der Neuen Sachlichkeit spürest du auf der Bühne höchstens den Hauch aus der mit allen modernen Chikanen konstruierten Windmaschine. Selbst der Steppensturm aus dem Osten hat sich für die dramatische Produktion nur als ein Surrogat aus dem Blasbalg erwiesen. Und der westliche „Surréalisme“, der, allerjüngst wieder hochgefacht von dem atlantischen Genie Joyce, möglicherweise die Samen einer neuen großen Epik über Europa ausstreuen wird, dürfte kaum geeignet sein, auch das Drama zu befruchten. Enttäuscht von der neuen, greift man so auf die alte Sachlichkeit zurück, auf die großen dramatischen Sachwalter des vergangenen Menschenalters. Es nähme nicht Wunder, wenn dieses Jubiläumsjahr sogar eine Ibsen-Renaissance brächte. Wer hätte das vor einem Lustrum prophezeien mögen?

Einstweilen halten wir also bei einem ungeahnten Wiederaufleben des Hauptmannschen Dramas. Von dem, was uns den Schlesier so sehr verehrungswürdig macht und was ihn über unsre und viele Tage hinübertragen wird, braucht hier so wenig die Rede zu sein wie von dem, was er uns zu geben nicht imstande ist, nie imstande war und was die nach uns Kommenden in seinen menschlich so dichten, so erfüllten Werken zweifellos noch weit mehr vermissen werden. Aber, schon letzthin wurde die Frage hier aufgeworfen, da er nun einmal, faute de plus grand et de plus nouveau, das letzte große Wort unsrer Bühne ist, wie soll man seine Werke spielen? Werke nämlich, deren Gefühlsinhalte zwar darum auch von heute sind, weil sie von immer sind, deren Gefühlsbetonung aber für uns etwas Unproportioniertes, Inadaequates, Schiefes hat, ohne daß diese Verschiebung sie uns so fremd machte, daß sich historische Distanz zu ihnen gewinnen ließe. Reinhardt ging in der „Angermann“ mit sicherm Schritt auf Brahms Wegen: mit, bis auf die Titelrolle, porträthaft ausgesuchten und meisterhaft aufeinander abgestimmten Darstellern, mit liebevoller Detailstrichelei des Seelischen wie des Szenischen, mit feinsten rhythmischen Valeurs gab er Impression, Atmosphäre, Leben. Martin machte, mit sehr ungleich zusammengewürfeltem, roh nebeneindergestelltem Menschenmaterial, einfach Theater, im guten wie im bösen Sinn des Worts. Wahrscheinlich sind das doch die beiden einzigen stilistischen Möglichkeiten, wenn auch bei beiden für uns ein Rest, zu tragen mehr oder minder peinlich, aber auf Grund jener Disproportion kaum verwischbar, bleibt.

Jeßner hat eine dritte Möglichkeit immerhin versucht. Das ehrt ihn, und es ehrt ihn auch, daß er, bei aller von der blutwarmen Körperlichkeit der Hauptmannschen Figuren gebotenen Zurückhaltung gegenüber expressionistischen Auswüchsen,

seine Vergangenheit nicht verleugnet, daß er nicht einfach sich dem konsequenten Naturalismus oder der skrupellosen Theaterei verschrieben hat. Er stilisiert, er abstrahiert, er bringt auf Formeln. Soweit sich eben bei Hauptmann stilisieren, abstrahieren, formulieren läßt. Die Crux ist bloß, daß Hauptmanns Erdenschwere, Atemnähe, Blutfülle das nur streckenweise zuläßt. Gewiß: das Weberdrama, das ja eigentlich kein Drama, sondern etwas wie eine dialogisierte Massen-Epopoe ist, erlaubt es noch am ehesten. Aber auch sie enthält noch zu viel Einzelszenen, deren Vitalitätsgehalt und Realitätsgewalt so stark ist, daß sie jeder stilisierenden Verkürzung oder Verzerrung spotten. Etwa der kleine, aber so wichtige Auftritt zwischen dem Schmied und dem Gendarm oder die in ihrer realistischen Phantastik beispiellose Szene mit dem Hundebraten, den der alte Baumert nicht bei sich behalten kann, — daran wird jede formalisierende Absicht zuschanden. Das kann nur, von mehr oder minder guten Schauspielern, mehr oder minder gut gespielt werden. Im Staatstheater gelingt es ... minder gut. Wie das Meiste, was allein auf den einzelnen Schauspielern und ihrer Führung steht.

Aber grandios ist etwa der Auftakt. Bei Hauptmann heißt es in der Szenenvorschrift zur Warenablieferung des ersten Akts: „Weber, Weberfrauen und -kinder gehen fortwährend ab und zu". Bei Jeßner ist da ganz wenig Bewegung; bei ihm ist da eine grau-in-graue, von kaltem lila Licht übergossene Elendspolonäse, die, sich fortsetzend hinter einem breiten Fenster, ins Unendliche sich verliert. Die visuelle Symbolik dieser Anordnung ist eminent. Hauptmann schreibt ein „geräumiges Zimmer" vor; bei Jeßner ist es eine Art Vorhalle (Vorhölle!) in Dreißigers schloßartiger Empirevilla; eine gewundene Treppe führt empor, auf der die um Vorschuß Bettelnden sich dem davon angewiderten Fabrikanten an die Rockschöße hängen, halben Wegs zwischen ihrem proletarischen Parterre und seiner kapitalistischen Beletage. Wenn die rebellierenden Weber dann im vierten Akt dort hinaufdringen, so verliert sich ihre Eingeschüchtertheit vor der Märchenwelt des Reichtums bis zum Schluß kaum. Das Ressentiment entlädt sich nicht. Nicht einmal Moritz und seine Gesellen bringen rechtes revolutionäres Leben in die Biedermeierbude; es sieht eher aus, als haben sie ein Privathühnchen mit dem „Feiferla" zu pflücken. Und nach dem Spiegelschlag des alten Ansorge fällt dann gleich der Vorhang. All das hat etwas Unwirkliches, Gespenstisches: man meint, vor Strindberg zu sitzen, nicht vor Hauptmann. Alles ist gedämpft, gepreßt. In solch hoffnungsloser Dumpfheit erstickt sogar der erste Aufschrei des Weberlieds am Schluß des zweiten Akts; der Ausgang des fünften und des Stücks wird damit kontrapunktisch vorausgenommen.

Es ist kein Aufbäumen und Losbrechen lebendiger Kräfte und Säfte; noch an den dynamischen Höhepunkten wirkt es wie das unruhige Herumwälzen und Vor-sich-hin-Stöhnen eines unter schwerem Albdruck Träumenden. Schreckten Jeßner die Spuren seiner „Hamlet"-Inszenierung oder wollte er nicht in denen seines „Räuber"-Regisseurs wandeln? Zu Fanfare, Mani-

fest, Pronunciamento reizt ja kaum ein Stück mehr als dieses. Vielleicht hat Jeßner grade darum verschmäht, diesmal mit dergleichen Effekten zu arbeiten. Auch das ehrt ihn; aber es beraubt die Dichtung ihrer latenten Wucht. Für Jeßners Auffassung und Aufführung vielleicht am charakteristischsten ist, daß, erschütternder als der Tod des Vater Hilse durch die verirrte Soldatenkugel, das stumpfe Stieren und Brüten der Mutter Hilse ist, die, mit gichtbrüchigem Rücken und hungerklammen Fingern, eine blinde, taube, bresthafte, wie in Jahrhunderten des Elends verwitterte Parze des Vierten Stands, den ganzen letzten Akt hindurch, von dessen turbulenten Vorgängen ganz unberührt, im Vordergrund ihr Spulrad dreht.

Publizität von Morus

Aktien-Diplomatie

In einer Pressebesprechung der Siemens-Werke, in der Direktor Haller die Ergebnisse des letzten Geschäftsjahres Revue passieren ließ — keine Verwechslung: die Siemenssche Haller-Revue arbeitet in keiner Beziehung mit nackten Tatsachen — erklärte dieser alterprobte vortragende Rat: „Es wäre mit Rücksicht auf das Ausland falsch, die Größe unsrer Umsätze bekanntzugeben. Wir haben in Deutschland immer den Fehler gemacht, unsern wirtschaftlichen Erfolg in die Welt hinaus zu schreien. Ich bin überzeugt, daß einer der Gründe zum Weltkrieg darin lag, daß wir bei jedem Fortschritt in der Ausbreitung unsrer Ausfuhr, unsres Handels, zum Beispiel England gegenüber, sofort anfingen zu renommieren."

Wir nehmen diese späte, aber weise Erkenntnis gern zu Protokoll, umso lieber im Hause Siemens, weil grade dort, nicht nur vor dem Kriege, tüchtige Arbeit stets von einem gerüttelten Maß Eigenlob begleitet wurde. Es war immerhin im Jahre 1920, also in der schlimmsten Nachkriegszeit, unmittelbar vor der Festsetzung der Reparationen, als gelegentlich des Zusammenschlusses mit dem Stinnes-Konzern Carl Friedrich von Siemens in der Generalversammlung der Siemens-Schuckert-Werke den Satz sprach: „Die deutsche Industrie und in ihr die elektrische Industrie hat sich dadurch ihren Weltruf geschaffen, daß sie stets in der technischen Entwicklung, in der wirtschaftlichen Ausbeute an erster Stelle gestanden hat."

Inzwischen haben sich in der deutschen Industrie, nicht nur in der Elektrizitätsbranche, die Ansichten über die Vorzüge und Nachteile des Renommierens geändert. Wenn früher Großsprechertum als nationale Pflicht galt, so ist jetzt Mießmachen die große Mode. In der Schwerindustrie hat es im vergangenen Jahr einen solennen Krach gegeben, weil Peter Klöckner gewagt hatte, die Konjunktur optimistischer zu beurteilen, als es Vereinsparole war. Der Patriot trägt grau in grau.

Die Wandlung wäre sicherlich noch eindrucksvoller gewesen, wenn die Motive nicht gar so durchsichtig wären. Reparationslasten und Soziallasten: wer seufzte nicht darunter, wenn er die Dividende berechnet. Man braucht gar nicht so offenherzig zu sein wie der Direktor Haller; das Ausland merkt

auch so den neuen Geist in der deutschen Wirtschaft. Aber jedenfalls wissen wir nun, weshalb die großen Konzerne, die sich ja längst nicht mehr als private Erwerbsgesellschaften, sondern nur noch als Verwalter des Nationaleigentums fühlen, ihre Bilanzen so dicht verschleiern: sie tun es aus Friedensliebe.

Wenn einige unverbesserliche Journalisten bisher den Kampf um eine größere Publizität der Aktiengesellschaften führten, so werden sie nun hoffentlich einsehen, daß sie damit nur den Pazifismus gefährdeten. Oder doch, daß sie sich an die falsche Adresse gewandt haben. Denn wir halten die Friedensliebe unsrer Großindustriellen für zu stark, als daß sie sich durch bloße Presseangriffe wankend machen ließe. Wenn man die Aktienpublizität heben will, wird man sich nicht an die Verwaltungen, sondern an die Aktionäre wenden müssen. Schließlich ist die größere Publizität in Amerika ja auch nicht dadurch entstanden, daß die Gesellschaften ihrem bedrängten Herzen Luft machen wollten, sondern nur dadurch, daß sie kein Geld mehr bekamen, wenn sie nicht fortlaufend über die Einzelheiten ihres Geschäftsganges der Öffentlichkeit Rechnung legten. Die deutschen Gesellschaften wissen das sehr genau und richten sich darnach, wenn sie in Amerika eine Anleihe unterbringen wollen. Aber in Deutschland haben sie es nicht nötig, denn das Publikum kauft ja und beteiligt sich, sobald es Geld hat, treu und bieder, gleichviel, wie die Prospekte und Bilanzen aussehen. Deshalb wird man zunächst einmal dem Publikum immer wieder einhämmern müssen, daß es va banque spielt, solange es unter den gegenwärtigen Publizitätsmethoden den Aktiengesellschaften sein Geld anvertraut. Dann wird, fürchten wir, am Ende sogar der Pazifismus des Siemens-Konzerns ins Wanken geraten.

Presse-Diplomatie

Die Presse würde zwar nicht mit größerm Erfolg, aber doch mit größerm Anrecht den Kampf um die Publizität in der Wirtschaft führen, wenn sie in ihren eignen Bezirken etwas mehr auf Publizität hielte. Eine der Verbindungsstellen zwischen Regierung und Presse ist die Pressekonferenz, die täglich am Wilhelmplatz abgehalten wird. Diese Konferenz, eine Errungenschaft der Kriegszeit, wo die Presse schwindeln mußte, wie noch nie, und sich, gewissermaßen als Ersatz für unterdrücktes Selbstgefühl, in amtlichen Räumen ein Presseparlament schuf, ist als eine Art Vereinstagung aufgezogen. Die Presse stellt den Vorsitzenden, die Regierungsvertreter, die dort spontan oder auf Anfragen Auskunft oder nicht Auskunft geben, sind quasi die Gäste. Im Laufe der Jahre hat sich eine ganz solide Vereinsmeierei herausgebildet. Es gibt Mitgliedskarten und, vor allem, ein sehr strenges Vereinsstatut, mit einem ganzen Ritual von Geheimhaltungsvorschriften. Wer gegen dieses Ritual verstößt, wird feierlich verbannt. Oh, man ist streng. Es gibt große Zeitungen der verschiedensten Parteirichtungen, die auf ein Jahr oder womöglich für Lebenszeit aus dem Paradies am Wilhelmplatz vertrieben worden sind. Die Verbannung macht den Blättern freilich nichts, allenfalls etwas Kosten, in-

dem sie sich von dritter Seite die Informationen aus der Pressekonferenz verschaffen.

In der Presse selbst wird diese Institution im allgemeinen nicht sehr geschätzt. Was man in der Pressekonferenz erfahren kann, hat man gewöhnlich schon vorher erfahren. Aber manchmal ereignete es sich doch, daß ein Großer in die Pressekonferenz kommt und von dort aus zu niederm Volke spricht. Eine Stunde später, bevor noch irgendwelche Berichte darüber erschienen sind, wissen alle ausländischen Journalisten in Berlin, daß etwa Stresemann vor der deutschen Presse über die Rede Briands gesprochen hat. Sie kennen ganz genau den Tenor seiner Äußerungen und berichten darüber schleunigst ihren Blättern. Der Vorgang versteht sich von selbst, denn was vor hundert Journalisten gesprochen wird, kann man nicht gut geheimhalten, selbst wenn man es wollte.

In den deutschen Blättern aber spiegelt sich so etwas ganz anders wider. Die Rede Stresemanns ist natürlich fleißig mitstenographiert worden und wird, abgesehen von ein paar oppositionellen Zeitungen, allenthalben brav reproduziert, was ja auch der Zweck der Übung war. Aber wie! Besonders ehrgeizige Journalisten bauen daraus einen Leitartikel und lassen Stresemanns Worte unter eigner Flagge laufen. Andre deuten zart an, daß die Mitteilungen offiziösen Charakter haben. Ein paar Tollkühne versteigen sich sogar zu dem Bekenntnis, daß sie, wie sie mit absoluter Gewähr ihren Lesern versichern können, diese Äußerungen aus der nächsten Umgebung des Herrn Außenministers hätten. Mehr zu sagen und einfach zu erklären, daß unser Gustav das Gehege seiner Zähne geöffnet hat, verstieße gegen das Ritual.

Was soll der Zauber? Dem Ausland gegenüber kann man den Tatbestand nicht kaschieren. Am Quai d'Orsay weiß man selbstverständlich, daß es sich nicht um irgendeine offiziöse Äußerung, sondern um eine Stresemann-Rede handelt. Also kann die Maskerade nur auf das Inland berechnet sein. Hier gelingt es ja dann wohl auch, auf diese Weise einmal die Ansichten Stresemanns quasi als Redaktionserzeugnis in ein halboppositionelles Blatt zu bringen. Aber offenbar übersieht man am Wilhelmplatz, daß es auch in Deutschland, wenn auch noch nicht viele Leser mehrerer Blätter gibt, die jedesmal einen Horror vor der geistigen Korrumpierung der deutschen Presse bekommen, wenn sie ohne klare Ursprungsmarke in allen Zeitungen denselben Honigseim finden. So etwas hat schon manchem den Appetit an der Politik verekelt.

Als Entschuldigung für diese Methode gibt es nur eine: daß das Ausland es ebenso macht, und daß insbesondere für die Pressekonferenzen im Weißen Hause in Washington dasselbe törichte Ritual besteht. Aber das kann doch wohl kein Grund zur Verewigung einer Torheit sein. Die Reichsregierung hat zur Zeit — nächst Spiecker — den gescheitesten Pressechef, den es am Wilhelmsplatz gegeben hat. Herr Zechlin sollte, ehe er auf Seewegen zur großen Diplomatie zurückkehrt, mit der sehr kleinen Diplomatie der Pressekonferenzen aufräumen.

Bemerkungen

Aus dem Reiche des Herrn Lubarsch

Trefflich eingerichtet ist alles in der ungeschriebenen Gesellschafts- und Kastenordnung unsrer Republik. Unsichtbare, aber dafür um so starrere Linien trennen den Bürger vom Proletarier. Treffliche Methoden sorgen dafür, daß diese Linie nicht verwischt wird. Die Institutionen der Öffentlichen Hand sind infolgedessen sinngemäß auch auf diesen Unterschied eingestellt. Kein Pesthauch aus dumpfen Arbeiterquartieren gelangt zu dem wohlig in der von Noyet et Gallet durchdufteten Badewanne sanft plätschernden Bürger. Ja, die Mauer, die der Besitz um sich gebaut hat, ist so hoch geworden, daß die Verzweiflungsschreie, die ab und zu doch aus der Tiefe dringen, nicht einmal mehr das Ohr der guten, biedern Sozialistenminister erreicht.

Eine ideale Welt, in der das Lob all derer gesungen werden muß, die sich um ihre Erhaltung bemühen und so sei vor allem des würdigen Geheimrats Lubarsch gedacht, der nicht nur zur Erhaltung des geschilderten Zustandes sein mehr als bescheidenes Scherflein beizutragen pflegt, sondern der auch das probate Mittel erfunden hat, die Scheidegrenze zwischen dem Menschen und dem Menschentier noch nach dem Tod einer solchen armen Kreatur zu ziehen. Geheimrat Lubarsch leitet, wie bekannt, das berliner Pathologische Institut. Sein Name indessen ist weniger mit wissenschaftlichen Leistungen verknüpft als vielmehr mit grobknochiger antisemitischer Agitation. Es ist noch in Erinnerung, wie er die Obduktion des toten Kutisker benutzte, um seinen teutschen Humoren die Schleusen zu öffnen. Man erzählt keine Neuigkeit, wenn man verrät, daß der Herr Geheimrat nach Abstammung und Äußerm selbst Jude ist, was ihn aber mit derartigem Abscheu zu erfüllen scheint, daß er seine judenfeindlichen Doktrinen bei jeder Gelegenheit zum besten gibt. Der Witz seiner arischen Kollegen sagt von ihm, daß er „beim Eintritt in die neue Armee vom lieben Gott die Erlaubnis zum Tragen der alten Uniform erhielt."

In dem von diesem Hüter edelster Menschlichkeit betreuten Institut trug sich vor kurzer Zeit etwas zu, das selbst unsre abgestumpftesten Zeitgenossen für Minuten fühlend machen könnte und das Institut, das doch gewiß im Geiste seines Leiters funktioniert, in strahlendster Beleuchtung zeigt.

Es ist der Fall der Frau Marie Scherka aus der Stralsunder Straße 8 in Berlin. Wohnung dieser Frau: eine Küche und eine Schlafkammer. Zwei Kinder, die sie kümmerlich von gelegentlichen Arbeiten ernährt. Im Januar erkrankt das jüngste ein viertel Jahr alte Kind dieser Frau an einer Ernährungsstörung und sie bringt es in die Charité. Der Zustand des Kindes wird nicht besser, und die Mutter erhält am 20. Januar eine schriftliche Mitteilung, daß sich das Befinden sehr verschlechtert habe. Man bitte um ihren Besuch. Diesen Brief erhielt die Frau morgens gegen 8 Uhr und traf infolgedessen um 9 Uhr in der Charité ein, um sich an das Krankenlager zu begeben. Die zuständige Oberschwester teilte ihr aber bei ihrem Erscheinen mit, daß das Kind in der Nacht gestorben sei, und bald stand die Mutter allein auf dem Korridor und hielt in den Händen ein Paket, in dem sich ein Kinderhemdchen und ein Kleidchen befanden. Ein Wärter läuft ihr über den Weg:

„Wo kann ich mein totes Kind sehen?"

„In der Leichenhalle."

Hinter dem Pathologischen Institut liegt diese Halle, wo die Frau nun erscheint. Immer mit dem Kleidchen und dem Hemd-

chen, sie will das tote Kindchen noch einkleiden.

„Ausgeschlossen, das Kind können sie jetzt nicht sehen, Hausordnung usw., kommen Sie morgen wieder."

Am nächsten Morgen steht die Frau Marie Scherka natürlich wieder vor der Leichenhalle, sie hat außer den Kleidern von ihren armseligen Groschen noch ein paar Blumen gekauft, die sie dem toten Kind in die kalten Händchen drücken will. Als die Frau erscheint, verlegenes Durcheinanderlaufen der Beamten.

„Nein, das Kind können Sie heute auch nicht sehen, man wird es Ihnen kurz vor der Beerdigung zeigen."

Stundenlang steht die Frau mit den verwelkten Blumen in der Hand vor der Leichenhalle, schließlich geht sie nach Hause und dort findet sie eine Karte des Wohlfahrtsamtes der Stadt Berlin vor, auf der ihr mitgeteilt wird, daß die Beerdigung auf dem Armenwege am 24. Januar, vormittags 9 Uhr 30 auf dem oder dem Friedhof erfolgen wird. Die Mutter borgt sich nun die paar Mark für einen Kranz, nimmt ihr andres Kind auf den Arm und fährt hinaus auf den Friedhof. Zur festgesetzten Stunde weiß von den Friedhofsbeamten niemand etwas von einer Beerdigung. Die Frau verzweifelt an sich und der Welt und wartet. Nach dreiviertel Stunden rollt vor der Leichenhalle des Friedhofs ein Lastauto an, darauf vier Särge, unter ihnen der des toten Kindes. Diese Särge werden in die Leichenhalle des Friedhofes gebracht und nun bittet die Mutter, man möge ihr endlich ihr totes Kind zeigen.

„Gern", sagt der Beamte, aber als er auf dem Sarge drei mit Kreide aufgezeichnete Kreuze sieht, weigert er sich mit Worten des Mitleids für die Frau, aber ohne Angabe des Grundes, den Sarg zu öffnen.

Jetzt ist die Mutter völlig fassungslos. Schließlich erscheint ein Friedhofswärter, nimmt den kleinen Sarg unter den Arm und fordert die Mutter auf, mitzugehn. In ihrem Beisein wird eine Grube gegraben, der Sarg hineingetan, die Erdschollen poltern wieder hinein, und wieder ist ein Armenbegräbnis vorbei. Die Frau jedoch, die das unbestimmte Gefühl hat, irgend etwas müsse sich nun doch noch ereignen, jemand müsse sie trösten und irgend etwas, an das sie sich später als an den Akt einer Feierlichkeit erinnern möchte, zutragen, fängt an, haltlos zu weinen und schreit: „Wo ist denn der Pfarrer?" Ein bedrückter Totengräber murmelt: „Ich glaube, der kommt morgen vorbei." Aus.

Ein paar Tage vergehen und plötzlich hat sich in dem Kopf der Frau eine fixe Idee gebildet. Ist ihr Kind überhaupt begraben worden? Was bedeuteten die Kreuze auf dem Sarge? Warum hat sie ihr totes Kind nicht gesehen? Ergebnis dieser Überlegungen: Das Kind lebt, das Kind ist von reichen Leuten adoptiert worden, herausgerissen aus dem Elend, das Kind lebt und es geht ihm gut.

Das Kind lebt nicht. Die kleine Leiche ist ohne Einwilligung der Mutter und ohne die primitivste Rücksicht auf die Empfindungen dieser armen Frau seziert worden. Man hat noch nicht einmal wenige Stunden damit gewartet. Der Wissenschaft hätte Unendliches verloren gehen können.

Das Proletarierkind mußte so schnell wie möglich unter das Seziermesser. Vielleicht stand die Mutter zur selben Zeit unten vor der Leichenhalle mit dem Kinderkleidchen und den welken Blumen.

Was soll dazu noch viel gesagt werden? Ein Fall wird bekannt und unzählige mögen sich ereignet haben.

„Wer dem Geringsten unter Euch ein Leid zufügt, der ist wert, daß er mit einem Mühlstein um den Hals ertränkt wird", so steht in der Bibel. Und obgleich eine so pathetische Behandlung nur Zitatenwert hat — es gibt doch Behörden, doch Kontrollorgane! Wo stecken die? Über den Herrn Geheimrat selbst sind nicht viel Worte zu verlieren. Für den hat

hier vor Monaten anläßlich seines Sieges über den toten Kutisker Theobald Tiger die letzte Formulierung gefunden:

Laßt uns die Zähne zusammenbeißen,
Es kann nicht jeder Lubarsch heißen.

van Pollem

Zwanzigstes Jahrhundert

Erste Szene: Oxford, 1922

Zwei Studentinnen erhalten eine polizeiliche Verwarnung, weil sie am hellichten Tage ohne Kopfbedeckung über die Straße gegangen sind.

Zweite Szene: Sheffield, 1926

Es verbreitet sich das Gerücht, daß ein Privatdozent an der Universität beabsichtigt, — ein Atom zu spalten. Sofort wird er von allen Kreisen der Gesellschaft mit Drohbriefen überschüttet: man würde ihn mit Gewalt daran hindern, die Stadt in die Luft zu sprengen. Weltuntergangsstimmung. Religiöse Gemeinden rufen den Fluch des Himmels auf den Bösewicht herab. Der Versuch mißlingt (des Privatdozenten natürlich).

Neulich sah ich jenen Gelehrten, einsam und geknickt, in die Vergessenheit versunken, in einer Vorstadtstraße dahinschleichen.

Dritte Szene: Birmingham, 1927

Frau eines Arbeitslosen, kleine Kinder zu Hause, viel Hunger. Schließlich stiehlt sie irgendwo ein Brot. Wert 40 Pfennig, Resultat 14 Tage Gefängnis.

Vierte Szene: Liverpool, 1927

Ein paar jugendliche Arbeiter, Jungen und Mädchen, unter 20, unterhalten sich lärmend auf der Straße und albern des Abends vor einem Wirtshause herum. Zwei Mädchen und ein Junge werden sofort ins Gefängnis abgeführt. Der Junge, 16 Jahre alt, ist sehr schüchtern und nervös; aus Scham darüber, vor Gericht erscheinen zu müssen, erhängt er sich am Morgen des Gerichtstages in seiner Zelle. Ein wenig Lärm in den Zeitungen, eine Protestresolution, vorbei.

Fünfte Szene: London 1928

Der Bruder der Herzogin von York heiratet. So etwas wie den Andrang der Londoner vor der Kirche, als die Hohen Herrschaften sich zum Trauungsakt begeben, habt Ihr noch nicht gesehen. Die frenetisch jauchzende Menge durchbricht die Polizeikette, man hindert das Auto am Abfahren, des Jubels ist kein Ende.

Sechste Szene: Parlament 1927

Selbst bei den wichtigsten Beratungen über das Gewerkschaftsgesetz sind selten mehr als 40 Mitglieder — die notwendige Mindestzahl — im Hause anwesend. In der Debatte über die Änderung des Gebetbuches sind Haus und Tribünen überfüllt.

(Im englischen Unterhaus sind bekanntlich weit weniger Plätze als Abgeordnete, so daß bei wichtigen Gelegenheiten Abgeordnete, die sich einen Platz sichern wollen, früh kommen müssen.)

Siebente Szene: Ostküste 1928

Der alte Brauch, daß die Boote und Netze ausfahrender Fischer von den Priestern gesegnet werden, — ein Brauch, der hundert Jahre lang geschlafen hat — wird wieder eingeführt. (Zeitalter der Technik und Rationalisierung.)

Aus.

Gerhard Kumleben

Kaiser und Rehfisch

Frankfurt hatte zwei Uraufführungen an einem Abend, einen Kaiser, einen Rehfisch. Jener, vorgeblich zwanzig Jahre alt, hat Technik und Tempo von heute; dieser, 1927 entstanden,

gestaltet ein aktuelles Problem mit den altbewährten Mitteln des Naturalismus. Kaisers „Präsident" (im Schauspielhaus unter F. P. Buchs Regie von kleinen Entgleisungen abgesehen verständnis- und wirkungsvoll aufgeführt) experimentiert und karikiert mit teuren und auch mit billigern Wortwitzen die ach so wohlbekannte Figur des Bürgers, der ein Amt haben muß, um Geltung zu gewinnen. „Man muß Präsident sein — von irgend was"; hier finanziert man mit seinem ganzen Vermögen den Internationalen Kongreß zur Bekämpfung des Mädchenhandels, um photographiert, interviewt, vom Rundfunk gechartert, vom Präfekten besucht zu werden und um seine gestern aus dem Kloster geholte Tochter in eine alte Familie verheiraten zu können. Wenn die Tochter, durch ein unerkanntes Hochstaplerpaar versehentlich über die rauhe Wirklichkeit aufgeklärt, dem Präsidenten die Heuchelei seiner moralischen Kartenhausexistenz flammend vorwirft, ehe sie mit Papas Geld als Kapitaleinlage an der Seite der Hoteldiebe ahnungslos entflieht, so nimmt das freilich kein Mensch ernst. Kaisers Marionettenspielchen inhaltlich ernst zu nehmen, wäre auch ganz unnötig, wenn es nur formal sorgfältiger gemacht wäre. Aber seine strotzenden Unwahrscheinlichkeiten scheinen mehr einer leisen Schlamperei als überspitzter Groteskabsicht entsprungen, und das macht die ganze Komödie etwas blaß, gibt allerdings einem echten Komödianten — hier Georg Lengbach — Gelegenheit zu viel glitzerndem Feuerwerk.

Auch Rehfisch macht es mit den Typen von heute — dem kleinen Bürgermädchen, das sich durch Heirat konsolidieren will, der großen Mondänen, die kaltlächelnd über den Paragraphen, der den Helden ins Gefängnis gebracht hat, hinwegtänzelt, dem Erpresserlude mit „Jefiehl" — wobei sich erweist, daß die handfeste Theatertechnik und Handlungsspannung der vorigen Generation noch immer einen sichern Weg zum Erfolg bedeutet, namentlich, wenn man relativ neuen Wein in den alten Schlauch zu gießen versteht. Die Geschichte vom „Frauenarzt", der wegen Abtreibung ins Gefängnis und infolgedessen herunterkam, später von einer dankbaren Mutter gemanagt wird und schließlich, abermals ungesetzlich helfend, einem Erpresser in die Hände fällt, dem er, längst angeekelt von der sogenannten Gesellschaft, nach Indien entflieht — diese Geschichte ist geschickt erfunden und verständig gestaltet. Unter Hellmers Regie wurde dazu sehr anständiges Theater gemacht.

Nachbemerkung: zwischen den beiden Uraufführungen sah ich Schnitzlers „Einsamen Weg". Es war, trotz allem unverblaßten Glanz des einzigen Bassermann, der deprimierendste Theaterabend der Spielzeit. Auch das, du großer Himmel, ist ja zeitgenössische Dramatik — und es ist Staub, Staub! Mag Kaisers Komödie schwach, Rehfischs Schauspiel flach sein, sie sind doch von heute, sie gehen uns an. Das da aber, kaum 25 Jahre alt und noch 1914 eine Erschütterung, ist heute nichts mehr, ist Papierdeutsch und unerträgliches, anmaßendes Kunstgewerbe. Trauernd senkt sich die Seele vor einer grausam vernichteten Erinnerung. Wie kurz ist die Kunst!

Hans Glenk

Ein kritischer Klopffechter

Wer der Klügste unsrer berliner Kritiker ist — Gott sei's anheimgestellt. Daß aber Herr Paul Fechter der Dümmste davon ist, darf kühnlich behauptet werden, selbst wenn Herr Franz Servaes vor Neid erblassen sollte. Jetzt gibt es in Berlin ein paar Ausstellungen französischer Maler, und das macht Herrn Fechter einen furchtbaren Roches. Er findet die französische Malerei überhaupt dünn und substanzlos und die Impressionisten wertloses Zeug, grade gut genug als Exportware für Deutschland. Daß auch

der große Manet darunter ist, stört ihn nicht.

Darauf hat Flechtheim geantwortet, doch in einer weitern Bemerkung erhebt Herr Fechter die sittliche Forderung, französische Kunst zu meiden, solange noch französische Soldaten am Rhein stehen. Was in der ‚D. A. Z.' geschieht, dem Organ des Locarnoministers. Ich halte eine Bilderausstellung noch nicht für eine pazifistische Tat. Aber wenn schon ein paar Manets die nationalen Fechter zu so wütenden Ausfällen reizen, dann können auch die sanftesten Völkerverständiger einpacken, und keine geistige Hemmung ist mehr, in Paris deutsche Musik auszupfeifen, die man dort vielleicht mehr liebt als bei uns französische Malerei. Dem Einwand Flechtheims, daß doch auch der alte Fritz sich mit den Franzen gedroschen und trotzdem Paters und Watteaus gekauft habe, begegnet Herr Fechter mit dem pfiffigen Einwand: Ja — Friedrich hat auch die Franzosen verhauen, und deshalb durfte er das auch! Ein ganz neues Prinzip für Kunstliebhaberei: — man hängt sich die Bilder der besiegten Nationen wie Trophäen an die Wand, weniger um sich an Kontur und Koloristik, denn an dem Gefühl nationaler Überlegenheit zu delektieren. Aber gesetzt, nicht wir schleppten die Ketten von Versailles, sondern die Andern die von Potsdam — die nationalen Klopffechter würden es für unwürdig und undeutsch erklären, sich das Geschmiere der zertretenen gallischen Pygmäen vor die Nase zu hängen.

Doch genug. Herr Fechter hat es nun mal mit dem Rhein. Unter seinem Richteramt wurde vor zwei Jahren an Karl Zuckmayer der Kleistpreis für den „Fröhlichen Weinberg" verliehen. Davon hat sich Herr Fechter heute noch nicht erholt. Während der Dichter trotz Preis und Erfolg recht manierlich und besonnen blieb, ist dem Preisrichter die Sache zu Kopf gestiegen. Und während der Dichter es sorglich vermied, zur erotischen Rheinromantik die nationale zu fügen, holt das sein Patron in reichstem Maße nach. So verschroben geht es auf der Welt zu.

Lucius Schierling

Der Emmet

Frei nach Christian Morgenstern

Kennst Du den einsamen Emmet?
Flattertata! Flattertata!

Der's schrieb, ist baß verdämmet!
Flattertata! Flattertata!

Er irret im irischen Winde.
Erin, ei weih! Erin, ei weih!

Sein Autor vergreiste zum Kinde.
Jungnickel, ahoi! Jungnickel, ahoi!

Der goetzlich-ergoetzliche
Emmet.

Telramund

Liebe Weltbühne!

Bernard Shaw wird von jemand eine junge Dame gezeigt mit den Worten: „Sie wissen doch: das ist die Geliebte Ihres Kollegen, des Dramatikers N."

Worauf Shaw: „Ach nein . . ? Ich dachte, bei dem schläft nur das Publikum!"

Antworten

Staatssekretär a. D. Oscar Meyer, M. d. R. Sie schreiben: „Hierdurch bitte ich ergebenst, die nachfolgenden Zeilen in der nächsten Nummer Ihrer Zeitschrift zu veröffentlichen: In Nummer 6 Ihrer Zeitschrift ist die Frage gestellt, wie es mit meiner Unterschrift unter einem Aufruf der Liberalen Vereinigung steht, in welchem bei der Volksabstimmung über die Fürstenenteignung Stimmenthaltung empfohlen wurde. Ich beantworte die Frage wie folgt: Ich habe keinen Aufruf unterschrieben, in welchem Stimmenthaltung empfohlen wurde. Richtig ist, daß der Vorstand der Liberalen Vereinigung, dem ich nie angehört habe, anfangs zur Stimmenthaltung aufgefordert hat. In einer Mitgliederversammlung der Liberalen Vereinigung — übrigens der einzigen, die ich bisher besucht habe — habe ich mich grade hiergegen mit Entschiedenheit gewendet, und die Liberale Vereinigung hat meinem Standpunkte Rechnung getragen, indem sie in einem spätern Aufrufe lediglich aufgefordert hat, nicht für den Volksentscheid zu stimmen. Ich selbst habe wiederholt öffentlich ausgesprochen, daß sich jeder Demokrat, unabhängig davon, ob er für oder gegen den Volksentscheid ist, an der Abstimmung beteiligen muß, damit nicht das Abstimmungsgeheimnis illusorisch gemacht und der Denunziation der Votierenden der Weg geebnet wird. Demgemäß habe ich auch für meine Person abgestimmt, und zwar mit nein, weil nach meiner Überzeugung durch den mit Herbeiführung des Volksentscheids eingeschlagenen Weg die Aussicht, die Angelegenheit ohne Verletzung des Rechtsempfindens in einer die Ansprüche des Reichs und der Länder befriedigenden Weise zu erledigen, zerstört worden ist. Über die sonstigen mich betreffenden Bemerkungen vermag ich natürlich, da sie auf ein Werturteil hinauslaufen, nicht in eine Erörterung einzutreten. Ich bin aber dessen sicher, daß die demokratischen Wähler des Wahlkreises Potsdam II aus ihrer Kenntnis meiner politischen Tätigkeit in der Stadtverordnetenversammlung, im Landtag und im Reichstag wie auch im preußischen Ministerium des Innern dieses Urteil nicht teilen werden." — Soweit Herr Oscar Meyer. Demokratische Freunde, auf deren Urteil ich Wert lege, machen mich darauf aufmerksam, daß Herr Oscar Meyer als Reichstagsabgeordneter wie als Stadtverordneter stets bei allen wichtigen Anlässen mit dem linken Flügel gestimmt habe. Insbesondere habe er bei der Auseinandersetzung um den frühern Stadtschulrat Paulsen fast als einziger Nichtsozialist Paulsens Partei ergriffen. Ich wünschte, ich hätte mich in der Beurteilung der politischen Leistungen Herrn Oscar Meyers geirrt. Vergleiche ich obigen Brief nochmals, hauptsächlich die Erklärung zur Fürstenabfindung, erkläre ich gern, daß die Aufrichtigkeit des Schreibers zur Achtung zwingt, aber ihn zu wählen, reizt er mich nicht.

Harry Kahn. Ich bezeuge Ihnen gern, daß in Ihrem Manuskript die Tautologie „Modernisierte Meiningerei der neuen Sachlichkeit" nicht, dagegen folgender Text stand: „Modernisierte Meiningerei; Meiningerei mit allem Komfort der Neuzeit; sozusagen Meiningerei der neuen Sachlichkeit."

Dr. Weiß, Polizei-Vizepräsident. Sie schreiben: „In der Nummer 4 der ‚Weltbühne' vom 24. Januar d. J. ist in dem von Ihnen gezeichneten Artikel ‚Das glückhaft Schiff von Kiel' ausgeführt, daß die Untersuchung wegen der Munitionsverschiebung nach Kiel „einem politisch rechtsstehenden Herrn anvertraut worden ist, der gewiß keine vaterländischen Gefühle verletzen wird". Ich darf hierzu bemerken, daß Sie von Ihrem Gewährsmann irrig unterrichtet worden sind, da der in Frage kommende Beamte durchaus nicht als politisch

rechts eingestellt bezeichnet werden kann und nicht nur bei dieser Gelegenheit, sondern der Republik in seiner ganzen bisherigen Tätigkeit bei der politischen Polizei ausgezeichnete Dienste geleistet hat. Ich glaube diese Aufklärung Ihnen gegenüber dem zu Unrecht so schwer angegriffenen Beamten schuldig zu sein." — Es ist erfreulich, daß der Herr stellvertretende Polizeipräsident für seinen Beamten eintritt. Das erkenne ich gern an, wenn ich auch zu meinem Bedauern nicht in der Lage bin, meine Vorwürfe einzuschränken. Der heutige Stand der kieler Munitionsaffäre bezeugt allzu deutlich, daß schon die erste Untersuchung nicht in glücklichen Händen lag.

Weltbühnenleser Hamburg treffen sich jeden Montag, 8½ Uhr, in der Detaillistenkammer.

Die Gesellschaft der Freunde des Neuen Rußland veranstaltet am Donnerstag, dem 16. Februar, abends 8 Uhr, im großen Sitzungssaal des ehemaligen Herrenhauses, Leipziger Straße 3, einen Vortragsabend. Dr. Nikolaus Pasche-Oserski, Professor an der Universität Kiew, spricht über Strafe und Strafvollzug in der Sowjetunion. Zur Debatte sind angemeldet die Abgeordneten Dr. Kurt Rosenfeld und Menzel, ferner Arthur Holitscher und Egon Erwin Kisch. Gäste willkommen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Der letzte Liberale von Carl v. Ossietzky

Das Foreign Office schickt Sir William Tyrrell, der während der letzten Jahre sein leitender Mann war, als Botschafter nach Paris. Sir William war der Einpeitscher der anti-russischen Politik, der Inszenierer der Polizeiaktion gegen die russische Handelsvertretung, der Urheber aller Maßnahmen, die endlich zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen führten. Das Intrigennetz dieses Diplomaten reicht um die ganze Welt; er ist der wahre Gegenspieler Tschitscherins, nicht der korrekte Chamberlain, und er setzt eine böse, alte Tradition fort, die heute nicht an wachsendem Gewissen, sondern an Mangel an Begabungen langsam ausstirbt.

Die Aufgabe Tyrrells in Paris ist nicht so sehr, wie besorgte deutsche Zeitungen vermuten, die Verständigung zwischen uns und Frankreich zu hintertreiben, sondern Frankreich in den antirussischen, den antidemokratischen Block zu spielen, der England die Herrschaft über den Kontinent sichert. Die erste Leistung soll die Versöhnung Frankreichs mit Mussolini sein. Der Augenblick der Sendung Tyrrells ist raffiniert genug gewählt. Die französische Linke durch Uneinigkeit erschüttert; kein cartel de gauche steht mehr hinter einem pazifistischen Außenminister. Und in Moskau selbst zwingt neu ausbrechende Not zu äußerster Bescheidenheit. Hunger über Rußland, Verwirrung — vielleicht bald Verzweiflung. Wieder sieht das Foreign Office die Zukunft der Sowjets als Fragezeichen.

Das Torykabinett erwartet seinen Sturz. Auch in England wird wahrscheinlich noch in diesem Jahre gewählt werden. Arbeiterpartei und Liberale werden mit neuem Programm, mit neuen Verheißungen von Frieden und Wohlfahrt siegreich in Westminster einziehen. Deshalb heißt es für die Nochregierenden rechtzeitig vorbauen. Als vor vier Jahren das Kabinett MacDonald vor der Tür stand, leitete Lord Curzon sehr kulant seine Politik in die zu erwartende Richtung der Nachfolger. So viel Generosität ist von Chamberlain, Churchill, Birkenhead und den Andern nicht zu erwarten. Im Gegenteil, sie entwickeln kurz vor Torschluß eine unheimliche Initiative. Sie schaffen in aller Eile die Tatsachen, an denen sich die Nächsten wundstoßen werden. Das ist unzweifelhaft die fatalste Seite des parlamentarischen Systems, daß auch die jämmerlichste, die diskreditierteste Regierung noch dem Wollen der Erbin die Grenzen abstecken kann. Auch wir in Deutschland werden das bald fühlen, o hochgemute Opposition!

*

In seinem Buch über den Ursprung des Krieges schildert der alte Asquith die Zusammenkunft zwischen Sir Edward Grey und dem amerikanischen Botschafter Page am Nachmittag des 4. August. Und Sir Edward Grey, der „warmaker", der rote Belial der deutschen Unschuldspropaganda, jammert recht kindlich über den Zusammenbruch der Zivilisation:

Er saß in charakteristischer Haltung: die Ellenbogen auf die Seitenlehnen des Stuhles gestützt, die Hände unter dem Kinn gefaltet, den ganzen Körper erregt vorgeneigt, suchte er mit den Augen die seines amerikanischen Freundes ... „Doch müssen wir bedenken, daß es zwei Deutschlands gibt. Da ist das Deutschland der Männer gleich uns — der Männer wie Lichnowsky und Jagow. Und dann das Deutschland der Männer der Kriegspartei. Die Kriegspartei hat die Oberhand gewonnen."

An dieser Stelle füllten sich Sir Edwards Augen mit Tränen.

„So sind die Bemühungen eines Menschenlebens für nichts dahin. Ich empfinde wie ein Mensch, der sein Leben vergeudet hat."

Also Edward Grey, der in der deutschen Propaganda als Mephistopheles Kostümierte. Es wäre überhaupt lohnend, aus den Selbstzeugnissen der damaligen Minister festzustellen, wie viel an jenem 4. August 1914 in den europäischen Kabinetten geweint worden ist. Selbst der angeblich frostige, kaltschnäuzige Grey war aus der Fassung geraten und erging sich in larmoyanten Beteuerungen. Bethmann redete schluchzend und händeringend auf Goschen, den englischen Botschafter, ein. Berchthold, der Ausgekochteste von Allen, krümmte sich vor irgendwelchen Devotionalien in Tränen und Gebet.

*

Auch der alte Asquith war ein ausgesprochen schlechter Staatslenker für Kriegszeiten. Ein Besonnener und Ausgleichender. Diese Politiker der guten Mitte können bestenfalls nur Defaitisten sein, niemals aktive Beender des Krieges. Selbst während der höchsten Blüte der Gott-strafe-Engand-Konjunktur entsinnt man sich keiner schoflen deutschen Karikatur auf ihn. Teils weil Greys Hakennase und blaue Brille die zeichnenden und schreibenden Pamphletisten mehr reizte, teils weil der Mann wirklich zu wenig Anlaß bot. Die Wahrheit ist, daß Gott das kriegslustige Albion mit einem Premier ohne Fünkchen Perfidie gestraft hatte, mit einem klugen, noblen Skeptiker, der den Krieg als Mittel verabscheute, allerdings auch keines wußte, um mit ihm fertig zu werden.

Herbert Henry Asquith, jetzt hochbetagt als Lord Oxford gestorben, ist eine allzu sehr englische Gestalt, um auf dem Kontinent richtig gewürdigt zu werden. In summa findet man ihn in Deutschland zu schwach. Richtig, daß er den Krieg weder gewolt, noch verhindert, noch beendet hat. Nein, er war nicht stark im deutschen Sinne. Und doch muß der sehr gebildete Mann einer lautlosen Energie fähig gewesen sein, die keine großen Worte macht. Schließlich war er der Premier des Kabinetts der Sozialreformen und des populären Budgets Lloyd Georges, gegen das alle Geldsäcke putschten. Schließlich hat er jene Reformen durchgedrückt, die das Oberhaus zu einem Altertumsmuseum degradiert und der endgültigen Befreiung Irlands den Weg geebnet haben. Es war wenige Monate vor Kriegsausbruch, als der Kampf um Homerule gefährliche Formen annahm. In Ulster predigte der Ultra-Jingo Sir Edward Carson die offene Rebellion. Das Offizierkorps begann — für England unerhört — zu politisieren und

reichte, unterstützt vom Kriegsminister, einem Militär, Adressen gegen Homerule an den König ein, und George V. sympathisierte offen mit den erregten Herren von der Garde. Da kam der gutgezielte Hieb des liberalen Ministeriums. Der meuternde Kriegsminister wurde kurzerhand in die Versenkung geworfen, und der Premier, der freundliche, milde Herr Asquith, Prototyp des Zivilisten, übernahm selbst das War Office, und der Aufruhr war zu Ende. In Deutschland, wo das Bürgertum grade die Blamage von Zabern hinter sich hatte und der alte Oldenburg-Januschau soeben unter dem Applaus allerhöchster Herrschaften dem Parlament den berühmten Leutnant mit den zehn Mann auf den Hals gewünscht hatte, stierte man fassungslos auf diese ganz ohne Krach vor sich gegangene Lösung. Wie groß die staatsmännische Leistung des, wie gesagt, so ganz unenergischen Asquith war, kann man vielleicht heute erst ermessen, wo die deutschen Demokraten und Sozialisten vergeblich versuchen, die paar der Republik gebliebenen Divisionen, die alle Ansprüche der Grande armée guillaumienne übernommen haben, der Konstitution und der Kontrolle des Parlaments unterzuordnen. Was für Britannias soliden Liberalismus ein Federstrich war. In seinem obenerwähnten Buch (Der Ursprung des Krieges. Verlag für Kulturpolitik, München, 1924) ergeht sich Asquith sehr ausgiebig und nach unsrer Meinung sehr überschätzend über den Baron Marschall, den frühern Staatssekretär und spätern Botschafter in London. Er meint, daß Marschall der einzige deutsche Diplomat gewesen wäre, der den Krieg hätte verhindern können, aber nach diesen etwas übertriebenen Lobsprüchen fährt er ganz dürr fort: „In allem Wesentlichen der Politik und Staatskunst waren seine Ansichten von dem eines englischen liberalen Ministers so weit entfernt wie die Pole voneinander." In Fragen der innern Politik sieht der englische liberale Staatsmann also keine Brücke zu einem aufgeklärten deutschen Konservativen. Und mit einem deutschen Liberalen von damals wäre es ihm ohne Zweifel nicht anders ergangen.

*

Und heute?

Englands Liberalismus ist ein galvanisierter Leichnam, einmal noch aufgepulvert durch die allgemeine Oppositionsstimmung gegen die Mißwirtschaft der Tories und durch die federnde Kraft des überlebensgroßen Konjunkturisten Lloyd George, der einen britischen Sowjetismus sicherlich ebenso stilgerecht bedienen könnte wie früher den rüden Nationalismus der Khakiwahlen. Nein, dieser Liberalismus führt nur noch eine Scheinexistenz. Es spricht nicht dagegen, sondern dafür, daß sich die Liberalen neuerdings mit unsrer Demopartei in einem sympathischen Komplimentenaustausch befinden. Zwei Tote auf Urlaub, die sich gegenseitig ihr gesundes Aussehen bestätigen. Die wirtschaftliche Realität hat diesen Liberalismus zum Untergang verurteilt. Jahrzehntelang hat er, in England und anderswo, das politische Selbständigwerden der Arbeiterklasse für eine verdammenswerte Marotte gehalten und immer heimlich gehofft, daß sich das schließlich doch noch von selbst geben werde. Der Schwerkapitalismus hat die Bürger-

regimenter schrecklich dezimiert. Es gibt keine Citoyens mehr. Die Reichgebliebenen sind Bourgeois geworden und Reaktion — die Andern sind Angestellte, Arbeitnehmer, die ihre Stunden absitzen, sich freudlos durch die Woche werken, von den brutalen Zufälligkeiten der Konjunktur die Lohnskala hinauf-, hinabgeworfen. Wie trübe klingt Diesen die Botschaft von Manchester...

So starb der letzte Liberale vereinsamt. Der Freundeskreis hatte sich verzogen, nach rechts, nach links. Vor vierzig Jahren hat Asquith begonnen als Verteidiger von John Burns, dem Führer im großen Dockarbeiterstreik, den er mit Mut und überlegenem Witz dem Gericht entlotste. Im Sommer 1926 das letzte Aufflackern: eine banal zeternde Manifestation gegen die streikenden Bergarbeiter. Zwei Daten, die mehr bezeichnen als Aufstieg und Sinken eines Lebens, sondern das einer großen, einst herrschenden Bewegung: helle lustige Fanfare am Morgen und bei Einbruch der Nacht ein müdes, glaubenloses Veto gegen den Geist einer andern Zeit.

Komödie vor uns Allen von Gerhart Pohl

Was war los . . .

Zwischen Prima und Lyzeum beginnen sich Fäden zu spinnen draußen im kleinstädtisch abgeschlossenen Vorort Berlins. Der hat eine Schwester und Die eine Freundin, so beginnt der Kontakt, den Tanzstunde und Luftbad, Schulfest und Familienfeier verstärken. Aus Gruppen werden Kreise, lockern sich wieder und verschmelzen zu engern Zirkeln. Die Einen schwärmen für Musisches und die Andern verbeißen sich im Technischen. Charaktere beginnen sich abzuzeichnen, Veranlagungen und Talente. Da ist Paul Krantz, des armen Musikers Sohn, Freischüler und Stundenlehrer, aber talentiert und phantastisch — ein „Dichter" sozusagen. Günther Scheller heißt seiner Freunde Einer, ein exakter Kopf, Bastler und Sportsmann, den nur interessiert, was körperlich ist und heute noch lösbar. Der Metaphysiker hat seinen Materialisten gefunden. Da sind die andern Freunde, Hans Stephan und Fritz und Heinz und Dieser und Jener, dem Krantz mehr zugetan die Einen und die Andern näher dem Scheller. Da sind auch Mädchen dabei, die Hilde und die Ellinor und gewiß noch Andre. Die schwärmen unaufhörlich aus gärendem Blute — heute Die für Krantz und für Scheller Jene, um morgen die Objekte zu tauschen. Nur das Schwärmen bleibt, dieser Grundakkord der erwachenden Frau.

Die Geschwister Scheller, Günther und Hilde, sind der Mittelpunkt des Zirkels. Wohl aus Gründen des väterlichen Portemonnaies. Denn bei Scheller findet die Jugend ein gastfreies Haus, Kuchen und Zigaretten, Obstwein und Likör, Lautsprecher und Grammophon und das kleine Wochenendhaus in Mahlow. Bürgerlich ist diese Jugend und idyllisch, als ob niemals Krieg gewesen und behäbige Sicherheit unsrer Zeit Grundzug sei. Eltern, die selbst nicht begreifen, wohin die Reise geht, diese durchschnittlichen Bürger des juste milieu,

ihrem Morgenpost- oder Lokalanzeiger-Papier biblisch ergeben, begießen eifrig das magere Blümchen bürgerlicher Illusion, auf daß es sich üppig mit ihren Sprößlingen entfalte. „Erziehung" nennt man so etwas hierzulande. Daß Verbrechen der gemäßere Ausdruck ist, wird dieser Fall rasch erweisen.

Frau Scheller, eines dritten Kindes genesen, muß für Wochen Erholung am Meere suchen. Herr Scheller, ein gehetzter berliner Geschäftsmann, als Vater sorgloser Fatalist, genießt ausgiebig seltenes Strohwitwertum. „Was! Meine Kinder, bei der Erziehung, die werden schon . . ." Sie werden eben nicht. Und das kam so:

Im engen Wochenendhaus hausten Hilde und Günther und der Freund Paul Krantz. Die beiden Primaner sind schulmüde in diesem schönen Juni — welche deutschen Primaner sind nicht — Sommers wie Winters, bei Sonne und Regen — schulmüde? Und Schuld tragen nicht die Ermüdeten, sondern die Ermüder, dieses salbadrige Bildungsgehabe preußischer Beamten-Erziehungsheime, fälschlich „Gymnasien" genannt. Paul ist ein guter, Günther ein leichtsinniger Schüler, und Beide freuen sich an Sonne und Wasser. „Die paar geschwänzten Tage" denken sie, blitzhaft und subjektiv richtig.

Im Wochenendhaus erlebt der Schwärmer Paul, durchdringend und schwer, erstes tiefstes Liebesglück, mit der sechzehnjährigen warmen Schönheit Hilde, derweil sich Günther, Großstadt-verdorben und „aufgeklärt", mit einem Schuß Zynismus und einem gerüttelt Maß Leichtlebigkeit. die Dorfschönheiten der Reihe nach vornimmt. Während Krantz sein neustes Poëm einem Landstreicher gefühlvoll deklamiert, beschließt Günther, mit eben diesem Landstreicher ins Blau zu entfliehen. Vorher war Günther mit einem Homo-Erotiker in Paris und Dresden, hat „bon gelebt" und „was gesehen", während Krantz eine phantastische „Flucht nach Konstantinopel" unternahm, die in München freiwillig beendet, ihm — nach der Mutter trefflichen Ausdruck — zur „Bildungsreise" ward. So verschieden sind sie eben, die Metaphysiker und die Realisten.

Erfüllt von der Geliebten schläft Paul — nach dieser ersten Liebesnacht — bis in den nächsten Abend hinein. Drei Stunden später trifft er das geliebte Mädchen — mit einem andern Jungen des Freundeskreises. Schmerz brennt in ihm auf und verdichtet sich zu tonloser Traurigkeit. Eine unfertige Seele hat ihren ersten schweren Hieb erhalten. Noch glaubt Paul an ein Phantom, Alles kreist vor seinen Augen, Gefühle verwirren sich. Da kommt Ellinor und Paul küßt sie — aus Verzweiflung und Ekel, in krampfhafter Suche nach einem Halt. Hilde hat Paul Krantz gern — sie liebt Hans Stephan, den Todfeind ihres Bruders. Mit Paul hat das erwachende Weib gespielt, dem Hans ist sie liebend zugetan. Auch Hilde ist verwirrt, dem Paul zu begegnen, und entsetzt, in die Arme Günthers zu laufen. Das Entsetzen zerstampft die Verwirrung. Sie bettelt Krantz, dem Günther zu verschweigen, daß auch Hans da ist. Hilde und Hans verschließen sich in der Eltern Schlafzimmer, Paul und Günther hocken in der Küche: eine ab-

sonderliche Situation, voll tückischer Gefahren grade für diese jungen Menschen. Denn Günther haßt den „Angeber" Hans, aufrichtig und tatentschlossen — „ich werde Dem einen Denkzettel geben, den er zeitlebens nicht vergißt!" — und den Paul erfüllt müde Traurigkeit vor der Geliebten Versagen. Hinter verschlossener Tür aber wispern und zittern die Objekte dieser Wut und dieser Trauer. Derweil zechen die Primaner maßlos Wein und Likör. Betrunken kritzeln sie Wirrnis auf Papier-Fetzen, unzurechnungsfähig beschließen sie, die Beiden und sich selbst aus der Welt zu räumen. Aber auch diese wüste Nacht vergeht, mit der Dämmerung wächst das Bewußtsein. Die Zigaretten sind verraucht, die Getränke schal. Haß und Trauer verwehen langsam in den beginnenden Morgen. Auch die Andern erwachen aus Dumpfheit zur Tat. Hilde kommt heraus, will den Weg sondieren, auf dem Hans unbemerkt die Wohnung verlassen kann. Ein kurzes undurchsichtiges Hin-Her, und Günther betritt das Schlafzimmer, Paul hinter ihm. Hans Stephan ist verschwunden. Beide atmen auf Paul schickt sich eben an, das Schlafzimmer zu verlassen „Komödie vor uns selbst" dünkt dem Ernüchterten diese oberflächliche Rekognoszierung. Da krachen Schüsse, Günther bricht zusammen, den Revolver in der Hand, zwischen Schrank und Wand klemmt die zweite Leiche, Hans Stephan. Plötzliches Entdecken des Feindes trieb Günther, übernächtig und haßgebannt, zu der doppelten Wahnsinnstat.

. . . und was machte die Justiz daraus

Diese Katastrophe einer ungeführten Jugend wurde Anlaß zu Tratsch und Spekulation. Die Boulevard-Plauderer sogen „enorme Sensation" aus ihren unappetitlichen Fingern, und den bemoosten Erziehungsbürokraten schwoll der Kamm. Jetzt war der große Augenblick gekommen, das eigne „unfehlbare Programm" zu lancieren. Kriminaler und Psychoanalytiker, die ewig gestrigen und die scheinbar modernen Pädagogen kämpften mit Verbissenheit um ihre Maximen. An Schellers wurden die Vererbungstheorie und die Neurosenlehre an Krantzens probiert, Hilde wuchs sich über Tag zur biblischen Hure aus und Paul zum Ausbund ungehemmter Verbrecher-Kaltblütigkeit. Aus der großen Katastrophe wurde ein gigantischer Skandal. Schon hörten neurasthenische Großsiegelbewahrer der Staatsräson die Planken des Deutschen Reiches krachen — unter dem „Drucke" dieses armseligen Schüler-Doppelmordes, „Frühlings-Erwachen" wurde zum „Jüngsten Gerichte" aller Autorität, da gebot Einhalt die knarrende Stimme eines moabiter Staatsanwalts. Der Staat war (wieder einmal) in Gefahr, also erließ sein Anwalt Haftbefehl gegen den „Gefährder", einen achtzehnjährigen Primaner, und erhob Anklage: „gemeinschaftlich mit dem verstorbenen Schüler Günther Scheller vorsätzlich und mit Überlegung den Kochlehrling Hans Stephan getötet zu haben..." Tragödien und Katastrophen, Wirrnis und Zufall gibt es ja nicht für diese Tempelhüter des Rechts: Passiert Etwas, so muß Einer schuldig sein, heißt der bündige Leitsatz der deutschen Justiz.

So brachte sie es zuwege, aus der Kinder „Komödie vor uns selbst" mit traurigem Ausgang tatsächlich eine Komödie vor uns Allen zu machen, deren schließlicher Ausgang heute noch nicht feststeht.

Der große Schwurgerichtssaal des berliner Moabits war Schauplatz eines unsagbar albernen und ermüdenden spectaculi. In manchen Minuten der fünfzigstündigen Verhandlung wußte Keiner mehr, was eigentlich hier los sei, weder der Präsident noch sein Gerichtshof, weder die Staatsanwälte noch der Verteidiger, Keiner der zwanzig Sachverständigen, der siebenzig Presseleute, der hundert Zuhörer, und das waren die einzigen hellen Momente dieses Prozesses.

Aus der Kinder Unglücksfall und dem Kometenschwanz reportierenden und analysierenden Klatsches baute eine Staatsanwaltschaft in Arbeit von acht Monaten kunstvoll ein Mord-Gebäude zusammen, das der Behörde architektonische Fähigkeiten negiert. Denn ein sechzehnjähriges triebhaftes Mädchen als Eckpfeiler zu verwenden, auf dem ein Kolossalbau ruhen soll, heißt leichtfertige Arbeit leisten. Fünfzig Stunden Zeugen- und Gutachter-Verhör haben kein neues Moment zutage gefördert, also war die Anklage brüchig, ehe sie erhoben ward.

Die Fiktion der Staatsanwaltschaft, Paul sei ein Mörder und Mord-Verabreder, schuf zwangläufig die Konstruktion der Verteidigung, Hilde sei eine verlogene, verkommene, verabscheuungswürdige Hure.. So operierten die Justiz-Athleten in einem aufregenden Match — akkurat jenseits der Wirklichkeit — für oder wider Fiktion und Konstruktion. Und diese Hiebe fielen auf lebende junge Menschen, die nicht schlechter oder besser, bedeutender oder unbedeutender sind als eben Durchschnittsmenschen. Da quetscht der zweite Staatsanwalt, Wilhelms Leutnant im Talar, aus einer mechanisierten Kasernenhof-Stimme, Krantz habe „gewissermaßen mit frecher Stirn" eine Zigarette nach dem Geschehnis verlangt. (Das „beweist" doch seine „Ruchlosigkeit"!) Da näselt der Doktor Frey, Fräulein Scheller habe sich in Cafés und Tanzbars flegelhaft benommen. Das „erschüttert" bestimmt der Anklage Kronzeugin!) Da wird an der armen Hilde eine Vivisektion vorgenommen, die nach Hexenprozeß und Großinquisitor duftet. Geheimstes Triebleben junger Menschen wird vor das Licht der Öffentlichkeit gezerrt, unbewußte Regungen beleuchtet, gewendet, seziert, als ob dahinter das Gomorrha einer Verbrecherwelt zu finden sei. Da präsidiert onkelhaft milde und nett ein Landgerichtsdirektor, der keinen Satz, nicht einmal die Eidesformel ohne Stottern aufsagen kann, gewiß ein guter Mensch und treuer Beamter, aber ohne die Intelligenz und das Wissen, die diese prekäre Verhandlung fordert. Aus Hilflosigkeit verteilt er Zensuren an den Angeklagten und die Zeugen: „Sie sollen doch nicht immer in der Pause rauchen, Krantz, ich habe es Ihnen schon mehrfach gesagt!" und „Mädchen Ihrer Kreise, Fräulein Scheller, gehen doch nicht allein ins Excelsior-Hotel!" Das ist glatt am Leben vorbeigedrockst. Aus eben dieser Hilflosigkeit wird er banal, wo tastende Behutsamkeit am Platze, und duckt sich, wo durchdringende Führerschaft

geboten wäre. „Hatten Sie außer dem Nachthemd noch Etwas an?" fragt der Unglücksmensch ein sechzehnjähriges Mädchen und: „Waren Sie oder Krantz führend in Ihrem Verhältnis zueinander?" Bei den unzähligen Zusammenstößen zwischen Verteidiger und Staatsanwalt aber verkriecht er sich hinter die Mauer undurchdringlichen Schweigens. Das Schwurgericht hatte keinen Präsidenten. Schon nach Hildes Vernehmung am ersten Tage wankte der Streichholz-Bau der Staatsanwaltschaft — nach dem dritten Tage gaben die Großsiegelbewahrer ihre Niederlage zu. Über Nacht aber war die „Mittäterschaft am Totschlag" entdeckt worden, die Paul jetzt zur Last gelegt wurde. Der Anklage zweiter Punkt: die „Verabredung zur Ermordung Hilde Schellers" blieb bestehen. Auch an diesen sinnverlassenen Fiktionen rüttelten Zeugen und Sachverständige. Des berliner Philosophen Sprangers Gutachten sprach das erlösende Wort: „Es ist meines Erachtens nach beinahe niemals möglich, die Psyche des Jugendlichen in Einklang zu bringen mit der Fassung eines juristischen Paragraphen ... Der Öffentlichkeit muß klar gemacht werden, daß sie in diesem Sinne eine Verantwortung der Jugend gegenüber hat."

Aber die Staatsanwälte hockten weiter auf ihrem tristen Ankläger-Posten, der Oberstaatsanwalt, eine Paragraphen-Mühle, an der menschliche Thesen abprallen, und sein famoser Famulus, ein forscher Karrierist mit faunischem Grinsen im menschunähnlichen Antlitz. Auch das Gericht — sagen wir eindeutiger: der Präsident, denn die andern sind Puppen in unsrer fortschrittlichen Emminger-Kammer — wollte auf Totschlag erkennen und Krantz noch ein Jährchen behalten. Da ließ der Doktor Frey die letzte, wirkungsvollste Bombe platzen. Er fühlte sich beleidigt und verließ das Lokal. Die Verhandlung flog auf. Krantz brach zusammen und liegt im Krankenhaus. Aber die Staatsanwaltschaft läßt sich auch die letzte Chance entgehen. Sie beharrt auf der Anklage. Noch ist das Schicksal des unglücklichen Primaners nicht entschieden.

*

In Steglitz passierte ein Unglücksfall, den eine beschränkte Behörde für Mord erklärte. Im Gerichtssaal wurden Menschen gemartert und Seelen gemordet — durch die Schuld eben dieser Behörde. Günther und Hans sind tot — auch der Herr Staatsanwalt erweckte sie nicht. Aber Paul und Hilde sind zusammengebrochen — infolge eines Prozesses, den eben dieser Staatsanwalt heraufbeschwor. Der Unglücksfall hat etwas Staub aufgewirbelt, der die Öffentlichkeit vielleicht beunruhigte — er war schon verweht. Der Prozeß aber hat viel Dreck hochgewühlt, der die Öffentlichkeit schwer zu schädigen geeignet ist — Schuld trägt diese Justiz. Die auszogen, eine scheinbar beleidigte Staatsräson zu entsühnen, haben diesem, ihrem eignen Idol selbst schwere Scharten geschlagen. Wie nennt man solchen Schwabenstreich? Vertrauenskrise der Justiz.

Eine Komödie vor uns Allen haben die Justiz-Beamten aufgeführt und ein Glied mehr angefügt der endlosen Kette ihrer glorreichen Taten.

Kirchenaustritt gegen Reichsschulgesetz

von Otto Lehmann-Rußbüldt

Im Vordergrunde entwickelt sich jetzt in Deutschland der Kampf um die Schule (Reichsschulgesetz) und um die Justiz (Strafgesetzdeform), damit im Hintergrunde die unendlich große Partei der armen Teufel immer opferwilliger und gefügiger wird für das „Wohl des Ganzen", worunter zu verstehen ist das Wohl einiger Hunderttausend „Wohlhabender"

Es ist die erzieherische Aufgabe der Kirche, den armen Teufeln beizubringen, daß ihr ständiger Kampf mit Sorge, Dürftigkeit und Freudlosigkeit der wahre Sinn des Lebens sei. Solange die Wissenschaft noch nicht imstande ist, die Gehirn- und Drüsentätigkeit der Menschen im deutschnationalen Geiste zu lenken, solange wird die Kirche immer noch die bewährteste Pflegerin „staatserhaltender" Gesinnungen sein. Revolutionären Ausschweifungen beugt sie viel wirksamer und dauernder vor als Maschinengewehre.

Was tun nun dagegen die armen Teufel? Was tun deren Führer? Sie reden und reden, reden und protestieren günstigenfalls. Warum aber erörtern sie nicht ein Mittel, das mit unfehlbarer Wirkung dem Streit um das Schulgesetz ein Ende machte? Und dabei noch Geld einbrächte — viel Geld!

Es ist der Kirchenaustritt. Der Austritt aus einer der Landeskirchen der deutschen Staaten ist ein vollkommen legaler Vorgang. Wer mit seinen Anschauungen nicht mehr auf dem Boden der Kirche steht, kann seinen Austritt aus ihr erklären wie aus einem Verein, einer Partei. In Deutschland ist mit diesem Austritt noch die Wirkung verbunden, daß er von der Zahlung der Kirchensteuer befreit ist.

Welche ökonomische und schließlich politische Wirkung müßte ein Massenaustritt zur Folge haben?

Nach der Volkszählung von 1925 gab es in Deutschland

Evangelische	40 014 677
Römisch-Katholische . . .	20 193 334
Andre Christen	87 580
Israeliten	564 379
Sonstige	1 550 649

Von diesen 1,5 Millionen „Sonstigen" sind aber nur 1 140 957 als eigentliche Konfessionslose, Nichtchristen, Atheisten anzusprechen, ungefähr auch noch 243 377 Personen, die „Vereinen zur Pflege einer gemeinschaftlichen Weltanschauung" angehören, also Freireligiöse, Monisten etcetera.

Seit 1925 sind weitere Kirchenaustritte erfolgt, so daß man mit 1½ Millionen erklärter „Konfessionsloser" rechnen kann, die die christlich-kirchliche Weltanschauung ablehnen. Vor dem Kriege waren es 200 000.

Die Reichstagswahlen 7. Dezember 1927 ergaben folgende Zahlen für die Arbeiterparteien:

Sozialdemokraten	7 881 000	Stimmen
Unabhängige Sozialdemokraten .	98 800	"
Kommunisten	2 709 100	"
	10 688 900	Stimmen.

Man weiß, daß diese 10½ Millionen Stimmen von Wählern über 20 Jahre alten Personen angehören, deren politische Weltanschauung die Kirche schroff ablehnt. Es gibt zwar die „religiösen Sozialisten", die die Kirche von innen umformen wollen. Sie sind aber zu schwach, um den Vergleich zu beeinflussen, den man zwischen den 1½ Millionen Konfessionslosen und den 10½ Millionen Arbeiterstimmen ziehen muß. Man kann hierfür auch außer Acht lassen, daß unter den 1½ Millionen Konfessionslosen einige 10 000 sein mögen, die zwar auf dem Boden einer freigeistigen Weltanschauung stehen, bei der Wahl aber für eine bürgerliche Partei gestimmt haben.

Eine Kopfrechnung ergibt, daß bei rund 10½ Millionen Arbeiterstimmen rund 1½ Millionen Kirchengegner vorhanden sind, so daß 9 Millionen dieser Arbeiterstimmen noch formal der Kirche angehören und ihr Steuern zahlen. Die Kirchensteuer wird nach wechselnden Gesichtspunkten und Lokalverhältnissen erhoben. Sie beträgt in Preußen mindestens 15 Prozent der Einkommensteuer und wird selbst in Beträgen von 60 Pfennig von den wirtschaftlich Schwächsten erhoben. Ist nur der Mann aus der Kirche ausgetreten, so muß er für die Frau die Hälfte zahlen. Rechnen wir pro Kopf der 9 Millionen Arbeiterstimmen, die der Kirche zinsen, 3 Reichsmark Kirchensteuer, so ergibt das jährlich 27 Millionen Reichsmark, die die Arbeiterparteien einer Institution freiwillig schenken, deren Feindschaft gegen die Arbeiterbewegung offenkundig ist. Die Kommunisten, die so gern über den mangelnden revolutionären Elan der Sozialdemokraten die Nase rümpfen, sollten sich statt dessen einmal obige Zahlen ansehen. Wenn man selbst die 1½ Millionen Konfessionslosen voll auf das Konto der 2 709 000 Kommunistenstimmen setzen würde, was durchaus nicht stimmt, so bleiben immer noch 1 200 000 Wähler übrig, die zwar den Klassenkampf mit Maschinengewehren gegen die Bourgeoisie proklamieren, aber aus Scheu vor ihrer Frau oder einer alten Tante einen kostenlosen Gang auf das Amtsgericht unterlassen.

Diese 27 Millionen der Kirche von ihren Gegnern jährlich geschenkter Steuern sind keine Milchmädchenrechnung. Zwar veröffentlicht die Kirche im Gegensatz zu Staat und Gemeinden und zu Aktiengesellschaften keine Angaben über ihre Einnahmen und Ausgaben — man würde auch staunen, wie man nie gestaunt hat —, aber eine andre Berechnung auf Grund des Lohnsteuerertrages bestätigt die 27 Millionen: In Deutschland betrug 1926 die Isteinnahme der Einkommensteuer aus Lohnabzügen 1 094 718 000, also über 1 Milliarde. Hierauf müssen außer den 1½ Millionen Konfessionslosen alle andern Steuerzahler außerdem mindestens 15 Prozent Kirchensteuer zahlen. Sagen wir, daß auf diese 1 Milliarde noch 15 Prozent Kirchensteuer gezahlt werden, gleich 150 Millionen Reichs-

mark, nehmen wir hiervon wieder nach dem Wahlergebnis rund den vierten Teil als den Anteil der Arbeiterparteien. Das ergibt sogar mehr als die 27 Millionen, nämlich eine Zahl, die sich zwischen 30 und 40 Millionen Reichsmark Kirchensteueranteil jährlich bewegt. Andre Anhalte aus Kirchensteuerstatistiken lassen diese Zahl durchaus nicht als zu hoch erscheinen.

Diese Sachlage würde sich von der Stunde an ändern, in der sich wenigstens die 9 Millionen Arbeiterstimmen entschließen, den kostenlos und leicht zu erreichenden Kirchenaustritt zu vollziehen. Hierzu ist gar nichts erforderlich: keine Organisation, kein Geld. Hinsichtlich der Formalitäten genügten einige ständige Hinweise in den Parteiblättern. Auch könnte man durch Abgeordnete erreichen, daß die Behörden Austrittserklärungen auch in den Nachmittagsstunden nach Arbeitsschluß entgegennehmen.

Welche Wirkung tritt ein, wenn bis zum 30. September 1928 die Inhaber der 10½ Millionen Arbeiterstimmen ihre Weigerung erklärt haben, der Kirche Steuern zu zahlen?

Zunächst erfährt die Kirche vom 1. Januar 1929 an einen Ausfall von 25 bis 30 Millionen Kirchensteuern jährlich. Diesen Ausfall muß der Staat decken. Preußen zum Beispiel muß heute schon jährlich 71 Millionen Zuschuß an beide Kirchen leisten. Dieser Zuschuß müßte gehörig erhöht werden. Das ist nur möglich unter Erhöhung der Staatssteuererträge. Aber auch die Kirchensteuer der Treugebliebenen müßte erhöht werden. Das wird naturgemäß auf die Steuerfreudigkeit der weiten Schichten der kirchlich Gleichgültigen außerhalb der Arbeiterparteien nicht sehr animierend wirken. Wie so sehr häufig hört man folgendes: „Seit meiner Konfirmation war ich nicht in der Kirche. Meine Frau und ich sind auch nicht kirchlich getraut, aber unser Kind haben wir taufen lassen, weil wir unsre gute Großmutter nicht betrüben wollten."

Nach der schweren Erschütterung der ökonomischen Basis der Kirche tritt aber noch eine andre tiefe Wirkung ein. Der Staat überlegt sich, wie weit er noch Zuschüsse einer Einrichtung leisten soll, die ihm nichts mehr leistet, die sich nicht mehr bewährt. Wenn von Deutschlands wahlfähigen 40 Millionen der vierte Teil nicht mehr zur Kirche gehört, so kann man nicht mehr mit Erfolg verlangen, daß dieses Viertel seine Kinder in Schulen schickt, wo sie katholisch oder protestantisch gedrillt werden. Damit wird das jetzt schon unmögliche Reichsschulgesetz immer unmöglicher, weil immer kostspieliger.

Aber werden die Arbeiterparteien dieses Mittel eines gänzlich risikolosen Kampfes ergreifen? Werden die Führer nicht mit dem ihnen eignen Instinkt allem aus dem Wege gehen, was einen einfachen Entschluß und nur sehr geringe Mühe und keine Kosten verlangt. Muß man nicht nach frühern Vorgängen befürchten, daß die Linksradikalen erklären, diese Taktik entferne von der Linie des reinen Klassenkampfes? Das Gegenteil ist zwar richtig, aber mit diesem Einwand erstickt man erfolgreich jedes eigne Nachdenken des kampfgewillten Arbeiters. Die große Mehrzahl der sozialdemokratischen Funktionäre, die

ständig unbewußt in der „Taktik" leben, den Gegner nicht allzu sehr reizen, werden stirnrunzelnd erklären, man müsse alles der Entwicklung überlassen, die „unbedingt" bei den nächsten Wahlen zum Siege führen werde.

Bitte sehr, meine Herren. Wenn dem so ist, so kann es sicherlich nicht schaden, wenn man außer der schönen Hoffnung auf die Entwicklung noch ein Übriges tut und ein Mittel anwendet, das nur den Entschluß kostet, es wie einen Motor anzukurbeln, das aber in absehbarer Zeit seine Wirkung ausüben muß. Sie, die Sie so gern Bezug nehmen auf die Verhältnisse in Österreich, sollten sich das Resultat der 100 000 Kirchenaustritte in Wien nach den Juliereignissen ansehen. Dem allmächtigen Sieger Seipel ist heiß und kalt geworden, als der Papst wegen dieser 100 000 davongelaufenen Schäflein drohend den Finger erhob. Wer sehen will, kann auch daraus ersehen, daß ein flutartiges Anschwellen der Kirchenaustrittsbewegung in Deutschland auf die innere Lage eine noch ganz andre Wirkung ausüben müßte als seinerzeit die Bewegung gegen die Fürstenabfindung.

Professorenweisheit von Walther Rode

Der Ministerialdirektor macht die Gesetze; sein Vetter, der Landgerichtsrat, wendet sie an und sein Sohn, der Professor, bringt sie in ein System. Vom Werk ermüdet, ruht er aus. „Ohne die Hilfe des Herrn Hofrats X, des Herrn Regierungsrats Y, des Polizeidirektors Schulz, des Oberlandesgerichtsrats Zeidler hätte diese Arbeit nicht geschrieben werden können." Das Verdienst, sein Buch vollbracht zu haben, scheint dem Professor zu groß, um es ungeteilt für sich allein zu beanspruchen. Amtliche Stellen haben ihm Ziffern- und Aktenmaterial zur Verfügung gestellt, ihm das Fundament für seinen weit ausblickenden Gedankenbau geliefert. Fix und fertig steht es nun da, streng auf Akten, Ausweisen und Tabellen fußend. Sein Wahrheitsgehalt, seine Gesichtspunkte sind darnach. Als Quellen seines soeben bei Tempsky in Wien erschienenen Quartbandes: Krieg und Kriminalität in Österreich, nennt der leipziger Strafrechtslehrer Franz Exner: Die Veröffentlichungen des Bundesamtes für Statistik, die jährlichen Wahrnehmungsberichte der Oberstaatsanwaltschaften, die Tätigkeitsberichte der wiener Polizeidirektion, Akten des Landesgerichts in Strafsachen und so fort. Und er glaubt, seine Materie in flagranti ertappt, das Ernsteste, Unumstößlichste beigebracht zu haben, was sich zum Gegenstand sagen läßt.

Exner wird mich nicht verstehen, wenn ich finde, daß die Veredelung offizieller Tatsachen nach den Methoden der Schule Spielerei ist, eine Technik, erlernbar und geübt in der Regel von solchen Köpfen, die für die Wirklichkeit der Dinge nicht den geringsten Sinn haben. Weder hat Papa Sektionschef die Missetat, noch hat Onkel Landesgerichtsrat den Missetäter erfaßt. Herr, das Rohmaterial für die Kriminalität im

Krieg und nachher ist nicht in Gerichtsakten und Polizeiausweisen allein zu finden, nicht in statistischen Ziffern, nicht in fertigen Tabellen. Die Paraphrasierung der offiziellen Berichte mag Wissenschaft sein; zur Erkenntnis der dargestellten Zeit leistet sie nichts. Ist ein seriöser Forscher es sich schuldig, seine Bausteine Urkunden zu entnehmen, warum müssen es direkte Urkunden sein? So wenig man einem Akt die Wahrheit über den Fall, kann man zehntausend Gerichtsakten die Wahrheit über Kriminalität entnehmen. Jeder Schüler eines strafrechtlichen Seminars, mit der „fachwissenschaftlichen Untersuchung" dieses Stoffes betraut, würde seine Darstellung nach einem gequälten Start über Fehlerquellen, Unzulänglichkeiten von Zeitungsberichten, Ethik und Kriminalität, durch haargenau die selben Kapitelüberschriften zu genau dem selben unerhört erstaunlichen Resultat geführt haben, daß im Kriege und darnach viel gestohlen, erklecklich viel gemordet, unendlich viel preisgetrieben und bedauerlicherweise auch viel pornographiert wurde. Gar manches im Getriebe der jüngst verflossenen Zeit findet Exner bedenklich und bedauerlich. Nicht bedauerlich dünkt ihm die Ermordung des Schriftstellers Hugo Bettauer zu sein. Das Volk sei auf den Gedanken gekommen, sich selbst zu helfen.

Die Untaten der Pornographen nehmen einen breiten Raum ein. Von den großen Verbrechen der Heerführer und Unterfeldherren, von den Typen à la Pflanzer-Baltin und Ljubicic, von all den Burschen, die Todesurteile leichtfertig unterschrieben und die angekündigt und ausgeführt haben: Ich werde die 57er sterben lehren! schweigt das in der Sammlung der Carnegie-Stiftung für internationalen Frieden erschienene Buch von Exner.

Die Überschreitung des Höchstpreises, der Schleichhandel, der Kettenhandel, die preissteigernden Machenschaften waren Delikte gegen die Kriegswirtschaft, und wir erfahren, daß die wiener Polizeidirektion zwölftausend Straferkenntnisse in einem Jahr gegen Händler, die den Preis der Ware anzuschreiben unterließen, gefällt hat. Wo aber bleibt die Schilderung der Machenschaften jener Großhändler und Großindustriellen und jener plötzlich Großen, die die Herrschaft in den Zentralen an sich rissen und die im Bestande der Kriegswirtschaft mit Hilfe bestochener Funktionäre sich durch Belieferung oder Nichtbelieferung ihrer Konkurrenten, durch Erringung von Monopolen der wichtigsten Bedarfsartikel unkontrollierbar und unerhört auf Kosten der breiten Massen bereicherten? Das in der konfusen Gesetzgebung von Papa Sektionschef nicht vorgesehene Delikt non est in mundo. Die offiziellen Zahlen betreffen die Verurteilung wegen lächerlicher Übertretungen der Kriegswuchergesetze, die gigantischen Verbrechen der Macher, derer, die an der Krippe der Kriegswirtschaft saßen, der Verwalter des staatlich bewirtschafteten Spiritus, Öles, Fettes, die es verstanden, aus der Rationierung der Verbrauchsgegenstände sofort ein großzügiges Geschäft für sich selbst zu machen und Riesenvermögen anzuhäufen, die eigentlichen Kriegs- und Nachkriegsverbrechen,

sind in keinem amtlichen Handbuch und daher auch nicht in dem Werk mit dem stolzen Titel: Kriminalität im Kriege zu lesen.

Diebstahl und Plünderung durch Heimkehrer, durch Volkswehrleute; Veruntreuungen kleiner Beamter; herrenloses Staatsgut und dessen Ergreifung durch den Mann mit der überlebensgroßen Nehmerhand. Sehr schön. Das ist vorgekommen. Ich aber interessiere mich am meisten für die Kriminalsachen ohne gerichtliches Nachspiel. Wo steht geschrieben, daß nur die statistisch erfaßbaren Untaten Kriminalität bedeuten, daß nur die Massenerscheinung interessiert, daß die Wissenschaft des Verbrechens das Verbrechen nur zu zählen und nicht zu wägen hat? Gehören die Streiche des Verbrechers, dem der Staatsanwalt an Macht und Schlauheit nicht gewachsen ist, nicht zur irdischen Kriminalität? Ich schrieb einmal: „Der Verbrecher zweiten Ranges wird bloß freigesprochen, der ersten Ranges kommt ins Herrenhaus." Jedenfalls ist es unrichtig, daß die amtlichen Stellen vom Renaissanceverbrecher gar keine Notiz nehmen und daß nicht über bedenkliche Phänomene der Zeitgeschichte auch irgend eine amtliche Fußnote existierte, aus der die Wissenschaft Tatbestände zu schöpfen imstande wäre, wenn sie schon der amtlichen Quellen nicht entraten zu können glaubt.

Diebstahl und Plünderung in Ehren, was ist es aber zum Beispiel mit dem Emissionsschwindel in der Nachkriegszeit, mit der Reservierung von Riesenpaketen an Neuaktien zum bewilligten Begebungskurs in Hausse-Epochen für die Unternehmer dieser Emission, mit dem Betrug an den Aktionären durch überflüssige Verwässerung des Aktienkapitals? Was ist es mit der Technik des Inflationsgewinnes? Mit der Auspumpung der Banken durch ihre Präsidenten, die sich für täglich entnommene wertbeständige Valuten mit täglich sinkenden Kronenbeträgen belasten ließen? Was ist es überhaupt mit dem großen Dieb, der nicht eigenhändig stiehlt, sondern sich eines Generaldirektors zu bedienen pflegt; der nicht Fremde und Unvorbereitete, sondern seine Geschäftsfreunde und Kommittenten, nur jene, deren Vertrauen ihn zum Präsidenten gemacht, ausraubt; der nicht durch Einbruch und Überfall, sondern in den Formen des Handels und Verkehrs, mittels Generalversammlungsprotokoll, mittels Korrespondenz und Schlußbrief seinen Diebstahl vollbringt?

Eine fachwissenschaftliche Untersuchung, die sich der rohen und einfältigen Mittel der seminaristischen Schulweisheit bedient, kann die Kriminalität eines Landes und einer Zeit nicht aufzeigen. Mit statistischem Gepränge und graphischen Kurven ist nichts über das Problem gesagt. Nur ein großer Romanschriftsteller kann solche Darstellung unternehmen. Die Lehre auf diesem Gebiet wird von der Unterhaltungsliteratur bestritten. Da gilt das Wort Schillers: „Der einzige wahre Mensch ist der Dichter, und auch der größte Philosoph ist nur eine Karikatur gegen ihn." Und was für eine Karikatur auch gegen den kleinsten Philosophen ist der sogenannte Kriminalist?

Auf dem Nachttisch von Peter Panter

Das Bett als refugium vor dem Leben. Goethe und Mark Twain sind manchmal überhaupt nicht aufgestanden: bei Regenwetter oder wenn ihnen das Leben nicht gepaßt hat oder aus sonst einem schönen Grunde. „Von der Straße herauf", steht in einem Roman, von dem wir gleich hören werden, „vernahm sie ab und zu das Gerumpel eines Lastwagens. In der Küche unter ihrem Zimmer hatte sich ein klappernder Lärm erhoben. Von allen Seiten her kam das wachsende Getöse des erwachenden Verkehrs. Sie fühlte sich hungrig und einsam. Das Bett war ein Floß, auf dem sie als einsame Schiffbrüchige saß, ewig einsam, treibend auf einem grollenden Ozean. Ein Schauder lief über ihr Rückgrat. Sie zog die Knie dichter ans Kinn herauf."

Wäre ich nun der Reklamechef des Verlages Georg Müller, so sagte ich: „Hätte die Dame unsre Kriminalromane Frank Hellers gekannt, so wäre sie niemals schlechter Laune. Gegen solche Angstzustände gibt es — abgesehen davon — nur unsre Original-Heller-Kriminalromane! Regenfeste Ironie! Dauerhafte Spannung! Herr Collin in allen Lebenslagen!" So spräche ich, und ich hätte nicht einmal so unrecht.

Was ich über diesen Herrn Collin schon gelacht habe, das geht auf gar keine Kuhhaut, geschweige denn auf eine Weltbühnenseite. Man lese, was auf Seite 17 von „Herr Collin ist ruiniert" steht, und wer dabei stockernst bleibt, dem will ich etwas schenken: eine Nagelfeile oder einen Toilettepapierhalter mit Musik oder, was dasselbe ist, einen Band von Karin Michaelis. Meist amüsiert man sich vom Blatt — freilich gibt es schwache Bände, aber auch viele gute: „Lavertisse macht den Haupttreffer" und „Karl-Bertils Sommer", die Ihnen sicher bekannten „Finanzen des Großherzogs" (bester Offenbach!) und „Herrn Filip Collins Abenteuer". Und ehe ich einen erschwitzten historischen Roman lese („Die römische Hochzeit Seiner Impotenz des Achzehnten") lese ich lieber Hellern. Man vergißt so schön das Leid der Welt — es ist wie Whisky.

Immer kann man aber nicht Whisky trinken — man sollte es wenigstens nicht tun. Es gibt auch andre Getränke.

Da ist „Manhattan Transfer" von John Dos Passos (bei S. Fischer in Berlin). Dieser halbe Amerikaner, dessen „Drei Soldaten" (im Malik-Verlag) gar nicht genug zu empfehlen sind, hat da etwas Gutes gemacht. Ich denke, daß die Mode der amerikanischen Romane, die uns die Verleger und die Snobs durch Übermaß sacht zu verekeln beginnen, nachgelassen hat — und das ist auch gut so. Nicht etwa, weil nervöse und wenig erfolgreiche Reaktionäre der Literatur, zum Beispiel in den ‚Münchner Neusten Nachrichten', gegen die Übersetzungen aus dem Fremdländischen poltern —, sondern weil es zwischen der Hysterie der Anbetung und der Neurasthenie der Verdammung ein vernünftiges Mittelmaß gibt. Man soll fremde Länder kennen lernen — man soll sie nicht sofort segnen und nicht gleich verfluchen. „Manhattan Transfer" ist ein gutes Buch — die Amerikaner haben sich da einen neuen Naturalismus zurechtgemacht, der zu jung ist, um an den alten französischen heranzureichen, aber doch fesselnd genug. Es sind Photographien, nein, eigentlich gute kleine Radierungen, die uns da gezeigt werden; ob sie echt sind, kann ich nicht beurteilen, die Leute, die lange genug drüben gelebt haben, sagen Ja. Es ist die Lyrik der Großstadt darin, eine durchaus männliche Lyrik. Der Einsame auf der Bank: „Fein hast du dein Leben versaut, Josef Harley. Fünfundvierzig und keine Freude und keinen Cent, um dir gütlich zu tun." Das hat einmal so geheißen: „Qu'as-tu fait de ta jeunesse?", und das ist von Verlaine und ist schon lange her, aber doch neu wie am ersten Tag.

Das Mädchen da liegt auf ihrem Zimmer in der großen Stadt, schwimmt in der Zeit und ist so allein. Sehr schön, wie ein Mann auf der Bettkante sitzt, und da ist eine Frau, seine Frau, und ein Kind, sein Kind — und plötzlich sieht er, daß er „hagere rötliche Füße hat, von Treppen und Trottoirs verkrümmt. Auf beiden kleinen Zehen saß ein Hühnerauge." Und da hat er Mitleid mit sich und weint.

Das Buch ist auch formal gut — Dos Passos ist nicht nur ein Dichter, sondern auch ein begabter Schriftsteller. Sehr hübsch ist diese Denkfigur, der man öfter bei ihm begegnet: „Auf dem Treppenabsatz befand sich ein Spiegel. Kapitän James Merivale blieb stehen, um Kapitän James Merivale zu betrachten." Und diese, die gradezu programmatisch ist und viel tiefer als sie, leichgefügt, wie sie ist, zu sein scheint: „Nichts hat so viel Erfolg wie der Erfolg." Eine ähnliche Drehtür des Stils steht bei Sinclair Lewis, im „Elmer Gantry", einem Buch, von dem hier noch ausführlich die Rede sein soll. Ein einziger Klub, heißt es da, wird Herrn Gantry, den Prediger, vielleicht aufnehmen. „Des Ansehens wegen. Um zu beweisen, daß sie unmöglich den Gin in ihren Schränken haben können, den sie in ihren Schränken haben."

Die Übersetzung von „Manhattan Transfer" durch Paul Baudisch ist sauber und anständig. Kleine Anmerkung: Man sagt im Deutschen kaum: „Das macht mich zipflig" —, sondern wohl immer: „Das macht mich kribblig". Und was ist dies hier? „Dü Mauretania läuft öben eun; vürundzwanzig Stunden Verspötung" — Spricht eine alte gezierte Dame so? ein Oberhofprediger? Nein, das ist die Übersetzung irgend eines „slang", und die Männer, die sich mit Übertragungen aus dem Englischen befassen, sollten sich das abmachen.

Weil wir grade bei Amerika sind: da ist eine Kümmerlichkeit über Ford erschienen (S. Marquis „Henry Ford" bei Carl Reißner in Dresden. Das Buch ist übrigens zu teuer.) Vorn bewährt ein Mann, der offenbar Geistlicher ist, Männerstolz vor Dollarthronen, indem er zeigt, wie unfordisch der Automobilmann seine Angestellten behandelt; wie sie nicht auf anständige Art gekündigt, sondern verärgert und herausgedrängt werden, große Unternehmen haben ja zur Entlastung des Chefs gewöhnlich zwei bis drei Herren für den Meineid ... und man bekommt überhaupt einen etwas gemischten Eindruck von dieser Seelenmühle der Humanität. Hinten steht von einem andern Autor das Gegenteil: welch ein großer, welch ein gütiger, gediegner, hilfsbereiter, sozial empfindender Mann dieser Ford sei. „Seinen gesamten Kriegsgewinn — 29 000 000 Dollars hat Ford bedingungslos, ohne Einschränkungen und Rückhalt, an die Regierung abgeliefert. So handelte ein Pazifist." Genau so.

Klapp. Ein Buch ist vom Bett gefallen, liegen lassen ist aus Prestigegründen unmöglich — die andern Bücher machten sich die Schwäche sofort zunutze und fielen alle gleichfalls. Was ist das —?

Es ist das „Jahrbuch des Verlages Paul Zsolnay" — eine sehr lesenswerte Sache. Dieser Verlag, der noch ganz jung ist, hat sich in wenigen Jahren zu einer beachtlichen Höhe aufgeschwungen, und grade, weil ich einen Teil seiner Autoren für umstritten halte und andre für einen gediegenen Zeitvertrieb der gebildeten Mittelklasse, so ziemlich das unausstehlichste, das es in Deutschland gibt, blättere ich gern in seinen Büchern. Er hat Galsworthy, den ich nicht lese, und den großen Heinrich Mann; er hat Molnar und Max Brod, den ich immer lese, und er hat H. G. Wells. Das ist ein Kerl! Der einzige, dessen Optimismus über den Lauf der Welt nicht fade schmeckt; ein goethischer „Dilettant" im edelsten Sinne; ein gebildeter Unfachmann — ein Dichter und ein Mann des Fortschritts und tausendmal wertvoller als der ganze Shaw.

Sehr reizvoll ist in diesem Jahrbuch ein Kapitel Franz Werfels „Der Snobismus eine geistige Weltmacht". Das Negative daran ist

zum Teil brillant; das Positive ... es fällt mir schwer, das zu sagen: aber es ist etwas von Rentenphilosophie darin, von Geborgenheit, von etwas, das er „verwurzelt" nennt und das doch nur die Sicherheit ist, die ein Scheckheft gibt. Ich mag solche geborgenen Menschen nicht. (Was nichts mit Werfels großen dichterischen Qualitäten zu tun hat.)

Merkt man noch an, daß die Bücherpreise Zsolnays erfreulich vernünftig, weil so niedrig wie möglich kalkuliert sind, so kann man dem Verlag nur Glück auf den Weg wünschen.

Also Molnar ist auch bei Zsolnay erschienen — aber ein entzückendes kleines Buch Franz Molnars hat er nicht; das hat E. P. Tal in Leipzig: „Die Jungen der Paulstraße". Das ist ein Bijou. Das Bijou ist infam ausgestattet: es hat einen niederträchtig schlechten Einband und ebensolche Zeichnungen; das wollen wir aber gar nicht. Entweder ihr laßt solche Jungens-Szenen von einem großen Künstler zeichnen — sagen wir einmal: von der Frau Sintenis — oder ihr zeichnet naturalistisch durch, wie es die Engländer oft tun: ich bin so altmodisch, zu verlangen, daß wir, wenn schon keine künstlerischen Visionen da sind, wenigstens deutlich erkennen können, wer wer ist. Diese Figuren da sehen aus wie Zeichnungen, die Jungen an die Mauern kritzeln — aber sie sind nicht halb so lustig. Das Buch hätte eine bessere Ausstattung verdient.

Ein Kapitel kannte ich schon: ich hatte es im „Welthumor" gelesen, einer der wenigen erträglichen Anthologien; Roda Roda und Theodor Etzel haben sie bei Albert Langen in München herausgegeben, sechs sehr zu empfehlende Bände, an denen es viel zu lernen und zu lachen gibt. Darin steht die Sache vom „Kitt-Verein". Die Jungen der Paulstraße hatten nämlich, was streng verboten war, einen Kitt-Verein gegründet, Zweck: unbekannt, Tendenz: unbekannt, Sinn: unbekannt, und doch so bekannt. Zweck, Tendenz, Sinn: einen Verein zu gründen. Er heißt „Kitt-Verein", weil der Präsident die Pflicht hat, den Vereinskitt („Gitt" geheißen, ja nicht: Kitt) zu kauen — und nun läuft das arme Kind den ganzen Tag mit diesem schmutzigen Kloß im Munde herum und kaut. Es ist ganz und gar herrlich. Im übrigen führen die Herren Knaben Krieg; sie führen Krieg mit den „Rothemden", Jungen von einem andern Spielplatz, und die wollen ihnen den „Grund" rauben, einen leer stehenden Bauplatz ... Krieg! Krieg!

Besser ist das Wesen einer Gruppe, also eines Vaterlandes, noch selten gezeigt worden wie hier. Die Untergebenen des Oberführers salutieren in der Klasse. „Die andern Jungen, die nicht zu der Paulstraßengruppe gehörten, beneideten diese ungeheuer, als sie Boka salutierten, zum Zeichen, daß sie die Anordnung des Präsidenten zur Kenntnis genommen hatten." Sollten wir das nicht schon mal erlebt haben —? Dann pappt der Präsident eine Proklamation an die Mauer, und die Heerestruppen gehen um sie herum und lesen sie.

AUFRUF! JETZT MUSS JEDERMANN AUF SEINEM POSTEN STEHN! UNSERM REICHE DROHT EINE GROSSE GEFAHR!

„Einige können sie schon auswendig und trugen sie von der Höhe eines Holzstoßes in kriegerischem Ton den Umstehenden vor, die den ganzen Wortlaut gleichfalls auswendig wußten, aber doch mit offenen Munde zuhörten und, wenn sie zu Ende gehört hatten, zur Planke liefen, den Aufruf von neuem lasen, und dann selbst auf einen Holzstoß kletterten, um ihn von der Höhe herab zu deklamieren." Wer wagt es zu streiken, wenn Hindenburg befiehlt? Und dann ihre Freude am Apparat! Da ist einer, der kann so schön auf zwei Fingern pfeifen. Und einmal unternimmt er eine sehr kriegerische Handlung, nur in der Hoffnung, dabei einmal herzhaft pfeifen zu können ... Und zwei haben sich gezankt, aber weil jetzt Krieg ist, müssen sie sich, laut Geheiß des Präsidenten, versöhnen. Sofort!

Ohne Umstände. Das tun sie auch. Aber sie haben eine Bitte. Nun? „Daß ich, wenn uns die Rothemden nicht angreifen sollten, daß ich ... und Kolnay dann wieder Feinde sein könnten ..." Die Krise, steht manchmal in den deutschen Zeitungen, wird bis nach dem Weihnachtsfest vertagt.

Zum Schluß ist das Buch etwas weinerlich, eine grade noch erträgliche Leierkastensentimentalität steigt auf, unterbrochen von einem wirklich schönen Satz des schwerkranken kleinen Jungen, der sich für sein „Vaterland" die Erkältung und damit den Tod geholt hat. Du stirbst nicht, sagt ihm sein Freund. „Du sagst, es ist nicht wahr?" „Ja." „Lüge ich vielleicht?" Man beruhigt ihn. Aber er läßt sich nicht beruhigen. „Also, ich gebe mein Wort darauf, daß ich sterbe!"

Ich glaube, daß Frauen mit dieser Erzählung sehr viel anfangen können — eine Mutter wird das Buch noch besser verstehen als ein Mann. Übrigens ist es ein Vorkriegsbuch — seltsam, daß die meisten Dinge erst dann literarische Gestalt annehmen, wenn sie schon lange vorbei sind; ferne Planeten zeigen sich Lichtjahre nach ihrer Entstehung an. Das Buch gilt ganz und gar für meine Generation — die Jungen spielen heute anders, fühlen anders, sprechen anders; nicht, als ob sich die Menschen änderten, aber die Ausdrucksformen ihrer seelischen Regungen ändern sich. Heute ist vieles wohl mehr ins Sportliche, ins Technische transponiert — wir wissen das noch nicht. Denn, was sich da als „heutige Generation" aufkakelt, ist gar keine. Da ist das Loch, das der Krieg gerissen hat: eine Generation fehlt. Ein Repräsentant wie etwa Erich Ebermeyer ist überhaupt nichts — nur unbegabt und unjung, und leicht verschmockt sind sie fast alle. Man braucht nicht gleich auf das Niveau Klaus Manns herunterzusteigen, der von Beruf jung ist und von dem gewiß in einer ernsthaften Buchkritik nicht die Rede sein soll — aber wie alt sind sie! wie fertig! Wenn es noch Chaos wäre! Aber es sind fix und fertige Feuilletonredakteure mittlerer Provinzblätter, und keine guten.

Die Guten lassen leider fast überall eine Sitte durchgehen, die eine saubere Buchkritik auf das schärfste kompromittiert. Es ist da ein Lobgehudel ausgebrochen, das jede Empfehlung wertlos macht: es gibt keinen Verlag mehr, der nicht für jedes seiner Bücher ein Zeugnis vorweisen kann, wie es Dante, Balzac, Strindberg, Tolstoi und Dostojewski zusammen nicht bekommen haben. Das ist leicht erklärlich: es gehört nämlich gar nichts dazu, leere Ballons aufzupusten — und nichts wiegt leichter als diese kleinen Lobeshaufen, die man an jeder Straßenecke zusammenfegen kann. Da schreibt jeder über jedes, da wissen alle alles —. Aber es ist doch eine Lüge und ein Schwindel, wenn jede neue Verlagsentdeckung („In Amerika 80 000 000 000 000 Exemplare verkauft!") vier, zehn, hundertundzehn Literaten findet, die nur darauf gewartet haben, dergleichen hochzuloben. Diese Snobs, die einen neuen Modeschriftsteller wie eine Kravatte tragen, sollte man nach Hause jagen — bald wird das Publikum auf kein Lob mehr hören und nichts mehr glauben, wenn man es so anlügt.

Meist lohnt es nicht, zu „verreißen", wozu ein nur billiger Mut gehört — aber manchmal lohnt es, grundsätzlich etwas über ein Buch auszusagen, weil man dabei etwas lernen kann.

Da habe ich also gelesen, wie wunderbar schön die „Mikrobenjäger" von Paul de Kruif seien. (Im Verlag Orell Füßli, Zürich und Leipzig.)

Das Thema ist eines der schönsten, das es gibt: der echte Sieg von Menschen über die Materie, und noch dazu über die lebende. Nichts ist so groß wie ein biochemisches Rätsel. Dazu kommt, daß diese Wissenschaft sehr, sehr jung ist, kaum ein Menschenleben alt

— wieviel Heroismus, Geduld, Zähigkeit, Fleiß und Intuition haben dazu gehört, damit entdeckt werden konnte, woran lebende Organismen zugrunde gehen. Von der Therapeutik zu schweigen: diagnostisch ist ein Fortschritt da, daran ist kein Zweifel. Paul de Kruif ist ein junger amerikanischer Arzt, und was hat er nun mit seinem Thema gemacht —?

Er hat es verniedlicht. Er nennt die Mikroben „die Teufelchen", und er hat es fertig bekommen, aus den Willensmenschen Koch und Pasteur und Ehrlich Helden in baumwollgestrickten Rüstungen zu machen. „Ei, da gabs doch in der Nähe jene großartigen Farbenfabriken", wird anläßlich der Forschungen über die Syphilis gesagt, „aus denen die Großmeister der industriellen Chemie Tag für Tag ganze Buketts von entzückenden Farben in die Welt sandten." Very nice, is'n it? Daß er einmal im Zusammenhang mit den Mikroben das Wörtlein „Husch!" verwendet, nur nebenbei — ich dachte im ersten Augenblick, Hans Reimann hätte die Ausgabe ein bißchen bearbeitet.

Sagte ich „Forschungen über Syphilis"? de Kruif sagt das nicht gern. „Die gewisse ekelhafte Krankheit mit dem verpönten Namen"... Und einmal: „Eine dicke Lage von einem Stoff, den wir lieber nicht nennen wollen" und: „... bessere und immer bessere Linsen herzustellen, wie er dann aber alles damit untersuchte, auch die heimlichsten und ekelhaftesten Dinge." Was sind in der Medizin „heimliche Dinge"? Sperma? Exkremente? Es ist einfach eine Unanständigkeit, für ein Buch, das sich mit Fragen der Wissenschaft befaßt, die Sittlichkeitsanschauungen einer mittleren Amerikanerin zur Norm zu machen.

Unterbrochen wird dieser Unfug durch die Schilderung von Ärzten, die scheinbar raunzt, in Wirklichkeit aber diese Romanhelden goldisch findet. Pasteur klettert in seine kleine Dachkammer herauf, die er sich in der Ecole Normale Supériere eingerichtet hat — „Am nächsten Morgen flog er zu seinem gebrechlichen Inkubator, er wußte gar nicht, wie er hinaufgekommen war, natürlich ohne Frühstück!" Denk mal, Anne: ohne Frühstück! Und die Versuchstiere sprechen so niedlich: eine Schildkröte, an der experimentiert wird, „steckte ab und zu den Kopf aus dem Panzer und schien aus einem Auge zu zwinkern: ‚Fein schmecken sie, die Bazillen, bitte um mehr!'" So, genau so steht die reisende Frau Roseberry vor dem Kapitol in Rom. Man weiß manchmal nicht, ob sich der Mensch, der das geschrieben hat, nur so lacknaiv stellt oder es wirklich ist. Von Frau Pasteur: „... nachdem sie die Kinder zu Bett gebracht hatte, deren Vater er in der Zerstreutheit geworden war..." Als Witz wäre das sehr gut — aber ich fürchte, es ist ein unabsichtlicher. Mitunter jedoch ist dieser Entdecker der Sacharin-Mikroben, der seine Forscher Monologe im Geist einer Sonntagsschule halten läßt, durchaus nicht naiv, sondern bösartig.

Die Art, in der der Franzose Pasteur und der Deutsche Koch gegeneinander ausgespielt werden, ist höchst unfair — doppelt unfair für einen, der so lange in Frankreich am Institut Pasteur gearbeitet hat. Immer wieder wird die alberne Nationalitätenfrage in dieses Gebiet getragen — und mitunter steckt der echte, schlechte Amerikaner hunderprozentig seinen Kopf hervor. Von Ehrlich und seinem Assistenten Shiga: „Diese Bestien (die Mikroben) machen sich gar nichts daraus, wenn ein Jude und ein Japaner ihre Beharrlichkeit vereinigen, um sie mit leuchtenden Farben zu vergiften." Es wimmelt von solchen Stellen, deren Geschmacklosigkeit so groß ist, daß man nicht weiß, ob sie auf Frechheit oder Dummheit oder auf stilistischem Unvermögen beruhen. Wenn einer von einem Professor schreibt, er gehe „in seiner saloppen Poetenhaltung" herum, dann ist er eben ein Kaffer. Peinlich, wenn sich so etwas an große

Männer mit der Gehirnleere eines Fußballspielers anbiedert: „Er konnte aber auch, so beweglich war das Japchen, ein Dutzend Experimente zugleich durchführen." Kurz: so sieht das aus, was der Übersetzer, der seine Sache recht gut gemacht hat, im Vorwort „vornehme Popularität" nennt.

Dabei hat das Buch echte und seltene Helden zum Thema: denn dies sind Helden, die sich die Lues und das gelbe Fieber zu Versuchszwecken injizieren ließen. Die Witwe eines Mannes, der dabei drauf ging, bekam vom amerikanischen Kongreß fünfzehnhundert Dollars jährlich, was drüben nicht viel ist, und einer, der beinah draufgegangen wäre, erhielt eine goldene Uhr und 115 Dollar, und vom lieben Gott wurde ihm eine kleine Paralyse dazu verliehen. Das sind wahre Helden — nicht die Herren Hindenburg und die andern.

Das Buch ist selbst eine Mikrobe: die der amerikanischen Weltkrankheit. Dieser verniedlichte Tod; diese Karikaturen, die so aussehen, wie sich eine höhere Mädchenschulvorsteherin einen heldenhaften Arzt vorstellt; diese fatale Anmeierei an ein halb gebildetes Publikum, das solche Bücher gern liest, weil das „Thema ihm so hübsch nahe gebracht", also heruntergebracht wird, so daß man nachher schön darüber mitreden kann: es ist das eine Verbreitung der „Bildung", die mir auf das höchste zuwider ist. Und nicht das ist das Tadelnswerte, daß es hüben und drüben Lessinghochschulen gibt, sondern daß sich die Leute, die sie besuchen, wer weiß was darauf einbilden und sich nie gebildete Laien nennen, sondern als „ernste Kenner" durch die Welt spazieren.

Ohne uns. Wenn das drüben die Art ist, ein schwieriges und wichtiges Thema an die Massen zu bringen, so soll uns das nicht kümmern. Aber es ist doch wohl nicht nötig, in Europa noch einmal auf den infantilen Standpunkt eines jungen Landes zurückzugehen und wieder von vorn anzufangen. Immerhin hat es ja hier einmal so etwas wie einen Humanismus gegeben. Nicht ein Mal — auf 346 Seiten nicht ein Mal ein Aufblick zu den Sternen; kein Gefühl für das Geheimnisvolle in der Natur — gestrickter Pietismus und kein Gran von Frömmigkeit. Amerika hat wertvolle Leute. de Kruif ist ein guter Freund von Sinclair Lewis und ein geistiger Nährvater des „Dr. Arrowsmith"? Es tut mir sehr leid: sie sollen ihn drüben behalten.

Jetzt haben wir uns aber richtig in Schlaf geärgert, das Licht erlischt, und die Gedanken kreisen um die Mikroben eines prohibitionistischen Kamillentees, gegen den es offenbar kein Toxin gibt. Doch: es gibt eines. Die lernbegierige Offenheit eines ältern Kontinents und das Selbstgefühl auch den Wolkenkratzern gegenüber Europäer zu sein.

Kaufmanns-Latein von Ernst Bloch

Darauf einmal zu sehen, dürfte mehr als heiter sein. Für Geld und gute Worte, sagt man, ist alles zu haben. Achten wir auf die guten Worte, die das Geld noch auf die Schale legt, wer weiß, warum.

Sonst gehen Kaufleute nicht über den Tag hinaus, in dem sie blühen. Rückwärts reicht der Blick selten hinter die neunziger Jahre, vorwärts meinen sie, es müsse immer so bleiben. Aber so aktuell der Kaufmann ist, seine Sprache legt ein Gedächtnis an den Tag wie eine Heuscheuer. Nicht nur Agio, Saldo, banca rotta, merkwürdiges Italienisch führt sie mit, seit den Tagen der Medici, sondern auch Latein verkehrt an der

Börse. Nicht immer lustlos, hat Altes bewahrt oder aus Neuem Kapital geschlagen.

Auch dem lustlosen Zeug sei erst ein Blick gegönnt. Vom neugriechischen telos, das bloß noch Haltestelle heißt, oder gar mystikon organon, das zum Geheimpolizisten geworden sein soll, ist kein weiter Weg bis zu Existenz, Objekt und Realität im Anzeigenteil. Viele Leute stehen hier ohne Existenz da, aber einigen wird sie durch den Verkauf eines Artikels sogar monatlich garantiert. Das Objekt hat sich gänzlich auf die äußere Seite gelegt, ist ein verkaufbares Haus schlechthin geworden, Objekte werden gesucht, Prachtecken werden als Prachtobjekte angeboten. Der Besitzer von Objekten ist in Österreich ein Realitätenbesitzer und der Häusermarkt ein Realitätenmarkt, hier haben Realitäten sogar ihren Verkehr. Ernsthafter kursieren Worte wie Auspizien (am liebsten als günstige, übernehmen zwei tüchtige Brüder das Geschäft), Konjunktur und Konstellation (mit der Börse als empfindlichem Instrument). Diese stammen pfeilgerade aus dem römischen Opferbrauch oder aus der Astrologie, haben ihre Sterne verloren, doch der Warenumlauf, wofür sie gelten, ist selbst eine Art Natur, den meisten ihre Hölle, wenigen ihr Himmel geworden.

An zwei Worten aber wird schwer, nichts als Satire zu schreiben. Die Worte Information und Substanz sind auch im philosophischen Zusammenhang interessant, wie sie ein Kaufmann meint. Das Wort Information ist vielleicht französisch vermittelt, vielleicht auch kommt es noch unmittelbar von der Scholastik her, hat sicher einen rein scholastischen Sinn. Sich über einen informieren, heißt über einen ins Reine kommen zu wollen. Über seine Solvenz, also seine Kraft, sich aus Verbindlichkeiten zu lösen. Über seine Liquidität, also die Flüssigkeit seiner Mittel, denn nicht alle Zahlungsschwierigkeit beruht auf Insolvenz, ein Kaufmann kann auch in Waren oder Grundstücken festliegen. Über seine Bonität, ein freilich wieder kurioser Ausdruck, partem pro toto setzend wie die Realität (und vielleicht nicht einmal so), kam der Idee des Guten ganz entsprechend. Die Information selbst steht aber als merkwürdiges Denkmal scholastischer Erkenntnistheorie da, sonst fast überall vergessen oder wenigstens nicht mehr lebendig. Scholastisch geht die Erkenntnis nicht vom Bewußtsein oder seinen Kategorien aus, wie seit Descartes in der ganzen neueren Philosophie, sondern lediglich vom Gegenstand, wie er dem Subjekt vorgeordnet ist und die Erkenntnis zu einer abbildenden oder nachbildenden macht. Alle Erkenntnis geschieht hier durch Ähnlichwerdung des Erkennenden mit der Form des zu erkennenden Gegenstands; der sich Informierende formt sich also heute noch in die Form des Gegenstandes ein, erkennt durch Angleichung des Intellekts an die Sache, des Begriffs an die Form der Sache. Dazu noch konjugiert gleichsam der sich Informierende das Substantiv forma, macht also das Erkennen durch Form schmiegsam wie letzthin diese selbst, keineswegs nur auf Starres, sondern auch auf Prozesse beziehbar. Goethe nannte es einmal ein Unglück am philosophischen Latein, daß

es uns fast lauter Substantive, zu wenig Verba an die Hand gab; wodurch die Welt hart, knöchern wurde, keine andre als bureaukratische Ordnung möglich schien. Das Verbum informieren ist davon durch eine wichtige Ausnahme, brauchbar auch noch derart, daß uns selbst heute, im gelenkigeren Deutsch, Form und Inhalt sehr hart, mit recht ödem Dualismus gegenüberstehen. Die funktional gemachte Form vermindert den Abgrund zwischen ihr und dem Inhalt, setzt die Information als eine Tätigkeit des Inhalts selbst, im Erkennenden wie im Objekt. Der Erkenntniswille des Kaufmanns will sich zwar meist nur über die Bonität seines Partners informieren, aber ist dieser für gut erkannt, so kommt ein Geschäft in Gang und zwei Stücke Dasein gehen miteinander konform.

Noch dankbarer hört man dem andern Wort zu, groß genug, um viel falsche Größe klein zu machen. Es stammt aus der Zeit der Inflation und setzt dieser gegenüber die Substanz, als den Sachwert oder das Gold. Nie vorher wurde dermaßen der Zauber der großen Zahl zerstört, geologische Jahrmillionen reichten nicht einmal aus, einen Bissen Brot zu kaufen. Die achteinhalb Lichtjahre der Sirius-Entfernung ergeben, in Kilometer umgerechnet, einundachtzig Billionen rund, sind also in Papiermark gesehen, gegen Ende der Inflation, rund einundachtzig Goldmark oder zwanzig Dollars wert. Hebel läßt in seinem Schatzkästlein eine Kanone vom Mond, gar von der Sonne auf den Leser abschießen, und wie ruhig kann dieser noch heiraten, Kinder kriegen, fast sterben, bis die Kugel vom Mond herunterkommt, von der Sonne ganz zu schweigen; so groß ist der Artillerie noch der Weltraum. Rechnet aber ein fleißiger Leser selbst die Entfernung des Orionnebels — angeblich auf sechs Millionen Lichtjahre geschätzt — in Kilometer um, setzt diese den Papiermark gleich, so enthält ein Lichtjahr neuneinhalb Billionen Kilometer, die Orion-Entfernung also siebenundfünfzig Millionen Kilometer-Billionen, folglich, wieder gegen Ende der Inflation, genau siebenundfünfzig Millionen Goldmark oder noch nicht vierzehn Millionen Dollars Valuta. Kaufmännisch rückte die Inflation so immer mehr in die Nähe des Universums, machte ihrerseits gut, was das kaufmännische Substanz-Latein fehlte, das vom großen Pan diesmal mit Recht nur partem pro toto, Gold oder Sachwert statt des unendlichen Raums überließ. Die ungeheure Oriondistanz lag in Gold noch unter dem üblichen amerikanischen Reichtum; der kaufmännische Substanzbegriff raubte allen Minnesängern kosmischer Unendlichkeit das Argument. Alle Verführungen von Größe gehen an solch skurriler Rechnung zuschanden; Gespräche, Dialoge, kosmische Überbietungen und Unterbietungen aller Art kamen daran nachhause. Als einer zu seinem weisen Freunde sagte: „unsre Gespräche mögen fein und tief sein, aber wie stumm sind die Steine und wie unbewegt bleiben sie von uns, wie groß ist das Weltall und wie armselig steht die ‚Höhe' unsrer Peterskirchen davor; was müßte die Erde selber erst zu sagen haben, wenn sich ihr ein Mund öffnete von Lissabon bis Petersburg, und nur wenige Urworte donnerten, orphisch": da nun erwiderte der weise Freund,

ein Lokalpatriot der Kultur: „die Größe schreckt mich nicht, denn eine Ohrfeige ist kein Argument, und die Erde? sie würde vermutlich lauter Unsinn reden, denn sie hat weder Kant noch Platon gelesen." Dies alles erlernte man neu an der irdischen Inflation, als kosmisch gedacht, an der ökonomisch-substantiellen Leere großer Ziffern, gewaltige Masse; und auch Schillers Distichon gegen die Astronomen sah sich plötzlich ganz unerwartet instrumentiert, in seinem moralischen Kantianismus: die Natur war nicht mehr groß, weil sie zu zählen gab, im Raum wohnte das Erhabene nicht. Der Goldwert, die Goldzeit, der Goldraum des Universums ist unbekannt, aber die Ähnlichkeit zwischen aufgeblähten Inflationsziffern, geologischen Zeiträumen, astronomischen Entfernungen, die Ähnlichkeit nicht zum Buch, aber zum Wälzer der Natur war verblüffend. Auch Jean Paul suchte einmal den Sachwert herauszudestillieren, und er nannte ihn Nebenerde: alle Gletscher, Eiswüsten, Saharen, Grönlande wollte er niederschlagen lassen zu einem ausgeschiedenen Phlegma; herausprozessiert aber sollten die Tempetäler und Azurküsten werden, eine Welt, die wir wert sind, die unsrer endlich wert ist. Viel, vielleicht zuviel Idylle ist in der Chemie dieses Traums, doch niemand kennt ja die Substanz des Alls, ist es erst zusammengelegt, und das Subjekt, das auf sie Anspruch hat. Mit Gold ist sie fast noch besser als mit Tempetälern bezeichnet, ja, das Kaufmanns-Latein, das mit Konjunktur neue Astrologie treibt, hat mit seiner Substanz fast alte Alchymie betrieben, bloße Quantität zur Emballage gemacht. So seltsam setzt sich Substanz zur Inflation in einem philosophisch bislang nicht gebrauchtem Gegensatz; seine Verwendung werden nur Freunde der natürlichen Inflation, keine Sucher der Substanz respektlos nennen.

Aus Spaß Ernst zu machen, ist sonst nicht immer gut. Aus Kaufmanns-Latein, Zeitungsgeschwätz und Tee-Deutsch ist unsre heutige Bildungswelt zusammengesetzt. Viel mehr als das Kaufmanns-Latein hat die Zeitung Klischee, dessen Original verloren ging: da werden Haare in der Suppe gefunden, goldne Brücken gebaut, Parteisüppchen am Feuer der Revolution gekocht, immer wieder stehen einige wie die ganz rätselhaften „betrübten Lohgerber da, denen die Felle fortgeschwommen sind". Da wird die Kieler Woche eine Treibhauspflanze genannt, deren Kräftigung von vielen Seiten nicht ohne Sorge beobachtet wurde; welche Sorge, welche Beobachtung, und die Woche als Pflanze, die Regatta als Treibhaus. Da schleicht das Gespenst der Ratlosigkeit durch den Blätterwald der Rechten; ein Kontrapunkt sondergleichen, von einem weißen Raben im deutschen Blätterwald gesungen, aller Galgenhumor einer toten Sprache geht hier ratlos um. Und das Tee-Deutsch? es hat vollends keine Substanz mehr, bleibt der Spaß einer untergehenden Klasse; Papageien, kein Papageiengefieder blickt aus dem eintönigen Grau, nicht die leiseste Dünung von der Größe, der kühnen Seenot früherer Bourgeoisie rollt hier noch aus. Euch Ihr Götter gehört zwar auch der Kaufmann nicht, doch sein Latein gehörte einmal zur Philosophie; und deren Begriffe treiben auch unbeachtet.

Der Kuli von Arthur Holitscher

Meine blaue Jacke habe ich am Stacheldraht zerrissen,
Die Watte aus meiner blauen Jacke ist am Stacheldraht hängen geblieben
Bei der Flucht, weil ihr geschossen habt,
Verfluchte Hunde von der andern Seite — weiße Hunde, Räuber,
Fremdlinge in Khaki!

Ich habe keine Zeit mehr gehabt, die Watte von den Stacheln zu klauben.
Jetzt hat die Frau mir den Riß vernäht.
Meine Jacke kostete vier Dollar mexikanisch.
Ich bin ein armer Kuli.

Was habt ihr die Straße mit Draht abzusperren:
Die Futschaustraße mit unseren Teehäusern,
In unsrer Stadt Shanghai, die uns gehört!
Gehört die andre Seite der Futschaustraße etwa nicht uns?
Wo ihr geht, verfluchte fremde Teufel, mit eueren Stöckchen in der Hand,
Und eurer Pfeife zwischen den Zähnen,
Und dem Revolver in der neuen gelben Tasche, die leuchtet!

Gehört die andre Seite der Futschaustraße etwa euch?
Wir haben sie gebaut, wir, diese Seite und die andere Seite,
Wir haben die ganze Straße gebaut,
Und die ganze Stadt,
Und dieses Reich China, Reich der Mitte, Menschenreich,
Reich des ewigen Kungfutse und unserer Ahnen,
Die unruhig in den Lüften flattern, uns zu Häupten
Mit Flügelschlagen, das ihr nicht hört —
Verfluchte weiße Hunde mit euren schmutzigen Händen und groben Ohren
Und eurem blutbespritzten Gott!

Wir werden den Stacheldraht fortreißen aus der Futschaustraße,
Wir werden auf beiden Seiten der Straße gehn, auf dieser Seite und jener Seite!
Diese Straße gehört uns, wie diese Stadt Shanghai,
Und wie die Stadt Kanton, Peking, Hongkong, Nanking, Hankau, Tsingtau, Tientsin, Tungpo, Ningpo,
Und dieses Reich mit allen Provinzen
Euch Räubern zum Trotz!

Wir werden frei gehen auf allen Straßen und auf beiden Seiten jeder Straße,
Frei und ungehindert,
Wie die Geister unserer Ahnen auf beiden Seiten der Futschaustraße schweben,
Eure Stacheldrähte verlachen mit ihrem gläsernen Gelächter,
Das ihr nicht hört. — Grobohrige, Blutfingrige — verfluchte Teufel!

Wir werden eure Stacheldrähte fortreißen aus der Futschau-
straße
Und eure Därme, die an ihnen hängen werden,
Wie die Watte aus meiner blauen Jacke,
Den Hunden vorwerfen, den Hunden in der Jessfield-Vorstadt.

Aus den „Gesängen der chinesischen Revolution"

Kunst, Stil und Natur von Moritz Heimann

Aus dem Nachlaß

Das Volk — eine Naturerscheinung; aus dieser Naturerscheinung eine sittliche zu machen, ist das Wesen der Kultur. Ein Volk kann eine sittliche Erscheinung sein, also Kultur haben, und doch verderbt sein; und umgekehrt, ein Volk von Sinzerität braucht noch keine sittliche Erscheinung zu sein, also noch keine Kultur zu haben. (Unterschied von Kultur und Religion.)

Persönlichkeit und Kultur. — Kultur schaffen heißt Bedingungen schaffen, unter denen die Persönlichkeit überhaupt nur erst zu ertragen ist. Die Persönlichkeit ist nur zu ertragen, wenn sie absolut herrscht. Wo aber nicht die Persönlichkeit herrscht, sondern was Andres, der Staat, die Güte, die Schönheit, da ist die Persönlichkeit sogleich beengt, bedrängt, „tragisch". Man muß es ihr darum leicht machen, sich zu fügen, und das nennt man Kultur.

Wer nie die soziale, von Menschen geschaffene Bindung erfährt, der erfährt endlich die durch die Natur geschaffene und fragt: Warum bin ich nicht der Stärkste, der Schönste, der Klügste? und wird darüber unselig.

Man soll der Natur nicht die Hand reichen, sonst nimmt sie den ganzen Arm. Das Rassetier, unter seine Naturbrüder entlassen, geht zugrunde; das Gehirn ist weicher als Knochen. Und der Mensch ist auch ein Rassetier.

Das Malheur für die neuern Deutschen ist, daß sie nicht mehr natürlich sein können, und nun wollen sie alle den einzigen Ausweg: groß zu werden.

In der Kultur ist, unablösbar, etwas Allgemeines, was dem rein Nationalen widerspricht. Der Geist widerspricht der Natur: das ist der Kontrapunkt des menschlichen Lebens; eine ewige vielfache Melodie, die, auf die einzelnen Stimmen zu reduzieren, sie verarmen heißt. Die Nationalisierung, da und dort, ist notwendig; im Hintergrund der Zeiten lauert schon die Macht, die diese Genugsamkeit verwirft.

Dramaturgischer Selbstmord von Peter Flamm

Georg Hirschfeld, selbst der sanfte, zarte Georg Hirschfeld hat eines Tages genug davon, kratzt alle Verbitterung, Ekel, Enttäuschung, Haß, deren er fähig, in seiner gläsernen Seele auf einen Haufen, schreibt ein Buch und mordet auf so und so viel Seiten die Dramaturgen der Welt. Überflüssige Mühe: sie haben sich längst selbst gemordet.

Es ist nicht alles Schmutz, was glänzt, es wäre zu denken, die literarische Beratung der Bühnen, die Beratung der Werke, der Bearbeitung, der Schauspieler, die Bereitung der Atmosphäre für den Erfolg durch ganz persönlichste Attacken auf den Redaktionen, nein, in den Weinstuben und Cafés sei eine Aufgabe, ein Wert, ein Ziel, mit solchem Instrument in der Hand, die eingesperrten Energien galoppieren zu lassen. Aber das Instrument ist verstimmt oder zerbrochen, was nutzt es, Wind in die Blasbälge zu treten, wenn er nicht lebendig durch die Pfeifen, sondern durch das zermorschte Leder in die Luft fegt.

Georg Hirschfeld, mein Freund, die Eitelkeit, der Hochmut, das Ressentiment der Dramaturgen mangels Aufführung der eignen Werke, Schlamperei, Nicht-Antworten, Nicht-Zurücksenden der Manuskripte: es ist das Kleinste und Wenigste, es ist der sichtbare Schaden, die zur Erde gekehrte, kühl und unbewegt leuchtende Seite des unfruchtbaren Planeten — der unsichtbare Teil, in den Ewig-Schatten des eignen Betriebes geankert, ist so voll Nacht, Blindheit, Armut, Betrug, Enttäuschung und Selbstaufgabe, daß alle Bereitschaft, Glaube und Opfer in irgendeiner Stunde reißen muß.

Gestehn wir, daß nur wenig Stücke vorhanden: um aber Shakespeare, die Klassiker, Hauptmann, Strindberg oder in Ewigkeit französisches Lustspiel zu spielen, bedarf es keiner suchenden Augen.

Die Frage des Theaters ist nicht die um ihre künstlerische, sondern um ihre ökonomische Existenz. Was in direkter Abhängigkeit, steht nun in umgekehrter Proportion: je tieferes Niveau, desto größere ökonomische Sicherheit. Aufführung bedeutet nicht mehr Frage der Stückwahl, sondern der Schauspielerbesetzung (für Berlin. Daher immer noch fruchtbarere Möglichkeiten in der Provinz). Aber selbst diese Schauspielerindividualitäten aufzuspüren, neue, von der Berliner Presse noch nicht fixierte: man besetze einfach mit der Bergner, der Dorsch oder Grete Mosheim, mit Kortner, George, Deutsch oder Klöpfer, und die Frage ist erledigt.

Der Spielplan also wird diktiert von der Angst, nicht vom Dramaturgen, die völlige Sterilität der Bühne ist die Resultante aus Mangel neuen Werkes und der ökonomischen Verflochtenheit. So heißt die Aufgabe: ein Stück zu finden, das dem Publikum gefällt, das die Presse nicht verreißt, das eine Rolle für Ernst Deutsch enthält, weil Ernst Deutsch engagiert

ist und mit seiner Gage spazieren ginge, wenn nicht — nun, Ernst Deutsch ging spazieren, monatelang, mit seiner Gage: der Fluch des Berliner en suite-Theaters.

Ist also ein Dichter vorhanden, vielleicht wirklich da —: es ist sicher kein Geschäft, das ökonomische Risiko bleibt untragbar, welcher nicht subventionierte berliner Direktor sollte —: er wird immer nur hundertprozentig gesichert gehn können, sein Dramaturg wird sein Beamter, wird sein Sekretär.

(Ein Ausflug ins Persönliche: als ich nach Jahren Wilhelm Schmidtbonn in seiner Rottacher Wohnung wiedersah, vermißte ich in dieser Begrüßung die gewohnte Wärme: „Sie haben einen neuen Ausdruck in Ihrem Gesicht, wie — von einem Beamten". — „Ja", sagte ich, „wer sich mit Hunden niederlegt, wird mit Flöhen aufstehn.")

Wer Beamter ist, wird als Beamter behandelt. Gage: ein Berliner Theater bot mir 350 Mark, ich war zu jener Zeit in Notlage, mußte es annehmen. War ich nicht, kam ein andrer. Jeder „freie" Schriftsteller verkauft sich unter dies Joch, für noch so wenig. Weil er zeitweise muß. Die Organisation versagt. Die Genossenschaft versagt. Warum erzwingt sie hier keine Mindestgagen? Weil sie doch umgangen würden. Dieser Berliner Theaterdirektor, der eine führende Stellung in den Tarifverhandlungen zwischen Bühnenverein und Genossenschaft einnimmt, schließt mit mir einen Vertrag, der sich als tarifwidrig herausstellt. Wenn nicht ich, kommt ein andrer: das Harakiri des geistigen Arbeiters.

Dieser dramaturgische Beamte also ist eine komische Figur, er liest die einlaufenden und von ihm herbeigebrachten Stücke: man nimmt, ohne ihn zu benachrichtigen, andre an, er empfiehlt Schauspieler, ist beim Vorsprechen dabei, bei den Proben: man wird gewiß das Gegenteil tun von seinen Empfehlungen, seinen Einwendungen. Aber man wird ihn in ein andres Theater schicken, um dort einem prominenten Schauspieler mitzuteilen, er möchte am nächsten Mittag doch ins Bureau kommen, man wird ihn auf sämtliche Redaktionen hetzen, damit die Notizen auch wirklich erscheinen, wenn sein Direktor erst mittags um eins kommt, so wird er eben bis vier dableiben müssen und Abend für Abend — auch abends? natürlich, andernfalls ...

Georg Hirschfeld, mein Freund, es genügt nicht, Bücher zu lesen, Zuschauer zu sein, Bilder zu sehn: man muß hinein in die Dinge, der Gott wurde Mensch und ließ sich ans Kreuz schlagen, um zu wissen, „wie das tut".

Hinein in die Mühle, lassen wir uns willig zermahlen von allen Dingen, wenn nur ein einziges Körnlein herauskommt: aber hier ist nur Spreu, wer nicht rechtzeitig herausspringt, merkt nicht, daß er schon längst gestorben.

Darum also das Messer in die Hand: dieser Selbstmord geschieht nicht aus Ressentiment, gegen irgend jemanden, sondern aus Wahrheit, sondern aus Bekenntnis, sondern aus Warnung, sondern aus Notwendigkeit.

Flucht von Arthur Eloesser

Matt Denant, ein Gentleman in jeder Lebenslage und zu jeder Tageszeit. Gütig und ritterlich auch in einer mitternächtlichen Unterhaltung mit einer Straßendirne, die über ihren Beruf nicht ohne Ernst, nicht ohne Geist philosophiert. Das hat Galsworthy nach seinen mühseligen Anfängen von Shaw gelernt, daß den Leuten das Mundwerk laufen darf und daraus Lebensweisheit, auch wenn man sie nicht vermuten möchte. In seinem letzten Stück, wenn es nicht das vorletzte war, philosophierte ein Fensterputzer. Probleme hin, Probleme her — das Theater muß unterhaltend sein. Unser Otto Ludwig, der nach dem schön unbarmherzigen Wort von Gottfried Keller das beste dramatische Kochbuch schrieb, und der dann sterben mußte, bevor er das erste Gericht gegessen hatte, findet dieses Rezept aller Rezepte auch in Shakespeares Küche; er rühmt ihn als den unterhaltendsten aller Bühnenschriftsteller. Unsre eignen vergessen häufig die tausend Menschen, die da sitzen, die angeredet sein und mitreden wollen. Unsre eignen sind natürlich bedeutender als alle andern. Aber sie verbleiben, mit großem Aufwand, häufig im Monologischen, in dem ihnen der Mund bis zu den eignen Ohren geht.

Matt Denant, Gentleman in jeder Lebenslage und zu jeder Tageszeit, macht sich zum Ritter der Straßendirne gegen einen Sittenpolizisten, der bei der Auseinandersetzung einen Kinnhaken abbekommt und die Ungeschicklichkeit begeht, auf den Hinterkopf und sich tot zu fallen. Der obendrein Unrecht hatte, schon weil er die schlechtern Manieren hat und wie alle Detektive auch den schlechtern Dreß. Wir bedauern nicht den Beamten, der wahrscheinlich eine große Familie mit kleiner Pension zurückläßt, wir bedauern den Gentleman wegen der Ungelegenheiten, die ihm sein allzu wirksamer Kinnhaken einbringen wird. Das ist nun merkwürdig. Polizisten zählen nicht als Menschen, weil sie immer komisch sind, wie wir das als Kinder vom Puppentheater gelernt haben. Ich bemerkte, daß dieser so prompt wie eine Marionette umfiel. Hinterher erkannte ich die Absicht. Barnowsky behandelt den Galsworthy als das, was er geworden ist, als reines Theater. Die Inszenierung hielt sich zwischen dem Drolligen und dem Ernsten in einer feinen Schwebe, die von keinem Problem beschwert sein wollte.

Auch nicht von dem des Kinnhakens, der dem bedauernswerten Gentleman vielmehr ein Stück Pech als ein Stück Schicksal ins Gesicht geworfen hat. Es läßt sich vorstellen, daß Mr. John Galsworthy unsres Georg Kaiser „Von Morgen bis Mitternacht“ gelesen oder gar gesehen hat. Das Stück ist ja wohl in London gespielt, und da die Flucht des armen Kassierers (der aber kein Gentleman ist) ein symbolisches Rennen durch diese Welt der Unwerte bedeutet, wahrscheinlich als zu philosophisch abgelehnt worden. Wenn Galsworthy daraus eine Anregung für seine „Flucht“ bezog, für eine Sache mit Schmiß, Tempo, Drauf- und Vorwärtsgehen, für eine Art Einbahnstück mit geschwindester Fahrt, vorbei an allen möglichen Typen des Lebens, so würde ich diese Konkurrenz noch für

sehr legitim halten. Auch Shakespeare hat das im Wettkampfe mit Vorgängern und Zeitgenossen nicht anders gemacht. Womit aber nicht gesagt sein soll, daß von diesen Beiden Galsworthy der Shakespeare sei. Georg Kaisers Fahrt geht tiefer, auch durch uns hindurch, während dieser Kapitän Matt Denant auf seiner Flucht aus dem Zuchthaus und in neun Episoden eigentlich nichts in uns aufrührt als ein sportliches Interesse für seine Rekordleistung.

Auf dem laufenden Band, von Galsworthy geschickt installiert, von Barnowsky in gleitender Schnelligkeit gehalten. Nur mit der alten Drehbühne. Sonst alles „ohne dem geringsten Apparat", wie der alte Taschenspieler Bellachini sich gern rühmte. Die unsichtbaren Künste sind immer noch die besten gewesen. Ein Einbahnstück, wie vorhin so richtig bemerkt wurde; es kommt nichts aus der andern Richtung, wir begegnen nicht einmal unsern eignen Einwendungen. Ist der Totschläger wider Willen mit Unrecht verurteilt, und hat er das sittliche Recht zur Flucht? Wir fragen nicht nach einem Problem, wir fragen uns höchstens: wie lange hält es ein Gentleman aus, der nie das fair play vergißt, der keine Kleider stiehlt, um endlich den Sträflingskittel los zu werden, der keine Dame kompromittieren mag, der den Sonntagsausflüglern das Auto mit Korbflasche und Schraubenschlüssel wieder zustellen läßt. Und der nur an Polizisten, Bauern, Arbeiter und andre Leute von kleiner Erziehung ein paar Notwehrpüffe austeilt. Das ist die Kunst der Ausschaltung, sehr wesentlich für den Bühnenschriftsteller, wenn er in Fahrt kommen will. Sein Gentleman entgleist erst in der Kurve; das Hindernis, das er nicht nehmen kann, ist der erste Gentleman, der ihm begegnet. Der ihn vorher erkannte, der skeptische Richter im Ruhestand, war nur ein Epigramm, das Julius Falkenstein wie seine andern Figuren sehr fein geschliffen hatte. Auch Kurt Bois bewies sich als Verwandlungskünstler in verschiedenen Humoren. Wie überhaupt die Schauspieler, alle mit Lust zu mehreren Rollen erbötig, viel blitzblankes Theater in die Hand bekamen.

Dieses Theater an sich kommt erst in der letzten Episode zum Stehen. Was wird aus dem Priester, der den Flüchtling durch eine Lüge rettet? Vor Gott und den Menschen? Den letzten Augenblick mußte Barnowsky etwas schwerer drücken und feierlich sein, da Galsworthy darauf besteht. Aber Stahl-Nachbauer als Priester mußte es nicht in demselben Grade sein. Der Gentleman im Sträflingskittel rettet den im Ornat durch freiwillige Kapitulation: ich habe vierzig Stunden Freiheit genossen und die Welt in Bewegung gesetzt. Ernst Deutsch sagt das sehr gut, nicht ohne bittere Ironie, aber auch nicht ohne den anerzogenen Gleichmut des Sportsmannes. Das Sportliche überwand die ihm angeborene Schwermut. Der Gentleman bedrückt uns mit keiner Sorge, was aus ihm werden mag, wie er das Zuchthaus vertragen und ob er nach redlicher Kapitulation seine Bewährungsfrist erlangen wird. Wir haben uns mit dem Stück drei Stunden ausgezeichnet unterhalten; wir werden über das Stück nicht nachdenken. Aber wir wären imstande, es noch einmal zu sehen. Es ist eine Schande.

Aman-Ullah und Groener von Morus

Die billige Reichswehr

Herr Groener ist bei seinem Amtsantritt als Reichswehrminister von den republikanischen Parteien so herzlich begrüßt worden, als ob von nun an eine neue Aera der Weltgeschichte datieren würde. Inzwischen hat er in seinen ersten Reichstagsreden bereits zu erkennen gegeben, daß er im Namen und unter Anruf der Republik, aber im übrigen unverändert, die Geschäfte des Herrn Geßler fortzuführen gedenkt. Insbesondere will er an der Grundlage alles weitern, an den immensen Summen des Wehretats, nicht rühren und rütteln lassen. Nur keine Abstriche an Einzelpositionen, woran man wenigstens etwas einsparen könnte. „Die einzige Möglichkeit für mich", erklärt Herr Groener, „ist nur der Vergleich mit dem Gesamtetat."

Und nun fängt er an zu vergleichen; nicht etwa den gesamten Wehretat der verschiedenen Länder unter Berücksichtigung der Heeres- und Flottenstärken und unter Berücksichtigung des Lebenshaltungsindex, sondern einfach indem er aufzählt, wieviel Prozent des Gesamtetats in jedem Lande der Wehretat ausmacht. Da steht nun Deutschland mit seinen ständig steigenden Ausgaben rein und hold da, wie Gretchen. Während die Köhlersche Denkschrift zum neuen Etat, ohne Abzug der Reparationen, den Anteil des Wehretats an dem ordentlichen Reichshaushalt noch auf 13 Prozent bezifferte, rechnet Herr Groener, indem er bescheiden nach unten abrundet, ganze 7 Prozent heraus. Frankreich dagegen, das exakt im vorigen Jahr 17,5 Prozent und im neuen Etat 20 Prozent seiner Gesamtausgaben für Heer und Flotte verbraucht, notiert bei Groener mit 21 Prozent, genau mit dem Dreifachen also von Deutschland.

Aber erst Polen! Schon im vorigen Jahr waren es dort, laut Groener, 31,5 Prozent, „für das nächste Jahr sind noch erhebliche Erhöhungen vorgesehen". An dieser Stelle ging offenbar den Statistikern des Reichswehrministeriums die Prozentberechnung aus, weil Polen nämlich im neuen Etatjahr nur auf 30 Prozent kommt. Gewiß ist auch das noch unnütz viel, aber wenn man überhaupt schon eine so ungeeignete Vergleichsbasis wählt, muß man wohl anstandshalber hinzufügen, daß der polnische Gesamtetat außerordentlich niedrig ist und im Vergleich mit dem Monstrehaushalt des noch nicht zweieinhalb Mal so großen Deutschland gradezu zwergenhaft anmutet.

Die Dividierkunst des Herrn Groener beschränkt sich nicht auf unsere westlichen und östlichen Nachbarn, sondern sie schreitet über England und Amerika bis zu den kleinsten und neutralsten Ländern fort. Bei der Schweiz angelangt, verzeichnet Groener 10,5 Prozent — auf welcher Grundlage er zu dieser Ziffer kommt, ist nicht ersichtlich. Von den Bundesausgaben beansprucht das schweizer Heer rund den vierten Teil, und auch wenn man die Kantonalausgaben hinzuzieht, ist der Anteil des Heeresetats immer noch wesentlich mehr als 10,5 Prozent. Hier hat sich die Reichswehrstatistik der Ab-

wechslung halber einmal nach unten verhauen. Trotzdem kommt Herr Groener zu dem Ergebnis: „Also auch die Schweiz mit ihrer Miliz wirft weit höhere Summen aus als Deutschland." Freilich, freilich. Offenbar ist dem Reichswehrminister entgangen, daß die Schweiz grade infolge ihres Milizsystems im Vergleich zu ihrer Einwohnerzahl heute mit das stärkste Heer in Europa unterhält, prozentual eine größere Armee, als das anscheinend so kriegslustige Polen. Während die Reichswehr 1,5 pro Mille des deutschen Volkes umfaßt, hält die Schweiz fast zehn, zeitweise sogar zwölf pro Mille ihrer Bevölkerung unter Waffen. Der Vergleich des Herrn Groener dürfte demnach leicht hinken.

In dem Bestreben, den deutschen Wehretat als den billigsten der Welt anzupreisen, hat Herr Groener auch eine feinsinnige Parallele zwischen dem englischen und dem deutschen Söldnerheer angestellt. Der deutsche Soldat, verkündet er, kostet pro Kopf über 300 Mark weniger als der englische. Auch hier zunächst ein kleiner Rechenfehler, übrigens zu Groeners Ungunsten. Nach den amtlichen englischen Ziffern entfallen auf den englischen Soldaten 5540 Mark, während es die Reichswehr im Durchschnitt für 4930 Mark macht, also eine Differenz von über 600 Mark; aber die 11 Prozent, die die Reichswehr scheinbar billiger ist, werden mehr als aufgewogen durch die höhern Lebenskosten in England, und da der englische Soldat überdies besser verpflegt und entlohnt wird als der deutsche, so bleibt auch hierfür nur die Erklärung, die sich aus allen andern Analysen des deutschen Wehretats ergibt: die Sachausgaben für das Heer sind in Deutschland weit höher als in allen andern Ländern.

Die Entdeckung Afghanistans

Mit altgermanischer, um nicht zu sagen mit orientalischer Gastfreiheit empfängt die deutsche Regierung den König von Afghanistan. Herr Marx, der zu Anfang dieses Winters einen heiligen Schwur tat, nach Faschingsdienstag keine Feste mehr mitzumachen, wird — so will es Allah — grade in der Fastenzeit besonders in Anspruch genommen sein. Auch der achtzigjährige Herr von Hindenburg wird, zum Ruhme Afghanistans, in diesen Festtagen so stark strapaziert werden, wie selbst in der Grünen Woche nicht.

Wenn ER auch fehlt, so wird es doch eine Feier in Seinem Geiste sein: mit Truppenzusammenziehungen, mit kilometerlangem Soldatenspalier und Ehrenschwadron, mit Zapfenstreich und Döberitz. Solch einen Goldrausch hat Berlin seit fünfzehn Jahren nicht mehr erlebt, seit jenen wilhelminischen Glanztagen, als Nicky von Rußland und George von England herbeieilten, um unserers Kaisers Töchterlein zu ihrem Hochzeitstage mit einem Fackeltanz zu erfreuen. Das wird sich ja dies Mal nicht machen lassen, aber sonst wird es an nichts fehlen. Nach den römer, londoner und pariser Empfängen des Königs Aman-Ullah dürfen wir uns selbstverständlich nicht lumpen lassen, und nicht nur die afghanische Welt soll erkennen, daß wir die alten geblieben sind. Ganz Deutschland eine einzige Traditionskompagnie. Schade nur, daß der Weg vom

Lehrter Bahnhof bis zum Prinz-Albrecht-Palais so kurz ist, daß dafür unsre Reichswehr eben noch ausreicht, denn das wäre doch gewiß ein triftiger Grund, unser Hunderttausendmann-Heer zu verstärken und uns eine Armee zu geben, wie es den Repräsentationspflichten der Deutschen Republik entspricht.

Eifrige Reporter haben bereits ausgerechnet, daß dieses fröhliche Königsfest eine Million oder darüber kosten wird. Die Ziffern werden wahrscheinlich übertrieben sein, aber das Auswärtige Amt hat es trotzdem unterlassen, zu dementieren. Es wäre ja gewiß auch häßlich, wenn die Gastgeber schon im Voraus den Gästen vorrechnen wollten, wieviel die Bewirtung kostet. Aber wenn die Feerie vorbei ist und die Geschäftsleute, durchaus im Sinne des Königs Aman-Ullah, sich bemühen werden, die Entdeckung Afghanistans wirtschaftlich auszunutzen, wird man doch vielleicht ein wenig erstaunt die Frage aufwerfen, für wen oder was das alles geschah.

Die Statistik Afghanistans ist begreiflicherweise noch nicht sonderlich entwickelt, und so ist es nicht ganz leicht, sich auf die Entfernung ein Bild über die wirtschaftliche Kapazität dieses Landes zu machen. Der ‚Gotha', darin mitteilsamer als die englischen Nachschlagewerke, verzeichnet für ganz Afghanistan im Jahre 1925 eine Einfuhr von 2¾ Millionen, eine Ausfuhr von 2¼ Millionen Pfund Sterling. Das wäre beträchtlich, aber es stimmt wohl auch nicht ganz. Sicher nur, daß mindestens die Hälfte des afghanischen Außenhandels aus Indien kommt und nach Indien geht. Doch schon bei Rußland wird der Fall schwieriger. Der neue ‚Gotha' glaubt, eine Einfuhr russischer Waren nach Afghanistan im Werte von 1,1 Millionen Pfund, eine Ausfuhr nach Rußland von ½ Million Pfund feststellen zu können. Die Russen, die gewiß keinen Anlaß haben, ihre Außenhandelsbilanz schlechter zu machen, als sie ist, begnügen sich etwa mit dem dritten Teil, mit 2½ Millionen Rubel Ausfuhr und 3½ Millionen Rubel Einfuhr aus Afghanistan. Die amtliche deutsche Außenhandelsstatistik registriert vorsichtshalber Afghanistan überhaupt nicht gesondert. Es rangiert zusammen mit Arabien, Mesopotamien, Syrien und einem Dutzend andrer asiatischer Gebiete in einem Sammelposten, der für Deutschland, im Jahre 1926, mit 2½ Millionen Mark Einfuhr und 8 Millionen Mark Ausfuhr zu Buche steht. Man kann deshalb ohne Übertreibung sagen, daß die Spesen dieser Festwoche gewiß nicht viel kleiner sein werden als der deutsche Jahresexport nach Afghanistan.

Hoffnungsvolle Beurteiler können natürlich grade daraus den Schluß ziehen, daß Afghanistan für Deutschland noch unbegrenzte Zukunftsmöglichkeiten hat. Wir wollen es nicht bestreiten. In einem Lande, in dem es noch keine einzige Eisenbahn gibt, bieten sich beispielsweise für das Reichwirtschaftsministerium ungewöhnlich große Chancen für Exportgarantien. Auch die Para-Gesellschaft könnte dort noch mancherlei Projekte entwerfen.

Immerhin, wir haben wieder einmal unter freundlichem Vorwand eine monarchistische und militaristische Gaudi gehabt, und das ist schon einige Hunderttausender wert.

Bemerkungen

Preußische Museumswirtschaft

Die Berliner Presse hat dieser Tage mit großer Befriedigung von einem Fortschritt im Museumswesen Kenntnis genommen: davon, daß das Schloßmuseum auch in den Abendstunden, bis 9 Uhr, geöffnet sein wird. Das ist ja gewiß ganz nett und lieb von unserm Kultusministerium, daß es die Kostbarkeiten dieser einzigartigen kunstgewerblichen Sammlung im Glanz festlich erleuchteter Räume, Säle und Galerien zeigt Es hat nur leider keinen großen sozialen Wert. Selbst wenn den Menschen, die unter Tags keine Zeit haben für den Museumsbesuch, abends dazu Gelegenheit geboten wird, müssen sie an drei Tagen eine halbe, an drei andern Tagen gar eine ganze Mark Eintritt zahlen. Das aber wird vielen zu teuer sein.

Die großangekündigte Geschichte läuft also wieder auf eine wirkungsvolle Geste hinaus. Unsre Verantwortlichen haben auch allen Grund, wieder einmal den Anschein zu erwecken, als wenn etwas geschähe auf dem Gebiete des Museumswesens. Das Schuldkonto ist auch gar zu schwer belastet. Vielleicht reißt eines Tages den braven Steuerzahlern die Geduld. Dann könnten sie am Ende doch ungemütlich werden und Rechenschaft verlangen über die unverantwortliche Wirtschaft, die in Berlin getrieben wird. Wir können einstweilen, anläßlich der Meldung, daß das noch gar nicht eröffnete Rauch-Schinkel-Museum in der Hardenbergstraße abgerissen werden soll, eine kleine vorläufige Bilanz aufstellen — ohne Gewähr allerdings für Vollständigkeit.

Das bedeutendste Objekt ist wohl der Neubau auf der Museumsinsel. Die ersten Pläne dazu stammten von Alfred Messel. Lange vor dem Kriege, als Messel starb, wurde die Bauleitung dem Stadtbaurat Ludwig Hoffmann übertragen. Hoffmann, über dessen historische Stilmeierei wir heute sehr viel skeptischer denken als die Generation vor uns, hatte zunächst an einen Bau mit wahren Säulenwäldern gedacht und Majestät für diese Nachbildung der römischen Diokletiansthermen zu begeistern versucht — freilich nur mit dem Erfolge, daß ihn der sonst so leicht enthusiasmierte Herr fragte: „Ich denke, Sie wollen ein Museum bauen und keine Badeanstalt?" Es wurde also nichts mit den römischen Kaiserbädern. Immerhin war in die Substruktionen in Erwartung der Säulenwälder etwa viermal soviel Steinmaterial hineingepfeffert worden, als man dann wirklich nötig gehabt hätte. Inzwischen gingen viele Jährlein ins Land, und als eines Tages eine Kommission des republikanischen Landtages auf dem Bauplatz erschien, um nachzusehen, was denn nun eigentlich mit dem vielen Gelde geschähe, erinnerte man, den veränderten politischen Verhältnissen taktvoll Rechnung tragend, nicht mehr an etwas kaiserlich Römisches, sondern an eine richtige Republik: an die Akropolis von Athen, die an der Spree neu erstehen sollte. Und siehe da: diesmal fand Hoffmann volles Verständnis bei seinen Auftraggebern. Er selber schwebt zwar nur wie ein Gott über dem Ganzen, der eigentliche Bauleiter ist ein Herr Wille.

Zweierlei kann man Wille nicht nachsagen: daß er schnell und daß er billig arbeitete. Der Umbau des Völkerkundemuseums in der Prinz-Albrecht-Straße, der ein durchaus ungenügendes Provisorium darstellt und nur einen kleinen Bruchteil des in Wirklichkeit vorhandenen Materials unterbringt, hat zwei Millionen Mark verschlungen. Die Bauerei auf der Museumsinsel aber — das sieht jeder Laie — kommt nicht vom Fleck. Die Instanzen können sich nicht einig werden, wie man es machen soll. Die Wünsche der Museumsbeamten werden von den Architekten sabotiert.

Über die Stadtbahn hinweg sollte eine Verbindungsbrücke geschlagen werden zwischen Kaiser-Friedrich-Museum und Neubau: mußte auf Wunsch der Bauleitung unterbleiben, obwohl unverkennbar vorgesehen. Der Architekt German Bestelmeyer hatte Räume für die mittelalterliche Abteilung eingebaut; die Bauleitung fand plötzlich, sie seien zu „historisch": sie wurden also in kostspieliger Arbeit wieder herausgerissen. Bestelmeyer fuhr verärgert nach München zurück. Wo ein „Wille" ist, da ist diesmal kein Weg.

Fall zwo und drei betrifft das Asiatische Museum in Dahlem und das bereits erwähnte Schinkel-Rauch-Museum. Bruno Paul hatte schon vor dem Kriege ein umfangreiches und schmuckes Museumsgebäude errichtet, das die asiatischen Sammlungen des Völkerkunde - Museums aufnehmen sollte. Das Dahlemer Museum, das man mit den zwei von Wille für den Umbau des unbrauchbaren alten Museums in der Prinz-Albrecht-Straße verpulverten Millionen hätte instandsetzen können vermodert inmitten von Schutthügeln. Eine Polizeiwache ist darin untergebracht — wohl die größte Polizeiwache der Welt! — und ein paar Beamtenwohnungen. Unter andern hat Herr Ministerialdirektor Gall, die rechte Hand des Herrn Ministers Becker, darin eine äußerst geräumige und preiswerte Wohnung gefunden — der preußische Staat hat ihm 50 000 Mark Beihilfe dafür gezahlt. Die Gegenstände, die in dem Museum hätten aufgestellt werden sollen, ruhen derweile treu behütet in soliden Kisten, jahraus, jahrein. Das Rauch-Schinkel-Museum ist ehemals aus der Klosterstraße ausquartiert worden und steht seit zwei Jahren fertig da. Eröffnet hat es niemand. Ein Wächter mit einem Hund hat bisher treulich da Wache gehalten. Die Herren im Kultusministerium haben viel Zeit! Jetzt verlangt die Technische Hochschule das Grundstück für einen Erweiterungsbau, und — das noch nicht eröffnete Museum wird wieder abgerissen.

Da, wo der Eifer schädlich ist: an Knobelsdorffs Opernhaus Unter den Linden, wird wie verrückt drauflosgebaut, mit dem Erfolg, daß Berlins schönstes Bauwerk für alle Zeiten ruiniert wird. Man könnte lachen über diese Wirtschaft, die alle Taten der berühmten Bürger von Schilda in den Schatten stellt — wenn es nur nicht unser Geld kostete, das für wirklich nützliche Zwecke nie zu haben ist.

Hermann Hieber

Räubergeschichten

Seit langem schon suche ich nach einer Gelegenheit, mich zu dem Schriftsteller Manfred Georg zu bekennen, dessen Theaterkritiken in ihrer fachlichen Gediegenheit, aber ganz unfachmännerhaften Blickweite, in ihrer Universalität und intellektuellen Frische, in ihrem erfolgreichen Streben nach einer an keinem zünftigen, sondern an einem geistigen Prinzip orientierten Gerechtigkeit, kurz: in ihrem Humanismus, mir nächst den Kerrischen die erfreulichsten und wertvollsten, die gegenwärtig in deutscher Sprache verfaßt werden, zu sein scheinen; und nun ist die Gelegenheit da: dieser Kritiker hat uns einen Novellettenband geschenkt, ‚Räubergeschichten' (im Spiegel-Verlag, Wien), der viel mehr bedeutet als die Probe eines starken Fabuliertalents. Das Merkwürdige dieser kurzen Geschichten (der Snob sagt: Kurzgeschichten) ist, daß in jeder zweierlei sich chemisch verbunden zeigt: die Melancholie des innern Alltags, der heimlichen Einsamkeiten, der Mißgriffe, Enttäuschungen, unausgewirkten oder schief entladnen Leidenschaften, des Alterns, des Schlemihltums, aller durchschnittsmenschlichen Durchschnittstragik ... und die Dämonie des Besondern, Sensationellen, der Situations-Pointe im Kino-, im Straßenauflauf-, im Schmökersinn. Man liest wie von einem

seelischen Wechselstrom getroffen: durcheinander zu Tode betrübt und boulevardesk fasziniert; der Autor, denkt man, muß eine tolle Kreuzung aus Lenau und Conan Doyle sein, oder aus Maupassant und Poe; an die Zeichner Rops, Ensor, Kubin fühlt man sich erinnert... von ferne, denn Georg ist immerhin um etliche Schattierungen konventioneller, feuilletonhafter. Ich weiß nicht, ob diese Formeln ein Bild geben; es bleibt ja wohl auch sehr schwer, von einem Bande Erzählungen, ohne sie nachzuerzählen, ein Bild zu geben; man lese das Buch; ob es als de la littérature zu gelten habe, mag Rilkegänsen und Proust-Affen zweifelhaft sein; unzweifelhaft ist es eine Nerven-Vibrationsmassage; und ein Anhänger der Todesstrafe wird hoffentlich nicht nur seelisch, sondern auch in seiner Anschauung erschüttert sein, wenn er darin die Geschichte von dem Mörder liest, der, als Zuschauer, der Hinrichtung des unschuldig Verurteilten beiwohnt; vom flehenden Blick des schon an den Block geschnallten Opfers getroffen, mit Entsetzen spürt, daß seine Zunge, die bekennen will, versagt; der, als das Beil niederblitzt, der Kopf in den Sand schnellt, seinen Revolver aus der Rocktasche reißt, auf den Scharfrichter feuert, an ihm vorbei in die Gefängnismauer trifft; und im Irrenhaus enden wird.

Kurt Hiller

Toboggan

„Toboggan" — man kann es nicht verheimlichen — ist in Dresden durchgefallen. Die Gründe? Erstens: Der Text. Zweitens: Die Aufführung. Der Text ging an der Dichtung, die Aufführung ging an dem Text vorbei.

Schuld sind die Dramaturgen. Das Schauspiel eines Neulings gerät in ein Theaterbüro (und auf diesem Wege in die Hände des Kleistpreisverteilers Monty Jacobs). Ein Dramaturg bemerkt die Besonderheit des Werks. Was tut er? Dem Dichter rät er, Dramaturgenarbeit zu leisten, — dem bühnenfremden Neuling, es für die Bühne umzuarbeiten. Aber aus der schöpferischen Verfassung, die das Werk geschaffen hat, ist der Neuling heraus: in die Bühnenwirkungseinstellung hinein, das kann zwar der Dichter Gerhard Menzel nicht, wohl aber der Kinobesitzer, der er im bürgerlichen Leben ist. Heute liegen, sagt man, von seiner Hand vier Fassungen des Dramas vor. Eingereicht hat er einst eine Dichtung (deren Manuskript Monty Jacobs preisgekrönt hat); gedruckt und in Dresden aufgeführt hat man einen volksstückhaften Reißer.

Denn auch die ersten Szenen der Tragödie, Kriegsbilder, mit der sprachlichen Kraft und Bestimmtheit geformt, die die ursprüngliche Fassung auszeichnet und aus ihr in den Aufführungstext übernommen, sind nun Kriegsepisoden geworden: ursprünglich waren sie der „Raum" des sinnlosen Tötens und Sterbens, der die Todeskandidatur des Hauptmanns Hans Toboggan dramatisch abgrenzt.

Dies ist der Eindruck der Aufführung: ein Schwerverwundeter reist in die Heimat zu Anna, seiner Braut, verfolgt auf allen Stationen vom Tode in wechselnder Gestalt. Auf dem Lastauto, auf dem Bahnhof, im Zuge. Um schließlich bei Anna, die sich längst getröstet, abzufahren. Manchmal merkt man: das Stück meint, daß der Heimkehrer, der vor dem Tode flieht, eigentlich tot ist. Aber man weiß nicht recht, wieso. Und man wird irregeleitet durch das Mittelstück der neuen Fassung: das aufrührerische Anhalten und Erstürmen des Expreßzuges, entstanden unter dem Einfluß russischer Revolutionsfilme (Der Kinobesitzer!).

Dazu kam, daß die Aufführung lediglich das Thema: Flucht in die Heimat, dies allerdings mit allen Schikanen eines ehrgeizigen Realismus, inszenierte. Dem wesentlichen Thema: Flucht des Toten vor dem Tode, war sie aus-

gewichen. Unheimliches wurde als szenischer Effekt eingelegt. Erich Pontos virtuoser Realismus, vertieft durch menschliche Hintergründigkeit, blieb alleiniger Erfolgträger.

Barnowsky wird das Werk in Berlin spielen. Soll man ihm zur Urfassung raten? Sie ist tatsächlich nicht nach Dramaturgenregeln hergestellt. Aber sie stammt nicht von einem Kinobesitzer, sondern von einem Dichter. Darf man im Zeitalter des „Kollektivs" verlangen, daß er respektiert, daß er erprobt werde? Damit man die Schauer eines Mannes erlebe, den die Gier nach dem ungelebten Leben aus dem Fieberwahn des Sterbens in dies fiebernde Leben zurück und durch dieses Leben noch einmal hindurchschreitet, nur damit er an ihm immer wieder abpralle, nur damit sein lebenshungriges Herz nun ganz ermattet und elend geworden, endlich auch zum Sterben und zur Ruhe kommt?

Es ist von dichterischer Kraft, wie in diesem Drama, das Leben, die Umwelt, obwohl immer real bleibend, doch immer spukhafter, gespenstischer, schemenhafter wird; und da, wo es ihm am Schluß in Gestalt einer Frau buchstäblich auf den Leib rückt, wo ihn der Blutstrom des Lebens am glühendsten umrauscht, es am Unheimlichsten sich von ihm entfernt. Es ist von gleicher dichterischer Kraft, wie auf diesem Wege des Hauptmanns schreiende Gier nach dem Leben zur demütigen Angst nach dem Leben, zur hilflos tastenden Unsicherheit vor dem Leben wird, endlich ganz verwelkt. In jener gespielten Fassung sind alle Stationen Episoden auf der Fahrt zu Anna; in der ursprünglichen sind sie die dramatisch vorwärtstreibenden Momente der Flucht durchs Leben in den endgültigen Tod. Erst eine Aufführung würde eine unbedingte Aussage über die dramatische Kraft dieser Urfassung ermöglichen.

Artur Michel

Brief eines Vaters an Coolidge

Sehr geehrter Herr Präsident!

Zufolge Telegrammen, die heute aus Managua (Nicaragua) eingetroffen sind, wurde mein Sohn, Sergeant John F. Hemphill, im Kampf gegen die Truppen General Sandinos getötet.

Wegen des Todes meines Sohnes hege ich keinen üblen Willen gegen General Sandino oder irgendeinen seiner Leute, denn es ist meine Meinung (und ich glaube, die überwiegende Mehrheit unsres Volkes stimmt mir darin bei): daß die Einwohner von Nicaragua heute ebenso für ihre Freiheit kämpfen wie unsre Vorfahren im Jahre 1776 für unsre Freiheit gekämpft haben, und daß wir als Nation kein gesetzliches oder moralisches Recht haben, dieses freiheitliebende Volk in einem Angriffskrieg zu vernichten.

Was wir dort treiben, ist nichts andres als überlegter Mord, bloß zu dem Zweck, um eine Marionette von Präsidenten an der Macht zu halten und um als Schuldeneintreiber für Wallstreet zu wirken, was unzweifelhaft gegen Sinn und Buchstaben unsrer Konstitution ist.

Mein Sohn war neunundzwanzig Jahre alt, hatte drei Jahre seiner dritten Dienstperiode hinter sich, er hatte ehrenvolle Jahre im Weltkrieg gegen Deutschland überstanden, einzig, um nun von Regierungs wegen in einem abscheulichen Krieg gegen jene kleine Nation hingemordet zu werden.



Mein Vater diente im Sezessionskrieg, meine beiden Großväter fanden in diesem Krieg den Tod, und ich bin stolz auf ihrer aller Schicksal; der dies hier schreibt, ist also nicht etwa ein roter Radikaler, sondern einer, der Gerechtigkeit und fair play liebt.

Ich habe vier Söhne. Und wenn es sein müßte, ich würde mein eignes wie ihr Leben opfern in einem Verteidigungskrieg, aber ich weigere mich, auch nur einen Tropfen Blutes hinzugeben, wenn es sich um ein Schlachten handelt.

Sie, Herr Präsident, haben einen Sohn verloren und Sie kennen die Trauer um einen Sohn — und wir alle trauerten mit ihnen in jenen Stunden. Nehmen Sie an, Ihr Sohn wäre gefallen, wie der meine gefallen ist, als ein Opfer der gierigen Wallstreet: hätten Sie dann das Gefühl, der finanzielle Erfolg sei die Kosten wert gewesen?

John S. Hemphill,
Ferguson, Missouri.

Aus dem Post Dispatch, St. Louis

Der Expert für Dreck

Eines der vielen teuren Requisiten, die man ins neue Deutschland sorgsam und pietätvoll hinübernahm, ist, in erfreulicher Neuauflage, das Republikschutzgesetz. Die Anwendung und Wirkung dieses Gesetzes ist, wie man weiß, verschieden und oft eigenartig. Und so sei denn eine kleine Anekdote hier erzählt.

In einer Versammlung des Reichsbanners in München gab ein Mann aus Hitlers Gefolgschaft seinen Gefühlen freie Bahn, indem er die Farben des Reichsbanners als „schwarz-rot-hennadreckig" bezeichnete. Da „Hennadreck" = Hühnermist als Verächtlichmachung aufgefaßt werden konnte und man sich erinnerte, daß die Farben des Reichsbanners dieselben wie die des Reiches sind, wurde der Mann angezeigt. Vor Gericht wiederholt der Missetäter seine Meinung: er habe mit der Bezeichnung „hennadreckig" die Farben des Reichsbanners kritisieren wollen. Man sollte denken, nun müßte der Mann ein paar Reichsmark berappen und damit wäre diese Geschichte aus. Aber man vergesse nicht, daß wir in München sind. Und da ging die Sache so weiter:

Das Gericht hatte einen Sachverständigen geladen. Der trat auf in der Person eines Oberstudiendirektors und hielt ein Kolleg über den Dreck. Über den Dreck. Dreck, dozierte er, sei im Volksmunde nichts Beschimpfliches. Dreck bedeute zum Beispiel den Satz bei irgend einem Getränk, wie man auch beim Schmalz den Satz mit „Schmalzdreck" bezeichne. Man sage auch von einem Kinde: Das ist ein klein's Dreckerl. (Ich weiß nicht, wie weit Norddeutschen und andern Ausländern die Ehrenrettung des Dreckes plausibel erscheint; jedenfalls versichere ich, daß die eben erwähnte Anrede nur in bestimmten, aus der Bezeichnung selber und den bekannten Gewohnheiten kleiner Kinder bis zum stubenreinen Alter zu entnehmenden Fällen gebraucht wird und selbst von verträglichen Eltern selten als außerordentlich schmeichelhaft empfunden wird.) Mit schneidender Logik beschloß endlich der sachverständige Oberstudiendirektor sein Referat mit dem Hinweis auf die Redensart: „Der sieht den Dreck beim Mondschein", also sei in diesem Wort nur eine Farbbezeichnung zu erblicken.

Diese Aufklärung im Verein mit den längern und bewegten Ausführungen des Verteidigers, Justizrats Kohl, bewogen das Gericht, den Angeklagten unter Überbürdung der Kosten auf die Staatskasse freizusprechen. Denn schließlich, so hieß es, habe ja der Angeklagte mit der Bezeichnung „hennadreckig" „die Farben des Reichsbanners gemeint, nicht aber die Farben der Republik".

R. Schmidt

Kleine Geschichten

Rousseau wurde von einer Dame nach dem Inhalt seiner „Confessions" gefragt. Er antwortet: Madame, ich habe darin alles Böse gesagt, was man noch nicht von mir wußte, und alles Gute, was ich von andern wußte." „Dann muß Ihr Buch gewiß sehr kurz sein", erwiderte die Dame.

*

Eine galante Dame begegnete einem ihrer frühern Liebhaber, der sie plötzlich verlassen hatte. „Mein Herr," sagte sie zu ihm, „in der Stadt läuft das Gerücht, daß Sie sich rühmen, meine Gunst genossen zu haben." Er erwiderte: „Gerühmt habe ich mich dessen nicht, Madame, wohl aber angeklagt."

*

Montesquieu hatte einmal einen heftigen Streit mit einem Parlamentsrat. Während des Disputes erklärte dieser plötzlich: „Wenn sich die Sache nicht so verhält, wie ich Ihnen sage, so sollen Sie meinen Kopf haben." „Den nehme ich an", erwiderte Montesquieu, „kleine Geschenke erhalten die Freundschaft."

*

Als der Schriftsteller Duclos unbekleidet in der Seine badete, bemerkte er, wie in der Nähe eine Dame aus einem Wagen geschleudert wurde und auf der kotbedeckten Landstraße liegen blieb. Er eilte hinzu, um sie aus ihrer peinlichen Lage zu befreien, und tat dies mit den Worten: „Entschuldigen Sie bitte tausendmal, daß ich keine Handschuhe anhabe."

H. S.

Liebe Weltbühne!

Es war während der Oktoberrevolution. Trotzki spricht in einer großen Versammlung. Aber draußen erhebt sich ein gewaltiger Tumult, denn eine nach tausenden zählende Menge will ein paar zaristische Offiziere lynchen, die grade von einer Wache ins bolschewistische Hauptquartier gebracht werden sollen. Das wird Trotzki in Eile gemeldet. Er ist sehr erschrocken, denn er weiß, daß das den in der Gewalt der Gegner befindlichen Genossen das Leben kosten würde. Andrerseits weiß er, daß es umsonst und sogar gefährlich sein würde, die maßlos erregte Menge beschwichtigen zu wollen. Er zaudert ein wenig... dann zuckt es ironisch um die Mundwinkel . . . und er bittet einen zufällig anwesenden amerikanischen Genossen, auf den Balkon zu treten und im Namen des amerikanischen Proletariats die russische Revolution zu begrüßen.

Der amerikanische Genosse, der kein Wort russisch kann, schmettert in heiliger Begeisterung seinen längst lieferungsfertigen Speech über den weiten Platz. Die Arbeiter und Bauern unten hören den Mann reden, verstehen kein Wort und verziehen sich kopfschüttelnd. Nach einer Viertelstunde kommt Trotzki schnell auf den gelichteten Platz — ein paar Worte nur mit den Zurückgebliebenen, und die Offiziere werden freigelassen. Die gefangenen Genossen sind gerettet.

Trotzki eilt ins Haus zurück, um seine Rede fortzusetzen.

Schweißtriefend verläßt der Amerikaner den Balkon.

Antworten

Rheinländer. Zu meinem Artikel „Die Pfaffengasse" anläßlich des Limbourg-Prozesses schreiben Sie folgendes: „Sie haben in der ‚Weltbühne' sehr treffende Lichter auf ‚Die Pfaffengasse' gesetzt, aber wo die Szene zum Tribunal geworden sein sollte, bauten Sie ein grundfalsches Szenarium: ‚.... erhob sich die Straße, erhob sich das durch das Elend und die Schikanen der Okkupation zur Verzweiflung gebrachte Proletariat und zertrampelte den Separatismus'. Wer, wie und wo erhob man sich denn? Und zertrampelte die Dinge und Menschen, die man (zuerst in Paris) mit „Separatismus" bezeichnete? Das schlotternde Elend war von Berlin ins Rheinland gekommen, wie manche Schikanen der Okkupation. ‚Das Proletariat', die Arbeiterbataillone im geistigen Kasernenhof, folgten ihren Gewerkschaftsunteroffizieren, den Parteihauptleuten und dem schwerindustriellen Generalstab in den passiven Widerstand nach altbewährtem Drill. Die Kohlen, Erze, Eisenbahnen, Telegraph und Telephon mit allem, was man so Handel und Wandel zu nennen pflegt, ruhten, ruhten, ruhten. Ein paar aktive Widerständler ruhten nicht, der General Watter witterte mit den Seinen Morgenluft der Revanche nach innen und außen, und der brave Landsknecht Schlageter wurde zum Exempel statuiert, worauf alle Befreiungskriegerei mit einem Schlage auch schon zu Ende war. Nach neun Monden wurde so die unheilschwangere Rhenania geburtsreif und brachte den unheiligen ‚Separatismus' zur Welt, dessen Vater jetzt niemand sein will. Nun, darüber ein andermal mehr. Wo war aber das Proletariat, das ihn zertrampelt haben soll? Die Nationalistenverbändler nehmen dieses Verdienst immer für sich in Anspruch. Die 1500 Kommunisten (fünfzehnhundert), die am 30. September 1923 gegen die 100 000 antiberlinischen Rheinländer in Düsseldorf demonstrierten, derweil alle andern Proletarier und Bürgerproleten zuhause blieben, zertrampelten nichts. Neben drei Polizeibeamten, fünf sogenannten Separatisten und einem Nichtbeteiligten lagen drei Kommunisten. Von den Grünen erschossen, wie feststeht. Und andre Kommunisten wanderten ins Zuchthaus, weil die Herren Marx und Stresemann grade sie bei der Londoner Amnestie ausschlossen. Und wo war sonst das zertrampelnde Proletariat? Auch nicht bei der blutsagenhaften ‚Schlacht Ägidienberge' bei Honnef, wo Nationalisten, Kommunisten, Anarchisten und unbekannte wilde Separatisten ein halbes Dutzend Tote hinterließen. Ach, liebe ‚Weltbühne', das Proletariat zertrampelte nichts und niemand, als sich und seine Sache. Die Inflationäre leben heute als Millionäre, die legalen Hoch- und Landesverräter sind frischlackierte Patrioten, die Versackungspolitiker singen Rhein- und Weinlieder, der römische Separatismus wartet auf seine Stunde, die englisch orientierten Kölner haben wieder ihren alten Karneval, die französische Richtung soll dorten an der Côte d'Azur einsam unter Palmen wandeln, und ein deutsch-rheinfränkischer Gedankenträger liest im nicht unangenehmen pariser Exil eifrig die ‚Weltbühne'. Zertrampelt ist eben nur das gute Proletariat mit schlechtem Lohn, Arbeitszeitverlängerung, demokratisch-republikanischem Staatsanstrich. In Deutschland zertrampelt immer nur der Staat, die Justiz, die Verwaltung. Das Proletariat strampelte höchstens, wie 1918, aber 1923 tat es nicht einmal das. Es kennt nur Kommandos. „Zertrampelt!" ist keines." — Ich habe keine Bedenken, Ihrer Zuschrift Raum zu geben, obwohl ich weiß, daß Sie 1923 zu den führenden Separatisten gehörten und heute noch im Exil leben. Ich habe in meinem Artikel ausdrücklich dargelegt, daß die rheinischen Ereignisse von damals durchaus dunkel und unübersichtlich sind. Das ist auch heute noch meine Meinung und Ihr Brief bestärkt mich nur darin. Die Herren Versackungspolitiker werden sich hüten, die

Dinge zu schildern, wie sie gewesen sind. Aber warum reden Männer wie Sie nicht? Warum beschränken Sie sich auf nichtsbesagende Exklamationen wie diese? Warum wandeln Sie schweigend durchs Exil, während die geschätzten Versacker national dekoriert herumlaufen?!

Besorgter Filmfreund. Alles, was Du wissen willst, erfährst Du aus dem Prospekt, den der „Volksverband für Filmkunst" der heutigen Nummer beigelegt hat. In den Ausschüssen sitzen auch namhafte SPD-Leute, obwohl die Lindenstraße versucht hat, zu sabotieren. Der Doktor Theodor Heuß sitzt nicht drin, Du kannst also ganz beruhigt sein. Werbematerial erhältst Du von der Geschäftsstelle (Berlin SW 48, Friedrichstr. 235).

Republikaner. Deine Zeitung berichtet: „Die Generalversammlung der Weimarer Ortsabteilung des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold hat gestern mit allen gegen eine Stimme einen Antrag angenommen, der den Bundesvorstand des Reichsbanners auf die das Reichsbanner schädigende öffentliche Doppeltätigkeit des Generals von Schönaich für das Reichsbanner und für die Kriegsdienstverweigerer hinweist." Also auf zum frisch-fröhlichen Ketzerbrand. Den württembergischen Demokraten, die noch immer von ihrem Geßler nicht lassen wollen, schließt sich jetzt auch noch eine Reichsbannergruppe zur Hetze gegen Herrn von Schönaich an. Was ich dazu sage, Republikaner? Ich kann es nicht schärfer sagen als dein Blatt: „Mit der Stellungnahme des weimarer Reichsbanners wird mit der Legende aufgeräumt, daß das Reichsbanner als Organisation sich für Kriegsdienstverweigerung oder andre extrem pazifistische Ideen einsetzt." Hinzuzufügen wäre nur, daß das Zentrum neuerdings im Reichsbanner wieder stärker Einfluß nimmt und unangenehme Konsequenzen in Aussicht stellt, falls die Leitung sich nicht bemüht, die Kameraden auf eine gute mittlere Linie zu bringen. Hörsing, der Wackere, der schon nach so vielen Melodien getanzt hat, wird sich jetzt auf seine alten Tage auch an Kirchenmusik gewöhnen und zwischendurch bei den Zentrumsherren noch als Chorknabe fungieren müssen. Leute, warum laßt ihr euch das gefallen?

Weltbühnenleser Stuttgart treffen sich am Montag, dem 27. Februar, abends 8 Uhr, im Restaurant „Ceres", Lange Straße 7.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Zehn Jahre rote Armee von Carl v. Ossietzky

Moskau feiert den zehnten Geburtstag seiner Armee. Dröhnende Manifeste. Rauschende Paraden. Je unsicherer die innere Haltung eines Landes wird, desto imposanter werden die militärischen Schaustellungen.

Die Rote Armee ist des Pazifisten Schrecken. Wenn er mit dem guten militärgläubigen Bürger in die Wolle gerät, bleckt der ihn triumphierend an: Na, und die Rote Armee?

Ein Argument, horndumm, aber von populärer Schlagkraft. Denn kein Pazifist nennt Rußland die ideale Heimstätte des Friedens, und die Machthaber im Kreml würden dem, der sie Pazifisten zu heißen wagt, die Tscheka auf den Hals schicken. Das Argument der Militaristen ist dumm. Aber viele Pazifisten handeln nicht intelligenter, wenn sie Rußland verdammen, weil ein sozialistischer Staat keine Armee halten dürfe. Denn die Existenz von Militär allein braucht noch nicht Militarismus zu bedeuten. Der beginnt erst, wenn die Militärs den ausschlaggebenden Einfluß im Staat beanspruchen.

Das heutige Rußland mag eine Despotie sein, militaristisch ist es nicht. Das Heer ist ganz der zivilen Leitung unterworfen. Kein Heer dient mehr als das russische dem Zweck, der von allen Monarchien und Republiken der Welt vorgeschützt wird: — der Verteidigung. Denn Sowjet-Rußland ist die bedrohteste Macht der Welt. Zugegeben, daß die Nachbarn des fascistischen Italien es nicht leicht haben — das beweist jetzt wieder Mussolinis löwenmutige Attacke auf das arme Österreich, dessen schwarzer Seipel mit ihm ach, wie gern, Arm in Arm ginge. Zugegeben, daß Polen zwischen zwei Großmächten eingeklemmt schwer atmet, und dabei gelegentlich Zustände bekommt. Alles schwere Fragen, und doch nicht unlösbare; Fragen, die selbst die Genfer mit einigem guten Willen friedlich erledigen können. Nur Rußland steht ganz isoliert. Und der Völkerbund steht gegen Rußland.

Die Moskauer haben oft gedroht. Doch keiner der Großen dort hat je solche Bravaden geschmettert wie Mussolini, Churchill, Poincaré oder unser Hergt. Wären die deutschen Außenminister seit 1918 stets so vorsorglich behutsam gewesen wie Herr Tschitscherin, wir wären in keinen Ruhrkampf geschlittert und die Reparationen ein paar Jahre vor Dawes und milder geregelt worden. Rußland mag, neben Italien, der perfekteste Polizeistaat sein — ein Militärstaat ist es nicht.

Das sei um der Wahrheit willen gesagt. Aber aus gleichem Grunde sei nicht verschwiegen, daß der Verruf der Roten Armee weniger von den Russen selbst verschuldet ist, als vielmehr von ihren täppischen Satelliten in den einzelnen kommunistischen Parteien. Diese Braven lassen außer acht, daß die Rote Armee nicht der Revolver in der Faust des internationalen Proletariats ist, sondern in erster, zweiter und dritter Linie das Instrument des russischen Staates, der, wie bekannt, auch eine so absonderliche Schlafkameradin wie die deutsche Reichs-

wehr nicht verschmäht hat. Es ist illusionär und bestem sozialistischem Fühlen widersprechend, den Glauben zu nähren, die Befreiung der Arbeiterklasse sei allein mit dem Maschinengewehr zu erkämpfen und zu vollenden. Wer sie leidenschaftlich bejaht, wird die Verrohung und Entgeistigung des Klassenkampfes beklagen, die hier von persönlich höchst harmlosen Funktionären betrieben wird, denen nichts besseres einfällt als der Propagandastil der selig entschlummerten Kriegspressequartiere. Man möchte ein für allemal an der Belehrbarkeit der Menschheit verzweifeln, wenn man die Bilder betrachtet, die selbst ein vielfach verdientes und gut geleitetes Blatt wie die ‚Arbeiter-Illustrierte' ihren Lesern zu diesem Jubiläum vorsetzt. Rote Truppen aller Gattung, reklamehaft posiert; Infanterie im Rauchschleier, eine ziemlich lebensgroße Gasmaske, sogar ein Tank ... kurzum, Herr Kriegstod mit allem technischen Komfort. Das ist gar nicht revolutionär, sondern überaus deutsch, und das kundige Ohr hört hier weniger den Marschtritt von Arbeiterbataillonen als vielmehr das Hackenknallen treuer Militäranwärter.

Vor zehn Jahren waren die roten Krieger noch zerlumpte Sansculotten. Mit Zähnen und Klauen haben sie die weißen Heere vernichtet. An der Spitze junge Führer wie Budjonny und alte Zarengenerale, wie Brussilow und Kuropatkin, so flutete eine wilde, regellose und dürftig equipierte Masse bis vor die Tore Warschaus, und so ein heroischer Taumel war nicht mehr gewesen seit Valmy und Jemappes. Heute marschiert eine gut gebimste Truppe, vorzüglich uniformiert, im Gleichschritt. Die Bauernburschen werden aus der Dumpfheit und dem Schmutz des Dorfes gerissen, lernen lesen und schreiben .. Auf dem Umweg übers Militär zieht Europa ins Rußland ein.

Und zu welchem Ende das geschieht, weiß niemand. Doch eines möchte man den roten Kriegern zu ihrem Freudentag wünschen: Mög ihnen nie ein Bonaparte beschieden sein ...

Der wirklich letzte Rechtsblock?

von einem Zentrumsmann

Der Doktor Karl Eugenius Müller schrieb es, und wir nehmen an, er meinte es auch so: „Als sich am dritten Februar des vorigen Jahres das zweite Rechtsblock-Kabinett, das der Republik beschieden war — das zweite und nach menschlichem Ermessen das letzte —, dem Reichstag vorstellte ..." usw. Welch ein Optimismus! Also war wirklich zu lesen am 16. Februar 1928 im ‚Berliner Tageblatt'. Aber schließlich ist hier das nur besonders kraß zum Ausdruck gekommen, was man in der ganzen Linkspresse in diesen Wochen lesen konnte. Wenn das vierte Kabinett Marx wirklich das letzte Rechtsblock-Kabinett gewesen sein soll, dann wäre die Voraussetzung dafür eine radikale Umstellung des Zentrums. Darf man daran wirklich glauben? Man darf es nicht. Wir befinden uns hier in diesem Fall einmal ausnahmsweise in der sonst nicht immer angenehmen Gesellschaft des Herrn Otto Kriegk vom hugenbergischen ‚Tag', der zu gleicher Zeit ungefähr ausführte, daß wohl nach den nächsten Wahlen vielleicht mit einer Links-

regierung zu rechnen sei, aber daß das keinen Dauerzustand bedeuten müsse; es habe sich ja in der letzten Reichstagsperiode gezeigt, daß das Zentrum bereit sei, sowohl mit der Rechten als auch mit der Linken zu gehen. Hat er nicht recht? Denkt er nicht realpolitischer als die Demopresse?

Gewiß, man wird dem linken Flügel des Zentrums einige Konzessionen machen. Im übrigen: Was ist heute eigentlich linker Flügel bei dieser sphinxartigen Partei? Herr Wirth, Herr Imbusch oder gar etwa Herr Stegerwald? Sicher gärt es im Zentrum. Gärt es nicht auch anderswo? Sicher ist aber ebenso, daß das Zentrum der ausschlaggebende Faktor bleiben wird. Man wird im Zentrum das Wort einlösen, das man beim dortmunder Katholikentag der katholischen Adelsgenossenschaft gegeben hat: Auf der Reichsliste des Zentrums wird an sicherer Stelle der Fürst Alois von Löwenstein erscheinen. Er gehörte dem Reichstag schon einmal ein Jahrzehnt an. Bei der sogenannten Revolution verschwand er. Tauchte dann bei dem ersten Reichsparteitag des Zentrums im Jahre 1920 als Vizepräsident auf. Zwar in Bayern wohnhaft, ging er nicht mit zur Bayrischen Volkspartei, sondern blieb beim Zentrum. Er sah von seinem Standpunkt aus ganz richtig, daß seine Zeit schon wieder kommen würde. Als Abgeordneten konnte man ihn beseitigen, als erster Vorsitzender des Zentral-Komitees für die deutschen Katholikentage blieb sein Einfluß überragend. Er gilt als der Vertrauensmann des päpstlichen Nuntius und der katholischen Bischöfe Deutschlands. Der Doktor Karl Eugenius Müller scheint vergessen zu haben, daß in seinem eignen Blatte der inzwischen berüchtigt gewordne Satz dieses Fürsten auf einer Tagung der katholischen Adligen Oesterreichs veröffentlicht war, nämlich, daß die deutsche Republik eine aus Meineid und Hochverrat geborene Staatsform sei. Gesprochen nicht etwa unmittelbar nach der Staatsumwälzung, sondern im Frühjahr 1926. Löwensteins Stellung als Führer der deutschen Katholikentage blieb trotzdem unerschüttert und Adam Stegerwald nahm keinen Anstoß daran, dem Rufe dieses Mannes, als Präsident des dortmunder Katholikentages zu fungieren, Folge zu leisten. Glaubt man, daß dieser Mann geneigt ist, dauernd mit der Linken zu paktieren?

An sich bedeutungslose Momente beleuchten oft besser als andere die Situation. Als Gustav Stresemann kürzlich seine Riviera-Reise antrat, veranstaltete er zu Ehren des päpstlichen Nuntius ein Frühstück. Unter den Gästen wurde der preußische Landtagsabgeordnete von Papen aufgeführt. Eine Woche später veranstaltete Herr von Papen ein Essen zu Ehren des päpstlichen Nuntius. Nun sagt man in Zentrumskreisen, es sei zweifelhaft, ob dieser Exponent des rechten Zentrumsflügels wieder eine Kandidatur für den Preußischen Landtag erhalten würde. Mag sein. Sein Einfluß in kirchlichen Kreisen und anderswo wird dadurch nicht geschmälert werden. Herr von Papen ist ausschlaggebender Besitzer des ‚Germania'-Verlages und hat als solcher dort alle demokratisch denkenden Elemente radikal beseitigt. Sein Einfluß wird bleiben. Auch Fürst Löwenstein hat seinen Einfluß in den letzten Jahren außerhalb des Parlaments sehr stark geltend gemacht.

Bei der Gründungsfeier des Reichsbanners im Zirkus Busch hat der Vorsitzende der berliner Zentrumspartei, Rektor Kellermann, wirklich mannhafte Worte für die demokratische Republik gesprochen. Er hat anerkennenswerten Mut bewiesen, indem er eine scharfe Attacke gegen die vergangene Regierung ritt. Aber was ist Herr Kellermann und was ist Herr von Guérard? Auf Den kommt es an. Auf die Stellung des deutschen Episkopats und des in seinem Sinne handelnden Klerus. Bis jetzt hat die Öffentlichkeit kaum davon Notiz genommen, daß vor einiger Zeit die gesamte katholische Geistlichkeit Bochums den Beschluß gefaßt hat, bei Begräbnissen Hakenkreuzler-Fahnen und Reichsbanner-Fahnen nicht zuzulassen. Dieser Fall ist jetzt praktisch geworden. In einem Vororte Bochums hat der katholische Geistliche die Entfernung der Reichsbanner-Fahnen bei der Beerdigung eines Bergmannes gefordert. Als die Entfernung verweigert wurde, hat sich der Geistliche entfernt und die Beisetzung mußte ohne kirchlichen Beistand erfolgen.

„Das zweite und nach menschlichem Ermessen das letzte Rechtsblock-Kabinett!" Der Beschluß der katholischen Geistlichkeit Bochums liegt in der Linie der Auffassungen, die auf den beiden letzten Bischofskonferenzen in Fulda zum Ausdruck gekommen sind. Daß so etwas im Herzen des Ruhrreviers, wo die katholische Arbeiterschaft ausschlaggebend ist, passieren kann, sagt mehr als alles andre. An diesem Beispiel gemessen, klingt es wie eine Nebensächlichkeit, daß unser lieber, guter Andreas Hermes, der verdienstvolle Reichsfinanzminister der Inflation und gegenwärtige Unterhändler der deutschen Reichsregierung in Warschau, die besten Aussichten haben soll, an sicherer Stelle im Wahlkreis Köln-Aachen für den deutschen Reichstag kandidieren zu können.

Also wirklich ein Bruch? Davon kann keine Rede sein. Von einem Bruch könnte man vielleicht dann sprechen, wenn wirklich die katholischen Arbeitermassen gewillt wären, dem Zentrum den Rücken zu kehren. Zu einem sehr großen Teile werden sie das nicht tun. Sie werden in ihrer Mehrheit den Geistlichen der schwarz-rot-goldnen Reichsfahne beim Begräbnis vorziehen. Solange das Zentrum nicht 15 bis 20 Mandate verliert, wird es jederzeit bereit sein, sich abwechselnd mit rechts oder links zu koalieren. Im übrigen ist jetzt im Katholizismus die sogenannte Autorität die große Mode. In Rom ringen immer noch Dominikaner und Jesuiten um die Macht. Die Jesuiten, die in Jahrzehnten denken, sind gegen den Fascismus, die Dominikaner dafür. Und Pius XI. ist für die Dominikaner. Vorläufig kann also das Zentrum nicht mehr als sicherer Faktor für die Demokratie und die Republik eingesetzt werden. Zweifelhaft erscheint es aber, ob es Die begreifen werden, die aus der gleichzeitigen Teilnahme des Zentrums an der Rechtsregierung im Reiche und der weimarer Koalition in Preußen keinerlei Schlußfolgerungen gezogen haben. Selbst wenn Herr Marx wirklich politisch tot sein sollte, Fürst Alois von Löwenstein lebt und das Hauptorgan der deutschen Zentrumspartei, die ‚Germania', gehört dem Herrn von Papen.

Die Marineleitung verteidigt sich

von Lothar Persius

Der Leiter der Marinehaushaltsabteilung bemühte sich in einem berliner Blatt die hohen Aufwendungen für die Flotte zu verteidigen. Alle Achtung vor seinem Mut, geringe vor der Art der Behandlung des Stoffs. Man kann ein eminenter Seefahrer sein und dennoch in Verlegenheit, wenns gilt, das alte englische Waterkantwort zu beherzigen: „never let your boat go faster, than your brain." Was bewiesen werden soll!

Den Laien langweilt das kleinliche Feilschen um Millionenbeträge für Schreibmaterialien, Errichtung von Bureaus, Granaten und Kartuschen u. a. m., von denen die eine Seite behauptet, sie seien zu hoch, die andre, „sie seien mit sparsamster Berechnung" in den Etat geschrieben. Aber für jedermann dürfte das Programm von Interesse sein, das der Sprecher der Marineleitung bezüglich der Aufgaben unsrer Flotte im Kriegsfall erstmalig zur öffentlichen Kenntnis bringt. Es enthält auch die Begründung des Baus der neuen Panzerschiffe, die sich ungefähr mit dem deckt, was Herr Groener hierüber im Haushaltsausschuß und an andrer Stelle bereits gesagt hat. „Der Seekrieg kennt im Grunde nur ein Objekt: den Seehandel und die Seeverbindungswege des Gegners. Der moderne Seekrieg wird mit allen Mitteln versuchen, den Handel lahmzulegen und die Verbindungen zu blockieren. Das bedeutet für Deutschland die unmittelbare Aushungerung und Unterwerfung unter einen feindlichen Willen, selbst von seiten verhältnismäßig schwacher Gegner, wenn es sich nicht die Fähigkeit erhält, seinen Seehandel und seine Seeverbindungen zu verteidigen. Die Kreuzer allein sind dazu nicht imstande. Es bedarf größerer Schiffe mit starker Armierung und guter Geschwindigkeit, die in der Lage sind, den Kreuzern für ihre Kriegsaufgaben: Geleitung von Transporten und Handelskonvois genügenden Rückhalt zu geben".

Nicht grade neu klingt die Kunde von der Aufgabe des Seekriegs „Vernichtung des gegnerischen Seehandels". Diese Weisheit ward schon von Themistokles gepredigt, als er 490 v. Chr. Athens Seemacht zu verstärken begehrte. Was Unterbindung des Seehandels, was Blockade heißt, haben Die, welche in der „großen Zeit" auf Lebensmittelkarten angewiesen waren, hoffentlich nicht vergessen. Neuerdings wurde das Thema „Blockade, Wert freier Seeverbindungen" wieder im Rüstungswettstreit zwischen England und Amerika aktuell. Reichlich „olle Kamellen" werden also von der Marineleitung verzapft. Jeder Normale kennt die Sentenz Fultons in seinem Pamphlet „an die Freunde der Menschheit", „the liberty of the seas will be the happiness of the earth", und er fragt, „was

geht uns die Freiheit der Meere an?" Als Wilhelm noch als „Admiral des atlantischen Ozeans" und Tirpitz, der Balkenbieger, ihre Stimmbänder für des Reiches Macht und Herrlichkeit abnutzten, war die Beschäftigung mit solch öden Schlagworten up to date. Heute, da für unsre Liliputflotte kein Raum zur Betätigung im Kampfe um die Beherrschung der „Hochstraßen der Nationen" ist, fühlt sich der Fachmann veranlaßt, auf solche Erörterungen über Aktionen zur Sicherung unsrer Seeverbindungen mit einem kräftigen „Quatsch mit Soße" zu antworten. Fürs Begriffsvermögen der Nichts-als-Landratte sind freilich folgende Zeilen notwendig.

Wie denkt sich die Marineleitung die Verteidigung unsres Seehandels und unsrer Seeverbindungen? Sie dekretiert: „Mit Kreuzern allein ginge es nicht, es bedürfe größerer Schiffe mit starker Armierung und guter Geschwindigkeit". Der Laie ist verleitet, diese These gutzuheißen: „natürlich", wird er sagen, „sind starke Schiffe, also Panzerschiffe, besser imstande, zu fechten, als schwache Kreuzer." Die Herren in der britischen und amerikanischen Admiralität vertreten nun aber die diametral entgegengesetzte Meinung. Für den Schutz des Handels werden in England und Amerika nur Kreuzer gebaut. Wie es im besondern um den Schutz unsres Handels 1914 bis 1916 aussah, ist bekannt. Obgleich wir viele Panzerschiffe und Kreuzer hatten, war unsre Kauffahrteischiffahrt gezwungen, von den Meeren zu verschwinden, und unsre gewaltige Flotte, damals die zweitstärkste, dachte nicht an „Geleit von Transporten, Handelskonvois" u. a. m., wie es nun als Aufgabe unsrer Zwergmarine bezeichnet wird. Nicht einmal schützten unsere Panzerschiffsgeschwader die in die Nordsee vorstoßenden Kreuzer. Man erinnere sich an den 24. Januar 1915, an jene Katastrophe, über die Tirpitz schrieb: „Der Vorstoß ist mit demselben Fehler gemacht worden, wie stets. Die Flotte, d. h. die Panzerschiffe, war im Hafen und nicht an der Stelle, wo die Rückendeckung für die Kreuzer stehen müßte." Marinebegeisterte werden einwenden, „an dem schauderhaften Debacle trug doch nur der Hofadmiral Ingenohl die Schuld. Dergleichen wird nicht wieder vorkommen." Wait and see!

Stellen wir die Groteske „Schutz unsrer Handelsverbindungen über die Meere" beiseite, reden wir lediglich von der Ostsee. Nur einen Unzurechnungsfähigen wird die Marineleitung überzeugen, daß wir hier mit den wenigen Kreuzern und Panzerschiffen — ohne Unterseeboote und Flugzeuge! — für unsern Handel im Kriege freie Bahn schaffen können. Gegen wen soll das Kriegsbeil ausgegraben werden, gegen wen sollen unsre neuen Panzerschiffe aus dem sichern Kieler Port unter den Wahlsprüchen „morituri te salutant" oder „dulce et decorum . . ." auslaufen?, denn dem Tode geweiht, rettungslos dem ersten Torpedoschuß eines feindlichen U-Boots oder den

ersten paar Bomben, aus Flugzeugen lanziert, wären sie verfallen. Gegen wen also? Der Vertreter der Marineleitung spricht vorsichtig nur von „verhältnismäßig schwachen Gegnern". Aussicht auf Erfolg kann ein Marineraufbold sich nur von einem Kampf mit den schwachen Flotten der nordischen Mächte versprechen. Sie kommen nicht in Betracht. Die polnische Flagge weht bisher über keinem richtig gehenden Kriegsschiff. Die vorhandenen kleinen Fahrzeuge würden es nie unternehmen, ihren Stützpunkt Gdingen zu verlassen. Auf einige U-Boote hoffen polnische Mariniers. Sie werden sich gedulden müssen! Mit den 26 000-Tonnen-Linienschiffen, den Kreuzern, Torpedobooten, U-Booten und Flugzeugen unter dem Sowjetstern anzubinden, dürfte auch einem tollkühnen deutschen Admiral von seiner Flottenleitung nicht gestattet werden. Also nochmals, gegen wen soll unsre Flotte fechten, gegen wen Seeverbindungen verteidigen?

Im Unterbewußtsein der Erklärung der Marineleitung schlummert das Geständnis: unsre Flotte ist allerdings zu schwach, um die genannten Aufgaben erfüllen zu können. Aber sobald wir die neuen Panzerschiffe haben, wirds möglich sein. „Der Weg nach Ostpreußen ist im Konfliktsfall nur zur See gesichert, und nur dann, wenn starke Schiffe zur Verfügung stehen." So schreibt der Marineherr. Merkt's euch, ihr vom Reichsheer! Hier wird die Zweckbestimmung der neuen Panzerschiffe ersichtlich „Schutz Ostpreußens". Es heißt ferner: „Mit dem Ausfall der alten Linienschiffe bricht dieses Verteidigungssystem zusammen, wenn nicht für Ersatz gesorgt wird." — Schwer hälts, nicht ironisch zu werden. Heut also, da wir noch die sechs alten Panzerschiffe im Dienst haben, wäre der Schutz Ostpreußens gewährleistet? Wie sehen die sechs Schiffe aus? Am Anfang des Jahrhunderts gebaut, verdrängen sie 13 000 Tonnen, tragen je vier 28-cm-Kanonen ältester Konstruktion, haben eine Geschwindigkeit von 16 Knoten bei der Probefahrt gehabt! Ob sie noch 10 laufen? Neuzeitliches Material, Vertreter dieser Schiffsgattung haben ein Deplacement von 40 000 Tonnen, sind armiert mit neun 40,6-cm-Geschützen, haben eine Geschwindigkeit von 25 Knoten. Man muß den Heldenmut — auf dem Papier — des Herrn von der Marineleitung bewundern, daß er die Verwendung unsrer alten Panzerschiffe im Kriegsfall als angängig unterstellt. — Ändert sich die Situation, wenn die neuen Panzerschiffe vorhanden sind? Es wird gesagt. Der Konstruktionsvorschlag der Marineleitung vermeidet es, Miniaturlinienschiffe zu entwerfen. Er stellt einen Schiffstyp dar, der schwer bewaffnet, mittelstark gepanzert und hinreichend schnell ist, um sich stärkern Gegnern zu entziehen. „Mit dem vorliegenden Plan glaubt die Marineleitung etwas wirklich Brauchbares geschaffen zu haben, das diesen Aufgaben voll entspricht und ohne Zweifel An-

erkennung finden wird." Vorschußlorbeeren auf Schiffskonstruktionen zu verleihen, haben wir in der Ära Tirpitz verlernt. Selbst Wilhelm II. sprach von unsern „Mißgeburten". der Admiral Pohl äußert in seinen „Erinnerungen": „der Kaiser hat immer gesagt, daß die Panzer zu schwach sind", hat geschrieben: „warum sind wir solange beim 10,5-cm-Geschütz stehen geblieben?". Für den Sachverständigen gibts kein Schiff, kanns keins geben, das, wie die Marineleitung uns jetzt vorgaukelt, schwer bewaffnet und hinreichend schnell ist. Mit einem Deplacement von 10 000 Tonnen läßt sich entweder ein modernen Ansprüchen an Geschwindigkeit genügendes Schiff bauen, das jedoch nur eine schwache Bestückung und Panzerung zu tragen vermag, oder aber ein qualitativ und quantitativ stark armiertes und gepanzertes Schiff, das langsam ist. Der englische und amerikanische neue Typ des geschützten Kreuzers verdrängt 10 000 Tonnen, ist mit zwölf 20,3-cm-Geschützen bestückt und läuft 35 Knoten. Er ist, wie der Name „Kreuzer" sagt, kein Panzerschiff. Wir dürfen nach dem Versailler Diktat nur 6000 Tonnen große Kreuzer bauen. Die englischen und amerikanischen Schiffe genügen allen an sie zu stellenden Anforderungen. Mit 35 Knoten sind sie imstande, sich dem Angriff jedes feindlichen, schwer armierten und gepanzerten Schiffs zu entziehen. Die neusten britischen Linienschiffe, wie „Nelson", „Rodney", laufen nur 23 Knoten. Entweder müßte also unsre Marineleitung einen 10 000-Tonnen-Kreuzer bauen wollen — was unstatthaft wäre — oder aber, es würde eine Mißgeburt zustandekommen, die, weil das Schiff allen Ansprüchen genügen soll, keinem genügt. Jedenfalls ist der Gedanke, die neuen Panzerschiffe sollen unsern Kreuzern den Rücken decken, den Weg nach Ostpreußen sicherstellen, ein Nonsens.

Dem Verteidiger der Marineleitung, der gewiß von der Wahrheit des Spruchs überzeugt war „au coeur vaillant rien d'impossible", sind wir dennoch zu Dank verpflichtet. Unbedacht plaudert er mancherlei Offenherzigkeiten aus. So ganz nebenher spricht er zum Beispiel sogar von acht neuen Schiffen. Er nimmt als selbstverständlich an, daß die zwei uns bewilligten Reserveschiffe auch ersetzt werden. Bisher war immer nur von sechs Schiffen die Rede. Der Voranschlag lautet je Einheit auf 80 Millionen. Die Voranschläge wurden stets überschritten. Beispielsweise sollte der 6000-Tonnen-Kreuzer „E" anfänglich 25 Millionen kosten. Im neuen Etat ist die Summe „wegen erhöhter Materialpreise und Löhne" auf 42 Millionen angewachsen. Mit 100 Millionen pro Schiff ist also zu rechnen. Nun müssen wir uns wohl statt mit sechs mit dem Bau von acht Schiffen vertraut machen. Die 800 Millionen könnten gespart werden, wenn der Reichstag sich nicht von der Marineleitung imponieren läßt und die erste Rate aus dem Etat streicht.

Revolution in Indien von Richard Huelsenbeck

Nachdem ich die ganze Welt gesehen habe, muß ich bekennen, daß Indien das merkwürdigste Land unter der Sonne ist. Viel mehr als in China oder gar Japan hat man hier das Gefühl, einer Kultur gegenüber zu sein, auf die sich der Europäer keinen Vers machen kann. Wo die heilige Kuh neben der Straßenbahn, der Holzstoß mit dem halbverkohlten Kadaver neben dem Luxushotel, der Paria neben der Crêpe de Chine-Hemdhose steht, muß auch dem Manne wirbelig werden, der glaubt, Sinn und Aufgabe der westlichen Zivilisation begriffen zu haben.

Indien ist in einem Zustand der latenten Revolution gegen die politische und zivilisatorische Übermacht der Engländer. Vor einigen Tagen hat man die Simon-Kommisson, die England entsandt hatte, um das nach dem Kriege gewährte Self-Government auf seine Erfolge zu prüfen, bei der Landung mit Steinen und einem Appell an den Generalstreik empfangen.

Was geht in diesem Lande vor? Der Fall liegt im Grunde sehr einfach. Durch Gandhi und die Swaradjisten ist die revolutionäre nationale Bewegung in zwei große Parteien gespalten worden. Die Selbstregierung der Inder, die die Engländer auf Grund ihrer Versprechungen im Kriege einrichten mußten, ist natürlich eine Farce und das sogenannte zentrale Parlament hat absolut nichts zu sagen. Der Vicekönig macht mit ihm, was er will und wenn er wirklich mal in einem Fall nicht weiß, was er tun soll, erläßt er sich ein neues Gesetz, das ihm eine legale Handhabe für Dinge und Taten bietet, die den Indern unangenehm sind. So hat er noch in jüngster Zeit gegen den Protest des ganzen Landes indische Truppen gegen die Kantonarmee nach China geschickt.

England stützt seine Taktik auf die Zerrissenheit des indischen Nationalismus. Die zufriedenen Reden der Abgeordneten in London zeigen, daß Gandhi heute schon von englischen Klippschülern als „großer Geist" verehrt wird. Die Engländer haben es ihm hauptsächlich zu danken, daß sie noch im ruhigen Besitze des Landes sind.

Man muß sich darüber klar sein, daß die Theorien Gandhis der Nicht-Mitarbeit und des Nicht-Gehorsams grausam an der Wirklichkeit zerschellt sind. Niemand wird bestreiten, daß Gandhi selbst eine große und reine Persönlichkeit ist, aber so wie die Dinge heute liegen, ist er fast mehr ein Hindernis als ein Motor der indischen Revolution. Gandhis Erfolg in Südafrika, der, wie aus der heutigen Lage der Dinge hervorgeht, bei weitem bescheidener war, als Romain Rolland es uns wissen lassen wollte, hatte seine Ursache in den vollkommen andern geographischen und ethnologischen Verhältnissen.

In einem Wort: Die Engländer sind mit Metaphysik nicht zu schlagen. Der Weg Indiens zur Selbständigkeit kann nur der einer beschleunigten Technisierung sein. Brahmanismus und Buddhismus sind wunderbare Sachen für Kunsthistoriker,

hier handelt es sich ganz einfach darum, wer das meiste Geld und die meisten Maschinengewehre hat.

Die große indische Partei, die das hoffnungslos Falsche der Spinnradphantasien einsah, ist durch das moralische Übergewicht Gandhis deklassiert worden. Als sie zur Untätigkeit und Bedeutungslosigkeit verdammt wurde, hat sie, um wenigstens zu einer Teilwirkung zu kommen, versucht, mit den Engländern zu kompromisseln. Der Empfang der Simon-Kommission hat aber gezeigt, daß die Massen den richtigen Instinkt haben. Die Engländer werden wie immer bei der Niederkämpfung dieser Empörung das beste Argument in dem Hinweis auf Gandhi haben, der jede Brachialgewalt im Kampfe gegen die englische Macht verdammt. Gandhi ist ihnen lieb und wert.

Die Theorie der Non-Cooperation konnte nur in einem Lande geboren werden, wo die Atmosphäre aus traditionellen und modernen Elementen so merkwürdig gemischt ist wie in Indien. Hier, in der verschwimmenden Temperatur von fünfunddreißig Grad im Schatten nimmt jedes Butterbrot eine metaphysische Bedeutung an. Man braucht kein starker Whiskytrinker zu sein, um die alten Weisen murmeln zu hören. Wenn man mit dem Fuß an einen Pferdeapfel stößt, ist es nachher der Rest eines Shiwatempels, vor dem vor tausend Jahren ein Volk auf den Knien lag

Gandhi ist mit der großen Vergangenheit seines Landes aufs engste verbunden, aber er sieht nicht, was in dieser Zeit vorgeht. Man kann einen Tiger nicht durch Vorhalten einer Blume zur Sanftmut bewegen. Die Abschaffung der Kasten hat nur einen Sinn, wenn dadurch eine revolutionäre Organisation geschaffen wird, die, wenn es nötig ist, den Engländern nicht nur mit Worten Widerstand bietet.

Das indische Volk muß einsehen lernen, daß Politik mit Metaphysik nichts zu tun hat. Diese unglückselige Verquickung ist den Engländern, die aus „kulturellen Gründen" keinen der absurden alten Gebräuche anrühren, ausgezeichnet zu statten gekommen. Indien wird sich entscheiden müssen, ob es mit Gandhi im Museum seiner Vergangenheit hochherzige Gefühle kennen lernen, oder ob es sich seine nationale Freiheit erkämpfen will.

Zwischen Lenin und Gandhi scheint es mir keine Schwierigkeit der Wahl zu geben für den, der wirklich weiß, was er will. Die Chinesen, die ein sehr wirklichkeitsfreudiges Volk sind, wären niemals auf die Idee gekommen, Sunyatsen zum Führer der Revolution zu machen, wenn er für den konfuzianischen Klimbim noch ein Wort der Rechtfertigung gefunden hätte. Denn sie wußten, daß die Peitsche der Mandschus von Konfuzius und seinen Hohenpriestern entliehen worden war.

Den Indern fehlt ein Sunyatsen, ein moderner Politiker, der hinreichend lange in England gelebt hat, um zu wissen, mit was für Mitteln man den Tigern zu begegnen hat. Erst dann wird es eine wirkliche indische Revolution geben.

Das Liebknecht-Bankett von Arthur Holitscher

Das folgende Stück ist Arthur Holitschers Buch „Mein Leben in dieser Zeit" entnommen, das als zweiter Band der „Lebensgeschichte eines Rebellen" in den nächsten Tagen bei Kiepenheuer erscheinen wird. Es umfaßt den Zeitraum von 1912 bis 1925, es ist also schon durch die behandelte Epoche bedingt ein unruhiges, ein revolutionäres Buch. Holitscher bewährt hier nicht nur seine alte Kunst, Beobachtetes festzuhalten, Konturen von Menschengesichtern sicher nachzuzeichnen, er gibt hier auch seine stärksten persönlichen Konfessionen, seine Zweifel an die Menschen, an das Ich. Auftakt wie Ausklang ist bittere Klage über die Vergänglichkeit alles Werkes: „Meine Bücher geben Kunde von einer Zeit, in der ein einmaliger unerhörter Aufschwung das Erreichen dieses letzten großen Ziels verheißen hat. Darum dürfen meine Bücher nicht untergehen. Sie sind Dokumente, Lehrbücher einer einzig bedeutungsvollen Zeitepoche. Ihr trübes Schicksal bei meinen Lebzeiten ist kein Beweis für ihren Wert oder Unwert . . . Ihr, die ihr dieses Buch bis dahin gelesen habt, denket an die Not eines Menschen. Laßt seinen Schrei nicht an tauben Ohren vergellen. Rettet das Werk. Laßt es nicht verlöschen, schürt die Flamme, hütet den Funken." Und nun lest dieses Kapitel über Karl Liebknechts Rückkehr aus dem Zuchthaus! Hat, der das schrieb, Ursache, vor der Nachwelt zu zittern? Er ist als Erster mit neuen Augen durch die Welt gefahren. Er hat von Amerika, von dem erwachenden Asien verkündet. Er hat unsern Blick geschärft. uns empfindender gemacht für Ahnung des Kommenden. Sein Werk ist nicht an Druckpapier gebunden, sondern innig vereint mit der Seele der Welt.

Am 1. Mai 1916 hatte in Berlin auf dem Potsdamer Platz jene Demonstration gegen den Krieg stattgefunden, an der sich Karl Liebknecht wie ein geringer Soldat der großen Weltarmee des Proletariats durch Verteilen von Handzetteln und Flugblättern beteiligte. Durch die Menge schlichen Geheimpolizisten. Der Polizeipräsident von Jagow schob sich unauffällig von Gruppe zu Gruppe, blieb stehen, horchte, verständigte sich dann mit seinen Kreaturen; Karl Liebknecht wurde verhaftet.

Zwei Jahre nach jenem 1. Mai, am 1. Mai 1918, wehte schon die rote Fahne vom Dache der russischen Gesandtschaft, Unter den Linden, mitten im Kriege, mitten in den Krieg hinein. In der sich, in wilder Verzweiflung, hoffnungslos zwar, aber noch aufrecht austobenden Kaiserwelt Deutschlands wehte vom Dach der russischen Gesandtschaft das rote Banner der Revolution in heller Frühlingssonne.

Am 21. Oktober 1918 hielt Liebknecht, aus dem Zuchthaus kommend, seinen Einzug in die gärende Stadt Berlin. Ungeheure Menschenmassen hatten sich um den Anhalter Bahnhof gesammelt, begleiteten das Auto, von dem herab Liebknecht, Vorbote und Apostel der Revolution, Ansprachen an die Versammelten richtete. Der Krieg war in sich zusammengebrochen, das deutsche Kaiserreich am Verenden. Hier stand der Mann, der das Kommende verkörperte, ein hinter Kerkergittern hart, fahl, kalt und hager gewordener Mensch, durchschüttert aber von innerer Glut, von Kraft und Glauben. Die Menge begleitete ihn durch die Stadt.

Jetzt stand das Auto Liebknechts Unter den Linden, vor dem Hause der Russen, und hier hielt Liebknecht, zu den Fenstern der Gesandtschaft aufblickend, eine Rede an die Menge. Es war der Vorabend.

Am nächsten Tage fand in der Gesandtschaft ein Empfang zu Ehren Liebknechts statt. Zur selben Abendstunde, in der wir in den prachtvollen festlichen Sälen der Gesandtschaft beisammensaßen, Abgeordnete der Unabhängigen-Partei, Proletarier, Intellektuelle, Russen und Deutsche — Revolutionäre — um diese selbe Stunde, so verkündete es der Gesandte Joffe in seinem ersten Trinkspruch, marschierten in Moskau Hunderttausende mit Fackeln nach dem Roten Platz vor dem Kreml, um Liebknecht zu ehren, den Verkünder, den Schöpfer der brüderlichen deutschen Revolution, Helden des revolutionären Proletariats Deutschlands und der Welt.

Zum ersten Male betrat ich das Haus Unter den Linden. Die Genossen, die das Tor öffneten, schüttelten uns die Hand, sie klopften uns begeistert auf die Schultern, während sie uns die Mäntel abnahmen. Freundschaft und Kameradschaft begannen schon am Tor, wie man sah, denn die Genossen, die uns hier unten begrüßten, gehörten ja zur „Dienerschaft" des Hauses. Oben die prunkvollen Säle des ersten Stockwerkes, mit grünen, mit malvenfarbigen, zitronengelben Damasttapeten bespannt, waren von einer zahlreichen Schar von Gästen belebt. Um den alten, vom Tode bereits gezeichneten Franz Mehring standen bekannte Männer und Frauen. Haase war da, Oscar Cohn, Ledebour, Eichhorn, der spätere Polizeipräsident Berlins. Geschäftig und aufgeregt eilte Eduard Fuchs, offenkundig der Ordner dieser Festlichkeit, durch die Säle. Wir waren alle von feierlicher Erregung ergriffen. Daß dieses Fest möglich war, bewies ja deutlich die Nähe der Erlösung. Nach Liebknechts Erscheinen in Berlin war die Entwicklung der Dinge unaufhaltsam vorgeschritten. Das Volk hatte endlich, endlich sein Machtwort gesprochen, Liebknecht war frei!

In einer Gruppe von jungen Arbeitern fiel mir ein einarmiger, blasser Jüngling auf, später hielt er an der Tafel die beste, schärfste, direkteste Rede, die an diesem Abend gehalten wurde.

In der Tür erschien jetzt Liebknecht mit seiner Frau Sonja. Wie sehr hatte sich Liebknecht seit jenem 1. Mai, an dem ich ihm in der Menge am Potsdamer Platz begegnet war, verändert. Wie sehr war seine Haltung eine andre geworden, seit ich ihn vor dem Kriege im Reichstag sprechen gehört hatte, zuletzt über die Kornwalzenaffäre, die große Korruption bei Krupp. Er wurde ja damals von seiner Partei mit Vorliebe auf die Tribüne geschickt, sobald eine eklatante Enthüllung des Regimes zu vollziehen war, Sensationsaffären aufs Tapet kamen. Ich hatte darum im Reichstag stets den Eindruck eines eifernden, mit großem Schwung sprechenden, im übrigen aber seine Worte mit Geschmack und in wirksamster advokatischer Form setzenden Redners. Jetzt sah ich ihn aus nächster Nähe. Ein blasser, stummer, düsterer Asket war das, der da in der Tür stand. Das Haar, das er ehedem wellig trug, kurz ge-

schoren, die Wangen eingefallen, rasiert bis auf einen kleinen gestutzten Schnurrbart. Graugrüne Zuchthausfarbe lag über diesem Gesicht. Sonderbar die Augen, zwischen Unstetigkeit und Starre wechselnd. Neben ihm Sonja. Seit seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft war sie jünger, reizvoller geworden. Das schöne, geistvolle Antlitz ganz verändert vom Glück. Sie hielt sich während des ganzen Abends eng an seiner Seite. Meine Gefährtin sagte: „Wie eine Blume ist Sonja aufgeblüht über Nacht."

Der Bankettsaal, ein riesiger, elfenbeinschimmernder Raum, tat sich vor uns auf. An einer langen Tafel, die mit roten Rosen, Nelkensträußen, roten Seidenschleifen verziert war, nahmen wir Platz. Gegenüber von Karl und Sonja saß Joffe, in seiner Erscheinung und seinem Gehaben eher an einen großen Finanzmann gemahnend als an den Gesandten der ersten proletarischen Macht der Erde. Neben ihm seine elegante Frau, in der Haltung ganz Pariserin, raffiniert, doch zart, bei ihr das Töchterchen der beiden, ein anmutiges, nachdenkliches Kind. Zur Rechten Liebknechts bemerkte ich einen jungen, blonden Mann, mit zierlichem Bärtchen, witzigen Augen in einem leuchtenden Gesicht, sehr jung und doch irgend etwas Gesammeltes, Direktes, Gerades und Starkes in seinem Wesen auffallend. Uns gegenüber saß der alte Recke Ledebour, den ich zuletzt, vor einem Jahr, in Stockholm sprechen hörte. Dann war Luise Zietz da, Proletarierfrau, schwer abgearbeitet, in Not und Kämpfen verbraucht. Neben uns Eichhorn und seine Frau, die meine Gefährtin und mich mißtrauisch anblickte, Bürgerpack witternd. Am Ende der Tafel gewahrte ich den jungen Einarmigen und Emil Barth, der wenige Tage später Volksbeauftragter der Republik Deutschland werden sollte.

Der Saal schimmerte im Glanz der Glaslüster. Zwei gewaltige eiserne Haken ragten aus den elfenbeinfarbigen glatten Wänden hervor. Dort hatten ehemals die Ölbilder des Zaren und der Zarin gehangen. Manch einer an der Tafel machte seine Glossen über die Verwendbarkeit dieser beiden Haken. K., der Pianist, der mit seiner Frau zugegen war, wurde gebeten, sich an den Flügel zu setzen und zu spielen. Wir hofften: wir würden nun die „Internationale" zu hören bekommen, er aber schien sie nicht zu kennen, und so wurde es nur die Marseillaise, doch in einer künstlerisch einwandfreien Wiedergabe, — da K. ja Busoni-Schüler ist — und in einem gewaltsamen, rhythmisch prachtvoll aufreizenden Tempo.

Nach dem ersten Gang erhob sich Joffe und sprach, eben von jenem Fackelzug über den Roten Platz Moskaus. Er berichtete, daß das ehemalige Leibgarde-Regiment des Zaren jetzt nach Karl Liebknecht benannt worden sei. Joffe sprach, seine innere Erregung bemeisternd, kurz, ernst. Ich sah im Gesicht manch eines um den Tisch leises Zucken, unterdrücktes Gefühl. Nach Joffe erhob sich der junge Russe neben Karl. Nun hörte ich, daß dies Bucharin sei, der schärfste, unerbittlichste Theoretiker des Bolschewismus. Seine Rede war eine einzige wilde Anklage gegen Kautsky, den Renegaten,

der dem siegreichen Proletariat in den Rücken gefallen war. Mehring dagegen galten Bucharins Worte der Liebe. Das russische Proletariat, siegreich aus der mit Vernichtung drohenden Schlacht des Weltimperialismus und der Bourgeoisie des eignen Landes hervorgegangen, blicke hoffend auf zu dem alten Kämpfer, dem Märtyrer und ehrwürdigen Wegbereiter der deutschen Revolution.

Bald darauf sprach Liebknecht selber. Eisig, hart und unerbittlich kamen seine Worte, wie seine gestählte Seele es in der Zuchthaushaft geworden war. „Ein Wunder ist mir widerfahren", sagte er, „vor 24 Stunden noch saß ich in einer Zuchthauszelle, heute in diesem lichterdurchfluteten Raum unter Genossen, Blumen und Musik. In weiteren 24 Stunden aber wird das Wunder geschehen sein, die deutsche Befreiung. In den verflossenen Stunden, seit ich frei bin, habe ich eine Sammlung der Gesetze und Verordnungen durchgesehen, die die russische Revolution seit ihrem Bestehen der Welt gegeben hat. Wenn nur der hundertste Teil von dem Wirklichkeit wird, was in dieser Sammlung niedergeschrieben steht, was in diesen Gesetzen an Menschenrechten aufgezeichnet ist, dann ist die Menschheit auf ihrem Wege zum Ideal eine gewaltige Strecke vorwärtsgeführt worden. Es ist das idealste Programm, das Menschen jemals zur Befreiung der leidenden Klassen aufgestellt haben. Aber keiner von uns wird sich verhehlen: die russische Revolution ist in Gefahr, wenn ihr die deutsche nicht zur Hilfe kommt! Gelingt es dem deutschen Proletariat nicht, den Sieg zu erringen, dann verschlingt der Weltkapitalismus, der noch mächtig und ungebrochen dasteht nach dem Gemetzel, die Welt und das Proletariat und das Menschenrecht in kurzer Frist. Das wollen wir verhindern." Seine Worte waren von mechanischen wuchtigen Bewegungen der Linken markiert. Wie ein Hammer schlug die Faust auf den Tisch nieder, immer auf dieselbe Stelle. „Wir müssen zur Tat schreiten. Keine Zeit zu verlieren. Zur Tat!"

Die Starre, die über die ganze Figur dieses Menschen sich gebreitet hatte, des Mannes, der den Willen des deutschen Proletariats, das Schicksal der Menschheitsentwicklung in dem leidenden Lande versinnbildlichte, drang durch jedes Wort, jede seiner Gebärden. Wir sahen seine Faust an. In diesem knochigen Werkzeug schien sich das ungeheure, revolutionäre Wollen der durch den Krieg erschütterten Welt zu konzentrieren. Die Schläge dieses Hammers, auf die Tischplatte niedersausend, sprengten eine Kette, zerschlugen ein Schloß. Als er sich setzte, wich die Starre von ihm. Müdigkeit schien ihn zu umfangen. Gerührt blickten wir in Sonjas schönes, ausdrucksfähiges Antlitz. Ihr Gesichtsausdruck war bemerkenswert, während Karl sprach. Sie blickte zu ihm hinauf, der an ihrer Seite stand, sie kaum zu bemerken schien — wie überhaupt die Versammlung für ihn gar nichts Reales, Gegenwärtiges war. Gradeaus der Blick, ins Ferne, Ungemessene, der Blick des Gefangenen über die Mauern, die ihn umgeben, in die Freiheit. So hatte er gesprochen, so saß er nun an der Seite seiner Frau. Diese fühlte es. Sie schien, während er zur Tat aufrief, plötzlich zu welken, zu verfallen. Schwer und schwerer senkte

sich das Schicksal abermals nieder auf ihr eben erst erblühtes Gefühl, ihr eben erst erblühtes Gesicht, aus dem die Farbe der Liebe entwich. Dieser lebendige Mensch, dem Glücke aufgetan und bebend bereit, verfiel in Sekunden, erstarrte, als habe er der Medusa ins Auge geblickt. In wenigen Augenblicken war es ihr bewußt geworden: kaum zurückgekehrt, verließ er sie abermals, entschwand er aus ihrem Leben, dorthin, wo die Pflicht ihn rief, in das ungewisse, wahrscheinlich tödliche Schicksal! Die liebende Frau sah das Schicksal in diesem Augenblick. Sie erkannte es, darum verfiel sie. Wir alle traten mit unseren Gläsern an Karl und Sonja heran. Um den Tisch drängten sich Bekannte und Unbekannte, die Gläser in der Hand. Deutsche und Russen, Berühmte und Bescheidene, die Diener von unten beim Tor, Rotgardisten, die ersten bewaffneten Arbeitersoldaten der proletarischen Revolution, die Jugendlichen aus den Versammlungen, junge reizende Mädchen neben den alten bewährten Führerinnen der proletarischen Frauenbewegung — alle in einem Augenblick der höchsten Freude hingegeben, daß sie ihren Führer sehen konnten.

Die Rosen und roten Nelken vom Tische wanderten. Jeder und Jede steckte sich dieses Zeichen der Revolution an sein Gewand. Das dürftigste Kleid schimmerte herrlich auf, das bleicheste Gesicht erglühte von der Blutfarbe der nahenden Befreiung. Vor Karls Glas türmte sich ein Hügel von blühendem Rot. Sonja lächelte wieder beglückt. Wir tranken ihr zu. K. saß an dem Flügel und improvisierte aus Beethoven, dann hörten wir Chopins Rhythmen. Schließlich war es einziger, wunderbar hinströmender Hymnus.

Die Reihe der Trinksprüche nahm ihren Fortgang. Luise Zietz sprach von den Anzeichen der nahenden Umwandlung, von der Meuterei der Matrosen auf den Kriegsschiffen vor Kiel. Der junge einarmige Globig sprach klar und mit dem Schwung des geborenen Agitators über die Organisation der proletarischen Jugend, ihre Kampfbereitschaft, ihren Enthusiasmus. Während er sprach, lebte Karls Gesicht auf. Hier erblickte er Hoffnung! Emil Barth passierte ein Lapsus. Mit wilder Geste, weit ausholend, wies er auf Liebknecht und rief: „Seht dort das scheußliche Opfer des Militarismus!" Jemand stieß ihn an, er bemerkte das Unheil, verbesserte sich und sprach vom Opfer des scheußlichen Militarismus. Während Barth sprach, sahen wir auf Liebknechts Gesicht einen Schatten vorüberhuschen. Etwas, das Verachtung sein mochte, vielleicht Abscheu, vielleicht Verzweiflung des Führers an den Mitkämpfern.

Wir blieben noch lange beisammen. Draußen in dem gründamastenen Saal, unter dem Bild, das eine wild aufgepeitschte See darstellt, stand der alte Mehring im Gespräch mit Ledebour und Haase. Ich fand Gelegenheit, in einer Ecke mit Liebknecht einige Minuten lang zu sprechen. Ich sagte ihm: „Die Intellektuellen Deutschlands haben im Kriege gelernt; man müßte sie zur Bewegung heranziehen. Könnte man das Mißtrauen gegen sie nicht aufgeben, so müßte man es doch mildern. Im Kriege ist ja manches anders geworden. Es wäre wichtig, die intellektuellen Kräfte für die Revolution mobil zu

machen. Man müßte sie zu diesem Zweck organisieren." Liebknecht sagte mir ein paar verbindliche freundliche Worte über meine Bücher, die er im Zuchthaus gelesen hatte, besonders den „Bruder Wurm". Er sprach dann, auf die Sache übergehend: „Intellektuelle können wir heute nicht brauchen. Arbeite jeder an der Stelle, wo er steht, für die Revolution, so gut er kann. Was jetzt zu geschehen hat, ist einzig die Tat. Dabei können wir den Intellektuellen nicht brauchen, vor allem den deutschen Intellektuellen nicht. In der Periode des unerbittlichen Kampfes ist der Intellektuelle Ballast." Später wendete er sich der Gruppe zu, in deren Mitte der kleine einarmige Arbeiter stand. Ich sah es klar, worauf es in dieser Zeit ankam. Was der junge Globig an diesem Abend, an dem so viele tätige und bedeutende Männer und Frauen gesprochen hatten, vorstellte, war das einzig Bejahende, Starke und Positive. Hier, wenn irgendwo in dem jugendlichen Arbeiternachwuchs, lebte der Wille zur Revolution. Hier war der Mittelpunkt der Menschengemeinschaft, in der die Revolution sich verkörperte.

Bürger und ihre Kinder von E. L. Schiffer

Das zwanzigste Jahrhundert führte sich triumphierend als das Jahrhundert des Kindes ein. Es hat dem Kinde außer einem Kriege, in dem es sterben und verhungern durfte, viel Geschrei, aber wenig Taten gebracht. Vereine, Bünde, Gruppen wurden gegründet, die weitestgehende Freiheit verschenkt, doch von der ureigentlich bildnerischen Arbeit am Kinde hielt man sich zurück, denn diese verlangte mehr als Reden und Kongresse, nämlich schwere, dauernde und ruhmlose Arbeit des Einzelnen, und lag außerdem fern von der ruhmversprechenden Außenwelt im innersten Bezirk des Kindes, dem elterlichen Heim, das man kaum anzutasten wagte. Es konnte also nur immer halbe Arbeit geleistet werden.

Seit Jahrzehnten setzen bürgerliche Eltern — denn allein von diesen und nicht von Eltern der Arbeiterklasse ist hier die Rede — Kinder nur noch rationiert in die Welt. Unbedachte Leidenschaft und Zufall spielen heutzutage eine kleine Rolle bei der Geburt des bürgerlichen Kindes. Hauptsächlich wird ein Kind gezeugt, wenn man es sich wirtschaftlich leisten kann. Hat man sich nun einmal entschlossen — und damit die volle Verantwortung auf sich genommen — Kinder in die Welt zu setzen und auszutragen, so werden diese „Schätze", diese „himmlischen Geschöpfe" nach Eintritt in die Welt drei Jahre hindurch mit der größten Sorgfalt behandelt. Das bürgerliche Kind wird die ersten drei Jahre seines Lebens wie ein Schoßhund gehätschelt, die darauf folgenden drei Jahre wie ein größerer Hund, für den einmal viel Geld bezahlt worden ist, von den Eltern indirekt, vom Personal direkt betreut. Es ist nämlich noch interessant und ein Prunkstück, das, für jeden Besucher neu aufgeputzt, nur zum Schmuck des Heims dienen kann. In den drei ersten Jahren ist es „himmlisch" und in den drei darauffolgenden „Ach, wie

komisch!" und „wie klug!", und natürlich auch immer das klügste von allen, das Wunderkind. Zuerst rührt es durch seine Unbeholfenheit und Kleinheit, und dann ruft es Lachen hervor, weil seine Gabe, sich mit dieser Welt abzufinden, noch recht gering ist und dadurch natürlich amüsante Zusammenstöße mit der Welt der Erwachsenen sich ergeben. Der Verantwortung, die man auf sich nahm, als man ein Kind in die Welt setzte, ist man sich nach wie vor nicht bewußt.

Mit dem Tage des Schulanfangs bildet sich die Familie ein — ich spreche hauptsächlich von der Mutter, denn der deutsche Vater weiß, außerhalb des vorgeschriebenen Sonntagvormittags, selten etwas mit seinem Kinde anzufangen —, ihr Kind verloren zu haben. Die Pforten der Schule haben sich hinter ihm geschlossen, die Verantwortung für seine Entwicklung wird den Händen eines fremden Erwachsenen übergeben, der weitere dreißig, reichlich hilflose Geschöpfe unter sich hat. „Der Lehrer hat sich um das Kind zu kümmern." Der Lehrer hat auf möglichst vorsichtige und gute Art Wissen an eine jüngere Welt weiterzugeben, sonst hat er gar nichts. Kümmert er sich über dies hinaus um Entwicklung und Seelenheil des Kindes, so ist das ein Plus, das wohl aufs höchste anerkannt, aber nie verlangt werden darf.

Härte und Zwang der vorigen Elterngeneration haben die heutigen Eltern meistens selbst am eignen Leibe als dumm und aus mangelndem Verständnis entstanden gespürt: also darum Flucht auf die Gegenseite. Halt und Zügel werden weggeworfen, eine Haltung, die ebenso töricht und noch um einige Grade uninteressierter ist als die frühere. Diese Zwanglosigkeit ist wahrhaftig ein schönes Geschenk! Es gewährt den Eltern die Befriedigung, modern, das heißt für ihre Begriffe richtig gehandelt zu haben, und dem Kinde läßt es die ungestutzten Flügel, die freie Entwicklung, die ihm ermöglicht, vom Winde verbogen, vom Sturme gebrochen zu werden.

Daß das Erziehungssystem der vorigen Bürgergeneration mit ihrem so scheinbar unerschütterlich festgerammten Materialismus einfach unerträglich war, steht fest. Die allgemeine Spießerbehaglichkeit hatte Hoheitsgelüste, einen sicherlich von allerhöchster Stelle nicht unbeeinflußten Anflug von Gottesgnadentum, die auf jeden jungen Menschen aufreizend wirkten. Haß, ewiger Streit, äußerster Widerstand waren die Früchte dieses Knebelsystems. Aber, wenn auch seltsam ins Feindliche verkehrt: ein Interesse war da, ein Halt war vorhanden, wenn er uns auch meistens wie ein Pfahl im Fleisch stak. Es gab wenigstens eine Aktivität im Verhältnis von Kind und Eltern, die das Kind zum Lernen am Leben, zum Lernen an Erfahrungen, im Gegensatz zu der jetzigen Lauheit und Uninteressiertheit, aufstachelte.

Die Eltern sind heute, vielleicht durch Kriegserlebnisse, zu egoistisch geworden, um Zeit an die Erziehung ihrer „Schätze", ihrer Kinder zu verschwenden; sie wollen ihr bißchen Leben, sprich: Vergnügen, noch schnell in die Scheune bringen und lassen den „Schatz" sich durch die Finger rinnen. Der heutigen Familie kann man als Spruch eine Verdrehung des

Sarastro-Wortes voransetzen: ‚Die Liebe kann ich dir nicht schenken, doch geb ich dir die Freiheit gern.' Freiheit, das heißt Schule, Vereine, Bünde, Freundschaften, Sport, um das alles kümmert man sich nicht, und die kurze Zeit des Tages, die Kinder zu Hause verbringen, schenkt man Besuchen, Wegen zu Kraft und Schönheit, und nicht Wegen zu Kopf und Herzen seines Kindes. Es lebt sich so sehr bequem. Es entsteht eine von außen gesehen friedliche, in der Nähe gesehen jedoch seelenlose, gleichgültige Bindung. Ist selbst eine solche nicht ohne Mühe zu erzielen, so folgt das Rezept: Landerziehungsheim oder Reformschule. Das Elternhaus, der von Natur aus geschaffene Boden, kann das Kind heutzutage anscheinend nicht mehr ernähren, und Kunstdünger muß ihn ersetzen.

Wieso und warum sind die Beziehungen von Eltern zu Kindern, von weitem gesehen, so friedlich und in der Nähe so erschreckend? Nur wenn ein allzu grelles Blitzlicht diese vernachlässigte Siedlung unsres sozialen Lebens erhellt, erschallt ein erschreckter Aufschrei. Sonst lebt man weiter gleichgültig nebeneinander hin, und zwar aus Trägheit des Herzens, dem Totenwurm des Lebens. Höflichkeit des Herzens, wem wird sie weniger erwiesen als dem Kinde, von dem wir immer verlangen, daß es selbst höflich sei? Mutter und Vater gehen ihren eignen Weg, das Kind tut es auch. In welcher Richtung es sich entwickelt, ist gleichgültig, man sucht nicht nach Gründen, man tadelt nicht, das würde die kühle Atmosphäre der Freundlichkeit stören. Wünsche unterdrückt man; Befehle sind verpönt, obgleich ein strenger, im Augenblick nicht erklärbarer Befehl von jemandem, den das Kind als zuverlässig, das heißt als immer gut und gerecht kennt, durchaus nichts schadet und die Beziehungen eher vereinfacht als verwirrt.

Trotz der Arbeit, die auch die Bürgersfrau heute oft aus Notwendigkeit, aber manchmal nur, um eine innere Leere zu füllen, vollführt, bleibt jedem einzigen Wesen, das in materiell einigermaßen erträglichen Verhältnissen lebt, Zeit genug, Freundschaft mit seinem Kinde zu halten und zu pflegen, Interesse an seinen Sorgen zu nehmen, diesen Sorgen, die uns klein erscheinen, das Kind aber zentnerschwer bedrücken. Man darf nicht den „Schatz" nur die ersten wenigen Jahre polieren und gut aufbewahren. Grade in dem Augenblick, wo er in fremde Hände gelegt wird, wo die Schule mit ihrer quälenden, schweren Arbeit, die Schulgenossen oft mit Stricken und Fallgruben auf die neue Seele warten, setzt die Aufgabe ein, der helfende, ratende, auch der befehlende Freund seines Kindes zu sein.

Die Generation unsrer Eltern verlangte Dank von uns, daß sie uns ins Leben gesetzt hatte. Unsre Zeit verlangt keinen Dank und erwartet kaum Liebe. Wir sind zu mißtrauisch, diese Welt, in die wir geboren werden und gebären, ist uns zu fragwürdig geworden. Dank von den Kindern für etwas zu verlangen, was durchaus kein Geschenk ist, ist ein lächerliches, unhaltbares Verlangen.

Aber Liebe oder liebevolle Freundschaft von einem Menschen, mit dem man fünfzehn oder zwanzig Jahre unter einem Dach lebt, zu empfangen und ihm zu geben, ist fast eine Selbst-

verständlichkeit und auf jeden Fall ein erreichbares Ziel. Es muß und kann erreicht werden, daß Vater und Mutter Freunde ihrer Kinder fürs Leben werden, ältere Freunde, auf die das Kind sich in der neuen, schwankenden Welt unbedingt verlassen kann. Freunde, die ihre Erfahrung und ihr Wissen ohne Dünkel weitergeben, vorsichtig und wahr, nach bestem Können Fragen erklären und durch die Antwort leise die unfertige und bildungsfähige Form bilden, unmerklich auf sie einwirken.

Diese Arbeit an der Freundschaft ist keine leichte. Vater und Mutter müssen sogar oft das Opfer bringen, ihre Eigenart umzubiegen, damit das Kind in einer ausgeglichenen Atmosphäre lebt; d. h. wenn die Zärtlichkeit des einen Teils zu gering ist, muß der andre seine Wärme stärker ausstrahlen lassen. Dies und vieles Andere verlangt dauernde Selbstbeherrschung, die dem Grundsatz, daß man sich grade in der Familie gehen lassen und ausleben soll, aufs schärfste widerspricht. Vor niemandem soll man so überlegt und doch ungezwungen sprechen wie vor einem Kinde, vor niemandem seine Gereiztheit, seine schlechte Laune weniger zeigen. Denn das Kind bewahrt sehr scharf jeden Eindruck, der ihm aus der Welt der Großen, der Riesen kommt, und verarbeitet ihn zum Bösen oder zum Guten. Wenn die Eltern das bedenken, wenn sie von ihrem Piedestal herabsteigen, das sie durch Alter und totes Wissen erworben zu haben meinen, wenn sie ihre Meinung fallen lassen, etwas Besseres und Klügeres zu sein als der reine, unverbildete, jüngere Stoff, wenn sie, ohne daß das Kind es merkt, sich zum Diener seines Verlangens nach Erfahrung machen, wenn sie ihm ohne jede Aufdringlichkeit den Weg ins Leben zeigen und ebnen, ihn zu einem eindrucksfähigen, aufrechten Menschen machen, werden sie sich nicht mit dem bittern Spruch trösten müssen, daß es keine Dankbarkeit auf Erden gibt. Wenn sie weder zum Vorgesetzten, noch zum gleichgültigen Hausgenossen, sondern zum immer wohlgesinnten, stets seine Interessen anerkennenden Freunde werden, der den Erwachsenen nicht hervorkehrt, dann wird das Kind, nachdem es viele Jahre lang mit seinen Eltern unter einem Dach gelebt hat, auch auf dem Wege zum Erwachsensein in jenem Alter, in dem die Konflikte für das menschliche Wesen am schwierigsten werden, im Alter der Pubertät, sich zuerst an seine besten Freunde um Rat wenden und nicht zu Fremden laufen, die ihm aus oft egoistischen Gründen gefährliche Wege zeigen. Leben wir gleichgültig neben unsern Kindern, glauben wir die Verantwortung für das junge Leben mit dem in diesem Falle sehr bequemen Wort „Wir lassen unsern Kindern alle Freiheit" abgetan zu haben, so machen wir uns einer verbrecherischen Pflichtlosigkeit schuldig.

Dienst am Kinde, nicht durch Vereine und Kongresse und Zeitungszuschriften, sondern im täglichen Leben! Das Kind ist immer noch interessanter und wichtiger als gesellschaftlicher und geschäftlicher Kleinkram. Man verbanne Trägheit des Herzens, Gereiztheit und Interesselosigkeit, und kein Elternpaar wird es nötig haben, im schwierigen Alter des Kindes die Hände über den Kopf zu schlagen, weil nach ihrer Meinung

unvorherzusehendes Unheil in den Frieden ihrer Gleichgültigkeit einschlägt. Das erwachsene Kind wird allmählich zum erwachsenen Freunde, später vielleicht, vielleicht zum stützenden Freunde werden. Ein Freund im Alter ist mehr als zehn in der Jugend. Il faut cultiver notre jardin.

Literarische Prozesse von Julius Levin

Es regnet seit einiger Zeit Prozesse zwischen — ich will nicht sagen nur Schriftstellern — aber doch zwischen Persönlichkeiten, an denen literarisch gerichtete Menschen Interesse haben. Manchmal sogar sehr lebhaftes. Nomina sunt odiosa, und desto mehr, als die Männer, die mit Namen zu nennen wären, ohne Ausnahme unsrer Hochachtung wert sind. Ich will den Sinn oder vielmehr den Unsinn der in Rede stehenden Prozesse darlegen, und es wäre eine schlechte Methode, diejenigen, welche meinen Ausführungen vor allen andern eine Lehre entnehmen sollen, überzeugen zu wollen, zu ihnen als persönlich Interessierten und nicht als objektiv wenigstens beobachten Sollenden zu sprechen.

Einmal zunächst ein Prozeß, angestrengt von einem Schriftsteller, der einen Dichter sehr hart, vielleicht zu hart, kritisiert hat, welch letzter die besondere Hochachtung einer literarischen Zeitschrift genießt, deren Herausgeber den zu hart beurteilenden Schriftsteller, wie übrigens der betreffende Herausgeber selbst eingesteht, ein bißchen sehr hart abgewiesen hat. Die Menge der Relativsätze schon enthält einen wertvollen Hinweis darauf, daß die darzustellende Sache zur Genüge verschachtelt ist. Und verschachtelte Sachen haben meist eine schwache Seite ... Resultat des Prozesses? — Verhandlung. Verurteilung des Herausgebers der Zeitschrift zu 1000 Mark Geldstrafe. Berufung. Nochmalige Verhandlung. Ausgang, der gleiche, wie bei der ersten Verhandlung, und neue erhebliche Kosten. Moralisches Resultat? Für uns o, o. Der Schriftsteller hat geschrieben, was er geschrieben hat und vor sich verantworten muß, der Herausgeber desselbigengleichen. Der Sieger hat moralisch nichts, aber auch rein gar nichts gewonnen, der Besiegte nichts eingebüßt, außer seiner Zeit und seinem Gelde, das wahrhaftig besser hätte angewandt werden können als zu dem Zwecke, dem Staate eine Zuwendung zu schaffen.

Zum zweiten ein Prozeß eines Verlegers gegen einen Kritiker. Tatbestand? — Der Kritiker feiert einen Namenstag von besonderer Bedeutung; dies gibt dem schon vorhin nicht genannten Herausgeber einer literarischen Zeitschrift Gelegenheit zu übrigens zum Teil ausgezeichneten Bemerkungen über die, nicht nur seiner Ansicht nach, erdrückende Präponderanz der von dem Jubilare vertretenen journalistischen Spezialität, als welche Bemerkungen der Jubilar vornehmlich auf sich bezieht, wodurch er zu einer Entgegnung sich veranlaßt sieht, die einen Angriff auf den Verleger jener Zeitschrift enthält, weshalb der angegriffene Verleger sich verteidigt, indem er — die beste Verteidigung ist der Angriff, wie Ludendorff sagt —

den Jubilar als Kritiker, von einem gewissen Zeitpunkte in des letztern Tätigkeit ab, vollkommen ablehnt, weshalb der abgelehnte Jubilar, anstatt vielleicht die Autorität des Verlegers für die Beurteilung des in Rede stehenden Gegenstandes anzuzweifeln, die Sache auf ein neues Gleis schiebt und dem Verleger, als Geschäftsmann, allerlei anhängt, als welches den Verleger veranlaßt, zu tun, wie der im vorigen Absatz erwähnte Schriftsteller, das heißt, einen Prozeß anzustrengen, um den Nachweis zu führen, daß, was der Jubilar behauptet hat, falsch ist, und überdies nur wenig Leute glauben werden, was aber — und das ist der Humor davon — seiner literarischen Bedeutung nichts rauben würde, selbst wenn es sich als tatsächlich herausstellen sollte. Ich glaube kaum, es seien jemals zur Darstellung eines Verhältnisses mehr Relativsätze nötig gewesen, als zu derjenigen des uns hier, natürlich lebhaftest, interessierenden ... Woraus sich ohne weiteres aufs neue der Schluß auf hochgradigste Verschachtelung auch dieser Angelegenheit ziehen läßt. Gerechterweise muß übrigens hinzugesetzt werden, der prozessierende Verleger hat ihm wohlmeinenden und deshalb von einem Verfahren abratenden Persönlichkeiten erklärt, der ihm durch die üble Nachrede des Jubilars verursachte, rein materielle Schaden sei so schwer, die Lage, in die er vor seinen Berufsgenossen versetzt worden, so prekär, daß er nicht habe umhinkönnen, sich von dem ihm gemachten Vorwurfe in einer keine Deutungen zulassenden Weise zu reinigen.

Beide Prozesse sind tief bedauerlich. Wenn irgend jemand Grund hat, der Justiz, über deren Schönheit so ziemlich alle Welt einig ist, zu zeigen, es gehe auch ohne sie und ohne sie sogar viel besser, so ist es der geistige Mensch. Und den Typus des geistigen Menschen wollen wir, die zum Schrifttum in irgend einem Tätigkeitsverhältnisse Stehenden, doch vertreten (obwohl gewisse Vorfälle Zweifel an der Richtigkeit dieser Annahme zu erwecken geeignet wären).

Ich gestatte mir die bescheidene Anfage: „Glaubt irgend einer der in die beiden Fälle Verwickelten, Kläger oder Beklagte, an die geistige oder sittliche Überlegenheit der Justiz, wenigstens in dem uns hier interessierenden Bereiche? — Sicherlich nicht!

Also?

Bringet eure Dinge nicht vor eine Instanz, deren Unzulänglichkeit anzuzweifeln euch nur die übermäßige und daher verdächtige und, kurz gesagt, tadelnswerte Erregung des Augenblicks verhindern kann! Sparet euch eure Beschämung, und wenn ihr auf sie nicht achten wollt, euer Geld! Und achtet ihr auch das Geld nicht, weil ihr zuviel habt, so widmet es dem Zwecke, die Stellung der Literatur nach Außen hin zu heben und zu kräftigen, und nicht, um ein Erkenntnis zu erzielen, das seine Bezeichnung trägt, wie lucus a non lucendo! Stellet euch, wenn ihr unbedingt Lust habt, euch jemandem zu stellen, euren Kollegen! Und zeiget der Justiz, ihr haltet sie für nicht mehr, als sie für jeden, nicht grade in seiner Existenz, in Leib und Leben Gefährdeten ist und sein soll: für quantité négligeable!

Bert Brechts Hauspostille von Peter Panter

Eine gute Eigenschaft Berlins: man kann die Stadt nicht jahrelang bluffen. Eine bessere Eigenschaft Berlins: „Beziehungen" in der Literatur nützen weniger als man glaubt; Besuche bei Kritikern wären lächerlich (sind in Paris gang und gäbe) —, in Berlin setzt sich die starke Kraft sehr oft allein durch. Eine schlechte Eigenschaft Berlins: seine grenzenlose Undankbarkeit. Es kann einer fünfundzwanzig Jahre hindurch die beste künstlerische Arbeit geleistet haben; wenn er im sechsundzwanzigsten aus irgend einem Grunde nachläßt oder seiner Zeit nicht mehr zu folgen vermag oder krank wird —: dann ist er vergessen und begraben und wird höhnisch abgetan. „Gott!" (mit drei t) — der Mann ist doch passé!" Berliner Anilinruhm ist nicht ungefährlich.

Bert Brecht wird das eines Tages merken. Um wie viel er heute überschätzt wird, um so viel wird er eines Tages unterschätzt werden, und beides sehr zu unrecht. Dieser Mann ist auf dem Theater ein sehr beachtliches Talent, und in der Lyrik mehr als das. Da ist vor einiger Zeit seine „Hauspostille" (im Propyläenverlag zu Berlin) erschienen, und ich habe absichtlich gewartet, um zu sehen, wie diese Gedichte aussehen werden, wenn sie eine Weile lagern. So sehen sie aus:

Sie vermitteln den stärksten Eindruck, den unsereiner in der letzten Zeit in deutscher Lyrik gefunden hat. Es mag sich nun jeder seine Lieblingsstücke heraussuchen und auswendig lernen. Wenn ich die meinen zu analysieren versuche, so bedeutet das keine abfällige Kritik an allen andern — mit Ausnahme einer Gattung. Das sind die wildromantischen „songs". An die glaube ich nicht.

Was das Land „Mahagonny" angeht, so ist es ein gut bürgerliches Land, es blüht daselbst der Nußbaum und die gute Eiche, aus der man die Bücherregale macht. Die „Drei Soldaten" heißen George, Freddy und John und mit Nachnamen Kipling; und es ist ein großer Unterschied, ob ein Angelsachse solch ein Leben der Soldaten mitlebt oder ob ein Bayer, der seine Dumpfheit niemals ganz los wird, sie nachlebt. Es gibt da eine innere Wahrhaftigkeit, über die keiner hinwegtäuschen kann. Der Rest dieser Gattung ist — mit Ausnahme der wunderschönen Ballade von des Cortez Leuten —: Freiligrath. Ich habe diesen Dichter, in dessen Werk sich große Gaben und Lächerliches absonderlich mischen, nun noch einmal nachgelesen — die Ähnlichkeit ist überraschend. Wie da die Liebe zum fremden Land erst ursprünglich war, dann immer mehr benutzt wird, wenn das Eigene nicht reicht — wie da die fremden Namen auf den verblüfften Leser herunterdonnern: Na? Siehst du? so exotisch geht es bei uns zu . . ., wie da dem fremden Kontinent alles, alles zugemutet wird, nur keine Spießer, während doch grade die bei den Cowboys genau so wild wachsen wie bei den Skatindianern, nur eben in andern Formen —: diese bunten Lieder Brechts sind bester Freiligrath und schwächster Brecht. Dies vorweggenommen, hat man freilich den Hut abzunehmen.

Durch „Apfelböck" schon zieht ein Ton, der weit über Wedekind hinausgeht, und das will etwas besagen. Man durchblättere heute noch einmal die Gedichte Wedekinds, sie sind lange nicht so verstaubt wie seine meisten Dramen. Nun aber:

S. 24. „Morgendliche Rede an den Baum Green." Das ist ein ganz neuer Ton, den wir noch nie gehört haben. Dieser Zusammenklang aus Keßheit, Scham, Kameradschaft, großer Stadt und ganz simpler Natur, der unwägbare Rhythmus, der durchgeht, das ist echte Kraft, hier wird nicht geprotzt, hier spricht ein Meister. Da öffnet sich die Faust eines Boxers und streichelt; die Liebkosung ist etwas hornig, aber wenn du genau hinfühlst, ist sie viel zarter als die einer Frau.

S. 27. „Bericht vom Zeck." Das ist wie ein altes bayrisches Glasbild. Wunderschön, wie die Farbe Violett, die Baudelaire entzückt hat, auf diesen in den Knochen groben, im Leiden feinen B. B. wirkt. Violett — das will er nicht, das ist Fieber und Gift und Malaria und etwas, was zwischen den Farben ist. Hier übrigens wie in sehr vielen andern Gedichten sitzt jedes Wort wie mit Stahl genietet — unmöglich, auch nur eines herauszunehmen, der ganze Bau stürzte zusammen.

S. 33. „Vom Mitmensch." Höhepunkt und Vorspiel zu der noch schönern „Ballade von den Geheimnissen jedweden Mannes". (S. 57.) Die kindlich törichte Einteilung „Wir und die andern", die auch jenes „O-Mensch!"-Geschrei nicht hat durchbrechen können, ist hier völlig aufgelöst.

Ihr, die ihr ihn werft in die schmutziggelben Meere
Ihr, die ihr in schwarze Erde ihn grabt:
In dem Sack schwimmt mehr, als ihr wißt, zu den Fischen
Und im Boden fault mehr, als ihr eingescharrt habt.

„Weil er niemals", heißt es in dem Refrain, „weil er niemals den ihr kanntet, war. Und der Täter nicht nur seiner Tat." Was an diesen Versen besonders merkwürdig berührt, ist, daß sie nicht gütig sind. Brecht hat überhaupt nichts Gütiges — es ist etwas Jugendlich-Grimmiges darin und Verzweiflung, Güte nicht. Gäbe es auch nur hundert deutsche Richter, die diese Gedichte verständen —: es stünde besser um unsre Justiz.

An reiner Lyrik scheint mir das Schönste — neben dem Baum Green — dies Doppelbildnis zu sein „Vom Klettern in Bäumen" und „Vom Schwimmen in Seen und Flüssen". Hier ist das erreicht, was die Mahagony-Männer mit viel Geschrei und deutschem Whisky niemals erreichen —: hier löst sich das Gedicht in Landschaft, der Mensch in Natur auf. Gegen einen bleichen, unbeteiligten Himmel steht schwarz der Wald, diese Natur ist weder Folie für einen exorbitanten Kerl noch Kulisse noch Altar — sie ist; weiter nichts. Ich hätte es niemals für möglich gehalten, daß es im Zeitalter der Kollektivität noch einmal etwas so grenzenlos Einsames, so Losgelöstes geben könnte. Dieser Mensch, der da klettert und schwimmt, ist ganz allein. Während man bei der zünftigen Lyrik nie, niemals das Gefühl los wird: „Ja — aber mit Rente! und was wird, wenn du die nicht hast, alter Parkschlenderer?" — ist hier

einer mit sich und neben seinem Gott ganz allein. Dieser Gott schwimmt abends wirklich in den Flüssen, und es ist alles wahr, was in diesem Gedicht steht. Kleines Merkzeichen für sehr große Lyrik: sie will nicht komponiert werden.

Über S. 125 brauche ich in der „Weltbühne" nichts zu sagen; da steht die „Legende vom toten Soldaten". Wer die nicht kennt, sollte schon um ihretwillen das Buch in die Hand nehmen. Den Preußen hats ja mancher besorgt — so gegeben hats ihnen noch keiner. Sie graben den toten Soldaten aus, wie ihr euch erinnert, eine ganze

militär-
ische ärztliche Kommission

und nehmen ihn mit...

Und sie nahmen sogleich den Soldaten mit
Die Nacht war blau und schön.
Man konnte, wenn man keinen Helm aufhatte
Die Sterne der Heimat sehn.

Und sie schütten ihm Schnaps ein, geben ihm 2 Stück Krankenschwestern zum Geleit und 1 Stück Feldgeistlichen und

Voran die Musik mit Tschindrara
spielt einen flotten Marsch.
Und der Soldat, so wie ers gelernt
Schmeißt seine Beine vom Arsch.

Und so ziehen sie denn dahin, Sanitäter und noch ein Mann im Frack, alle Dörfer, durch die sie kommen, geraten in Aufruhr...

Die Katzen und die Hunde schrein
Die Ratzen im Feld pfeifen wüst:
Sie wollen nicht französisch sein
Weil das eine Schande ist.

Und so zieht er denn zum zweiten Mal in den ff. Heldentod.

Das ist eine lyrische Leistung großen Stils, und wie man mir erzählt hat, soll das Lied in den Kreisen junger Kommunisten beginnen, populär zu werden. Was zu hoffen steht.

Im Abgesang „Vom armen B. B." ist noch einmal alles enthalten, was dieses Buch uns wert macht und auch das, was drum herumhängt: Pose, Verzweiflung, echter Schmerz, eine gemachte Kälte, die Wärme zu sein vorgibt, wo echte Kälte ist, und eine herrliche lyrische Diktion. Nur noch die Jugendgedichte von George Grosz haben diesen Ton — sonst wohl nichts.

Brecht ist ein Gehauter — und ich habe fast Furcht, mich an ihn zu verlieren. Er zwinkert — hat er uns hineingelegt? Ich glaube, er hat es ein paar Mal versucht, er ist wohl böse von Natur und ein bißchen tücksch und kann es nicht lassen. Aber mag er böse sein. Er kann nicht nur viel, er ist nicht nur ein Sprachmeister; er hat, um einen berliner Ausdruck zu gebrauchen, „er hat was drin".

Er und Gottfried Benn scheinen mir die größten lyrischen Begabungen zu sein, die heute in Deutschland leben.

Was die Irre sprach von Joachim Ringelnatz

Wir armen Schizophrenen!
Wir sind nur ein Begriff.
Wir lassen uns endlos dehnen.
Aber es war ein englisches Schiff.

Ich weiß, Sie möchten was fragen;
Seien Sie ruhig ganz streng zu mir.
Sie sind nur glücklich und ein Tier —
Muß man treten und schlagen.

Die Blicke sind selbstverständlich
Bei Kapitänen Befehle.
Ich habe auch Eure Seele,
Aber — die Schwester lügt. Sie lügt schändlich.

Vielleicht ist Hingeben Schande.
Kein Tier weiß, was es redlich tut.
So wahr er tausend Meter vom Lande —
Amen — im Wasser ruht.

Nein danke! Ich bin nicht müde.
Oder spreche ich Ihnen zu viel? —
Die Quintessenz der Güte
Liegt schließlich nicht im Peitschenstiel.
Er hebt oder senkt die Blüte. —
Nun aber genug im grausamen Spiel.
Sie haben doch recht: Ich bin müde.

Living or dead — Mir riecht sich das gleich.
Aber wären Sie englisch ersoffen,
Sie kämen vielleicht auch ins Himmelreich.
Amen. — Wir wollen es hoffen. —
Jetzt ist er zum ersten Male weich.

Sehen Sie nur: Wie der Oberarzt schaut!
Er soll viel strenger zu mir sein.
Ich bin doch allein. Weil ich ein Schwein
Bin. Ich bin eine Seemannsbraut
Tausend Meter vom Lande. —
Die Schwester hält das für Schande.

Ihr schmutziges Volk! Euer Captain ist fort. —
Nie wieder die Stiefel lecken muß.
Ja, führt mich hinaus! Wir treffen uns dort. —
Wo Anfang ist, da ist auch ein Schluß.
Weil Ihr uns um unser freieres Sehnen
Beneidet. — Hier fragt sich: Wer führt das Wort?
Ihr armen Schizophrenen.

Frank und Friedrich von Harry Kahn

Zwölftausend seiner Landeskinder will der Herzog von Dingsda „zu beliebiger Verwendung" an die Engländer verschachern, um die pariser Schneider- und venezianer Juwelierrechnungen des hübschen Fräulein Rapp alias Gräfin Spangenberg begleichen zu können. Aber durch seine eigne, an sich ganz glatte Rechnung macht ihm der Federkiel seines Geheimsekretärs Piderit einen Strich. Der Federkiel setzt nämlich, just vor dem erstmaligen Fallen des Aktvorhangs, zu einem Brief an „Seine Majestät in Preußen" an, welch besagte Majestät nicht bloß human gesinnt, sondern auch arrondierungslüstern ist. Denn zum Glück verfügt der Herzog über ein paar in preußisches Gebiet eingesprengte Enklaven und der König über ein stehendes Heer von dreimalhunderttausend Mann. Ob die sich lieber totschlagen lassen, damit ein paar Dörfer im Westerwald schwarzweiße Grenzpfähle kriegen, als die Dingsdaer, damit überm Hudson und Potomac weiter der Union Jack statt der Stars- and Stripes-Flagge weht, — darüber macht sich weder König Friedrich noch Bruno Frank Sorgen. Bevor der Vorhang zum zweiten Mal fällt, ist, jeder Zoll ein avancierter Tellheim, ein Oberst in der bekannten blauen Uniform mit roten Aufschlägen in großen Tagemärschen aus Potsdam herbeigeeilt, um das „Sic volo, sic jubeo" des „viellieben Vetters" in Sanssouci zu verkünden. Und da der Herzog von Dingsda zwar kein sparsamer Wirtschafter, aber doch ein guter Rechner ist, so hat er, bevor der Vorhang sich zum letzten Mal senkt, heraus, wie oft zwölftausend in dreimalhunderttausend geht. Auf Steinrücks schwammig-schlauem Genießergesicht wandelt sich zähneknirschende Wut zu giftigem Schabernackgrinsen, das sich erst wieder in den status quo ante zurückverwandelt, als der Herzog zum happiest of all ends hören muß, daß sein mächtiger Gegenspieler gewillt ist, seine dreimalhunderttausend auch für den einen Mann einzusetzen, den sein Landesvater wegen der Vermasselung des Geschäfts in Menschenfleisch ein bißchen aufs Rad zu flechten gedenkt. Da dieser Eine Werner Krauß heißt und darum höchstwahrscheinlich sämtliche dreihundert Mimen aufwiegt, die nach ihm in allen bühnengesegneten Zonen diese Bombenrolle zu spielen sich drängen werden, so erübrigt es sich, mit Friedrich über diese theatralische Division und Diversion groß zu rechten. Dagegen kann man wohl mit Frank streiten, ob sein gutgemeinter Zweck die knalligen Mittel heiligt, mit denen er die unsterbliche Kammerdienerepisode aus „Kabale und Liebe" zu einem erfolgsichern Intriguenstück ältester Schablone ausgewalzt hat.

Bruno Franks tiefes Mitgefühl mit den Erniedrigten und Beleidigten ist sozusagen literaturnotorisch. Wer auch nur die hinreißend um das Leid der Kreatur bemühte Novelle „Das Böse" geschrieben hat, der ist gefeit gegen den Vorwurf, er habe selbst dieses höchst ungeistige Stück aus einem andern Grundgefühl als aus dem tiefer menschlicher Empörung über die bestialische Gemeinheit und den megalomanen Macht-

dünkel von zufälligen Kronenträgern heraus geschrieben. Gerade darum aber muß und darf man ihm sagen, daß seine ästhetisch-literarische Verliebtheit in die Gestalt des einzigen genialen Hohenzollern sehr geeignet ist, die ethisch-politischen Absichten zu verwirren, die ihm selbst am Herzen liegen. Der Verfasser des sehr lesbaren „Trenck"-Romans und der schönen Novellen von den „Tagen des Königs" ist mit einigem Erfolg bestrebt gewesen, der gipsernen Reklamefigur des Radaumonarchismus eine Friedrichgestalt gegenüberzustellen, deren unverkennbare Einmaligkeit allein der wuchtigste Beweis gegen jegliche Herrschaft eines Einzelnen, vor allem eines durch den Zufall der blinden Zuchtwahl zur Herrschaft Gelangten, über Millionenvölker bedeutet. Wenn es noch eines weitern Exempels bedurft hätte, so wäre kein schlagenderes zu schaffen möglich gewesen als Franks Fridericus ex machina, den der gewaltigste dichterische Rufer in tyrannos doch wohl besser gekannt und anders eingeschätzt haben muß als sein dreiaktiger Epigone und Exeget; denn nach Schillers siebentausend Hessen krähte kein preußischer Hahn.

Zwölftausend geht in dreimalhunderttausend fünfundzwanzig Mal. Vermutlich mindestens fünfundzwanzig Mal geht das Fürstentum Waldeck-Pyrmont oder die Landgrafschaft Hessen-Kassel in das Königreich Preußen. Und wie oft man das Durchschnittshirn eines deutschen Duodezfürsten multiplizieren muß, damit es mit dem zerebralen Kosmos, der zu seinen Lebzeiten Friedrich der Zweite hieß, auch nur eine kommensurable Größe bildet, das herauszubekommen bedarf es der Infinitesimalen. Aber daraum sträubt sich doch die einfachste ethische Regel de Tri gegen die Behauptung, daß hier etwas anders als ein quantitativer Unterschied vorliege und daß es eine sittliche Tat bedeute, dreimalhunderttausend Menschenleben einzusetzen, um zwölftausend zu retten. Das ist nicht einmal die Moral eines intelligenten Kaufmanns — Franks Mister Faucitt würde sich wohl ersprießlich darüber äußern, wenn er von Bernard Shaw selber und nicht bloß von einem Nachahmer seiner Diktion geschaffen wäre —, geschweige das Ethos eines idealen Politikers. Sondern es ist ganz einfach das Va banque eines Hazardeurs. Wie nun, wenn sich der Herzog davon nicht bluffen läßt? Und wenn die Sache dann nicht ausläuft wie jener Kartoffelkrieg, mit dem Friedrich der Große aus rein „eigenstaatlichen" Gründen die Kleinstaaterei Deutschlands verewigt und den Bruderzwist von 1866 heraufbeschworen hat? Schon einmal, als, auf der Wende von Weltkrieg und Weltfriede, bauernschlaue Köpfe mit Hilfe von ahnungslosen Literaten und profitgierigen Filmmanagern den Fridericusrummel zu inszenieren begannen, um dem betrogenen Volk ein billiges historisches Narkotikum um die Morgenluft witternde Nase zu streichen, wurde an dieser Stelle darauf aufmerksam gemacht, daß der Sieger von Roßbach und Leuthen, der Besiegte von Kunersdorf und Kolin nur dem Menschenmaß und dem Enderfolg nach, nicht aber in Prinzip und Ethos, sich von jenem Ludendorff-Lindström unterscheide, der Leben und Zukunft seiner Volksgenossen auf dem grünen Tisch

seiner Großmannssucht verschleuderte, um dann diese Volksgenossen auch noch für seinen schmählichen, voreilig plakatierten Bankrott verantwortlich zu machen. Ob Frank das nicht erkennen wollte oder nicht darstellen konnte, gleichviel: es bleibt ein Manko, das den politisch-pamphletistischen Elan seines Schauspiels, wenn nicht gar in die Gegenrichtung seiner Intention kehrt, so zumindest stark kontrekarriert und das ihm, ohne Überblick über sein ganzes Werk, den Vorwurf charakterloser Unentschiedenheit einbringen muß.

Daß ihn der in Wahrheit nicht trifft, oder doch nur in einer Region zu erreichen vermöchte, wo der geistige Mensch der tragischen Dialektik alles menschlichen Treibens und ihrer schicksalhaft unausweichlichen Gegebenheit inne wird, das beweist Frank mit einer „Politischen Novelle", die er, wohl eben zu dieser Beweisführung, am Tag der Erstaufführung von „Zwölftausend" im Deutschen Theater (durch Ernst Rowohlt) herausbringen ließ. In klug gesetzten Worten, musikalisch schwingenden Sätzen läßt er da, kurz vor dessen Tod, in Marseille (der wohl bewußt an den „Tod in Venedig" anklingt) einen idealen deutschen Außenminister sich mit dem der Realität weitgehend nachgebildeten, derzeitigen französischen über die Rettung Europas vor Afrika durch den spirituellen und materiellen Ausgleich der beiden wichtigsten europäischen Nationen unterhalten. Man hört keine bestechend neuen Gedanken, aber im Ohr haftende und darum zu Herzen gehende Formulierungen. Jener deutsche Staatsmann aber muß unbedingt „der Familie jenes Freiherrn von Carmer, der als Großkanzler Friedrichs des Großen das Preußische Landrecht schuf," entstammen. Nun, selbst dieses „erste moderne Gesetzbuch Europas, also der Erde" hat sich heute überlebt. Die parteipolitische, filmische, literarische Ausschlachtung Friedrichs aber ist längst eine Landplage geworden und sie wird nachgerade zu einer ehrfurchtlosen Lächerlichkeit. Man lasse den Eroberer Schlesiens endlich in seiner Gruft schlafen, vor der auch ein Napoleon nichts zu tun wagte, als den Hut zu ziehen.

Landbund-Regie von Morus

Früher genügte die Kreisbahn. Wenn Neuwahlen bevorstanden, konnte der Abgeordnete Müller- Preißingen rasch noch den beschleunigten Ausbau der Strecke Oberpreißingen-Niederpreißingen beantragen, um sich vor seinen Wählern zu legitimieren. Seitdem durch die Sonderstellung der Eisenbahn den wankenden Parlamentariern dieses bequeme Propagandamittel genommen ist, müssen sie auf andre und kostspieligere Beweise ihres guten Willens sinnen.

Der dritte Reichstag der Republik, von Hindenburg künstlich am Leben gehalten, tut, was er tun kann. Mit leichter Hand wirft er noch, als Abschiedsgruß, da es gar so schön gewesen, sechshundert Millionen hin, und in diesem stattlichen

Nachtragsetat sind dabei nur zum kleinen Teil die Summen enthalten, die in nächster Zeit liebevoll an die Landwirtschaft ausgestreut werden sollen. Vor einigen Wochen, als über die Agrarsubventionen in der „Weltbühne" gesprochen wurde, schien es noch, als würden 220—230 Millionen reichen. Inzwischen sind daraus 281 Millionen Mark geworden; dazu kommen noch 75 Millionen für Ostpreußen, die auch zum weitaus größten Teil an die Agrarier weitergeleitet werden sollen, und schließlich wird Preußen an die 50 Millionen Mark auf seine Kappe nehmen müssen. Summa Summarum wird man wohl nicht unter 400 Millionen bleiben, eher wird noch etwas mehr herausspringen.

Aber auch diese Liebesgabe hat nicht vermocht, die zürnenden Götter des Reichslandbundes zu besänftigen. Bevor noch dem Reichstag endgültig das Todesglöcklein geläutet wird, haben drei wackere Landwirte die deutschnationale Fraktion verlassen und eine eigne ‚Christlich-Nationale Bauernpartei' begründet. Man hätte meinen können, daß diese drei, bis dahin herzlich unbeachteten Bäuerlein aus gekränktem Stolz ihren Fraktiongenossen den Rücken zugekehrt hätten, oder womöglich deshalb, weil die deutschnationalen Kollegen Schiele und von Keudell den Großagrariern so viel mehr zugedacht haben als den kleinen Bauern. Aber dann schloß sich auch der Fraktionsbruder Stresemanns, der Reichslandbundpräsident Hepp, der neuen „Bewegung" an, und nun weiß man, woher der Wind bläst. Unter christlich-nationaler Bauernflagge will der Landbund in die Wahlen ziehen, weil es ihm zu brenzlich erscheint, die Locarnoregierer Hergt und Westarp oder gar Stresemann ihren Wählern zu offerieren.

Natürlich hätte auch die jetzige deutschnationale Regierung sich nie konstituieren können, hätten nicht die Landbundführer dazu ihre Einwilligung gegeben. Der ungewöhnlich kluge und mutige Leiter des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes, Walther Lambach, das enfant terrible der Deutschnationalen im Reichstage, hat darüber, kurz nach der Bildung des Rechtskabinetts, sehr offenherzig gesprochen: „Solange die Landwirtschaft in Opposition gegenüber jeder Mitarbeit an dem durch die Revolution umgestalteten Staate stand, war es z. B. der Deutschnationalen Volkspartei unmöglich, sich an der Regierung dieses Staates zu beteiligen. Die Landwirtschaft ist in der Deutschnationalen Volkspartei so stark, daß diese Partei solche grundsätzlichen Entscheidungen nicht gegen sie treffen kann, obwohl es in der Reichstagsfraktion rein stimmenmäßig möglich wäre." Und deutlicher noch sprach Herr Lambach: „Ob es im Reichstag eine Agrarpartei gibt oder nicht — der Reichslandbund wird stets seinen Einfluß auf die Abgeordneten vom Lande, selbst auf manche aus den Städten ausüben."

Übrigens muß man es auch dem Landbund lassen: er hat aus seiner Kommandogewalt im Parlament nie ein Hehl gemacht. Während andre Verbände und Wirtschaftsgruppen, die ihre Leute genau so in den Reichstag hineinbugsieren und hineinfinanzieren, die reine Unschuld spielen und nach außen-

hin ängstlich an der Fiktion von der Unabhängigkeit der Abgeordneten festhalten, sagen die Landbündler rund heraus, wie sies meinen, und wie es ist. Die Männer, die sie ins Parlament schicken, sind halt Landbundabgeordnete, und damit basta. In dem Jahresbericht des Reichslandbundes sieht das so aus:

Verbindung mit den Parlamenten.

> „Eine tägliche Verbindung während der Reichstags- und der Landtagssitzungen hat eine enge Zusammenarbeit zwischen Reichs-Landbund und Parlamenten ermöglicht. Eine große Anzahl von Eingaben sind den Verbindungsabgeordneten im Reichstag und Landtag durch die Parlamentsabteilung direkt zugestellt worden, und zwar betreffend: Landgemeindeordnung, Auflösung der Gutsbezirke, Jagdordnung, Besoldung der Landjäger, Feld- und Forst-Polizeigesetz, Zahlmeisterangelegenheiten, Reichswasserstraßenbehörden, Notlage der Landwirtschaft und Weingärtner, diverse Angaben betr. Zollvorlage und deutsch-spanischen Handelsvertrag usw. Es handelt sich hier nicht nur um Eingaben und Material des Reichs-Landbundes allein, sondern die Parlaments-Abteilung hat auch in großem Maße Eingaben der Provinzial- und Kreislandbünde unter Befürwortung des Reichs-Landbundes unserm Verbindungsabgeordneten zugestellt.

Bei einer so gut arbeitenden „Parlamentsabteilung" ist es kein Wunder, daß auch im Parlament alles klappte. Auch wenn von den hundert Deutschnationalen im Reichstag nur der dritte Teil vom Lande ist und dieses Drittel auch noch nicht einmal vollzählig dem Landbund angehört, so kann man doch mit solch einer straffen Organisation schon einen hübschen Terror ausüben. Nicht umsonst hat Hugenberg, der seine obersten Direktiven aus andern Lagern bezieht, für den Landbund so eifrig die Reklametrommel geschlagen. Er weiß, daß dort eine Macht steht, mit der selbst die Schwerindustrie wohl oder übel paktieren muß.

Wenn diese Macht sich endgültig von den Deutschnationalen lösen würde, so wäre das ein schwerer Verlust, aber auch eine große Entlastung. Tatsächlich wird weder das eine noch das andre eintreten. Die Landbundführer mögen, da es die Wahlkonjunktur erfordert, sich für ein paar Monate ein extragrünes Jägerhütchen aufsetzen und statt den vierhundert Millionen, die ihnen die Deutschnationalen zugeschanzt haben, in ihren Versammlungen vier Milliarden fordern. Sie mögen mit zehn Abgeordneten in den neuen Reichstag einziehen und, wenn ihnen die Sonne lacht, sogar Fraktionstärke erlangen. Hernach, wenn die Hatz vorbei ist, werden sie schon wieder heimfinden und sich zum Krachmachen auch ihren Resonanzboden suchen. Wenns sich bezahlt macht, werden sie die Landbundabgeordneten auch wieder in die Regierung schicken, und wenns sein muß, wie im Mai 1927, sogar zum Völkerbund nach Genf. Deshalb frischauf zum christlich-nationalen Bauernfang.

Bemerkungen

Afghanischer Fasching

Als ich am Montag abend aus meinem Hotel auf die Straße trat (zerwühlt, Monocle im Aug, Hut in der Hand), gingen drei Burschen eingehängt vorüber. „Kiek mal", sagte der mittlere und zeigte auf mich, „der König von Afghanistan!" Ich dankte für den boshaften Salut; erstens, weil ich ja zuweilen wirklich etwas Afghanisches an mir habe; zweitens, weil ich nun beruhigend erfuhr, wie das wirkliche Volk von Berlin im Gegensatz zu seinen Leitartiklern und Lokalreportern Afghanistan sieht.

Draußen wurden mittlerweile die Kandelaber mit Tannenreisig umwickelt; kleine schwarze Holzpyramiden bekamen die letzten Nagelhiebe, bevor schwarzweißer und schwarzrotgoldener Bänderschmuck um sie flatterte; das Brandenburger Tor hing voll Fahnen.

Nur schwarzweiß und schwarzrotgold? Kein schwarzweißrot darunter? Holde Farbeneinheit der Republik? Das kann nichts politisch Ernsthaftes bedeuten. Heute ist Rosenmontag, morgen Fastnacht... sollte nach München, Köln, Nizza nun auch Berlin seinen Faschingszug bekommen?

Ich hatte mich nicht getäuscht. Es galt — schon wieder dem König von Afghanistan!

*

Der kam am Mittwoch um ½12 Uhr vormittags.

*

Mir flimmerts noch vor den Augen von diesen Tagen.

„Afghanistan", sagten die Blätter zur Erklärung, „liegt zwischen Persien und Indien. Seine Bewohner sind dem muselmannischen Glaubensbekenntnis ergeben. Das Land, dem Areal nach größer als Deutschland, zählt trotzdem bloß 12 Millionen Einwohner. Der König ist ein moderner Mensch. Er kümmert sich um die Industrialisierung und technische Höherentwicklung seines Reichs und ist eben im Begriffe, es durch Elektrizitätsanlagen..."

„Elektrizitätsanlagen" — da wird, dachte ich, der Schlüssel zu dem afghanischen Rummel liegen.

Denn: wieviel Khans, Vizekönige, Prinzen, Maharadschas sind in den letzten Jahren schon in den berliner Hotels abgestiegen, ohne daß ein rasender Reportagehahn nach ihnen krähte?! Sie kamen müdgesichtig, gelb, mit jenem Ausdruck bekümmerter Überlegenheit, den wir von den Teppichhändlern bis zu den Philosophen am orientalischen Antlitz schätzen, schlichen zweimal täglich ihren Weg zum Fahrstuhl und hinter ihnen wirbelte ein Troß kleiner, blauumschärpter, in weiten Schuhen stapfender Frauen mit seidenen Gewändern den Staub von den Fliesen. Man sah sie kommen, gehen und vergaß sie. — Was bescherte dem afghanischen König das Ausnahmezeremoniell? Den trompetenden Empfang aus guten, alten Monarchenzeiten? Den Wirbel aufgeregter Drucklettern?

Die Republik, sagten die einen, hat ihren ersten gekrönten Gast, da will sie ihre Tamtam-Fähigkeit zeigen, dem Volk beweisen, daß sie auch in Farben strahlen kann. Im Gegenteil, sagten die andern: die Antirepublikaner der Republik (die in ihr ja doch die erste Geige spielen) nehmen die Gelegenheit wahr, um dem Bürger mit der kleinen Vorkost von Prunk und Radau den Mund nach vergangenen Zeiten wässern zu machen, wo noch Wilhelm durchs Brandenburger Tor fuhr — grade die Armseligkeit des Anlasses soll ihre Sehnsucht nach reicherem und berechtigterem „Hurrah" stärken. Hat es so nicht auch der Ex-Kronprinz aufgefaßt, der an jenem Mittwoch im rotlackierten Auto, eine respektlose Sportkappe auf dem Kopf, ostentativ zwischen den festlich bewegten Reihen auf und ab fuhr, mitten durch Spalier und Kordon? Kräf-

tige „Hochs" mischten sich da mit schüchternen „Pfuis"; und die liberalen Blätter rügten am Tag drauf seine „Taktlosigkeit". Nun, taktlos hin, taktlos her — man wird mir glauben, daß ich kein Kronprinzenschwärmer bin — aber in der Freudenvergällung lag ein Schuß verachtungsvoller Ironie, der nicht übel schmeckte; Kronprinzen kennen ihre Spaliersteher; und vielleicht bedeutete die Herumfahrt nichts andres als einen Augenschein von der Unverwandelbarkeit des deutschen Bürgers, getreu jenen herzhaften Worten, mit denen unlängst der entthronte Sachsenkönig auf dem Bahnsteig von Dresden das Publikum begrüßte, das sich neugierig und mit „Hoch"-Rufen um ihn zu scharen begann: „Na, Ihr seid mr scheene Republikaner!" Wollt ihr es dem Kronprinzen verargen, daß er einem lichterlich illuminierten Kreis den Mittelpunkt gibt, nach dem er naturgemäß ruft, nämlich: sich selber? Daß er mit ein bißchen Spott zu sagen scheint: Zu unsern Zeiten war das doch schöner?! Und haben Zeitungen Grund zur Ereiferung darüber, die selber zu gleicher Zeit ungeachtet ihres strammen Republikanismus das alte Hofschranzen- und Katzenbuckelvokabular auspacken: „König Amanullah, eine männlich schöne Erscheinung mit kühn geschnittenem Gesicht ...", „Königin Suraya macht ihrem Ruf als eine der schönsten Frauen ..."? „Sie wirkt in ihrem kostbaren Pelzmantel als eine Erscheinung von bezaubernder Anmut ...", „schritt elastisch ...", „freundliches Lächeln ..." etcetera und auf den Leser Tonnen hymnischer Beschreibung schütten? Ich muß sagen: gegen den Zylinder dieses demokratischen Journalismus gehalten ist mir die Sportkappe des Kronprinzen lieber!

Zumal nämlich, wie man erfährt, die oben erwähnten Elektrizitätsanlagen nichts mit dem Klamauk zu tun haben; der Auftrag ist bereits an die Schweiz vergeben.

*

Am würdigsten benahm sich der König selber, Aman Ullah I.

Zwar mußte er sich am ersten Tag der Zeichensprache bedienen — die afghanischen Dolmetscher fanden nicht immer prompt Anschluß. Und mit Respekt und Rührung vernahm man, wie der alte, noch immer stramme und allen Höflichkeitsstrapazen gewachsene Hindenburg seinen höfischen Takt oft in die Gebärden der „Stummerl"-Sprache zu zwingen hatte. Ein hübsches Intermezzo für nächstjährige Revuen — Monarchenempfang ohne Worte.

Ein Wort freilich aus dem Mund des gesalbten Afghanen, wiewohl in fremder Sprache gesprochen, bleibt unvergeßlich, es rechtfertigt in seiner vielsagenden Würde fast den ganzen Rummel: der König, strenggläubig, also Antialkoholiker, hat beim Festmahl vor sich ein Glas Wasser stehen; nach Hindenburgs Begrüßung erhebt er sich und schließt seine Antwortrede mit dem Satz:

„So erhebe ich denn dies reine Wasser auf das Wohl ..."

Ein König, der so nüchtern redet, muß Demokraten zu Untertanen haben; die deutschen Demokraten sind dagegen wahrscheinlich nichts als stramme Afghanesen ..

Anton Kuh

Edouard Manet

Der Übergang von der Malkunst der alten Meister, für die besonders junge Menschen oft so schwer Verständnis finden, weil diese Bilder, vom Firnis der Jahrhunderte geglättet, gar nicht von Menschenhand gearbeitet, sondern in unangreifbarer Vollendung fertig geboren scheinen, zu dem unmittelbar lebendigen Pinselwerk der Modernen vollzieht sich für die heutigen Betrachter in Manets Oeuvre. Bei Manet gibt es einerseits sorglich verputzte Figuren und Gesichter, denen nichts von der nachspürbaren Willkür eines Schaffensaktes anhaftet, Farbflächen von einer unbestimmten Dunkelheit, die wie die reine Na-

tur wirken und deren Farbwert im Bilde kaum zu erfassen ist, und andrerseits hellfarbige, lokker hingeschriebene Stücke, wo man jede Tube benennen und für jeden einzelnen Strich den graphologischen Charakter des Fingerdruckes und der Bewegungsrichtung verfolgen kann. Wer sich nun aber die Mühe nimmt, die schöne Sammlung der Galerie Matthiesen chronologisch durchzugehen — und das ist wirklich eine Strapaze, weil hier, wie überall, nach dekorativen Gesichtspunkten und nicht in sinnvoller Reihenfolge gehängt wird —, der findet kaum etwas von einer systematisch fortschreitenden Entwicklung zum Neuen: Frühes wirkt spät, Spätes früh, an manchem Bild scheinen mehrere Maler verschiedener Jahrzehnte gleichzeitig gearbeitet zu haben. Dafür gibt es verschiedene Gründe.

Manet war ein Revolutionär malgré lui. In dem Vorwort, das er für den Katalog seiner ersten pariser Sonderausstellung im Jahre 1867 geschrieben hat, sagt er: wenn in seinen Bildern etwas wie Protest enthalten zu sein scheine, so sei das nur die Folge seiner Ehrlichkeit gegen sich selbst; er habe nur wiedergeben wollen, was er gesehen habe. Er hielt an gewissen Konventionen fest. Schöpferischer Blick war ihm angeboren und damit zwangsläufig eine nie dagewesene Art zu malen und zu sehen, aber es scheint ihm sein Leben lang — man möchte sagen: aus moralischen Gründen — gegen den Strich gegangen zu sein, etwa einen Porträtkopf als ein ebenso oberflächliches, undichtes Farbgewebe zu geben wie einen Spargel oder ein paar weiße Rosen, die zufällig auf einer Tischkante liegen. So passiert es, daß auf einem Porträt das Blattwerk des Hintergrundes, die Kleidung und selbst die Hände der dargestellten Frau kühn und genial hingestrichen sind, während das Gesicht fast pedantisch abgezirkelt ist und dadurch die Einheitlichkeit des Ganzen zerstört. Etwas Skizzenhaftes und Unverbindliches muß die impressionistische Malweise für ihn noch gehabt haben, und deshalb gebrauchte er sie nur, wenn das Sujet ihm zu „passen" schien.

Etwas Wichtigeres kommt hinzu. Man wird weder Manet noch den Impressionismus noch die fernere Entwicklung der Malerei verstehen können, wenn man immer wieder behauptet, das wesentlich Neue des Impressionismus habe darin gelegen, daß die Maler plötzlich anfingen, Momenteindrücke, Bewegungen, Oberflächen darzustellen. Denn zunächst ist es vom Standpunkt wirklicher künstlerischer Aufgaben aus nur als eine gleichgültige Laune anzusehen, ob einer die Natur so oder so betrachtet, und Alles kommt darauf an, welcher Sinn denn damals darin lag und was für die Künstler dabei heraussprang.

Der Impressionismus bedeutete den ersten Schritt zu einer freiheitlichen Behandlung der Form und der Farbe gegenüber den naturalistischen Idealen der Vergangenheit. Wenn die Künstler von dem malerisch unergiebigen Prinzip der Lokalfarbe abgingen und sich auf die Lauer nach zufälligen Lichteffekten legten, so geschah dies vor allem, weil es Anlaß gab, den Reichtum einer vielstufigen Palette zu entfalten, und wenn sie mit dem Pinsel nicht mehr der Form folgten und nicht mehr die Körper durch gleichmäßiges Schattieren herausmodellierten, sondern durch

ein paar virtuos gesetzte Schattenakzente aus einer Fläche eine Kugel machten (siehe besonders die Behandlung der Hände bei Manets „Balkon", „Faure als Hamlet", „Erschießung Maximilians"), so erzielten sie dadurch eine vom Gegenstand unabhängige Beweglichkeit der Formführung, deren eigentümlicher Reiz dem Betrachter sogleich auffallen mußte und die, auf eignem Wege einherschreitend, eigentlich nur durch ein staunenswertes Artistenkunststück doch den Naturgegenstand höchst charakteristisch bezeichnete.

Legt man also das Hauptgewicht auf die Emanzipation der malerischen Mittel — und auch den Zeitgenossen, ob sie nun Manets „Olympia" eine Spielkartenfigur oder später Cézannes Bilder eine peinture au pistolet nannten, scheint dies unbekümmerte Kolorieren und Zeichnen das Erstaunlichste an der neuen Malerei gewesen zu sein —, so wird das impressionistische und das unimpressionistische Element in Manets Werk vereinbar. Ob er ein einzelnes Ding in hundert Farben flimmern läßt wie in den Landschaften oder in den wundervollen Pastellen, oder ob er — im genau entgegengesetzten Sinne stilisierend — große, homogene Farbflächen zu kraftvollen Wirkungen gegeneinanderstellt wie im „Stierkampf" die braune Pferdesilhouette vor dem gelben Grunde der Arena oder das leuchtend grüne Balkongitter auf dem Luxembourg-Bilde oder der Fächer aus grün, gelb, rosa und blaugrau gefärbten Büchern auf Zolas Schreibtisch, immer ist darin ein ganz neuer Mut zum „Farbe bekennen".

Rudolf Arnheim

Die Republik auf dem Dorfe

Die Sonne ging über Bummhausen rechtschaffen auf. Der Himmel triefte in Bläue.

Bummhausen besteht aus fünf Mandeln Kleinvieh, etlichen Dutzend dem Landbund preisgegebenen Untertanen, einem Kriegerverein, der freiwilligen Feuerwehr und dem Herrn Ortsvorsteher. Von ihm geht die Sage: sein Trachten gelte der Republik. Die Folge davon ist, daß er es verschmäht, sie gutzuheißen. Wenn die Regierung dies erführe — säße er bald im Ministerium.

Obigen Morgens stand er vor dem geblümten Sopha, das pomadisierte Haupt in Demut erhoben und seine Hände griffen mechanisch nach der Hosennaht. Der Öldruck an der Wand stellte Gottvater dar in Begleitung des Gekreuzigten. Das Antlitz Gottes war herausgeschnitten und durch das weit nettere des Herzogs Ernst August zu Braunschweig und Lüneburg ersetzt.

Nun schaute der liebe Gott in der Maske Seiner Durchlaucht auf den Ortsvorsteher. Der war in diesem Augenblick ein wonnedurchbebter Untertan. Mitten im Schwelgen rasselte das Telephon.

Er nahm den Hörer und stand sprachlos. Sein Gesicht glänzte vor Entzücken. Das Landratsamt am andern Ende machte drauf aufmerksam, daß definitiv der 11. August sei — weshalb gefeiert werden müsse. (Die Republik wünscht im August gefeiert zu werden, weil sie im November geboren wurde.)

Ob nun der Ortsvorsteher schwerhörig oder der Sinn ihm durch das Ölbild umdunkelt war — kurz und gut, statt 11. August hat er „Ernst August" verstanden und geglaubt: Durchlaucht sei im Anmarsch.

Bald glänzten am Dorfausgang die steilen Hüte in jedem Stadium von Ergriffenheit. Die Veteranen, umrankt von gefühlsschwangern Jungfrauen, trugen etliches Blech ob dem Herzen.

— — — Kein Ernst August ließ sich blicken.

Endlich, als die Nacht hereinbrach, geschah es, daß der Scheinwerfer eines Autos aufflammte.

Alles stierte nach dem magischen Vehikel. Man sah nicht Hand vor Augen.

Dem Fond entsprang eine undefinierbare Gestalt. Bummhausen betrachtete dies als ausreichenden Grund, ein dreifaches Hoch zu entfesseln.

Der Undefinierbare wartete die weitern Ovationen nicht erst ab und ließ eine Rede strömen.

Mehrmals kam das Wort „Republik" vor. Schadet nichts. Jeder auch nur halbwegs Versammelte stieß am Schluß inbrünstig den Schrei aus:

„Heil dem Herzog! Heil!" — — — — — „Ernst August" war ein Wanderredner der Linken! ... Goldstein mit Namen.

Bruno Manuel

Opeldeutsch

Die Opelwerke geben Bilderbogen heraus, auf denen durch geschickte Photos für die Erzeugnisse der Firma Reklame gemacht wird. Man findet sie in jeder dritten Rad-Reparatur-Werkstatt, und da las ich denn auf einem solchen Bogen unter zwei Bildern folgendes:

> Ein 4 PS Opel-Wagen auf dem Weg nach Kairo. Die modernen Verkehrsmittel bürgern sich schnell im Morgenlande ein und bildet das ‚Schiff der Wüste' nicht mehr das Hauptverkehrsmittel.
>
> Das fliegende Pferd. Die Cabaret-Künstlerin Frl. Betty Rand nimmt auf einer Reise von Paris nach London ihr Pferd „Phantom" im Flugzeug mit und darf dieses sich rühmen, das erste ‚fliegende Pferd' zu sein.

Wenn ein Monteur der Opel-Werke an einer Maschine zwei Konstruktionsfehler machte — es ist, glaub ich, nicht zweifelhaft, was dem Mann geschähe. Aber auf einem Druckblatt zwei solche Sprachschnitzer — das ist erlaubt. Der Verfasser jener Texte ist ein Roß und sollte dieses sich rühmen dürfen, ein bei Opel herausfliegendes Roß zu sein! Denn weder ein Opel-Wagen, noch das ‚Schiff der Wüste', sondern die Sprache ist unser Hauptverkehrsmittel, und die wollen wir uns nicht verhunzen lassen.

Michael

Liebe Weltbühne!

Seit einiger Zeit erscheinen in Rom in einer literarischen Zeitschrift witzige, kleine Artikel, die gezeichnet sind mit „Der schöne Achilles". Das ärgert scheinbar Italiens größten Humoristen, Achille Campanile; denn er schreibt folgenden Brief an seinen Namensvetter:

„Sehr geehrter Herr! — Ich bitte, Ihren Namen zu ändern.
Achille Campanile."

Worauf er folgende Antwort erhält:

„Sehr geehrter Herr! — Sie sind keineswegs der schöne Achilles. In Rom gibt es noch mehrere dieses Vornamens."

Worauf er zurückschreibt:

„Sehr geehrter Herr! — In Rom gibt es bekanntlich nur einen Achilles. Und das ist der Unterzeichnete.
Campanile."

Und die Antwort:

„Sehr geehrter Herr! — Sie irren sich. Vielleicht noch bekannter als Sie ist in Rom und in der Welt — ich bitte um Entschuldigung — der Papst, dessen Vornamen Achille ist. Ich erwarte Ihre Mitteilung: wissen Sie mit Bestimmtheit, daß nicht er der Autor ist?"

Diese Mitteilung ist bis heute noch nicht eingetroffen.

Quiquerez

Antworten

Rechtsanwalt Max Falkenfeld, Frankfurt a. M. Die Justizkomödie, die Sie in Ihrer Flugschrift, ‚Gibt es noch ein Kammergericht in Berlin?' so eindringlich geschildert haben, nimmt also ihren Fortgang. Heute schreiben Sie über die letzte Phase: „Ein frankfurter Amtsgerichtsrat hatte sich auf meine Veranlassung vor seiner vorgesetzten Behörde wegen seiner Tätigkeit beim Kapp-Putsch — von der ich aus den Akten des Oberreichsanwalts Kenntnis erhalten hatte — zu verantworten. Bei einer vom Minister angeordneten Gegenüberstellung mit mir vor einem hiesigen Landgerichtsdirektor erklärte ich einen Teil seines amtlichen Berichtes in scharfen Worten für einen bewußt unwahren und sprach, um die Wahrheit an den Tag zu bringen, die Erwartung aus, daß er gegen mit Strafantrag bei der Staatsanwaltschaft stellen werde. Er stellte auch alsbald diesen Strafantrag und bat den Kammergerichtspräsidenten seinem Strafantrag beizutreten. Wie sich der Kammergerichtspräsident, der Oberstaatsanwalt und die von mir angerufenen Richtervereinigungen hierzu stellten, ist aus den nachfolgenden Urkunden ersichtlich. Der Amtsgerichtsrat reichte im Januar 1926 gegen mich die Privatbeleidigungsklage ein, bezeichnenderweise lediglich aus § 185 des Strafgesetzbuches, d. h. nur wegen formeller Beleidigung. Weshalb es im Laufe von 2 Jahren bisher zu keiner Verhandlung kam, darüber will ich in den spätern Auflagen meiner Flugschrift berichten. Hier ein paar Dokumente: Frankfurt a. d. Oder, den 21. Dezember 1927. Herrn Senatspräsident Reichert, Vorsitzender des Deutschen Richterbundes, Leipzig, Reichsgericht. Hochverehrter Herr Senatspräsident! Anliegend erlaube ich mir, eine kleine Flugschrift von mir zur Besprechung in der ‚Deutschen Richterzeitung' zu übersenden. Die Schrift ist bald nach Erscheinen im politischen Teil der ‚Vossischen Zeitung' kurz besprochen worden. Irgend einen Wiederhall hat, soviel ich weiß, mein offener Brief an die Richtervereinigungen nicht gefunden. Der erste Teil des Falles ... ist im Preußischen Landtag vor Erscheinen meiner Flugschrift bereits öffentlich erörtert worden, ohne daß sich von Seiten der Justizverwaltung für ihn eine Stimme erhob. Ich habe Grund zur Annahme, daß der zweite Teil der Flugschrift ebenfalls im Landtag zur Erörterung gelangen wird. Ich darf die Erwartung aussprechen, daß von Ihrer Seite eine Stellungnahme zu meiner Flugschrift in irgend einer Form stattfindet. Der Prozeß schwebt zwar noch, aber die Stellungnahme des Herrn Kammergerichtspräsidenten, des Herrn Generalstaatsanwalts und des Herrn Justizministers hat mit dem Ausgang des Prozesses schlechterdings nichts zu tun. Die von diesen drei Herren aufgestellten drei Grundsätze sind einer Erörterung fähig und auch bedürftig, ganz gleichgültig, wie der Prozeß letzten Endes entschieden wird. Die Stellungnahme von Seiten des Richterbundes zu dieser abgeschlossenen Frage kann auch auf die Führung des Prozesses und die Entscheidung desselben keinerlei Einfluß ausüben. Falls eine Besprechung in der Richterzeitung erfolgt, darf ich um Übersendung der betreffenden Nummer bitten ... Mit vorzüglicher Hochachtung gez.: Max Falkenfeld, Rechtsanwalt. — Leipzig N. 22, den 28. 12. 27. Herrn Rechtsanwalt Max Falkenfeld, Frankfurt a. d. O. Sehr verehrter Herr Rechtsanwalt! Hiermit bestätige ich den Empfang der mit Ihrem Schreiben vom 21. 12. 27 erhaltenen Schrift: „Gibt es noch ein Kammergericht in Berlin?", glaube aber von einer Stellungnahme gegenüber den maßgeblichen Instanzen, die über die Strafverfolgung im öffentlichen Interesse allein zu entscheiden haben, absehen zu sollen. In vorzüglicher Hochachtung Die Schriftleitung der Deutschen Richterzeitung, Reichsgerichtsrat a. D. gez.: Dr. Bewer. — Auch der

Preußische Richterverein ließ durch seinen Geschäftsführer, Amtsgerichtsrat Nicolai, ablehnende Antwort geben. Auf eine weitere Anfrage an den Preußischen Richterverein, ob denn der Herr Kammergerichtspräsident das Recht habe, amtlich zu erklären, der § 196 StGB. liege nicht vor, wenn einem ihm unterstellten Richter der Vorwurf gemacht werde, er habe in einer dienstlichen von ihm amtlich erforderten Äußerung sich einer bewußten erbärmlichen Lüge schuldig gemacht, erklärte der Preußische Richterverein am 2. Februar dieses Jahres ungerührt: Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt! Auf Ihr gefl. Schreiben vom 25. vorigen Monats beehre ich mich, Ihnen sehr ergebenst zu erwidern, daß der Preußische Richterverein bei seiner schon ausgesprochenen Ansicht: daß er nämlich zu einer Stellungnahme über die Maßnahmen des Herrn Kammergerichtspräsidenten sich nicht berufen fühlt, verbleiben muß. Mit vorzüglicher Hochachtung i. A. des Preußischen Richtervereins. Der Geschäftsführer, gez.: Nicolai, Amtsgerichtsrat. — Zur Erhebung der öffentlichen Klage ist nach Reichsrecht die Staatsanwaltschaft und nur sie berufen, die ihre letzten Anweisungen, wenn nötig, vom Justizminister, dem höchsten Vorgesetzten der Staatsanwaltschaft erhält. Die öffentliche Klage wird wegen Beleidigung von der Staatsanwaltschaft nur dann erhoben, wenn dies im öffentlichen Interesse liegt, ebenfalls nach Reichsrecht. Der Kammergerichtspräsident, ein richterlicher Beamter, hat mit der Strafverfolgung nichts zu tun." — So kouragiert packen die richterlichen Vereinigungen die Sache an. Inzwischen ist, wie ich aus Ihren beigefügten Dokumenten ersehe, der Privatklage des Herrn Amtsgerichtsrats Wrede gegen Sie auch noch eine Anklage wegen öffentlicher Beleidigung beigefügt worden, die erblickt wird . . . in Ihrer Broschüre. So wird also diese langwierige Sache doch noch einmal zum Schluß kommen. Und dann wird es sich zeigen, daß die Beleidigung des Herrn Wrede schwerer wiegt als die Beleidigung der Republik durch Herrn Wrede.

I A. Darf ich dich von dem Ergebnis deiner Bemühungen um die ‚Weltbühne' unterrichten? Also ich stand dieser Tage vor der Strafabteilung des Amtsgerichts Charlottenburg unter der Anklage, mich gegen die §§ 17, 18, Ziffer, 28 des Pressegesetzes und 41, 74 StGB. durch zwei selbständige Handlungen vergangen zu haben. Der Herr Staatsanwalt war so gütig, der beleidigten Gerechtigkeit 300 Mark pro Handlung zusprechen zu wollen, aber der vortreffliche Doktor Apfel machte einiges Juristische dagegen geltend; der Fall wurde vertagt, und die Gerechtigkeit band leicht enttäuscht den Strumpf wieder zu. Mein Vergehen — du, liebe I A kennst es, hoffentlich ermüdet dich die Wiederholung nicht — bestand in meinem Artikel vom 26. August 1927, der für das beschlagnahmte Leunadrama der Frau Bertha Lask geschrieben war, einen Beschlagnahmebeschluß und ein paar kleine Dialogstellen aus dem konfiszierten Buch abgedruckt zu haben. Zwar ist dieser § 17 ein verkümmertes Paragräphlein, das selbst zu der verlockendsten Juristenflöte selten nur ein Tänzlein wagt, praktisch fast ad acta gelegt, seit die Zeitungen spaltenlange Vorberichte über Prozesse bringen . . . 600 Mark sind allerhand, und man kann drei republikanische Reichskanzler und einen Severing dazu für diese Taxe beleidigen. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als in der Verhandlung festgestellt wurde, daß die Anregung zur Einleitung des Strafverfahrens von dir, vielgeliebte Abteilung I A, ausgegangen war! Damit hast du gezeigt, daß du orthodoxer bist als der Herr Oberreichsanwalt selbst, denn dieser, der von uns so oft mit innigsten Sympathiebeweisen traktierte Herr Doktor Werner, verzichtete darauf, das Fallbeil sausen zu lassen und stellte die Entscheidung, ob ein Vergehen aus § 17 des Pressegesetzes in Frage komme, dem Oberstaatsanwalt beim

Landgericht III anheim. Vor der republikanischen Presse sonnst du dich gern in einem ultralinken Radikalismus, weil dich die ‚Deutsche Zeitung' in ihren hoffnungslosesten Momenten die „deutsche Tscheka" nennt. Daß es dir dies Mal gelungen ist, selbst den Herrn Oberreichsanwalt zu übertrumpfen, ist gewiß eine Leistung, die das Prädikat I A verdient.

Berliner Weltbühnenleser versammeln sich jeden Mittwoch, abends 8 Uhr, im Café Adler am Dönhoffplatz, Eingang Kommandantenstraße. — Am 29. dieses Monats referiert Herr Léon J. Springer über geistige und politische Strömungen in Frankreich.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei auf der wir bitten,

6 Mark für das II. Vierteljahr 1928

einzuzahlen, da am 2. April die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Carmer und Lichnowsky von Carl v. Ossietzky

Wenn der Novellist in die Politik vorstößt, läuft er in Gefahr, politisch bewertet zu werden. Der Erzähler Bruno Frank beherrscht sein Handwerk wie nicht viele, ein Belletrist, der gelegentlich der Dichtung ziemlich nahekommt. So entdeckte er den vereinsamten, den empfindsamen Fridericus. Der Beifall ist bei ihm. Die Republikaner applaudieren, weil er eine Legendenfigur nicht etwa zerstört, sondern nur neu vermenschlicht hat; und auch die Potsdamer sind zufrieden, weil er ihren Heros nicht nur unangetastet gelassen, sondern ihm sogar eine neue Seite abgewonnen hat. So bleibt ein sehr deutscher Vorgang: ein runder, allseitiger Erfolg durch Kompromiß. Wenn die Zeit erst etwas Staub darüber gesammelt hat, wird der Franksche Fridericus von dem der Schulmeister kaum mehr zu unterscheiden sein. Der Kinofriedrich, der Friedrich der Geschichtslüge und der Schulbücher und der sentimentale König des Bruno Frank — in den „Zwölftausend" streifen sie sich schon. Wann werden sie identisch sein?

Durch die Friedrichbücher ist der Schriftsteller Bruno Frank, nehmt alles nur in allem, eine öffentliche Macht geworden. Und so überblickte er sinnend die Gegenwart. Der Pariser Jean Giraudoux hat ein seltsames kleines Buch geschrieben — „Bella" — eine Mischung von Roman und politischem Traktat, Liebe und Zeitsatire, persönlicher Konfession und Ministerialkabalen, amüsant und traurig durcheinander. Die Geschichte der Rivalerie zwischen Poincaré und Philipp Berthelot macht es etwas zum Schlüsselroman, aber die graziöse Hand des Verfassers gibt nie das Letzte preis, und nach Kabale und Liebe, Pathos, Satire und Aktualität bleibt als Erinnerung nur ein feiner Duft. Wo das Buch laut wird, schlägt das Cartel de gauche die Pauke, und Poincaré ist der Feind (der übrigens nicht unterließ, Herrn Giraudoux, alltags am Quai d'Orsay in der Presseabteilung waltend, seine Glückwünsche auszusprechen.)

Zeitgeschichte, von delikaten, wählerischen Fingern durcheinander gemischt. Der Deutsche Bruno Frank, der eben Friedrich in die bessere Literatur eingeführt hat, überschaut die Gegenwart, und sein Auge bleibt auf Locarno haften. Er hat den durch Geschmack gezähmten Sinn für Modewerte. Er hat Courage genug, um eine ewig unbelehrbare Minorität herauszufordern. Er mag sich verwegen vorkommen, grade Locarno zum Thema zu nehmen. Aber Locarno wird heute von gut 80 Prozent aller Deutschen als Realität anerkannt, freudig oder unfreudig, jedenfalls anerkannt. Auch die nicht ganz verrannten Nationalen hüben und drüben machen ihre Verständigung, man tauscht wieder geistige Güter aus ... es ist, wie vor dem Krieg. So schreibt Bruno Frank die „Politische Novelle". Sie wird das gelesenste, das meist übersetzte deutsche Buch des Jahres sein.

Zweite Garantie des Erfolgs: das modische Schlagwort ‚Paneuropa". Locarno und Paneuropa — die beiden von Amts wegen gestatteten Formen von Pazifismus. Die einzigen hoffähig gewordenen Formeln für Pazifismus: den Kriegsdienstverweigerer schütteln pazifistische Republikaner als Extremisten ab, den Militärkritiker sperren die Richter der Locarnoregierung als Landesverräter ein. Locarno und Paneuropa, und doch, wie Viele mußten kämpfen und bluten, um selbst diesen zahmen Phrasen etwas Legitimität zu erobern. Auch die Friedensschlacht ist von den kleinen Leuten geschlagen worden, und nachher erst kamen die Stäbe der hohen Politik aus dem Unterstand. Bei Bruno Frank ist die Plebs radikal entfernt. In feiner, dünner Luft führen ein Deutscher und ein Franzose platonische Dialoge. Aristide Briand ist da als Achille Dorval, ein stilisierter Briand, fertig für den Gebrauch der Nachwelt. Nicht der fuchspfiffige alte Rhetor, der Krieg ebenso gut kann wie Frieden, sondern ein milder, geläuterter Greis, mit lateinischer Kultur, aber auch prima gallischem Erdgeruch, ein Voltairianer mit großer, gütiger Kinderseele, ein weiser hundertjähriger Mandarin, dessen Schweigen schon Sinnspruch wird. Wie würde sich als Gegenspieler da unser Stresemann ausnehmen? Selbst ein Bruno Frank verzagt, unsern Stresemann zu sublimieren. Deshalb wird ein idealer Deutscher gebaut. Carl Ferdinand Carmer, der Familie jenes von Carmer entstammend, der das Preußische Landrecht geschaffen hat, aber aus einer Linie dieses Hauses, die aus Bürgerstolz auf Nobilitierung verzichtet, hat nicht den Germanenbart der Helden Hermann Burtes, sondern das geistige Gesicht und den gut trainierten Körper des Romandeutschen dieser Tage. Er ist heimisch in der großen Welt — beinahe blaublütig, übt morgens am Punching-Ball, bewegt sich zu Hause so ungezwungen wie in dem besten Hotel, reist ohne Baedecker durch Italien — o Wunschbild des Deutschen! — behandelt mit lässiger Dandygeste die Frage, ob er ein Portefeuille annehmen soll und endet im Hurenviertel von Marseille, eine schöne Mischblütige umfangend, von einem Zuhälter in den Rücken gestochen. So pflegen deutsche Parlamentarier zu leben und zu sterben.

Die beiden Hauptfiguren flankiert von zwei Sekretären, die bei Stefan George und Mallarmé beheimatet sind. Auch die Nebenrollen sind gut und teuer. Tschitscherin erscheint, als belanglose Episode, in einem Spielsaal. Josephine Baker tanzt in einem Zirkel von Geldkönigen. Es ist ein merkwürdiges Europa, um das da gekämpft wird. Ein Europa der feinsten Leute. Ein Europa ohne Völker, ein Europa der Luxuszüge und Luxusplätze, und die Massen ragen nur hinein als das Riffraff aus den Bordellgassen von Marseille.

Wäre dies Sybaris wirklich Europa, es wäre reif zum Schnitt, reif zur Überflutung durch die Barbaren. Aber dies Europa ist zurechtgeschneidert für eine Politische Novelle, die mit Politik nichts zu tun hat. Sie trägt eine falsche Etikette. Sie enthält nicht mehr als den Untergang eines unleidlich versnobten Zeitgenossen, der ganz gleichgültig wird, wenn man

ihm die politische Graduierung nimmt. Und die Pointe sticht ins Leere. Denn dieser Carmer endet in einem Zufallsabenteuer. Aber die gemeuchelten Friedensfreunde sind nicht erlegt worden von Bestien unbestimmbarer Nationalität, die gar nicht wußten, wen sie trafen. Zum mindesten wußten es die Auftraggeber. Keiner der großen politischen Morde, die wir kennen, ist in pittoresken Dirnengassen ausgeheckt worden, sondern in blanken Industriekontoren, in sauber gescheuerten militärischen Amtsstuben und ausgeführt, affektlos und präzis, bei hellem Tageslicht. Nicht die armseligen Deserteure von Marseille, Völkerabfälle von vielen Armeen, symbolisieren die Unterwelt Europas, die Stätte, wo Verderben schwelt, sondern die legitimen Existenzen im Auto, die Smokingexistenzen, die Aufsichtsratsexistenzen; die Pestilenz, die das nächste Millionensterben über Europa bringen soll, geht sauber gebürstet, gut gebadet, gescheitelt und mit Hornbrille, Börsenkurse im Kopf, nüchtern durch den klaren Tag. Was aber an Locarno wirklich Leistung war, das war nicht Leistung edler Peripatetiker, die in erhabenen Gesprächen dahinwandern, sondern die von Luther, Stresemann, Briand, die mittlerer Bürger also, die weder den deutschen noch den französischen Geist vertreten, die ganz einfach als gute Geschäftsleute gekommen waren, um es mal mit dem Frieden zu versuchen. Daß sie dabei gegen Erziehung, Tradition und innerstes Empfinden anzugehen hatten, daß nur der brillante Redner Briand mühelos die neue europäische Phrasierung mühelos fand, während die andern nur stammelten und mit Schrecken an den Empfang zu Haus dachten, das ist der wirkliche Konflikt der Männer von Locarno. Und der eignet sich weit eher für eine aristophanische Komödie als für einen platonischen Dialog.

Man kann entgegenhalten: Warum so heftig, wo doch Einer Europa, unser aller Vaterland, besingt? Vor sieben Jahren war Artur Dinter obenauf, heute Bruno Frank — ist das nicht ein Fortschritt? Wären es nur abweichende Nuancen, es lohnte sich kein Wort. Aber dies Buch, das seinen Weg über die ganze Welt nehmen wird, ist schädlich, weil es Gefahren maskiert und Illusionen weckt. Weil es ein Europa inthronisiert, ein Sybariseuropa, ein Capuaeuropa, ein Grandhoteleuropa, das es gar nicht gibt. Weil es Staatsmänner präsentiert, die es nicht gibt. Weil es die Tatsache eines millionenfachen Arbeitsvolkes ignoriert und eine chinesische Mauer gegen den Osten aufrichtet. Es mag ein liebenswürdig gesüßter Elementarunterricht sein für die wenigen Hoffnungslosen, die heute noch nicht glauben wollen, daß die Franzosen etcetera auch Menschen sind. Aber es ist keine Waffe gegen die vielen, vielen, vielen, die auf die andern Nationen losschlagen wollen, weil sie auch Menschen sind. Seine Moral verbreitet einen angenehmen rosigen Nebel; sie weckt nicht, sie lullt ein. Noch ein paar solcher Bücher, und wir werden den nächsten Krieg nicht eher spüren, als bis die Flieger über den Dächern surren.

*

Das Leben des Fürsten Carl Felix Lichnowsky war eine politische Novelle, von der deutschen Wirklichkeit gedichtet. Unwahrscheinlich war die Berufung; kaiserliche Laune warf dem gelernten Diplomaten nach Jahren des Verzichts auf öffentliche Wirksamkeit den wichtigsten Botschafterposten zu. Teils weil Stand und Vermögen ihn zu großer Repräsentanz für London befähigten, teils, weil er als Anhänger der Tirpitzereien galt, teils, weil es Wilhelm eben so wollte. In England fühlt Lichnowsky zunächst nur eine gesellschaftliche Mission; er sieht in Höflichkeitsbezeugungen zunächst irrtümlicherweise politische Akte. Dann wächst er in das Amt und die Verantwortung; warnende Berichte gehen nach Berlin, von denen er sich Eindruck verspricht — sie werden heiter ad acta gelegt, und der Effekt ist nur, daß man ihn nicht mehr richtig instruiert. Er könnte was merken und stören. Bei hereinbrechender Katastrophe glaubt man in Berlin noch an Englands Neutralität, vergeblich sendet der Botschafter seine Beschwörungen. Der Krieg ist da. Lichnowsky hat seinen Höllensturz erlitten. Er hat nicht nur das Unheil nicht aufhalten können, er weiß jetzt, daß man mit ihm gespielt hat. Man hat ihn uninstruiert wirtschaften lassen, weil als Werkzeug zu einem Betrug niemand besser zu verwenden ist als der Ahnungslose. Die berliner Politik hat den Grandseigneur öffentlich zum Hanswurst gemacht. Jetzt, wo er zusammengebrochen aus England zurück ist, machen sie sich über ihn lustig. Die Geste haben die Herrschaften bis heute beibehalten. Sie ist gedrungen bis ins amtliche Aktenwerk, sie treibt noch 1927 den pedantischen Archivar Thimme zu einer überflüssigen und innerlich unwahren Polemik.

Die Republik hatte keine Verwendung für den Verfasser der historisch gewordenen Denkschrift. Sie bediente sich nicht seines geachteten Namens; sie schnitt ihn, boykottierte ihn wie alle, die schon im Krieg zur Opposition gestanden hatten. Grade in ihrer ersten Zeit hätte sie bitter nötig gehabt, alle zu sammeln, alle in vorderster Reihe zu verwenden, die außerhalb der deutschen Grenzen auf Sympathien zu rechnen hatten. So schritt man stolz nach Versailles, um dann entgeistert zu unterschreiben.

Der Fürst Lichnowsky ist als verbissener Greis gestorben. Er war ein guter Typus des vornehmen Diplomaten der alten Schule. Aber die Schriften seiner letzten Lebensjahre beweisen, daß er sich leicht in die neue Zeit und ihre Methoden hineingefunden hätte. Doch die Republik wollte ihn nicht. „Carl Ferdinand Carmer war unter der Republik dreimal Minister gewesen, einmal Minister in Preußen und zweimal Minister des Reichs." So denkt sich der politische Novellist die republikanische Karriere eines Demokraten aristokratischen Blutes, eines Weltmanns und Politikers von künstlerischer Intuition, der zudem noch Kriegsfeind gewesen war.

Lichnowsky ist still, wie im Exil, gestorben. Und das war wohl noch das mildeste Ende. Wäre er nochmals hervorgetreten, hätte ihn vielleicht der Herr Oberreichsanwalt konfisziert.

Philister über Hugenberg von Leo A. Freund

Kein Zweifel, die stärkste Stütze der Reaktion, das Zentrum fast aller Bestrebungen, einer demokratischen Entwicklung jede Möglichkeit zu nehmen, ist Hugenberg und sein Trust der öffentlichen Meinung. Wir sind uns, nicht erst seit heute, darüber klar, daß wir diese Macht bekämpfen müssen, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln und ohne falsche Empfindlichkeit.

Aber wie der Kampf wirklich geführt wird, ist er ein Beispiel der mangelnden Konzentration aller deutschen Republikaner und darüber hinaus eine jämmerliche und sentimentale Anklägerei, die mit jedem, nur nicht dem richtigen Mittel arbeitet. Wenn es ein großes berliner Blatt nicht für unter seiner Würde hält, jedesmal, so oft es Herrn Hugenberg oder seine Organe angreift, von dem „Lokalblatt des bekannten Inflationspatrioten" zu reden, wenn andre Zeitungen in der selben Weise versuchen, den Hugenbergtrust und seinen Führer lächerlich zu machen, so ist dies nur mit der Unkenntnis der Schreiber über die Persönlichkeit des Angegriffenen zu entschuldigen und im übrigen lediglich eine Stütze der Erkenntnis, daß man auch im linken Lager glaubt, mit der Unterschätzung des Gegners ihn besiegen zu können.

Es scheint weiten Kreisen unbekannt zu sein, daß Herr Hugenberg im Alter von rund vierzig Jahren den gesamten Betrieb von Krupp geleitet hat; und man weiß, was Krupp vor dem Kriege bedeutete! Es ist ebenso vergessen, daß Hugenberg vorher als Geheimer Finanzrat eine Rolle spielte, die im allgemeinen auch in der Sonne wilhelminischer Gunst nicht von jedem Fünfunddreißigjährigen auszufüllen war. Schließlich darf man darauf hinweisen, daß dieser Mann sein vor der Inflation schon recht bedeutendes Vermögen keineswegs sinnlos verzettelte wie andre Inflationspatrioten, sondern es verstand, auf raffinierte, aber nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch unangreifbare Weise dieses Vermögen gewaltig zu vergrößern und für Zwecke dienstbar zu machen, die immerhin nicht nur privaten Charakter trugen.

Soll dies nun eine Verteidigung Hugenbergs werden? Wahrhaftig nicht! Es soll nur eine Andeutung davon geben, daß man diesem Mann nicht gerecht wird, wenn man ihn, wie es geschieht, in wichtigen Außenbezirken seiner Macht angreift und dabei vergißt, daß dies kein Stinnes, kein sinnloser Anhäufer ist, sondern eine ungeheuer gefährliche Kraft, die ein Ziel hat und ihre Möglichkeiten fast immer an der richtigen Stelle einzusetzen versteht.

Das „Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt" ist für die, welche es lesen, glänzend und richtig gemacht — bekanntermaßen fast ausschließlich von Juden —; der Erwerb der Ufa ist durchaus keine aufgelegte Pleite, wenn er auch kein Geschäft ist, das sich in zwei Jahren rentieren wird. Daß die Möglichkeit, das Deutschland beherrschende Filmunternehmen zu erwerben und für die Festigung republikanischer Ideen aus-

zunutzen, nicht von denjenigen ausgenutzt wurde, welchen die Ufa zuerst (und nicht teuer) angeboten war, ist nur ein weiteres Zeichen für die Laschheit und den Krämergeist, mit dem der Kampf bei der Mehrheit der Linken geführt wird. Es ist typisch, daß man erst die Gelegenheit verpaßt, sich Waffen zu erwerben, und nachher Zeter und Mordio schreit, wenn der Gegner sie kauft — und anwendet.

Die Sentimentalität, die nur verzärteln oder hassen kann, die Sentimentalität, die sich solange bemüht, den Gegner zu „verstehen", bis es für jedes Handeln zu spät ist, ist der beste Bundesgenosse Hugenbergs. In dieser Republik, die das Wort von der Neuen Sachlichkeit in die Politik eingeführt hat, findet man Sachlichkeit fast nur bei ihren Feinden, planmäßige, ruhige Entschlossenheit, die schwachen Stellen des Gegners auszukundschaften und im gegebenen Moment zu berennen; auf unsrer Seite ist das „Temperament" zuhause, das entweder offene Türen einrennt oder gegen massive Wände stürmt und dann später über Kopfweh klagt. Wir sollten endlich nach neun bittern Jahren dahinter kommen, daß die Tölpel, die sturen Burschen, die Schwerhörigen und Harthintrigen nicht nur auf der andern Seite zu suchen sind.

Ist dies also eine Chamade, und besitzt Herr Hugenberg den geheimnisvollen Eselskinnbacken, um mit ihm die angreifenden Philister in die Flucht zu schlagen? Oder sind bereits, unbeschadet der irregulären republikanischen Vorstöße, andre Kräfte am Werk, die für Herrn Hugenberg gefährlicher sind und wirksamer als Proteste seine Stellung unterminieren?

Wir sind auf der Linken gewöhnt, die Reaktion schlechthin als ein Ganzes zu betrachten, wenn wir auch gewisse Unterschiede zwischen Herrn Mahraun und dem Druidengeneral machen; wir haben, meist noch von der Inflationszeit her, einen kompakten Begriff anstelle der Wirklichkeit, und dieser Begriff verführt uns besonders bei der Beurteilung der Schwerindustrie oft zu falschen Schlüssen. Der Kampf des Jungdo und seines Mittelsmannes Arnold Rechberg, des Bruders von Fritz, dem Kaliindustriellen, gegen Hugenberg ist keineswegs ein Scheinmanöver. Es ist mehr als der Anfang der großen Industriecampagne gegen den Zeitungskönig, es ist der Kampf des businessman um jeden Preis gegen den nationalen Idealisten und Ideologen.

Denn was immer man Hugenberg vorwerfen kann, es ist nicht zu leugnen, daß er ein Mann mit Überzeugung ist, ein Mann, der für diese Überzeugung kämpft, und, was nie ein Industrieller tun würde, für sie wirkliche Opfer bringt. Hugenberg und seine Leute — freilich nicht der Redaktionsstab seiner Unternehmen! — sind die letzten nationalen Romantiker, die Männer, denen ihr politischer Begriff vom Deutschtum mehr ist, als ein Handelsobjekt und mehr als ein Reklametrick, mit dem man den Konkurrenten blufft. Das Geld, die Schaffung einer „Hausmacht", der Profit ist für Hugenberg nur ein Mittel, während es für die Schwerindustrie Endzweck ist.

Solange es der augenblicklichen geschäftlichen Situation entsprach, schroff antifranzösische Politik zu machen, konnte

man ein Stück Weges gemeinsam gehen; aber nun, da sich die Verhältnisse konsolidieren; nun, da man wieder Verträge wie vor dem Kriege (man erinnere sich an den bekannten Vertrag Krupp-Schneider-Creusot) und zum Teil noch innigere hat, wünscht man neue Töne zu hören. Dabei soll beileibe nicht etwa eine pazifistische Politik getrieben werden! Hugenbergs Töne aber passen nicht mehr in das neue europäische Konzert, man rückt von der Fanfare ab — soweit man es ohne Schaden tun kann.

Denn dies ist ebenso Hugenbergs Gefahr wie seine Stärke, daß er Idealist ist. Er träumt vom Gottesgnaden-Kaisertum — und mit ihm träumt die eine Hälfte des deutschen Volkes. Die Andern, die Geschäftemacher, sind gebunden, ihre Angriffe gegen das Bestehende und das Gewordene sind gehemmt und fast paralysiert durch die Erkenntnis, daß es ihnen heute mindestens ebensogut geht wie unter dem alten Regime, ja, daß ihr Einfluß heute unvergleichlich viel stärker ist als früher, und daß sie also eigentlich keinen Grund zu Klagen haben. Die Industrie, und, um einen Kopf zu nennen, Herr Kastl, ihr Verbandsführer, haben nur zu gut erkannt, daß Deutschland weltpolitisch nichts als ein Teil Europas ist, während Hugenberg immer noch von einer deutschen Weltpolitik träumt, die heute wie in aller Zukunft unmöglich ist. Man hat eingesehen, daß Deutschland zurzeit nichts andres sein kann, als der Zwischenmeister Amerikas, wenn es nämlich Geld verdienen will — die Führerrolle ist ausgespielt, nur nicht für Hugenberg und die Massen, die sein Meinungstrust versorgt.

Worauf kann und muß sich aber Hugenberg stützen, wenn er seine Ideale weiter vertritt? Der Wehrstand ist — trotz aller Gegenbeteuerungen der Rechten — heute und für absehbare Zeit kein international gefährliches Instrument, sondern nur eine Fabrikwehr, die man im Innern ansetzen kann; aber der Nährstand, die Landwirtschaft, ist eine noch nicht ausgenutzte Domäne. Und hier wird Herr Hugenberg, der von der Industrie kommt, seine Knappen suchen und finden.

Die künftige Politik seines Hauses muß bestrebt sein, mehr als bisher den Gegensatz zwischen Stadt und Land zu vertiefen, heftiger die Interessen der Landwirtschaft gegenüber der Industrialisierung wahrzunehmen und sich dabei auf die meist Armen im Geiste, aber Reichen im Lande, zu stützen, welche die Stadt nur als Ort gewisser Vergnügungen in den Grünen Wochen kennen.

*

Es wird eine der schwersten Aufgaben für die Republik sein, das Land zu erobern und zu durchdringen, doppelt schwer, nachdem man die Hauptwaffe, die Schule und die Erziehung zum Staatsbürger sich so lässig aus der Hand winden ließ. Aber hier ist der einzig mögliche Angriffspunkt.

Der Hugenberg ist nicht uneinnehmbar... Allerdings wird man ihm mit Unflatkübeln ebensowenig schaden, als wenn man versucht, im Frack auf die Dolomiten zu steigen und sich wundert, daß man mit Lackschuhen abrutscht.

Gregory in Kiel von Oliver

1923.

Hauptquartier der O. C. in Kiel, Feldstraße.

Das übliche möblierte Zimmer. Der Führer und erster und zweiter Unterführer sitzen um den Tisch.

Der Führer: Ich weiß gar nicht, was Ihr wollt . . .

Erster Unterführer: Glauben Sie wirklich im Ernst daran, daß der Putsch glückt? Ich fürchte, das wird eine furchtbare Pleite.

Der Führer: Aber die Marine macht doch mit . . .

Zweiter Unterführer: Nu wenn schon — Haben wir denn wenigstens Geld genug?

Der Führer: Ach ja. Otto Schulze von der Marinestation hat wieder eine Masse Fernrohre und dergleichen verschoben und zum Zahlen, das müßt Ihr zugeben, ist die Marine doch gut genug.

Erster Unterführer: Mit wessen Hilfe verschiebt eigentlich der Götting dem Otto Schulze das Zeug?

Das Telephon klingelt.

Erster Unterführer zum Führer: Herr Rittmeister, das Kontinental-Hotel ruft an, Herr Gregory ist eingetroffen und will Sie sprechen.

Zweiter Unterführer: Was ist das für ein Kerl?

Der Führer: Ach, irgend so ein polnischer Jude . . .

*

Am selben Tage, spät in der Nacht, im Kontinental-Hotel in Kiel. Das vordere Restaurant ist schon aufgeräumt, hinten durch einen schweren Vorhang verborgen in einem Hotelsalon zwei Männer an einem Tisch. Zahlreiche Sektflaschen, die beiden spielen Poker. Der Eine ist John Duncan Gregory, Chef der östlichen Abteilung im Foreign Office, ein kleiner Mann mit schwarzem Haar und stechenden Augen, der Andre der Rittmeister.

Gregory: Wenn Sie meine Karten sehen wollen, müssen Sie 20 Pfund in die Kasse zahlen. Aber warum wollen Sie eigentlich meine Karten sehen? Ich spiele ja doch ein höheres Spiel als Sie. A propos, ein höheres Spiel, ich habe dem Claß sagen lassen, ich bestehe darauf, daß der Termin am 10. November eingehalten wird. Der Ehrhardt ist ja längst fertig. Und Sie?

Der Rittmeister: Ich möchte Ihre Karten doch sehen. Ach so — Ja, ich bin auch fertig. Aber haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, was nun geschieht, wenn die Sache schief geht? Also hier sind die 20 Pfund, ich habe full hand

Gregory: Ich habe 4 Könige, und gewonnen. Ich gewinne immer mit den Königen. Ja, ich habe darüber nachgedacht — Sie geben — und ich werde morgen nach Luisenlund zu dem Herzog von Schleswig-Holstein fahren, ich habe mit Claß gesprochen und ich werde ihm folgendes sagen:

Ich biete 10 Pfund . . . Ich werde ihm also sagen, daß natürlich die Möglichkeit besteht, daß die Sache schief geht, aber ich halte das dann nicht für so schlimm, vorausgesetzt, daß Sie hier in Schleswig-Holstein genügend Leute unter den Waffen haben, um dieses verdammte Land des Nebels wenigstens ein paar Tage zu beherrschen. In Deutschland wird es zu einem Generalstreik, zu einem riesigen Tohuwabohu kommen, und da England bekanntlich Reparationsforderungen hat, so wird man dieses Ländchen zunächst einmal als besetztes Gebiet erklären.

Der Rittmeister: Gar nicht schlecht, aber was soll der Herzog von Schleswig-Holstein dabei?

Gregory: Den werden wir mit der Verwaltung des Landes beauftragen.

Der Rittmeister: Ich kann überhaupt nichts verstehen, hab nur an meine Karten gedacht. Poker ist doch ein herrliches Spiel.

Gregory: Der Teufel soll Sie holen.

●

Bureau des Landbundes in Kiel, zwei Tage später, am Abend. Rechtsanwalt Crasemann, der Geschäftsführer des Bundes, der deutschnationale Abgeordnete Teddy Millberg und der Graf Kielmannsegg.

Crasemann: Aber Herr Graf, das ist doch eine Katastrophe! Otto Kaiser, der Orgeschführer in Hamburg, hat in einer Versammlung erklärt, daß der Reichslandbund mit einem englischen Staatssekretär wegen einer schleswig-holsteinischen Autonomie unter englischer Oberherrschaft verhandele. Das bringt uns doch großen politischen Schaden. Was sollen wir denn da tun?

Kielmannsegg: Ich werde das Schwein totschießen.

Millberg: Mir ahnt Böses. Natürlich werden Sie erstmal den Kaiser fordern, das macht immer einen guten Eindruck und im übrigen reden wir darüber morgen weiter.

(Kielmannsegg ab.)

Millberg zu Crasemann: Setzen Sie sich mit der O. C. in Verbindung. Der Herzog von Schleswig-Holstein soll dabei eine Rolle spielen.

●

In derselben Nacht. Das Schloß des Prinzen von Schleswig-Holstein in Luisenlund. Ein großes kaltes Zimmer. Die Prinzessin sitzt mit Crasemann in einer Ecke und unterhält sich. Kapitänleutnant Müller, der nicht weiß, warum er eigentlich mitgefahren ist, besieht an einem Tisch Bilderchen; der Herzog und der erste O. C.-Unterführer stehen vorn an einem Flügel und unterhalten sich.

Erster Unterführer: Königliche Hoheit, was ist eigentlich mit der englischen Geschichte?

Der Herzog: Ja, da war so ein Mann hier, der meinte, ich solle wieder Herzog werden, aber das geht so furchtbar schlecht. Ich fahre nämlich morgen mit meiner Frau nach Italien.

Erster Unterführer: Also entspricht es nicht den Tatsachen, daß ein Schleswig-Holstein als Herzogtum unter Ihrer Führung gedacht worden ist?

Der Herzog: Gedacht haben sich die Leute das schon, aber wie gesagt, ich fahre morgen nach Italien. Aber fragen Sie doch Claß und Ehrhardt, oder Gregory.

Erster Unterführer: Wer ist denn Gregory?

Der Herzog: Ein Mann, der augenblicklich auf Baisse in deutschen Werten spekuliert.

Kapitänleutnant Müller, der hinzutritt: Königliche Hoheit, mir ist gar nicht gut, kann ich nicht 'nen Grog kriegen?

Erster Unterführer (für sich): Der Teufel soll den ganzen Verschwörerladen holen. Mir ist auch kalt, ich werde in Zukunft mit Kohlen handeln.

Ein Diener: Königliche Hoheit, es ist angerichtet.

Die Prinzessin: Meine Herren, darf ich zum Hasenbraten bitten.

●

Einige Tage später. Sitzungszimmer im Hansa-Hotel in Kiel, Ehrhardt bespricht mit seinen Führern und Unterführern den kommenden Putsch. Anwesend sind etwa 30 Personen.

Ehrhardt: Wenn hier die Frage aufgeworfen wird, ob der Staatsstreich auch glücken wird, so muß ich Ihnen, meine Herren, doch sagen, haben Sie Vertrauen zu mir und halten Sie Ihrem Führer die Treue! Die Treue ist das Mark der Ehre und im

übrigen kann ich Ihnen heute nur soviel sagen, daß ich außer den innerpolitischen Vorbereitungen, bei denen es sich naturgemäß um Aktionen mit bewaffneter Hand handeln wird, auch meine außenpolitischen Fäden geknüpft habe. Darüber kann ich Ihnen sagen, daß es in England höchst einflußreiche Kreise gibt, die an dem Umsturz der bestehenden Verhältnisse stark interessiert sind. Diese Leute, deren politische Führung in den Händen eines Staatssekretärs vom Auswärtigen Amt liegt, haben die Hoffnung, mit uns eines Tages gegen Rußland zu reiten und diesen gottverdammten Bolschewisten in die Schnauze zu schlagen. Naturgemäß, meine Herren, entspricht das unsern eignen Wünschen und Zielen. Weiterhin haben diese Leute, Idealisten vom reinsten Wasser, die Absicht, nach dem geglückten Staatsstreich mit uns einen Ausgangspunkt zu schaffen, von dem aus der verworrene Pazifismus und die demokratisierenden Ideen des Nachkriegs-Europas bekämpft werden sollen. Das ist alles, was ich Ihnen darüber sagen kann, die Einzelheiten dieser Beziehungen kann ich Ihnen leider heute noch nicht mitteilen.

*

1926.

In der Wohnung von Claß.

Claß zu einem Vertrauten: Für den Fall, daß es irgendwelche Störungen gibt, wird es am besten sein, wenn unsre Post nach England über das Bureau des Reichspräsidenten läuft.

Chronik des Bundes Neues Vaterland

von Milly Zirker

Berlin, den 9. August 1915

Ich bin kürzlich ungefähr eine Woche in England gewesen ... Woran mir lag, war, wirklich zentrale und maßgebende Meinungen aus dem englischen Volke zu hören. Ich habe also, soweit ich mit ausgesprochenen Pazifisten in Berührung kam, sie für das Urteil, das ich mir im allgemeinen über die englische Volksstimmung gebildet habe, fast vollständig beiseite gelassen ... Die Menschen, die ich gesprochen habe, waren Liberale, die im ganzen rechts von der „Union of Democratic Control" usw. stehen ...

Deutschland soll fühlen, daß ein Krieg nicht eine Sache ist, die zwar Opfer kostet, aber sich schließlich doch lohnt. Das war eine Meinung, die ich allenthalben ausgesprochen gehört habe ...

... die meisten sind verständig genug, zuzugeben, daß man nachträglich niemals feststellen kann, wieweit dies begründeter oder unbegründeter Argwohn war (daß Deutschland sich durch Rußland bedroht fühlte). Aber sie sagen Alle durchweg: Deutschland hat geglaubt, daß ein Weltkrieg im Anzug sei, und es hat sieben Achtel seiner geistigen Energie darauf verwandt, diesen Weltkrieg, den es vielleicht nicht wünschte, aber fatalistisch kommen sah, vorzubereiten; es hat gerüstet und es hat versäumt, einen mindestens ebenso großen Teil einer nationalen geistigen Energie darauf zu verwenden, die vorhandenen und erkennbaren Reibungsflächen zu beseitigen, um den Weltkrieg, wenn möglich, zu vermeiden...

... man hat unter dem Titel „The German War Book" die deutsche Landkriegsordnung des Großen Generalstabs von 1902 übersetzt und findet darin eine Vorwegnahme des Franktireurkriegs und seiner Bekämpfung: Durch äußersten Terrorismus, durch kollektive Todesstrafen nach Auswahl durch das Los und dergleichen mehr.

Viel schlimmer, sagt man, als daß dergleichen im Affekt der einzige Ausweg erscheinen könne, sei es, daß solche Maßnahmen kaltblütig am grünen Tisch ausgeklügelt worden seien, und daß diese Verordnungen mit den von Deutschland mitunterzeichneten haager Bestimmungen von 1907 teilweise in schroffem Widerspruch stünden, ohne daß Deutschland nachträglich etwas daran geändert hätte...

Nie soll die Rekrutierung so stark gewesen sein, wie nach der Beschießung von Scarborough, nach der „Lusitania" und nach der ersten Anwendung der Giftgase. Ja, man kann sagen, daß die „Lusitania" den Krieg in England zum Volkskrieg gemacht hat...

Man legt großen Wert darauf, immer wieder zu versichern, daß die Entente so locker und so offen gewesen sei, daß sie eine Verständigung mit jeder andern Macht zugelassen hätte. ... Es gehört sogar in manchen liberalen Kreisen zu den schwersten Vorwürfen, die man Deutschland macht, daß England durch diesen Krieg in eine Waffenbrüderschaft mit Rußland gekommen sei, die England durchaus unerwünscht und für die Zukunft verhängnisvoll wäre.

... sie sagen, in der letzten Zeit war die liberale Friedenspolitik in stetigem Aufstieg begriffen und grade unser liberales Ministerium hatte mit seinen großen Reformen von Lloyd George usw. ein Programm, das es nur durchführen konnte auf der Grundlage pazifistischer Politik; ... wir zürnen Deutschland grade deshalb, weil wir fürchten und nicht dulden wollen, daß dieser Krieg uns aus der liberalen Bahn herausschleudert. Wenn ich ihnen entgegenhielt, Deutschland könne sich noch nicht in der belgischen Frage festlegen, weil man noch nicht wisse, ob England in Calais und Boulogne bleiben wolle, so stieß ich in jedem einzelnen Fall auf so erstaunte Gesichter, daß ich die Verwunderung für aufrichtig halten mußte. Man versicherte, daran denke niemand, man wäre froh, wieder heraus zu kommen...

Pazifismus ist ja in England schon längst nicht eine träumerische Vorstellung einer Zeit, wo alle Menschen sich lieb haben und deshalb keiner dem andern etwas zuleide tun wird, sondern es ist eben wirklich eine politische Richtung auf Grund der Erkenntnis, daß beim Kriege nichts gewonnen wird, und daß bei der heutigen Abhängigkeit der Staaten untereinander ein allgemeines Gedeihen am besten durch gegenseitige Rücksichtnahme und Förderung gewährleistet wird...

*

Man liest die Jahreszahl 1915, und man wundert sich über diese sachlichen und vernünftigen Urteile. Die Verfasserin ist die schweizer Pädagogin Doktor Elisabeth Rotten, der englischen Quäkerbewegung nahestehend, auch in Deutschland wohlbekannt. Sie war 1915 in England gewesen, durfte es als Neutrale; nach ihrer Rückkehr gab sie dem damaligen Unterstaatssekretär Zimmermann einen längern schriftlichen Bericht über ihre politischen Beobachtungen, der an Klarheit der Erkenntnis der tatsächlichen Lage und an kluger Voraussicht der weitern Entwicklung seinesgleichen nicht hat. Was mögen die Amtsstellen damals — 1915 — damit angefangen haben! Jedenfalls ein Stück wahrhafter politischer Prophetie, noch heute unverwelkt und lehrreich. In extenso enthalten in dem kürzlich erschienenen Buch von Otto Lehmann-Rußbüldt „Der Kampf der deutschen Liga für Menschenrechte, vormals Bund Neues Vaterland für den Weltfrieden" (Hensel & Co., Berlin).

Das Buch umfaßt den Zeitraum von 1914 bis 1927 und gibt in seinen zahlreichen Dokumenten ein ausgezeichnetes Spiegelbild der Kriegs- und Revolutionsepoche. Der Bund Neues

Vaterland war der erste organisierte Versuch gegen Kriegslüge und Annexionismus; Kurt Eisner gehörte dazu wie Hans Paasche. Hier hat mindestens einmal alles gastiert, was schon mitten im Krieg Bedenken hatte gegen die Darstellungen der offiziellen Propaganda. So wird die Chronik, die der Organisator des Bundes hier geschrieben hat, auch zur Chronik des heimlichen Deutschland, das auch im Kriege nicht untergegangen ist, wenngleich jeder Atemzug mit Lebensgefahr verbunden war. Daß es nachher nicht viel besser wurde, beweist die Totenliste des Bundes, der seitdem tapfer gegen Noske und Geßler gestanden, für Fechenbach gekämpft und die stimmungsmäßigen Vorbereitungen getroffen hat für den Weg nach Locarno und Genf. Eine Feststellung, von der das Auswärtige Amt heute gewiß ebenso wenig erbaut sein wird wie in der Ära Zimmermann von Elisabeth Rottens englischem Bericht.

*

Es ist also ein Stück Geschichte, das der Verfasser da ausbreitet, und es fehlt infolgedessen nicht an Kuriositäten. Eine der interessantesten Episoden darin ist die Wiedergabe einer Unterhaltung mit einem inzwischen verstorbenen frühern Diplomaten, Grafen Ulrich v. d. Gröben, die am 24. Dezember 1914 in Berlin stattfand. Graf v. d. Gröben, ein scharfer Kenner Englands und Frankreichs, stellte die damals schier aberwitzige These auf, daß selbst Poincaré nicht an einen Angriffskrieg gegen Deutschland gedacht habe:

In großen Zügen erzählte Graf Gröben immer wieder, eine restlose Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland sei sehr wohl möglich gewesen. Bismarck habe auf eine solche hingearbeitet und den Franzosen deshalb freie Hand in den Kolonien gelassen. Aber unter seinen Nachfolgern habe besonders Fürst Bülow alles getan, um den Augenblickslaunen des Kaisers zu schmeicheln. Abgesehen von der allgemein bekannten Haltung Frankreichs im Faschodastreit um 1900 mit England, erzählte Gröben als Beweis der vertrauensvollen Absichten Frankreichs aus der Zeit des japanisch-russischen Kriegsausbruches eine interessante Episode. Damals, 1904, war Graf Gröben deutscher Geschäftsträger in Paris. Er begegnete vier Wochen vor dem Überfall der japanischen Flotte auf den russischen Kriegshafen Port Arthur dem französischen Außenminister (oder dessen Unterstaatssekretär?), der ihm eröffnete, er habe Warnungen aus Tokio, wonach in wenigen Wochen der Krieg ausbräche, die Franzosen würden ihre Börsenwerte sichern, und er stelle den Deutschen anheim, das Gleiche zu tun. Graf Gröben ließ sich Erlaubnis geben, die Eröffnung an sein Auswärtiges Amt nach Berlin zu berichten. Er erhielt diese Erlaubnis, aber aus Berlin kam eine geringschätzende Antwort. 24 Stunden vor Ausbruch des russisch-japanischen Krieges erklärte Fürst Bülow als Reichskanzler auf besorgte Anfrage der deutschen Handelswelt ganz ausdrücklich, daß er jede Versicherung geben könne, der Krieg werde nicht ausbrechen! Diese letzte Tatsache ist ganz allgemein bekannt und führte bereits damals zu scharfen Angriffen gegen Bülow. Weiter erläuterte Gröben, wie um 1903/1904 die Schwenkung Frankreichs zu England eintrat. Er sei im März 1904 unter einem Riesenkrach als diplomatischer Beamter ausgeschieden mit der Prophezeiung: „In zehn Jahren habt ihr den Krieg!" Er fügte dieser Erzählung im Herbst 1914 hinzu: „Ich habe mich um drei Monate geirrt."

Gröben erzählte weiter, daß 1913 bei der Hochzeitsfeier der Kaisertochter mit dem Cumberlander der Kaiser dem Zaren

und George V. den Vorschlag gemacht habe, zur Rettung des Gottesgnadentums in Europa gegen die französische Republik gemeinsam vorzugehen, um die dort erfolgte Trennung von Staat und Kirche wieder aufzuheben. Ein ingeniöser Vorschlag fürwahr, der nur den Erfolg hatte, daß die beiden erlauchten Gäste einen Tag früher als vorgesehen abreisten. Wilhelm hatte also seit dem Frühstück von Björkö nichts zugelernt, aber alles vergessen.

Dieser Herr v. d. Gröben war ein Wissender. Wieviele Wissende mag es damals gegeben haben? Sie liefen nicht in Rudeln herum, aber die vereinzelten Exemplare gesammelt zu haben ist nicht zum wenigsten ein Verdienst des allzu bescheidenen Verfassers dieser Chronik.

Generation der Selbstmörder

von Hermann Zucker

> Vorsitzender: Gehörten Sie auch dem Selbstmörderklub an?
> Angeklagter Krantz: Darüber möchte ich nichts sagen.

„Angeklagter," so ungefähr senkte der breitköpfige Vorsitzende seine goldene Brille wohlwollend auf den blassen Jüngling herab, „Sie haben also doch nicht einem solchen Selbstmörderklub angehört?"

In dem Lärm, den die Vivisektion von ein paar Kinderseelen erzeugt, ging diese Frage und jene Antwort unter. Auch als der Verhörer sich langsam durch das Unkraut dieses Menschenwesens wälzte und an jener Lichtung wieder Atem holen wollte, kam es nicht ans moabiter Licht, ob ein solcher „Klub" wirklich existierte. Man hörte dann die infantile Ausflucht: Es sei ein Dummer-Jungen-Verein gewesen. (Preußisch echt: Wenn drei — dumme Jungens — zusammen sind, bilden sie einen Verein.) Was war es? Eine Zusammenballung subjektiver und objektiver Minderwertigkeits-Erkenntnis? Nichts von Alledem: Sie, die Herren Jungens, wollten mit sich selbst Komödie aufführen und die Alten das Gruseln lehren ob dieser unermeßbar tiefen Abgründe junger Seelen.

Möge nun ein Steinhagel auf Den niederprasseln, der Dieses sich von der Leber schreibt: Machet Schluß mit dieser Geheimnistuerei um die „Seele des Kindes"! Gesteht Ihr Neunmalweisen Alle, daß Ihr nur so tut, weil Ihr nicht mit Euch selbst Bescheid wißt, und daß Ihr Euch darum so wichtig macht mit dem Nichterkennen Dessen, was in dem Innern des Kindes vorgeht! Ihr Sachverständige aller Branchen, Ihr Betaster mit so wenig Fingerspitzengefühl: Wenn man Euch hört, muß man sich lebensunwürdig vorkommen neben dieser neuen Generation, in die sich das ganze kosmische Geheimnis gesenkt haben soll. Man erschauert bis ins verkalkte Gebein: O Gott, welch Geschlecht titanischer Kämpfer haben wir doch in die Welt gesetzt!

Und da die erste Furcht überwunden, sei tollkühn das Wagnis unternommen, ein Plaidoyer zu halten für Diejenigen,

denen kein Verteidiger einen Freispruch erwirkte: Für die „Alten", die zwischen gestern und morgen stehen, die deswegen immer auf der Anklagebank sitzen und denen das Leben im Namen der Zukunft eine Freiheitsstrafe nach der andern diktiert. Es sei unser Prozeß gewesen, sagten die Tüftler, und sie wußten nicht: Daß sie mit dieser Selbstbezichtigung in schlafwandlerischer Sicherheit an der abgründigen Realität vorbeigingen! Sie bebten um den Freispruch des einen Knaben, weil sie glaubten, damit für einen Teil der eignen Schuld Bewährungsfrist zu erhalten. Das hielten sie für die eigne Schuld: Daß sie dem dunkelwogenden Strom andrängender Generation nicht alle allerletzten Schleusen geöffnet, nicht alle tausend Masten fröhlich und freiheitlich bewimpelt in den Ozean hinausgelassen hätten! Und daß das Lot ihrer Forschung nicht genug hinabgestiegen sei in die Tiefsee jugendlichen Seins und Werdens. Was wissen wir von der Seele des Kindes! schrien die Kassandren beiderlei Geschlechts an der moabiter Anklage-Mauer und zerrauften den spärlichen Haar-Krantz, seherisch den Schwarzen Tag vor Augen, an dem das Kind mit der nicht genügend erkannten Seele fürchterlich Vergeltung üben werde!

Weit und breit stand niemand auf, sich in Sachen der Vernunft zu melden, ein Wort zu reden wider solchen Unsinn, der sich heute wie aus einer defekten Wasserleitung ergießt, sobald auch nur sachte der Hahn „Jugend" aufgedreht wird. Es plätschert unhemmbar der Meinungs-Bach, an dem der deutsche Blätterwald rauscht. Das Donnerwetter der „Komplexe" ist über uns hereingebrochen und erschlägt sogar die deutsche Eiche. Das, was seit Urbeginn und bis ans Ende jeglicher Menschheit, immer wieder, vom ersten Schritt in dieses Jammer-Dasein an, in uns aufquillt an Melodien des Blutes, an Eingeschnürtsein und Sehnsucht nach nur geahnt Unbekanntem: Dies Alles soll plötzlich das ganz besondere „Geheimnis der heutigen Generation" sein! Weil die Erwachsenen ärmer geworden sind an vorwärtsstoßenden Gedanken, weil eigne Ziellosigkeit sie treibt, von sich selbst abzulenken, ist, siehe da, die Seele des Kindes mit einem Male wieder Neuland geworden, das nun die Psychologen und Psycho-Analytiker aller Grade beackern. Mit welcher Vehemenz wird dorten leeres Stroh gedroschen! Jede unregelmäßige Verdauung im kindlichen Gehirnkanal entpuppt sich als ein „typischer Verdrängungs-Komplex". Natürliche Vorgänge der Pubertät wachsen unter der Lupe zu soziologischen, erotologischen, sexologischen und Wer weiß noch, welchen Studienobjekten! In einer Zeit, die so uniform denkt, wie kaum eine andre vorher, entdeckt ein Geschlecht, das sein Leben von der Wiege bis zur Bahre normt, die Neuigkeit, daß jedes Kind eigentlich eine Individualität sei.

Man hat gesagt: Der Fall Krantz sei symptomatisch! Wofür? Zugegeben: Es ist die erste Nachkriegsgeneration, die in diesen Tagen im grellen Scheinwerferlicht stand. Es ist die Generation, der meist bei den ersten tapsigen Kinderschritten die männlich lenkende Hand fehlte (oder heute noch fehlt,

weil der Vater und Ratgeber irgendwo auf einem von Ludendorffs vielen Kriegsschauplätzen vermodert ist. Krantz und seine Hilde haben aber ihre Väter vom Kaiser zurückerhalten). Zugegeben ferner: Daß die Giftgase, die den Vätern die Lungen zerrissen, in das Blut der Kinder sich senkten und dunkle Regungen entfachten, die bis dahin in die Übersichts-Karten der Herren Seelen-Topographen nicht eingetragen waren. Zugestanden: Daß Wirtschafts-Zustände, politische Entflammung und schwankendes Vorbild der Erwachsenen schwere Erschütterung eines früher fest umzirkelten Milieus brachten ... Und schleppt Argumente herbei, welche Ihr wollt, türmt sie zu Bastionen: Wenn der Fall Krantz als ein typischer gelten soll, so dann nur als ein Beweis dafür, daß die Neunmalweisen sich an der Jugend versündigen! Wann immer Jugend aus Kindlichkeit erwachte, wann immer sie erkannte, daß die Wirklichkeit des Lebens niederträchtig sei, wann immer plötzlich vor ihrem Gemüt riesengroß und unfaßbar das Erschrecken stand: Floß nicht ihr Blut in aufgewühlt erregtem Strom, flammte es nicht vor ihren Augen, ballte sich nicht die Faust ... um beim nächsten Pulsschlag kraftlos auseinanderzubrechen? Gestern, heute und morgen! Aber: Es war kein gelehrter Doktor der Jugend-Psychologie da, der diese Verwirrten noch mehr verwirrte durch Mißdeutung eines Vorgangs im unbekanntesten Bezirk des Erlebens. Der die, weil ein wunderbares Geschehen verspürend, sich ohnedies im Mittelpunkt des Weltgeschehens Vermeinenden in Überempfindung ihrer Egozentrizität steigerte; dadurch, daß er mit bildungumflorter Stimme dunkle Andeutungen über die ach so verschütteten Geheimnisse ihres Trieblebens machte. Kein solcher „Führer aus Jugendnot" war da und konnte Etwas oder Alles verderben. Und kein Obertertianer oder Untersekundaner konnte von Schauern überrieselt zu sich sprechen: Was bin ich doch für ein fabelhaft geheimnisvolles Wesen!

Wenn etwas „typisch" ist, so ist es weiter Dies: Kein Kommentar zu der Krantz-Affäre schloß ohne die abgründige Weisheit: „... und wieder zeigte sich in ihrer brennenden Aktualität die Forderung: Es muß vollkommen anders werden in der Erziehung und Führung der Jugend ..." Und netzte man den Finger, um als Fortsetzung auf der nächsten Seite das Patentrezept zu finden: Dann sah man entrüstet, daß offenbar dem Schreiber mittendrin der Gedankenfaden durch die Schere des Redakteurs abgeschnitten worden war, denn trotz eifrigen Suchens, um und um, fand man nicht eine Silbe mehr als jenen immerhin schwungvoll hingesetzten Artikel-Schluß. Peinlich ist es fast, zu wiederholen, was im Anfang gesagt wurde: Die Neuentdecker von Pubertät, Vater-Sohn-Konflikt und ähnlichen umstürzlerischen Erkenntnissen glauben, heute ab ovo anfangen zu können; wild gackert darum dieses Federvieh darauf los. Für diese Patent-Klugen beginnt die Menschheit erst mit dem jüngsten Tage, an dem man wieder einmal dahintergekommen ist, daß sie eigentlich nichts wert sei. Und da von tausend Kanzeln und Tribünen, aus tausend Leid-Artikelspalten den Eltern und den Erziehern gepredigt wird, Alles, was und wie

Ihr es auch gemacht, habt Ihr falsch gemacht, Ihr müßt Euch gründlich bessern! ... da also solche Zweifel zwischen die zwei Generationen gesetzt werden: Wen wundert es, daß die jüngere schwankt, wenn die ältere unsicher geworden ist. Unsicher und darum nicht mehr zur Führung geeignet. Die Erzeuger suchen Schutz bei den Kindern, indem sie durch Verjüngung eine Mimikry an die Altklugen anstreben.

Aus all dem Nichtwissen wird eine Wissenschaft gemacht. Da sitzen sie, die Mystagogen unsrer Tage, so sinnig und gedankenvoll und paffen aus einer mit leerem Stroh gestopften Pfeife blauen Dunst, der den Andern bestimmungsgemäß die Köpfe umnebelt. Die Jungen sehen sich aus diesen Schwaden aufsteigen als Opfer auf Altären unausrottbarer Autoritäts-Sklaverei; die Alten fürchten wie die Berührung mit einem Zahnnerv die „Komplexe" ihrer Nachkömmlinge und bekennen sich darum zu der jedes Rechenexempel auflösenden Arithmetik, daß Fünf auch grade sein können. Laisser-aller, laisser-passer! Es ging solange um die „Seele des Kindes", bis man sich in ihr verlaufen hat; das Kind tatsächlich unverstanden blieb und nicht wie ein natürlich reifendes Wesen behandelt wurde. Und das zentrale Erlebnis des ersten Übergangs aus Wunsch in Drang, der Frühling ihres Geschlechts-Sehnens: wie wichtigtuerisch ist Das zu einer „Sexualnot der Jugend" geworden! (Als ob der Tertianer nicht schon weiß, wies der Primaner macht.) So sehr „Not" geworden, daß sich Sexual-Pathologen darum bemühen; und so tun, als ob das — frühe oder späte — Erwachen des Gattungsbedürfnisses erst eine Erfindung des zwanzigsten Jahrhunderts sei. Arme Kinder! Man nimmt ihnen das instinktsichere Vertrauen auf eine natürliche Lösung ihrer Pubertäts-Konflikte dadurch, daß man ihre Bedrängnisse und Kümmernisse grell zu einer Sexual-Not aufbauscht, wie sie noch nie dagewesen sei. Arme Kinder!

Solche Dumpfheit und solche Führerlosigkeit in Sturm und Drang sind der Klöppel, der die Jungen zusammenläutet zu jenen Konventikeln, in denen dann aus ewiger Opposition das Spiel mit dem Tode, das Kokettieren mit dem Revolver als Klub-Statut festgesetzt wird. Wenn schon Not, dann auch Tod! Die pathetische Komödie darf nicht ohne Theaterdonner gespielt werden. Wenn nur die mit allem Rüstzeug des Nichtwissens bewehrten Rätsel-Rater sie für eine Tragödie halten! Man ist eben fürs Parkett eine Selbstmörder-Generation.

Alle „Lehren" des Krantz-Prozesses, wie man die Rechtfertigung der Wichtigmachung dieser Unwichtigkeit nennt, sollten, ginge es nach dem gesunden Menschenverstand, hinter der Einen zurücktreten: Schutz der Jugend vor ihren Entdeckern! Der schon seienden Generation und der noch werdenden würde der Weg zur Verständigung geöffnet werden, wenn man alle Klugschwätzer auf ihren Gemeinplätzen festhielte, damit sie dort ohne Schaden anzurichten das Gras wachsen hören. So nur könnten die Alten von der Anklagebank herunter und wieder frei und sicher im Kreise der Jungen auftreten. Was wäre das doch für eine fabelhafte Sensation für die Psychologen!

Riviera von Peter Panter

Es gibt so viel süße Schilderungen der französischen Riviera; sauer macht lustig, warum soll man nicht einmal...

*

Die Riviera liegt da und sieht aus.

Sie ist die zweidimensionalste Landschaft, die sich denken läßt: für den Küstendampfer-Passagier ist sie ein Traum, für den, der auf einer Klippe steht und in die Bucht hineinsieht, ein Paradies — man darf nur nicht in das Paradies hineingehen. Dann ist alles aus. Die französische Riviera ist nur gemalt, und zwar auf Blech.

Da, wo freie Plätze und Sanatorien für arbeitende Menschen stehen sollten, liegen Privatbesitzungen, die Gott im Zorn geschaffen hat. Die Flora erinnert an einen verkrüppelten Grunewald, in den sich einige unglückliche Palmen verirrt haben; sie stehen da herum, sich mit den übrigen Bäumen unterhalten können sie nicht, und nun blühen sie unentwegt afrikanisch vor sich hin. Auch sieht man Agaven mit fetten, harten Blättern, auf denen, mit dem Messer geritzt, eingewachsen zu lesen steht: „Yvonne et Alphonse 1926".

Abends sieht die Landschaft aus wie die Kulisse einer Operette beim Finale des zweiten Aktes: kleine Lichtpünktchen zwinkern an den Uferstraßen, die Konturen liegen in tiefem Schwarz-Blau gebettet, und während sich das zerzankte Paar mit den rudernden Armen flehend-verliebt zuwinkt, fällt langsam der Vorhang.

Am Ufer des Meeres zieht sich die „corniche" hin, eine Autostraße, deren Sausen alles mit sich reißt: Stille, Licht, Luft und Atmosphäre. Dahinter pfeift die Eisenbahn, und die ganze Riviera ist nur ein paar Meter breit. Dann kommen die guten Felsen und die schlimmen Häuser.

Hier und da treten die Besitzungen etwas zurück und lassen Platz für staubige Straßen. Wenn ein Kasino dabei steht, ist es eine Ortschaft, mit vielen großen Hotels. Diese Hotels sind gar keine Hotels. Sie spielen alle Hotel.

„Von prominenten Gästen der letzten Jahre", sagt der Hotelprospekt, „sind zu nennen: Der Präsident der französischen Republik, Paul Deschanel; die Prinzessin Luise, die Herzogin von Argyll, Sarah Bernhard... Die große Schauspielerin", sagt der Prospekt, „saß eines Tages auf einer Loggia in der zweiten Etage, wo man nur den Himmel, Blumen und das Meer sieht; da sagte sie in ihrer poetischen Art, daß man sich hier auf dem Bug eines großen Schiffes wähnte." Und dann keine Brause im Badezimmer.

Vor der Hoteltür steht ein Portier, der der erste Mann des Unternehmens ist; er ist so mächtig, daß ihn das Los, letzter Mann zu werden, niemals treffen könnte, denn in die Toilettenräume ginge er gar nicht hinein. In der hall stehen Palmen und vielhundertjährige Engländerinnen; wenn man sie da herumwirtschaften sieht, so ist immer nur zu fragen: „Wer arbeitet eigentlich in England für alle diese Frauen?" Der Mittelpunkt eines modernen Hotels, in dem Leute ruhen und schlafen wollen, ist eine Musik-Kapelle.

Man stelle sich vor, jemand sei genötigt, in Eberswalde zu Pfingsten in einer Ausspannung zu übernachten; zu Hause wird er dann davon erzählen, wie er nachts beständig vom Gröhlen der Kutscher und von einem Orchestrion gestört worden sei. Genau das erlebt er in einem modernen Hotel, nur ist es an der Riviera um eine Kleinigkeit teurer, dafür ist aber das Essen in Eberswalde besser. Natürlich darf man nicht vergessen, daß in der Ausspannung keine vorgedruckte Speisekarte auf dem Tisch liegt; wenn es eine dünne Suppe, ein Pastetchen, bejahrten Fisch und ein bejammernswertes Huhn mit Kartoffeln gibt, so sieht das Menu so aus:

Potage à la Potage
Vol-au-Vent à la Valéry
Sole à la Reine de Portugal
Volaille à la Poule
Pommes à la Pomme
Fruits

Der letzte Plural ist eine Übertreibung.

Dazu spielt das Orchester in das Vichy-Wasser hinein, das sich die Engländer in den Bauch gießen, es gluckert empört, wenn es unten ankommt und schwappt leise im Takt der Musik. Diese Musik der französischen Kapellen, die Jazz spielen, hört sich an, wie wenn einer mit halbwegs richtiger Aussprache englisch vom Blatt liest, ohne ein Wort zu verstehen. Erst, wenn sie den aktuellen Walzer aus der „Lustigen Witwe" zersägen, fühlen sie sich wieder im nationalen Element.

Je schlechter das Essen, desto lieblicher der maître d'hôtel, der sich über mich wie über einen Kranken beugt, ob es mir denn schmecke, und ob es mir munde, und ob ich zufrieden sei... Lieber Gott, gib mir doch den Mut, daß ich ihm ein Mal, nur ein einziges Mal, mit der Gabel in den Bauch pieke...!

Es sind viele Deutsche da. Sie haben ein bißchen Angst vor der feinen Umgebung, und das sollen sie ja wohl auch. Sie sind auch unsicher vor den Fremden: den Franzosen, den Amerikanern, den Engländern — aber wenn sie merken, daß sie es mit Deutschen zu tun haben, dann entspannen sich ihre Glieder, eine leichte, vertrauliche Frechheit steigt in ihnen auf, denn — denken sie mit Recht — was kann an einem schon dran sein, der auch nur ein Deutscher ist! (Diese Familien-Vertraulichkeit teilen die Deutschen noch mit einer andern Rasse.) Im großen ganzen aber bemühen sie sich, ihr mondaines Leben den illustrierten Zeitschriften anzupassen, in denen es abgebildet ist.

Aus den Hotels können die feinen Leute nur noch in ihre Autos steigen, die, lang wie ein Haus, vor dem Haus brummen. Einen Schritt darüber hinaus, und sie stapfen in Staub, ungepflegten Wegen, an grauenvollen Straßenfronten vorüber — denn die Riviera ist dreckig, ohne pittoresk zu sein: unmalerischer Schmutz. Man hat in allen Ortschaften das Gefühl, hinter Filmkulissen zu stehen; kein Mensch glaubt daran, die einheimischen Komparsen nicht, die Fremden eigentlich auch

nicht, sie machen aber ein krampfhaft vergnügtes Gesicht und wagen nicht, sich einzugestehen, daß es an hundert andern Küsten schöner, weiter, kräftiger und naturhafter ist. Sie erliegen rettungslos der Zwangsvorstellung „Riviera". Der Höhepunkt dieser fixen Idee ist Monte-Carlo.

Monte-Carlo ist ein frisch erhaltener Naturschutzpark aus dem Jahre 1880. Es ist ein lebendiger Anachronismus; ich war versucht, die Menschen anzufassen und an ihren Haaren zu ziehen, ob sie auch wirklich und wahrhaftig echt sind und nicht zu Staub zerfallen, wenn man sie anrührt.

Also das ist das Paradies, in dem zu unsrer Jugendzeit die Defraudanten mit „Weibern und Champagner" ihr Geld durchbrachten! So blödsinnig fingen sie das an! so völlig von Gott und allen guten Geistern verlassen! Das ist der kleine Park, in dem man verzweiflungsvoll umherzuirren hatte, wenn alles hin war, an diese Palmen konnte man sich hängen, von diesen Felsen herunterstürzen, über diese Grasflächen knallte abends der kleine Schuß, der einem verpfuschten Leben ... heiliger Lokal-Anzeiger!

Die Spielsäle sehen aus wie das selige Palais de Danse — gequollene Ornamente gerinnen an den Wänden, Puttengel stoßen mit Recht in vergoldete Posaunen, und in Öl gemalene Gemälde zeigen an, wovon unsere Väter nachts geträumt haben, wenn Mutter schon, mit aufgesteckten Zöpfen, schlief. An den Tischen spielen sie.

Spieler sind auf der ganzen Welt gleich. Hier muß man die Leidenschaft noch durch sechs dividieren, denn wenn sie zehn Francs setzen, dann sind es nur eine Mark und fünfzig, und sowas stört sehr. Auch ist die Flucht in die Romantik des Spieles heute minder groß als damals, als dein Papa und deine Mama hierher mit dir ihre Hochzeitsreise machten: Heereslieferungen, Kriegsgewinnler, Börsenspieler, Inflationisten — es gibt heute so viele Monte-Carlos! Viele Spielende tragen in Bücherchen ein, was die kleine Kugel zusammenkugelt — und es ist besonders lustig, die Damens über ihre Kurven gebeugt zu sehen; sie haben keinen Schimmer von Wahrscheinlichkeitsrechnung, richten sich aber streng nach ihr. Auf diese Weise erzielt die Bank ihren Umsatz.

Die Fassade des Kasinos in Monte-Carlo ist von Granier, dem Erbauer der pariser Oper. Diese Fassade sieht aus ...

„Herr Graf, was denken Sie von mir? Ich bin eine anständige Frau!" — Komm mit mir in den kleinen Pawilljoohn! — Mit schmetternder Faust und mit trocknem Pulver — Wigalaweia — „Ich war mit ihr im Chambre-Séparé, und sie hat mit ihrem Diamanten meinen Namen in den Spiegel gekratzt!" — Kostbares Nippes im Salon, in der Vorhalle große Palmen — Valse Bleue und Amoureuse, und das von Zigeunern ... — Spitzengeriesel und die Dessous und Frou-Frous — Wasmuths Hühneraugenringe in der Uhr — Eine Rokokkoquadrille bei Hof — Ein Kuß ohne Schnurrbart ist überhaupt kein Kuß! — „Und sehn Sie wohl, darum ich bin: die Gigerlkönigin!" — Der Herr Kommerzienrat strich sich die braunen Favoris und sah den Besucher ernst durch seinen goldenen

Kneifer an — Ein Weib mit so einem Busen —! — Ihr Hochzeitsdiner hatte vierundzwanzig Gänge — Ich will auch mal Viere lang fahren! — in Laque und Claque — Schenk ihr doch Dahns Kampf um Rom! — Die königlichen Herrschaften begaben sich mit den Majestäten elastischen Schrittes — „Donnerwetter, Donnerwetter wir sind Kerle!" — Ihre Tochter ist jetzt im Pensionat in Lausanne — Hier muß noch ein Pendant hin — Erst hat er sie verführt und dann . . . geschnürt, in Lackstiefeletten — „Eine Dame kann doch nicht Velociped fahren!" — Spitzentanz und Mondesglanz, und Grete findet ihren, sagen wir, Hans — —

So sieht die Fassade des Kasinos in Monte-Carlo aus.

Übrigens erinnert Monte-Carlo (1880) stark an Deutschland (1923). Eine leise, kaum wahrnehmbare Wolke von Inflation zieht durch die Promenaden; in den Augen der Leute liegt ein sanft flackernder Wahnsinn, die Menschen gehen in indifferentem Gleichgewicht daher, die Anziehungskraft der Erde funktioniert hier nicht recht, alles ist so anders, und man tut gut daran, seine Uhr festzuhalten. Gemeine Gesichter werden ungeniert dem Tageslicht präsentiert; armselige Hürchen spielen große Welt, und eine fette polnische Riesendame in tiefem Violett geht mit einem Mann einher, der aussieht wie Professor Makart und ebensolchen blonden Vollbart und solche weichen Hände hat ... Hier trägt Europa seine alten Moden auf.

Unten, am Meer, zerschießen sie Tauben; der kleine Grasplatz ist ganz besät von den weißen Flaumfederchen. Oben, auf dem Fels, liegt der Besitz des Mannes, für den sie alle an den Tischen arbeiten: das Palais des Fürsten von Monaco, zwei gekreuzte Nullen im schwarz-roten Wappen, mit dem Spruch: „Passe ou Manque — Vive la Banque!" Und das tut sie denn auch.

Abends werden die Bürger in großen Autos nach ihren Hotels abgefahren, sie rollen durch die Nacht, sie sind müde, sie haben ein bißchen gewonnen und viel verloren und sind an der Riviera gewesen.

Am Tage aber scheint über alles dies eine leuchtende Sache, die sie alle, alle gepachtet haben, für die sie sich bezahlen lassen, und derentwegen wir hierher gefahren sind: die Sonne.

Während am Alexanderplatz, wo das schönste, weil treffendste Denkmal Berlins gestanden hat: die dicke Berolina, der Modder hoch aufspritzt, so daß die Fußgänger, wenn sie in die erleuchteten Autos hineinsehen, soziale Gefühle bekommen — während es in Kopenhagen in der Forhabningsholmsallee so friert, daß sich der lange Name der Straße vor Kälte zusammenzieht — während in Paris das Schnupfenwetter durch die Fensterritzen zieht und der Kamillentee hoch im Preise steigt — während die Eskimos ihre letzte Lebertranlampe anzünden und Knud Rasmussen lesen, um sich endlich über sich zu informieren —: währenddessen scheint an der Riviera die Sonne. Sie wärmt, sie strahlt; ich trage mich in hellgrau und marineblau und habe nur einen Sommerbauch; wenn ich jetzt noch

jenen kleinen Schnurrbart hätte, von dem alle Männer glauben, sie glichen darin Adolphe Menjou, während sie in Wahrheit aussehen wie die Verbrecher, — welch mondainer Lenz! Der Frühling, der lange Lulatsch, schwebt über die begrünten Hügel, der maître d'hôtel beginnt zu knospen, das verhältnismäßig blaue Meer leuchtet, und sanft vor sich hin neppend, verdämmert im Sonnenglast die leuchtende Küste der Riviera.

Drei Filme von Hans Siemsen

Nach langer Pause, ohne Erlebnis, plötzlich nicht allein Chaplins „Zirkus", sondern gleich noch drei andre bemerkenswerte Filme.

„Therese Raquin". Vielversprechendes Produkt einer deutsch-französischen Zusammenarbeit. Der Franzose Feyder ist ein Schauspieler-Regisseur. Möchte wetten, daß er vom Theater kommt. Etwas zu sehr verliebt in Klein- und Detail-Malerei. Jedem Mund- und jedem Zimmerwinkel rückt er mit der Kamera zu Leibe. Er macht sichs nicht leicht. Ein sehr sorgfältiger, sehr um Deutlichkeit besorgter Arbeiter. Aber schade, daß soviel Können und soviel Arbeit (auch der Schauspieler!) an einen für den Film so wenig geeigneten Stoff verschwendet wurde. Nur Zolas Genie macht seine furchtbare Geschichte erträglich. Im Film, noch dazu in „liebevoller" Kleinmalerei ausgeführt, wirkt diese strindbergsche Geschichte des im muffigen Hinterzimmer sich langsam abwürgenden kleinbürgerlichen Mörder-Liebespaares unerträglich niederdrückend und quälend. Deshalb wird dieser Film auch leider keinen Erfolg, wenigstens keinen Geschäftserfolg haben. Und die am Geschäft so eigentümlich emsig interessierten Film-Auguren werden rufen: „Seht her? Gute Filme haben eben keinen Erfolg. Das Publikum will Schund!" — Pardon, pardon! Wenn dieser Film keinen Geschäftserfolg haben wird, so nicht deshalb, weil er gut ist, sondern weil sein Stoff ungeeignet, der Menge fremd und unzugänglich, nicht Herz-, sondern Zahnweh und Albdrücken erregt. Dieselbe Arbeit an einen geeigneteren Stoff gewandt — und so ein Film hätte gewiß Erfolg.

Wunderbare Einzelheiten gibt es in dem Russen-Film „Der Bund der großen Tat". Eine Geschichte aus der Dekabristenzeit. Etwas konfus und schlampig-geheimnisvoll, wie der Titel. Die beiden Regisseure, Kosinzoff und Trauberg, blutjunge Leute, marschieren einen falschen Weg, der nicht ins Leben, sondern zum Theater führt, nicht durch Wald und Wiese, sondern durch zurechtgemachte, „stilisierte" Anlagen. Aber sie marschieren diesen falschen Weg mit dem Elan der Jugend und der großen Begabung. Ein ungewöhnlich inter-

essanter Film! Denn die Irrtümer der Begabung sind lehrreicher und interessanter als die solide Arbeit des braven Durchschnitts.

Der beste Film: „Das Ende von St. Petersburg". Von Pudowkin, dem Regisseur der „Mutter". Ein Bauernjunge, der in die große Stadt kommt, aus Dummheit die streikenden Genossen verrät, Soldat wird, als Bolschewik aus dem Krieg zurückkommt und das Ende, vielmehr die Änderung Petersburgs in Leningrad miterlebt. Was er erlebt, ist wichtiger als das, was er tut. Ein Sowjet-Propaganda-Film — nichts weiter. Aber mit solch großartigem Schwung, mit einer so fröhlichen Selbstverständlichkeit gemacht, daß aus Tendenz und Propaganda große, lebendige Kunst wird. Nie sind im Film der Krieg und seine Hintergründe so unbedenklich, deutlich und direkt gezeigt. Süßlich wirken dagegen die amerikanischen Kriegs- und Antikriegs-Filme. Und neben (ach, wie begrüßenswerter!) Propaganda und Tendenz bleibt Zeit und Kraft für die Darstellung tief innerlichen Menschenschicksals, jenseits aller Tendenz und Propaganda. — Sind denn diese Russen-Regisseure samt und sonders Genies? Ich glaube, es liegt daran, daß sie arbeiten können, wie sie wollen, sagen dürfen, was sie wollen, oder — zum mindesten — an das glauben, was sie sagen, vielleicht gar sagen müssen. Diese Bengels sind so herrlich jung! Und sie arbeiten mit ehrlicher Begeisterung, unbehindert von schwachsinnigen Industriekapitänen und Kaufleuten. Diese Freiheit, die selbstverständlich sein sollte, soll Film ein bißchen mehr sein als bloß Geschäft, dies bißchen Freiheit gibt den Russen eine so riesenhafte Überlegenheit über die armen deutschen Kollegen, die auf Schritt und Tritt durch eine bornierte, nicht einmal bis übermorgen denkende Geschäftsidiotie gehindert werden. Mein Gott, wie leicht müßte es sein, gute Filme (und gute Geschäfte) zu machen, wenn diese traurig unfähige Gesellschaft nicht wäre, die sich „Film-Industrie" betitelt, nicht nur unfähig, gute Filme, sogar unfähig, gute Geschäfte zu machen!

Drei Filme, von denen keiner vollkommen, aber jeder sehenswert und in seiner Weise wichtig ist. Der beste von ihnen („Das Ende von St. Petersburg") wurde in einer Matinee des neugegründeten „Volksverbandes für Filmkunst" herausgebracht. Obwohl kein Mensch voraussagen kann, was aus ihm werden wird, — Gründung und Existenz dieses Verbandes, einer Art Film-Volks-Bühne, ist sehr wichtig, viel wichtiger als jeder Einzel-Film, der heute erscheinen kann. Jeder, der weiß, wie wichtig Film und Kino sind, wird sich mit diesem Verband auseinandersetzen müssen. Auch wir! — „Auf Wiederhören!", wie es jede halbe Stunde im, leider ach so wenig kritisierten, von Millionen Hörern gehörten Rundfunk heißt.

Singende Galgenvögel von Harry Kahn

Eine gutgebaute Wahrheit hält sich höchstens zwanzig Jahre, meinte Ibsen. Aber eine gutgebaute Ideologie, zumal wenn sie von den Interessenten dauernd wiederholt wird, hat ein zäheres Leben: unter Umständen schleppt sie sich anderthalb Jahrhunderte hin. Was zwischen 1776 und 1923 aus dem „freien Amerika" geworden ist, das zu erkennen, hat der berliner Theaterbesucher, sofern er ein wenig historischen und soziologischen Blick besitzt, jetzt bequeme Gelegenheit. Er braucht dazu bloß die paar Schritte von der Schumannstraße zum Schiffbauerdamm zu gehen. Aus dem Deutschen Theater wird man entlassen mit den Worten: „Drüben ist Land, Ackerland, meilenweit, tausend Meilen weit, ungeheurer Raum, sich zu regen... Dort ist kein Herr, nur der Himmel ist über uns, Regen und Sonne, — auf sich selbst steht der Mann, auf seinem angebornen Recht, ein Gleicher bei Gleichen und ist frei." Wenn man sich beeilt, kann man grade noch recht ins Lessingtheater kommen, um dagegen dies zu hören: „Herrgott, was für einen Schwindel sie uns armen Teufeln im Osten verzapfen. Im ganzen Land trifft es immer den Kleinfarmer... Farmer und Arbeiter müssen zusammenhalten"; um, eine Viertelstunde später die Antwort darauf zu vernehmen: „Wir, die Besitzer der Welt, wir verstehen, was zusammenhalten heißt. Wir erheben unsern Willen zum Gesetz, und ihr, aus der Arbeiterklasse, ihr gehorcht ihm..." Und schließlich wird der verwirrte Zuhörer gar nicht mehr wissen, sitzt er noch vor Bruno Franks Rokoko-Deutschland oder schon bei Upton Sinclairs Up-to-date-Amerika, wenn ihm ein Dialogfetzen wie dieser an und um die Ohren schlägt: „Aber mache Dir keine Sorge, Schätzchen, dein Gesicht ist ein Vermögen wert. Deinesgleichen füttern wir mit Rebhühnern, schmücken wir mit Juwelen, die dem Schweiß und den Tränen eurer Brüder entpreßt sind." Auch der Dynast des absolutistischen Kleinstaats, der herzogliche Aushälter mehr oder minder emporgekommener Milfords, könnte von sich geben, was der Anwalt der Vereinigten Staaten, der Exponent des kapitalistischen Weltreichs, zu seiner, zur Beischläferin erhobenen Stenotypistin Muriel äußert. Nichts Neues unter der Sonne: was früher Kabinettsjustiz und Tortur hieß, heißt jetzt Klassenjustiz und Strafvollzug. Daß die in Amerika mit Uppercut und elektrischem Stuhl arbeiten, berechtigt uns Mitteleuropäer nicht zu pharisäischem Hochmut: Sing-Sing und Nieder-Schönenfeld halten sich wohl die Wage. Mit witzigem Hohn steht auf der ersten Seite des neuen Programmhefts der Piscatorbühne Goethes Motto: „Amerika, Du hast es besser...!" und auf der letzten „Deutschland, Du hast es ebenso gut". Zum Beweis dafür aber folgt darunter jene erschütternde Statistik, die den Lesern der ‚Weltbühne' nichts Neues ist: Ermordet: Liebknecht, Luxemburg, Eisner, Jogisches, Landauer und so weiter und so weiter. Im Zuchthaus: Hölz, Petersen, Plättner und so weiter und so weiter. „Uberall singen Galgenvögel..."

Ihre Stimmen zum brausenden dramatischen Choral zu vereinen, ist Upton Sinclair, dem so bewundernswert tapfern epischen Ankläger des modernen Yankeetums, nicht gegeben. Sein Drama „Jail Birds" ist ein lallender Singsang, mehr einschläfernd als aufpeitschend. Sein Held, der rote Adams, der „von Vancouver bis San Diego" die Westküste auf- und abgewandert ist, um das Agrar- und Industrieproletariat zu gemeinsamer Aktion zu sammeln, kämpft gar nicht; es ist ihm gar nicht möglich, denn schon wenn der Vorhang hochgeht, steht er vor dem Untersuchungsrichter von Los Angeles. Daß er von den achtundzwanzig Jahren Zuchthaus, die ihm blühen, nicht mehr als ein paar Monate abzusitzen braucht, dafür sorgt der spezifisch amerikanische Strafvollzug für linksradikale politische Verbrechen, den vor der Welt anzuprangern die propagandistische Absicht der vier Akte ist. Prügel und Skorbut zermürben den Aufrührer gegen das geheiligte Kapital, und die Ratten geben ihm den Rest. Bevor sie ihm die Augen ausfressen, hat sich sein Blick schon in Hunger- und Fieberdelirien getrübt, die ihm und uns sein vergangenes wie sein künftiges Leben vorspiegeln. Aber was er träumt, ist Leitartikel, und was er phantasiert, ist Schablone. Sinclairs sprachliche Ohnmacht, das Unvermögen, die Handlung in Rede und Gegenrede sich gestalten zu lassen, schwächt selbst so schwer an die Nerven greifende Vorgänge bis zur Eindruckslosigkeit ab. Erschreckend gradezu bewährt sich hier ein Elementargesetz der Bühne, das man so formulieren kann: im selben Maße wie das dichterische Wort spannt und beschwingt, lähmt und langweilt das undichterische. Ein Film des gleichen Inhalts würde wohl aufs Stärkste entflammen; dieses Undrama läßt einen ganz und gar kalt.

Den letzten Rest von Zündstoff aber treibt ihm noch die Aufführung aus. Piscators Famulus Lönner schwört auf Wort und Gebärde des Magisters: er überleitartikelt den Leitartikel; er entseelt die schon erstarrte Schablone vollends. Alexander Granach, der von Hause aus über nicht allzuviel sprachliches und rhythmisches Charakterisierungstalent verfügt, darf von Anfang an krähen und schleppen, daß ihm keine Möglichkeiten zur Steigerung in den Schrei und zum Übergang ins Verlöschen der gequälten Kreatur bleibt. Traum und Wirklichkeit sind weder akustisch noch optisch zu unterscheiden. Die Kinoeinlagen sind von entlarvender Einfallsarmut. Die Übereinanderschachtelung der Schauplätze, die bei Piscator selbst zumindest einen technischen, hin und wieder auch einen symbolischen Wert bedeutet, wird von seinem Nachahmer ohne Not übernommen: für die paar Umbauten hätte die Drehbühne durchaus genügt. Die stärkste Szene des Stücks, das Gericht im „Saal des Hasses", wird um ihre Albtraumwirkung gebracht, indem die von Sinclair vorgeschriebenen Tierfratzen durch possenhaft billiges „Wauwau" und „Bähbäh" ersetzt werden. Geradezu ins Komische verkehrt aber wird eben jenes Moment, das dem Stück den Anstoß und den Titel gegeben hat, und mittels dessen ein wirklicher Regisseur wohl im Stande gewesen wäre, es über alle Mängel hinaus zu einem monumen-

talen Effekt zu steigern: der Gesang der Gefangenen, der gleich dem antiken Chor das Einzelschicksal ins Allgemeine weitet. Von Meisel schwunglos komponiert, wird er zu einer Litanei ohne Saft und Kraft; ein kläglich geleiertes Rhabarber auf drei Tönen läßt immer wieder die „Solidarität" hochleben. Gewiß: es ist etwas Schönes um die Solidarität. Aber sich mit diesem talentlosen Theaterzauber solidarisch zu erklären, dazu muß man entweder unter den politischen Scheuklappen jedes künstlerische Augenmaß verloren haben oder ein Snob sein, der nie welches besessen hat.

Wiegenlied von Erich Kästner

(Was ein Vater dem Säugling erzählt)

Schlaf ein, mein Kind! Schlaf ein, mein Kind!
Man hält uns für Verwandte.
Doch ob wir es auch wirklich sind?
Ich weiß es nicht. Schlaf ein, mein Kind!
Mama ist bei der Tante...

Schlaf ein, mein Kind! Sei still! Schlaf ein!
Man kann nichts Klügres machen.
Ich bin so groß. Du bist so klein.
Wer schlafen kann, darf glücklich sein.
Wer schlafen darf, kann lachen.

Nachts liegt man neben einer Frau,
die sagt: Laß mich in Ruhe.
Sie liebt uns nicht. Sie ist so schlau.
Sie hext mir meine Haare grau —
Wer weiß, was ich noch tue.

Schlaf ein, mein Kind! Mein Kindchen, schlaf!
Du hast nichts zu versäumen.
Man träumt vielleicht, man wär ein Graf.
Man träumt vielleicht, die Frau wär brav.
Es ist so schön, zu träumen...

Man schuftet, liebt und lebt und frißt
und kann sich nicht erklären,
wozu das alles nötig ist!
Sie sagt, daß du mir ähnlich bist.
Mag sich zum Teufel scheren!

Der hat es gut, den man nicht weckt.
Wer tot ist, schläft am längsten.
Wer weiß, wo deine Mutter steckt!
Sei ruhig. Hab ich dich erschreckt?
Ich wollte dich nicht ängsten.

Vergiß den Mond! Schlaf ein, mein Kind!
Und laß die Sterne scheinen.
Vergiß auch mich! Vergiß den Wind!
Nun gute Nacht! Schlaf ein, mein Kind!
Und, bitte, laß das Weinen...

Das eherne Lohngesetz von Morus

Wir wollen weder Adam Smith, noch David Ricardo in ihrer Grabesruhe stören und nicht einmal den seligen Ferdinand Lassalle, der dem Lohngesetz der großen englischen Liberalen das tönende und populäre Beiwort „ehern" verliehen hat. Der Lohn richtet sich sicherlich nicht darnach, daß die Arbeiter grade noch existieren „und ihr Geschlecht fortpflanzen können, ohne sich zu vermehren oder zu vermindern". Wir wissen ja allgemach, daß die Menschen, die mehr Einkommen haben, deshalb noch nicht mehr Kinder in die Welt setzen, eher weniger. Und bevor noch die Erfahrung die klassische eherne Lohntheorie widerlegte, hat Marx gezeigt, daß das kapitalistische Profitinteresse, der jeweilige Bedarf des Unternehmers an Arbeitskräften, das Lohnniveau bestimmt und nichts andres.

Freilich haben sich auch seit Marx die Dinge ein wenig geändert. Es ist doch nicht mehr so, daß nur durch die Nachfrage des Arbeitgebers der Lohn diktiert wird. Seitdem die Arbeiter sich zusammengeschlossen haben, fällt auch das Angebot schon ins Gewicht. Man hat Tariflöhne vereinbart, sie von dem Hungerminimum der Stabilisierungszeit sichtlich hinaufgeschraubt und über flaue Zeiten gehalten. Aber nun nähert man sich einem neuen Gefahrenpunkt. Der einmal festgelegte Tariflohn wird von den Arbeitgebern als ein Fels im Meer angesehen; jede Forderung auf Erhöhung der Tariflöhne gilt bereits als proletarische Unverschämtheit, für die eine kräftige Aussperrung noch eine milde Strafe ist. Die Sache kompliziert sich, wenn, wie es jetzt der Fall ist, etliche Dutzend großer und zweihundert kleinerer Tarifverträge dicht hintereinander ablaufen, und zwar nicht, wie die Arbeitgeber meinen, mehr als die Hälfte, aber doch mehr als der vierte Teil der elf Millionen Tariflohnarbeiter in Deutschland vor dieselbe Frage gestellt sind.

Oh, die Arbeitgeber sind durchaus nicht rigoros, und auch ihre Spitzenorganisation, die Vereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände, befleißigt sich einiger Zurückhaltung, seitdem dort der Regierungspräsident Brauweiler den wilden Herrn Tänzler abgelöst hat. Man will keineswegs die Arbeiter im Lohn drücken, man ist bereit, ebensoviel zu zahlen, wie bisher, und sogar gemeinsam mit den Arbeitern sich den Lebenshaltungsindex vorzunehmen und nachzuprüfen, ob auch der Reallohn nicht schmäler geworden ist. Aber darüber hinaus will man nicht gehen. Der Tariflohn soll gewissermaßen den ehernen Grundlohn abgeben, der allenfalls nach dem Teuerungsindex ein bißchen modifiziert werden darf.

Das Verfahren mutet zunächst an wie eine original preußische Erfindung, stramm und sparsam. Aber tatsächlich gibt es bereits im Auslande Präzedenzfälle. Namentlich in Dänemark und Schweden hat sich dieses eherne Tariflohnsystem in den letzten Jahren eingebürgert. Alle sechs oder alle zwölf Monate treten, möglichst auf einmal, die großen Arbeitnehmer-

und Arbeitgeberverbände zur Lohnfestsetzung an. Ihre Hauptausrüstung besteht in den Indizes, die schon vorher jede der beiden Parteien nach ihren Interessen zu beeinflussen und umzudeuteln bemüht ist.

Die Methode, die übrigens in Dänemark offenkundig ein Überbleibsel aus der Inflationszeit ist, erscheint ganz sauber und adrett und mag dem Arbeiter in Depressionsperioden eine gewisse Sicherheit bieten, aber in oder nach Hausseperioden bringt sie die Arbeitnehmer um ihren Anteil an den höheren Wirtschaftserträgen, den ja heute angeblich niemand mehr der Arbeiterschaft vorenthalten will. Allerdings geht auch jetzt, wo die Hochkonjunktur abzuflauen beginnt, schon wieder das alte Lied los, das doch eigentlich nur der Unternehmer das Risiko der Konjunkturschwankungen zu tragen habe, und daß deshalb von rechtswegen ihm die höhere Rente als Risikoprämie gebühre, die kürzlich das Institut für Konjunkturforschung angestellt hat. Da wird demonstriert, wie schon in den Jahrzehnten vor dem Kriege das Arbeitereinkommen regelmäßig stieg und auch durch die periodischen Krisen kaum beeinträchtigt wurde, während das Unternehmereinkommen zwischen Hausse und Baisse um zwanzig bis dreißig Prozent hin und hergeworfen wurde. Ja, die Arbeiter habens gut, sie brauchen sich nicht, wie die Unternehmer, um den Wechsel von Ebbe und Flut Gedanken zu machen. Das einzig Peinliche ist, daß sie zu Beginn der Krise auf die Straße gesetzt werden und auf diese Weise die Unbilden der Zeit kennen lernen.

Immerhin haben wir uns mit Hilfe der wissenschaftlichen Konjunkturforschung allmählich über diese Bagatelle hinwegdiskutiert. Vor lauter tiefgründigen Betrachtungen über Hochspannung und konjunkturelle Rhythmen mit längerer Phasendauer und verminderten Ausschlägen vergißt sich so angenehm die simple Tatsache, daß selbst in der jetzigen, noch ziemlich günstigen Konjunktur mehr als eine Million Menschen in Deutschland arbeitslos, das heißt: auf das unterste Existenzminimum zurückgeworfen sind. Freilich ist keiner aus dieser Million wegen Mangels an Masse in der Lage, sich durch einen ehrbaren Konkurs bemerkbar zu machen oder wenigstens durch eine Geschäftsaufsicht das Interesse der Öffentlichkeit auf sich zu ziehen. Die Erwerbslosen bilden längst nicht einen so anregenden Gesprächsstoff wie die Vorgänge auf dem Geld- und Kapitalmarkt, und wenn man sich ihrer schon gelegentlich erinnert, so höchstens deshalb, weil sie im Wege der Arbeitslosenversicherung den Unternehmungen ungebührliche soziale Lasten auferlegen und die Rentabilität beeinträchtigen. Ende November gabs von diesen Brüdern 751 000, Ende Februar ließen sich schon wieder 1,6 Millionen öffentlich unterstützen. Na, aber dadurch wolln wir uns den Blick für das Wesentliche doch nicht trüben lassen.

Bemerkungen

Lohmann, der Ozeanflieger

Vor einigen Tagen verbreitete das WTB., daß der Luftbeirat von der Beilegung der Zwistigkeiten, die sich zwischen den Großschiffahrtsgesellschaften und der Deutschen Lufthansa im Anschluß an die Versuche zur Überquerung des Atlantischen Ozeans mittels Flugzeug ergeben hatten, befriedigend Kenntnis genommen habe. Bei dieser Mitteilung ist besonders interessant, daß zum ersten Mal in der Öffentlichkeit von offizieller Seite Differenzen zwischen dem Luftverkehrs-Unternehmen und den Schiffahrtsunternehmungen, die bis dahin immer abgekürzt worden waren, zugegeben werden, und zweitens, daß eigentlich von einer Beilegung dieses Kampfes noch nicht im entferntesten gesprochen werden kann. Und schließlich verdient noch hervorgehoben zu werden, daß an den Hauptgefechtstagen dieses Heimkrieges der vielgewandte Kapitän Lohmann eine besondere Rolle gespielt hat.

Zunächst muß noch ein Wort über den Luftbeirat gesagt werden. Es ist dies ein Grenium, das im Luftverkehrsgesetz vorgesehen ist, um, zum großen Teil aus Sachverständigen bestehend, beratend an der Luftverkehrsgestaltung mitzuwirken. Er könnte bei verständiger Zusammensetzung, wenn das Verkehrsministerium den guten Willen dazu hätte, ein wirkungsvoller Faktor bei der Ausgestaltung des deutschen Flugwesens sein. So aber wird er nur in den seltensten Fällen, wenn es sich gar nicht anders machen läßt, einberufen und dann mit den unwichtigsten Fragen beschäftigt.

Es war nach den gelungenen Ozeanflügen Lindberghs und Chamberlins, als eines Tages bei der Lufthansa die Vertreter der Hapag und des Norddeutschen Lloyd erschienen. Dies wäre an und für sich nichts Ungewöhnliches, da beide Schiffahrtsgesellschaften an der Lufthansa beteiligt und in ihrem Aufsichtsrat vertreten sind. Ungewöhnlich war nur die Begleitung, nämlich der Kapitän Lohmann vom Reichsmarineamt.

Das verhieß nichts Gutes. Und richtig, man teilte den erstaunten Lufthanseaten mit, daß eine Transozeanfluggesellschaft gegründet werden sollte, bei der die Schiffahrtsgesellschaften mit je einem Drittel sich beteiligen würden, und das letzte Drittel wollte man entgegenkommender Weise der Lufthansa gewähren. Aus guten Gründen lehnte diese das Angebot ab. Erstens einmal sah man die Notwendigkeit einer Neugründung schon deswegen nicht ein, weil es nach großen Schwierigkeiten grade erst gelungen war, die sich befehdenden Luftverkehrsunternehmen von Junkers und dem Aero-Lloyd in der Lufthansa unter einen Hut zu bringen. Dann aber wußten die Fachleute auch, daß es von den rein zufällig gelungenen sportlichen Ozeanüberquerungen bis zu einem regelmäßigen Lufttransatlantikverkehr noch ein langer, langer Weg sei. Aber die Schiffahrt ließ nicht locker. Hatte sie doch in dem aktiven Marineoffizier einen guten Strategen im Kampfe gegen die Lufthansa gewonnen, oder sie glaubte jedenfalls einen solchen gewonnen zu haben. So bekam dieser Kampf eine neue Parole, die bestechend wirken sollte und sicherlich zum großen Teil auch gewirkt hat. Sie hieß: das nationale Prestige Deutschlands verlangt eine Überquerung des Ozeans.

Vorher versuchte man, die Lufthansa mit einer Beteiligung von 50 Prozent zu ködern, aber sie blieb hart, auch als man ihr erklärte, man würde dann eben ohne sie den Personenverkehr über den Ozean aufnehmen. Dies ist um so bemerkenswerter, als die Stellung des Reichsverkehrsministeriums, von dem die Hansa völlig abhängig ist, damals noch reichlich ungeklärt war, und die

Forderung des nationalen Prestiges bei den Beamten der Luftfahrtabteilung des Ministeriums, die sich fast ausschließlich aus ehemaligen aktiven Offizieren zusammensetzen, auf guten Boden fiel. Dazu kam, daß die Sendboten des Reichstags, von der Schiffahrt mobil gemacht, in derselben Richtung auf das Verkehrsministerium einwirken wollten.

Dann fanden die mißglückten Versuche des Junkers-Nordlloyd-Unternehmens mit den Flugzeugen „Europa" und „Bremen" statt. Aber selbst diese traurigen Erfahrungen ließen die Schiffahrt vor neuen Abenteuern nicht zurückschrecken, und es ist unzweifelhaft, daß die treibende Kraft dazu Herr Lohmann mit dem nationalen Prestige war. Bei der Schiffahrt galten und gelten ja nun allerdings in erster Linie rein materielle Gesichtspunkte, denn man will eben den kommenden Personenverkehr durch die Lüfte mit aller Gewalt an sich reißen. Das mag die Hapag auch dazu bestimmt haben, im Oktober und November zu einer für Ozeanflüge gradezu hoffnungslosen Zeit noch einmal sich in das Wagnis zu stürzen. Kläglich scheiterte das Unternehmen schon auf den Azoren.

In diesem Falle ging man besonders raffiniert gegen die Lufthansa vor, man bediente sich nämlich einer kleinen Gesellschaft, die sich offiziell „Tochtergesellschaft der Lufthansa" nennt, um das Transozean-Unternehmen fachmännisch auszurüsten. Die leitenden Lufthanseaten waren nicht schlecht erstaunt, als sie aus den Tageszeitungen von diesem Coup ihrer Gegner erfuhren.

Ein solches Vorgehen war jedoch selbst dem Reichswehrministerium zu toll, und kurze Zeit später kam ein Kabinettsbeschluß zustande, nur ein Transozeanflug-Unternehmen zu subventionieren, das ausschließlich von der Lufthansa ausginge. Es mag dazu beigetragen haben, daß es sich grade in dieser Zeit herausstellte, wie die mißglückten Unternehmungen der Schiffahrtsunternehmungen dem nationalen Prestige einen ganz ungeheuerlichen Schaden zugefügt hatten.

Wie liegen die Dinge heute nun? Die Lufthansa baut ein großes Flugboot, das auf dem Atlantik erprobt werden soll. Die Schiffahrtsgesellschaften, die keineswegs geneigt sind, von neuen Versuchen abzustehen, hüllen sich über ihre weitern Absichten in ein mystisches Dunkel, das nichts Gutes verheißt. Von einer Einigung kann trotz des eingangs erwähnten Wolffschen Communiqués also in keiner Weise gesprochen werden. Es ist lediglich festzustellen, daß in dem Arbeitsausschuß der Lufthansa, aus dem die Schiffahrtsvertreter beleidigt ausgeschieden waren, sie wieder vertreten sind. Die Gesandten also, die man abberufen hatte, haben ihre Plätze wieder eingenommen, ohne daß die Beziehungen sich über das Formale hinaus herzlicher gestaltet hätten.

Dieser ganze Kampf, in dem jetzt nur eine Atempause herrscht, ist nicht neu, sondern hat schon seinen Ursprung im Kriege, wo der Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen oder Deutschen und Engländern keineswegs größer war als zwischen — Marinefliegern und Landfliegern. Damals befehdeten sich die beiden „Parteien" aufs heftigste, was zu dem grotesken Zustand führte, daß man sich bei den Lieferfirmen gegenseitig Konkurrenz machte und deren Preise erhöhte. Die von Einsichtigen angeregte Vereinigung zu einem einheitlichen Fliegerkorps wurde wirkungsvoll hintertrieben. Heute sind die leitenden Leute im Verkehrsministerium und in der Lufthansa Landflieger, denen die Marine, vertreten durch Herrn Lohmann, in gewohnter Kameradschaft mit der Handelsmarine Paroli bietet.

Die Leidtragenden bei diesen Mätzchen sind erstens natürlich die Steuerzahler, auf deren geduldigem Rücken solche Kämpfe ausgetragen werden, und dann die armen Piloten, die man, wie im

Kriege, vom sichern Port aus hinaus ins Verderben sandte, von dem sie nur ein gütiges Geschick bewahrt hat.

A. E. Ronaut

Wie benehme ich mich als Mörder?

Wenn einer einen Mord begeht, so halte er sich stets vor Augen, daß er später einmal nicht nur wegen des Mordes abgeurteilt werden wird, sondern vor allem und hauptsächlich wegen seines Vorlebens sowie wegen der Begleitumstände, die seine Tat umgeben. Vor Gott wird er sich für das vergossene Blut rechtfertigen müssen — der Vorsitzende einer deutschen Strafkammer aber mißt mit strengerem Maß. Soweit man das einem Mörder zumuten kann, wird derselbe also gut tun, sich in die Seele eines Landgerichtsdirektors zu versetzen, damit es nachher keine strafverschärfenden Momente gibt.

Der dicke Chesterton hat entdeckt, daß man einem Mörder alles verzeiht, nur nicht, daß er nach der Tat eine Zigarre raucht — Mörder haben keine Zigarren zu rauchen, weil dies ein Zeichen übelster Seelenroheit darstellt. Chesterton kennt die deutschen Gerichte nicht, sonst hätte er auch schon längst vor Schreck dreißig Pfund abgenommen — mit der Zigarre allein ist die Sache nicht getan.

Der Mord ist, wie jedem gebildeten Staatsanwalt bekannt, eine Tat, die in der äußersten Ekstase und mit der kältesten Roheit begangen wird. Dabei hat der Mond durch das Gewölk zu brechen; auch haben Mörder bereits vor der Tat finster entschlossen herumzulaufen, deutliche Zeichen von innerer Unruhe von sich zu geben und mit den Augen zu funkeln. Unehelicher Geschlechtsverkehr vor dem Mord ist tunlichst zu meiden, da dies ein schlechtes Licht auf den Charakter des Mörders wirft und jeder Akt eine rhetorische Pointe im Plaidoyer des Staatsanwalts oder — was dasselbe ist — in der Urteilsbegründung abgibt. Mit seinem Leben kann man überhaupt nicht vorsichtig genug umgehen, weil es eines Tages ein Vorleben werden kann, und dann erst wird man, vor den unerbittlichen Fischaugen des Gerichts, entdecken, was man da alles zusammengelebt hat.

Nach dem Mord meide der Mörder vor allem: öffentliche Gaststätten, Sechs-Tage-Rennen, Lupanare, Spaziergänge auf der Straße sowie die eigne Wohnung, die er keinesfalls ruhig, als ob nichts geschehen sei, aufsuchen darf. Wie sich eigentlich ein Mörder nach der Tat benehmen soll, damit er vor Gericht keinen Anstoß erregt, ist schwer zu sagen: jedenfalls so nicht. Um bei einem Doppelmord eine der verwirkten Todesstrafen im Gnadenwege zu sparen, stellt sich der Mörder dem nächsten Polizeirevier unter genauer Angabe der Einzelheiten seiner Tat, der Motive und der nötigen Indizien. Nach dem Geständnis bricht er am besten völlig zusammen, wie er sich überhaupt mit Vorteil nach der Literatur, die in den Kreisen der Juristen gelesen wird, richtet: sein Verhalten sei also psychologisch leicht anormal, wirr, aber dem Verständnis eines Burschenschafters grade noch angepaßt. Verstiegenheiten sind, wenn irgend angängig, zu meiden. Sehr günstig ist es, wenn den Mörder nach der Tat die vorgeschriebenen Gewissensbisse foltern; sollte sich eine mahnende Traumerscheinung des Opfers einlegen lassen, so ist dieselbe unbedingt zu empfehlen.

Auf diese Weise kann jeder, der in die traurige Lage versetzt ist, einen Zivil-Mord begehen zu müssen, damit also ein Monopol des Staates schwer verletzend, getrost vor einem deutschen Gericht erscheinen: er wird, wenn er sich nur vor, während und nach der Tat den Vorstellungen seiner Richter entsprechend verhalten hat, auf die Milde und das Verständnis derselben rechnen

können, und er wird dann, mit allen Tröstungen einer Reichsgerichtsentscheidung sowie seines seelsorgerischen Beistandes versehen, dem Nachrichter als ein guter Christ übergeben werden.

Für die Herren Ordnungsstifter, Straßenkämpfer und Kinder vom Feldwebel aufwärts gelten diese Bestimmungen nicht. („Wen meint er damit —?" Sie nicht, Herr.) Der deutsche Mörder aber lasse sich, wie jeder Untertan, gesagt sein, daß seine Tat ihn verpflichtet, durch und durch Mörder zu sein, und nichts als das. Er richte sich darin nach seinen Richtern, die Richter sind und nichts als das.

Ignaz Wrobel

Kleinere Wahlkreise?

Ich habe neulich hier dargelegt, mit welchen Mitteln die Mittelmäßigen eine Regeneration der Substanz unsres Reichstags zu hintertreiben, den Versuch seiner Umwandlung in ein Parlament der Köpfe, wenigstens der intelligentern Temperamente, zu sabotieren trachten. Was nützt aller Streit um den Inhalt kommender Gesetze, wenn die Gesetzgeber schlecht ausgelesen sind! Demokratie ist ein Wort; selbst Die, die an ihm hängen, werden, wenn sie irgend nachdenken, anerkennen, daß das Vorproblem aller Gesetzgebung die Frage ist, wie ein Volk zu zulänglichen Gesetzgebern gelange; durch wen, wen, wen es seine ‚Kratie' ausübe. „Das Volk soll herrschen", dieser in ‚Demokratie' eingeschlossene Imperativ, negativ als Ausschließung der Herrschaft einer Dynastie, einer Kaste, einer Klasse bedeutsam, besagt positiv ja gar nichts — außer in Zwergstaaten, wo die erwachsene Einwohnerschaft unmittelbar zum Thing zusammentreten kann. Millionen, gar etliche Dutzend Millionen, sind nicht in der Lage, einen Gesamtkörper zu bilden; sie müssen sich vertreten lassen. Durch wen? Hier fängt das Problem der Demokratie überhaupt erst an; beim landläufigen Demokraten endet es da. Die gottgewollten Vollmachtträgerinnen des Volkes sind für ihn die Parteien — will sagen: die seit altersher vorhandnen, mit der ihnen seit altersher eignen Struktur. An diesem Dogma rütteln nur Verbrecher oder Phantasten. Wer das Problem der Demokratie anders löst als üblich, vielmehr: wer es auch nur erkennt, ist ein Feind des Volkes. Das will einmal herausgeschält sein: Der Vulgärdemokratismus stellt den Feind der Herrschaftsausübung durch Mittelmäßige als Volksfeind hin. Während doch in Wahrheit der beste Freund des Volkes ist, wer zu bewirken sucht, daß nicht die mediokren, sondern die besten Hirne dem Volk die Gesetze machen, die es braucht.

Sehr schwer, sie herauszufinden, diese besten Hirne? Zugegeben. Obwohl, statt ständig über diese Schwierigkeit zu miauzen und damit zu glauben, erledigt zu haben, was längst nicht erledigt ist, man endlich in die sachliche Prüfung des Vorschlags eintreten sollte, der seit zehn Jahren vorliegt. (Und den Herrn Hilferdings ‚Gesellschaft' damit meint abtun zu können, daß sie ihn, argumentlos, eine „skurrile Forderung" nennt.)

Zumindest brauchte man das höchst fragwürdige Ausleseverfahren von heute nicht noch zu verballhornen. Indes grade das plant man.

Man fordert (Külz vorneweg), neben der Verschärfung des § 32 RWG, neben der Heraufsetzung des Wahlalters (unsre Parlamente sind noch nicht senil genug) und neben manchem andern Schönen, die Verkleinerung und Vermehrung der Wahlkreise. Angeblicher Grund: die engere Fühlung zwischen Wähler und zu Wählendem, die dadurch zu erzielen sei; die Beseitigung des Zustands, daß die Kandidaten, statt sich vom Volke erküren zu lassen, von der Parteibürokratie ernannt werden.

Ein aufgelegter Schwindel! Ob der Wahlkreis zwei Millionen oder

zweihunderttausend Wähler umfaßt: der einzelne kann, im Regelfall, durch persönlichen Verkehr zu einem Urteil über die Qualität der offerierten Kandidaten nicht gelangen. Und wer offeriert sie? Ob der Provinzialbonzenklub der Partei, oder der Stadtbonzenklub der Partei — der Bonzenklub, die Parteibürokratie ist es immer. Sie ernennt. Im Gegenteil: je kleiner der Wahlkreis, desto kleiner der Horizont der Obleute; desto engstirniger die Intrigen; desto sicherer der Sieg des Kandidaturkandidaten, der den Typus ‚geistiger Mittelstand' repräsentiert. Allenfalls wird man Lokalgrößen nach vorne bringen. Aber Lokalgrößen können, wenn der Lokus wenig los hat, recht kleine Größen im Reichstag sein. „Alles ist relativ", wie Amenophis der Elfte so schön gesagt hat.

Ich weiß sehr wohl, daß mitunter in Quakenbrück die Vernunft, in Waldkirch das Ingenium, in Meuselwitz der Geist wohnt; jedoch im allgemeinen konzentrieren sich heute nun einmal die politischen Energien, Temperamente, Intelligenzen in den Zentren der Industrie, des Handels, der Technik, der Kultur: in den Großstädten. (Eine abscheuliche Mode, sie zu bemeckern und zu bemuckern!) Wer tauglich zum Gesetzgeber ist, lebt für gewöhnlich nicht noch jahrzehntelang nach seiner Geburt in Miesbach, Briesen, Keesehagen an der Aa. Er hat keine Gelegenheit, in Unter-Flohknack oder in Neustadt an der Dosse persönlicher Vertrauensmann der Bewohnerschaft dieser Orte zu werden. Der einsichtige Teil der Bewohnerschaft wählt ohnehin nach sachlicheren Kriterien, und es macht ihm nichts aus, wenn sein Kandidat, ihm privatim unbekannt, aber durch Leistungen bekannt, in München, Essen, Hamburg oder Berlin zu Hause ist. Für die lokalen Nöte sind schließlich Gemeinderat, Stadtverordnetenversammlung und Kreistag da. Wer das Schicksal einer Nation formen helfen soll, dessen Eignung bestimmt sich nicht nach der Geographie. Eine regionalistische Korrektur unsres Wahlrechts wäre eine reaktionäre — nämlich eine mit dem Effekt gesteigerter Verschildbürgerung des Parlaments.

Die von Sozialisten der Kaiserzeit geprägte Parole muß, ihrem Sinne nach, endlich verwirklicht werden: Das ganze Reich ein Wahlkreis!

Kurt Hiller

Rudolf Borchardt

Ein bequemer Autor war dieser verschlossene, liebende, immer mit irgendwelchen eingebildeten und echten Feinden im Kampfe liegende Schriftsteller, dessen „Handlungen und Abhandlungen" soeben im Horen-Verlage erscheinen, niemals. Was er zu sagen hat oder zu sagen wünscht, ist aus einzelnen seiner Arbeiten nicht zu ersehen, schwer selbst aus der Gesamtheit seines veröffentlichten Werkes zu erschließen. Einer, der bewußt und nicht ohne nachzuhelfen, das deutsche Schicksal an sich vollziehen läßt, seinem Volke unbekannt zu bleiben und grollend in der selbstgewählten Verbannung leben zu müssen; der gleichzeitig aber mit den höchsten Ansprüchen auf Wirkung hervortritt: die häufige Berufung auf Lagarde ist keine zufällige. Wesen und Wert seines dichterischen Werkes stehen hier nicht zur Debatte. Der vorliegende Band, auch wo er sich auf Dichtung und Dichter bezieht, hat eindeutig politische Tendenz.

Politik in jener verschrobenen, verstiegenen Bedeutung genommen, die aus Borchardts bisherigen Schriften (neben den Reden vor allem den Nachworten zu den Veröffentlichungen der Bremer Presse) überall hervorsieht.

Sie will, in seinen eignen Worten, nichts andres sein als: Öffentlicher Geist. Aber dieser Geist ist nicht die Spiegelung der Zeit, sondern allein das Lebendigsein der Vorzeit in der Gegenwart, die als solche fast in aller jeweiliger Aktualität negativ genommen wird, einer Vorzeit, die genau bis an jene Grenzen geht, an denen die Wurzeln unsres heutigen Daseins liegen. Es ist, vorausgenommen, die schwächste Stelle seiner Position. Dem Traditionalismus, der hier gefordert wird, steht keine Realität für seine Begründung in unsrer Zeit zur Verfügung, die — bei aller schuldigen Reverenz vor den Arbeiten Hofmannsthals, Joseph Nadlers, Benedetto Croces, die Borchardt anführt, genügen könnte, um die Ansprüche, mit denen der Verfasser auftritt, zu rechtfertigen. Es klafft, wie ähnlich im System des georgischen Kreises, hier eine Lücke zwischen dem Anspruch auf Geltung in Zeit und Volk, und dem, was grade bei Borchardt darunter verstanden wird. Aus dieser Lücke aber ist sein Bild und seine Bedeutung deutlicher zu erklären als aus allen Umschreibungen und Verkleidungen, die der Autor seinen Absichten selber gibt: sie ist genau dieselbe, die bei den Romantikern, vor allem bei Jakob Grimm, als zauberhafte Gloriole um den Begriff des „Volks" erscheint, die bei Lagarde, dem Orientalisten und Politiker, sich nur mit schwermütigen Versen füllen konnte, bei Treitschke aber schon zum maßlos über jedes Ziel hinausstoßenden Imperialismus aufgeblasen wird, der das schwache Schiff, das die luftleere Kugel dieses Machtwillens tragen sollte, zersprengen mußte. Was hier bei Borchardt, in den vollkommen-

sten Arbeiten dieses Bandes (Rheinsberg, der Dichter und das Dichterische, Eranosbrief, Öffentlicher Geist) erscheint, sind Fragmente zur Ideologie eines deutschen Konservativismus, der freiliche andre Vorzeichen und Tendenzen hat als die Parteien, die sich heute als seine legitimen Erben aufspielen. Um so gefährlicher könnte sie werden, wenn die chimärische Fassung, in der sie hier erscheint, zur politischen Realität würde. Die Schatten, die hier beschworen werden, sind nah verwandt denen, die (um nur ein Beispiel anzuführen) bei der Gründung des Jungdeutschen Ordens Pate gestanden haben, zum Teil, wie die Biographie Marauhns erweist, dieselben. Gewichtige, furchtbare Schatten, aber auch helfende, wenn die echte Form, ihren Geist und ihre Sendung zu verwirklichen, schon gefunden wäre. Der deutschen Demokratie, deren Apologeten nur das trostlose Bildungsgewäsch der Profanaufklärung wieder und wieder nachbeten, waren solche Geistesstützen nicht gegeben. Um nicht mißverstanden zu werden: keine literarischen Ausgrabungen, also nicht Wienbarg, Börne, Weitlingrenaissancen. Eine lebendige Rosa Luxemburg, die sein Werk legitim fortsetzte, kann nicht durch hundert Marxinterpreten ersetzt werden. Die falschen und böswilligen Schlüsse, die der Traditionalismus Borchardts an die Verfolgung dieses geistigen Erbes knüpft (etwa über den Marxismus, wie umgekehrt den Fascismus) können für uns nur lehrreich sein: grade ein so maßloses und in einer Art bewundernswertes Unternehmen wie das Borchardts zeigt, daß alle ideologische Bildung, Neubildung, Nachbildung nichts ist, ohne das grundsätzliche, organische Wachsen mit ihrer Zeit.

Wie ein geistiger Konservativismus in würdiger Weise, nämlich als Erzieher seines Volkes, wirken kann, haben Borchardt und Hofmannsthal in der vorbildlichen, noch längst nicht abgeschlossenen Anthologienreihe der Bremer Presse gezeigt. Die große Gestalt des Dichters, der das Wollen der Staaten und Völker zum Mythos erhebt, wird, wie Homer, Dante, Dostojewski, immer heimatlos und im Letzten unverstanden bleiben. Ein Zwiespalt, der auch in der Person Rudolf Borchardts, ihres Beschwörers, eines der erstaunlichsten Repräsentanten deutschen Stils, deutlich zutage tritt.

J. M. Lange

Liebe Weltbühne!

Tschitscherin war in Berlin, und Ludwig Stein hatte wieder die Pointe des Interviews verkorkst. Tschitscherins Sekretär bekam den Auftrag, anzurufen, und jetzt entspann sich folgendes Gespräch:

Der Sekretär: „Kann ich Herrn Professor sprechen?"

Das Dienstmädchen: „Nein, Herr Professor ist zu einer Konferenz mit Herrn Volkskommissar Tschitscherin."

Der Sekretär: „Liebes Fräulein, das ist Unsinn, hier ist der Sekretär von Herrn Tschitscherin selbst am Telephon, Herr Professor ist heute morgen bei Herrn Tschitscherin gewesen."

Das Dienstmädchen verschüchtert: „Aber Herr Professor hat mir doch gesagt, ich soll das sagen, wenn angerufen wird!"

Antworten

Erwin Piscator. Sie schreiben: „Seit einiger Zeit scheint die ‚Weltbühne' ein Sprachrohr für diejenigen geworden zu sein, die meine Arbeit an der Bühne entweder nur von der technischen Seite her als interessant, im Grunde genommen aber als belanglos (Eloesser), oder aber gradezu als schädigend für das Theater empfinden (Kahn). Nun fühle ich mich durchaus nicht etwa über Kritik erhaben. Aber die Art, wie hier an meiner Arbeit Kritik geübt wird und die Bedeutung, welche diese Kritik durch ihren Platz in der ‚Weltbühne' erhält, zwingt mich zur Auseinandersetzung. Wie stehen wir? Ich habe bisher geglaubt, mit der ‚Weltbühne' in einer gemeinsamen Kampflinie gegen einen gemeinsamen Feind zu marschieren. Ich habe die ‚Weltbühne' für eines der wenigen Blätter gehalten, denen der Kampf gegen alles Gestrige nicht nur eine literarische Haltung bedeutete, genau so wie mir meine Arbeit in erster Linie eine politische scheint, und nun erheben sich aus eben diesem Blatt gegen mich und unser Theater wieder dieselben bösartigen Phrasen, die gleichen nichtssagenden Schlagworte, dieselben platten ästhetischen Einwände, die noch von einer Zeit her, wo ich mit Hilfe der ‚Weltbühne' einen Kampf gegen die Verständnislosigkeit einer reaktionären Kunstclique führte, in peinlicher Erinnerung sind. Es ist dasselbe stark angeschimmelte Gericht, das mir Herr Hussong von Zeit zu Zeit aufwärmt. Es ist der gleiche Hohn auf die „konsequente Lebensanschauung" (Eloesser), die Sehnsucht nach der gedankenlosen Unverbindlichkeit des ästhetischen Vorkriegsbetriebes, der ganze literarische Kramladen einer Generation, die sich leider selber überlebt hat, jener Generation, deren Feigheit und Gedankenlosigkeit uns in die Schützengräben jagen half. Was sie, scheinbar in Angelegenheiten der Kunst, immer wieder vorbringt, sind Argumente, die in Wirklichkeit ihre 1914 jämmerlich-grausig bankerott gegangene Welt rechtfertigen sollen. Was hat es mit jener „Menschenseele" (Kahn) auf sich, die so laut gegen mich aufgerufen wird? Vielleicht sehen Sie sich ein wenig in der Welt um! Was sind die entscheidenden Faktoren unsrer Entwicklung geworden, Seele oder Petroleum? Wonach geht die kapitalistische Gesellschaft, nach Menschlichkeit oder Profit? Wo erdrückt die Maschine die Ihnen so teure Einzelpersönlichkeit? Wo wird die „Diktatur des toten Apparates" (Kahn) proklamiert? In der Fabrik, im Bergwerk, im Zuchthaus, auf dem Kasernenhof, im Krieg. Das, was jene Kritik für ihre letzte Forderung an die Kunst hält, das ist unsre erste Forderung ans Leben gewesen. Ihre Forderungen in allen Ehren, meine Herren, aber Sie haben sich in der Hausnummer geirrt! Fangen Sie die Tour bei Herrn Krupp von Bohlen-Halbach an, dann werden wir uns schneller verständigen. Das, was Sie so schön mit den „Blau ins Blaue träumenden, völlig unirdischen Augen" (Kahn) charakterisiert haben, ist in dieser Gesellschaft eine Angelegenheit der herrschenden Klasse, die Sie irrtümlich mit der „Welt", mit dem „Heute und immerdar" verwechseln. Kein Wunder, daß nach den ästhetischen Gesetzen, die diese Klasse für ihre Kunst aufstellen ließ und die Sie begreiflicherweise für ewig halten, Seele die Substanz der Kunst „ist und bleibt". Irgendwohin müssen wir die Seele ja plazieren. Nehmen wir die Kunst, da kann sie wenigstens keinen Schaden anrichten. Und so fahren wir wieder einmal „schlittenklingelnd über die schneebedeckte Heimaterde" (Kahn) den nächsten Massengräbern entgegen. Meine Aufgabe ist es nicht, diese Art von Kunst den Besitzenden zu liefern. Meine Aufgabe ist es nicht, ihre ästhetischen Gesetze, deren Wert mir fragwürdig erscheint, fortzuentwickeln. Der Gesichtspunkt, unter dem unser Theater arbeitet, ist ein andrer. Wir können begreifen, daß eine im Niedergang begriffene Klasse, der das von ihr an-

gestiftete Unheil langsam über den Kopf wächst, sich gern von dem „Allzu-wirklichen" in ein „phantastisch Unwirkliches" (Eloesser) entführen lassen möchte. Wir haben dieses Bedürfnis nicht. Unser Ausgangspunkt ist grade dieses Allzuwirkliche, und das zu gestalten ist uns jedes Mittel recht. Was geht uns Film, Aufklappbühne, Maschinerie und Schmieröl an! Sie sind uns nichts als Mittel. Unser Ziel liegt in der Wirklichkeit. Wir kamen aus dem Dreck des Krieges, wir sahen ein halbverhungertes, zu Tode gequältes Volk. Wir sahen, wie man seine Führer meuchlings ermordete, wir sahen, wohin wir blickten, Ungerechtigkeit, Ausbeutung, Qual, Blut. Sollten wir nach Hause gehen und über unsern Schreibtischen, Zeichenbrettern, Regiepulten weiter dem „phantastisch Unwirklichen" nachträumen, dem Schlittengeklingel lauschen? Unsre Kunst wurde aus der Erkenntnis des Wirklichen geschaffen, mit dem Willen, diese Wirklichkeit abzuschaffen. Wir haben das politische Theater gegründet (wahrhaftig nicht aus Liebe zur Politik), um unser Teil beizutragen an dem großen Kampf um die Neugestaltung unsrer Welt. Unsre Kunstwerke können weder den geistigen Inhalt haben, den nach staatlich gebilligten Regeln ein Kunstwerk haben muß, um als solches zu gelten, noch kann ihre Form mehr dem überlieferten Begriff des Kunstwerkes entsprechen. Aber wir haben nie gesucht, daraus ästhetisch einen „Stil" zu machen, wir haben nie ein Dogma aufgestellt, wie Kunst auszusehen habe, uns genügt es vollkommen, wenn es gelingt, hundert von den tausend Zuschauern, die täglich unser Theater besuchen, zu einer gewissen Nachdenklichkeit über die „Ordnung" zu bringen, in der sie leben. Das ist der einzige Maßstab, den wir gelten lassen. Wir wollen nicht Theater, sondern Wirklichkeit. Die Wirklichkeit ist noch immer das größere Theater. Was soll uns in einer Welt, in der die wahren Erschütterungen von der Entdeckung eines neuen Goldfeldes, von der Petroleum-Produktion und vom Weizenmarkt ausgehen, die Problematik von Halbverrückten! Wir sehen Zustände, politische, gesellschaftliche, wirtschaftliche und ihre Einwirkung auf Menschen oder deren Einwirkung auf sie. Das versuchen wir zu gestalten, sicherlich noch in Vielem mangelhaft. Glauben Sie nicht, daß wir gegen „Blaublick" wären, wenn sich damit die Welt auch nur um einen Zoll vorwärts rücken ließe. Wir wären gern bereit, um diesen Preis blau und nichts als blau zu blicken. Man kann die Entmenschlichung der Welt beklagen, man kann beklagen, daß unsre besten Gefühle so wenig Einfluß auf den Weizenmarkt besitzen und daß unsre tiefsten Gedanken keiner 16zölligen Granate standhalten. Aber dann ziehen Sie die Konsequenz daraus. Machen Sie das Morgen, um das wir kämpfen, nicht zu einer Nachtisch-Angelegenheit, behandeln Sie es nicht als ästhetische Forderung an die Kunst, sondern als Kampfparole an die heutige Welt und ihre Vertreter. Sonst sind Sie wirklich nichts andres, als Schleppenträger einer Gesellschaft, die mit Fusel und Fußtritten zugleich Traktätchen zur Rettung ihrer ewigen Seele an hungernde Eingeborene austeilt. Das muß ich schon von meinen Kritikern verlangen, wenn ich sie ernst nehmen soll: daß sie mir ein Beispiel geben in meinem Kampf, daß aus ihrer Kritik die Forderung an sich selbst erwächst. Wenn Kritik nur bedeutet, geschmäcklerisch die Reizungen der eignen Sinnes- und Seelenfäden festzustellen, wenn sie sich auf das Nirgendwo einer Kunst bezieht, zu feige oder zu schwach zu einer Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit, wenn sie die „lieben alten Kriegsbilder" bespöttelt, statt an die nächsten zu denken und an die Möglichkeit, sie zu verhindern, wenn sie für mich keinen andern Maßstab besitzt, als für den Film vom „Alten Fritz", dann ist diese Kritik nicht nur sachlich unernst, eine Salonplauderei, die mich einen Dreck angeht, sondern selber ein Stück dieser untergehenden hassenswerten Welt. Eine geistige Um-

wälzung war immer vom Entstehen neuer technischer Mittel begleitet. Soviel zur Technik. Die soziale Revolution mag sich ruhig des laufenden Bandes bedienen, wenn sie damit rascher zum Ziel kommt. Aber wenn die „Seele" im Anmarsch ist, dann ist es meistens im Parademarsch." — — Ich habe viel Respekt vor dem hellen Temperament Ihres Briefes, aber etwas nimmt ihm die Wirkung: Sie argumentieren nicht, Sie dekretieren. Glauben Sie mir, Herr Piscator, die ‚Weltbühne' ist für Belagerungszustände kein fügsames Objekt ... Es ist richtig, daß wir Sie gegen die Bureaukratie der Volksbühne unterstützt haben, und Sie werden uns immer an Ihrer Seite finden, wo Mucker gegen Sie Alarm schlagen und den Polizeiknüppel rühren wollen. Das ist zu selbstverständlich, um erneut und immer wieder betont zu werden. Aber Begeisterung für Ihre Leistungen, Vorzugsbehandlung — nein, das können Sie nicht schlankweg dekretieren. Ich persönlich mache kein Hehl daraus, daß ich nicht an ein in Permanenz politisches Theater glaube. Ich glaube wohl, daß von einem Theater politische Wirkung ausgehen kann. Sie kann ausgehen von einem Stück, von einem Regisseur, ja, von einem einzigen Schauspieler. Aber ein Theater, das Abend für Abend ohne eigne Phantasiezugabe paukt, was in Zeitungen und Meetings auch gepaukt wird, das ist ein Theater ohne Fluidum, ohne Schwingung und Strahlung, ein Theater nicht zum Mitgerissenwerden, sondern zum Abgewöhnen. Mir scheint, die einzige Möglichkeit politisches Theater zu machen, haben sie versäumt. Es gibt in Deutschland eine imaginäre Linke, die bei allen Kämpfen gegen Militarismus und Justiz in der Avantgarde gestanden hat, unorganisiert, freizügig, freiheitliebend, uneinig oft, aber einig in der Parteiverdrossenheit. Anstatt sich auf diese gute echte Revolutionstruppe zu stützen, verkoppelten Sie Ihre Sache mit der Partei der Revolutionsphrase, mit der KPD., mit der zerriebenen, zerrissenen Partei, die sich bisher am wenigsten tauglich gezeigt hat für Gemeinschaftsbildung, und von der die Massen ebenso schwinden wie die charaktervollen Wortführer. Die ‚Weltbühne' ärgert Sie, weil sie nicht loben kann? Überlegen Sie: keiner der bedeutenden Theatermänner der letzten Jahrzehnte ist so mühelos durchgedrungen wie Sie, um keinen waren von vornan so stark die Sympathien meinungmachender Kritiker, kein Brahm oder Reinhardt begann so mit Vorschußlorbeeren umkränzt wie Sie. Ich habe in diesen Monaten ganz andre Kritiken in Händen gehabt als die von Arthur Eloesser und Harry Kahn. Ich habe in diesen Monaten gut zwei Dutzend Zuschriften junger Linksradikaler in Händen gehabt — erregte Verwahrungen, wehe Klagen, daß an Stelle des erhofften Revolutionstheaters ein Bourgeoistheater entstanden sei, ein Kurfürstendamm-Ereignis ohne Band mit der besten rebellischen Jugend. Haben Sie einem einzigen jungen Dichter ans Licht verholfen? Sie haben ein Stück von Toller gespielt, vor dem kein bürgerlicher Direktor zurückgezuckt wäre, dann, das Ärgste, den „Rasputin" eines schlechten russischen Konjunkturisten; schließlich den dramatisierten „Schwejk", von dem Sie die großartige Blasphemie der Schlußszene einfach strichen. Waren es Bedenken vor der Zensur, waren es Erwägungen, ob die Steigerung ins Unwirkliche etwa der Doktrin zuwiderliefe? Ich weiß es nicht. Die „Weber", das klassische Proletarierstück, ließen Sie Jeßner, den aufreizenden „Toboggan" des jungen Menzel wird ein sehr bürgerlicher Direktor wagen, Brechts englische Soldatenkomödie blieb der verspotteten Volksbühne. Ich glaube, Sie leiden nicht unter zu viel Anfeindung, sondern unter zu viel Lob. Befreien Sie sich von Ihren Korybanten. Die haben ein ganz entzückendes Rezept gefunden: bezweifelt man den politischen Sinn einer Aufführung, so wird tiefsinnig die ästhetische Bedeutsamkeit ausgespielt. Rührt man aber an diese, so heißt es nicht minder tiefsinnig: aber die Politik ist doch gut! Mit

Verlaub, so was ist gar nicht proletarisch-revolutionär, sondern sehr glitschig-liberal. Ein Mann von Ihren Gaben, Ihrer Begeisterungskraft und Energie, hat es nicht nötig, in eine Lage zu kommen, auf die der alte Scherz paßt: „Es wird höflichst gebeten, auf den Herrn am Klavier nicht mit Messern zu werfen, er tut sein Bestes". Hauen Sie die Bürger ruhig in die Pfanne, provozieren Sie Ihr Parkett, daß es heulend sein Geld zurückverlangt, aber lassen Sie das durch einen Dichter besorgen, nicht durch Maschinerie und Parteiphrase. Die Maschinerie wird als Sensation begrüßt, die Jesinnung sanft begrinst. Sie haben uns revolutionäre Taten versprochen und herausgekommen ist eine berliner Sehenswürdigkeit. Entkapitalisieren Sie Ihren Betrieb, ersetzen Sie die teuren Preise durch Kartenverlosung zu einem Einheitspreis, und Sie haben das geschaffen, was wir von Ihnen erhofften und weshalb wir Sie in Ihrem Kampf gegen die Volksbühne unterstützten: — das Volkstheater, das erste richtige Arbeitertheater. Aber ich weiß, daß ich hier an die Grenze des Möglichen gehe. Auch Ihr Theater ist den Gesetzen der kapitalistischen Welt unterworfen, die zu perhorreszieren und als die einzige Wirklichkeit von Heute zu entlarven, Sie als Ihre vornehmste programmatische Aufgabe empfinden und die, ich bedaure das sagen zu müssen, bisher in Betrieb und Geschäft Ihres Theaters deutlicher demonstriert worden sind als in dessen szenischer Leistung.

Weltbühnenleser Halle, die Zusammenschluß wünschen, werden gebeten, sich an W. Schumann, Lafontainestraße 5, zu wenden.

Weltbühnenleser Stuttgart treffen sich am Montag, dem 12. März, abends 8 Uhr, im Restaurant Ceres, Lange Straße 7. Vortrag: „Radio — eine Großmacht."

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Erniedrigten von Carl v. Ossietzky

Der Farmer Langkoop war gewiß sein Lebelang rechtschaffen wie Michael Kohlhaas und wäre doch beinahe wie dieser einer der entsetzlichsten Menschen seiner Zeit geworden. Sein Mißverständnis: er wollte einen Beamten entgelten lassen, was der Staat gesündigt. Von dem schrecklichen anonymen Etwas, Staat genannt, hatte er keinen Begriff. Daß der Staat, der Wahrer von Besitz und Schirmer der Ordnung, seit Jahren von Expropriationen lebt, das konnte er nicht wissen. So verkannte er, daß durch neue festgefügte Tatsachen sein guter Rechtsanspruch zum baren Unsinn geworden war. Und um diese Tragikomödie würdig zu schließen: — der Geheimrat, sonst Urtyp bibbriger Weltfremdheit, bleibt kühler, nervenstarker Realist, während der verzweifelte Kämpfer ums Recht in seiner Handtasche nicht nur Sprengstoff, sondern auch den Moder verjährter Texte und Titel mitschleppt, die besser in Ordnung sind als die Höllenmaschine, aber ebenso wenig funktionieren. Die geht nicht los, und der arme Höllenmaschinist wird abgeführt. (Ein Schmollis dem Herren Kollegen, der in einer Augenblicksbesichtigung frappante Ähnlichkeit des Attentäters mit Pirandello feststellte.)

Es gibt viele Liquidationsgeschädigte, und wir haben Wahlzeit, und die Parteien sind deshalb sehr beflissen, Anklagen zu rollen und Hilfe zu versprechen. Aber auch die Herren von Links, die heute anheimelnd die Arme ausstrecken, werden morgen als Regierende etwas von „tragischer Notwendigkeit" und „Opfer bringen alle" murmeln. So unerbittlich kann der Staat sein, der Panzerschiffe baut, zur Stärkung des Nationalgefühls Filme dreht und auf Kosten seiner Zensiten Speck räuchert. So bleibt dem armen Langkoop nichts als die allgemeine Sympathie. Handelte es sich um einen armen Erdarbeiter, so wäre nicht einmal die sicher, und die gleichen Blätter, die Langkoop melodramatisch exploitieren, würden über Proletenfrechheit und kommunistische Hetze greinen. Aber Farmer, das klingt so erzgermanisch, so beruhigend unproletarisch. Zudem wollte der Mann keine Bettelsuppe, sondern 100 000 Mark. Er verlangte kein Almosen, sondern ein rundes Stück Kapital. Ein selten stubenreiner Fall von sozialer Auflehnung also. Der Pirandellobart wächst zu Cheruskerlänge.

Möge der unglückliche Langkoop weder Richter finden, die ihn zum Anlaß für ein Exempel nehmen, noch solche, die die Urteilbegründung benutzen, um einen Sehnsuchtsschrei nach Kolonien in die Welt zu gellen.

*

Gemessen an den ungeheuren Umwälzungen der Zeit erleiden auch die Südtiroler nur ein Privatschicksal. Sie sind brave, fromme und sehr unrebellische Leute; ihr Verbrechen besteht darin, sich ihre Muttersprache nicht abgewöhnen zu können. Deshalb sollen sie zertreten werden. Denn der

Fascismus lebt von imaginären Gegnern. Mussolini, dieser Napoleon des innern Krieges, braucht immer neue Gegner, um an innenpolitischen Marengos und Wagrams seine Sendung zu erhärten. Die Fiktion der ewigen Bedrohung gehört zu den Lebensnotwendigkeiten des Fascismus, grade so wie die Moskauer das weiße Gespenst über die rote Mauer huschen lassen, wenn irgend eine Bilanz schlecht aussieht.

Nicht verkannt soll werden, daß die Aufregung der klerikalen Partei in Oesterreich nicht viel mehr ist als ein Krakehl für die Galerie. Monsignore Seipel ist ein viel zu sicherer schwarzer Stein auf dem Felde der europäischen Reaktion, als daß er grade gegen Italien mehr als Verwahrungen deklamieren könnte. Das aber spricht wieder für Mussolinis unverfälschtes Cäsarentum: — den schwächlich gespielten Aufruhr seiner Trabanten dämpft er mit echten Tritten. Es ist wie bei der Komödie: die Statisten, die mit dem ersten Helden fechten, dürfen ihn um Himmelswillen nicht berühren, er aber versetzt richtige Stöße und Püffe, und die armen Teufel kriechen braun und blau in die Kulissen.

Daß Mussolini, immer für großzügige Expedition, auch den Völkerbund gleich mit abseifte, erweckte törichte Hoffnungen auf ein ernstes Wort in Genf. Man hat es nicht gehört, aber in den Couloirs, wird versichert, werde Italien scharf kritisiert. In den Couloirs! Auch unser Stresemann hält sich an das Wort Larochefoucaulds, daß sich nichts leichter ertragen läßt als das Mißgeschick unsrer Mitmenschen. Wo ist das vor dem Eintritt in den Bund verheißene machtvolle Wort für die unterdrückten nationalen Minderheiten geblieben? Heute tut man sich bramsig im Rat der Großen und überhört im Konzert der Mächte das kleine, hilfeheischende Kinderstimmchen von der Etsch. Nicht so viel Druckerschwärze hat die nationalste Presse dafür übrig, wie für den Autonomistenrandal von Hagenau. Alle Energien für leidende Minoritäten konzentrieren sich auf — — Ungarn.

*

Die Regierung Bethlen zieht sich aus der Waffenschmuggelaffäre mit blauem Auge. Eine Untersuchung wird erfolgen, die keine „Investigation" sein soll und — was gilt die Wette? — kaum eine flüchtige Kontrolle werden wird. Der Optantenstreit aber ist wieder vertagt worden.

Wie dreist und gottesfürchtig spielt dieser kleine, eisenstarrende Raubstaat den armen Krüppel! Was für täuschende Herztöne zwischen unverschämten Provokationen! Dabei ist der Optantenkonflikt ein mindestens ebenso so kräftiges Stück wie der Vorfall von Szent-Gotthard. Leider gibt der bisherige Verlauf den Budapestern Recht. Denn gegen Rumänien sind in Genf eigentlich alle gewesen. Es ist hier manches Unfreundliche gegen den rumänischen Staat und seine Gewalthaber gesagt worden, umso lieber soll anerkannt werden, daß Minister Titulescu dies Mal die bessere Sache vertrat. Denn die rumänische Bodenreform, typisch für die Agrarpolitik der Sukzessionsstaaten überhaupt, ist eine volkstümliche Maßnahme gegen den Großgrundbesitz. Deshalb die internationale

Koalition. Deshalb auch die Animosität der deutschen Politik, die eben noch, den Großagrariern zu Liebe, eine ziemlich überflüssige harte Geste gegen das kleine, immer friedliche Estland unternommen hat. Herrn Titulescus Sträuben gegen ein Schiedsgericht mag taktisch falsch sein. Aber es heißt den großen Gedanken der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit um den Kredit bringen, wenn er dazu herhalten muß, volksfreundliche Gesetze eines Staates im Effekt zu schwächen. Daß Herr Stresemann, der ja ein Freund der Fürstenabfindung war, sich jetzt auch für eine besonders reichliche Entschädigung der durch die rumänische Agrarreform betroffenen ungarischen Herrschaften einsetzt, braucht nicht zu verwundern, obgleich er so viel Energie für die deutschen Liquidationsgeschädigten und Aufwertungsopfer noch nicht gefunden hat.

Der ungarische Delegierte Tanczos ist bei der M.G.-Affäre mit einer Offenheit, die die münchener Dorfpolitiker neidgelb machen könnte, herausgeplatzt, daß das Verhältnis Ungarns zu seinen Nachbarstaaten „keineswegs ausgezeichnet" sei. Eine plumpe Herausforderung, die Titulescu in Hitze brachte und die schwierigen Debatten erst entfesselte; man schien sich vorher unter der Hand schon einig geworden zu sein. Einen Versuch zur Sanierung des ungarischen Gefahrenherdes hat jetzt Herr Benesch unternommen mit dem Plan eines zentraleuropäischen Locarnos. Ein wenig aussichtsvoller Plan, in dem man in Deutschland, zum Beispiel, nur ein neues Attentat gegen den Anschluß sieht und mehr nicht. Unsre deutschen Linksleute täten gut, einmal ihre phlegmatische Auffassung von Horthys Ungarn etwas zu revidieren. Vor ein paar Tagen schrieb die ‚Prager Presse': „Was vollends den letzten Zweifel an dem Wesen der politischen Orientierung Ungarns hinsichtlich seiner Nachbarn benimmt, ist die leidenschaftliche Unruhe, die in dieser Politik bemerkbar wird, so oft es im Völkerbunde oder in der europäischen Politik überhaupt zu einer breitern Lösung des Sicherheitsproblems kommt, und so oft die Möglichkeit in den Vordergrund tritt, daß irgendein Staat zu einem guten Verhältnis zu seinen Nachbarn gezwungen würde." Das ist sehr scharf und richtig ausgedrückt, wenn auch das offiziöse prager Blatt aus Gründen der Höflichkeit weder die Ursachen andeutet noch Konsequenzen zieht. Denn dies Ungarn Horthys und Bethlens treibt nicht für eignes Plaisir und Risiko eine Politik, die jedem andern der Besiegtenstaaten lange den Hals gebrochen hätte. Es ist heute der wichtigste und skrupelloseste Preisfechter der europäischen Reaktion, die hier für den in Mitteleuropa gottseidank allmählich aussterbenden nationalistischen Banditismus den letzten Naturschutzpark geschaffen hat und mit vielen Unkosten erhält. Deshalb muß Ungarn äußerlich isoliert bleiben, ein erniedrigtes, beleidigtes, wundenbedecktes Land. Rumänien verteidigt, und uns scheint mit Recht, seine Agrarreform als innere Angelegenheit. Bedeuten die Morde, die Gemetzel, die Notenfälschungen der ungarischen Tyrannis weniger als die Schädigungen einiger Grundbesitzer durch Geldentwertung? Zwischenstaatliche Organisation ist heute

nicht mehr wegdenkbar. Aber sie wird zum Unfug und Unrecht, wenn das von einem Staat in eignem Haus vergossene Blut sie nicht in Bewegung setzen darf, wohl aber die fürs Gemeinwohl geschehene Zerschlagung von Latifundien. Der weiße Block, von London gestiftet, von Mussolini getragen, stellt sich schirmend vor Ungarn. Briand resigniert, und was er Kritisches einwendet, Unbehagliches fragt, ist mehr Neckerei als Ernst. Und Gustav Stresemann hält aus diesem Anlasse seine beste Rede für die Sicherung des Weltfriedens. Damit Ungarn in seiner heutigen Wohlgestalt erhalten bleibe, damit es weiter seine Nachbarn bedrohen, weiter Waffen verschieben kann. Dafür — dafür ...!

*

Wird die alte Methode der englischen Politik, sich Hetzhunde zu halten, um durch Uneinigkeit der Andern die eigne Allmacht zu sichern, nicht doch einmal irgendwo einen irreparablen Rückschlag erleiden? In China hat sich das Prinzip nochmals bewährt. Aber in Arabien beginnt jetzt eines der sonst gern gebrauchten Instrumente sich selbständig zu machen, jener Ibn Saud, der Wahabitensultan, Herrscher im Nedsch, durch Vertreibung König Husseins auch im Hedschas, Herr der arabischen Wüste also wie der Rotenmeerküste mit den heiligen Stätten. Ein durchtriebener Despot eines religiös fanatischen Wüstenvolkes, der sich im Krieg klug neutral hielt und nachher von der englischen Politik benutzt wurde, um die neuen unter ihrer Hoheit stehenden Reiche Hedschas und Irak in Schach zu halten. Jener geniale Abenteurer Lawrence, der den Aufstand der Wüste gegen das Osmanenreich organisierte, hatte auf ein Großarabisches Reich unter Feissals Führung mit Damaskus als Kapitale gesetzt. Doch England fand es besser, Arabien in Stücke zu schlagen, und Lawrence zog sich erbittert zurück. Nun droht die Saat aufzugehen. Der Mächtigste und Unabhängigste der Wüstenkönige droht gegen die kleinen, künstlich klein gehaltenen Konkurrenzen zu Felde zu ziehen, um mit Blut und Eisen den großarabischen Gedanken durch Eroberung der englischen Satrapien Irak und Transjordanien zu verwirklichen.

Und abermals Aufruhr in der Wüste. Und in Kairo wird auf den Straßen gekämpft. Auch dies Mal hat allzu brutales Vorgehen die Erhebung gespornt. Plänkelnde Nomaden, die sich um Dörfer balgen und von der Rigorosität moderner Grenzziehungen nichts wissen, haben wiederholt verbotene Zonen betreten. Dafür wurden zur Züchtigung Fliegergeschwader ausgesandt, die über die armen braunen Krieger und ihre Weiber und Kinder in elenden Lehmhütten gewiß herrliche Triumphe davongetragen haben. Das hat die Wahabiten zum Widerstand entflammt. Wer darf heute Erniedrigter, wer Besiegter sein? Die Ruhe ist aus der Welt, das Dulden nicht mehr da. Über den Kuppelhorizont des genfer Theaterhimmels flammt wieder Rot, und Verheißungen kommender Abrechnungen werden laut, gegen die das klassische Vae victis! wie ein Engelsgruß klingt.

Demokratie und Kommiß von Paul von Schoenaich

Seit nicht mehr jeder männliche Deutsche „des Königs Rock" zu tragen braucht, ist das Wort Kommiß etwas in Vergessenheit geraten. Zu Nutz und Frommen Vergeßlicher will ich es an einer kleinen, wahren Geschichte aus der Vorkriegszeit erläutern. Ein Einjährig-Freiwilliger kommt eine Viertelstunde zu spät zum Dienst. Darauf entspinnt sich folgendes Gespräch zwischen ihm und dem dienstführenden Unteroffizier:

„Warum kommt der dämliche Einjährige zu spät?"

„Verzeihen Herr Unteroffizier, ich habe nicht an den Dienst gedacht."

„Der Teufel soll Sie holen, wofür haben Sie denn Ihr bißchen Grütze im Schädel, wenn Sie nicht damit denken."

Einige Tage später kommt er wieder eine Viertelstunde zu spät, da sah das Zwiegespräch so aus:

„Warum kommt der dämliche Einjährige schon wieder zu spät?"

„Verzeihen Herr Unteroffizier, ich dachte, der Dienst finge erst eine Viertelstunde später an."

„Na, das fehlt noch, daß Ihr studierten Esel anfangen wollt, zu denken, da kommt bei Eurem Strohkopf doch nur Mist heraus."

Ganz abgesehen von der logisch feinen Auslegung des Denkbegriffes durch diesen betreßten Vertreter alten Kommißgeistes ist die Frage aufzuwerfen, ob im Deutschland der Vorkriegszeit selbständiges Denken erlaubt oder erwünscht war. Kein Kenner der alten Zeit wird bezweifeln, daß Denken nur soweit erlaubt war, wie es den Vorgesetzten mit und ohne Unteroffiziertressen in den Kram paßte. Der Kommißbegriff erschöpfte sich im Maulhalten und Gehorchen.

Aber nicht wegen dieser Rückerinnerung lasse ich meine Schreibmaschine klappern, sondern um zu fragen, ob alle Kommissigkeit im November 1918 mausetot geschlagen worden ist oder nicht. Meine eignen Wintererlebnisse sollen die Antwort geben.

Ich habe im Laufe des Winters 1927/28 genau sechzigmal in Deutschland und zweimal in England bei überfüllten Sälen und tobendem Beifall für Kriegsdienstverweigerung gesprochen, darunter achtmal in deutschen Hochschulstädten. Sechsmal bin ich vom Reichsbanner mit Musik und Fackeln abgeholt worden. Jedesmal hat ein Reichsbannerkamerad, meist auch ein bürgerlicher Demokrat am Vorstandstisch gesessen, die mir nach Schluß herzlich zustimmend die Hand geschüttelt haben. In Sonneberg war die Versammlung von der verbreitetsten demokratischen Zeitung Thüringens organisiert worden, der Hauptschriftleiter führte den Vorsitz und schrieb am nächsten Tage einen begeisterten Artikel über den Verlauf.

Harmlos wie ich bin, mußte ich annehmen, daß meine Vorträge den beiden Organisationen nützlich und willkommen gewesen wären. Nach meinen londoner Vorträgen schrieb die ‚Frankfurter Zeitung', auf deren kluges Urteil ich allergrößten

Wert lege, ich hätte von allen Rednern dort den besten Eindruck gemacht. Meine stolze Freude wurde gedämpft, als ich sechs Wochen später an der selben Stelle las, daß meine württemberger demokratischen Parteifreunde tief empört über die selben in Stuttgart gemachten Ausführungen seien, die in England solch guten Eindruck gemacht hätten.

Bald darauf veröffentlichte die Ortsgruppe Weimar des Reichsbanners, wo ich gar nicht gesprochen hatte, in der mir eng befreundeten ‚Vossischen Zeitung' einen ähnlichen Protest wie die württembergischen Demokraten.

In sieben Hochschulstädten blieben die Studenten auf höhern Wink meinen Versammlungen fern, in der achten erschienen sie in großer Zahl, und, oh Staunen, sie schickten einen Redner vor, der in sehr vornehmer und sachlicher Form mir teilweise zustimmte, teilweise meine Ausführungen ablehnte.

Erkläre mir, Graf Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur meiner Freunde in der Demokratischen Partei und im Reichsbanner, denn so darf ich einige von ihnen wohl trotz Stuttgart und Weimar weiter nennen.

Die jedem auf den ersten Blick einleuchtende Erklärung, die Ansichten über mein Thema seien bei selbständig denkenden Menschen eben verschieden, erweist sich beim zweiten als falsch, denn es ist doch sehr unwahrscheinlich, daß sich die demokratischen Gegner der Kriegsdienstverweigerung in Stuttgart und die des Reichsbanners in Weimar konzentrieren, während die Freunde ebenso dicht gedrängt in neunundfünfzig andern deutschen Städten sitzen.

Aus diesem Dilemma finde ich nur die Erklärung, daß in allen sechzig Städten eben nur eine sehr kleine Anzahl von Menschen selbständig denkt, und daß die Masse sich diesen wenigen stillschweigend fügt.

Für Weimar, wo die Kameraden mich überhaupt gar nicht gehört haben, fehlt mir die Erklärung für den angeblich gegen eine einzige Stimme beschlossenen, Protest. Daß sechzig Ortsgruppen, die mich gehört haben, klatschen und die einundsechzigste, die mich nicht gehört hat, protestiert, ist immerhin merkwürdig.

In Stuttgart hat die Geschichte einen tiefern Hintergrund. Gleich zu Anfang der Versammlung wurde aus einer Gruppe von drei Männern — vermutlich auf Anweisung eines meiner dortigen Sonderfreunde — eine Stinkbombe geworfen. Ob die Täter dann nach Ehrhardtscher oder Düsterbergscher Taktik handelten, weiß ich nicht. Jedenfalls, als die Polizei einschritt, ließen sich zwei der Bombenhelden gutwillig untersuchen, um den Rückzug des dritten zu decken. Die Beiden entpuppten sich dann als Stahlhelmer und behaupteten, den Dritten nicht gekannt zu haben.

Da nach meiner langjährigen Erfahrung bei solcher Bande mit Sanftmut gar nichts auszurichten ist, schlug ich an dem Abend etwas schärfere Töne an, ohne an meinen sachlichen Ausführungen das geringste zu ändern. Da zum Schluß, ohne

jedes Zutun meinerseits, noch der, bei den anwesenden Arbeitern sehr unbeliebte Herr Alfred Roth erhebliche Keile bekam, ging am nächsten Tage ein Proteststurm in der nationalistischen Presse los. Besonders angetan hatte es ihr meine Behauptung, meine alten Kameraden seien im allgemeinen zu feige, in meine Versammlungen zu kommen, sie beschränkten sich darauf, mich vorher und nachher mit Dreck zu bewerfen. Für diese Behauptung bin ich bereit, den Wahrheitsbeweis anzutreten.

Nur was das alles mit den württemberger Demokraten zu tun hat, verstehe ich nicht recht. Ihre Liebe zu Herrn Geßler, den ich seit Jahren bis aufs Messer bekämpft habe, als er noch der Partei angehörte, erklärt den Protest ebenso wenig erschöpfend wie das Unbehagen eines demokratischen Fabrikanten über meine sehr energische Werbung für die Gewerkschaften. Die Demokratische Partei tritt angeblich für den sozialen Gedanken und für Völkerversöhnung ein. Ich habe mir eingebildet, und nach den hunderten von Zustimmungen, die mir aus allen Ländern dauernd zugehen, mit einer gewissen Berechtigung, daß ich in diesem Sinne ziemlich entschieden arbeite.

Der Haken bei dem Demokratenprotest muß also noch irgendwoanders sitzen. Ich gebe zu, daß die Demokraten allerlei sehr schöne Dinge wollen, sie wollen aber den Pelz waschen, ohne ihn naß zu machen. Immer hübsch leisetreten und dazu paßt eine Dosis Radikalismus, wie ich sie in der Praxis erprobt habe, natürlich nicht. Am furchtbarsten empfindet es der Durchschnittsdemokrat aber, wenn die nationalistische Großmaulpresse, wie die ‚Reichssturmfahne' des in Stuttgart so unsanft angefaßten Herrn Alfred Roth, über Landesverrat und ähnliche häßliche Dinge zu toben beginnt. Das wissen die Gegner natürlich auch, daß die Demokraten auf ihr Toben umklappen wie Taschenmesser, und daher bringen sie jeden Demokraten so furchtbar leicht zum Preisgeben seiner Parteigrundsätze.

Daß das selbständige Denken praktisch nur von wenigen ausgeübt wird, zeigte ich vorher. Zur Erklärung dieser Tatsache müssen wir bis zur Wasserscheide zwischen Kommiß und Demokratie, der Zeit zwischen November 1918 und Februar 1919 zurückgehen. Die einzigen Menschen, die vor dieser Zeit selbständig zu denken wagten, waren die Sozialdemokraten, und zwar nicht nur gegen die hochfürstlichen Autoritäten, sondern auch innerhalb der eignen Partei. Die ehrlichen, mit saubern Waffen geschlagenen Kämpfe zwischen Revisionisten und Antirevisionisten werden für immer ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Partei der Bebel, Liebknecht und Singer bleiben.

Nur eines hatten sie nicht gelernt: das Regieren.

Der wilhelminische Liberalismus, der die stolzen Überlieferungen der Demokraten von 1848 über Kommerzienratstiteln und Ordensplunder längst in die Ecke geworfen hatte, wollte selbstredend nicht in den Verdacht des gegen die gottgegebene

Autorität gerichteten Denkens nach Art der † † † Sozialdemokraten kommen, also knurrte er wohl mal ein bißchen, schließlich kuschte er aber doch.

Während des Krieges wurde dann unter der Firma Burgfrieden ganz allmählich auch der Sozialdemokratie das Denken abgewöhnt. Auf dem Weg in den Abgrund gab es so auch nicht mehr das kleinste Hindernis.

Und nun sollte der deutsche Michel plötzlich lauter Dinge tun, die er nie gelernt, oder die er längst vergessen hatte. Die Sozialdemokraten waren über die Notwendigkeit, regieren zu müssen, so entsetzt, daß sie das Denken den anscheinend braven, in Wahrheit höchst gerissenen Geheimräten in den Ministerien überließen. Die Leute, die nur Kuschen gelernt hatten, sollten plötzlich in wirklicher achtundvierziger Demokratie machen.

So fraß sich allmählich der Kommißgeist, der offiziell beseitigt war, in die Parteiorganisationen der Linken hinein. Das Verhältnis zwischen demokratischen Führern und Wählermassen hat heute eine fatale Ähnlichkeit bekommen mit dem einst zwischen Einjährigen und Kommißunteroffizieren bestehenden.

Mir scheint, meine Freunde der Linken haben noch gar nicht gemerkt, welch gefährlichen Weg sie gehen. Unter der Spitzmarke Partei- oder Bundesdisziplin schleicht sich ein Geist ein, der kein Geist mehr ist, sondern ein Kadaver, dessen Gehorsam sie einst, als sie noch wirkliche Opposition waren, nicht genug schmähen konnten.

Gewiß, die Stoßkraft jeder Masse liegt in einer gewissen Massendisziplin begründet. Überspannung der Disziplin ist Kommißgeist, und daß der das Ende des wirklichen Geistes ist, haben wir alle schaudernd erlebt.

Es gibt für Massenorganisationen, und das wollen heute alle sein, selbst die in Selbsttäuschung lebenden württemberger Demokraten, nur eine Lösung: das der Disziplin unterworfene Gebiet so weitmaschig wie möglich zu ziehen. Die Zeiten des Zweiparteiensystems sind endgültig vorüber. Die offensichtliche Schwäche unsres Parlamentarismus liegt in der Ausübung des Fraktionszwanges auf Gebieten, wo er, wie z. B. bei der Kriegsdienstverweigerung, nicht hingehört. Die unter den jetzt üblichen Regeln, mit der Größe der Parteien und Organisationen wachsende Starrheit ist der Tod des Parlamentarismus.

Kurt Hiller hat neulich in der ‚Weltbühne' sehr kluge Worte über die Splitterparteien geschrieben. Solange die Linksparteien und verwandten Organisationen nicht den letzten Rest altpreußischen Kommißgeistes aus ihren Reihen verbannen, werden wir, trotz zahlenmäßig großer Parteien, unaufhaltsam dem Fascismus entgegentaumeln.

Demokratie und Kommiß sind, wie Feuer und Wasser, innig gepaart, geben sie ein Höllengebräu, für das ich bestens danke. Dann ist mir ein tüchtiger Mussolini immer noch lieber.

Der Rentenprozeß Eisner von Albert Winter

Am 21. Februar 1919, vormittags gegen 10 Uhr, wurde Kurt Eisner, der revolutionäre und erste republikanische Ministerpräsident Bayerns, auf dem Wege zum verfassunggebenden bayrischen Landtag von dem kaum zwanzigjährigen Grafen Arco-Oppenheim ermordet.

Der Täter Arco wurde im Januar 1920 pro forma zum Tode verurteilt, unter dem Druck der fascistischen Studenten zu lebenslänglicher Festungshaft begnadigt, die er meist auf landwirtschaftlichen Gütern in der Nähe der Strafanstalt Landsberg verbummelte. Er soll sogar einmal in dem hochfeudalen Restaurant Preysingpalast gesehen worden sein. Heute ist Arco völlig begnadigt und hat seit einiger Zeit den wohldotierten Posten eines Direktors der Süddeutschen Lufthansa inne.

Auf Antrag der damaligen Regierung Hoffmann, der neben Sozialdemokraten auch die Demokraten und die Bayrische Volkspartei angehörten, bewilligte der Finanzausschuß des bayrischen Landtags in seiner Sitzung vom 9. August 1919 den Hinterbliebenen Eisners — der Witwe und den damals noch minderjährigen Kindern — eine jährliche Rente von 12 000 Mark. Der Referent, Staatsrat Deybeck, ging davon aus, daß Eisner Beamter im weitern Sinne gewesen sei und daß daher die einschlägigen Unfallbestimmungen des Beamtengesetzes analog anzuwenden seien. Nirgends war von einer Widerruflichkeit der Rente die Rede. Der Vorsitzende des Finanzausschusses, der heutige Ministerpräsident Doktor Held, erklärte zusammenfassend: „Es scheint Übereinstimmung darüber zu herrschen, daß der Vorschlag der Staatsregierung im Sinne der Auslegung des Geheimen Rates Deybeck akzeptiert werden solle."

Die Anweisung an die Staatshauptkasse stützt sich auf die einschlägigen Bestimmungen des bayrischen Beamtengesetzes, die u. a. auch besagen, daß sich der Rentenanteil der einzelnen Berechtigten automatisch erhöht, wenn einer der Beteiligten ausscheidet, das heißt, wenn ein Kind volljährig wird.

Die Rente wurde bis zum August 1923 ausbezahlt und dann ohne Angabe von Gründen einfach gestrichen.

Am 21. Juni 1921 richtete die Witwe Eisners, die bei ihrem inzwischen verstorbenen Vater, dem alten Belli — bekannt als Verfasser der „Roten Feldpost" — in Gengenbach in Baden wohnte, an den bayrischen Landtag ein Gesuch um Erhöhung der Rente, die infolge der zunehmenden Geldentwertung zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel war.

Mit einem Male entdeckte die Regierung Kahr, daß der bayrische Staat keine Rechtspflicht habe. Die Erhöhung der Rente wurde abgelehnt, obwohl selbst der Abgeordnete Funke von der Bayrischen Volkspartei zu bedenken gab, daß es Verwaltungsgerichtshofentscheidungen gebe, die den sogenannten Revolutionsministern Beamteneigenschaft zuerkennen.

Eine dieser vergessenen Entscheidungen, vom 27. April 1921, lautete (Band 42—44, Seite 63 usf.): „Schn. (Schneppen-

horst) war als Minister für militärische Angelegenheiten Beamter des bayrischen Staates."

Die Witwe Eisners befand sich in einer erheblichen Notlage und wußte sich zunächst nicht recht zu helfen. Die verschiedenen Anwälte, die sie um Rat anging, begnügten sich immer wieder mit der Auskunft des Finanzministeriums, das heißt also der Gegenpartei, daß keinerlei Rechtspflicht bestehe.

Schließlich erhob Frau Eisner in einem Gesuch vom 13. Januar 1927 bei der bayrischen Staatsregierung Vorstellungen. Die Regierung hielt es nicht für nötig, darauf weiter zu reagieren. Auf Umwegen wurde der Witwe Eisners nach mehrmaligem Drängen am 10. Mai 1927 der Bescheid zuteil, daß das Staatsministerium der Finanzen „in Ermangelung einer rechtlichen Verpflichtung des bayrischen Staates nicht in der Lage war, dem Gesuche der Witwe des vormaligen Ministerpräsidenten Kurt Eisner um Gewährung von Rentenbezügen für dessen Hinterbliebene zu entsprechen."

Diese Mitteilung ist von dem selben Deybeck gezeichnet, der seinerzeit bei der Bewilligung der Rente im Jahre 1919 die einschlägigen Bestimmungen des bayrischen Beamtengesetzes zugrunde legte.

Vorschriftsmäßig richtete Frau Eisner am 20. Mai 1927 an die bayrische Regierung — Adresse Staatsministerium der Finanzen — ein sogenanntes Abhilfegesuch, das ohne jede Antwort blieb.

Die Witwe Eisners beschritt nun den Klageweg. Unter dem Druck der einsetzenden öffentlichen Kritik bewilligte ihr die I. Zivilkammer des Landgerichts München das Armenrecht, das bekanntlich nur dann gewährt wird, wenn Aussicht auf Erfolg besteht.

Zu Armenanwälten wurden Dr. Hirschberg und Dr. Löwenfeld bestellt, die in einer umfangreichen Klageschrift vom 29. Dezember einwandfrei und schlüssig bewiesen, daß die Revolutionsregierung Eisner das Beamtengesetz von 1908 übernommen hat als Rechtsnachfolgerin der gestürzten königlichen Regierung und als Rechtsbasis aller Regierungen anzusehen ist, die auf Grund der nach dem Tode Eisners zustande gekommenen bayrischen Verfassungsurkunde die Regierungsgeschäfte führen, mag im übrigen ihre Politik von einer der Parteirichtung Eisners entgegengesetzten oder direkt feindlichen politischen Richtung bestimmt sein.

Es gibt auch für Bayern bereits eine Strafkammerentscheidung, die besagt, daß die Revolutionsminister Minister im Sinne der Republikschutzgesetze gewesen sind. Es ist klar, daß sie damit auch Beamte im Sinne des Beamtengesetzes gewesen sind, um so mehr, als in der Zeit ihres Wirkens kein andres Gesetz bestand, und vor allem auch noch nicht jene Bestimmung der bayrischen Verfassungsurkunde in Kraft war, die besagt, daß die Minister nicht pensionsberechtigt sind, was nicht ausschließt, daß im Falle eines sogenannten Dienstunfalls ein Recht auf Unfall- respektive Hinterbliebenenrente entsteht.

Die Hinterbliebenenrente im Falle Eisner wird daher aus den einschlägigen Pensions- und Besoldungsgesetzen berechnet.

Aber selbst wenn durch willkürliche Konstruktionen die Rechtspflicht bestritten werden sollte, ist der Rentenanspruch durch die Tatsache der nichtwiderruflichen Bewilligungen der tatsächlichen jahrelangen Auszahlung begründet. Auch für diesen Fall gäbe es nur eine — um mit dem Staatsrat Deybeck zu sprechen, — „analoge" Anwendung der einschlägigen und heute in Kraft befindlichen Pensions- und Besoldungsgesetze.

Am 13. Februar war der Termin vor der ersten Instanz angesetzt. Die Verhandlung konnte nicht durchgeführt werden, weil es die bayrische Regierung nicht für nötig gefunden hatte, einen Anwalt zu bestellen — obwohl ihr seit fast einem Jahre klar war, daß die Witwe Eisners ihren Rentenanspruch auf dem Klagewege geltend machen will. In diesen Tagen wird nunmehr die erste Verhandlung stattfinden.

Offenbar muß der bayrischen Regierung, die völkischen Putschisten und Hochverrätern freigebig Pensionen gewährt (von der Pfordten, Ludwig Graf, Adjutant Hitlers), zum Bewußtsein gebracht werden, daß hinter der Rentenklage der Witwe Eisners nicht nur das gute, von einer frühern bayrischen Regierung willkürlich gebeugte Recht, sondern die gesamte ehrlich republikanische Öffentlichkeit steht, und daß es heute nicht mehr angeht, mit den völkischen und monarchistischen Putschisten dagegen zu geifern, daß der „Meineid und Hochverrat" der von Eisner geführten Novemberrevolution die Rechtsquelle der immer noch in Kraft befindlichen bayrischen Verfassung ist, mag sie durch reaktionäre und ausgesprochen gegenrevolutionäre Mächte noch so sehr verschandelt sein.

Kein Drehen, Winden, Kneifen und Rechtsbeugen kann den Herren Ministerialbürokraten da helfen: Diese Tatsache muß und wird im Rentenprozeß Eisner öffentlich-gerichtlich und damit öffentlich-rechtlich festgestellt werden.

Ein Richter

Herr von Sydow genoß den Ruf eines „guten Richters", aber was ihm den Ruf verschafft hatte, war eher eine Mischung von epikureischer Trägheit und allgemeiner Menschenverachtung als edle Aufgabe. Er ging den Dingen nicht gern bis auf den Grund, noch unlieber verstieg er sich in die Höhe, nur in der Mitte war ihm wohl. In vielen Fällen beruhte seine „Güte" auf der derben Gemütlichkeit eines mäßigen Alkoholikers. Selber schwerfällig wie ein Faß, beseufzte er die Schwerfälligkeit des juristischen Apparats, hielt die Geschworenengerichte, ohne sich je dagegen aufzulehnen, für eine lächerliche Farce, und solange er noch Strafrichter gewesen, waren seine gewinnendsten Eigenschaften zutage getreten, wenn er einen geständigen Verbrecher vor sich hatte, dem er am liebsten die Hand geschüttelt und ein Stipendium zugewendet. Mit so einem verliert man doch nicht seine Zeit, pflegte er zu sagen, als ob die Zeit eines Richters ausschließlich der träumerischen Versenkung in behaglichen Weinstuben gehöre.

Jakob Wassermann „Der Fall Maurizius"

Die Generation Bechers von Kurt Kersten

Es wäre eine ebenso schmerzliche wie notwendige Aufgabe, den Leidensweg zu schildern, den seit fast zweihundert Jahren die besten Schriftsteller Deutschlands zu gehen hatten, sobald sie sich in Widerspruch zur herrschenden Ordnung setzten. Seit den Tagen, da Lessing verbittert, mit Almosen abgespeist, in Wolfenbüttel vorzeitig in Gram und Kummer dahinschied, wurde fast jeder Schriftsteller von Rang geächtet und verfolgt oder nicht beachtet. Manche konnten noch von Glück sagen, wenn man sie nicht ernst nahm und für Narren hielt.

Lessing starb isoliert, nachdem man ihn aus dem Preußen Friedrichs weggeschickt hatte. Der alte Wieland, ein oppositioneller Fechter, wurde komisch genommen. Georg Forster mußte als Revolutionär außer Landes gehen, die preußischen Generale setzten einen Preis auf seinen Kopf.

Kleist endet verzweifelt durch Selbstmord. Ein so hochbegabter Mensch wie Niebergall endet im Säuferwahn, Büchner, von der Polizei gejagt, starb als Emigrant. Börne, Heine konnten nicht in Deutschland leben; Grillparzer führte ein abseitiges Dasein; wie grauenhaft sind Hebbels Jugendjahre.

Nietzsche wird verspottet und verlacht, Wedekind, Ludwig Thoma, Panizza werden eingesperrt. Die kaiserlichen Zensoren machen Jagd auf die Werke des jungen Hauptmann, des jungen Schnitzler. Wie schwer sind die Anfänge Heinrich Manns. Wie erbittert ist der Kampf zwischen Literatur und Staat in den letzten Jahren vor dem Krieg.

Der Krieg bedeutet eine Wende. Nicht insofern sich die Lage bessert. Sie verschlimmert sich natürlich. Aber erst der Krieg und die grollende Revolution reißen die jungen Schriftsteller aus ihrer isolierten Stellung los. Bis dahin sind sie nicht mehr mit dem Bürgertum verwachsen und noch nicht mit der politisch kämpfenden arbeitenden Klasse. Bis dahin leben sie in Zirkeln, in Gruppen, um einige Zeitschriften, einige Führer herum; bis dahin ist die Erkenntnis ihrer Situation als aktiv fühlender, sich auseinandersetzender Mensch beschränkt, sie glauben, mit Postulaten fertig zu sein, sie fordern Aktivität des Geistigen; es gibt da den bekannten aufsehenerregenden Aufsatz Heinrich Manns „Geist und Tat", der Stimmung und Willen dieser rebellischen Menschen kurz vor dem Krieg ausgezeichnet wiedergibt. Aber fast alle diese Menschen stehen der Arbeiterbewegung fern; sie pochen auf den Geist, auf die Möglichkeit einer geistigen Beeinflussung der Politik, der Kultur, sogar der Wirtschaft.

Erst der Krieg zerstört diese Träume, erst er zwingt diese Menschen zur bittern Erkenntnis der Realität, erst er reißt ihnen die Augen auf und weist ihnen den Weg aus der Isolierung zum Anschluß an das Proletariat. Dieser Weg wird vielen unmöglich, andern sehr schwer. Viele kapitulieren, machen ihren Frieden; einer von ihnen ist sogar Gesandter geworden. Andre gehen nun ganz in die Einsamkeit und verschließen sich vor der Welt, die sitzen nun im Schwarzwald oder in der

Schweiz und lieben die Menschheit und ihr eignes Werk, die Welt und die Flüsse und Wälder, und es ist nach so langer Frist wohl eitel, auf die Rückkehr dieser Fahnenflüchtigen zu hoffen.

Einige Wenige sind konsequent, unaufhaltsam den Weg weitergegangen, der sich ihnen 1914 öffnete. Es ist ein Weg, der sich nicht leicht gehen läßt. Nicht nur, weil er keine äußern Freuden spendet, keine billigen Erfolge bringt, nicht nur, weil am Rande gefällige Journalisten lauern, die sich an den Triumphwagen der bürgerlichen, „gemachten" Leute hängen und hinkritzeln, wie der Dichter wohnt und liebt und ißt. Nicht dies Tamtam ist so wesentlich. Aber jetzt haben tatsächlich eine Reihe von Schriftstellern bürgerlicher Herkunft sich nicht abgefunden, wenn die Märtyrergloriole ihr Haupt umleuchtet. Noch ein Mann wie Wedekind ist eigentlich daran zugrunde gegangen, weil er die Brücke von der Insel nicht fand, auf die ihn eigner Wille und Haß der damaligen Bürger gejagt hatten. Wir aber wollen kein insulares Leben mehr führen.

Diese Menschen, die Krieg und Revolution zum politischen Aktivismus brachten, finden sich weder ab noch sind sie geflüchtet. Sie gehen in den grauen, düstern Reihen jener anmarschierenden Männer und Frauen, die um ihre eigensten Rechte kämpfen. Diese Entwicklung bedeutet einen ganz neuen Abschnitt in der Literatur unsres Landes. Und der Weg, den diese Menschen machen, ist deshalb so schwer, weil ihnen die Dinge nicht einfach, sondern schwer erscheinen, weil sie Hemmungen, Traditionen, geistigen Ballast mitbringen, weil sie die Ersten sind, die darauf verzichten, auf jener höhern Warte zu stehen, auf der der Dichter nach demokratischen Prinzipien stehen sollte. Auch diese Verbindung mit dem Proletariat, dies Wahren der Treue, diese innere Demut sind Akte der Opfer, sind notwendig steten Anfechtungen ausgesetzt, verlangen härteste Selbstkontrolle. Es war schließlich mehr oder minder nur ein Ausbruch reinen, stärksten Gefühls, wenn diese Menschen im Kriege sich gegen den Krieg wehrten. Es war eine Art passiver Mut, wenn sie nicht schwiegen. Aber es wog mehr, in die Reihen der Revolution einzutreten, und es wog vielleicht noch mehr, in diesen Marschlinien zu bleiben, nachdem die Konterrevolution siegte und die Bewegung in die Niederung glitt. Es gibt nicht nur Leute, die im Krieg abtrünnig wurden. Wie viele haben sich später abgewandt und zogen ein bequemes Leben vor, das Menschen von Talent heute doch wirklich nicht so schwer erreichbar ist.

Johannes R. Becher ist ein großer Lyriker. Er wäre heute wahrscheinlich Akademiker geworden, wenn er nicht so tapfer Front gemacht hätte. Ach, damals, als er nur Gefühlen von Welt und Gott und Menschheit Ausdruck gab, schrieben sie in allen bürgerlichen Blättern von ihm, er war der Führer des Expressionismus; sie waren daran, ihn zu einem europäischen Typus zu machen. Heute, da er ein proletarischer Dichter ist, zucken sie die Achseln. Aber weil sie wissen, daß er ein großer Könner ist und ein standhafter, unbeirrbarer, treuer

Kamerad der arbeitenden Klasse, schleppen sie ihn vors Reichsgericht, um ein Exempel zu statuieren.

Es sind dieselben Richter, dieselben Feinde, dieselben Kreise, gegen die jene Generation, zu der Becher gehört, sich erhob, bevor Krieg und Revolution begannen. Es sind die Väter, die Rechenschaft von Becher verlangen und ihn wegen Aufruhrs, Gotteslästerung, Präsidentenbeleidigung ins Gefängnis sperren wollen. Es sind dieselben Leute, gegen die sich Becher und seine Gefährten noch im dumpfen Bewußtsein der Ungerechtigkeit der Welt auflehnten, als sie eben zwanzig Jahre alt waren. Und der Unterschied besteht nur darin, daß Becher heute vor ihnen mit dem Bewußtsein steht, daß die Schranken zwischen ihm und den Richtern die Schranken der Klassen sind, und daß es hier keinen Ausgleich, keine Versöhnung gibt, daß auch kein Urteil solcher Instanz Geltung besitzt. Es sind dieselben Gegner der Jugend — hassens-, bekämpfenswerte Feinde.

*

Der Dichter Becher war ein Bahnbrecher und Neuschöpfer der deutschen Sprache, er entriß dieser Sprache Klänge, die sie zuvor nie besaß, er fand den stärksten Ausdruck für die Ideen, die die Zeit bewegten, er war ihr Sänger, ihr Prophet, war nicht nachgiebig, nie kleinlaut, für Konzessionen nicht zu haben, er war ein Sänger und ein Charakter.

Becher erlebte die grauenhafte Vision des sicher kommenden Gaskriegs und zermarterte sich den Kopf, wie diesem Greuel abzuhelfen. Aus Menschlichkeit, Beherztheit, aus Verantwortungsgefühl für seine Mitmenschen.

Das Reichsgericht hält solches Tun für Hochverrat. Der Dichter soll nicht gestalten, was ihm die Erkenntnis zu künden befiehlt. In diesem Lande des Kasernendrills, des ewigen Untertanen soll der Dichter einschwenken, wie es der Richter befiehlt.

Der Richter will sich im Namen einer zweifelhaften Ordnung zum Rächer am Dichter machen. Der Richter will die Gesinnung richten. Dies ist nicht Mittelalter, dies ist nicht die Inquisition, dies ist das heutige Deutschland, in dem die Leute mit Gesinnung geächtet werden.

Aber die Leute mit Gesinnung werden nicht schweigen und werden sich nicht verkriechen und greifen erst recht nicht wie Kleist zum Revolver, sie sind weder einsam noch verzweifelt. Sie marschieren in jener grauen, steten, ehernen und doch lebendigen Masse, die langsam immer weiter vorwärtsrückt, und deren Glieder nichts haben als einen Glauben und eine Überzeugung.

Und so geben wir keine Ruhe und verlangen, daß wir reden dürfen und schlagen an eure Gesetzbücher, an eure Kerker, schleudern die tausend Paragraphen, die ihr uns wie Lassos zuwerft, zurück.

Wir werden nicht schweigen, denn wir wollen nicht mitschuldig werden.

Georges Sorel von Ernst H. Posse

Georges Sorel ist seit zwei Jahrzehnten eine umstrittene Persönlichkeit. Rechts- und linksaktivistische Kreise beanspruchen ihn gleichzeitig als ihren Theoretiker, besser: geistigen Führer und Lehrmeister. Theoretiker klingt nach Gebäude systematisch geordneter Gedanken, und bei Sorel kann man wohl von Gedanken, weniger von systematischer Ordnung sprechen. Er war stolz, keine Methode zu haben. Genieblitze eines historisch, philosophisch und ökonomisch Gebildeten und Revolutionärs. Ihm fehlt die Disziplin des Marxisten, die dank übertriebener Marxgläubigkeit leicht Überdisziplin, das heißt Unproduktivität werden kann. In dieser Gegenüberstellung liegen die Vorteile von Sorels Denken: er erkennt und ahnt Zusammenhänge, wo sogenannte Marxisten haltgemacht haben, da der Weg noch nicht vorgezeichnet war.

Das Echo seines Todes war wie Leben und Werk verwirrend, zwiespältig. Während die linksradikalen Kreise ihrer tiefen Sympathie Ausdruck gaben, taten das Gleiche die Leute der ‚Action Française'; George Valois, der Theoretiker des französischen Fascismus nennt sich Schüler Sorels. Und noch einer: Mussolini selbst. Auf die Frage eines Redakteurs des ‚A. B. C.', Madrid, welcher Einfluß für seine Entwicklung der Entscheidende gewesen sei, antwortete Mussolini: „Der Sorels. Für mich war die Hauptsache handeln. Ich wiederhole, Sorel schulde ich am meisten. Dieser Führer des Syndikalismus hat durch seine schroffen Theorien der revolutionären Taktik am meisten dazu beigetragen, die Disziplin, Energie und Stärke der fascistischen Kohorten zu begründen." Sorel selbst hat 1912, als er in persönlichem Kontakt mit Mussolini stand, dessen Natur und spätere Auswirkung geahnt: „Notre Mussolini n'est pas un socialiste ordinaire. Croyez-moi: vous le verrez peut-être un jour à la tête d'un bataillon sacré saluer de l'epée la bannière italienne. C'est un italien du quinzième siècle, un Condottiere! On ne le sait pas encore, mais c'est le seul homme énergique capable de redresser les faiblesses du gouvernement.

Doch zu Sorel zurück. Vor der Andeutung seiner objektiven Leistung einige Stichworte über die Hauptetappen seines Lebens: Geboren 1847, Schüler der École Polytechnique, beginnt erst nach dem vierzigsten Jahre zu schreiben. 1898 glühender Verteidiger der Dreyfussache, Schulter an Schulter mit dem reformistischen Sozialismus, voller Bewunderung für Jaurès.

Zehn Jahre später lehnt er den nur parteipolitischen, parlamentarischen Sozialismus als unproduktive Alterserscheinung ab. Durch Kompromisse, Aufgehen in Nurreformismus, sieht er in ihm nicht genügend élan vital, um als konstruktiver Faktor im Gesellschaftsleben gelten zu können. Bald ist er der Theoretiker des revolutionären Syndikalismus geworden.
Um 1912 sympathisiert er mit den Doktrinen des Traditionalismus, steht mit Konservativen und nationalistischen Theo-

retikern in engster Verbindung. Der Krieg enttäuscht ihn, enttäuscht ihn nicht als Erscheinung an sich, die unerwartete Reaktion der Massen (und vielversprechender Einzelner!) ist es, die ihn unfähig macht, Wege in eine klarere, geordnetere, sozialistische Zukunft zu sehen. Und Hauptmotiv dieser Depression ist eine Einsicht, die für ihn charakteristisch: Die Alliierten verstehen es, mit der Parole „Demokratie in Gefahr!" die Massen zu begeistern, eine einheitliche geistige Kampffront herzustellen. Sorel, der sich von dem Glauben an die parlamentarische Demokratie längst abgewandt hatte, erwartete nicht mehr eine so wirksame Resonanz demokratischer Parolen.

Der Sieg des Bolschewismus läßt ihn, der damals im französischen Geistesleben durch die große Reihe seiner soziologischen und philosophischen Werke eine Rolle spielt — selbst angesehene bürgerliche Zeitungen öffnen ihm ihre Spalten — zum ersten französischen Verteidiger des Bolschewismus werden, zum ersten Verteidiger von Format, auf dessen Worte man hört. Der vierten Ausgabe der ‚Reflexions sur la violence' (1920) fügt er ein viel beachtetes Plaidoyer für Lenin bei.

Über das Werk (besser die Werke, denn wie das Echo ist das Fundament nicht einheitlich) kann hier nur ganz Allgemeines gesagt werden. Eingehender wird darüber zu handeln sein, wenn sein Hauptwerk die ‚Reflexions sur la violence' in deutscher Übersetzung erscheinen wird.

Sorel basiert auf St. Simon, Proudhon und ... Marx. Doch würde das allein nicht erklären, warum er über die sozialistische Gedankenwelt hinaus auch den aktiv-traditionalistischen Strömungen (wie ‚Action Française') Lehrmeister sein kann. Der große Einfluß, den Bergson auf Sorel ausgeübt hat, schafft — kombiniert mit der bestehenden sozialistischen Gedankenwelt — das irrationalistische, aktivistische Element in seinem Werk. Und dies ist das eigentlich Neue, das Sorel, die politischen Lehren des 20. Jahrhunderts wesentlich beeinflussend, produziert hat. Es ist die Idee von der „action directe", vom Generalstreik als Mythos (von Mussolini umgewandelt in die Nation als Mythos. Mussolini 1922 vor dem Marsch auf Rom: „Unser Mythos ist die Nation, die große Nation, die wir zu einer konkreten Realität machen wollen"), weiter die grundlegende Idee von der produktiven Rolle der Gewalt in der Geschichte. In der ganzen französischen Presse ist noch heute der Streit nicht beendet, ob Sorel, der Lehrer Mussolinis, wohl jemals die fascistischen Gewalttaten bejaht hätte. Wer die moralisch-ethischen Motive berücksichtigt, die er als Rechtfertigung der Notwendigkeit revolutionärer Gewaltanwendung anführt, muß zu dem Schlusse kommen:

Der Lehrer hätte seinen Schüler verdammt .... wie er Lenin verehrte! Oder denken wir besser im Sinne Sorels, lassen jede banalisierende Vereinfachung fort und konstatieren ruhig, daß er in Mussolini zwar den Verräter aber den Verräter großen Formats gesehen hätte.

Berlin und die Provinz von Ignaz Wrobel

Wenn der Berliner Leitartikler von Deutschland spricht, so gebraucht er gern den fertig genähten Ausdruck „draußen im Lande", was eine groteske Überschätzung der Hauptstadt bedeutet. Denn Niveau, Basis und Fundament Deutschlands liegen „draußen im Lande" — und wieweit Berlin davon auch nur ein Exponent ist, bleibt zu untersuchen.

Was den republikanischen Gedanken in jener abgeschwächten Form angeht, in der er bei uns hergestellt wird, so ist zu sagen, daß draußen im Lande nur fleckweise etwas von ihm zu merken ist. Östlich der Elbe sieht es damit faul aus, rechts der Oder oberfaul. Man muß so einen Bericht eines Diskussionsabends der Vereinigung der Republikanischen Presse lesen, um zu fühlen, wie geduldet sie noch alle sind. Ein Regierungsassessor in Arnsberg steht dem Reichsbanner nahe und darf deshalb im Kasino nicht mehr am „Regierungstisch" mitessen; er beschwert sich und wird versetzt: er, nicht der Regierungspräsident. Der gute Wille und der schwere Stand des preußischen Innenministers sollen nicht verkannt werden: die Tradition aus Severings guten Tagen ist noch da. Aber fast immer sind sie in der Defensive, so häufig treten sie schüchtern auf, oft hat man das Gefühl, als entschuldigten sie sich, auf der Welt zu sein. Das ist nicht nur, wie sie immer behaupten, Mangel an geeigneten Leuten — es ist Mangel an Kraft, an Mut, an Stärke.

Aber ganz abgesehen von der Politik wäre zu fragen, inwieweit Berlin die Provinz beeinflußt und wie sie denn mit oder ohne Berlin eigentlich aussieht.

Soweit das ein einzelner sagen kann, möchte ich behaupten, daß Berlin in vielen mindern und einigen guten Gebieten der äußern Zivilisation die deutsche Provinz sehr stark beeinflußt; zum mindesten geht die Entwicklung der Hauptstadt und der Provinzstädte hier parallel. Die Bar, das dumme Revue-Theater, der Amüsier-Betrieb; die „Aufmachung" — das alles findet sich in den größern Provinzstädten fast überall wieder, und sie sind auch noch sehr stolz darauf. Wo aber bleibt, wie man so schön sagt, die Eigenart der Länder?

Sie ist schon da, aber ich glaube, daß der innere Zentralisierungsprozeß große Fortschritte macht. Eine Mechanisierung, eine Automatisierung des Lebens haben eingesetzt, gegen die der föderalistische Gedanke Rückschritt und nicht ungefährliche Romantik bedeutet. Was zum Beispiel Fr. W. Foerster wiederaufbauen will, lebt nicht mehr — er übersieht, daß die Stärkung der kleinen Lebenskreise nicht eine Stärkung der Kultur nach sich zieht, sondern Vorwand für Lokaleitelkeit und eine spanische Wand bildet, hinter der man das bißchen Verfassung noch mehr sabotieren kann als es schon, etwa von Bayern, geschieht. Lieber ein einziges „Preußen" als sechsundzwanzig. Wobei auch für die große französische Presse anzumerken ist, daß Preußen heute einer der freiheitlichsten Bundesstaaten und schon lange nicht mehr der Hort der Reaktion ist.

Berlin aber überschätzt sich maßlos, wenn es glaubt, es sei Kern und Herz des Landes. Der Berliner Leitartikler täte gut, inkognito einmal auf ein großes schlesisches Gut zu gehen, auf ein ostpreußisches, in eine pommersche Landstadt — und er wird etwas erleben. Was der Hindenburg-Tag seinerzeit nach Berlin an Schwankfiguren, an Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Zylindern, an hundertjährigen Bratenröcken und Oberförsterbärten ausgespien hat, war nur eine kleine bemusterte Offerte: die Warenlager liegen in den kleinen Städten wohl assortiert und können jederzeit — nicht immer ohne Gefahr — besichtigt werden. Ohne Gefahr dann nicht, wenn etwa der „Berliner" versuchen wollte, Terror, Diktatur und Frechheit der dort herrschenden Bourgeoisie tatkräftig abzudrehen. Kein Gericht stützt ihn da, keine Verwaltungsbehörde, keine Zeitung. Er ist verloren und muß das Feld räumen.

Sieht es in der Kultur der Provinz besser aus —? Kaum.

Die Krisis des Dessauer Bauhauses hat es erst jüngst gezeigt, wie es damit steht. Erst haben sie diese schwarz-rot-goldene Juden-Architektur aus Weimar herausgehauen; dann setzte auch in Dessau ein jahrelanger Verleumdungsfeldzug ein, und nun haben sie den Führer, Herrn Gropius, glücklich zur Strecke gebracht. Tatsache ist dies:

Im Augenblick, wo eine künstlerische Institution von den Kommunalbehörden in der Provinz oder Landesbehörden in der Provinz abhängt, ist es mit ihr aus: sie gerät widerstandslos in den reaktionären Muff engstirniger Kleinbürger; freiheitliche Männer werden gekündigt, herausgeekelt, herausgeworfen, und weil der manchmal großzügig denkende Fürst fehlt, der so oft Schöpfer der Landes- oder Städtekultur gewesen ist, so herrscht der kleinliche Provinzler absolut. Natürlich gibt es in den größern Provinzstädten Ausnahmen.

Die sind aber meist machtlos. Es gibt in jeder, ausnahmslos jeder Provinzstadt eine Opposition, die es sehr, sehr schwer hat, und die wir von Berlin aus lange nicht genug unterstützen. Erschütternde Briefe beweisen das, Artikel in kleinen Blättchen, die keiner liest, Broschüren ... man betrachte sich beispielshalber das aufschlußreiche Heftchen „Würzburg eine Provinzstadt?" (im Verlag der kulturellen Arbeitsgemeinschaft Würzburg 1927). Wie da gerungen wird; wie da versucht wird, das Gute von außerhalb zu adoptieren und das Eigne zu bewahren — und wie aussichtslos das alles ist, wie uneinheitlich, wie durchsetzt mit Romantik, Phrase, verhülltem Katholizismus (der gefährlicher ist als der offene) — machtlos verbluten diese kleinen Gruppen unter den Mächtigen der Stadt und der Provinz.

Die bürgerliche Provinzpresse ist daran nicht schuld, wie die gutgläubigen Eiferer wahr haben wollen; sie ist nur Symptom und Ausdruck der herrschenden Kaste, die mit allen Mitteln — denen des Boykotts, der Kündigung von Redakteuren, der Entziehung von Inseraten — die Zeitungen zu dem machen, was sie sind: zu einem fast uneinnehmbaren Bollwerk der Reaktion. Eine wirklich schwere Schuld hat die sozialdemokratische Provinzpresse. Von Ausnahmen abgesehen —

Beispiel: Zwickau — wird hier dem „Vorwärts" nachgeeifert. Keine Schwierigkeit wird zu Ende gedacht; nichts steht da ohne Reserve; viel zu selten gehen diese Blättchen aus dem engen Parteitrott heraus, und die Folge ist dann, daß, genau wie in Berlin, die jeweilige „Morgenpost" die Massen hat und die Sozialdemokratie das Nachsehen. Das Gebrüll, „die Blätter der Bourgeoisie nicht im Hause zu dulden", taugt gar nichts; denn solange die Arbeiterblätter die Jugend nicht haben und nicht die Frauen, ohne die bekanntlich ein Erfolg überhaupt nicht denkbar ist, solange liegen eben die andern vorn.

Nun ist aber fast ausnahmslos jedes Gremium von Provinzlern: von Stadtverordneten, Parteisekretären, Kreisausschußmitgliedern oder Bürgerausschüssen künstlerisch reaktionär; ob es um die Kunst oder um die Kultur geht, immer werden diese wichtigmacherischen Konferenzen gegen den Geist entscheiden. Sie können das, weil sie die Macht haben. Die Eiertänze der „Intendanten", wie sich städtische Theaterdirektoren heute gern nennen, die Kompromisse der freiheitlichen Experimentierer legen davon Zeugnis ab. Also bedeutet Berlin die Freiheit? Das ist ein schwerer Irrtum.

Berlin ist nur eine große Stadt — und in einer großen Stadt verschwindet der Einzelne, kann die Gruppe ungestörter arbeiten, weil der Kreis derer, der in Köln nur achtzig oder hundert Menschen stark ist, hier in die Zehntausende geht; es ist eben alles mit hundert multipliziert. Aber mehr auch nicht. Denn so groß die negative Freiheit in Berlin ist („Hier kann man tun und lassen, was man will") — so klein ist die positive. Man gehe einmal dahin, wo wirklich eine Macht ausgeübt wird: in die Baupolizei, aufs Gericht, in die Schule — und man wird, von zahlreichen freiheitlichen Enklaven abgesehen, auf einen Provinzsumpf stoßen, auf Vorurteile gradezu diluvialer Art, auf unwahrscheinliche Typen, die der Beamtenkörper durch Kooptation aufgenommen hat und die in ihm herrlich gedeihen. Ihr habt alle in der Klasse einen sauren, etwas humorlosen, nicht so wunderschön gewaschenen Mitschüler gehabt, der meist unter den ersten zehn zu finden war — ihr könnt darauf schwören, daß er heute dasitzt und euch regiert. Er ist die unleserliche Unterschrift unter den amtlichen Verfügungen; er begeht die gradezu unverständlichen Schikanen der Verwaltung; er und kein anderer. Auch in Berlin.

Der Vorwurf der Provinz, das berliner Getöse sei nicht Deutschland, ist insofern berechtigt, als tatsächlich der Ruf der großen demokratischen Presse, der Künstler, der freiheitlichen Verbände in keinem Verhältnis zu ihrer wirklichen Macht steht: auf der andern Seite wirkt fast lautlos, immer vorhanden, bedeutend geschickter und vor allem bedeutend rücksichtsloser arbeitend, die Macht der Reaktion, unterstützt von den frommen Wünschen der Börse und der Kaufmannschaft, die in den berliner Premieren Beifall zu ungefährlichen Demonstrationen klatschen.

In der Provinz aber, an hundert verschiedenen Stellen, wird von unsern Leuten gekämpft: um Licht und Luft und Freiheit. Ich glaube nicht, daß ein neuer „Reichsverband zur ..." ihnen helfen kann. Gäbe es aber ein geistiges Reichsbanner, dann wäre ihnen geholfen. Solange es das nicht gibt, scheint es mir Pflicht und Gebot der Klugheit für jeden, der in Berlin eine Machtposition innehat, Energie in die Provinz zu strahlen, statt ihr auf die Schulter zu klopfen. Auf das Geschrei des Landbundes gegen die eigne Hauptstadt gibt es nur eine Antwort: heraus mit der Kraft Berlins, das helle ist, in die Provinz, wo sie dunkel ist.

Der Student von Arthur Holitscher

Cheng Pai Ming haben sie erschlagen!
Den dünnen, zarten Hals haben sie erwürgt
In der Gesandtschaftsstraße!

Die zarte Cheng Pai haben sie erdrosselt,
Und der Konsul und der Gesandte standen dabei,
Und unter der Hose regte sich etwas.

Cheng Pai war so fein,
Zart war sie, wie das Blumenblatt auf dem See,
Der nördlich von der Verbotenen Stadt sich erstreckt.

Cheng Pai war zart — ihre Hände waren so dünn —
Und doch konnte sie die rote Fahne dem Zuge voran tragen und schwenken,
Wenn wir im Zuge gingen — stundenlang.

Wir sagten ihr: Cheng Pai —
Schwache, Zarte, ein Mann wird die Fahne tragen.
Aber sie gab sie nicht her, die liebliche, lächelnde Cheng Pai,
Genossin Cheng Pai Ming.

Sie haben die Fahne zerfetzt,
Die Fremden im Gesandtschaftsviertel,
Und sie haben Cheng Pais jungen Mädchenhals zerfetzt,
Die hündischen Knechte und Abtrittlecker der Fremden —
Tschang Tso Lin, der Dieb, und Tschang Tso Lin, der Gräberfuchs.

Nie werden wir Cheng Pai mehr in unserer Mitte haben,
Ihre süße, selige Stimme hören, ihre klugen Augen sehn,
In denen Freiheit flackerte wie ein kleiner glimmender Opferstab,
Den das heiße Herz entzündet hatte: die Liebe zum geringen Volk.

Wie gut konnte sie sprechen, Cheng Pai,
Wenn wir sie frugen nach Marx, Engels, Lenin.
Sie war die Klügste von uns allen, Studenten und Studentinnen,
Die Bescheidenste von Allen zugleich.

Denn Wissen und was man Ehrgeiz nennt, gehörten nicht ihr,
Sondern sie gab sie preis, wie ihr Hab und Gut Allen gehörte,
Der freien Atmosphäre unseres Landes, wie ihre süße Stimme, wenn sie sie erhob,
Auf der Tribüne, der Barrikade, auf der Pagode, die gegen die westlichen Berge schaut.

Doch als sie starb, sprach sie lange nicht mehr, sondern schaute nur
In die Gesichter der Soldaten, der Männer, die sie mit ihren Fäusten betasteten.
Lange blickte sie in die Gesichter der Soldaten, Männer ihres Volkes,
Die sie töteten und vernichteten —
Sie sah in die Augen der lebenden Menschen, — vertierten, verirrten, verwirrten Menschen, die sie mordeten.

So ruhig war Cheng Pai — denn sie wußte ja: der irdische Tod ist nichts,
Und Marx und Engels und Genosse Lenin sind nicht tot,
So wenig wie Genosse Liebknecht und Genossin Luxemburg je sterben werden,
Und alle die gemordeten Brüder und Schwestern —
Sie lebten ja, wie ihr noch schlagendes Herz in der Jungmädchenbrust
Nimmer aufhören konnte zu schlagen —

Bis die fremden Mörder und Schänder in ihre Länder zurückgejagt sind,
Und Marx und Engels und Genosse Lenin gesiegt haben im Reich der Mitte,
Und das Gesandtschaftsviertel zertreten und dem Staube gleichgemacht ist,
Und Scham und Schmach verstoßen sind aus dem Lande des Tao, des heiligen,
Aus dem Reich der alten Weisen und der ewigen Weisheit.

Cheng Pais ewig junges Herz wird schlagen durch die Bücher der Weisen und Guten der Welt,
Und in allen Herzen der unglücklichen Menschheit
Erwecken den gleichen, singenden Schall.

Aus den „Gesängen der chinesischen Revolution".

Wiener Theater von Alfred Polgar

„Deburau",

der Schöpfer des Pierrot-Typs (auf der volkstümlichen Bühne der „Funambules"), ist Held dieses Spiels von Sacha Guitry. Er hatte einen Sohn, Charles, der nach ihm den Pierrot machte, aber nicht so berühmt wurde wie der Vater. Hingegen kam das geistige Kind Deburaus, eben der Pierrot, in Europa, besonders in den romanischen Ländern, zu hohen pantomimischen

und lyrischen Ehren. Er verliebte sich in zahllose Kolombinen jederlei Spielart, wurde stets aufs schmerzhafteste betrogen, starb die mannigfachsten Tode und errang die Geltung eines Patrons aller in ihr Unglück verliebten unglücklich Liebenden. Sein Gestirn ist der Mond, mit dem er die Blässe, das Nächtige und Wechselvolle gemein hat. Er besteht zu je dreißig Prozent aus Schwermut, Skurrilität und Musik, wozu noch zehn Prozent Mehlstaub hinzukommen. Mit diesem sowie mit dem plodernden, die Körperlinien verhüllenden Gewand deckt er gleichsam sein Persönliches zu und wird prinzipiell, gestaltlos, halb Mensch, halb Gespenst, ein Wesen aus Geist und Blut. Er tanzt, er spielt die Geige sowie die Laute, gewiß auch prima vista das Saxophon, er ist Dichter, Philosoph, Schauspieler, Hanswurst, Ekstatiker. Liebe und Tod naschen an seinem Herzen, das sich stets regeneriert wie des Prometheus unverwüstliche Leber, und wo er hintritt, sprießt die blaue Blume, die nun freilich schon lange nicht mehr getragen wird. Hier wäre zwanglos einiges von der commedia dell' arte zu sagen, was sich immer gut macht, aber man kann es auch bleiben lassen. Zahlreiche gefühlvolle Dichter, zumal solche, die das nicht sein wollen, haben an dem langärmeligen weißen Mann, hinter dessen burlesker Hälfte sich Sentimentales gut verschmuggeln läßt, ihr Mütchen gewärmt, viele Pierrots, vorn spaßig, hinten tragisch, geistern durch die Literatur, eine reiche poésie poudrée wuchs um Deburaus Schöpfung (die feinste Blüte des Genres, soweit ich es kenne, ist der Pierrot des früh verstorbenen genialischen Laforgue). Auf dem Tiefpunkt ihres Abstiegs geriet die Figur in das sogenannte deutsche Kabarett.

Nun hat Sacha Guitry, in humorferner Stunde, um Pierrot ein dreiaktiges, rührendes Theaterstück gebaut. Das heißt nicht um Pierrot, sondern um Deburau. Doch fließen hier Farben, Zeichen, Tonfall von Schöpfer und Geschöpf so ineinander, daß eine kaum noch lösbare Zweieinigkeit hergestellt erscheint. Als wenn zwei Bilder übereinander kopiert wären.

Der Beginn des Spiels zeigt Deburau auf der Höhe seiner Kunst und Geltung. Wir sehen ihn in der Pantomime. Die Zuschauer (auf der Bühne) sind hingerissen, der Theaterdirektor, vor Freude über den Erfolg von Sinnen, erhöht freiwillig die Gage, die Zeitung, venant de paraître, bringt einen hymnischen Artikel des bedeutenden Jules Janin über Deburau, die Kollegen grollen neidisch, die Frauen umgaukeln ihn mit den besten Absichten, doch er geht nicht auf sie ein, der Gattin treu. Nur als eine gar zu wunderschöne winkt, wird er schwach und begibt sich mit der Süßen in den zweiten Akt. Ihren Namen sollt ihr nie erfahren, es ist Marguerite Gautier. Deburau ruft sie (wegen der Blumen, die sie damals im Gürtel trug) ohne viel Überlegen: Kameliendame. Ein paar Tage lang ist der große Pantomime sehr glücklich, Liebe erfüllt ihn ganz, und er äußert sich durchaus optimistisch über diesen Gefühlszustand. Hernach macht er einen Sprung nach Hause, um die Sache mit der Frau in Ordnung zu bringen. Die Frau ist fort. Deburau nimmt seinen kleinen Sohn und einen

Vogelkäfig, omnia sua, und kehrt zur Geliebten wieder. Inzwischen hat aber eine unangenehme ältere Person der Marguerite einen wohlhabenden, bildhübschen Jüngling vorgestellt, welcher Armand Duval heißt. (Schau herab, père Dumas-fils.) Der Effekt dieser Vorstellung ist so plötzlich wie eindeutig-positiv. Deburau, da er, seinen kläglichen Besitz mit sich tragend, die Tür öffnet, kann keinen Augenblick zweifeln, daß es da nichts mehr zu zweifeln gibt. Etliche Jahre später — die Liebesgeschichte hat Guitry nach Akt zwei ganz fallen lassen — sehen wir Deburau als erledigten Komödianten. Sein Sohn, der sechzehnjährige Charles, will auch den Pierrot machen, der Alte, eifersüchtig, verweigerts ihm, doch da er selber, ein stumpf und matt gewordener Clown, von den Zuschauern ausgepfiffen wird, und der Direktor, Geschäft ist Geschäft, die Rolle einem andern Spieler zuweist, erlaubt der arme Mann schließlich doch, daß der Sohn als Deburau II in die plodernden Kleider schlüpft.

Sacha Guitrys Komödie, in der von Kunst und Liebe billig gehandelt wird, findet ihr Auslangen mit den oberflächlichsten Assoziationen, die sich jenen beiden abschöpfen lassen. Offenbar, weil vom Geist der Pantomime immerzu beschattet, ist auch sie nichtssagend, wie es dieser stummen Kunstart gemäß. Ein zuckersüßes Stück, weich und weinerlich, großgeberdig und mit Puder bestaubt wie sein Held Pierrot, leider ohne Spur von dessen Witz und spukhafter Clownerie. Empfindsames Theater ältesten Stils (so lebensfern und gleichgültig, daß unsre Staatsbühne nicht daran vorübergehen konnte), aber immerhin von jener Kultur des Belanglosen, jenem Hochglanz der Banalität, der deutscher Plattheit unerreichbar bleibt.

Herrn Aslans Deburau ist am feinsten im Schlußakt, wie er den Sohn das rechte Pierrotsche lehrt, wie die Hemmungen, die er dabei hat, vom Schwung, in den ihn die zauberische Materie versetzt, überwunden werden. Das, was Deburau über Komödiantenglück und -elend sagt, ist zu trivial, als daß man es gut sagen könnte, und die Liebesgeschichte so kitschig geführt und textiert, daß sie auch den besten Spieler in falsche Töne nötigen muß. Marguerite Gautier, die Kameliendame im praeliterarischen Zustand, wird von Frau Wohlgemuth stattlichst repräsentiert. Doch weht die dünne Luft, die um die Figur ist, auch um deren Darstellerin.

An Guitrys Spiel — von Berta Zuckerkandl in feines Deutsch übertragen, das sich infolge Franz Theodor Csokor manchmal auch, unüberhörbar; reimt — erweist der Regisseur Hans Brahm seinen erfindungsreichen Geschmack im Gliedern und Beleben des Raums, im Kontrapunktieren von Bewegung, Farbe, Licht und Schatten. Er ist Realist mit Phantasie: und immer bemüht, dem Theater dichterische Bedeutung zu geben, ohne daß die sinnliche darunter litte. Akt eins und vier, mit der Pantomimenbühne, sind reizend geraten, die Pantomime selbst allerdings läßt die Begeisterung der Pariser von 1839 kaum verständlich erscheinen. Jules Janin muß ein Stück bei den Funambules gehabt haben.

Mörder für uns von Arthur Eloesser

Das sah im ersten Augenblick sehr harmlos aus: schöner Abend, Landstraße, Natur und darin Wandervögel, barhäuptig, mit nackten Waden und mit Schillerkragen. Ich meinte, daß sie nun abkochen und etwas Wehmütiges singen würden; Mädchen waren auch dabei. Sonnenuntergang — Landstraße — Bäume, in der Mitte Zwischenräume. Diese zeigten sich sehr bald, der junge Dichter Willi Schäferdieck liebt eine geschwinde Exposition. Um so besser. Drei Kameraden trennen sich von den andern, die richtigere Proletarier sind, die an den Klassenkampf glauben und eine revolutionäre Tat wollen. Walter und Fritz, ebenso arm, aber als verlorene Bürgerssöhne von einer andern Armut, brauchen ein persönliches Schicksal, eine eignere Not mit einer feinern Sehnsucht, die sie als Werkhunger bezeichnen. Das hätten sie nicht sagen sollen. Werkhunger ist ein gebrauchsfertiges Wort und etwa in das gütige Gutachten eines Oberstudienrats gehörig, der seine verfahrenen Jungens bedauert und entschuldigt. Ich bemerke, daß der junge Dichter Willi Schäferdieck im Sprachlichen rechtschaffen arm ist, daß er sich den Mund, wenn er überhaupt mit dem eignen Munde redet, an nichts Feurigflüssigem verbrennt. Das Feuer hat Carl Balhaus, ein schlankerer, weniger naturburschenhafter Brausewetter, sehr blond, ohne fad zu sein, sehr seelisch und durchsichtig, ohne die Form zu verlieren. Aus ihm wird was; er ist schon was. Was wird aus Schäferdieck? Natürlich ein Bühnenschriftsteller; er ist es schon.

Vorläufig noch im Schillerkragen. Und wenn er auch das Eisenbahnattentat von Leiferde zu seinem tragischen Problem macht. Zwei arme Schächer, die beiden hungernden Jungen auf der Walze, mit der Geige im Sack, die ihnen nichts einbringt bei Zöllnern und Pharisäern — aber zwischen den beiden Christus. „Mörder für uns" sagt das junge Mädchen, das den unglücklichen Eisenbahnattentäter vor der Hinrichtung besucht, das die Tragik seiner Opfertat versteht: einer von den Verirrten, Verfahrenen, Entgleisten muß morden, damit es nicht andere zu tun brauchen. Sie hätte das nicht sagen sollen und manches andre auch nicht, etwa bei der ersten Begegnung: in drei Wochen trete ich vor den Altar. Diese Gartenlaubenszene, wenn der junge Mensch seinen Kopf in ihren Schoß ‚geborgen' hat, war vom Scheinwerfer beleuchtet und extra eingerahmt. Der Regisseur Friedrich Eckert, wenn er erst gegen die Dichter mißtrauischer geworden ist, wird noch lernen, daß armes Papierdeutsch immer im Halbdunkel gemuschelt werden muß. Sonst war ich mit dem jungen Regisseur zufrieden. Wie er ein Auto durch die Laterne, wie er einen Zug durch sein Rattern andeutet, wie er Lichter und Geräusche und eine intelligent mitgehende Musik ineinander arbeitet, das verriet eine biegsame Hand und ein feines Ohr. Ein junger Dichter, ein junger Regisseur, lauter junge Schauspieler, meistens noch unflügge Brut aus der Heldschen Theaterschule — es war irgend ein Kollektiv in der Aufführung tätig, nicht das einer

auf Engagementsdauer beschworenen Parteigesinnung, sondern einer gewissen jugendlichen Gläubigkeit, ein bei der Sache sein, die die eigene ist.

Eine Aufführung auch im Schillerkragen; aber der war echt und für diese Zwanzigjährigkeit keine Verkleidung. Wenn der sehr gewissenhafte Theatervater Berthold Held sich gesagt hat: laßt die jungen Leute irgend etwas spielen und inszenieren, was einer aus ihrer Mitte, aus ihren Jahren gemacht hat, und welches Gefäß sie auch immer mit ihrer echten Empfindung erfüllen — so hat er sich etwas sehr Hübsches gesagt. Dieses „Mörder für uns" war die unschuldige Veranlassung, wenn auch dieser zugleich sanfte und unternehmende Schäferdieck noch nicht wissen sollte, daß er so sehr viel Unschuld nicht mehr zu verlieren hat. Seine Schauspieler dürfen es nicht wissen, sonst wären sie keine Schauspieler. Ich will ihrem Dichter keine subjektive Unechtheit der Empfindung nachsagen. So etwas gibt es, besonders im zarten Dichteralter, überhaupt nicht, und ich habe keine gläubigern Seelen gefunden als grade die Kitschiers, die mit einem wunderbaren Schwung und vom höchsten Sprungbrett der Begeisterung den Kopfsprung in alle Wasser der Banalität wagen. Nur der Künstler ist nicht leichtgläubig gegen sich und ein mißtrauischer Bursche trotz Wut und Glut; er wittert und fürchtet eine Gesetzlichkeit, die im Höchstpersönlichen als etwas Überpersönliches tätig sein muß. Das Talent zum Kitsch ist eine Naturgabe; du kannst ihr nicht entrinnen. Dieser empfindsame kleine Schäferdieck hat heute schon den Dreh, einen guten, wenn er die beiden jungen Menschen mit schleuniger Motivierung, also Entschuldigung durch Hunger und Verzweiflung, zum Eisenbahnattentat lockt, einen bösen Dreh, wenn der Massenmörder sich seine Tat und ihre tragische Bedeutung mundgerecht macht. Vorher hieß es Werkhunger, hinterher heißt es Wille zum persönlichen Schicksal. Ich lächle gar nicht, wenn im Kerker dieses männlichen Gretchens die revolutionären Kameraden des ersten Bildes wieder erscheinen, um ihm gewaltsame Befreiung vergeblich anzubieten. Wann soll man so etwas erfinden, wenn nicht mit zwanzig Jahren? Aber was da entscheidet, allzu klar und nur heraus geredet, das sind eben Vokabeln. Ein Wort nur, das noch keiner gesagt hat, wäre Beweis gewesen. Ein Wort, das unsre Jugend sucht, und das keiner für sie ausspricht. Es ist nicht ihr Unglück, daß sie sich durch keine Überlieferung, durch keine Bindung mehr festigt, vielmehr, daß auch Jugend durch Jugend heute nicht vertreten ist. Fragt man die jungen Menschen, wer für sie heute das Wort führt, so soll es der eine nicht sein, der noch einen romantischen Spitzenkragen trägt, und der andre auch nicht, der ohne Kragen und in der roten Bluse geht. Eins ist klar, daß dieses Wort im genauen Sinne ein mot d'ordre sein wird. Wir waren von unsern Vätern noch hübsch an eine Ordnung angeschmiedet und haben an den Ketten gerüttelt. Die Jugend von heute ist vaterlos und hat mehr Freiheit als irgend eine vor ihr. Wenn ich sie recht verstehe, und sie hat sich ja förmlich als Stand, als Nation eingerichtet, will sie aus der Freiheit zur Ordnung.

Broadway von Harry Kahn

Jüngst hat ein ebenso streitbarer wie strebsamer Theaterleiter, von der Gastlichkeit dieser Zeitschrift opulenten Gebrauch machend, nicht ohne pathosgeschwängerte Ironie gefragt, was denn die entscheidenden Faktoren unsrer Entwicklung geworden seien, Seele oder Petroleum, he? Wenn ich ihn recht verstanden habe, so entschied er sich für das Petroleum. Er wünscht sich also für seine Bühne Stücke mit möglichst wenig Seele und möglichst viel Petroleum. Wenn es auch andre marktgängige Materialien sein dürfen, so kann dem Manne geholfen werden. Ja, es ist ihm eigentlich schon geholfen: er braucht sich bloß an die Bootlegger-Stücke zu halten, die jetzt im lieben Amerika Legion und Mode sind, und in denen zwar nicht für einen Cent Seele enthalten, aber von Alkohol im Werte von vielen Millionen Dollars die Rede ist. Denn daß die Prohibition in den Vereinigten Staaten zwar mit viel Theater verbunden, aber doch im Kern eine so ernsthafte Wirklichkeit ist, wie sie sich der theaterfeindlichste und wirklichkeitsversessenste Fanatiker nur wünschen kann, das dürfte vom vielköpfigsten Kollektiv nicht geleugnet werden können. Ob ein legislativer Akt von dieser Tragweite so „wahre Erschütterungen" — womit doch wohl katastrophale Änderungen in der ökonomischen und sozialen Struktur eines Landes und damit im Schicksal seiner Bewohner gemeint sind — zu zeitigen vermag wie die Entdeckung eines neuen Goldfeldes, um das zu beurteilen, braucht man sich bloß vorzustellen, daß in Europa plötzlich die gesetzliche Prohibition ausbräche und daß die Hunderttausende von deutschen Brauern, französischen Winzern und Arbeitern der verwandten Gewerbe von einem Tag auf den andern brotlos würden. Von den Direktoren und Aktionären ganz zu schweigen...

Wahrscheinlich der beste, will sagen: der wirksamst gemachte der vielen Reißer, die aus ihrer Beschäftigung mit dem Alkoholschmuggel die Berechtigung herleiten, sich „ein amerikanisches Zeitbild" unterzubetiteln, ist der Dreiakter „Broadway", der seit unvordenklichen Tagen in einem Theater der pittoresk zusammengesetzten Straße läuft, nach der er heißt. Was sonst an zeitgenössischer „Wirklichkeit" drin vorkommt, beschränkt sich auf die wohl schon früher in jener Gegend beheimatete, durch das bekannte Stahlbad wohl nur erhärtete Sachlichkeit in der Behandlung von Menschenleben, sowie auf die nun auch schon traditionell gewordene Zugabe von Girlbeinen und Jazzklängen. Diese Ingredienzien und ein munterer weltstädtischer Verkehrston mögen zweieinhalb Abendstunden Dem vertreiben, der sie andernfalls mit einem reizenden Flapper oder einem spannenden Wallace verbracht haben würde. Wer sich höhere Freuden weiß, den wird dieses „Zeitbild' ziemlich anwidern, nicht weil, sondern trotzdem es (bis auf die sentimentale Schlußpointe) so wirklichkeitsgetreu und zeitgerecht ist. Und es bleibt von dem Abend im Komödienhaus nichts als die Erinnerung an eine einer bessern Sache würdige Auf-

führung unter Eugen Roberts tempobeflissener Regie, an die grotesk-elegante Agilität Harald Paulsens, an die hundeschnäuzige Anmut Charlotte Anders, an die umwerfende Drastik Rosa Valettis und an ein paar mit dünnem Stimmchen entzückend dahergeplapperte Rotznäsigkeiten der kleinen Albu.

Alle Mann an Bord von Morus

Eigentlich müßte man gegen Herrn Sämisch vorgehen. Denn so war es ja gar nicht gemeint, als ihm nach den ersten Phöbus-Veröffentlichungen vom Reichskanzler Marx im Einverständnis mit Herrn Geßler der Auftrag erteilt wurde, den Fall Lohmann zu untersuchen. Man wollte die Aufmerksamkeit der Presse und des Reichstages von der ganzen Geschichte ablenken; das wollte man und nichts weiter. Aber der brave Beamte Sämisch verstand seine Aufgabe falsch, suchte und fand mehr, als allen Beteiligten lieb war. Die größten Verschleppungskünste haben nicht ausgereicht, und nun füllt ein des Landbundes halber aufgehaltenes Parlament seine letzten Lebenstage damit aus, etwas Licht in die Affäre zu bringen.

Ganz wird es nicht gelingen. Die Denkschrift, die Herr Marx mit Hängen und Würgen dem Reichstag konzediert hat, gibt immer erst einen Ausschnitt aus dem illegalen Arbeitsgebiet des Herrn Lohmann. Es ist unwahr, daß die Denkschrift zusammenfaßt, was Sämisch in seinem grundlegenden Bericht und dann in seinen Ergänzungsberichten festgestellt hat. Bestenfalls wird der finanzielle Teil, der die dreißig oder fünfunddreißig Gründungen und Beteiligungen des Marineamts umfaßt, einigermaßen vollständig bekanntgegeben werden. Auch diese geschäftlichen Transaktionen, die dem Reich ungefähr 28 Millionen Mark gekostet haben und in denen der ursprüngliche 3½-Millionen-Verlust an der Phöbus-Film-A.-G. nur noch als ein bescheidenes Partikelchen figuriert, sind skurril genug, um anderswo eine ganze Regierung auffliegen zu lassen. Alle die Bäckerei- und Kinogeschäfte, Speckexport- und Kohlenstaubverwertungs-, Flugzeug- und Versicherungsgesellschaften, mit denen sich die Seetransportabteilung des Herrn Lohmann befaßte, muten, rein finanziell betrachtet, so kindisch und täppisch an, als ob sie ein vollendeter Narr unternommen hätte. Aber man tut den Herren vom Marineamt unrecht, wenn man die Dinge nur finanziell ansieht. Denn das Geschäftliche war für sie ja nur Beiwerk und Vorwand und das Finanzielle Mittel zu höhern, politischen Zwecken.

Über diesen politischen Teil glaubt Herr Marx seinem Volke, von dem bekanntlich die Staatsgewalt ausgeht, noch immer nicht reinen Wein einschenken zu dürfen. Als ob heute nicht schon Hunderte und Tausende innerhalb und außerhalb des Reichstags wüßten, wozu Herr Lohmann seine Speckausfuhrorganisation aufgezogen, wozu die Navis und Trajag, die Otwi und Severa und die andern schönen Tochtergesellschaften des Lohmann-Konzerns dienen sollten. Als ob diejenigen, die es noch nicht wissen, sichs noch nicht denken könnten.

Aber selbst wenn die Reichsregierung im Bunde mit dem Oberreichsanwalt ein striktes Ausfuhrverbot für Worte und Gedanken erließe, würde es nichts mehr nützen, denn im Ausland ist man, wie gewöhnlich, sehr viel besser orientiert.

Seit zwei Jahren sitzt im Zuchthaus Sonnenburg ein Siemens-Ingenieur wegen Landesverrats, weil er den Franzosen die Lohmann-Geschichten mitgeteilt hat; nebenbei bemerkt, erst, nachdem er vorher etliche deutsche Amtsstellen vergeblich darauf hingewiesen hatte. Daß die Russen über alle Einzelheiten orientiert sind, kann bei den vielfältigen Beziehungen der Frau Ekimoff, der Freundin Lohmanns, wohl als selbstverständlich gelten. Und auch in Warschau wird man wahrscheinlich seit geraumer Zeit schon hinlänglich im Bilde sein. Oder glaubt man vielleicht noch, dem Foreign Office, in dem ein Spezialist wie Gregory tätig war, etwas Neues bieten zu können? Nein, dem Ausland kann wirklich nichts mehr verraten werden, wenn man, entsprechend dem Willen der Reichstagsmehrheit, mit dem ganzen Material herausrückt. Doch man kann sich außenpolitisch immer noch gewaltig schaden, wenn man den politischen Teil des Falles Lohmann unterschlägt und ihn einfach als eine Finanzaffäre behandelt.

Indem man die hochnotpeinliche Affäre des Marineamts zu einem gelinden Finanzskandal zu bagatellisieren sucht, fährt man fort, alle Schuld und Fehde auf dem breiten Buckel des Kapitäns Lohmann abzuladen. Merkwürdig, merkwürdig: bei andern Finanzskandalen, zum Beispiel bei der Seehandlung, wurde der Kreis der Beteiligten immer breiter, bis schließlich niemand mehr als Verantwortlicher übrigblieb. Bei dem Fall Lohmann zieht sich einer nach dem andern seiner Mitwisser und Schutzengel sacht zurück, und man braucht sich nicht zu wundern, wenn morgen ein Communiqué herauskäme: Herr Lohmann ganz allein habe aus den verschiedenen Fonds das Geld zusammengeholt, habe alle Korrespondenzen höchstpersönlich geführt und in sämtlichen seiner Gesellschaften sämtliche Posten bekleidet.

Wahrhaftig, eine splendid isolation! Herr Geßler, der oberste Vorgesetzte des Kapitän Lohmann, hat sich in St. Wolfgang friedlich dem Schlittschuhlauf ergeben, um dann die Veilchen im Süden zu pflücken. Niemand fragt nach ihm, und Freunde der pragmatischen Geschichtsschreibung können sich derweilen einbilden, er habe um des Phöbus willen vom Wehrministerium Abschied genommen. Auch Herr Doktor Reinhold hält es für geboten, von der Phöbus-Angelegenheit energisch abzurücken. Gleich nach den Weihnachtsferien hatte Marx im Reichstag ausdrücklich festgestellt, daß die erste der Phöbus-Bürgschaften des Reichs in Höhe von drei Millionen Mark vom 26. März 1926 datiert und von dem damaligen Reichsfinanzminister, eben Herrn Peter Reinhold, gegengezeichnet war. In der Erklärung, die Reinhold jetzt im „Acht-Uhr-Abendblatt" abgegeben hat, sieht der Vorgang so aus:

> Einige Zeit später überreichte mir Herr Kapitänleutnant Lohmann dann eine der Girozentrale gegenüber ausgestellte Bürgschaft des Reichsmarineamtes, zu der der damalige Reichs-

wehrminister Dr. Geßler sein schriftliches Einverständnis erklärt hatte, und ersuchte mich, das gleiche zu tun, da aus formellen Gründen die Summe sonst von der Girozentrale nicht ausgezahlt würde.

Auch in dieser Angelegenheit wiederholte er, daß wegen der Rückbürgschaft der Lignose A.-G. eine Inanspruchnahme des Reichsmarineamtes aus der Bürgschaft so gut wie ausgeschlossen sei und falls Zahlungen doch eintreten sollten, diese aus etatsmäßig dem Reichsmarineamt für Presse- und Nachrichtenwesen zur Verfügung stehenden Mitteln gedeckt werden würden.

Da die ganze Angelegenheit also lediglich eine Ressortfrage des Reichswehrministeriums war, ohne daß von dem Reichsfinanzministerium irgendwelche außer- oder überetatsmäßigen Mittel beansprucht wurden, hatte ich keinen Anlaß, dieser Aktion zu widersprechen.

Herr Doktor Reinhold, sonst ein Geist voller Widerspruch und vor allem Besitzer eines bewunderungswürdigen Gedächtnisses, scheint bei der Abgabe dieser Erklärung, ebenso wie bei der Unterzeichnung der Bürgschaft, das Opfer bedauerlicher Vergeßlichkeiten geworden zu sein. Einen besondern Etat für Presse- und Nachrichtenwesen, aus dem die Phöbus-Bürgschaft zunächst hätte gedeckt werden sollen, gibt es im Haushalt des Marineamts nicht. Die Mittel, die für rein technische Nachrichtenübermittlung, etwa für Geheimzeichen der Schiffe zur Verfügung stehen, konnten selbstverständlich nicht für die Phöbus-Film-A.-G. verbraucht werden, ohne daß der § 30 der Reichshaushaltsordnung verletzt wurde, wonach die bewilligten Beträge „nur zu dem im Haushaltsplane bezeichneten Zwecke" Verwendung finden dürfen. Allenfalls hätte wohl Herr Reinhold vermuten können, daß Geßler mit seinem Geheimfonds im Notfall einspringen würde. Aber da dieser Geheimfonds nur eine Million im Jahr beträgt, so hätte Herr Geßler schon drei Jahre lang für keinen andern Zweck einen Pfennig ausgeben dürfen, um die Phöbus-Garantie aus Reichswehrmitteln sicherzustellen — was immerhin etwas unwahrscheinlich war.

Neben den Herren Geßler und Reinhold war bei der Übernahme der ersten Phöbus-Garantie, die alle weitern nach sich zog, der Admiral Zenker der Dritte im Bunde. Während Herr Reinhold von den politischen und finanziellen Aktionen der Seetransportabteilung gewiß sehr wenig, Herr Geßler wohl auch nur einen Teil gekannt hat, hätte der Chef des Marineamtes, Zenker, als unmittelbarer Vorgesetzter Lohmanns dessen Betätigungen kontrollieren müssen und hat von ihnen auch im großen und ganzen gewußt. Herr Zenker sitzt heute noch auf demselben hervorragenden Posten wie im Jahre 1926. Sein neuer Chef, Groener, hat zwar kürzlich im Reichstag beiläufig erwähnt, daß die Republikanisierung im Reichsmarineamt noch nicht ganz so weit vorgeschritten sei, wie in dem Revier des Herrn Heye, des Chefs der Heeresleitung. Aber diese leichte Brise war bisher auch alles, was der Admiral Zenker zu spüren bekam. 28 Millionen Verluste, schwerste Etatverletzung, gröbste Kompromittierung gegenüber dem Ausland — noch immer alle Mann an Bord?

Bemerkungen

Der unaktuelle Wedekind

Ja .. ist es wahr? Wedekind, zehn Jahre tot, ein Toter? Unaktuell, überholt, antiquiert, mit Haut und Haaren von der Zeit verschluckt? —

Wer urteilt so? Nun, tröstlicherweise vor allem die, welche ihn vormals selber verschluckt haben, um ihre eklektischen Quakstimmen zu kräftigen.

*

Ich rechte mit dem Rezensenten nicht, der noch gestern bis ins Fleisch seiner Gouvernantenscham durch Wedekind chockiert, heute tut, als ob er ihn überwunden hätte. Das ist gute alte Literaturgeschichts- und Rezensentenart. So treiben sie's mit jedem Blutkühnen, der ihr Goethesches Pan-Harmonium stört. Solang er da ist, hassen sie ihn aus tiefster Seele; ist er tot, so sagen sie: gewesen. Sie mißbrauchen die einfache Tatsache des Zeitablaufs zur Renommisterei, als ob sie das in der Jugend Unerreichbare im Alter längst hinter sich hätten. So sie aber heute auf Frank Wedekind mit gnädig-gelangweilten Lippen sagen: „Verstaubt!", wünschte ich nichts andres, als ihnen überrumpelnd mit einer Taschenlampe unter die Augen zu fahren und sie zu fragen: „Halt! — was ist verstaubt??".

Ich möchte auch die Parvenubübchen jüngsten Jahrgangs von meinem Vorhalt ausnehmen, die auf den Eiern des Sensitivismus tanzen ... ich meine jene Nachkriegsjugend, die an die Oscar Wildeschen Vorkriegsgreise anknüpft, die Klaus, Günther, Wolf Dieter, Jürgen. Denn erstens verträgt sich ihre Sehnsucht, in Schönheit dahinzusterben, schwer mit dem Willen zur Fortpflanzung und der damit verbundenen revolutionären Haltung; zweitens aber kann man Enkeln kaum einen Vorwurf daraus machen, daß sie undankbar sind. Was schiert das Süßkind der Wedekind?

*

Da sind aber neben den Enkeln noch die Söhne und neben den Schulschwänzern die Schüler; die „Br"-Generation, so benannt nicht allein nach dem Anlaut ihres Namens. Was war mit ihr am zehnten Wedekind-Gedenktag, wo blieben ihre Reden, ihre Aufsätze, ihre Dankhymnen?

Vernehmt es: Wedekind ist ihnen nicht mehr zeitgemäß.

Warum? Weil er egozentrisch auf seinem Punkt stehen blieb, während sie, die Tag- und Welt-Zugewandten, die Boxer im Geiste und Träger anti-intellektueller Wickelgamaschen, aus seinem Kreis kühn herausgeschritten sind und sich über den leidigen Sexualkonflikt hinaus zu Sprechern der Masse entwickelt haben. Klingt prächtig? ... Daß er mit der Waghalsigkeit seine eigne Liebe zu leben, auch das eigne Wort lebte, während sie sich mittels Bordell-Renommagen (zu denen er sie anregte), über den bewußten Punkt hinweg zur Tatphrase hinschwindelten —; daß sein Egozentrismus das Äußerste an revolutionärer Tollkühnheit war, während ihre Kühnheiten Selbst-Desertion sind —; daß sein Individualismus der Masse mehr zu geben hat als ihre Massenliebe —; kurz: daß er ihnen im Wege steht wie den Genialischen das Genie — das bleibt dabei freilich unterm Tisch. Sie haben ihn gefressen, sie haben ihn geschluckt, sie sind über ihn hinaus. Und der dogmatische Links-Trottel, vom Wesen des Revolutionären so ahnungslos wie der Dummkopf der Rechten hält zu ihnen.

Fazit:

Das Staatstheater beging die Wedekind-Woche durch eine würdige Jeßner-Feier; und auch die Piscatoren, sonst prompt zu Resolutionen, Protesten und Feiern vereint, wenn es den Kampf zwischen freier Kunst und Geisteskneblung gilt, hatten kein Wort für den Mann, der diesen Kampf sein Leben lang, sei es als Sieger am Schreibtisch oder be-

siegt auf der Festung, austrug — diesen Dichter, dessen Verbotenheit keines Reporters oder Feuilletonisten Wohlwollen nekkisch zulächelte und in dem sie zumindest einen Vorläufer hätten feiern müssen: den Vorläufer jener Dichtkunst, die via Leipzig ins Zuchthaus führt.

Anton Kuh

Luftkampf Bayern — Deutschland

Vor kurzem fand auf dem Tempelhofer Flugfeld ein deutsch-französischer Luftkampf statt, zu dem Hunderttausende hinausgepilgert waren. War dieser Kampf ein ästhetisch-schöner Anblick, so wirkte der Luftkampf Bayern—Deutschland, der in diesen Tagen an der gleichen Stelle vor sich ging, dem aber leider nur wenige Zuschauer beiwohnten, nur — grotesk.

Während es 1923 Ludendorff, Hitler und Kahr nicht gelang, den geplanten Marsch nach Berlin durchzuführen, und ihr Unternehmen schon im Bürgerbräu-Keller scheiterte, ist nunmehr die bayrische Invasion auf dem Luftwege erfolgt. Als scharfe Konkurrenz gegen die Lufthansa gedacht, fliegt seit einigen Tagen eine bayrische Fluggesellschaft bis Berlin. Gegen einen gesunden Konkurrenzkampf ließe sich nun nicht das Geringste einwenden, im Gegenteil, er würde die monopolartige Lufthansa zur denkbar schärfsten Rationalisierung zwingen. Im Gegensatz zu dieser, die 2 Mark pro Flugkilometer Subvention von Reich oder Staat, Provinz oder Kommune erhält, bringt es die Nordbayrische Verkehrsfluggesellschaft fertig, bei einer Subvention von 60 Pfennig einen Flugpreis, der nur etwas höher als der Zweiteklassepreis der Eisenbahn ist, durchzuhalten. Das ist aber nicht möglich, wenn Flugzeuge und Werkstätten amortisiert werden sollen, was bei der kurzen Lebensdauer einer Flugmaschine und bei Erhaltung der Flugsicherheit besonders wichtig ist. Man muß daher annehmen, daß dieser Gesellschaft die Flugmaschinen oder die nicht unerheblichen Mittel zu ihrer Anschaffung von einer Seite zur Verfügung gestellt werden, die dem Reich auf diese Weise ein Schnippchen schlagen will.

Der eigentliche Luftkampf in Tempelhof spielte sich nun unter Wahrung der bajuvarischen Eigenart ab. Die Flughafen-Gesellschaft hatte dem bayrischen Verkehrsunternehmen eine besondere Halle für Flugzeuge und Abfertigung von Passagieren und Fracht zugewiesen. Aber damit allein konnten sich die Bayern ihrer Ansicht nach natürlich nicht zufrieden geben. Sie waren ja vom Reich in den letzten Jahren wirklich eine bessere Behandlung gewohnt. Sie drangen also, als handle es sich um eine Kirchweihrauferei, in die Abfertigungshalle der Lufthansa ein, die diese seit Jahren von der Flughafengesellschaft gemietet hat, denn sie sagten sich, man müsse der Konkurrenz die Kunden dort wegschnappen, wo sie sich hübsch geordnet einzufinden pflegen. Das war die selbstverständlichste Sache von der Welt. Die Lufthansa machte jedoch prompt von ihrem Hausrecht Gebrauch, wahrscheinlich recht schneidig, wie dies ehemaligen preußischen Offizieren zukommt, und es trat einer der seltenen Fälle ein, die es in letzter Zeit gegeben hat, nämlich: Bayern blies zum Rückzug.

Aber wie geschah das? Unter gradezu dramatischen Begleitumständen ging der Auszug vor sich Zwischen der Abfertigungshalle und dem benachbarten Mitropa-Restaurant befindet sich eine gewöhnliche Tür, durch die sich die „Secessio bajuvarica" auf denkbar einfachste Weise hätte bewerkstelligen lassen. Um jedoch zu dokumentieren, ein wie großes Unrecht ihnen in dem sau-preußischen Berlin zugefügt wurde, zog die Gesellschaft mit Kasten und Akten durch ein kleines Schiebefenster ab und hielt auf solche Weise ihren Einzug in das Restaurant, wo sie sich an einem kleinen Tisch zwischen hungrigen und durstigen Gästen niederließ und ihres Amtes waltete. Leider

ging alles so plötzlich und improvisiert vor sich, daß keine Möglichkeit der Verfilmung bestand. Wie schön hätte sich in der nächsten Emelkawoche vor den bayrischen Mitbürgern dieses erschütternde Ereignis ausgenommen! Wie ein Schrei der Entrüstung wäre es durch ganz Bayern gegangen, und wie einmütig wären die flammenden Proteste von Kitzingen bis Straubing gegen solch schnöde Behandlung ihrer Landsleute in Berlin erhoben worden!

Vielleicht ist aber auch schon Bayerns Gesandter in Berlin, Herr von Preger, mit der Sache befaßt, vielleicht empfiehlt es sich, bei der Botschafterkonferenz die Erlaubnis zu beantragen, die bayrischen Flugzeuge, wenn sie in die gefahrvolle Zone von Tempelhof vordringen, mit M.G.s auszurüsten.

A. E. Ronaut

Schwejk gestorben!

Am 29. Februar, um neun Uhr abends, starb in einem prager Krankenhaus der Schauspieler Karl Noll, der erste — und um es gleich zu sagen — der unübertreffliche Schwejk. Noll und Schwejk: das war der fast unheimliche Fall des restlosen Aufgehens eines Schauspielers in einer Gestalt, des Verschwimmens einer Gestalt in einen Menschen aus Fleisch und Blut. Haltung, Blick, Tonfall, Bewegungen machten Noll nicht nur zum idealen Interpreten des Schwejk, sondern zum Schwejk schlechthin. Es war, als hätte die Gestalt von dem Schauspieler Besitz ergriffen. Dabei war Noll persönlich alles eher als ein „besessener" Mensch, sondern der typische tschechische „kleine Mann", heiter, bescheiden, den Dingen dieser Welt zugetan, leidenschaftlicher Raucher, Trinker. Seine Leistung wohl ebensowenig bewußt wie die Haseks. Gleich ihm gestaltete er gleichsam im Traum aus dem Tiefsten der Volksseele. Hašek hatte ihm übrigens noch bei Lebzeiten die Anfänge seines Ruhms zu verdanken. Als er mit den heftweise erscheinenden Fortsetzungen seines Schwejk bei Buchhändlern und Bekannten herumhausierte, blieb das Werk nahezu unbekannt. Ungewürdigt übrigens noch lange nachher, wie es überhaupt merkwürdig ist, daß die Tschechen die Bedeutung Haseks viel später erkannten als das Ausland, ja daß er selbst heute vielfach nur zögernd, und gleichsam als Verbeugung vor dem Ausland als voll angesehen wird. Erst Noll brach ihm die Bahn. Zuerst auf einer Wanderschmiere in der Provinz, dann in einer kleinen Bühne im Zentrum der Stadt, in der dieser stets von einem kleinen Theater zum anderen wandernde Schauspieler auftrat, führte man eine Szenenfolge des Schwejk auf. Sie wurde zum Erlebnis. Nicht etwa bei der Kritik, die sie mit der obligaten Verständnislosigkeit außergewöhnlichen Erscheinungen gegenüber überging, aber beim breiten Publikum. Der Erfolg wurde so groß, daß man nach und nach alle damals bereits geschriebenen Bände des Schwejk dramatisierte. Diese Bearbeitung war nebenbei gesagt, in gewissem Sinne ideal: Sie nahm dem Buche nichts von seiner überwältigenden Unmittelbarkeit, reihte bloß — unbewußt respektvoll — eine Szene an die andre — war gleichsam nichts anderes als gesprochenes Buch. Nolls Schwejk war ein Theatererlebnis, wie es in Deutschland etwa nur Valentin vermittelt. Doch dem fehlt der kongeniale Partner — der Autor.

Hier war überströmende kongeniale Fülle: das verschwenderische Material Haseks ins Leben beschworen von einer Gestalt, die scheinbar nur auf den Schwejk gewartet hatte, um sich zu verkörpern. Es war ein Wunder, jenes Wunder, bei dem sich aus der Berührung von Autor und Gestalter das entzündet, was wir Theater nennen. Theater als sublimste Ausdeutung letzter Möglichkeiten der dichterischen Ge-

staltung. — So schufen diese beiden Declassés, diese beiden Outsider der Literatur das wahrscheinlich größte Bühnenerlebnis, das die tschechische Bühne im letzten Jahrzehnt zu verzeichnen hatte. Von der Kritik unbemerkt, von offizieller Literatur und offiziellem Theater gleichermaßen übersehen, und vielleicht grade deshalb so schmerzlich süß unmittelbar. Der Dämon Schwejk hatte beide erfaßt. Ihm opferten sie ihr tolles Leben. Und als der Schwejk mit seinen kurzen Beinen, seinen freundlichen Äuglein fest auf der Bühne unsrer Welt stand, traten sie rasch ab. Sie hatten ihre Schuldigkeit getan, und der Alkohol bestand auf seinen Schein.

K. L. Reiner

Die Hamilton-Sisters

Kennen Sie die Revellers? Das ist jene kleine Männertruppe, die in England und Amerika mit braungemachten Gesichtern herumzieht und singt. Singt? Das ist nicht das richtige Wort, wenn man unter Singen das versteht, was die Neger, die Donkosaken, Caruso oder die Schumann getan haben. Die Revellers machen auch Musik, aber man wußte es früher nicht, daß man solche Musik mit der Stimme machen konnte. Sie singen nur ganz leise, manchmal summen sie, einzelne Worte der extra für den Gesang erfundenen englischen Sprache sprechen sie zärtlich aus, und weil es so schön war, sagen sie es noch einmal und noch einmal. Sie ziehen die Töne über eine ganze Skala von Viertel- und Achteltönen, oft singen sie jeder in einer andern Tonart. Sie wären die idealen Sänger für ein Quartett Debussys oder Ravels. Ganzton- und Vierteltonprobleme sind hier ohne großen theoretischen Unterbau gelöst. Sie erreichen, weil sie das komplizierteste Instrument, die menschliche Stimme, beherrschen, eine Farbigkeit des Tons, einen Nuancenreichtum, wie ihn kein Saxophon, von andern Instrumenten ganz zu schweigen, hat. Aber über die Revellers wollte ich gar nicht sprechen; man kann sie auf den schönen Elektrolaplatten hören.

Die Hamilton-Sisters sind die weiblichen Revellers, und das ist fast noch schöner. Wie das so bei Frauen ist, sind sie beinahe noch ernsthafter bei der Sache. In London kann man sie in der Revue „Blue Skies" sehen und hören. In der Ecke des Kinderzimmers sitzen drei Mädchen über dem Bilderbuch, ein schwarzes und zwei weiße. Und da sie allein sind, fangen sie an, sich zu fürchten. Darum wollen sie zusammen singen. Denn: „The devil is afraid of music". Ganz zaghaft fangen die drei an, sie bleiben eigentlich immer auf einem Ton. Von ihm weichen sie um ein paar Vierteltönchen ab, und am Ende der Zeile lassen sie den Ton sinken.

Wenn die zwei schüchternen Stimmchen der weißen Mädchen auf einem Ton verweilen, singt die kleine Schwarze wieder geheimnisvoll warnend: „Sing sisters sing! The devil is afraid of music. Sing sisters sing!" Und dann fangen sie wieder an, flüsternd, nur die kleine Negerin wagt manchmal, die tiefen Töne etwas lauter zu singen. Dann wird der Teufel denken, es sei ein Mann im Zimmer und nicht kommen; sing sisters. Sie bewegen sich kaum beim Singen, dazu sind sie jetzt viel zu ängstlich. Sie halten sich bei den Händen gefaßt, und man braucht

gar nicht hinzusehen, um das zu wissen. Aber der Teufel muß doch wohl ins Kinderzimmer gelangt sein, denn plötzlich haben sie die Sehnsucht somebody to love. Das singen sie nun auch, die Mädchen. Hier sprechen sie etwas lauter. Fast singt jede alleine. Denn jede denkt sich das doch ein bißchen anders. Die eine ist froh und die andre ein bißchen trauriger. Darum singt sie eine ganze Weile eine kleine Terz tiefer. Jede will sagen, wie es sei. Aber dann vereinigen sie sich wieder, somebody to love, somebody. Irgendwann ist es dann zu Ende. Warum, das weiß man eigentlich nicht, vielleicht nur, weil nun das nächste Bild der Revue kommen soll. Dieses seltsame Singen, das nur ein Erzählen ist, ein Auf und Ab auf ein paar Tönen, wie sie die Sprache so hat, ist so selbstverständlich, daß es nie aufzuhören brauchte.

Hier gab es neue Art von Musik zu hören, eine neue Art Gesang. Ich fand sie, Gott helfe mir, nicht weniger vollkommen als etwa den sixtinischen Chor.

Wolf Zucker

Kleine Geschichten

Am 11. März 1914 schickte Graf Pourtalès, damals Botschafter in Petersburg, einen Bericht nach Berlin, in dem er die Bemerkung machte, niemand sei fähig, die Ereignisse der nächsten drei, vier Jahre vorauszusehen.

Wilhelm II. schrieb an den Rand: „Diese Gabe existiert!! Nur ist sie nicht allzu häufig. Bei Monarchen findet sie sich öfter, bei Staatsmännern selten, bei Diplomaten nie!"

*

Während des Krieges besuchte Lloyd George Briand und machte ihm aus Kräften den Hof. „Ich habe die bretonischen Truppen gesehen", sagt er zu Briand, der selbst Bretone ist. „Herrliches Menschenmaterial!"

„O ja."

„Wundervolle Gestalten!" —

„O ja."

„Welche Bravour!"

„O ja!" —

„Und diese Treuherzigkeit bei soviel Tapferkeit!"

„O ja."

„Und der Mut beim Angriff!"

„O ja; sie denken immer noch, der Krieg ginge gegen die Engländer."

*

„Was ich für ein Pech habe", sagte Clemenceau, als Klotz Finanzminister war. „Jetzt habe ich einen jüdischen Finanzminister. Und ausgerechnet muß ich den einzigen Juden erwischen, der nichts von Finanzen versteht."

*

Im vorigen Jahre hielt H. G. Wells in der Sorbonne Vorlesungen über die Zukunft der Welt. Einmal wurde er auf dem Wege vom Hotel zur Universität vom Regen überrascht. Er trat, noch ganz durchnäßt, vor seine Zuhörer: „Ich hatte die Absicht, Ihnen heute vom Zustand der Welt in 100 000 Jahren zu sprechen. Ich zögere; denn ich mußte eben die Bedingtheit menschlicher Erkenntnis entdecken. Während eines großen Teils meines Lebens habe ich an einem Buche gearbeitet, das ich „Prophezeiungen" nannte — und ich konnte im Augenblick, als ich meine Wohnung verließ, nicht voraussehen, daß es in zehn Minuten regnen würde."

*

Als Carl Sternheim einen jungen Mann zum soundsovielten Male „Hab' Sonne im Herzen" rezitieren hörte, sagte er: „Das Flaischlen ist willig, aber das Geistlen ist schwach." *A. S.*

Nein, meine Dame, Dienst ist Dienst!

In den offenen Briefen an die „Liebe Morgenpost" — hier schlägt die Seele unsres Volkes — hat eine Privatsekretärin Klage geführt, ihr Chef stelle sie nicht seinen Geschäftsfreunden vor. Sie beabsichtige, den Mann deshalb einmal zur Rede zu stellen. Die Beschwerde ist ziemlich unsinnig — die eingelaufenen Antworten aber enthüllen einen

ganzen Kasernenhof. Hier die Perle der Briefe:

Vorerst muß ich Ihnen sagen, daß Ihre Ausführung von einer Voreingenommenheit begleitet ist, die Ihnen auch als Privatsekretärin in keiner Weise zukommt. Daß Sie in alle vertraulichen Angelegenheiten eingeweiht sind, ist ja einleuchtend, daher Privatsekretärin. Was glauben Sie wohl vor andern jungen Damen, die den Titel Stenotypistin führen, voraus zu haben? Ich glaube, nicht allzuviel. Wie Sie sagen, haben Sie sehr viel zu tun und sprechen sogar von Arbeitsüberlastung, und dann verlangen Sie noch, daß der Chef vielleicht sagt: „Meine Herren, gestatten Sie, daß ich Sie mit meiner Sekretärin bekannt mache." Nein, meine Dame, Dienst ist Dienst, da ist wohl alles weitere überflüssig. Ich wünschte nur, ich wäre Ihr Chef und würde mit Begeisterung auf den Moment warten, in dem Sie mit dem Anliegen an mich herantreten.

H. Sch., Berlin

Lieber, blonder Mörder

Mit dem „Lampioon küßt Mädchen und kleine Birken" von Manfred Hausmann lege ich den deutschen Sortimentern eine Dichtung vor, die die sorgfältigste Beachtung verdient und eine besondere Verwendung beanspruchen darf. Der „Lampioon küßt Mädchen und kleine Birken", dessen Schöpfer die Kritik nicht zu Unrecht als den

deutschen Hamsun

bezeichnete, ist das erste Romanwerk, in dem sich die Lebensnähe des neuen nordischen Romans mit der Gefühlstiefe der Romantik und dem Ethos des deutschen Weltanschauungs-Romans zu einer großen, zukunftweisenden Gestaltung verbindet.

Lampioon?

Der Mensch ohne Ziel, ein Strizzi, ein Vagabund, vielleicht ein Mörder, vielleicht ein junger, lieber Bursch mit wirrem, blondem Haar, vielleicht beides, ein lieber, blonder Mörder.

Buchhändler-Börsenblatt

Was es alles gibt

Der sachlich tänzerischen Bewegung des Saales stemmt sich das marmorene Orchester mit seiner Erhöhung mit bewußtem Wuchten entgegen.

Lothar Brieger
in der BZ. am Mittag

Die Verwandten

Goethe-Schubert-Abend
Maria Basca
(Urgroßnichte Goethes)
Eduard Erhard
(Urgroßneffe Schuberts)

Berliner Konzertanzeige

Liebe Weltbühne!

Der frühere Kronprinz, der es, was die Töchter des auserwählten Volkes anlangt, mit Grillparzers jungem Spanierkönig hält, saust mit Lolo Weiß im feuerroten Wagen die Avus entlang.

Lolo, von dem 120-km-Tempo etwas schwindlig, wendet sich an ihren hohen Herrn: „Fahren Sie doch nicht gar so schnell, sonst komm ich noch, Gott behüte, ins Mausoleum und Sie nach Weißensee.

Miraflor

Antworten

Rheinländer. Im Preußischen Landtag haben ein paar völkische Abgeordnete die folgende interessante Anfrage eingebracht: „In dem dramatisch bewegten Limbourgprozeß hat das Gericht nach der Zurückziehung der Berufung durch den Kläger folgende Erklärung abgegeben: ‚Es ist keine verächtliche Sonderbündelei, wenn die rheinische Bevölkerung nach den schweren Drangsalen des Krieges, die angesichts der Nähe des Kriegsschauplatzes ungleich größer waren als im übrigen Deutschland, ferner angesichts der Tatsache, daß die Verhältnisse in der Reichshauptstadt sehr unsicher waren, Ende 1918 und Anfang 1919, den Gedanken eines Rheinstaates, natürlich im Rahmen des Reiches, erhoben hat. Ferner war es durchaus in der Ordnung, wenn um die genannte Zeit führende Männer des Volkes angesichts des Bekanntwerdens der maßlosen Annexionspläne Frankreichs die Möglichkeit erwogen haben, diese Pläne zu durchkreuzen, unter Umständen auch durch Bildung eines Bundesstaates.' Es berührt äußerst peinlich, daß ein Gerichtshof ein derartiges politisches Werturteil über historische Vorgänge fällen konnte. Im Gegensatz zu der Erklärung des Gerichts muß festgestellt werden, daß es durchaus nicht in der Ordnung war, wenn 1918 und 1919, führende Männer des Volkes angesichts des Bekanntwerdens der maßlosen Annexionspläne Frankreichs die Möglichkeit beraten haben, diese Pläne zu durchkreuzen, unter Umständen auch unter Bildung eines Bundesstaates'. Die Treue soll sich erst recht in der Not bewähren. Es scheint doch angebracht zu sein, daß man die Erinnerung an die Vorgänge von 1918 und 1919 in das Gedächtnis zurückruft. Am 4. Dezember 1918 fand in der Bürgergesellschaft in Köln eine Kundgebung von 5000 rheinischen Bürgern und Bürgerinnen statt, in welcher die Proklamierung einer rheinisch-westfälischen Republik verlangt wurde, die dem Deutschen Reich als selbständiges Staatswesen angehören sollte. Die Versammlung wurde von Oberpfarrer Kastert, dem damaligen Vorsitzenden der rheinischen Zentrumspartei geleitet. Es sprachen Trimborn, Marx, Höber von der ‚Kölnischen Volkszeitung' und Dr. Adenauer. Der ‚Vorwärts' berichtete am 5. Dezember 1918 über diese Versammlung und druckte anschließend die Resolution ab, die von der Versammlung angenommen worden war. Die letztere lautet: ‚In Anbetracht der tiefgreifenden politischen Umwälzungen im Deutschen Reich, in der Erkenntnis der völligen Unmöglichkeit, in Berlin eine geordnete Regierung zu schaffen, in der Überzeugung, daß die Länder am Rhein nebst Westfalen politisch, kulturell und wirtschaftlich ausreichend staatsbildende Kräfte besitzen, gibt die Versammlung ihrem festen Willen Ausdruck, die Einheitlichkeit des Reiches zu wahren und den Wiederaufbau eines neuen deutschen Staatswesens von den Ländern am Rhein und in Westfalen aufzunehmen. Die Versammlung fordert deshalb die anerkannten Vertreter des Volkswillens aller Parteien in Rheinland und Westfalen und in den andern Ländern am Rhein auf, baldigst die Proklamierung einer dem Deutschen Reich angehörigen selbständigen Rheinisch-Westfälischen Republik in die Wege zu leiten.' . . . Dr. Frohberger, Kastert und Kuckhoff haben am 16. und 17. Mai 1919 in Mainz sogar mit französischen Offizieren über die Regelung der Rheinlandfrage verhandelt. Der damalige Preußische Ministerpräsident erklärte u. E. mit Recht: ‚Die Beteiligten an den Loslösungsbestrebungen laden sich zweifellos eine schwere Schuld am ganzen deutschen Volke auf, sie begünstigen damit die schon früher fertiggestellten Bestrebungen der Franzosen, den deutschen Machtbereich auf das rechte Rheinufer zu beschränken.' Wie angesichts dieser Erklärung des Preußischen Ministerpräsidenten das Kölner Gericht die Feststellung machen konnte, daß das Vorgehen der Leiter der

damaligen rheinischen Loslösungsbestrebungen durchaus in Ordnung gewesen sei, ist uns völlig unerfindlich. Wir fragen daher das Staatsministerium: 1. Entspricht die in der Erklärung des Gerichts enthaltene politische Stellungnahme der Richtung in der Politik, für welche der Herr Ministerpräsident verantwortlich ist, und 2. welche prozessuale Grundlage bieten die bestehenden Gesetze für das eigenartige Vorgehen des Gerichts, seine politische Einstellung durch eine besondere Erklärung dem Volke bekanntzugeben?" Diese Anfrage der völkischen Abgeordneten scheint uns sachlicher und gescheiter zu sein als die meisten Kommentare der republikanischen Blätter zum Limbourg-Prozeß.

Stadtbaurat a. D. Bruno Taut. Sie schreiben: „Ich hatte schon die Absicht, vor dem Brief Piscators in Nr. 10 der ‚Weltbühne' wegen des „Schwejk" an Sie zu schreiben. Ich will von den beiden ersten Aufführungen Piscators nichts sagen, wohl aber vom Schwejk, weil ich den Eindruck habe, daß fast die gesamte Berliner Theaterkritik einschließlich der ‚Weltbühne' sich dabei ein wenig blamiert hat. Als ständiger Leser Ihrer Zeitschrift tut mir das leid. Ob es nun eine Folge der Debatten über Politik oder Nichtpolitik im Theater oder über die Diskrepanz zwischen Bühnentendenz und dem Hauptteil der Zuschauer ist — jedenfalls haben sich die Kritiker wie regelrechte „Fachmänner" verhalten. Sie gingen quasi mit dem Buch „Schwejk" in der Tasche zu ihrem Sperrsitz, verglichen Vorführung und Buch und kamen zu dem Schluß, daß der Roman viel besser, daß das auf der Bühne Vorgeführte überhaupt kein Drama sei. Ja selbst Pallenberg muß daran glauben, weil er den Schwejk eigentlich gar nicht zu spielen brauche. Nach solchen Kritiken geht man etwas voreingenommen ins Theater und faßt sich nach Schluß des Stückes beim Gedanken an die Kritiken an den Kopf: ja, was wollten die Herren eigentlich? Das war doch einmal ein ungetrübter Abend mit einer Heiterkeit, die die drei Stunden ohne Nachlassen der Frische ausfüllte. Pallenberg, sein Schwejk, ähnlich wie Chaplin, ein Engel aus andern Welten, der alles entwaffnet, ein Meteor, das aufleuchtet, wenn es in die Erdatmosphäre kommt. Die Szenenausschnitte so, daß sie ohne Kenntnis des Buches die Gestalt rund und einfach charakterisieren, und mit ihnen die Aufführung musikalisch aufgebaut, so daß nach dem komischen Zickzack bis zur Pause die Komposition ins Adagio (Marsch nach Budweis) und schließlich in ein breit ausladendes Finale (4268) übergeht, wo sie plötzlich abreißen muß, weil das Spiel mit der Zahl schließlich endlos weitergehen könnte. Piscators Regieleistung verwendet die technischen Mittel in voller Harmonie zu diesem Ablauf: im ersten Teil eben auch das optische Zickzack, im zweiten Teil die volle Auswertung des laufenden Bandes, das im Marsch nach Budweis zum ersten Mal auf der Bühne eine Schauspielerleistung hervorruft, die über das Sprachliche hinaus das Plastisch-Rhythmische erreicht, also das mit enthält, was der Film bietet, und darüber hinaus noch die plastische Körperlichkeit. Von sonstigen Regieeinfällen abgesehen, wie von der Darstellung der Statisterie durch tatsächliche Attrappen (eine glänzende Bildhaftigkeit der „Statisterie") folgt der von der Kritik so übel vermerkte technische Apparat äußerst leicht und elastisch den Geschehnissen der Bühne. Ja, selbst wer schon einmal mit irgendwelchen Vorurteilen über Dramatik und Nichtdramatik hineingegangen ist, muß merken, daß das besagte laufende Band ein sinnfälliges Zeichen für das Wesen dieser Vorstellung ist; sie zeigt ein Stück einer Wanderung, eben der Wanderung eines Meteors durch unsre giftige Erdluft." — Ich zögere nicht, dies Plaidoyer für Piscators Regieleistung hier in vollem Umfang wiederzugeben. Meine Meinung über die eigentlichen Differenzpunkte, die der Herr Einsender auch gar nicht berührt, habe

ich hier im vorigen Heft dargelegt und möchte mich nicht wiederholen. Was die Beurteilung des ,Schwejk' betrifft, so erlaube ich mir, dem ausgezeichneten Baumeister Bruno Taut entgegenzuhalten, daß er selbst sich hier etwas fachmännisch verbeißt. Das Architektenauge verliebt sich eben in den szenischen Aufbau, dem wir leider nicht den Vorrang zugestehen können. Wie an andrer Stelle ausgeführt wird, hat der jüngst verstorbene erste prager Darsteller des Schwejk, Karl Noll, auf kümmerlichen Vorstadtbühnen eine ideale Verkörperung geschaffen. Pallenbergs Schwejk wäre auf einem schlechten Bretterpodium nicht weniger leuchtend, und es scheint mir, man sollte die Verspieltheit in die Aufmachung, die das Theater vor ein paar Jahren glücklich überwunden hatte, nicht auf dem Umweg über die Technik wieder hineinschmuggeln. Die mag der Film bis in ihre letzten Chancen ausnutzen. Daß er es vermag, wissen wir. Das zitternde Manometer im ,Potemkin' erschüttert mehr als mancher Mime. Das Theater aber soll kein Guckkasten sein. Was es davon noch hat, mag es ruhig dem Film übergeben. Nicht der Maler, nicht der Maschinenmeister ist sein wirklicher Herr, sondern nur Einer: — der Schauspieler.

Weltbühnenleser Halle treffen sich vorläufig in den Norddeutschen Bücherstuben, Barfüßerstraße 11.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.

Postscheckkonto: Berlin 119 58.

Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Der Ponton-Prozeß von Carl v. Ossietzky

Zuchthaus hat der Herr Reichsanwalt Jörns gegen die beiden Angeklagten des letzten leipziger Landesverratsprozesses beantragt. Ein kleines cadeau gewiß, den Manen der Fuchtelschwinger des Vormärz zugedacht, deren angebliche Besiegung vor achtzig Jahren die republikanische Presse in diesen Tagen feiert. Wir kennen Berthold Jacob als Freund und nahen Mitarbeiter und respektieren Fritz Küsters tapfere Arbeit. Dem Versuch des Herrn Reichsanwalts, die beiden ins Zuchthaus zu bringen, begegnen wir mit jener tiefinnerlichen, aus dem Herzen kommenden Mißachtung, die immer die einzige würdige Geisteshaltung gegenüber schlechter Justizmacherei bedeutet. Das Gericht hat sich, angeweht vielleicht von ähnlichem Empfinden, schließlich für neun Monate Festungshaft entschieden. Aber auch dieser mildere Spruch bleibt ein unentschuldbarer politischer Tendenzakt, ein Salut vor dem Militarismus, ein Plaidoyer für die Manager jener heimlichen Militärspielerei, die der böse Engel der ersten sieben Jahre der Republik war. Mag das Urteil auch im Namen des Reiches gefällt sein, es hat mit dem „Reich" so wenig zu tun wie mit dem Recht. Es ist geboren aus der Denkweise des neudeutschen militärischen Jesuitentums im Wehrministerium, dessen Politik zwar der neue Herr Minister, sei es aus Überzeugung oder aus taktischer Verlegenheit jetzt sehr gründlich preisgegeben hat, die aber während der durch Herrn Groener hervorgerufenen Interruption von dem höchsten deutschen Gericht wenigstens kommissarisch wahrgenommen wird. Das ist der Sinn seiner Conclusion im Fall Jacob-Küster: daß sich trotz offiziellem Pazifismus und trotz Beteuerungen und Verheißungen des neuen Wehrministers nichts geändert hat, nichts ändern soll.

Im Mai 1925 ist im ‚Andern Deutschland' der inkriminierte Artikel erschienen. Es war darin behauptet worden, daß sich unter den beim Veltheimer Pontonunglück ertrunkenen Soldaten Zeitfreiwillige befunden hätten. Ein paar Monate zuvor hatte Reichskanzler Luther zuerst die Erklärung abgegeben, daß zeitweilig Freiwillige eingestellt worden wären, zugleich aber versichert, daß das jetzt zu Ende sei. Das Verfahren kroch im Schneckentempo. Im August 1927 lag dem Reichsgericht ein Gutachten des Auswärtigen Amtes vor, worin die Frage, ob der Artikel den deutschen Interessen abträglich gewesen wäre, mit einem schallenden Ja beantwortet wurde. Doch zwei Monate später drückte sich das hohe Offiz schon viel gewundener aus. Die beiden Seelen unsrer Außenpolitik, die immer Gegenpole umspannen möchte. Schließlich, letzte Äußerung, ein synthetischer Versuch: Im Juni 1925 habe die Frage der Zeitfreiwilligen zu einem Rüffel durch die Mächte geführt, doch im Januar 1927 sei die Sache endgültig bereinigt worden. Das heißt, aus dem Auswärtigamtlichen in unser geliebtes Deutsch übertragen: als dieser Artikel erschien, gab es noch gewisse Dinge, die... Doch durch diese und andre Publikationen wurde ihre Abschaffung gefördert.

Politisch heißt das: die Jahre des getarnten Mars waren die elendesten der deutschen Republik. Die heimliche Militärspielerei schuf innere Unruhe, Drangsalierungen und überflüssige Demütigungen von außen. Die Entwicklung hat den Warnern recht gegeben. Kein Politiker von Verantwortung wünscht heute mehr die einst vielgefeierten Herren Geßler und von Seeckt zurück. Beide haben die öffentliche Meinung jahrelang irregeführt, der eine mit verlognen Reden, der andre mit verlognem Schweigen. Die Veröffentlichungen über die schwarzen Kadres und über die Verbindung der Wehrmacht mit den bewaffneten Verbänden waren nicht Denunziationen, sondern Desinfektionen. Sie waren von den segensreichsten Folgen. Sie haben der Geheimbündelei ein Ende bereitet, der Konsolidierung gedient, der Festigung der Republik.

Für das Reichsgericht bedeuten sie ... Landesverrat. Trotzdem oder deshalb?

*

Vor zwei Wochen hat Oliver hier in knapper Dialogisierung von dem deutschen Gastspiel des sehr ehrenwerten John D. Gregory erzählt, weiland Direktor des Ressorts Osten im Foreign Office. Was hat sich damals abgespielt? Durch den oft erwähnten Herrn Kapitän Götting kam 1923 eine Verbindung zwischen Gregory einerseits, Ehrhardt und Claß andrerseits zustande, bei der der Engländer naturgemäß der finanzierende Teil war. Dabei dachte Gregory weniger an einen glorreichen Marsch von München nach Berlin als vielmehr an das Nächstliegende, an die Nordseeküste, an Schleswig-Holstein meerumschlungen, wo ein eignes Putschunternehmen etabliert wurde. Bei einem allgemeinen Durcheinander in Deutschland, so war Gregorys Plan, sollte England Hand auf Schleswig-Holstein legen und als Pfand für seine Reparationsforderungen einstweilen okkupieren, und zwar unter der Oberhoheit des politisch dilettierenden Herzogs von Schleswig-Holstein, um dem Kind einen anständigen deutschen Namen zu geben. Der Herzog wurde von Claß und Ehrhardt unterrichtet, aber siehe, der Herzog war gescheiter. Er entwich augenblicklich nach Italien, verfolgt von den Verwünschungen der enttäuschten deutsch-englischen Patrioten.

Ein Mal wollte die Kommunikation noch funktionieren. Man erinnert sich noch, oder man hat es vielmehr vergessen, daß 1926 durch die temperamentvolle Beredsamkeit eines hohen republikanischen Beamten, der dafür durch Verschickung in die Provinz büßen mußte, bekannt wurde, es habe eine Verabredung bestanden, wonach die englische Korrespondenz des Herrn Claß durch das Bureau des Reichspräsidenten in die diplomatische Post geschmuggelt werden sollte.

Das hört sich alles ein wenig wild an und liegt doch aktenmäßig bei der preußischen Regierung fest. Die sollte jetzt diese Dinge nicht mehr als Staatsgeheimnisse behandeln. Außenpolitische Rücksichten? Was geht es uns an, daß im Foreign Office, unter den Respektabelsten der Respektabeln, jahrelang ein Abenteuerer seinen Unfug getrieben hat!

*

Mat hat Jacob und Küster zum Vorwurf gemacht, sie hätten der Regierung illegale Handlungen nachgesagt und seien schon aus diesem Grunde strafbar. Als der Reichsanwalt einem der Angeklagten vorhielt, auf ein Waffenlager bei Hamburg seien die Franzosen erst durch Zeitungen aufmerksam geworden, erwiderte dieser: „Das sind doch Stahlhelmwaffen gewesen!" Worauf Herr Jörns in köstlicher Unbefangenheit bemerkte: „Das ist doch ganz gleich, ob Stahlhelmwaffen oder nicht..." Hier liegt der Sinn der Anklage offen: nicht die gute Reputation des Reiches war zu schützen, sondern die Waffe, einerlei, ob Reichswehr- oder Stahlhelmwaffe. Waffe ist Waffe, also sakrosankt.

Die Blätter der Linken rühmen dem Vorsitzenden, Herrn Senatspräsidenten Reichert, vornehme Verhandlungsführung nach. Gewiß wars nicht à la Niedner, es ging ohne Krach, Polizei und alkoholische Intermezzi ab. Aber war der Endeffekt anders?

Der Publizist steht rechtlos vor diesem Tribunal. Berthold Jacob muß sich von Herrn Jörns fragen lassen, ob sein in Paris lebender Bruder nicht Beziehungen zum Deuxième Bureau, der französischen Spionageabteilung, unterhalte. Und der abgeklärte Vorsitzende fragt einmal tiefsinnig, ob ein Staatsbürger wohl das Recht habe, von sich aus auf Einhaltung der Gesetze zu dringen. Den Journalisten hält er zur politischen Beurteilung nicht für kompetent. Denn dem Journalisten fehle die Übersicht über das Ganze...

Doch der Richter hat sie. Der kann kraft einer mystischen Vereinigung mit dem Weltgeist über alles urteilen. Er kann zum Beispiel die Behauptung aufstellen, die jedem politisch Geschulten die Haare zu Berge treibt, daß es ein Unsinn sei, von Beziehungen der Reichswehr zu irgendwelchen Verbänden zu sprechen. Infolgedessen werden auch konsequent alle Zeugen abgelehnt, die etwa das Gegenteil beweisen könnten. Denn wo das Recht des Bürgers, auf Einhaltung der Gesetze zu dringen, fraglich wird, da wird auch die Pflicht des Gerichtes, die Wahrheit zu finden, fragwürdig. Nicht die Wahrheit ist das Ziel, sondern ein schönes rundes Urteil.

Dieser Prozeß war der erste einer Serie von dreizehn. Das Reichsgericht läßt verlauten, daß es nicht die Absicht habe, von seiner bewährten Praxis abzugehn. Zwölf also liegen noch vor uns. Das ist die Hybris, die den Umschwung anzukünden pflegt. Die Pontonkatastrophe von Veltheim, die vielen Dutzend Soldaten das Leben kostete, ist durch die Gottähnlichkeitsgefühle eines jungen Offiziers entstanden, der sich sagte, es wird schon gehen, wie es immer gegangen ist. Dem Reichsgericht ist bisher nur die Gerechtigkeit untern Ponton geraten, ein irrelevanter Bestandteil seines Fundus also nur, was seinen Betrieb gewiß nicht stören wird. Aber wie es seine dreizehn Fälle über die schwanke Notbrücke schleppen wird, ohne dabei selbst ins Wasser zu fallen, das ist noch ungelöst. Dreizehn ist eine Unglückszahl. Denk es, Reichsgericht!

Der Fürst Lichnowsky von Emil Ludwig

Ein deutscher Staatsmann, ein Mahner und Warner, Prophet der Katastrophe und nachher ihr Opfer: so hat Lichnowsky in den letzten 15 Jahren ein zwiespältiges, unruhevolles Leben geführt. Und doch schien er durch Geburt und Neigungen zu einem glänzenden und bequemen Leben berufen, wie es ihm auch bis in die Mitte seiner 40er Jahre vergönnt war; denn bis dahin ist er nur irgendein Gardehusar und Botschaftsrat gewesen, hatte sich in manchen deutschen Botschaften, auch im Auswärtigen Amt, geübt und gelangweilt, war um die vierzig seinem Vater in der Erbschaft der riesigen Güter in Schlesien gefolgt und wäre nie in die Geschichte gekommen, wenn er nicht im Jahre 1911 oder 1912 einige Aufsätze über auswärtige Politik publiziert hätte, die wegen ihrer Vernünftigkeit auffielen. Obwohl er darin vorsichtig gegen Oesterreich Stellung nahm, verfiel man doch auf ihn, als ein Bot schafter für London nach Marschall von Biebersteins Tode gesucht wurde, wohl mehr, weil er sehr reich war, eine sehr schöne Frau hatte und sich mit dem Kaiser duzte, als weil er eine politische Einsicht bewährt hatte, die ihn sozusagen formell beim Hof legitimierte. Der Brief, in dem der Kaiser ihn im Jahre 1912 von einem Jagdschloß aus plötzlich ernannte — mit Bleistift geschrieben, zerstreut und hochmütig — war mit den törichtsten Ausdrücken des Hasses gegen England erfüllt und gab ihm eine Direktive, die der neue Botschafter nie hätte befolgen dürfen; als Lichnowsky ihn mir 1920 oder 1921 zu lesen gab, war er zwar noch zu loyal, um ihn zur Blamage des Kaisers zu publizieren, aber ergrimmt genug, um ihn nicht mehr ganz zu verbergen. Da der Kaiser ihm das Recht zugestand, als alter Regimentskamerad ihm direkt zu berichten (was gegen die Verfassung lief), wurde der Liebling bald unbeliebt in der Wilhelmstraße; er war es eigentlich schon vorher, denn er wurde um Stand und Geld beneidet und erlaubte sich gar, eigne Meinungen zu hegen.

Diese Originalität brachte ihn zwar auf den rechten Weg, hatte aber eine allzu menschliche Ursache. Sein Vater war vom wiener Hofe nach gewissen Vorfällen ferngehalten worden, faßte und vererbte daher einen glühenden Haß gegen Habsburg, verließ das herrliche Schloß, das in der oesterreichischen Hälfte seines Grundbesitzes, jenseits der preußischen Grenze lag — jenes Schloß Graetz, in dem Beethoven die Appassionata komponiert und seinem Ahnherrn gewidmet hatte —, baute sich auf der preußischen Seite ein unbedeutendes Schlößchen und starb unversöhnt. So lernte der Sohn den wiener Hof kritischer betrachten als viele andre Diplomaten, zugleich das Bündnis Berlins mit Wien, auf dem sich die deutsche Politik nach Bismarcks Entlassung unheilvoll einseitig aufbaute. Er ging noch weiter und behauptete — ich habe oft mit ihm darüber gestritten —, Bismarcks Berliner Kongreß-Politik von 1878 sei an allem schuld.

In der Tat mußte seinem Naturell der russische Stil besser zusagen, und da er, ganz Fürst, die Außenpolitik wesentlich

vom Standpunkt der Kabinette ansah, ersetzte er in seinen Gedanken die Nationen durch die Höfe. Denn er war zwar zum Hofmann zu selbständig, aber er war vielleicht der letzte Grandseigneur seiner deutschen Epoche; ja, auch seine polnischen Ahnen verrieten sich nicht bloß in seinem ganz slavischen Kopf und Antlitz, auch in recht herrischen Manieren, wie sie eher zu einem Fürsten des 18. Jahrhunderts paßten. Daneben war er durchaus human, sogar modern, las Nietzsche, was unter deutschen Fürsten nicht üblich war, verstand oder goutierte doch moderne Bilder und Musik und war viel zu stolz, um nicht den Verkehr mit Intellektuellen, Journalisten und Juden zu suchen; denn er wußte, daß er sich nie dadurch an seiner Würde etwas vergeben könnte.

Seine antioesterreichische Stimmung vereinte sich mit einer anglophilen, die sich in den Gewohnheiten des englischen Adels spiegelte, und steigerte sich zu einer wahren Leidenschaft für England, als er dort Botschafter wurde. Sein Haus wurde rasch ein Zentrum der Gesellschaft, und die Frau, eine geborene Gräfin Arco und Urenkelin der Kaiserin Maria Theresia, dem Gatten in jeder Hinsicht überlegen, zog vollends alle Welt an. Die deutsch-englischen Beziehungen besserten sich von 1912—14 so sehr, daß noch im Sommer 1914 zwei Verträge (über Ostafrika und über Bagdad-Berlin) fertig wurden.

Um so mehr stieg Eifersucht und Neid in der Wilhelmstraße, wo Bethmann-Hollweg fürchtete, sein Kanzleramt an den glücklichen Günstling zu verlieren und wo Baron von Stumm leidenschaftlich gegen Lichnowsky intrigierte. Als die Krisis ausbrach, war daher Lichnowsky allein. Den ganzen Juli über berichtete er vorzüglich, besser als irgend ein andrer deutscher Diplomat, warnte vor Englands Beitritt zur Entente, warnte wegen Belgiens, flehte und bat noch in der letzten Woche, um Gottes willen auf Greys Vorschlag einer Botschafterkonferenz zur Klärung der serbischen Note einzugehen, wie eine solche im Jahre vorher gelungen war —: umsonst! In seiner eignen Botschaft kontrekarierten ihn seine Attachés. Umsonst drahtete er am Schluß eines seiner letzten Berichte den prophetischen Satz: „Sonst kommt der Weltkrieg, bei dem wir alles zu verlieren und nichts zu gewinnen haben!" Je mehr er warnte, um so hartnäckiger blieb das Auswärtige Amt, man karikierte und verlachte ihn und verstand, ihn auch beim Kaiser lächerlich zu machen.

Das Tragische ist, daß grade der deutsche Diplomat, der richtig sah, ohne Rückendeckung in Berlin blieb. Lord Oxford and Asquith, der soeben starb, persönlicher Freund Lichnowskys und mit ihm auch durch die Freundschaft seiner Frau mit der Fürstin verbunden, sagte mir im Juni 1927 in einem langen Gespräch über die Kriegsursachen wörtlich: „Sie wissen, wie hoch ich Lichnowsky schätze, aber ich wußte, daß er in Berlin ohnmächtig blieb. Hätte Marschall von Bieberstein damals gelebt, er hätte mit seiner Energie und Drohung in Berlin persönlich die Katastrophe verhindert, so sicher, wie

ich hier auf meinem Stuhle sitze!" Der alte, leidende Mann machte solche Beteuerungen sonst nie und schien die Wahrheit um so mehr zu sagen, als er nicht gegen Lichnowsky, nur gegen seine allzu starken berliner Feinde sprach.

Kaum war der Botschafter zurück, so wandte sich die ganze Phalanx seiner Neider und ihrer Gefolgschaft gegen ihn und machte ihn für Englands Entscheidung verantwortlich. Er war wie erschlagen! Er zog die ‚Times' aus der Tasche, — es war am 9. August, in einem Berliner Hotel —, zeigte immer wieder, wie seit einer Woche seine Warnungen der öffentlichen Meinung entsprachen, — umsonst!

Der Kaiser, immer mit dem Erfolge gehend, ließ ihn sofort fallen, empfing ihn erst nach Wochen, und sagte dann im Hauptquartier, als Lichnowsky sich als Husarenoffizier meldete, er solle an die Front: „Lichnowsky soll sich jetzt mal seine Engländer von hinten ansehen!"

Ein geschlagener, verkannter Mann, Feind seiner weniger klugen, aber schlauern Standesgenossen, plötzlich aus der Gunst von Kaiser und Hof geworfen, so lebte er zurückgezogen im Kriege — von der Front war er schnell heimgekehrt, denn er war durchaus keine Soldatennatur —, allein mit dem Geheimnis seiner richtigen Einsicht, denn damals kannte ja niemand die Akten. War es ein Wunder, daß er für seine Söhne die Wahrheit aufschreiben wollte? Nur für den engsten Kreis! Er hat mir seine Denkschrift zwei Jahre lang nicht anvertraut und als ich sie im Sommer 1916 lesen durfte, sagte er, obwohl wir auf dem Lande im Innern seines eignen Hauses waren: „Bringen Sie mir das Manuskript in einer Stunde persönlich wieder in mein Zimmer —, geben Sie es nicht dem Diener zum Bringen!" So vorsichtig war er mit dieser seiner Selbstverteidigung, obwohl ich sein Vertrauen schon längere Zeit zu besitzen glaubte. Ein berliner Bankier aber gab das Schriftstück eigenmächtig und gegen des Autors ausdrückliche Bedingung einem pazifistisch gesinnten Offizier. Dieser Mann, völlig gutgläubig, aber politisch ein Kind, glaubte der Nation durch Publikation dieser Wahrheiten zu nutzen, vervielfältigte in einer Nacht die Schrift und schickte sie an ein paar Dutzend neutraler Denker, Agenten, Politiker, um zu zeigen, was Deutschland für verständige Leute hätte.

Die Wirkung war furchtbar. Irgendwer draußen begriff besser als dieser deutsche Tor und Idealist, was sich daraus gegen Deutschland machen ließ, brachte die Schrift ins feindliche Lager und kompromittierte so die kaiserliche Regierung durch ihre eignen Leute. In Deutschland, das einer Festung glich, begriff niemand den Zusammenhang: alles wies mit Fingern auf den „Verräter", und im Jahre 1918 beschloß das Oberhaus, den Fürsten auszuschließen. Niemand erhob sich für den Unschuldigen: einzig Fürst Bülow wagte es, jedoch umsonst, für ihn zu sprechen. Bald darauf soll Ludendorff Zuchthaus für Lichnowsky beantragt haben.

Einem solchen Kampfe war der Fürst in keinem Sinne gewachsen: statt jetzt wie Huß oder Luther dazustehen, verstand

er sich zu jeder Art von Erklärung und verscherzte sich so die Führerrolle für die langsam heranrollende Revolution. Jetzt wäre er der geborene Minister gewesen, ähnlich wie im Bauernkriege des 16. Jahrhunderts ein paar demokratische Edelleute an die Spitze der Revolte traten. Aber er war ein geschlagener, schwer nervöser Mann, und einige Vorurteile seines Standes wurden grade im Alter und grade in der Republik deutlich: „Was könnte ich denn werden? Doch höchstens Präsident!", sagte er uns, als wir in ihn drangen, wieder politisch aktiv zu werden.

Seine berühmte Denkschrift zeigt große Gewandtheit und Originalität; seine Berichte, die er soeben herausgegeben, zeigen den richtigen Blick, Voraussagen und Warnungen, wie sie wenige der deutschen Akteure im Kriege auszeichnen, denn außer ihm hatten nur Wangenheim aus Konstantinopel und Bernstorff aus Washington richtig berichtet. Zum Führer freilich fehlte ihm viel, und ich weiß nicht, ob er nicht, als Bethmanns Nachfolger im Kanzleramte, also ohne Krieg etwa im Jahre 1916, stärker enttäuscht hätte, als ihm bewußt war. Vielleicht war die Märtyrerrolle für ihn historisch immer noch günstiger, obwohl er nichts Rechtes aus ihr gemacht hat.

Seinen Freunden blieb das Bild eines generösen, gastlichen, geistreichen Mannes, dem seine Gegner kaum ein Gedicht wie jenes zutrauen würden, das er auf Bethmann gemacht und sekretiert hat, und das mit den Spottversen anfing:

> Herr Theobald ein Weiser war
> Im Land der Epigonen.

Bei solchen Anlässen konnte er so charmant herausplatzen, und wenn man seinen Bordeaux rühmte oder seinen Rehbock schoß, war er froh und zufrieden. Als der Vertrag von Versailles seine Güter drei Ländern zuteilte, Preußen, Tschechien und Polen, war er sehr geduldig, erging sich nicht in Schimpfereien, und ich sah, wie er sichs ruhig gefallen ließ, als der polnische Grenzsoldat, mitten auf dem eignen fürstlichen Gebiete, das Auto auf Konterbande untersuchte. Habsburgs Untergang war ihm recht, aber das Verschwinden der berliner Dynastie konnte er, nach Erziehung und Abstammung, trotz seines gerechten Grolls gegen den Kaiser nicht verschmerzen.

Solche Naturen stehen in der Krisis auf der Grenze, wagen es zwar, in das neue Land zu schauen, schauen aber nach dem ersten Tritt zurück und behalten, trotz aller Toleranz, doch das Gefühl, zum besten Stande zu gehören. Ich habe den Fürsten Lichnowsky in seiner Krisis öffentlich so lebhaft verteidigt, daß ich heute die Grenzen seines Charakters nicht zu verhüllen brauche; auch gegen seine Freunde habe ich für ihn gezeugt. Sicher war er bei allen Schwächen weit mehr wert als die Gegner aus seiner eignen Klasse, die, während ich dies in Amerika schreibe, in seiner eignen Heimat noch über den Toten herfallen werden, weil er weiter geblickt hat als sie.

Was geht in Sowjetrußland vor?

Von Gerhard Donath

III.

Russische Außenpolitik.

Es gab eine Zeit — und sie ist noch nicht sehr lange her, noch nicht ein Jahr —, da war die Grundtendenz der Reden Bucharins: Die sozialistische Weltrevolution marschiert heute in drei Kolonnen; sie marschiert einmal im sozialistischen Aufbau Sowjetrußlands; sie marschiert weiter in der Radikalisierung der englischen Gewerkschaftsbewegung; sie marschiert drittens im siegreichen Feldzug der Südarmee Chinas, der Armee der Kuomintang. Chamberlain hat darauf eine dreifache Antwort gegeben: er hat die Beziehungen zu Sowjetrußland abgebrochen und versucht, sämtliche kapitalistischen Staaten in eine Front gegen Sowjetrußland zu bringen, ein Versuch, der mißglückt ist; er hat Truppen nach Schanghai gesandt, er hat in England das reaktionärste Gewerkschaftsgesetz durchgesetzt, das es heute in Europa gibt. Aber auch Trotzki hat Bucharin eine dreifache Antwort gegeben; er hat erklärt: nicht der sozialistische Aufbau Sowjetrußlands marschiert, sondern stärker als der sozialistische Sektor wächst in Rußland der privatwirtschaftlich-kapitalistische. Er hat weiterhin erklärt, daß Bucharin, das heißt die russische Zentrale, in der Behandlung der englischen Gewerkschaften wie in der Stellung zur nationalen Bewegung in China verhängnisvolle Fehler gemacht habe. Über die Stellung der englischen Arbeiterbewegung zu Moskau ist an dieser Stelle bereits gesprochen worden (‚Weltbühne' Nr. 49-50/1927). Fraglos ist, daß von der Zentrale auch nach dem Zusammenbruch des Generalstreiks in England die Radikalisierung der englischen Gewerkschaften überschätzt wurde, eine Überschätzung aber, die nicht nur die heutige Zentrale der russischen Partei mitgemacht hat, sondern ebenso maßgebende Führer der Opposition. Ebenso fraglos aber ist es, daß auch eine völlig reale Einschätzung der englischen Arbeiterbewegung an der gesamten politischen Konstellation kaum etwas geändert hätte. Komplizierter liegen die Verhältnisse in China. Komplizierter schon darum, weil wir in der für die chinesische revolutionäre Bewegung schlechthin entscheidenden Frage: der Besitzverteilung in der Landwirtschaft kein irgendwie brauchbares Material besitzen. Fraglos ist hier wieder, daß die Russen zeitweilig die Stoßkraft der nationalen Bewegung überschätzt haben, daß sie den Einfluß der Linken innerhalb der Kuomintang für größer angesetzt hatten, als er in Wirklichkeit ist. Fraglos ist weiter, daß die revolutionäre Bewegung dort zunächst eine Niederlage erlitten hat. Wie weit durch eine Veränderung in der russischen Politik, die den Bruch mit der Kuomintang beschleunigt hätte, und die Kommunistische Partei in China von vornherein ganz selbständig organisiert hätte, wie weit durch eine solche Politik ein neuer revolutionärer Aufstieg erleichtert worden wäre, läßt sich heute schwer entscheiden. Das eine aber kann als

sicher gelten, daß die Stellung der Opposition innerhalb der russischen Partei zeitweilig dadurch befestigt wurde, daß ihre Analyse der besondern Bedingungen der chinesischen Situation mit der Realität stärker übereinstimmte.

Aber hier liegt ja nicht der wichtigste Punkt in der Auseinandersetzung zwischen Zentrale und Opposition; hier hat die Geschichte bereits entschieden. Und in der augenblicklichen Situation würde sowohl in der Auseinandersetzung mit den englischen Gewerkschaften wie in der Reorganisierung der chinesischen Kommunistischen Partei, in der Neuorganisierung der chinesischen Revolution die Opposition kaum eine andre Politik treiben als die Zentrale.

Der Schwerpunkt der Auseinandersetzung liegt heute bei der Beantwortung der Frage nach der weitern Entwicklung Sowjetrußlands selbst, bei der alten Leninschen Frage: Wer, wen? Das heißt: Nimmt in Rußland der sozialistische Sektor oder der privatwirtschaftlich-kapitalistische Sektor zu; denn von ihrer Beantwortung hängt natürlich die gesamte weitere Außenpolitik Sowjetrußlands ab. Über diese Frage sind in Rußland in letzter Zeit Bibliotheken geschrieben worden, und doch ist das Material nicht ausreichend, um sie erschöpfend zu behandeln. Die Dinge liegen so: Es ist fraglos, daß in Rußland in der Industrie der sozialistische Sektor steigt. Es wird dies auch von der Opposition zugegeben. Es wird von ihr zugegeben, daß im relativen Anteil die Staatsindustrie weiter zunimmt, nur wird von ihr betont, daß absolut auch noch die privatwirtschaftlich betriebene Industrie steigt, ein Tatbestand, den die Zentrale nicht bestreitet. Auf der andern Seite wird auch von der Zentrale zugegeben, daß im Dorfe die reiche Bauernschaft, die Kulakenschicht, zugenommen hat; über das quantitative Ausmaß dieser Zunahme ist aber aus sämtlichen Publikationen keine Klarheit zu gewinnen. Und zwar liegt dies neben vielem andern auch daran, daß in Sowjetrußland, als einem Lande, in dem der Kapitalismus noch jungen Datums war, die Statistik auf dem Lande als solche nicht sehr befriedigend funktionierte, daß auf der andern Seite die Statistik heute bewußt in den Dienst der politischen Beeinflussung gestellt wird, so daß ohne eingehendste Studien ein exaktes Urteil einfach nicht möglich ist. Aber hier liegt noch nicht einmal der entscheidende Punkt; die Frage ist vielmehr: wie weit der Kulak die Verstärkung seiner ökonomischen Machtfülle auch ausnützen kann. Und damit sind wir bei einem der wichtigsten Punkte in der ökonomischen Situation des heutigen Rußland: beim Binnenhandel. Wer ist hier der aufsteigende, der gewinnende Teil, auf wessen Kosten geht hier die Entwicklung? Die Zentrale behauptet, hier steigt der sozialistische Sektor, die Opposition bezweifelt dies. Und dieser Punkt ist grade für Rußland besonders wichtig, denn der Profit im Zwischenhandel ist ein außerordentlich großer, da die Spanne zwischen Groß- und Kleinhandelspreisen sehr bedeutend ist, daher für den Handel hier sehr starke Bereicherungsmöglichkeiten vorliegen. Es gibt in Sowjetrußland drei Arten von Händlern: den Staat, die Privaten und die Genossenschaften.

Und die Beantwortung der Frage: „wer, wen" auf diesem Gebiete ist darum so besonders erschwert, weil es sich darum handelt, wem man die Genossenschaften zurechnet. Der Anteil der rein privaten Elemente am Binnenhandel ist zurückgegangen. Die Zentrale zieht daraus den Schluß, daß der sozialistische Einfluß gestiegen sei, die Opposition bezweifelt dies, da sich grade in den Genossenschaften der privatwirtschaftliche Anteil verstärkt hat. Einwandfreie Untersuchungen über diesen Gegenstand sind nicht publiziert. Aber daß hier einer der ernstesten Faktoren der weitern russischen Entwicklung liegt, daß grade die Genossenschaften es sind, die der Kulak zu beherrschen strebt, wird auch von der Zentrale völlig zugegeben und mit ziemlicher Ungeschminktheit erklärt. Da diese Frage so wesentlich ist, so bringe ich darüber einige Ausführungen der Lenker des russischen Staatswesens; sie sind den Thesen „über die Arbeit im Dorfe auf dem 15. Parteitag" entnommen. Dort heißt es im dritten Abschnitt (über den Stand und die Mängel der praktischen Arbeit):

Bei aller Richtigkeit der allgemeinen Politik und neben der ständig steigenden Stärke der Beeinflussung der Landwirtschaft durch den proletarischen Staat, durch seine Organe sowie durch die Genossenschaften usw. sind eine Reihe schwerwiegender Mängel, Fehler, Entstellungen und manchmal unerhörter Verletzungen der politischen Linie der Partei festzustellen.

Es muß festgestellt werden, daß die mit den Landwirtschafts-Instanzen ebenso wie die Genossenschaftsorgane und die Organe für landwirtschaftlichen Kredit der Durchführung der richtigen proletarischen Politik im Dorfe (Versorgung mit Maschinen, Kredit, Zulassung von Bodenverpachtung, Bodenregulierung usw.) bei weitem nicht die genügende Aufmerksamkeit zukommen lassen und nicht selten die Versuche der reichen Bauernschaft in nicht genügend scharfer Weise zurückweisen. Ebenso ist festzustellen, daß die Organe des Volkskommissariats für Finanzen trotz der sehr bedeutenden Erfolge bei der Durchführung der progressiven Besteuerung der Aufgabe der Einschätzung aller besteuerbaren Einkünfte der Kulakengruppen und der entsprechenden steuerlichen Belastung dieser Gruppen nicht immer gewachsen sind.

In den Genossenschaften selbst sind eine Reihe ungesunder Erscheinungen zu konstatieren, die eine Entstellung der Parteipolitik signalisieren. Die Genossenschaften setzen sich im großen und ganzen zweifellos aus armen und mittlern Bauern zusammen, aber trotzdem zeigt sich nicht selten eine verhältnismäßig schwache Erfassung der Landarmut durch die Genossenschaften und eine unverhältnismäßig hohe Kooperierung der besser gestellten Spitzen des Dorfes. Die Zusammensetzung der wählbaren Genossenschaftsorgane weist trotz der Beschlüsse über die Nichtzulassung reicher Bauern in diese Organe die gleichen Fehler auf. Dadurch ergeben sich hinsichtlich der Belieferung mit Maschinen nicht selten Fälle verhältnismäßig besserer Belieferung grade der obern Schichten des Dorfes. Das gleiche ist auch hinsichtlich der Kreditgewährung zu sagen. Ferner muß auch darauf hingewiesen werden, daß die genossenschaftlichen Organe die Parteidirektiven nicht immer durchführen, die zur Kooperierung der Dorfarmut bestimmte Mittel teilweise nicht entsprechend ihrer Be-

stimmung verausgabt werden. Trotz dem in der letzten Zeit festzustellenden Umschwung nach der Seite der Abnahme solcher Fälle und trotz der direkten Direktiven des ZK. der KPSU. gibt es immer noch Entstellungen der Parteilinie der oben beschriebenen Art. Es ist weiter nötig, der Tatsache des Bestehens von Scheinkooperativen Aufmerksamkeit zuzuwenden, die zur Maskierung der Kulaken-„Gesellschaften" dienen und sich alle Rechte und Vorrechte der Genossenschaften zunutze machen.

Man kann nicht sagen, daß sich die Zentrale der russischen Partei des Ernstes der Situation in diesem Punkte nicht bewußt ist.

Fassen wir zusammen: In der Industrie ist ein Anstieg des sozialistischen Sektors festzustellen, in der Landwirtschaft ein Anstieg des Kulaken. Im Handel scheint — wenn auch langsam — der Anteil des Staates zu wachsen; langsam, denn man muß das noch bedenken, daß zu Beginn der neuen ökonomischen Politik der gesamte Handel fast in Händen der Privatwirtschaft lag, während die Großindustrie schon damals verstaatlicht wurde, daß also das planmäßige Eindringen der sozialistischen Elemente hier erst neuern Datums ist; insgesamt also wird der sozialistische Sektor — wenn auch langsam — seinen Anteil erweitern; im ungünstigsten Falle werden beide Sektoren in gleicher Weise zunehmen. Die Behauptung der Opposition, daß in den letzten Jahren der privatkapitalistische Sektor zugenommen hat, ist bisher durch die Tatsachen in keiner Weise erwiesen. Daß der sozialistische Sektor der Wirtschaft zunimmt, darauf deutet auch hin, daß der Lohn der in der Industrie beschäftigten Arbeiterschaft, wenn man von Saisonschwankungen absieht, ständig steigt (daß gleichzeitig in Rußland eine außerordentlich große Arbeitslosigkeit herrscht, rührt daher, daß die Industrie trotz ihres Wachstums die vom Lande abströmenden Elemente nicht völlig aufnehmen kann), daß die Arbeitszeit von Jahr zu Jahr verringert werden konnte. Allerdings muß man sich dabei bewußt bleiben, daß die russische Industrie im Rahmen der gesamten russischen Wirtschaft nur eine ziemlich kleine Rolle spielt und ebenso ihre Zunahme, wenn man sie mit der westeuropäischen vergleicht. Einige Zahlen zur Illustration: Der Fünfjahresplan der russischen Zentrale sieht vor, daß der russischen Industrie jährlich zirka 1,1 Milliarden Rubel zur Neuinvestition zur Verfügung gestellt werden. Die amerikanische Akkumulation beläuft sich dem gegenüber auf zirka 8 Milliarden Dollars, das heißt sie ist ungefähr fünfzehnmal so hoch; der amerikanische Kapitalexport beläuft sich in den letzten Jahren auf zirka 1½ Milliarden Dollars, das heißt die Vereinigten Staaten exportieren jährlich drei Mal so viel Kapital wie Sowjetrußland in seiner eignen Industrie investieren kann. Die Frage, ob in Sowjetrußland der sozialistische oder privatwirtschaftlich-kapitalistische Sektor in nächster Zeit wächst, ist natürlich entscheidend für die Außenpolitik Rußlands, ist entscheidend für die Stellung Rußlands zur Kommunistischen Internationale.

Wickersdorf und Wyneken von Florian

In der Freien Schulgemeinde Wickersdorf ist ein Konflikt zwischen der Leitung und einem Teil der Lehrerschaft ausgebrochen, der zum Ausscheiden einer Reihe von Lehrern und zu einer beträchtlichen Alarmierung der Elternschaft geführt hat. Wir geben die folgende Darstellung als stimmungsmäßig interessant wieder, ohne uns mit dem Inhalt in allen Stücken zu identifizieren, und knüpfen den Wunsch daran, daß auf beiden Seiten, nachdem alle Bitterkeiten gesagt, Selbstbesinnung eintreten möge, um einen Gedanken zu retten, der groß ist, auch wenn seine Ausführung unter menschlichen Unzulänglichkeiten leiden muß.

Wickersdorf, 11. März 1928. Seit drei Tagen fliegt ein zäher Nordost über das Saalfelder Bergland, seit drei Tagen flimmern Schneekristalle herunter. Morgen wird man Ski laufen können. Bloß die Skiläufer sind nicht da, — die freie Schulgemeinde Wickersdorf ist seit drei Tagen zwangsweise auf Ferien. Seit drei Tagen legt sich so etwas wie ein Leichentuch über Wickersdorf. Es ist das neueste Wickersdorf, das der letzten, dies Mal ausgesprochen Wynekenschen Aera.

Auf dem Schulhofe wenig Leben. Ein paar ausländische Schüler mit Sparks. In Wickersdorf herrscht Belagerungszustand, außerdem Ferien, es kommt hier einmal auf das Selbe heraus. Man sieht Angestellte und Maurer. Die Schulgemeinde ist im Umbau begriffen, sie baut ihr Gartenhäuschen um. Der Stil ist problematisch, wie es scheint, will man Empire mit Bauhausreminiszenzen verschleiern. Man sieht weiße, wickersdorfer, Mützen, und schwarze, revolutionäre. Von den schemenhaft vorbeihuschenden Lehrern — eilig hat man es in Wickersdorf auch noch immer — sehen einige verbissen aus, das sind die, die fortgehen wollen, einige unsicher, das sind die Dableibenden. Eine Gestalt taucht am häufigsten auf, rastlos hin und wieder zum Bureau eilend. Ein älterer Herr, hohe, hagere Gestalt, leicht gebeugt, angegriffen und nervös geladen, — der Ausdruck verbissen und unsicher zugleich, schwer zu sagen, welches von beiden mehr, und noch ein Drittes, schwer definierbar — der Geschäftsführer der G. m. b. H. „Freie Schulgemeinde Wickersdorf", Doktor Gustav Wyneken.

In Wickersdorf wird also schon wieder einmal Bilanz gezogen und abgerechnet. — Oben an der Dorfstraße sind dicke Schneewehen, dort stand vor drei Jahren der letzte Möbelwagen der „Schule am Meer", etwas sonderbar, mitten im thüringer Wald, nächstens wird vielleicht dort wieder einer stehen, nicht mehr und nicht weniger sonderbar. Jeder Krach ist bisher in Wickersdorf abgelaufen mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks. Das Bauhaus konnte sich den Abgang von Gropius leisten, es besteht schließlich kaum erst zehn Jahre, man kann noch gespannt sein, was es nun macht. Wyneken wackelt vielleicht auch ein wenig. Aber, wenn er bleibt, so ist es kein Wunder, und wenn er wirklich gehen sollte, so — glaubt man es ihm erstens nicht, daß es wirklich dies Mal

ernst gemeint ist und zweitens, wenn doch — so wäre es eine längst überholte Angelegenheit.

Ein Krach in Wickersdorf ist also scheinbar nichts Besonderes. Da regen sich halt alle paar Jahre ein paar Schulmeister auf, mit oder gegen einen Oberschulmeister, jedenfalls unter beträchtlicher Entwicklung der ihrem Stande eignen Pedanterie und Beredsamkeit. Einer dieser Schulmeister meinte, es sei eigentlich fatal unzeitgemäß, noch mit Gustav Wyneken zu kämpfen. Finde ich auch, es ist so unzeitgemäß, wie wenn die Uhr zwölf schlägt.

Immerhin würde man lügen, wenn man sagte, es wäre längst heraus, was Wyneken und was Wickersdorf ist. Große Männer der Weltgeschichte werden heutzutage umgezeichnet, Zeitgenossen sind nicht so leicht zu entlarven.

*

Deshalb immerhin ein paar Daten.

Ausbruch des ersten Krachs im Herbst. Anläßlich wohl der Reformationsfeier.

Allgemeine Situation: Wickersdorf wie immer, das etwas aufgestachelte moussierende Etwas. Von den traditionellen Werten hat einzig die Musik noch Kraft. Bach und, für familiäre Anlässe, Halm noch in Ehren, wenn auch wohl für manchen nicht mehr sinnvoll. Bruckner etwas gegen Beethoven zurückgetreten. Etwas sonderbar, kraus steht daneben die neue Welt, mit Banjo, Jazz und Grammophon. Also ein Landschulheim mit mattem Charme, Mongolen, Russen und so weiter. — Und mit seinen alten, obzwar langsam abschmelzenden Aspirationen. Die Tatsache Peltzer, das heißt die Hauptreklametatsache, trägt der Neuzeit Rechnung, der „geschäftliche Leiter", Wyneken, dem goldenen Zeitalter. Aber Spitteler tritt zurück und andres dafür in den Vordergrund. Die alten Aspirationen sollen eine neue Grundlage erhalten. „Paneuropa" — der Kongreß in Wien, halt! Könnte Wickersdorf nicht so schön Keimzelle des europäischen Geistes sein? „Immer hat Wickersdorf verstanden, sich rechtzeitig der Dinge zu bemächtigen, die in der Luft lagen." Aber die Keimzelle will nicht gedeihen. Überhaupt ist es nicht mehr so recht das alte Wickersdorf, — nicht einmal Weltanschauungsdebatten werden beliebt.

Ideen, Ideen, ein Königreich für Ideen.

Aber die alten sind doch noch so schön. Zum Beispiel die „Weltanschauung", die immer damit anfängt: Daß die Erde ein Feuerball sei, mit einer dünnen Oxydschicht organischen Lebens, und durch den Weltraum sause. Daß Leibniz die Monaden erfand, die aber bedauerlicherweise keine Fenster haben. Mit Geist und Natur steht es demnach wie mit einem Uhrwerk, jeweils von innen und von außen betrachtet.

Die alten Ideen ziehen nicht. Man kann von der Monade gut nach Amerika kommen, aber schlecht von Amerika zur Monade, das heißt von der Monade schlecht zu Gustav Wynekens umfassender Philosophie zurück. Es wollte nicht gelingen, Spitteler und „das Magazin" unter einen Hut zu bringen. Das Gesicht Wickersdorfs ist alt geworden, proklamieren wir „das neue Gesicht".

Das neue Gesicht wird proklamiert, aber es will sich nicht gestalten. Der neue „Stellvertretende" schwitzt Angst in seinem Bemühen. Aber die Mondänität allein machts auch nicht. Die kommt mit jedem Schülerschub aus Berlin von selber. Der neue stellvertretende Leiter ist ein solider Schulmeister mit einer Schwäche fürs Mondäne. Vor allem muß er sich nach dem Alten richten und: der Mann ist ihm zu groß. Ihm bestimmt, mag Größe im Übrigen relativ sein oder nicht. Das bringt ihn schließlich in eine rettungslose schiefe Lage. Bach und Grammophon, Weltanschauung und Amerika, über dem wird Wickersdorf, das Ende vom Liede, zum Polizeistaat. Die Schülerschaft läßt alle Reden des „Gründers" bei festlichen und trivialen Anlässen über sich ergehen und ist bemüht, nach Möglichkeit ungeschoren vor sich hin zu leben. Die Beratungen der Schulgemeinde werden zu einer in Permanenz erklärten, reichlich nervös geladenen Begräbnisfeierlichkeit. Der raffinierte Tagesplan hält alles ja einigermaßen auf dem Trab und daher auch zusammen, aber dazwischen erwächst aus Langerweile Erotik, und Erotik wird aus Langerweile zur Sünde. Klatsch und Schnüffelei. Es ist ein Babel, niemand kann sich sündiger fühlen als manche dieser kleinen wickersdorfer Schüler. Die „Freie" Schulgemeinde ist elend sündhaft in ihrer Haut. Auch die Wackeligkeit der leitenden Instanzen, besonders der „stellvertretenden", färbt ab. Es steht schlecht um die innere wie um die äußere Wahrhaftigkeit. Die Lehrerschaft hat den Fehler, im allgemeinen kein Verhältnis zu Wyneken zu haben. Auch die Lehrer taugen unter diesen Umständen nicht viel. Jeder arbeitet seinen Kram vor sich hin. Es wird muffig in Wickersdorf. Etwas ist faul im Staate.

*

31. Oktober. Reformationsfeier. Rede Wyneken. Anschließend „Weltanschauungs"aussprache, will nicht in Gang kommen. Lehrer sind in bekannter Indolenz meist nicht anwesend.

1. November. Anschlag eines Schülers, Freund von W., am schwarzen Brett: Lehrer durch Ausfall der Lehrerabende Ungeistigkeit bewiesen. Daher Schülerabend, Thema: Unsre Lehrer. — Diese Klaue ist nicht die des eifrigen Primaners, der verantwortlich unterzeichnet.

1. bis 2. November. Ein, zwei Schülerversammlungen, ziemlich katastrophaler Verlauf. Das Ganze ist einigermaßen eine Pleite des Schulgemeindegedankens.

2. bis 3. November. Lehrerschaft erkennt ziemlich schnell, woher illae lacrimae. Beschließt fast vollständig Mißtrauensvotum gegen Wyneken, sein „Einfluß auf die Jugend und die Entwicklung von Wickersdorf als unheilvoll" abgelehnt.

Außerdem machen sie Rücktritt des „Stellvertretenden" zur Bedingung weiterer Mitarbeit. Der Spieß wendet sich. Die Kritik am bestehenden Wickersdorf setzt ein. — Dieses war der erste Streich.

15. November. Neun Lehrer machen Ernst und kündigen. Gegenseite nimmt deshalb Verhandlungen wieder auf. Ergebnis: Der Stellvertretende tritt zurück, behält sein Amt nomi-

nell, das heißt den Briefwechsel mit Eltern und der Behörde, um sie nicht zu beunruhigen. Das Ganze Kompromißzustand bis Ostern, dann wollen die betreffenden Lehrer ausscheiden. Wickersdorf sich selbst überlassend. Konferenz übergibt nach freier Wahl alle wichtigen Ämter den ausscheidenden Lehrern. Leitung der Schulgemeinden in neutrale Hände gelegt.

November bis März. Zwischenspiel: Burgfrieden. Wyneken tritt auf den Plan. In merkwürdiger Form. Affekt macht sich in allen möglichen kleinen Sabotageakten Luft. Vor Schulgemeinde zitiert, putzt er alte Rüstung. Bekannte Taktiken des Mittelalters von 1916 gewinnen Leben. W. erklärt, er ist gar nicht Mitglied der Schulgemeinde. Wirklich bringt er alles, was da ist, gegen sich auf. Es gibt keine Windmühle, die er nicht zum Drehen brächte, auf daß er sie stürme. Aber er stürmt dann nicht einmal.

6. März. Staatsstreich. („Und der zweite folgt sogleich".) Wynekens Stellvertretender hat sich eine Vollmacht von der Regierung besorgt. Sofortiger Schulschluß. Begründung: angeblich „Spannungs- und Konfliktstimmung", die von der Gegenseite bestritten ist und auch nicht nachweisbar, bis auf die privaten Eskapaden von Wyneken, wegen deren er höchstens in die Ferien hätte gehen sollen. Jedenfalls wird durch diesen „Vertrauensbruch" den betroffenen Lehrern die Tür vor der Nase zugemacht. Schülerschaft geht per Schub nach Hause. Staatsstreich gut vorbereitet, Eltern instruiert, alles soweit in Ordnung. — Der Eklat ist vollständig. Die ausscheidenden Lehrer protestieren heftig, die andern lachen sich auch nicht grade ins Fäustchen. Er hat sich vom „Aufsichtsrat" wieder zum Leiter einsetzen lassen, wird aber ausgepfiffen. — Der Putschversuch des famosen Stellvertretenden fällt trotz allem ins Wasser. Res ad triarios. Die alte Garde, die eisgraue Reserve, muß ran. Halm, immer noch, seit dem Fortgang Luserkes, Leiter, sozusagen h. c., meist still vor sich hin komponierend, in Zweifelsfällen dann auftauchend, erklärt eine — bei allem Jammer etwas putzige — Diktatur. Fristlose Entlassung bei Schüleraufreizung ist sein Schild und Schirm, er handhabt beides wacker, wenn auch etwas stereotyp. Es hagelt Entlassungsdrohungen auf Lehrer, auch wenn sie zurzeit verreist sind. Zwei Lehrer fliegen auch gleich, sie sind Mitglieder der Examenskommission. Das macht nichts, wenn nur der Gründer sein Reich behält. Die Regierungsvertreter haben nachher alle Mühe, um die Sache soweit zusammenzuleimen, daß das Examen (am 22. März) wird stattfinden können, falls keine weitern Zwischenfälle stattfinden, — wer garantiert für Genies?

*

Verkanntes Genie oder Größenwahn?

Das ist hier die Frage. Denn beides zugleich geht wohl nicht gut, schon aus Sauberkeitsgefühl. Ich war bei einem der Herren aufsässigen Teachers zum Tee. Ich hatte Glück, er zeigte einen an der Lage der Dinge gemessen noch bemerkenswert ungetrübten Horizont. Er sprang mir gleich mit der Kernfrage ins Gesicht. „Bitte, Märtyrertum oder Bluff?

Sie sind zu Auskunft und objektiver Beurteilung verpflichtet." Ich machte mich zart abwehrend von ihm los: „Sie meinen das Gründertum sei noch genauer zu ermitteln, und durch Idiosynkrasie etwas anrüchig geworden?" — „Gut", sagte er, „nehmen wir ein paar Symptome des Größenwahns. Sie vertreten den verkannten Führer, das Genie respektive den Märtyrer. Symptome des Größenwahns: Egozentrische Haltung, ständiges, immer engeres Kreisen um Ideen, die zu fixen werden, völlige Abkapselung, Fähigkeit, die Gedankengänge andrer zu verstehen, geht mit der Zeit verloren, rücksichtsloses Machtbedürfnis. Das würde alles vorzüglich passen. Herr Muckle war glücklich, in seiner bekannten Schmähschrift gegen Wyneken (die übrigens zur Hälfte von Wyneken geschrieben ist und die beste Sammlung aller seiner Weisheiten darstellt) zum Schluß ein medizinisches Lehrbuch zu entdecken, und hier einen Typ des Psychopathen, der natürlich aufs Haar auf sein Opfer paßte, — fehlte bloß die Photographie. Ebenso ging es hier einigen Leuten, die in Kurt Hildebrands ‚Norm und Entartung' unter ‚zweiter Stufe der Entartung' Seite 155 ff. den Gründer der Freien Schulgemeinde genau abkonterfeit fanden. Stellen Sie bitte fest, daß die medizinischen Typen für die Beurteilung großer Männer ganz irrelevant sind, auch Kant oder wer sonst als Trottel geendet haben, aber sagen Sie etwas Gescheiteres." — „Das vielleicht nicht, nur ein paar Tatsachen. Wyneken hat nicht nur jederzeit das inferiore wickersdorfer Lehrervolk — es ist, mit Verlaub, eben hierdurch als solches dokumentiert — an die Wand gedrückt, er hat die Freideutsche Jugend bis zu ihrem seligen Ende, also auch den Wandervogel, in Atem gehalten, er hat sogar noch im letzten Jahr in Locarno die Pädagogen totgeredet. Wyneken ist ein Genie des geistigen Aufstachelns." — „Er hat in Locarno die sanften Lehrer der Jugend befremdet. Und ebenso steht es mit Ihrem ‚in Atem halten' der andern genannten Vereine. Ich glaube, Sie haben ihn ganz gut erfaßt — — —. Wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, so zitieren Sie jetzt nicht — ich glaube, Sie sind im besten Zuge — Hölderlin, ‚aber was sind Männer in dürftiger Zeit?' Es stimmt nämlich nicht, ich hafte Ihnen mit meinem ganzen geistigen Kapital. Es handelt sich hier bestenfalls um gleichfalls ziemlich dürftige Männer der Zeit von vor zwanzig Jahren, die uns bekannt ist." — „Meinetwegen. Die großen Männer sind heute ziemlich dünn gesät, man freut sich über jeden einzelnen. Unbesiegt zu sein, ist immer was Besonderes, wo es so viele Köpfe gibt. Beweisen Sie das Gegenteil." — „Mein Herr, ich spreche doch nicht mit Ihnen von Getreidepreisen. Wer berechtigt Sie, die Basis unsrer Unterhaltung eine Etage zu tief anzusetzen. Übrigens sind Sie der Beweispflichtige. Beweisen Sie mir, daß nicht ein Geisteskranker, der einigermaßen intelligent und hinreichend vernagelt ist, jede wissenschaftliche Körperschaft zu Tode redet." — „Ich glaube, so kommen wir nicht weiter". — „Nein. Aber wenn Sie wünschen, so will ich Ihnen beweisen, daß erstens Wyneken in diesen drei Jahren der leitende Mann in Wickersdorf, und zweitens, daß nichts dabei heraus-

gekommen ist. Drittens will ich Ihnen daraus und aus sonstigen Unterlagen zwingend folgern: daß wir in unserm Elternrundschreiben recht haben und der alte Betrieb in Wickersdorf so weiter gehen wird ad infinitum, es sei denn, daß es gelingt, vollständig von vorn anzufangen. Was Wyneken betrifft, so bleibe ich dabei. Ich komme mir vor wie Ben Akiba."

Damit war ich vor der Tür, im großen Ganzen im Bilde. Bisher galt für alle Eingeweihten der Satz: Wyneken ist nicht von Wickersdorf zu trennen. Wenn er drin ist, macht er unnötigen Betrieb, wenn er draußen ist, „schmeißt er mit Steinen" Aber da gibt es jedenfalls noch einen andern circulus vitiosus. Bitte: Wenn er ein Genie ist, so muß er es wissen, und muß die Konsequenzen ziehen — so oder so. Ist er aber nun kein Genie, so kann er es auch nicht wissen. Die Konsequenzen müßten ihm dann eigentlich gezogen werden.

*

Politik und Staatsregierung.

Also: Politik mit allen Schikanen. Das berühmte Politikmachen im Familienkreis. Fragt sich bloß in aller Bescheidenheit, wie die Kinder dabei wegkommen. Die Regierung ist auch noch da. Die alte meiningische hat Wyneken zwei Mal vor die Tür gesetzt. Sie hielt, wenn auch vielleicht etwas patriarchalisch, auf Ordnung selbst in diesem „sibirischen" Winkel ihres winkligen Ländchens. Die Regierungen der Länder haben heute ja wohl ein gewisses Recht auf Schulaufsicht. So spielt auch die weimarische Regierung hier eine, wenn auch bescheidene, oder wenn man es so auffassen will, eine begrüßenswerte neutrale und liberale Rolle.

Von Seiten der ausscheidenden Lehrer war endlich mit Mitteilung an die thüringische Landesregierung gedroht worden. Die andern waren aber schlauer, sie hatten sich heimlich, still und leise jene Schulschlußverordnung verschafft. Die Regierung zeigte sich dann beim Ausbruch des neuen Krachs freilich einigermaßen desinformiert. Schließlich erschien eine Art Untersuchungskommission, die jedoch geflissentlich lediglich für Sexualia Interesse zeigte, jedenfalls nur hierüber etwas Genaueres wissen wollte, und scheinbar im Übrigen Wickersdorf sich selbst überlassen will.

Ich sprach mit einem vom Personal. „Ein Taubenschlag", meinte er, „dies Wickersdorf, und jedes Mal wirds schlimmer. Bei früherm Krach hieß es, es würde nächstens Porzellanfabrik werden, heute heißt es schon Seifenfabrik." So die Stimme des Volkes. Im Ganzen, scheint mir, hat Wickersdorf mehr Ähnlichkeit mit Seife, als mit Porzellan. Es schlägt Blasen und ist zäh, aber es zerbricht nicht. — Von großen Tönen eines Programms nach Ostern ist jedenfalls noch nichts zu hören. Erstens erholt man sich von dem Schreck und zweitens weiß man noch nicht, was wird. Der Rücktritt Wynekens scheint überfällig, nicht nur den acht im Ausscheiden begriffenen Lehrern.

*

Diktatur und Schulehalten.

Die ausscheidenden Lehrer haben ein Rundschreiben an

die Eltern losgelassen. Es ist ein Novum in Wickersdorf. In diesem Rundschreiben steht nichts mehr von jenen konvulsivischen Weltanschauungszuckungen und Theodiceen ad usum Delphini, wie sie vor zehn Jahren Luserke noch anbrachte (:hie Protestantismus — dort Papst). Dafür bringt es Folgendes: Wyneken bekommt für seine einigermaßen nebensächliche Funktion eines Geschäftsleiters drei Mal so viel Gehalt, wie ein Lehrer. Die Anteilscheine der G. m. b. H. sind so oder so herum in den Händen von ihm und seinen Freunden. Der Aufsichtsrat besteht deshalb auch fast ausschließlich aus Freunden von ihm. Wickersdorf ist de facto nichts als eine Privatschule Wynekens.

Die Zeit ist fortgeschritten, mitsamt der Instrumentierung, und schließlich darf sich weder Wyneken noch Halm wundern, wenn ihnen auch einmal in einer andern Tonart aufgespielt wird. Putsch, Revolution, Staatsstreich, alles soweit ganz nett. Hier könnte Plato etwas für seine Politeia lernen. Diktatur. Das wirkt doch hier im Grunde äußerst lächerlich. Schließlich sind die Nerven von Kindern zwischen sieben und achtzehn Jahren — sie wurden alle rettungslos in die Geschichten hineingezogen — kein Hackbrett. Das erwähnte Elternrundschreiben nennt das Verhalten Wynekens Soldatenspielerei am ungeeigneten Objekt. Die Rückwirkung blieb nicht aus. Man sagt, daß ein großer Teil der Schüler mehrfach hilflos und erledigt war. Die Ernte des letzten Streiches soll eine lange Serie von Heulanfällen bei den diversen Mädchen gewesen sein. Dergleichen balanciert den Nutzen der frischen Luft einigermaßen wieder aus. Viele Schüler sollen genug haben von dieser „Freien Schulgemeinde". Schließlich müßte man, weiß Gott, auf anständige Weise Schule halten können, selbst in einer noch so prätentiösen Anstalt, ohne diese dreijährlichen Katastrophen. Beruht hierauf aber der Sinn der Freien Schulgemeinde Wickersdorf, so ist es eben ein Unsinn, nichts als grober Unfug.

Das alte Schiff von Alfred Wolfenstein

Er, der gerne die Schleier hinwegzog von des Landes großer Vergangenheit, der Diktator

Beschloß eines Tages, einen gewissen tiefen See bei der Hauptstadt bis auf den Grund zu entleeren,

Weil in seiner Tiefe ein altes Schiff lag, die herrliche Trireme eines Kaisers, seit Jahrtausenden versunken, mit Roms Adler und Ruten und Beil versunken, doch es war an der Zeit, nun aufzuerstehen.

Kaum erscholl der begeisternde Aufruf, marschierten schon neben den Arbeiterkolonnen singend heran die schwarzen Scharen der Freiwilligen,

Mit gewaltiger Tatkraft stachen sie ins Erdreich, den See in den Nachbarsee umzugießen, sie räumten die flachern Dörfer, dann sprengten sie den Deich:

Und sahen mit geschwellter Brust den Wasserschwall unverzüglich abmarschieren, beim Stoß der antiken Tuba be-

gann der große Aldosee mit dunklerer Flut aus dem sinkenden Lungosee zu steigen.

Hammerschlag umtrommelte inzwischen die ebbenden Ufer, bald wimmelten die Tribünen von Zuschauern, die tanzend und singend im Wechsel von Jazz und Vaterlandsweisen das Zucken der Wasserfläche verfolgten, bis die Musik verstummte,

Denn langsam quoll drunten hervor uralter heiliger Moder, ein bleiches Trümmerfeld ins Mondlicht,

Und die Hymne fiel ein, die berühmte Hymne Jugend! erklang rings, schon glaubte man hier und da ein altes

Steuer, einen schimmligen Schild, ein verkrustetes Gerippe zu erkennen, und tausend Gläser durchsuchten funkelnd den Schlamm.

Indessen war der andre, der empfangende See rasch bis zum Rand gewachsen und überschwemmte die geräumten Dörfer.

An einer Stelle aber stand noch ein einzelnes Haus: den Vermessern war entgangen, daß hier das Ufer sich senkte.

Die Besitzer wohnten in der Stadt, nur ein Junge, eines Arbeiters Sohn, zur Aufsicht zurückgelassen, schlummerte in der Küche.

Vom Traum in seinen Augen leuchteten die Lider und Wangen, während das Wasser kam und schon durch den Garten sich heranwälzte

Und drüben die erschlossenen Geheimnisse leuchteten, grüne Säulen, rostige Geräte, Gewimmel von Skelettknochen, gelb wie die aufgehende Mondsichel.

Entzücktes Geschrei durchlief die Tribünen, gelungen war die Rettung der Jahrtausendschätze, da lag wie ein einziges offenes Museum der Seegrund im Scheinwerferglanz.

Lange Züge ordneten sich zur Besichtigung der Funde, über Brücken und Bretter klapperten sie hinein in die Dünste der schönen Verwesung

Und mit sieghaftem Schmelz trompetete ein Bläserchor hinter den letzten abziehenden Wellen her, die aufschwollen

Im andern See schwappten sie zu den Fenstern des Hauses und brachen durch die platzende Tür und hoben Wände, Treppen, Möbel,

Und aus dem flutenden Bett schreiend, aus dem Traum, darin er noch eben sich als Helden träumte, der wie eine Sonne

Die Menschen hinweg von alten Sümpfen dereinst dem lebendigen Tag zuführen würde, schreiend sank der Knabe,

Gurgelte auf, schwamm, kämpfte und schrie, von Entsetzen vereist die blühenden Wangen, aber die Stuben schmolzen um ihn

Und es rollten noch Wellen nach, die drüben den goldnen Schiffskiel entblößten, und überrollten und zerstießen und erstickten den Jungen.

In der Mitte des kahlen Sees aber lächelte wirklich das auferstandene Schiff, eine vornehm zerfallene Ruine der Tiefe,

Aus den Seiten fuhren drei Reihen zersplitterter Rudergräten, noch sklavisch geregelt, es saßen wohl im Innern noch gekettet die Toten dahinter.

Die Geschichte eines Witzes von Peter Panter

Der Witz. Zwei Juden sitzen in der Eisenbahn, da sagt der Eine zum Andern:

„Ich komme mir schon vor wie der gottselige Hiob! Mein ganzes Geld hab ich verloren, mein Auto haben sie mir gestohlen, mein Haus ist abgebrannt und meine Frau ist durchgegangen! Was kann mir noch mehr passieren?"

Da sagt der Andre:

„Jetzt kann noch passieren, daß die Frau zurückkommt!"

Sittlich gereinigte Fassung des Rundfunks. Zwei Herren sitzen in der Eisenbahn, da sagt der Eine zum Andern: „Ich komme mir schon vor wie ein vom Unglück verfolgter Pechvogel. Mein Geld habe ich verloren, mein Auto haben sie mir gestohlen, mein Haus ist, trotz der größten Anstrengung unsrer vorzüglichen städtischen Feuerwehr, abgebrannt, und meine Frau hat sich, wie ich fürchten muß, auf immer von mir entfernt. Was kann mir nun noch geschehen?"

Da sagt der andre Herr: „Nun können Sie noch hier in der zweiten Klasse ein Billett Dritter haben!" Achtung, Achtung . . .!

Verlagsprospekt. Ein neues Werk von Arnolt Bronnen ist soeben erschienen: „Hiob in der Eisenbahn." Aus einem einfachen Scherz blüht hier das ganze moderne Leben auf, das in tobendem Rhythmus eingefangen ist. Amerikanisches Tempo vereinigt sich mit dem Gefühl für Heldenverehrung, tanzender Mondänität und peitschender Leidenschaft. Die Art, in der Paris, London und sogar New York in den Rahmen der Handlung einbezogen sind, wirkt sich genial aus. Broschiert 13,50, gebunden 22 Mark.

Thomas Mann. Ich stehe nicht an, zu erklären, daß mir Ihr epischer Versuch „Hiob in der Eisenbahn" immer des Gedenkens wert bleiben wird. Nach jenen verwirrenden Ereignissen, die in den Jahren 1914 bis 1918 (einschließlich) die Welt einigermaßen in Aufruhr versetzt haben sollen, ist mir platterdings nichts in Erinnerung, das mit solcher künstlerischen Energie, eines aktiven Helden würdig, den Ruhm einer getriebenen Männlichkeit zu singen sich unterfängt. Um der Gesinnung und der Gesittung willen wünsche ich dem wackern Buch eine zuverlässige Leserschaft.

Buchkritik. Mit seltener Mentalität hat Arnolt Bronnen in der Wiedererzählung eines alten orientalischen Volksschwankes erneut seine große Einstellung bewiesen. Da sitzen nicht mehr zwei arme Juden in der Eisenbahn, nicht zwei Figuren eines Witzes, sondern zwei Menschen, wie überhaupt das rein Menschliche hier so menschlich ist, daß man schon um Jahrhunderte zurückgreifen muß, um — etwa bei Dante oder in der Bibel — etwas Ebenbürtiges zu finden. Seit dem Don Quichote ist nichts Ähnliches bei uns geschrieben worden. Leute, lest dieses Buch! Ein starkes Werk. Ein kühnes Werk.

Ein in seiner Menschlichkeit menschliches Werk. Und abends in die Scala.

Tägliche Rundschau. Der Kern des Bronnerschen Buches ist geeignet, das deutsche Empfinden auf das schwerste zu beleidigen. Die Heiligkeit des deutschen Familienlebens steht auf dem Spiel, und sind wir nicht gesonnen, müßig mitanzusehen, daß jüdische Verleger wie der Herr Rowohltleben und berliner Literaten wie dieser Herr Bronner die deutsche Seele in den Kot zerren. Ekelhafter Sinnenkitzel und Verachtung der deutschen Frau sprechen zu gleichen Teilen aus diesem undeutschen Buch. Wir fragen: Wo bleibt der Staatsanwalt?

Die Anklageschrift ... sowie den ledigen Schriftsteller Arnolt Bronnen, nicht bestraft, klage ich an: zu Berlin und im Inlande in den Jahren 1927 und 1928 in nicht rechtsverjährter Zeit durch eine und dieselbe fortgesetzte Handlung insbesondere als Verfasser der Druckschrift „Hiob in der Eisenbahn"

a) den Versuch gemacht zu haben, die Verfassung des Deutschen Reiches gewaltsam zu ändern, Verbrechen gegen den § 81, Ziffer 2 StGB. sowie §§ 1, 2, 3, 4, 5, 6 des Gesetzes zum Schutz der Republik. Die konspiratorische Unterhaltung der beiden Juden, also landfremder Elemente, die geheimnisvolle Art, in der das Gespräch geführt wird, die Bezugnahme auf angebliche gestohlene Vermögenswerte, was gleichzeitig als eine Verdächtigung der Polizeibehörden, denen damit der Vorwurf der Pflichtwidrigkeit gemacht wird, aufzufassen ist, lassen erkennen, daß der zugrunde liegende „Witz" ein Angriff auf die Sicherheit des Reiches darstellt. Als besonders erschwerend ist der Umstand anzusehen, daß grade in diesem Augenblick das Reich durch die äußere Politik seiner derzeitigen Machthaber auf das schwerste erschüttert ist. Die Druckschrift „Hiob in der Eisenbahn" verletzt aber auch

b) das Schamgefühl (§ 184 Ziffer 1 StGB.). Die der Darstellung zugrunde liegende Anekdote ist zweifellos unsittlich: die Annahme, daß die Rückkehr einer, wenn auch jüdischen Frau, deren Ehebruch offen zugegeben wird, als Übel oder Unglück aufzufassen sei, ist als unzüchtig im Sinne des § 184 anzusprechen. Es liegt für den normal empfindenden Leser klar zutage, daß die Vergleichung einer Frau mit einem Auto nur als grobe Zote gemeint sein kann; die Füllung eines Autos mit Wasser, die erfahrungsgemäß durch einen männlichen Chauffeur vor sich zu gehen pflegt (siehe Gutachten Band II, Blatt 518), die Geräusche, die das Auto dabei ausstößt, die regelmäßig zuckenden Bewegungen des Motors lassen darauf schließen, daß hier auf die niedrigsten Instinkte des Lesers spekuliert wird. Der Verlag Rowohlt verschleißt, wie gerichtsnotorisch sein dürfte, lediglich Schriften obgenannter Art.

Sitzungsbericht. Der Vorsitzende: „Ich gelange nunmehr zur Verlesung der Anekdote, die Gegenstand der Anklage bildet. Zwei Juden sit..."

Der Reichsanwalt: „Ich beantrage, die Öffentlichkeit wegen Gefährdung der Sittlichkeit auszuschließen!"

Der Verteidiger: „Ich möchte ..."

Der Vorsitzende: „Ich entziehe der Verteidigung das Wort, da in diesem Stadium des Prozesses ihrerseits nichts zu bemerken ist."

Der Verteidiger: „Ich bitte den Herrn Vorsitzenden —"

Der Reichsanwalt und der Vorsitzende gleichzeitig: „Sie haben ...!"

Der Reichsanwalt und der Vorsitzende gleichzeitig: „Bitte nach Ihnen!"

Der Vorsitzende: „Ich mache den Herrn Verteidiger darauf aufmerksam, daß er, wenn er hier noch einmal das Wort ergreift, herausgeführt werden wird. Das Gericht wird beraten." (Dumpfe Pause.)

Der Vorsitzende: „Die Öffentlichkeit wird wegen Gefährdung der Staatssicherheit ausgeschlossen, die Presse und die Verteidigung gleichfalls. Lediglich den Angeklagten, den Angehörigen des Gerichts und den Justizoberwachtmeistern ist der Aufenthalt im Sitzungssaal gestattet." (Der Angeklagte Rowohlt bricht schluchzend zusammen. Wird draußen von dem Temperenzler Sinclair Lewis mit Kamillentee gelabt.)

Zeitungsnotiz. Justus Hobb und William F. Fox haben nach dem nunmehr umgearbeiteten Roman, für den Arnolt Bronnen seinerzeit zum Tode und einer Mark Geldstrafe, der Verleger zu dauerndem Verlust der bürgerlichen Ludwig-Rechte verurteilt worden ist, einen Film geschrieben, der voraussichtlich den Titel tragen wird: „Zwei Juden sitzen ..."

2. Zeitungsnotiz. Wolfgang Goetz hat soeben nach der bekannten Anekdote von den zwei sitzenden Altpreußen ein historisches Stück in etwa fünf Akten beendet. Die Handlung ist in die Zeit Emmes des Sechzehnten, Königs von Irland, zurückverlegt.

3. Zeitungsnotiz. Alfred Neumann hat soeben nach dem neuen Stück von Wolfgang Goetz, „Emmes sitzt in der Eisenbahn", einen geschichtlichen Roman fertiggestellt, dessen Handlung in die Jugendzeit des Demokraten Bernhard Dernburg zurückverlegt ist.

Doktorarbeit. „Die jüdische Anekdote in bezug auf die Sexualstörungen im infantilen Alter sowie auf die Stärkung des Kuppeltriebes bei der Frau. Meinen lieben Eltern gewidmet."

Kleine Theater-B.Z. Wie wir hören, wird Hugo von Hofmannsthal das alte katholische Krippenspiel „Zwei Jedermänner in der Sänfte" für die salzburger Festspiele Max Reinhards bearbeiten. Das Defizit trägt der New Yorker Bankier Otto H. Kahn.

Börsenbericht. Die Börse diskutierte heute die politische Lage und nahm die Erklärung Stresemanns, daß seine Rede durch die Antwort Briands, er habe seine, Stresemanns, Rede

nicht so aufgefaßt, wie er, Briand, sie seinerzeit interpretiert wissen wollte, mit ziemlicher Ruhe auf. Montanwerte fester, bei leichter Abgabeneignung des Publikums.

Der neuste Börsenwitz. „Zwei Juden sitzen in der Eisenbahn; da sagt der Eine zum Andern — —"

Staatstheaterspuk von Harry Kahn

In den Staatstheatern spukts. Gespenster gehen am Gendarmenmarkt und an der Bismarckstraße um. Aber nicht die Ibsens, wie man nach einem Blick ins Lexikon und auf den Kalender meinen sollte. Die kommen erst später dran. Man kann die Feste heute nicht mehr genau so feiern, wie sie fallen. Sonst käme man aus dem Festrummel gar nicht mehr heraus. Es bleiben tot die Toten, und nur der Lebendige lebt, sagt Heine, und die Jubiläumsarithmetik à la mode bestätigt ihn: ein lebender Fünfziger zählt doppelt so viel als ein toter Hunderter, mag der zehnmal ein Säkulargenie gewesen sein.

Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft über alles! Oder was sonst soll daran Schuld sein, daß der fünfzigjährige Jeßner, statt des hundertjährigen Norwegers zu gedenken, zwei deutsche Auch-Dramatiker ins Rampenlicht beschwört, deren Geschöpfe sich schon in ihrem ersten Leben als daseinsunfähige Homunculi entpuppt haben? Warum jetzt auf einmal Charlottenburg mit Rehfisch und Berlin mit Unruh beglückt wird, das ist für Den, der den dispositions- und ideenlosen, von der Hand in den Mund wirtschaftenden Betrieb der reichshauptstädtischen Direktionen, selbst der prominentesten, kennt, kein unlösbares Rätsel. Vom rechtskundigen Autor des „Duells am Lido" liegt vermutlich ein neues Manuskript, das seit Monaten angenommen, aber aus Termin- oder Darstellernot oder überhaupt nicht aufführbar ist, in der Dramaturgie des Staatstheaters. Um Verfasser und Verleger zu beschwichtigen, wird der in der City abgespielte Schmarren wieder hervorgeholt und dem Vorort serviert, wo die Herren Riewe und Franck sowie das Fräulein Klockow sich abmühen müssen, als kalte Hochzeitsschüssel mundgerecht zu machen, was schon in der zeitlich und qualitativ ersten Zubereitung, sprich: Besetzung — Forster, Kortner, Mannheim — nur ein wenig knusprig gebackener Leichenschmaus war.

Auf ein wirtschaftliches Motiv, nämlich die Verwertung Forsters, geht höchstwahrscheinlich auch der Galvanisierungsversuch des schon vor über sieben Jahren im Deutschen Theater zu Grabe getragenen „Louis Ferdinand" zurück. Denn man mag dem Gemunkel keinen Glauben schenken, nach dem eine dramaturgische Nebenregierung aus ministeriellen Kreisen zur Aufführung des Unruh geraten habe, damit auch die offizielle Bühne der Republik ihren Hohenzollern im Topf habe, an dem sich die um den Intendanten streitenden politischen Parteien gleicherweise delektieren könnten. Eine „allerhöchste Stelle", die sich in den Spielplan mischt, und ein Staatstheaterleiter, der vor ihren „Ratschlägen" erstirbt — solcher Spuk

dürfte denn doch im zehnten Jubeljahr der Flucht nach Doorn — wird das auch gefeiert? — nicht mehr möglich sein.

Es wird erinnerlich sein, daß die Wiedergewinnung Rudolf Forsters für das Staatstheater hier dringend empfohlen wurde. Aber wenn man ihm nicht die Rollen gibt, die nach ihm verlangen, so ist dieses höchst erfreuliche Reengagement nichts als eine recht unerfreuliche Etatsbelastung. Forster hat seinerzeit die Staatsbühne verärgert darüber verlassen, daß man ihm den Hamlet vorenthielt. Mag man Kortners Darstellung des Dänenprinzen einschätzen, wie immer man will, daß ihn seine psychische wie physische Konstitution weit eher auf den geflickten Lumpenkönig verweist als auf der Sitte Spiegel und der Bildung Muster, die Forster wie angegossen auf Herz, Hirn und Körper sitzen, das zu verkennen, muß man unter irgend einer Hypnose stehen. Die Hypnose, die Jeßners zweifellos vorhandene bessere Einsicht lähmt, strahlt aus von einem Popanz, den wir einmal „Auffassung" nennen wollen, obschon auch noch andre Bezeichnungen möglich wären. Dieser Popanz nun geistert noch immer durch das Besetzungsbureau des Staatstheaters. Zu Ibsens Säkularfeier soll jetzt „Gespenster" einstudiert werden (nachdem das ursprünglich vorgesehene „Kaiser und Galiläer" anscheinend abgesetzt ist). Eine bei den im Staatstheater vorhandenen Kräften ganz ausgezeichnete Wahl, die endlich auch der viel zu lang brach gelassenen Höflich Gelegenheit gibt, in einer ihr angemessenen Rolle wieder einmal hervorzutreten. Man sollte nun meinen, es sei gar keine andre Rollenverteilung denkbar, als Oswald-Forster und (wenn man wirklich mit den zur Verfügung stehenden Kräften erstklassig durchbesetzen will) Engstrand-Kortner, Regine-Mannheim, Manders-Kraußneck. Das könnte eine Aufführung werden, zu deren Vergleich man allein die Brahmsche (mit Lehmann, Bassermann, Sauer, Triesch, Reicher) heranziehen dürfte. Wenn man aber den Mitteilungen der Presse glauben darf, wird nicht Forster der Sohn von Lucie Höflich und der Halbbruder von Lucie Mannheim sein, sondern Kortner. Als ob es heute einen deutschen Schauspieler gäbe, der schon äußerlich, vom nordisch hellblonden Scheitel bis zur hypernervös beschwingten Sohle mehr Porträt für Oswald mitbrächte als Forster, als ob irgend einer auch innerlich mehr für diese Rolle geschaffen, irgend eine Rolle mehr für ihn geschaffen wäre. Aber der Popanz richtet sich auf und hebt die Geisterhand ...

Hinc illae lacrimae. Auf solche Art kommt, vielleicht nicht genau, aber doch ungefähr, der Spielplan der repräsentativen, aus Staatsmitteln erhaltenen Bühne Deutschlands zustande. Darum muß auf einmal ein Stück aus der Versenkung geholt werden, das unser S. J. schon vor siebeneinhalb Jahren „ein Gespenst von einem Drama" nannte, das „in keiner Besetzung uns zu gefallen gelingen" könne. Heute ist es ein Gespenst im Quadrat. Obschon Herr von Unruh inzwischen in die elysäischen Gefilde der Akademie eingegangen ist, haben seine Schattenfiguren um keinen Tropfen an Blut zugenommen; Jeßners Streichungen haben die verworrene Staatsaktion um

keinen Deut klarer gemacht; und die geschwollene Sprache, die sich von Courths-Mahlereien wie „Ich erwachte schweißgebadet vom Alb der Verantwortung" bis zu Pseudo-Lyrismen im Stil von „Die Luft glänzt ihr nach", emporpumpt (in jedem Sinn des Wortes), ist die Primanerpoesie geblieben, die sie war, bevor ihr Verfasser Pazifist wurde und auf papiernen „Flügeln der Nike" in jenes Paris einzog, in das an der Spitze frisch-fröhlicher Reiterpatrouillen einzuziehen weder ihm noch seinem Helden vergönnt war.

Ein „Revenant" war auch der Stil der Aufführung. Da war so gut wie nichts mehr von dem „geballten" Stil des „Tell" und des „Richard", des „Hannibal" und „Hamlet", nichts von dem „reinen", dem „gedichtmäßigen", dem „Raumtheater", das Karl Th. Bluth in einem (bei Oesterheld & Co. erschienenen) Panegyrikus mittels langatmiger Deduktionen dem Jubilar Jeßner attestiert. Das war „empirisches" Theater sans phrase; guter, alter Reinhardt, nehmt alles nur in allem, ihr werdet hoffentlich in der Schumannstraße noch öfter seinesgleichen und besseres sehen. Mit weniger Fehlbesetzungen, von denen die des Wiesel durch Wäscher — der für trocken komische, aber nicht für geistig souveräne Rollen der gegebene Mann ist — die fatalste war. Forsters Ferdinand wäre, wohl auch ohne seine schwere stimmliche Indisposition, keine so „sichere Sache" gewesen wie seinerzeit der Hartmanns. Hartmanns Feuer schlägt zu breiter Lohe auf; Forsters Flamme züngelt spitz. Hartmann wärmt, Forster versengt. Hartmann ist bestenfalls expansiv; Forster kann explosiv sein. Hartmann hat Muskeln, Forster hat Nerven; Forster ist die weit durchschlagendere geistige Kraft von beiden. Aber wo nichts ist, hat selbst ein Forster das Recht verloren und den Aufwand seiner großen Begabung vertan. Sich mit Gespenstern herumzuschlagen ist eine undankbare Sache. Das sollte sich auch Jeßner gesagt sein lassen und selbst ein kräftig Sprüchlein sagen, damit endlich der Spuk aus seinem Hause verschwindet.

Die Verhafteten von Morus

Abbruch der Russenverhandlungen

Nach dem estnischen Zwischenfall, bei dem das Auswärtige Amt sich bemüßigt fühlte, sich schützend hinter Ludendorffs Ober-Ost-Politik und die Menschenfreundlichkeit der baltischen Barone zu stellen, wollen wir jetzt mal den Russen Raison beibringen. Der Anlaß ist gewiß nicht ganz so belanglos, wie die revaler Jubiläumskundgebung, die kein Wort gegen die deutsche Republik enthielt, und durch die nur der Reichsverband wilhelminischer Geheimräte sich getroffen fühlen konnte. Die Verhaftung der sechs deutschen Ingenieure im Donezbecken, die Stresemann höchstselbst so in Wallung gebracht hat, ist, politisch gesehen, von den Russen eine faustdicke Dummheit. Durch solche Beweise polizeilicher Energie und Wachsamkeit läßt sich kein europäischer und kein

amerikanischer Staat imponieren und erst recht kein Geldgeber; selbst die gewerbsmäßigen Propheten des moskauer Sonnenuntergangs haben wohl nicht daran gezweifelt, daß die bolschewikische Macht für solche Aktionen immer noch ausreicht. In punkto Ordnung marschiert die Sowjet-Union unzweifelhaft an der Spitze der Nationen; das ist auch in kapitalistischen Ländern hinlänglich bekannt. Aber selbst wenn diese Ordnung wirtschaftlich ebenso vollkommen wäre, wie sie es polizeilich ist, steigt deshalb die Kreditfähigkeit der Sowjets noch längst nicht. Denn nicht auf sozialistische Ordnung und Sicherheit kommt es dem Kapital an, sondern auf kapitalistische Sicherheit, auf die Sicherheit des Profits.

So sieht außenpolitisch die Donezaffäre aus, die jetzt zu dem Abbruch der deutsch-russischen Wirtschaftsverhandlungen geführt hat. Aber es besteht durchaus keine Notwendigkeit, den Vorfall außenpolitisch anzusehen. Die Verhaftung der deutschen Ingenieure ist keine Sonderaktion gegen Deutsche, sondern nur ein Teilvorgang in der großen innerpolitischen Aktion gegen die nichtkommunistischen Betriebsführer und Techniker. Wie genau vor zwei Jahren, kurz vor seinem Tode, der Allgewaltige des Wirtschaftskommissariats und der G. P. U., Dzerzinsky, zürnend und strafend wie ein unzufriedener Bojar durch Südrußland fuhr und hunderte von Ingenieuren und Werkmeistern der Stahlindustrie auf die Straße und manchen auch ins Gefängnis setzte, weil sie aus Unfähigkeit oder zwecks politischer Sabotage nicht ihr Pensum geleistet hätten, so ist jetzt in den südrussischen Bergbau und deren Hilfsbetriebe das moskauer Donnerwetter eingeschlagen. Dutzende von Spezialisten sind verhaftet worden, weit mehr Russen als Ausländer. Mit dem äußern Vorwand nimmt mans, wie immer in Rußland, bei solchen Aktionen nicht so genau. Gegenrevolutionäre Umtriebe ist immer noch die beliebteste, weil es die bequemste Formel ist. Daß die deutschen Ingenieure in dieser Konspiration die Anführer waren, ist unwahrscheinlich, daß sich einige von ihnen durch Redensarten verdächtig gemacht haben, wird von Leuten, die sie kennen, für sehr wohl möglich gehalten.

Wenn die Russen daraufhin die Untersuchung vorläufig allein führen wollen und es ablehnen, nähere Berichte über Schuld- und Verdachtsmomente herauszugeben, so ist das sicherlich kein Idealzustand, es entspricht aber der Art, wie in ähnlichen Prozessen in allen andern Ländern vorgegangen wird. Wir wollen schließlich nicht vergessen, daß auch in Deutschland neben der politischen Landesverrats-Justiz die Verfolgung von Werkspionage in hoher Blüte steht. Alle paar Wochen hört man von schweren Urteilen gegen Ingenieure und Facharbeiter, die mittels irgendeines Rezeptes oder eines Liegeplanes ein gutgehendes Fabrikunternehmen mitsamt dem deutschen Vaterlande an die feindliche Konkurrenz verraten haben sollen. Man hört dabei gewiß nur von einem kleinen Teil der Verfahren, die tatsächlich eingeleitet und durchgeführt werden.

Die Gefängnis- und Zuchthausstrafen in diesen Prozessen häufen sich, gegen Inländer und Ausländer, ohne daß ein Hahn

darnach kräht. Es ist jedenfalls nicht bekannt geworden, daß gleich zu Beginn jeder Untersuchung, die meistens mit Verhaftungen einhergeht, der zuständige ausländische Konsul oder Gesandte von den deutschen Gerichtsbehörden bei den Vernehmungen mit hinzugezogen wird, oder daß man den Ausländern sonstwie eine Extrawurst brät. Es ist auch nicht bekannt geworden, daß die ausländischen Vertretungen daraus eine Monstreaffäre machen und die betreffenden Staaten zum Schutz ihrer Angehörigen gleich alle Wirtschaftsverhandlungen mit Deutschland abbrechen.

Die repressive Methode, die jetzt das Auswärtige Amt anwendet, widerspricht also nicht nur dem heiligsten Grundsatz der deutschen Justiz: „In ein schwebendes Verfahren darf nicht eingriffen werden", sondern sie stellt auch Sowjetrußland international unter Sonderrecht. Nun kann man sagen, daß die Sowjetleute so ihre eigne Rechtspflege entwickelt haben und deshalb eigne Interventions- und Abwehrmaßnahmen geboten erscheinen. Aber auch dann noch wird man sich die Frage vorlegen müssen, ob die deutschen Repressalien in einem Verhältnis zu der Donez-Affäre stehen. An den berliner Russenverhandlungen, die nach Ausschaltung der Kreditfrage doch nur juristische Formalitäten umfaßten, ist nicht sonderlich viel gelegen. Aber der demonstrative Abbruch dieser Verhandlungen ist ein Fanfarenstoß, der nur dann angebracht wäre, wenn Stresemann ganz nach Westen abschwenken wollte. Rußland ist, auch unter roter Fahne, kein Staat, mit dem man umspringen kann, wie es früher die europäischen Großmächte mit der Türkei beliebten, oder wie es Washington mit den mittelamerikanischen Ländern macht. Man kann, wenn einem die Sowjetsitten nicht passen, sich von Rußland separieren, aber man kann es nicht behandeln, wie ein Kolonialland, und eine Levantepost einrichten, weil zehn Briefe verloren gegangen sind.

Eine Unterbrechung der wirtschaftlichen Beziehungen zu Rußland würde nicht nur für die russische Wirtschaft manche unangenehme Folgen haben. Denn außer den Schuldverpflichtungen, deren Hauptteil noch in diesem Jahr fällig wird, haben die Russen auch sonst noch einige Verträge zu erfüllen, aus denen sie lieber heute als morgen herausgingen. Ein ernsthafter Wirtschaftskrieg wäre demnach für beide Seiten keineswegs angenehm, und die halbe Millarde, die Deutschland zurzeit in Rußland investiert hat, könnte es sich dann getrost in den Schornstein schreiben.

Der Rechnungshof prüft

Gottes Mühlen mahlen langsam. Herr Sämisch, Präsident des Rechnungshofes des Deutschen Reiches, der sich durch die gründliche Aufdeckung des Lohmann-Konzerns ein bleibendes Verdienst erworben hat, kommt jetzt erst dazu, den Prüfungsbericht über den Reichshaushalt des Jahres 1924 vorzulegen. Auch in diesem leichtergrauten Schriftstück fehlt noch das wichtigste Kapitel, nämlich die Nachprüfung der 700 Millionen, die die Herren Luther und Marx im Dezember 1924

als Ruhrentschädigung der Schwerindustrie zugesteckt haben. Daß dieses spendable Weihnachtsgeschenk eine schwere Etatsverletzung darstellte und dazu den Großindustriellen erhebliche Überzahlungen brachte, ist inzwischen vom Untersuchungsausschuß des Reichstags festgestellt worden, natürlich ohne daß den etatverletzenden Ministern etwas geschehen ist, oder daß man von den Großindustriellen die Überzahlungen zurückgefordert hat. Der Rechnungshof ist, wie gesagt, noch nicht so weit. Er hat bisher erst die 50 Millionen, die der chemischen Industrie zuflossen, genauer nachkontrolliert und nicht für zu hoch befunden. Die übrigen Industrieentschädigungen werden „voraussichtlich wenigstens noch ein Jahr lang den Rechnungshof beschäftigen". Aber die Deutschen sind, nach Spengler, bekanntlich noch eine junge Nation, und sie werden auch noch das erleben.

Abgesehen von diesem Manko, enthält Sämischs Prüfungsbericht aber wiederum eine Fülle interessanter Einzelheiten, aus denen hervorgeht, wieviel unnötige Millionen doch so von den Ämtern im Laufe eines Jahres vertan werden. Obenan steht auf diesem Gebiet unumstritten das Reichswehrministerium. Über die Millionenbeträge, die wohl grade im Jahre 1924 der Abteilung des Herrn Lohmann aus den verschiedenen Ruhr- und Liquidationsfonds zuflossen, verlautet auch in dem Prüfungsbericht des Rechnungshofes nichts. Aber ein paar verwandte Themen werden angeschnitten.

Da existieren bei den Gruppenkommandos und Wehrkreisen Druckereien mit wertvollen Maschinen, die zumeist aus den frühern Druckereien der Generalkommandos, der Kriegsministerien der Bundesstaaten oder aus Felddruckereien stammen. Also unzweifelhaftes Eigentum des Fiskus. Die Militärstellen aber reklamieren diese Druckereien als „private Behördeneinrichtungen", und es bedarf langjähriger Verhandlungen des Rechnungshofs, um die Eigentumsrechte des Reiches sicherzustellen.

Die auffallend hohen Waffenpreise, die sich in jedem Reichswehretat finden, scheinen dem Rechnungshof keine besondern Kopfschmerzen bereitet zu haben. Aber den Ausgaben für Brotgetreide und Futtermittel, die immerhin 18 Millionen Mark erforderten, ist er näher nachgegangen und hat festgestellt, daß die Reichswehr bei ihren Ankäufen die Preise des privaten Handels wesentlich überschritten hat. Auf eine Anfrage, weshalb das geschehen ist, erteilt das Reichswehrministerium folgende possierliche Auskunft: In der Inflationszeit hatten die Heeresverpflegungsämter durch die Kriegsgesellschaften und durch die Abhängigkeit der Landwirte von den Händlern fast ganz die Verbindung mit den Produzenten verloren. „Es war also unbedingt für sie nötig, wieder ins unmittelbare Geschäft zu kommen, um so allmählich wieder die Zwischenkosten des Handels zu sparen." Um den Handel auszuschalten, zahlt die Heeresleitung bei den Landwirten Überpreise. Diese Helden sollten sich wirklich öfter als Händler betätigen!

Severa, die große Unbekannte von A. E. Ronaut

Severus, severa, severum heißt auf lateinisch „streng". Streng mit mit der Wahrheit scheinen es die Berater des Reichswehrministers nicht genommen zu haben, als sie ihn im Zusammenhang mit dem Lohmann-Trust über die „Severa" informierten.

Von dieser heißt es in dem Phoebusbericht, und der Minister hat es in derselben Form interpretiert: „Die Severa G. m. b. H., eine Tochtergesellschaft der Lufthansa, steht mit Kapitän Lohmann in keinerlei Zusammenhang." An dieser Mitteilung ist alles falsch. Die Severa ist keine Tochtergesellschaft der deutschen Lufthansa und hat mit Kapitän Lohmann sehr wohl und in sehr nahem Zusammenhang gestanden. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß sie auf ihrem Firmenschild, Berlin W 35, Blumeshof 17, was bei einem geschäftlichen Unternehmen immerhin ein Novum ist, den Zusatz vermerkt hat „Tochtergesellschaft der Deutschen Lufthansa".

An der Severa ist nämlich nur ein Vorstandsmitglied der Lufthansa persönlich beteiligt und ihm ist sicherlich dabei nicht recht wohl, besonders, wenn er an den Besuch des Kapitäns Lohmann denkt, den dieser ihm, wie im vorletzten Heft der ‚Weltbühne' in dem Artikel „Lohmann, der Ozeanflieger", mitgeteilt wurde, im Sommer vorigen Jahres mit den Schiffahrtsvertretern machte, um die Gründung eines neuen Unternehmens, einer Transozeanfluggesellschaft, in die Wege zu leiten. Als ihm dies mißglückte, war es jene Severa, Tochtergesellschaft der Deutschen Lufthansa, die unfolgsam, wie Kinder nun einmal sind, das gegen die eigne Mama gerichtete, ach so kläglich gescheiterte Unternehmen der Schiffahrtsgesellschaften in Verbindung mit Junkers und Heinkel zur Überwindung des Ozeans durch die Lüfte ausrüstete.

An der Spitze dieser mysteriösen Gesellschaft nun steht der ehemalige Marineoffizier Cranz, dessen Bruder, Redakteur bei der trutzigen ‚Deutschen Zeitung', seiner Zeit einen viel belachten Artikel „Frontflieger und Kritiker" schrieb, als die „demokratische Asphaltpresse" es wagte, das von Bruders Hand ausgerüstete Transozeanprojekt in nicht mißzuverstehender Weise zu kritisieren.

Severa ist die Abkürzung für Seeflugs-Versuchsanstalt. Diese G. m. b. H. unterhält eine Reihe Stationen an Nord- und Ostsee und hat sich das größte Schwimmdock für Wasserflugzeuge zugelegt, das es bis jetzt überhaupt gibt. Wenn die Gesellschaft also, wie es in dem Phoebusbericht heißt, nicht mit dem Kapitän Lohmann und damit der Seetransportabteilung in Verbindung steht, sondern mit der Lufthansa, so muß man einige Fragen nicht an das Reichswehr-, sondern an das Reichsverkehrsministerium richten. Denn die Deutsche Lufthansa wird ja fast vollständig von dort unterhalten. Wo kommen die Mittel für die Severa her, die weder im Etat des Reichsverkehrsministeriums zu finden sind, noch im Geschäftsbericht der Deutschen Lufthansa? Auch als Aufsichtsbehörde über sämtliche im Reiche befindlichen Flugzeuge muß das Verkehrsministerium Bescheid wissen. Von sämtlichen Lohmann-Unternehmungen ist mitgeteilt worden, daß sie sich im Zustande der mehr oder weniger langsam und schwierig sich vollziehenden Liquidation befinden.

Wie verhält es sich nun, auch wenn kein Zusammenhang mehr besteht, mit der Severa? Bleibt sie? Was tut sie? Was treibt sie?

Es ist an der Zeit, daß auch diese Unbekannte ihr so sorgsam gehütetes Inkognito endlich lüftet.

Bemerkungen

Der Takt der Soldaten.

„Die Deutschen an der Spitze des Festzuges bei der Eröffnung der Olympiade in St. Moritz" sehen so aus:

Ein Mann mit einer Tafel „Allemagne", ein Mann mit einer Fahne, und als dritter — ei, wer tommt denn da? — ein Reichswehroffizier. Den Mund hat er halb geöffnet, als sage er grade „Aeh —", was etwas altmodisch, aber desto wahrscheinlicher ist. Soweit gut.

Aber dieser Offizier trägt an Brust und Bauch: das Eiserne Kreuz Erster Klasse (Nichtraucher) sowie andre Schnallen und Blechstücke aus der großen Zeit. Nun liegt die Situation doch so:

Hinter den Deutschen marschieren im Festzuge die andern Nationen, darunter solche, für deren Bekämpfung der junge Herr von der Reichswehr seine Stoffrestchen verliehen bekommen hat. Nehmen wir einmal an, die Orden wären im Schützengraben verdient —: so klebt an jedem von ihnen das Blut von Landsleuten der Sportkameraden. Geschmack wird stets bei wenigen nur gefunden..

Soll also der Mann von der Reichswehr seine Orden ablegen? Nie und nimmermehr — welche Schmach und Schand'! Tragen vielleicht die Offiziere der andern Armeen ihre Kriegsabzeichen, die sie für Abschlachtung von deutschen Arbeitern und Angestellten bekommen haben, gleichfalls, wenn sie in der Schweiz Sport machen? Wenn sie es tun, so spricht das höchstens gegen ihren Geschmack und ihre militärische Erziehung und nicht für die deutsche Taktlosigkeit.

Ja, was hätte denn der deutsche Offizier tun sollen? Er hätte — Bellona, verhülle dein Haupt! — er hätte — man sollte es nicht für möglich glauben — er hätte — wie sag ich's meinem Soldaten? — er hätte sollen in Zivil gehen.

Aber das wäre dann keine Reklame für den nächsten Krieg, Deutschland wäre nicht würdig im Ausland vertreten, und für das Ressort Friede haben wir unsern Nobelpreisträger. Bei Orden denken sich die meisten nicht mehr, als daß es eben Orden sind, die da klunkern. Auch nicht einen Augenblick wird einem der Teilnehmer der Olympiade der Gedanke gekommen sein, daß geronnenes Blut auf der Brust des Offiziers sitzt; daß vielleicht ein Bruder beim Anblick dieses Mordabzeichens den Bruder beklagen könnte; daß die Erinnerung an die niedrigsten Tage der Menschheit sich nicht schämt, ans helle Schneelicht zu kriechen. Der Rest weiht Kriegsdenkmäler ein, paradiert mit Totschlägerabzeichen noch im Sport und bereitet sich und die andern, zusammen mit einer tobsüchtigen Industrie, auf das nächste Naturereignis vor.

Und mobilisieren wir —?

Ignaz Wrobel

Die Techows oder der Niedergang einer Familie

I.

Wieder hatten wir einen Fall Wiking. Wieder handelte es sich um Geheimbündelei. Wieder erschien dabei der Name Techow. Das ist die neue Etappe auf dem Weg einer Familie, die aus bessern Bezirken kommt.

Der Großvater war leidenschaftlicher Gegner Bismarcks und militanter Liberaler. Einmal rief er im Preußischen Landtag: „Zur Pflege orthodoxer kirchlicher Satzungen sind aber, nach meiner Auffassung, unsre Gymnasien nicht gegründet." Da irrte sich der alte Techow. Später wurde er nationalliberal, aber nicht in der üblen Bedeutung des Wortes.

Der Vater hatte ein hohes Amt beim Berliner Magistrat und gehörte zum Berliner Kommunal-

freisinn, der sich in der Stadtverwaltung so reaktionär austobte wie ein ostelbischer Junker in seinem Gutsbezirk. Immerhin traten bei Techow liberale Anschauungen stärker hervor als etwa bei den Größen des Roten Hauses wie Fischbeck oder Cassel. Außerdem hatte Techow eine echte Gutmütigkeit und wirkliches Verständnis für Literatur und Kunst.

II.

Diese Liebhaberei ist, in verdünnter Beschaffenheit, auf den ältesten Sohn übergegangen. Er schnupperte an Literatur und gefiel sich in einem harmlosen Linksradikalismus, während seine beiden jüngern Brüder schon längst im Lager des Kapitäns Ehrhardt standen. Der Vater Techow war 1918 gestorben, die Söhne blieben sich selbst überlassen. Aber hin und wieder wurden sie von der Mutter mit Haß gegen die Revolution gefüttert, durch die sie Geld und Geltung verloren hätten. Es war damals die Logik vieler Bürgerfrauen, aus einem post hoc ein propter hoc zu machen. Der eigne Bruder schilderte vor Gericht diese Frau als eine schwere Neurasthenikerin und ging nicht glimpflich mit ihr um. Er war — übrigens der Familie Rathenau befreundet — derselbe, der seinen zweiten Neffen Ernst-Werner Techow nach dem Attentat der Polizei überlieferte, und in dessen Katastrophe wurde der Jüngste, Hans-Gerd Techow, verwickelt.

Diese beiden mußten irgendwann einmal in einen Verschwörerkreis geraten. Diese „physiologisch Verunglückten und Verstimmten", wie Nietzsche solche Menschen nennt, kommen zu allen Zeiten der Weltgeschichte vor, wenn eine alte Gesellschaft stirbt und eine neue noch nicht geboren ist. Sie fehlen in der Gefolgschaft des Catilina so wenig, wie beim Baron de Batz. Der Fall Techow ist typisch. Sein besonderes Merkmal ist die deutsche Note. Die deutsche! Diese Techows, hervorgegangen aus wendisch-deutscher Mischrasse, würde kein Mensch für Deutsche halten. Der ältere von beiden, Ernst-Werner, lang-schlacksig wie ein blonder polnischer Pferdeknecht. Er weint leicht. Er errötet, wenn man ihn ansieht. Er spricht, als habe er sich gerade das Lispeln abgewöhnt. Sobald er von seinen militärischen Nachkriegserlebnissen erzählt, nimmt er eine näselnde, schneidig sein sollende Offiziersstimme an, jene Stimme, die romanischen Frauen so zuwider ist, weil sie sie für unmännlich halten.

Der jüngere Bruder, Hans-Gerd, der Wiking-Techow, damals noch sechzehnjähriger Gymnasiast, hockte während des Rathenau-Prozesses wie ein trauriges, ängstliches, aber freches und bösartiges Äffchen auf seinem Platz. Dieser Techow ist mit einem verkürzten Arm zur Welt gekommen. In dem Prozeß wurde demonstriert, daß die ganze linke Körperhälfte auf der Entwicklungsstufe eines Kindes geblieben ist.

Der Hausarzt bezeugt von dem ältern Bruder, daß er eine gewisse Wonne im Gehorchen gefunden habe, und von beiden Neffen sagte der Oheim: „Die Jungens hatten Respekt vor allen, die Achselstücke auf den Schultern trugen." „Einer der Mitverschworenen sagte: „Ernst-Werner Techow war nur so mitgenommen, als schicker Bengel, der alles macht und nichts fragt." Mit Ausnahme des Wortes „schick" braucht das nicht unwahr zu sein.

III.

Hier handelt es sich um einen Typus. Das ist nicht der Bauernbursche, der aus einem Überschuß an Dummheit und Kraft in vaterländischen Verbänden mitmacht. Es sind vielmehr „physiologisch Verunglückte und Verstimmte", soziologisch aus der Bahn Geworfene. Verrottetes Bürgertum. Sie müssen vor sich selbst Theater spielen, um leben zu können. Einer der Verschwornen verlieh sich selbst die Achselstücke. Sie alle waren Offiziere

oder wollten es sein, am liebsten Marine-Offiziere. Das Bild, um das sich alles dreht, ist das Bild des Offiziers, der aber selbst in einem fast magischen Hintergrund bleibt. Wo ein Bild, da ist auch ein Gegenbild; in diesem Falle: der Jude. Unter diesem Gesichtswinkel war Rathenaus Ermordung logisch, aber es ist der romantische Gesichtswinkel. Denn in der Realität war die Ermordung idiotisch, weil Rathenau — der Urheber der belgischen Deportationen! — den militaristischen Anschauungen seiner Mörder näher stand als der Gesinnung der Arbeiter, die um ihn trauerten.

Die Sucht zu Verschwörungen wird nicht eher besser werden, als bis die Quellen dieses Übels verstopft sind und das wiederum ist in unsrer demokratischen Republik unmöglich. Denn die Frage aller Fragen, die Schulfrage, kann in Deutschland nicht gelöst werden. Unsre Schulen sind nicht geschaffen, um zur „responsability" zu erziehen wie die amerikanische, oder zur selfcontrol wie die englischen, sondern um zur Tüchtigkeit und Sachlichkeit anzuhalten, zwei romantischen Schwindelbegriffen, die mit virtù und Realität nichts zu tun haben. Vor allem aber sind unsre Schulen „gegründet zur Pflege orthodoxer kirchlicher Satzungen". Der alte Techow hatte Unrecht.

Friedrich Sternthal

Fischbeck oder Lemmer?

Man mußte mit einem Sieg der Demokratischen Partei rechnen. Man mußte es wahrhaftig, wenn man ... die demokratische Presse las, wenn man las von überfüllten Versammlungen in Potsdam, von dem rapiden Fortschreiten des demokratischen Parteigedankens in der Stadt der Preußen-Könige. Fortgeschritten ist nur die Sozialdemokratische Partei mit einem Gewinn von neun Mandaten. Die Demopartei mußte als „Erfolg" den Verlust von 200 Stimmen und von einem Mandat buchen.

Weil bei den Bürgerschaftswahlen in Hamburg die Demopartei 5 Mandate und 20 000 Stimmen gewonnen hatte, herrschte ungeheurer Siegesjubel und man sprach so, als wenn das Geschäft für die Reichstagswahlen schon gemacht wäre. Der hamburger Erfolg war aber gar kein Sieg. Im Herbst 1927 hatte die Demopartei in Hamburg von ihren 21 Mandaten 5 verloren und jetzt hat sie lediglich diese 5 Mandate wiedergeholt, also in Wirklichkeit nur ihren alten Besitzstand vorläufig gewahrt.

Hinter den Kulissen der Demopartei spielen sich nun die lieblichsten Kämpfe ab. Die Kandidatur des jungen Reichstagsabgeordneten Lemmer ist in Gefahr. Nun besteht für uns allerdings keine Veranlassung, ein besonderes Wärmegefühl für Herrn Lemmer zu empfinden. Er hat in seiner Abgeordneten-Tätigkeit nicht alles Versprochene gehalten. Immerhin hat er sich noch etwas von Frische bewahrt, so daß noch eine Hoffnung für die Zukunft bleibt. Sein pommerscher Wahlkreis ist gefährdet, trotz der regen Agitation, die er — was man ihm lassen muß — auch nach seiner Wahl dort entfaltet hat. Aber er ist schon 1924 nur mit Hilfe der mecklenburger Stimmen gewählt worden. Die sind nun stark gesunken. Zur Auffrischung wollte man als Zähl-Kandidatur entweder den Ministerialdirektor Falck oder den Führer des Gewerkschaftsbundes der Angestellten Tal nach Mecklenburg senden. Das ist aber an dem Widerstand des reaktionären schweriner Staatsministers Möller gescheitert, der sich nun selbst aufstellen läßt und damit wohl endgültig die Kandidatur Lemmer zu Fall bringt. Man hat dann den jungen Demokraten in Aussicht gestellt, daß Herr Lemmer auf der Reichsliste an sicherer Stelle rückversichert werden sollte, wenn die jungen Demokraten die von einigen Stellen in Aussicht genommenen Kandidaturen Friedenburgs oder

Nuschkes für den Reichstag im Wahlkreis Potsdam II fallen ließen und dem Austausch Dernburg/Oscar Meyer — Dernburg auf die Reichsliste, Oscar Meyer — Potsdam II — zustimmen würden. Das geschah. Nachdem also Oscar Meyer aufgestellt war, erklärte man, es sei doch fraglich, ob es möglich sei, Herrn Lemmer an aussichtsreicher Stelle auf der Reichsliste unterzubringen.

Wenn nicht in letzter Stunde noch durch irgendeine Fügung eine Änderung eintritt, so wird sich Herr Lemmer den nächsten Reichstag von außen besehen können. Er und seine demokratische Jugend werden dafür das tröstliche Bewußtsein haben, daß auf dem schönen Wege über die Reichsliste der unvermeidliche Herr Fischbeck, Vorsitzender der Liberalen Vereinigung, die in der Öffentlichkeit gar keinen Einfluß mehr ausübt, hinter den Kulissen aber desto mehr, wieder in den Reichstag einzieht. Auf Herrn Kopsch Anwesenheit im Reichstag wird man gewiß gern verzichten. Aber auch der Ausgleich kann nicht befriedigen. Lemmer war auch für Kopsch Wahlkreis in Niederschlesien in Aussicht genommen, mußte aber auch diesen Platz dem Herrn Rönneburg räumen, dessen Kandidatur Herr Erich Koch für unbedingt notwendig gehalten hat. Es wird nun so kommen, daß wahrscheinlich auch nicht mehr Herr Rönneburg erscheint, sondern durch die Listenverbindung der in Breslau aufgestellte Finanzier August Weber, der ebenfalls der Liberalen Vereinigung nahesteht, gewählt wird.

Die Reichsliste macht den Bonzen große Sorgen. Der Ansturm ist ungeheuer. Die Vorkämpferin des Schmutz- und Schundgesetzes, Gertrud Bäumer, Herr Dernburg, der königsberger Schlosser-Obermeister Bartschat, der fünfzigfache Aufsichtsrat Hermann Fischer-Köln und einige andre müssen untergebracht werden. Diesen sogenannten Unentbehrlichen wird auch der jetzt als Nachfolger Raschigs in den Reichstag eingetretene Rechtsanwalt Frankfurter ebenfalls zum Opfer fallen.

Es handelt sich bei der ganzen Sache wirklich nicht nur um eine Personenfrage. Es handelt sich um ein System: Fischbeck oder Lemmer? Und da wundern sich die Leute noch über die Mißerfolge!

Ein Demokrat

Ein Film und — zwei Filme

Das davoser Kino zeigte in dieser Woche einen amerikanischen Kriegsfilm „Rivalen", den ich schon in Deutschland gesehen und von dem ich einen sehr starken Eindruck empfangen hatte. Dieser starke Eindruck veranlaßte mich, hier in Davos ihn mir nochmals zu betrachten. Mein Erstaunen war aber groß, als ich unter gleichem Titel nicht den gleichen Film zu sehen bekam! Der Text, in Deutschland auf die Formel „Nie wieder Krieg!" gebracht, erschöpfte sich hier in Verherrlichungen der „gloire" und der Schönheit des Kriegertums — dem die (mit Recht) abschreckenden Kriegsaufnahmen einigermaßen widersprachen. Es waren ganze, z. T. sehr geschmacklose Szenenreihen in der hiesigen Fassung zu sehen, die in Deutschland völlig fehlten. (Der Vorbeimarsch der deutschen Kriegsgefangenen nach der Schlacht vor dem fressenden und saufenden Hauptmann Flagg, die Sprengung einer deutschen Batterie durch die zwei Spaßmacher des Films, die gräßliche Kitschszene, wo Maria „auf dem Feld der Ehre" dem toten Soldaten den Brief seiner Mutter ins Grab, man muß schon sagen: einbuddelt; und vieles andre.) Der Film hat in der hier gezeigten, offenbar für den Vertrieb in Frankreich bestimmten Fassung längst nicht die künstlerische Geschlossenheit, die er in Deutschland zeigte. Es scheint, daß die äußerst smarte Foxproduktion zwei Fassungen dieses Filmes hergestellt hat: eine für Deutsch-

land mit pazifistischem Grundton, eine für Frankreich mit der Verherrlichung der gloire und des brave soldat. — Es wäre an der Zeit, den Amerikanern zu beweisen, daß man sich für ihre Filmpolitik des Hansdampf in allen Gassen bedankt. Geschäfte machen: gut. Mit guten Filmen: besser. Mit doppelter und dreifacher Moral, ganz nach Wunsch und Land und Klima: danke schön. Davon wollen wir nichts sehen — und nichts wissen.

Klabund

Denkschriften und Dienstwege

Es ist bekannt, daß der Weg zur Sabotierung eines Gesetzes mit Denkschriften über die Gesetzvorlage gepflastert ist; eine Sammlung aller Denkschriften seit Erschaffung der Deutschen Republik würde heute bereits genug Makulatur ergeben, um einen eignen Reichsschmokereibetrieb (oder haben wir den schon?) zu rechtfertigen. Eine hervorragende Rolle spielt bei der Denkschriftenfabrikation das Statistische Reichsamt, das sich bei der Aufstellung seiner unbestechlichen Listen streng nach den Anordnungen des federführenden Ministeriums richtet. Wenn unglücklicherweise der Reichsinnenminister den Geburtenstatus oder Rückgang für national bedrohlich hält, während das ebenfalls beteiligte Wirtschaftsministerium sich gestattet, hierüber andrer Meinung zu sein, so wird, sei es auch jahrelang, mit der Fertigstellung der entscheidenden Statistik gewartet — man kann nie wissen, ob der Scheitel rechts oder links getragen wird. Wahrscheinlich heißt deswegen auch der Präsident des Statistischen Reichsamts Wagemann — es gibt noch Symbole!

Viel amüsanter und allgemein unbekannter ist aber die Tatsache, wie später die fertigen Denkschriften vor ihrer Vorlage an Kabinett und Reichstag in die verschiedenen Ministerien gelangen. Es gibt zwar einen Dienstweg; aber der ist zum Beispiel zwischen Preußen und dem Reich sehr lang, umständlich und zeitraubend. Deswegen unterhält das Reichsinnenministerium in den preußischen Ämtern besondere Vertrauensleute, die ihm die verschiedenen preußischen Drucksachen vor der allgemeinen Publizierung auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege verschaffen. Man kann sich das große gegenseitige Vertrauen leicht ausmalen, das hierdurch entsteht! Als bestorganisiert wird in dieser Beziehung das Reichswehrministerium angesehen. Es wäre interessant, einmal festzustellen, ob die alten direkten Telephonverbindungen, die früher zwischen dem Generalstab und dem Reichsmarineamt in der Bendlerstraße bestanden, auch jetzt noch zum Schaden der geschäftstüchtigen Reichspost zwischen Reichsinnenministerium und Wehrministerium funktionieren und vielleicht reichlich benutzt werden. Jedenfalls ist man bei den zivilen Behörden ängstlich bemüht, die Gespräche wie im Kriege zu führen, wo es hieß: „Achtung! Feind hört mit!"

Agnus

Georg Kaisers „Oktobertag"

In Hamburg, wo ich mich selbst als Vortragender über Fragen des Theaters aufzuführen hatte, begegnete ich einer Uraufführung: „Oktobertag" in den

Kammerspielen. Das literarische Theater Hamburgs liegt im Besenbinderhof, nämlich in einer Höhle, in die man rettungslos eingeschluckt wird. Übrigens nicht durch einen Förderkorb, was das richtigste wäre, sondern durch eine Treppe. Da muß mal eine Rutschbahn oder etwas ähnliches gewesen sein. Ob es an der Höhle lag, an der gewissen Untertagsstimmung, ich hatte von dem Publikum den Eindruck, daß es sich in eine dunkle Veranstaltung hineinziehen ließ, auf die man gar nicht so stolz zu sein brauchte. Es ist da weniger Festlichkeit, weniger atmosphärische Spannung als bei einer berliner Premiere, vielmehr ein trockener sachlicher Ernst, wie er sich für ein literarisches Ereignis schickt. Das Berlin sich wieder mal entgehen ließ, und zwar mit Unrecht. Denn Georg Kaiser gehört gar nicht mehr zur nur Literatur, er hat längst den Begriff des reinen Theaters, den Sinn für Probleme, die sich in zwei Stunden erledigen lassen und so restlos, daß ein Bodensatz von Nachdenklichkeit nicht immer übrig bleibt.

Dieser „Oktobertag“ ist ausgezeichnet erfunden, Erfindung auf einer Nadelspitze, aber glänzend ausbalanciert. Die Sache steht, und zwar folgende: Catharine Coste, wohlbehütete und tugendhafte Nichte eines großen Mannes in der Provinz hat ein Kind bekommen; in den Geburtswehen schreit sie einmal den Namen des Vaters, eines pariser Leutnants, von dem niemand nichts weiß. Onkel Coste läßt den Leutnant aus Paris kommen zu einem scharfen Verhör; der hat eine Hochzeit gefeiert, ohne dabeigewesen zu sein. Ein vergessener Aufenthalt zwischen zwei Zügen in irgend einem Städtchen. Was tut ein Leutnant aus Langeweile? Sieht sich einen Juwelierladen an, geht in die Kirche, darauf in die Oper. Catharine besah mit ihm dieselben Ringe in dem Laden, kniete neben ihm vor demselben Hochaltar (den Namen gab die offenliegende Mütze her), saß endlich in derselben Loge. Ekstase und Unio mystica; der Leutnant wird zum Marquis von O. Woher aber das Kind? Wird von einem Schlächtergesellen geliefert, der seine Braut, die Zofe nachts besuchen wollte, und den die Haustochter in ihr Schlafzimmer zog. Kein Licht wurde gemacht. Stellen wir uns die Szene nicht zu genau vor, oder verlassen wir uns auf Catharinens jungfräuliche Unerfahrenheit, noch dazu im Zustand der Ekstase. Verlassen wir uns vor allem auf Georg Kaisers Geschicklichkeit, die fabelhaft überredet, die nächstliegenden Einwände wegredet. Der Schlächtergeselle meldet seine Ansprüche an, nicht auf das Mädchen, sondern auf eine anständige Entschädigung für seine Mühe und für seine Diskretion. Sehr starke Szene zwischen dem natürlichen Vater und dem mystischen, den die Ekstase der jungen Mutter angesteckt hat. Wenn ein Liebeswunder (vgl. Wahlverwandtschaften) geschah, darf es keinen Schlächtergesellen geben. Also wird er vom Leutnant umgebracht, der grade umschnallt. Nicht Mord, sondern Totschlag aus der Ekstase, aber logischer gemußter Totschlag. Sehr kompliziert, sehr einfach.

Glauben wir das? Ja, wenn wir der Catharine glauben. Fräulein Schwannecke macht die Bergner nach mit schmal zusammengezogenen Schultern, mit noch leisern, selten verständlichen Hauchtönen. Wir glauben ihr dennoch und auch ihrem Partner Herrn Gründgens, obgleich er nicht das Richtige für den mystischen Bräutigam hat, auch nicht die Feinheit und Schlankheit eines Aristokraten, dem eine sehr glänzende Existenz an einem Oktobertag zerbricht. Bei völliger Schuldlosigkeit, die uns doch fast tragisch anhaucht und nicht nur für zwei Stunden: Das Leben ist merkwürdig! Was einem da nicht alles passieren kann! so zwischen zwei Zügen! Das Leben ist grausam, aber es hat auch eine schöne Grausamkeit und lauert

immer noch mit Wundern. Das ernste Publikum ging mit, ging ins Wunder hinein. Die Hamburger applaudieren grundsätzlich nicht in der Pause, sondern erst am Schluß. Das geschah mit Bereitwilligkeit und Ausdauer, gegen eine Vorstellung, die man sich besser denken könnte, die der dramatischen Anekdote den Kristallschliff des Sprachlichen schuldig blieb. Die Hamburger Kammerspiele sind jedenfalls mit rühmlichem Entschluß vorangegangen. Das Deutsche Theater wird ihnen, soviel ich weiß, folgen und wahrscheinlich die ekstatischen Kräfte der Thimig für die von keinem Schlächtergesellen zu befleckende Empfängnis einsetzen. Ein Bravo für Homolkas natürlichen Vater; er wird glänzend sein. Georg Kaiser, der Dramatiker, ist eine allzu flüssige, fast flüchtige Existenz geworden; hier hat er sich wieder einmal kristallisiert. Ein einfaches, einfarbiges, durchsichtiges Stück, aber nicht ohne magische Spiegelung, ein Kunststück des Erfindergeistes, aber nicht ohne Seele.

Arthur Eloesser

Das hat Würzburg noch nicht gesehn!

Zu einem Gastspiel Valeska Gerts in Würzburg schreibt das dort erscheinende ‚Fränkische Volksblatt' (Zentrum):

So etwas wie dieses Gastspiel der „berühmten Berliner Groterktänzerin" habe ich im Würzburger Stadttheater noch nicht gesehn ...

Dem Faß den Boden aus aber schlug die moralische Seite. Der Clou des Abends war eine Szene, wie eine verkommene, liederliche, bis aufs Hemd und Strümpfe entkleidete Pariser Dirne mit frech lasziven französischen Worten, eindeutig in ihren ekelhaften Gebärden, mit einem fingierten Liebhaber verhandelt. Ähnliches ist, soweit ich mich zurückerinnern kann, auf der Würzburger Bühne noch nicht geboten. Fast deprimierender noch war die Haltung eines Teiles des Publikums. Würzburgs goldene Jugend insbesondere, sehr junge und sehr gut angezogene junge Damen und Herren organisierten, als pfeifender Widerspruch einsetzte, einen derartig frenetischen, minutenlangen Beifall, wie er noch nie gehört wurde. Die Szene wurde wiederholt. Mir ist jedes Wort zu schade, das ich an diese Affäre noch verschwenden müßte, möge aber die verantwortlichen Instanzen, was sie zu tun gedenken, um die Wiederkehr solcher Dinge zu verhindern.

Liebe Weltbühne!

Karl Wolfskehl stritt eines Tages mit dem Pastor Frenssen (der sich auch schriftstellerisch betätigt hat) über Religionen. Aus Freude an dem sauern Protestanten sang Wolfskehl eine Apologie des Papstes. Als er Atem schöpfte, warf der erschreckte Pastor ein: „Aber das werden Sie doch nicht leugnen können, Herr Wolfskehl, daß der Katholizismus den Fortschritt hindert!" — „Richtig!" rief Wolfskehl. „Das habe ich ja ganz vergessen: den Fortschritt hindert er ja auch noch!"

Antworten

August Abel. Sie arbeiten für die ‚Tägliche Rundschau', das Organ unseres Nobelpreisträgers Gustav S. Daß das Blatt gegen Frankreich arbeitet, wo es nur kann, ist Gustavs Sache. Daß Sie aber die Unwahrheit sagen, nachweisbar lügen, wenn Sie über Paris schreiben, das ist um so weniger schön, als sich ganz Berlin halb umgebracht hat, weil der Herr vom ‚Journal' Fälschliches über die Berner Silvesternacht veröffentlicht hatte. Sie schreiben von den französischen Eisenbahnwaggons: „Die Türen der einzelnen Abteile öffnen sich nach außen, wodurch mit ziemlicher Sicherheit erreicht wird, daß der nichtsahnende Spaziergänger im Gange des Waggons plötzlich eine mit französischem Temperament geöffnete Tür auf die Nase bekommt. Schiebetüren gibt es nicht." Unwahr: es gibt Schiebetüren in zahlreichen D-Zügen. Daß das „französische Temperament" eine Tür nach außen aufstößt, ohne daß der Betreffende sich vergewissert, ob da jemand steht, ist mir, Peter Panter, auf vielen Reisen in Frankreich in vier Jahren noch nicht begegnet. „Der Zugang zu den Metro-Zügen wird durch sinnreiche, in regelmäßigen Abständen wiederkehrende Schlagbäume, die sich nach der entgegengesetzten Richtung öffnen, aus der der Reisende kommt, entsprechend erleichtert." Unwahr: diese Schlagbäume halten den Reisenden, der, wie Sie, nicht lesen kann, grade davon ab, einen falschen Weg zu nehmen. Geht man richtig, so öffnen sie sich nach außen. „Die öffentliche Tribüne" ist eine typisch pariserische Einrichtung. Hat jemand zum Beispiel ein Buch geschrieben, so stellt er sich dieser Tribüne vor, das heißt, es wird eine öffentliche Versammlung einberufen, und der Delinquent oder die Delinquentin wird aufs Podium gesetzt und muß nunmehr die Kritik der Versammlung über sich ergehen lassen." Unwahr. Der „Club du Faubourg" — nur er kann gemeint sein — fordert Schriftsteller auf, ihr Werk, dessen Aktualität reizt, in aller Öffentlichkeit diskutieren zu lassen — dabei werden vorher Redner und Gegenredner bestimmt, und selbstverständlich muß niemand müssen. Die Versammlungen, die ich mitangehört habe, wurden mit der größten Courtoisie geführt. „Der Autoverkehr ist großartig. Am Triumphbogen herrscht ein für deutsche Begriffe unmögliches Auto-Durcheinander, denn jeder fährt, wie er will, und einen Verkehrsturm gibt es nicht. Die Polizei steht allerdings da, aber in sicherer Entfernung von dem lebensgefährlichen Wirrwarr." Unfug: die Place de l'Etoile ist ein beliebter Prüfungsgegenstand für solche, die ihr Fahrexamen vor der Polizei machen wollen — da fährt eben nicht jeder, wie er will, sondern es herrscht Karussell-Verkehr, der sich nur für den nicht glatt abwickelt, der die Berliner Über-Organisation gewöhnt ist. Pariser Chauffeure sind nicht Leser der ‚Täglichen Rundschau', sondern rücksichtsvolle Leute, und Platz für einen Verkehrsturm ist nicht da — nur ein Bureaukrat könnte auf diesem Platz einen aufbauen. „Senkt sich die Dunkelheit über die Stadt des Lichtes herab, dann bindet dieser und jener Kraftdroschkenführer eine chinesische Papierampel an den Kühler und gondelt mit dieser bengalischen Beleuchtung in Paris herum." Nun bin ich schon so lange hier ..., aber solche Dinge sehen immer nur die Abels. Übrigens: da es sich natürlich nur um kaum wahrnehmbare Ausnahmen handelt: was, glauben Sie, schadet das? Wem? Ihrem Ordnungsgefühl? Dann schadet es nichts. Wenn aber schon in solchen äußerlichen Kleinigkeiten so gelogen, so verfälscht, gefälscht, so bösartig entstellt wird — wie mag erst die politische Berichterstattung Ihres Blattes aussehen! Und das alles aus Wut, weil Hindenburg den Krieg verloren hat — und das alles aus Unfähigkeit, in fremden Ländern beobachten zu können. Von Paris bis Berlin ist es viel weiter als zweiundzwanzig Stunden. Viele, viele Abels weit.

General Groener. Sie haben in Ihrer von den verehrten Demokraten vielgepriesenen Reichstagsrede gesagt: „Das Reichsbanner hat doch politischen Charakter und hat das auch wiederholt ausgesprochen. Der Arbeiter-Turn- und Sportbund bezeichnet sich selbst als auf dem Boden des Klassenkampfes stehend und stellt sich demgemäß zu allen andern Sportverbänden ein... Die Kriegervereine haben ihren unparteiischen Charakter nicht nur betont, sondern auch bewiesen." Früh übt sich, was ein Geßler werden will.

M. C. Sie haben mich mißverstanden. In meiner Bemerkung über Ernst Tollers bei Piscator gespieltes Stück hier vor zwei Wochen lag nichts Herabsetzendes, nicht einmal ein Urteil über das Stück. Daß Toller im Repertoire einer sozialistischen Bühne ein hervorragender Platz gebührt, bestreite ich nicht, im Gegenteil, unterstreiche ich dreifach. Aber Toller ist bekannt und begehrt genug, um auch von bürgerlichen Theatern nicht übersehen zu werden, auf denen er auch übrigens seine wichtigsten Erfolge erzielt hat. Insofern ist er keineswegs auf das sozialistische Theater allein angewiesen. Etwas andres habe ich nicht sagen wollen.

Berliner Weltbühnenleser versammeln sich am Mittwoch, den 21. März, abends 8¼ Uhr, im Café Adler, am Dönhoffplatz, Eingang Kommandantenstraße. — Es spricht Hans von Zwehl: Filmkritik und Filmzensur und was will der Volksfilmverband?

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Bundschuh und Escarpins von Carl v. Ossietzky

Ist der Arme Konrad zum dritten Mal auferstanden? In kleinen Landstädten fliegen Steine in die Finanzämter. Um schwarze Fahnen, von Männern in schwarzen Hemden getragen, versammeln sich wild gestikulierende und durcheinander redende Bauerngruppen, schreckliche Flüche ausstoßend gegen die widerrechtlich Obrigkeit mimenden Novemberusurpatoren. In Göttingen wird dunkel mit einer Weißen Armee gedroht; zu Nimptsch in Schlesien gründet ein Junker v. Schimpff den Bund der Sänger zur heitern Lerche; zu Parchim in Mecklenburg verkündet ein Agitator, es werde demnächst blutig hergehen im deutschen Vaterland.

Das sind höchst unziemliche Reden, die nach Bundschuh, Armem Konz, Florian Geyer und eifernden Prädikanten klingen und eine Vision von Bauernkrieg heraufbeschwören. Aber Bangemachen gilt nicht. Es geht nicht ums Tausendjährige Reich und um die Heilbronner Artikel, die Aufwiegler sind keine brennenden Evangelisten wie Karlstatt, Hubmeier oder Münzer, die gegen den Zehnten, den Übermut der Großen und das Jus primae noctis lamentieren, sondern brave zuverlässige Parteibeamte und Verbandssekretäre. Dieses Mal wird Jäcklein Rohrbach den Helffensteiner nicht durch die Spieße jagen, und das ist auch kein Wunder, denn er ist ja von ihm angestellt. Unsre Republik, die immer mehr zu einer Mustersammlung von Paradoxen geworden ist, erlebt jetzt einen Bauernaufruhr, der von den Junkern, den Herren, den Großgrundbesitzern selbst geleitet wird. Der Landbund, dieses Instrument der Agrarmillionäre, hat den Bundschuh aufgepflanzt. Das ist nicht viel anders als eine Arbeiterrevolution unter der Regie des Reichsverbandes der Industrie.

Dummdreiste Wahldemagogie, aber glänzend gemacht. Nachdem die Deutschnationalen jetzt lange genug regiert haben, nachdem ihr Herr Schiele das Ernährungsministerium innegehabt hat, nachdem sie reichlich Agrarsubventionen gewährt haben, selbstverständlich noch immer viel zu wenig für den unverdorbenen Appetit des Reichs-Landbundes, fürchten sie grade jetzt zu den Wahlen einen Stimmungswechsel der durch eine Kreditkrise verwirrten Bauernschaft, und leiten den Ärger sehr geschickt in eigens dazu geschaffene Kanäle ab. Der große Trick, das ist die Bildung kleiner Bauernparteien, Abkommandierung bisheriger Bauerndeputierten dorthin, damit nicht Stimmen an andre Parteien geraten oder von Splittergruppen aufgefangen werden, wo sie ungenützt verkommen. Die Fäden laufen selbstverständlich beim Landbund zusammen, dieser gewaltigen Ressource der deutschnationalen Reaktion. Ohne Rücksicht auf frühere Bindungen kann jetzt im Dorf Sturm geläutet werden, wobei auch nicht zu übersehen ist, daß — o herrlicher Segen der föderalistischen Verfassung — der Aufruhr nicht etwa das schwer faßbare Abstraktum Reichsregierung überschwemmt, sondern die verhaßte, als rot denunzierte preu-

ßische Regierung, deren Exekutivorgane den Verkehr zwischen dem in unerreichbarer Wolkenhöhe schwebenden Reich und den Bewohnern der staatsbürgerlichen Niederungen vermitteln. Von Schiele, dem Gewährer und Versager aller Subventionen, mag sich das fromme, starke Landvolk nur sehr unklare Vorstellungen machen, desto packendere aber von dem sozialistischen Landrat, dem Gebieter der Landjäger, der sonst nicht weiter beachtet, doch sofort zum Büttel tyrannischer Mächte wird, wenn er eine autoritätswahrende Geste zeigt. Das ist vielleicht das Gefährlichste an diesem Popanz von Agrarrevolte: die preußische Linksregierung muß büßen für das, was die Rechtsregierung im Reiche getan oder nicht getan hat.

Das ist gewiß beklagenswert. Und dennoch — Tu l'as voulu, Georges Dandin; tu l'as voulu! Zwei Unterlassungssünden hat die Revolution von 1918 begangen, die zu Todsünden gegen die junge Republik geworden sind: sie hat versäumt, in einer Zeit, wo alle alte Bindungen gelockert waren und alles ungeheuer aufnahmebereit war, den Einheitsstaat zu proklamieren, und sie hat die Zerschlagung der Latifundien, die Aufteilung des Großgrundbesitzes versäumt. Sie hat alle Chancen versäumt, das ganze weite Land mit einem ihr zu Dank verpflichteten Kleinbauerntum zu überziehen, sie hat darauf verzichtet, die auch unter der dicken reaktionären Verkrustung schlummernden revolutionären Instinkte des Bauern zu entfesseln und zu befriedigen, und ihre eigne Schuld ist es, wenn heute der Landmann sich vom Junker gängeln läßt wie früher, statt nach seinem Boden zu verlangen. Auch in dieser Frage hat die Sozialdemokratie den historischen Moment verpaßt. Teils weil sie überhaupt nichts Fundamentales wollte, teils weil ihr auf der Bildungsschule des alten Kautsky eingeimpft war, daß das kleine bäuerliche Eigentum vor dem erhabenen marxischen Dogma ein Ärgernis sei. Vor mehr als 25 Jahren schon haben die Leute von den Sozialistischen Monatsheften das bekämpft und sind verketzert worden dafür. Aber sie haben Recht behalten. Die Bauern, geborene Fanatiker des Eigentums, haben niemals eine Beziehung zum Sozialismus und zum Industrievolk finden können, sie haben die Kämpfe des Industrieproletariats stets mit abergläubischer Scheu verfolgt. Ach, wenn die Sozialdemokratie, die so viel ererbten orthodoxen Hausrat unbeschwerten Sinnes über Bord geworfen hat, auch diesen ehrwürdigen Schinken aus Kautskys Weisheitskiste hinterher geschickt hätte! Es mutet an wie eine Parodie auf diese falsch angebrachte Prinzipienfuchserei, daß die rigorosesten Marxisten, die Moskauer, ihr sozialistisches Regiment grade auf den kleinbäuerlichen Besitz gegründet haben. In Deutschland aber schwingen die Kulaken die Sturmfahne wider die demokratische Republik... Phantasierende Studienräte haben die Phrase von dem „Volk ohne Raum" aufgeschnappt und heischen Kolonien. Wo hätte dies Volk keinen Raum? Wenige Stunden von der großen Stadt liegt unermeßlicher grüner Grund, von Stacheldraht umzäunt...

Wird aber die Unzufriedenheit der Bauern nicht doch von einer wirklichen Not gespornt? Es wäre übertrieben, von einer

allgemeinen Agrarkalamität zu sprechen, dennoch liegen ohne Zweifel gewisse Kreditschwierigkeiten vor, die bei der wirtschaftlichen Gesamtsituation nicht absurd sind und abgestellt werden können. Man darf bei dem Gejammer nicht übersehen: wer seit dreißig Jahren auch regiert hat, immer war die Landwirtschaft das verhätschelte Kind; Zölle, Subventionen, Liebesgaben vielfacher Art, immer mußte der schreiende Liebling bei Laune gehalten werden; er ist denn auch fast immer recht passabel durch den Winter gekommen. Wo wäre denn auf dem Lande jemals diese krallende, blut- und seelensaugende Not lange Zeit zu Gast gewesen, die die unsichtbare Beherrscherin der großen Städte ist? Gewiß, sie spukt in den nicht menschenwürdigen Quartieren der Landarbeiter, wo ein paar Meter hinterm vollen Rauchfang der Hungerödem grassiert, aber das Bauerntum wird von ihr kaum berührt. Was wissen die spektakelnden Landbündler von der Verelendung städtischen Proletariats? Bei Langenöls sind die Demonstrationen angeblich durch ein paar Zwangsversteigerungen ausgelöst worden. Das wäre Anlaß zum Aufruhr? Tägliches Schicksal in den Städten, Unglück, das ganz als privates empfunden wird; schweigend tauchen die Ausgepfändeten irgendwo unter. Wer fragt nach den Millionen von Arbeitslosen, wer nach den täglichen Hungertragödien in Arbeiterhäusern und in langsam versinkenden Bürgerfamilien? Die Zeitung registriert nüchtern die Selbstmorde wegen Exmittierung, nur wenn die Quantität imponiert, gibts eine fettere Überschrift. Man weiß, daß in Berlin allein heut an die zwanzigtausend Wohnungslose gezählt werden. Zwanzigtausend kampieren in Lauben, Schuppen, Giebeln und Kellern, zwischen morschen, undichten Planken, unter Dachpappe und Wellblech. Tüchtige Reporter entdecken Troglodyten am Rande der Stadt, die sich, von keinem Bauamt behelligt, in die barmherzige Erde eingewühlt haben. Kein Pesthauch solchen Elends streift auch nur den kümmerlichsten Rübenbauern. Die Leiden der Landwirtschaft sind nicht mehr als vorübergehende Depression. Dafür hat sie, weiß Gott, ihre fetten Jahre gehabt. In der Zeit der Inflation stand sie breitbeinig unter Fortunas Horn. Während die Bürger der Städte die letzten Sachwerte ins Lombardhaus schleppten, schafften die Agrarier Steinwayflügel an und dicke Polstergarnituren und garantiert echte Kunstgemälde, was ihnen nicht mißgönnt sei. Aber ebensowenig können wir heute Sentimentalität aufbringen, wo die Konjunktur mal wieder anders rum geht und die nützlichen Gebrauchsgegenstände wieder verscherft werden müssen.

Der Landbund ist keine sympathische Korporation, aber etwas von seiner speckwammigen Unverschämtheit wäre den Demokraten und Sozialisten schon zu wünschen. Das alte Rezept des seligen Herrn v. Diest-Daber, daß man schreien muß, wenn man was haben will, haben die noch immer nicht begriffen. Ein Lamm Gottes unter den Peitschenhieben ihrer Richter, Beamten und Militärs hält die Republik geduldig still. Ein berliner Gericht hat soeben Herrn Friedrich Hussong freigesprochen, der im ‚Lokalanzeiger' der weimarer Verfassung

ein paar Galanterien in die rosige Ohrmuschel geflüstert hat. Denn, so folgerte das Gericht, man kann zwar die Revolution verwünschen, deshalb aber der Verfassung, ihrem sichtbarsten Effekt, die aufrichtigste Devotion entgegenbringen. Bravo, Gericht! Was kümmerts die Tochter, wenn man die Mutter Metze heißt? Wir gratulieren dem glänzend begabten Pamphletisten zum Freispruch und bedauern nur, daß er nicht noch ganz anders drauflos gewalkt hat. Dafür hat die liberale Presse die große Genugtuung des Phöbus-Skandals. Skandal? Wo und wieso? Wen interessiert das eigentlich, wer spricht darüber, und wer empfindet das als Skandal? Machen wir uns nichts vor: — der Mann auf der Straße liest was von dreißig verpulverten Millionen und bleibt ganz ungerührt. Denn schließlich waren es Offiziere, die so freundlich gewesen waren, und weil Militär dabei war, wird die Sache wohl auch einen Sinn gehabt haben. Die großen Demoblätter täuschen sich über den Grad der öffentlichen Teilnahme an ihrem groß aufgemachten Fall. Und das geschieht ihnen recht. Denn sie behandeln den Casus als etatsrechtlichen anstatt als strafrechtlichen. Hier muß laut gefragt werden: wo bleibt denn der Staatsanwalt, der vor ein paar Jahren, zum Beispiel, die glorreiche Umzingelung von Schwanenwerder unternommen hat, und der jetzt gegen die Kriegsgefangenen von damals, die Barmats, einen wahnwitzig hohen Strafantrag stellt? Damals mußte der Fall Barmat eine Wahlkampagne eröffnen, und heute werden die Urteile grade rechtzeitig zu einer neuen herauskommen, und dank der größern Unbedenklichkeit der Rechten wird der Name Barmat die entscheidenden Wochen beherrschen und nicht der Name Lohmann. Im Reichstag hat sich vor ein paar Tagen der auch als Sozialist streng abstinente Herr Sollmann über den afghanischen Ordenssegen beschwert und damit Herrn v. Keudell zu seinem ersten beabsichtigten und berechtigten Heiterkeitserfolg verholfen. Denn Herr v. Keudell konnte feststellen, daß ein republikanischer Innenminister dem Präsidenten Ebert seinerzeit dringend geraten habe, den angebotenen peruanischen Orden „Die Sonne" anzunehmen, und das sei kein andrer als Herr Sollmann gewesen. Tableau.

Escarpins tragen die Herren, Escarpins! Die Andern bevorzugen derberes Schuhzeug, schrecken selbst vor dem Bundschuh nicht zurück. Wie scharf, wie unerbittlich und ellenbogenhart Interessen vertreten werden müssen, das mögen die Herren von den Agrariern lernen. Auch die Generalkommission der Gewerkschaften, allwo das sanftlebende Fleisch des Herrn Leipart thront, der es nicht ungern hört, wenn man ihn „Herr Staatsminister" tituliert. Aber die kleinen Kompromißler, die das Erbe des großen Taktikers Legien verwalten, sind schon selig, wenn man ihre Besonnenheit und die Disziplin der von ihnen Geführten rühmt. Darauf legt der Landbund nun gar keinen Wert. Es wird noch viel Zeit vergehen, ehe die Herren von Links begreifen, daß ihre Diplomatenschuhe nicht recht zum Marsch der Arbeiterbataillone taugen. Wenn man vor Kapitalismus, Militarismus und Justiz nicht gleich die Hosen voll macht, braucht man deswegen noch kein Bolschewik zu sein. Das ist es, was die zarten Seelen nicht glauben.

Die Jungfrau von Brüssel von Oscar Levy

Die deutsche Regierung hat bekanntlich durch ihre Diplomaten im Ausland Einspruch gegen die Freigabe des Cavell-Films erheben lassen: mit teilweisem Erfolge in England, mit gar keinem außerhalb des Inselreiches. Der Film ist nämlich jetzt in Brüssel gezeigt worden, und es hat sich herausgestellt, daß er erstens gar nicht so minderwertig ist, zweitens daß er einen Bombenerfolg hatte, und drittens daß er den Deutschen mehr als gerecht wird, was auch schon Proteste von seiten der nationalistischen Presse des Auslandes hervorgerufen hat. Wenn man dem Film einen Vorwurf machen kann, so ist es der der falschen Idealisierung: so ist zum Beispiel General von Sauberzweig als aufrechter Pflichtmensch geschildert; der deutsche Diplomat Baron v. Lancken macht die größte Anstrengung zur Rettung; der deutsche Gefängniswärter kann das Tränenwasser nicht halten, und ein deutscher Soldat des Exekutionspelotons weigert sich, auf die „Heldin" (die durch die schöne englische Schauspielerin Miß Sybil Thorndike dargestellt wird) zu schießen! Nicht vom politischen, sondern vom ästhetischen, ja vom philosophischen Standpunkt ist dieser Film zu verwerfen: die Unschuld vom Lande hat ihn komponiert, und auf die Unschuld vom Lande ist er berechnet. Wir brauchen weniger Romantik, wir brauchen sicherlich viel mehr Wahrheit — und das besonders in Filmen, die pazifistisch wirken wollen...

Leider gehört zu der Unschuld vom Lande auch die deutsche Regierung, das heißt jene politische Spitze der Nation, wo man die Unschuld am wenigsten erwarten sollte und auch am wenigsten vertragen kann. Mit ihrem Proteste gegen die Abrollung dieses Films ist ihr etwas geglückt, was besser vermieden worden wäre: nämlich die Wieder-Aufrollung des Falles Cavell vor dem Publikum sämtlicher Kontinente. Selbst in England, wo man so leicht und gerne vergißt und um des Geschäftes wegen mit Vergnügen beide Augen zudrückt, wird jetzt in der Presse die Frage aufgeworfen, warum eigentlich die Miß Cavell erschossen worden ist. Wir in Deutschland sind immer der Meinung gewesen, daß sie auf eine Stufe mit der von den Franzosen erschossenen Spionin Mata Hari zu stellen sei, obgleich uns der physische Unterschied zwischen der Tingeltangel-Diva, in deren Armen so mancher die heißesten Freuden erlebte, und der englischen alten Jungfer, deren Hymen auf dem Sektionstisch angeblich intakt befunden wurde, hätte stutzig machen sollen. Immerhin könnten ja beide spioniert haben: die „Unschuld" der Miß Cavell schlösse diese Schuld nicht aus; ja, ließe vielleicht indirekt auf sie schließen: wir alle wissen, wie krampfhaft englische Mädchen aus guter Familie — in Ermangelung von etwas Besserm — sich nach einem „cause", nach einem Grund für Begeisterung und zum Lebenszweck umsehen! War es also wirklich Spionage, deretwegen diese puritanische Engländerin von den Deutschen erschossen wurde? Grade hierum geht heute im Britenlande die Frage, die von verschiedenen Eng-

ländern, denen von der fairen Sorte, auch unbedingt bejaht wird. So schreibt Mr. E. N. Bennett im ‚Evening Standard':

> Miß Cavell war zweimal von den Deutschen gewarnt worden und ist trotzdem weiter bemüht geblieben, ein sehr wirkungsreiches Spionagesystem zu organisieren: sie hat ihr Wort gebrochen, und die Deutschen waren vollkommen berechtigt, nach internationalem und militärischem Gesetze berechtigt, das mit ihr zu machen, was sie schließlich getan haben.

Auf diesen Brief antwortete Mr. J. H. Morgan. Dieser ist ein K. C., also ein King's Counsel; er gehört mithin zu jener seltenen Sorte hervorragender Rechtsanwälte, aus denen sich schließlich die Richter — von denen England sehr wenige, aber um so angesehenere besitzt — gewählt werden. Dieser K. C., der sich von Anfang an eingehend mit dem Falle beschäftigt hatte, berichtigt am 29. Februar im ‚Evening Standard' Mr. E. N. Bennett wie folgt:

> Edith Cavell hat nicht Spionage getrieben. Ich habe bei den Leitern unsres militärischen Auskunftsbureaus („Military Intelligence Authorities", das heißt soviel wie „unsre offizielle Spionage-Abteilung") sorgfältige Erkundungen eingezogen und man hat mir dort versichert, daß sie niemals und zu keiner Zeit irgendwelche Beziehungen zu diesem Geheimdienst unterhalten habe. Noch viel wichtiger als diese Auskunft ist die Tatsache, daß die Deutschen sie auch niemals während des Prozesses der Spionage beschuldigt haben. Und drittens habe ich es von den Lippen des amerikanischen Gesandten in Brüssel, Mr. Brand Whitlock, selber gehört, daß „sie keine Spionin war, daß die Anklage nicht auf Spionage lautete, daß sie der Spionage nicht überführt wurde und daß sie den Tod als Spionin nicht verdient habe". Alles, was sie verhindert und getan hat war dies, daß sie unsern Landsleuten Zuflucht gewährte und sie nur davor schützte, von den deutschen ihnen stets auf den Fersen klebenden Truppen wie Kaninchen niedergeschossen zu werden. Nur wenige Monate vor ihrer Verhaftung waren dreizehn unsrer Leute, wehrlose, halbverhungerte und übermüdete Männer, in einem belgischen Heuschober entdeckt und ohne Gnade füsiliert worden ... Wegen dieser ihrer Schuld, das heißt weil sie Flüchtlinge bei sich aufnahm — wegen dieser Schuld, die sie übrigens offen eingestand, konnte sie, selbst unter dem deutschen Militärgesetz, nur zu Gefängnis verurteilt werden. Übrigens lautete die Anklage der Deutschen selber nur darauf, daß „sie Soldaten dem Feinde zugeführt habe" — und auch diese Anklage war unwahr. Für diese angebliche Tat, die sie niemals begangen und niemals eingestanden hatte, war die Strafe nach deutschem Recht, das aber nach Völkerrecht gar keine Anwendung auf sie finden konnte, der Tod.
>
> Zum Schluß noch diese folgende Tatsache, die auf die ganze Geschichte das grellste Licht wirft. Unmittelbar nach ihrer Hinrichtung, das heißt an demselben Tage noch, brachte von Bissing ein neues Gesetz heraus, in welchem er bestimmte, daß das Verbrechen der Aufnahme von Flüchtlingen — ein Verbrechen, für das Miß Cavell soeben erschossen worden war! — in Zukunft mit dem Tode bestraft werden sollte! Der Text dieses Gesetzes liegt vor mir und lautet wie folgt: „Wer mit Bewußtsein und in irgend einer Art solch einer Person (das heißt einem feindlichen Soldaten oder

einem Anhänger einer feindlichen Regierung) Hilfe leistet — entweder durch Gewährung von Unterkunft, oder durch Hergabe von Kleidung, oder durch Zuführung von Nahrung —, wird ebenfalls mit dem Tode bestraft."

Diese Ausführungen des berühmten K. C. lauten doch ziemlich präzise und veranlassen vielleicht die jetzige deutsche Regierung, die noch immer unveröffentlichten Akten des Cavell-Prozesses herauszugeben. Mit ihrem Einspruch gegen den Cavell-Film hat nämlich die deutsche Regierung unzweifelhaft das begangen, was unsre französischen Nachbarn „mettre le pied dans le plat" nennen: mit der Veröffentlichung der Akten könnte sie den Fuß aus dem Teller herausbringen und sich wiederum auf die eignen Füße stellen. Schließlich braucht ja die deutsche Republik nicht mit den Fehlern der kaiserlichen Regierung das zu machen, was die unglückliche englische „head-nurse" mit ihren Landsleuten getan haben soll!

Besagte Republik hat wahrlich genug eigne schmutzige Wäsche zu waschen!

Die großen Familien von Ignaz Wrobel

Im Reichsgerichtsprozeß gegen unsre Freunde Küster und Jacob stand der Reichsanwalt, Herr Jörns, auf und sprach zu Berthold Jacob:

„Haben Sie einen Bruder in Paris?" — „Ja." — „Was tut Ihr Bruder dort?" — „Mein Bruder treibt in Paris literarische und historische Studien. Nächstens wird ein Buch von ihm erscheinen." — Der Reichsanwalt:

„Steht Ihr Bruder nicht in Beziehungen zum französischen Generalstab?" — „Nein." — „Zum zweiten Bureau des französischen Generalstabs?"

Und dann später noch einmal: „Steht Ihr Bruder nicht in Beziehungen zum französischen Kriegsministerium oder zum französischen Auswärtigen Amt?"

Berthold Jacob, dessen tapferes Benehmen vor diesen Richtern recht viele Nachahmungen verdient, gab dem ehemaligen Kriegsgerichtsrat Jörns, der den von deutschen Offizieren an Liebknecht und Luxemburg begangenen Mord „bearbeitet" hat — diesem Mann gab Jacob die nötige Antwort. Das kleine Intermezzo in einer sonst anständig und untadlig geführten Verhandlung verdient hervorgehoben zu werden, weil es für den Geist des Reichsgerichts typisch ist.

Der ehemalige Kriegsgerichtsrat weiß von dem Bruder nichts, außer ein wenig Klatsch. Zunächst gibt es nichts zu wissen: der Mann lebt hier in Paris, bearbeitet den alten historischen Fall Naundorff; er lebt im übrigen als Privatmann, dessen Gesinnung überhaupt nicht zur Diskussion steht, Herr Jörns interessiert sich für ihn. Ihm genügt die Tatsache, daß ein Deutscher beim welschen Erbfeind lebt, um ihn zu verdächtigen. Seine Fragen, die nicht zur Sache gehörten, waren Verdächtigungen und sind selbstverständlich als solche aufzufassen. Wüßte der Reichsanwalt Näheres und Belastendes über

die Tätigkeit dieses Bruders, so müßte er ja von Amts wegen dagegen einschreiten, und man kann sicher sein, daß er es getan hätte. Er weiß aber nichts. Diese Ignoranz genügt, um einen Deutschen, der weder als Angeklagter noch als Zeuge mit der Sache zu tun hat, zu beschimpfen. Der Angeklagte allein ist dem Kriegsgerichtsrat zu wenig Beute: alles, was zu seiner Familie gehört, ist verdächtig.

Daß eine Beleidigung durch den Reichsanwalt vorliegt, steht außer Zweifel: in seinen Kreisen werden solche „Beziehungen" zum französischen Generalstab als Spionage, als Landesverrat, also als Verbrechen angesehen. Der Vorsitzende hat Berthold Jacob damit zu beruhigen versucht, daß er bemerkte: „Der Herr Reichsanwalt hat nur gefragt..." Was wäre zum Beispiel, wenn ich fragte, ob die Tochter des Herrn Reichsgerichtsrat X ein Luderleben führt, ob sich der Reichsanwalt Y jeden Abend besauft? Und was wäre, wenn ich vor Gericht im Verhör stammelte: „Aber ich bitte Sie..., ich habe nur gefragt"?

Daß der Reichsanwalt Jörns einen unbeteiligten Mann, den er vor Gericht beleidigt, durch solche haltlosen Anwürfe in dessen Erwerbsleben schwer schädigen kann, daran denkt er offenbar nicht. Der Präsident des Reichsgerichts, Herr Simons, den die Schmöcke gern den „höchsten deutschen Richter" nennen, scheint seine Leute nicht ordentlich an der Schnur zu haben. Sieht er sich das ruhig mit an? Kann er ihnen nicht wenigstens die einfachsten Beamtenpflichten klarmachen? Will er es deshalb nicht, weil er es grade so machen würde? Wie dem auch sei: der Bruder hat in diesem Prozeß nichts zu suchen. Wohl aber die große Familie der radikalen Pazifisten.

Von diesem Punkt aus ist manches im Prozeß zu erklären gewesen: unter anderm das Urteil. Zu dem hat wesentlich die forsche Haltung Küsters in jener leipziger Versammlung beigetragen, wo Tausende gegen die Abwürgung der Wahrheit durch das Reichsgericht protestiert haben, und wo die Stühle der eingeladenen Reichsgerichtsräte allegorisch leer blieben. Gerechtigkeit: Fehlanzeige. Nun hatte aber Küster tausend Mal recht: wird Landesverrat von Pazifisten begangen, ohne daß Geld im Spiel ist, so ist es in unsern Augen kein Verbrechen.

Dieser Landesverrat kann eine Notwendigkeit sein, um etwas Großes und Wichtiges abzuwehren: den Landfriedensbruch in Europa. Der europäische Friede steht über den niedern Interessen der Vaterländer.

Daß die beiden zu Unrecht Verurteilten eine solche Art Landesverrat im vorliegenden Fall nicht begangen haben, ist eine andre Sache. Sie haben schon deshalb gar nichts verraten können, weil es einen publizistischen Landesverrat kaum noch gibt — die uniformierte Konkurrenz ist viel, viel schneller. Sie haben nichts verraten können, weil drüben alles — aber auch alles — bekannt war, und es ist ein Skandal, daß kein Vorsitzender die Vertreter des Reichswehrministeriums in die Zange nimmt und sie fragt:

„Ist es wahr, daß im Juli 1925 die feindlichen Spionageorganisationen über die schwarze Reichswehr ausreichend Bescheid gewußt haben — ja oder nein? —. Hat zwischen Münster in Westfalen und dem „Stahlhof" in Düsseldorf eine Verbindung bestanden — ja oder nein? — Hat in den ‚Bulletins Secrets' alles Wissenswerte über die geheime illegale Bewaffnung aus der Zeit Geßlers gestanden — ja oder nein? — Kam ein ‚Vogel' geflogen und setzte sich nieder auf des Erbfeindes Fuß — ja oder nein? — Hat der französische Nachrichtendienst seit dem Sommer 1923 nicht alles gewußt, was von der Reichsmarine über Krupp zum patriotischen Ruhrwiderstand führte — ja oder nein? — Wollen Sie sich als Sachverständiger dazu äußern, wer zu den Herren Braun, Lux (dem Polyglotten), Schneider, Terre gegangen ist? Wollen Sie sich als Sachverständiger dazu äußern, wer den Franzosen erzählt hat, daß die drei in Bayern aufgestellten schwarzen Divisionen von Kahr, von Lossow und Seißer nordwärts marschieren werden und nicht etwa nach Westen?" Aber das hat keiner gefragt.

Der großen Familie der Pazifisten steht die große internationale Familie der Militärs gegenüber, die voneinander und übereinander viel mehr wissen, als je eine pazifistische Zeitschrift veröffentlichen kann. Die wirklichen, echten, und, wenn man so will, gefährlichen Landesverräter, sitzen nicht auf den Redaktionen, sie sitzen anderswo ... Und sie sind nicht einmal so sehr teuer.

Uns radikalen Pazifisten aber bleibt, entgegen allen Schäden des Reichsgerichts, das Naturrecht, imperialistische Mächte dann gegeneinander auszuspielen, wenn der Friede Europas, wenn unser Gewissen das verlangt, und ich spreche hier mit dem vollen Bewußtsein dessen, was ich sage, aus, daß es kein Geheimnis der deutschen Wehrmacht gibt, das ich nicht, wenn es zur Erhaltung des Friedens notwendig erscheint, einer fremden Macht auslieferte.

Ob die deutsche Justiz vor den Uniformen stramm steht oder nicht, ist uns gleichgültig. Daß die Richter, von denen ein Teil auch politisch nach Revanche schreit, an den tapfern Pazifisten Küster und Jacob ihr Mütchen gekühlt haben, steht außer Zweifel. Der eine hat durch die ausgezeichneten Informationen seiner „Zeit-Notizen" den General Seeckt entfernt, und der andre macht in seiner Wochenschrift ‚Das Andere Deutschland' in Hagen und in ganz Westfalen die allerbeste pazifistische Propaganda. Beide sind ebenso radikal wie aktiv, und das verzeiht ihnen die reaktionäre deutsche Justiz nicht. Dem Reichsgericht aber sei dieses unser klares Bekenntnis ins Gesicht gefeuert:

Wir halten den Krieg der Nationalstaaten für ein Verbrechen, und wir bekämpfen ihn, wo wir können, wann wir können, mit welchen Mitteln wir können. Wir sind Landesverräter. Aber wir verraten einen Staat, den wir verneinen, zugunsten eines Landes, das wir lieben, für den Frieden und für unser wirkliches Vaterland: Europa.

Die Verhaftungen am Donez

von Ferdinand Timpe

Das Geschrei gegen Sowjetrußland wird wieder gedämpfter, denn der Ingenieur Goldstein ist soeben wieder in Deutschland eingetroffen — und man kann nicht wissen, was er berichtet. Teelöffelweise muß die Presse zugeben, daß man anfangs doch stark übertrieben hat. Natürlich nicht expressis verbis, sondern durch Abschwächen des Tones, durch verstohlenes Einflechten kleiner Einzelheiten, die in Wirklichkeit von größter Bedeutung sind. Da heißt es eines Tages, daß die Verhaftungen ohne Brutalität durchgeführt wurden — was übrigens für jeden, der in Rußland war, selbstverständlich ist. Dann hört man plötzlich, daß nicht nur die fünf deutschen Ingenieure verhaftet wurden, sondern auch sechzig, richtiger: einundsechzig Russen! Wo bleibt da der „Kampf gegen die Spezialisten", der anfangs als Grund der Verhaftung angegeben wurde? Es handelt sich also um eine umfangreiche Sache. Irgend etwas muß doch wohl passiert sein, denn wozu verhaftet man sonst so viele Russen? Dann erfährt man, daß frühere Besitzer der Gruben ihre Hände im Spiel haben. Na, also!

Grade jetzt tagt in Moskau, was keine deutsche Zeitung berichtet, eine Plenarkonferenz des Obersten Volkswirtschaftsrats, zu deren Sitzungen in einzelnen Fällen auch der Zentralrat der Gewerkschaften hinzugezogen worden ist. Auf einer solchen kombinierten Sitzung wurde, wie die Moskauer Presse in großer Aufmachung berichtet, über das Verhältnis der Sowjet-Industrie zur Technik des Auslandes besprochen. Der Vorsitzende des Obersten Volkswirtschaftsrates, Ruchimowitsch, erklärte, daß jeder einzelne Industrietrust sich die Frage der Heranziehung ausländischer technischer Hilfe vorlegen müsse. Die inländischen Ingenieure, und vor allem der technische Nachwuchs müßten durch Lernen von den Ausländern die Qualifikation erhöhen. Insbesondere bei der Schaffung neuer Industrieanlagen habe sich herausgestellt, daß die technischen Kräfte des Inlands in vielem nicht auf der Höhe seien. In einem ähnlichen Sinne sprach auch der bekannte Gewerkschaftsführer Tomski. Es sei durchaus verfehlt, junge inländische Ingenieure auf Posten zu stellen, denen sie nach Bildungsgrad und Erfahrung nicht gewachsen seien. Die Industrie könne nicht auf ausländische Ingenieure verzichten.

Die von der Konferenz nachdrücklich geforderte Heranziehung qualifizierter ausländischer Fachleute ist übrigens bereits vielfach von Gewerkschafts- und Betriebsversammlungen aufgegriffen worden. Zum Teil ist in diesen Versammlungen sehr großzügig Stimmung für kompetente ausländische Techniker gemacht worden. Von einer allgemeinen Hetze gegen die ausländische Technik kann keine Rede sein. Wenn die Sowjetorgane sich trotz prinzipieller Bereitschaft, ausländische Fachleute noch mehr als bisher zur Führung heranzuziehen, zur Verhaftung der deutschen Ingenieure entschlossen haben, so läßt das die Vermutung zu, daß man in Moskau von der Schuld der Ingenieure tatsächlich überzeugt ist. Wenn es sich um ein übereiltes, nicht durch schwerwiegendes Material ge-

stütztes Vorgehen untergeordneter Instanzen gehandelt hätte, so wären diese sicherlich von den zentralen Instanzen alsbald desavouiert worden, da sich die maßgebenden Sowjetkreise keinesfalls den verhängnisvollen Luxus einer Verärgerung der ausländischen Techniker werden leisten wollen.

Es wird noch Überraschungen geben. Ob es sich bewahrheitet, daß, wie von einer Seite, allerdings unverbürgt, behauptet wird, deutsche Ingenieure versucht haben, die Pläne der Ingenieure der englischen Vickers Ltd. in ihre Hände zu bekommen und durch Sabotage-Akte die von den Engländern gebauten Anlagen zu zerstören, um dadurch Vickers Ltd. in Rußland zu diskreditieren, kann zunächst, bis völlige Klärung erfolgt ist, dahingestellt bleiben. Schon hat Herr Stresemann den Kabinettsrat mit der Verhaftungsaffäre beschäftigt; ein Techniker der Solvay-Werke in Anhalt ist unter dem Verdacht der Industriespionage verhaftet worden, weil er sich eine Stellung nach Rußland besorgt hatte; im anhalter Landtag liegt schon eine Anfrage vor, ob das eine Repressivmaßnahme gegen Rußland sei, und ein Telegramm aus Koblenz meldet, einer Kommission russischer Ingenieure sei nachträglich die bereits erteilte Genehmigung zur Besichtigung von Industrieanlagen wieder entzogen worden.

Ein Brief von 1906 von Maxim Gorki

Im Jahre 1906 richtete Maxim Gorki diesen Brief an den Historiker Aulard, den berühmten Geschichtsschreiber der französischen Revolution. Gorki hatte kurz vorher in einem Artikel die Gewährung von Anleihen seitens des republikanischen Frankreich an die zaristischen Regierungen hart getadelt, und ein kleiner Proteststurm französischer Demokraten war die Folge. Als Abwehr richtete Gorki dies Schreiben an den von ihm geschätzten Professor Aulard. Heute, wo die Frage der russischen Vorkriegsschulden wieder aktuell geworden ist, gewinnt auch diese Äußerung Gorkis wieder besondern Wert. Der Dichter erweist sich hier als der bessere Prophet. Wir bewundern die Sehergabe des Dichters, der jetzt von Millionen auf dem ganzen Erdkreis beglückwünscht seinen sechzigsten Geburtstag begeht, und der durch drei Jahrzehnte das Gewissen der russischen Revolution gewesen ist. (Der Brief ist dem Werk von Grusdew „Das Leben Maxim Gorkis" entnommen, das im Anschluß an die große Gorki-Ausgabe im Malik-Verlag erscheint.)

In der Woge böser Worte und ohnmächtiger Gereiztheit, unter den Spritzern von Dreck und schalem Geschwätz, womit die französische Presse meinen Aufsatz über das schmachvolle Tun des finanziellen und amtlichen Frankreich beantwortete, habe ich mit Staunen und Bedauern auch Ihren geachteten Namen getroffen, Herr Professor.

Ihr Buch über den epischen Kampf des französischen Volkes gegen die Gewalt liest das russische Proletariat, aus ihm lernt es, wie man für die Freiheit stirbt, die es ebenso braucht wie die Luft. Meine Hochachtung für Sie als Historiker ist sehr groß, und weil ich Sie achte, kann ich Ihren Artikel über das „Schöne Frankreich" nicht unbeantwortet

lassen. Denn wichtig ist mir stets: nicht wie sich die Menschen gegen mich verhalten, sondern wie ich mich gegen die Menschen verhalte.

Sie haben anscheinend meinen Aufsatz nicht ganz gelesen; aber trotzdem geben Sie teilweise zu, daß ich begründeten Anlaß zu Unwillen hatte.

Das muß ich sehr anerkennen, verehrter Herr Professor.

Es handelt sich nicht nur darum, daß der Zar, wie Sie sagen, ohne das Geld Frankreichs die Duma nicht hätte auseinanderjagen können, — nein, es handelt sich darum, daß ohne dieses fluchwürdige Geld nicht soviel russisches Blut bestialisch vergossen worden wäre. Und ob Sie wollen oder nicht, dieses neu vergossene Blut bleibt ein Schandfleck auf dem Antlitz des französischen Bourgeois und seiner Regierung, die dieses Judasgeld bewilligt hat.

Nie kann die französische Presse diesen Schandfleck abwaschen: dazu ist sie selbst nicht sauber genug.

Sie irren mit Ihrer Annahme, ich hätte meinen Vorwurf ganz Frankreich ins Gesicht geschleudert. Weshalb halten Sie mich für so naiv? Ich weiß, daß ein Volk nie verantwortlich ist für die Politik der herrschenden Klassen und ihres gehorsamen Lakaien, der Regierung. Ich kenne auch das französische Volk; ich weiß, wie es in Europa den Samen der Freiheit gesät hat, ich weiß, daß es sich nie bewußt an ihr vergreifen würde. Sondern immer wird das Volk betrogen und geschändet von den Lenkern seines Schicksals, seien das nun Deutsche, Engländer oder Franzosen, Könige, Bankiers oder Journalisten.

Ich habe dem Frankreich der Banken und der Finanzleute ins Gesicht gespien, dem Frankreich der Polizeiwachen und Ministerien; ich habe dem Frankreich ins Gesicht gespien, das Emile Zola angespien hat, das aus Angst vor dem König von Preußen und dem Priester jedweder Dummheit alle ritterlichen Gefühle ertränkte und jetzt nur noch um seine Ruhe und die Unversehrtheit seiner Franken zittert.

Aber, verehrter Herr Professor, ich glaube, dieses Frankreich wird Angst und Zittern nicht dadurch los, daß es einer Bande von Räubern und Mördern, oder, anders gesagt, der befreundeten russischen Regierung die aus dem Blute seines Volkes gewonnenen Franken gegeben hat und weiterhin gibt.

Die russische Revolution ist langsam, sie wird noch lange dauern; aber sie wird mit dem Siege des Volkes enden! Dem Beispiele des alten Frankreich folgend, werden wir der Hydra des Parasitentums die Köpfe abschlagen; aber darüber hinaus wollen wir auch das große Frankreich nicht nachahmen.

Wenn die Macht erst in den Händen unsres Volkes sein wird, werden wir es an die französischen Bankiers erinnern, die der Familie Romanow halfen, gegen die Freiheit des Rechts und der Wahrheit zu kämpfen, um ihrer eignen Macht willen, deren Barbarei und Kulturfeindlichkeit alle ehrlichen Herzen und Augen in Europa nur zu wohl begreifen und sehen.

Ich bin fest überzeugt, daß das russische Volk den Franzosen ihre Anleihen, die es schon längst mit seinem Blute bezahlt hat, niemals zurückgeben wird! Niemals!

Volksverband für Filmkunst von Hans Siemsen

Wer ist mit dem Zustand, dem Niveau des heutigen Kinos zufrieden? Sie nicht? Ich auch nicht. Aber wir sind nicht „das Publikum" Achtzig oder siebzig Prozent der Kinobesucher sind durchaus zufrieden. Sonst wären Film und Kino längst ganz anders. Die Filmhersteller wollen nur Geld verdienen. Dem Willen des Publikums würden sie, müßten sie sich fügen. Aber das große Publikum hat gar keinen Willen. Ihm ist die Qualität der Filme, die es sieht, weniger wichtig als die Qualität der Kartoffeln, die es ißt. Ohne Meinung, ohne Kritik, ohne Anspruch sitzt es im Kino und geht dumpf befriedigt oder dumpf unbefriedigt wieder nach Hause.

Aber sie, die Kritik- und Anspruchslosen, die immer Halb-Zufriedenen, sie sind es, die die Mehrheit und deshalb die Macht haben. Wer den Film ändern will, muß bei ihnen anfangen, beim großen Publikum! Deshalb ist dieser „Volksverband für Filmkunst", dieser erste Versuch einer Organisation der Konsumenten, der Kinobesucher so eminent wichtig.

In Organisation und Tendenz den ursprünglichen Zielen der Volksbühne ähnlich. Rettung des Theaters vom reinen (oder unreinen) Geschäftsbetrieb, Rettung des Theaters für die Kunst und für das Volk. Setzen Sie für „Theater" „Film", und Sie haben im großen und ganzen die Ziele dieses Film-Verbandes. Nur daß er, da im Kino täglich etwa tausend Prozent mehr „Volk" sitzt als im Theater, unaussprechlich viel wichtiger ist, als die Volksbühne je war.

Mit der Entwicklung der Volksbühne ist wer zufrieden? (Na, meldet sich niemand!) Darüber aber darf man nicht vergessen, daß die Volksbühne allein durch ihre Idee und ihre, wenn auch unzulängliche Existenz Enormes geleistet hat. — Was aus dem Volksverband für Filmkunst wird, das kann niemand voraussagen. Das kommt auf Die an, die die Führung haben oder bekommen. Es kommt darauf an, wer und welche Massen sich beteiligen. Und ob man weiß, was man tun kann und was man tun muß.

Der Verband wird es ungeheuer schwer haben. Er hat nicht nur die in solchen Fällen erstaunlich kapitalkräftige Filmindustrie gegen sich, die besonders gefährlich ist, weil sie dumm und deshalb ängstlich ist. Er hat die von der Filmindustrie ausgehaltene sogenannte Film-Fachkritik gegen sich, die bereits jetzt in maßlosen Angriffen loslegt, obwohl jeder Nicht-Idiot wissen muß, daß solch eine Organisation frühestens in einem Jahre zeigen kann, was sie will, und beweisen, was sie kann. Er hat selbstverständlich den, nicht nur durch die Phöbus-Affäre, der Filmindustrie und dem Film-Schund süß verschwägerten Staat und seine Organe, in diesem Fall die Film-Zensur (die gibt es!), gegen sich. Er hat außerdem die dumpfe Teilnahmslosigkeit der großen Masse gegen sich, die ins Kino geht, wie sie zum Bier und zum Tanzvergnügen geht. Und das Gefährlichste: er hat das Unverständnis, die politische Parteibrille und die Schwerfälligkeit aller in Betracht kommenden Organisationen oder ihrer Führer gegen sich.

Wer weiß denn heute, wie wichtig das Kino ist? Wer weiß, daß das Kino als unterirdischer, um so wirksamerer und gefährlicherer Verbreiter von Ideen, Welt-Bildern und Welt-Anschauungen wichtiger ist als das Theater, als jede andre Art von Kunst und Unterhaltung, mindestens so wichtig wie die Tagespresse, beinahe so wichtig wie die Schule? Wer es weiß, muß jeden Versuch einer Kinobesucher-Organisation sehr ernst nehmen, auch wenn man noch nicht weiß, was daraus wird. Dieser neugegründete Volksverband wird es sehr schwer haben. Er ist eben im Entstehen begriffen. Wer sich beteiligt, wird maßgebenden Einfluß gewinnen können, wenn er weiß, was er will und worum es geht. Ich meine nicht so sehr die Beteiligung einzelner Personen. Das ist nicht so wichtig wie die Beteiligung schon bestehender großer Organisationen (Volksbühne, Gewerkschaften usw.).

Die von der Filmindustrie ausgehaltene Fach-Kritik hat sehr geschickt den Alarmruf verhallen lassen: „Das sind ja Kommunisten!" Und das bedeutet heute etwa dasselbe wie vor dem Krieg der Ruf: „Vorsicht! Sozialdemokraten!" — Aber bange machen gilt nicht! Parteipolitische Begrenzung wäre der Tod einer solchen Bewegung. So dumm können die jetzigen Führer (Holitscher, Heinrich Mann, Piscator, Höllering, Alfons Goldschmidt) auch nicht sein, daß sie das nicht wüßten. Selbst wenn sie selber Kommunisten sind, was ich nicht weiß. Ob sie im übrigen ihrer sehr schweren Aufgabe gewachsen sind, wird sich zeigen. Wenn nicht, so sind sie ja zu ersetzen.

Um Kommunismus oder Parteipolitik handelt es sich hier gewiß nicht. Sondern darum: ob man die große Masse der Kinobesucher wachrütteln kann. Ob man ihnen beibringen kann, daß das Kino, das sie bezahlen, sie beschwindelt, einschläfert, dumm macht, gegen sie arbeitet. Ob man ihnen beibringen kann, daß sie von ihrem Kino für ihr Geld besseres verlangen dürfen, etwas was sie nicht beschwindelt, sondern ihnen die Wahrheit sagt, die Wahrheit über ihr eignes Leben. Und nicht die Unwahrheit über das Leben nicht existierender Film-Grafen, Film-Helden, Film-Nutten.

Unverständige Freunde und schlaue Gegner verlangen, daß der Volksverband selber möglichst bald Filme produziere. Das ist grundfalsch! So ein Verband, auf die fünfzig Pfennige seiner Mitglieder angewiesen, kann im günstigsten Fall ein oder zwei Filme im Jahr herstellen. Wem wäre damit geholfen? Was wäre damit bewiesen? Im besten Falle: daß auch Piscator (oder jemand anders) einen anständigen „Russen-Film" machen kann. Das zu beweisen ist nicht Aufgabe, nicht Hauptaufgabe des Verbandes. Er muß erst mal das große Publikum bearbeiten, wachrütteln, erziehen! Er muß den Boden für seine eigne Produktion überhaupt erst vorbereiten!

Wer sitzt denn vor den Heidelberg-, den Militär- und Fridericus-Filmen? Achtzig Prozent Arbeiter, wohlorganisierte, „klassenbewußte" Arbeiter. Sie bezahlen diese Filme. Und da muß der Verband einsetzen! Seine Aufgabe liegt viel mehr in der Provinz, in kleinen und kleinsten Städtchen, als

in der abwechslungsreichen, schwer zu organisierenden Großstadt. Eine ganz kleine Organisation von wenigen hundert Mitgliedern kann in einer kleinern Stadt auf einen bestimmten Kinobesitzer einen maßgebenden Einfluß ausüben, auf ihn und auf sein Programm. Nicht um Verbilligung der Eintrittspreise, nur um den Einfluß auf das Kino-Programm müssen diese kleinen Organisationen kämpfen! Sie ins Leben zu rufen, sie zu beraten, das ist die erste Aufgabe des Verbandes.

Sein Ziel erreichen aber wird er nie, wenn es ihm nicht gelingt, die Filmkritiker der Provinz-, besonders der Arbeiterpresse auf ein andres Niveau zu heben. Solange es nicht gelingt, der Provinz-, besonders der Arbeiter-Presse klarzumachen, daß die Film-Kritik wichtiger ist als irgend eine andre, sei es Theater-, Kunst-, Literatur- oder Gesellschaftskritik, solange nicht erreicht wird, daß die allerbesten journalistischen Kräfte dieser Presse sich mit dem ortsüblichen Kino und mit dem Kino-Publikum so ernst und ausführlich auseinandersetzen, wie überhaupt nur möglich, so lange sind alle Verbesserungsversuche am Film zum Scheitern verdammt.

Hier, in der Bearbeitung des Kino-Publikums, liegt die vornehmste, gar nicht zu überschätzende Aufgabe des Volks-Verbands. Wenn er da aufpaßt, wenn er da Einfluß gewinnen kann, dann wird er siegen. Aber nur dann!

Der Fall Stravinsky von Frank Warschauer

I.

Wieviel Leute sind das, die sich über so eine Stravinsky-Première, wie die der berliner Staatsoper, aufregen? Wenige. Aber doch die Edelsten der internationalen Musik-Nation, diejenigen, auf die es ankommt? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Also sollte eigentlich weniger darüber geschrieben werden? Wieder einmal eine überschätzte, schiefgelagerte Wichtigkeit? Nein, es lohnt, davon zu reden. Auch zu denen, die den momentanen Geschehnissen der Musik ferner sind. Denn es geht hier erstens um das Schicksal eines genialischen Menschen in dieser Zeit; sodann um das von Kunstformen; und schließlich um das Schicksal der Musik überhaupt, die, unter anderm, ein gut Teil der Religion des heutigen Menschen ist. Oder sein könnte.

Die neue Oper „Ödipus Rex" von Stravinsky ist eine Sphinx. Die Rätsel, die sie aufgibt, sehen folgendermaßen aus:

Stravinsky schreibt eine Oper, die erstens eingestandenermaßen keine Oper ist, sondern ein Oratorium, dennoch auf der Opernbühne erscheint. Als Stoff wählt er einen, des Sagenkraft zwar offiziell anerkannt, in Wahrheit jedoch sehr fadenscheinig ist; läßt den Text in einer mausetoten Sprache schreiben, der lateinischen; damit hinwiederum jedoch der Zuschauer, dessen Schulbildung vielleicht einige klaffende Lücken aufweist, trotzdem auf dem Laufenden gehalten wird, fügt er einen Sprecher ein, der wenigstens von Zeit zu Zeit deutlich mitteilt, worum es sich bei der Sache handelt. Jed-

wede dramatische Bewegung ist (glücklicherweise) verpönt. Die Musik geht in schwerem, doch nicht prächtigem Gewand einher, lockert sich selten zu der dämonischen Unruhe des frühen Stravinsky auf, prätendiert eher eine fast maskenhafte Starrheit und edle Größe.

Fragend blickte diese Sphinx auf das Parkett von Kaufleuten und Industriellen, die originellerweise kraft eines Fachverbandes zu diesem Zweck bei der berliner Première die Staatsoper okkupiert hatten. Ich weiß nicht, ob viele der Anwesenden sich überhaupt die Köpfe ob des Rätsels zerbrochen haben. Taten sie es, so mußten sie mit einiger Wahrscheinlichkeit zu dem Resultat kommen, daß man sich dem Ungeheuer irgendwie bewaffnet nähern mußte. Nämlich nicht arglos, als ein Mensch, der sich einfach hinsetzt und sich nun der Gewalt eines musikalischen Werkes ergibt; als Naivling, der gepackt und hingerissen sein will; sondern als ein mit Schlagworten und Kenntnissen stark bewehrtes Individuum, das auf alle Fragen warum? und inwiefern? und wozu? eine brillengescheite Antwort weiß. Unmittelbare Wirkung ohne intellektuelle Zwischenglieder ist hier kaum denkbar. Zum mindesten nur für einige Auserwählte. Bescheid weiß der Kundige, der als Führer engagiert werden muß. Was sagt er?

II.

Schwer gewappnet mit Schlagworten tritt er vor Sie hin. Äußert sich zunächst ob der Wahl des Stoffes. Murmelt: Neo-Klassizismus nicht nur im Musikalischen. Große allgemeingültige Themen. Feindschaft gegen alles Subjektivistisch-Psychologische. Lapidarstil. Mythos. Epische Oper.

Aber dieser Stoff ist gar nicht allgemein-gültig, kann es selbst in dem aus organischen Gründen zum Klassizismus neigenden Frankreich, in dem Stravinsky lebt, nicht sein. Was in ihm gültig ist, wurde in psycho-analytische Kenntnisse verwandelt; seine tragische Symbolik ist nur noch für die Betrachtung mit einem historischen Teleskop vorhanden.

Zweitens zur Musik: sie drückt die stärkste Tendenz der neuen Musik aus. Ebenfalls: Neo-Klassizismus. O fänden wir doch den Weg zurück zum achtzehnten Jahrhundert und zu Bach. Dies jedoch, ohne unsre revolutionären Errungenschaften aufzugeben: die Freiheit des Tonstoffes vom tonalen Schwerpunkt und jeder metrisch-rhythmischen Einengung. Stärkste Reaktion gegen die Gefühlsüberlastung und Romantik des neunzehnten Jahrhunderts. Statt des „dynamischen Prinzipes", der wellenhaften Bewegtheit innerhalb der Tonstärken, in diesem unablässigen Auf und Ab, wie es seine stärkste Darstellung bei Wagner gefunden hat, die „statische Tendenz". Ruhen des Tonwerks in sich selbst, ohne daß stets erneute Bewegung von außen her hereingetragen wird. (Der Kundige murmelt noch lange weiter ...)

III.

Was aber ist von solchen Tendenzen, die zu einem guten Teil Wahrheit sind und zwingende Notwendigkeit der Zeit, in das Kunstwerk eingegangen als organischer Bestandteil, als tönende Wahrheit?

Diese Oper ist ein Produkt der Absichtlichkeit und der Unsicherheit. Indem sie die Verbindung mit einer Kunst herzustellen sucht, die ihr nicht nur zeitlich fern ist, zeigt sie ungewollt die Distanz auf, die dazwischen liegt.

In dieser Oper des ursprünglich revolutionären Russen Stravinsky sind Partien, deren eigentliche Bedeutung unmittelbar von Bach geborgt ist; sie erscheinen aber in einem Tonstoff, in einer Harmonik, die sich dieser Bedeutung von Grund auf widersetzt. Am Schlusse des ersten Teiles gibt es sogar ein „Gloria", das wie die verunglückte Imitation eines Bachischen anmutet, bis auf die Verwendung der Trompeten. Andre Partien führen unmittelbar zu arienhaften Gebilden, welche aus neuitalienischen Opern entnommen sein könnten, wären sie nicht durch dies bizarr-gebrochene harmonische Gewand verändert. Wieder andre tragen jene eigentümliche, ganz unverkennbare Handschrift, die den Russen Stravinsky einst mit Grund weltberühmt machte.

IV.

Ein Versuch, auf einer Linie mit dem einer ganzen europäischen Musikergeneration, das Heute und womöglich das Morgen mit dem Gestern zu vereinen. Ein in seinen Motiven gewiß sehr organisch bedingter Versuch, denn zwingend, völlig unbezweifelbar ist die Revolutionierung der Musik, zwingend, mächtig, ein unzerstörbares Anziehungszentrum die Größe der alten Meister. Aber ein Versuch, der mißlingt. Die Niederlage eines — sagen wir: sozialdemokratischen Prinzips.

Stravinsky, der revolutionäre Musiker, ein genialischer Mensch von einzigartiger Schöpferkraft, wie er aus dem großen, reichen Rußland kam; dann von diesem Kapital noch eine zeitlang zehrend; nun aber den Unbilden und Gefahren der Weltberühmtheit ausgesetzt; sich im Intellektualismus europäischer Musiktheorien immer mehr verwirrend; entsprechend blasser und dürrer werdend, bis zur Blutleere, bis zur völligen Abstraktion seiner letzten Werke; neu-katholisch übrigens und offensichtlich etwas mit dem Odium des Emigranten behaftet: ein typisches Zeitschicksal. Beitrag, Beispiel zu dem Thema: die Krisis des schöpferischen Einzelmenschen in dieser Zeit.

V.

Ein ganzes Stück dieser Entwicklung zeigte der sehr interessante Abend in der Berliner Staatsoper. Das Lebendigste zuletzt: das Ballett „Petruschka", ein ganz frühes Werk, in einer hübschen und schwunglosen Inszenierung von Max Terpis. Davor die Oper „Mavra", eine Bagatelle, um einen Verkleidungsscherz herum mit spielerischen Anklängen an die russische Volksmusik gebaut, Glinka und Tschaikowsky gewidmet, mit dem kleinen, solistisch behandelten Kammerorchester des spätern Stravinsky. Und zuvor dieser Ödipus, für den Dülberg, der Maler, und Klemperer, der Musiker, einen Stil der Größe und ernsten Bedeutung schufen (mit starren, ganz unbewegten Chören und ohne jede Opernalbernheiten), der in dem Werk gesucht, erhofft, verkündet, nicht gefunden wird.

Theater am Rande der Wüste

von M. Y. Ben-Gavriêl

In Amman, der Hauptstadt des Beduinenlandes Transjordanien einen Abend angenehm zu verbringen, nachdem man den üblichen Besuch bei seinen beduinischen Freunden in den nächstgelegenen Lagern absolviert hat, ist keine ganz einfache Sache, denn die ammanesischen Vergnügungen beschränken sich zumeist auf politische Debatten mit oder ohne Gewehr. Um neun Uhr aber sich schlafen zu legen, nota bene in einer Baracke, deren Wände vor der bittern Kälte einer Wüstennacht nur dann ein wenig schützen würden, wenn man ebendiese Wände anzündet, ist ebenso wenig ein Vergnügen, wie etwa still und vergnügt sich die besondern Ereignisse des am nächsten Morgen stattfindenden Schauspiels der Ordensverleihung vorzustellen, bei dem der Emir dieses Landes und der englische Higcommissionar Palästinas die Hauptdarsteller sein werden. So griff ich ohne Überlegung den Vorschlag eines Haus- und Hofmeisters vom Hoflager des Emirs auf, mit ihm das Theater zu besuchen. Wir ließen also das Gewehr in der Baracke — mein neuer Freund versicherte mir beim Barte seines Sohnes (wie ich später unter der Hand erfuhr, war er etwa drei Monate alt), daß es im Theater sehr friedlich zugehe — und schritten die Bergstraße vom Schloß des Emirs zur Stadt hinab. Die einsame, unergründlich tiefe Ruhe der Wüstennacht, die, ein unerklärlich gütiges Geiheimnis, in ihrer ganzen Majestät um uns war, ließ mich Haushofmeister, Theater und Ordensverleihungen vergessen, bis wir vor dem Eingang des Theaters standen. Das heißt: es war nicht grade ein Theater, sondern vielmehr eines der typischen arabischen Kaffeehäuser im ersten Stock eines Hauses und hatte, wie sofort zu erkennen war, durchaus nichts aus der Tausend und der einen Nacht an sich, sondern war eben einfach ein Theater in Amman, also auf dem Weg zwischen der Levante und dem Hedschas, aber näher zur Levante.

Wir kletterten eine Art Hühnersteige empor, die ohne Umschweife in den Theatersaal führte. Ohne Umschweife ist eigentlich nicht richtig, denn die letzte Stufe bildete gewissermaßen ein Hindernis in der Gestalt eines Mannes, der sich dort bemühte, Eintrittskarten zu verkaufen. Neben ihm beschäftigten sich zwei Polizisten, mit Nilpferdpeitschen in den Händen, damit, sowohl Kaffee zu trinken als auch manche ihnen anscheinend sympathischen Leute von der Zahlung zu befreien, die unsympathischen aber vom Eintritt auszuschließen. Natürlich erzählt sich dies weit leichter, als es in Wirklichkeit war, denn diese Versuche endeten meist mit Diskussionen nach ammaneser Art, bei denen verschiedene Instrumente in Aktion traten und auch gewisse ständige Redensarten, an denen die arabische Sprache durchaus keinen Mangel leidet, gewechselt wurden. Was nun die Höhe des Eintrittsgeldes anbetrifft, konnte ich mir kein rechtes Bild davon machen, denn es schien großen Schwankungen unterworfen zu sein; ob aber die bessere oder schlechtere Kleidung, die Farbe des Kopftuches oder die primitivere oder kompliziertere Bewaffnung der Einlaß-

heischenden den Gradmesser bildeten, war nicht zu erfahren. Wir standen in einem ziemlich großen Saal, der auf der einen Seite — über der Treppe — eine Art Galerie aufwies, die, wenn sie auch nur in halber Höhe über dem Niveau des Saales lag, keineswegs den dort plazierten Besuchern den Versuch aufzustehen gestattete. Im Saal gab es Bänke, Tischchen und hauptsächlich niedrige arabische Sessel in phantastisch systemlosem Durcheinander, zwischen denen das Publikum im wahrsten Sinne des Wortes sich massierte. Die Atmosphäre war nicht grade erfreulich, denn die paar hundert Zigaretten und Wasserpfeifen, die gleichzeitig brannten, hätten vielleicht mit der typischen Beduinenausdünstung, die sich aus dem Geruch von Leder, Pferden, Schafkäse und verbranntem Kamelmist zusammensetzt, eine annehmbare Mischung ergeben, wenn nicht überdies einige Petroleumlampen gebrannt hätten und die Mehrzahl der Besucher — vor anscheinend ganz kurzer Zeit — Knoblauch in größerer Menge zu sich genommen hätte. Mit den beliebten Wohlgerüchen Arabiens war es auf alle Fälle hier nicht weit her. Dies hinderte aber keinen Menschen, sich sehr wohl zu fühlen.

Das Publikum selbst: sechzig Prozent etwa in Uniform. Allen voran transjordanische Grenzreiter mit brennend roten Schärpen um den Bauch, teils wegen der Schönheit und teils gegen Kolik, auf den Schultern Schuppenpanzerstücke, sowie Polizeisoldaten und arabische Legionäre mit merkwürdiger Kopfbedeckung, die eine höchst unglückliche Kreuzung eines schirmlosen Tropenhelms mit den Rudimenten des arabischen Sonnentuchs darstellt. Daneben Beduinen, schwer bewaffnet, mit Mienen, als hätten sie soeben dieses Theater erobert und dann städtische Gentlemen mit rotem Tarbusch, darunter Einer mit Smoking, Reithose, gelben Hausschuhen und außerordentlich grünem Schal, der den größern Teil des Gesichtes verdeckte, denn es war nur an die dreißig Grad Hitze im Saal. Kopfbedeckungen in allen Farben und Formen. Vom hohen, rotausgeschlagenen Kalpak der Grenzreiter über die gelben, braunen, grünen Turbane zu den weißen der Hodjas und den unerhört ornamental wirkenden Keffiyot der Beduinen, die, meist weiß, von einem schwarzen Agal zusammengehalten werden, und nebenbei auch die schwarzweiß gestrickten, eng anliegenden, Tequiye genannten Hauben jener Leute, die, das Turbantuch um den Bauch gebunden, nur diesen Teil des Turbans auf dem Kopf tragen. Und die Frauenwelt? Mit Ausnahme einiger dunkelhäutiger Dirnen, deren brennende Augen durch den schwarzen Kuhlstrich noch brennender erscheinen, selbstverständlich keine Frau im Saal, denn es ist ja schließlich doch eine moslemische Gesellschaft.

Nach längerm Suchen finden wir endlich einen Platz seitlich der sogenannten Bühne, einem Podium ohne Vorhang, das durch ein Singernähmaschinenplakat in hebräischer Sprache (was aber nicht sagen soll, daß die Balfourdeklaration in diesem Land mehr Bedeutung hat als in Palästina drüben) und durch eine durchaus englisch gehaltene Affiche einer münchener Bierbrauerei Ost und West in sinnig-übersichtlicher Weise

verbindet. Auf dieser Bühne nun geschah bald Folgendes (während der größte Teil des Publikums anregendem Kartenspiel und dem unendlichen Trick-track fröhnte): Es kamen drei Damen — nachdem ebensoviele hervorragend ondulierte, anscheinend griechische Musikanten ein in der rechten Ecke befindliches Tischchen besetzt hatten — ohne irgendwelche Aufregung herein und setzten sich vor drei noch kleinere Tischchen im Hintergrund der Bühne. Still, feierlich und wortlos. Keine Miene ihrer Gesichter zuckte, nur wenn sie die vor ihnen stehenden Gläser mit einem etwas merkwürdigen Bier an den Mund führten, verrieten sie ein wenig Anteilnahme. Dies war während der nächsten halben Stunde ihre einzige Tätigkeit, bei der sie sich durch die gelegentlich um den Vorrang streitenden Musikinstrumente keineswegs stören ließen. Ich hatte mithin Zeit, die drei Odalisken genauer zu betrachten. Der erste Eindruck war der einer ganz phantastischen Reizlosigkeit. Trotz der mangelhaften Bekleidung (Paris 1910). Zwei, die beiden Flügeldamen, schätzte ich, zusammen gewogen auf etwa 80 Rotel nach unserm Gewicht, das Rotel zu drei Kilo europäisch. Die Dritte, blond zum Unterschied von den beiden Andern, etwas jünger, aber nur um eine Kleinigkeit magerer, schien, wie aus verschiedenen aufmunternden Zurufen zu schließen war, der Clou des Abends zu sein ... Die Musiker einigten sich schließlich auf ein gemeinsam zu spielendes Stück — es war eines jener melancholischen arabischen Lieder, die in ihrer primitiven Einfachheit mit unnachahmlichem Reiz die ganze sehnsüchtige Einsamkeit der Wüste wiederzugeben vermögen — und nun tritt die mittlere Dame, nicht ohne vorher ihr Glas zu leeren, in Aktion. Sie erhebt sich, geht vor die Tischchen und bewegt sich mit todtraurigem Gesicht am Rande der Bühne hin und her. Immer hin und her. Der Takt der Musik läßt sie kalt. Gelegentlich bleibt sie auch stehen, schaut gleichgültig, ohne die Miene zu verziehen, in die Luft, schlägt mit plötzlich überraschender Wildheit die Brüste hin und her und zieht den Bauch ein. Darauf dreht sie sich entschlossen um und versucht ähnliches mit der Reversseite. Es ist etwas ungemein Beklemmendes in der absoluten Reizlosigkeit dieser Bewegungen, die, wie ich erst ziemlich spät erkenne, einen Bauchtanz vorstellen sollen. (Um wieviel schöner sah ich ihn von Armenierinnen in Damaskus und von einer Negerin einst in Konstantinopel!) Plötzlich aber wird es den Musikern zu langweilig, sie brechen wie auf Kommando mitten im Takt ab und die Bewegung der Tänzerin hängt haltlos in der Luft. Dies stört sie aber durchaus nicht: sie versucht sich Mut zu machen, indem sie mit Kastagnetten zu knallen beginnt, dreht sich aber dann um und geht zu den Musikern, um sich mit ihnen ziemlich laut zu unterhalten. Darauf scheint aber die linke Flügeldame gewartet zu haben, denn sie verläßt nun ihr Tischchen und schiebt sich in den Vordergrund. Der bald einsetzende Versuch, einen arabischen Schlager zu intonieren, gibt Gelegenheit, die Goldkronen in ihrem Mund zu bewundern. Dies schien mir das einzig Besondere an ihr zu sein. (Und nicht nur mir, sondern auch dem Publikum, das sich

keinen Pfifferling um die künstlerischen Bemühungen auf der Bühne kümmert.) Der Gesang selbst aber hatte eine unheimliche Ähnlichkeit mit dem Weinen eines Schakals. Vierhundert Araber etwa und ein fremder Zeitungskorrespondent sind meine Zeugen dafür, daß ich nicht übertreibe. Schließlich greift die Blonde wieder ein, indem sie die linke Flügeldame zu umkreisen beginnt. (Die Blonde ist übrigens eine Europäerin, letzter Rest der bis vor kurzem bestandenen Bordellherrlichkeit Ammans, mit der der Emir nach dem großen Erdbeben, das ihm als Strafe für die Überfüllung seiner Hauptstadt durch Prostituierte — treuen Vertreterinnen westöstlicher Union — erschienen war, radikal aufräumte.)

Während dies alles auf der Bühne geschieht, fliegt plötzlich ein Offizier, von ziemlich kräftiger Hand geschleudert, quer durch den Saal. Meinungsverschiedenheit zwischen einigen Militärs im Zuschauerraum. Ich habe Gelegenheit, folgende Diskussion zu notieren:

„Dein Vater war ein Ehrenmann, du aber, o mein Liebling, bist der Sohn eines Hundes."

„Dein Vater soll verflucht sein, o mein Lehrer, und dein Vatersvater und dessen Mutter."

„Dein Haus möge verbrennen und dein Roß gelähmt werden."

„Deine Religion sei verflucht, o mein Beschützer."

Hierauf küssen sie sich ausreichend und es ist, als wäre nichts gewesen. Sehr zur Unzufriedenheit meines vor kurzem aus Europa gekommenen Begleiters, des Zeitungsvertreters, der nicht versteht, wozu all die im Saale vorhandenen Dolche, Stöcke, Revolver, Beduinenschwerter und Gewehre dienen, wenn derart schwere Ehrenbeleidigungen auf diese Weise ausgetragen werden. Er weiß nämlich nicht, daß eben infolge der Bewaffnung fast aller Einwohner des Landes — selbst die Sklaven im Palast des Emirs tragen Dolche — die Sicherheit hier relativ und wahrscheinlich auch absolut größer ist als in den meisten europäischen Ländern.

Ich aber, den die Sache kalt läßt, sitze, ich leugne es nicht, im süßen Kef, vor dem fünften Kaffee, lasse mir zum, ich weiß nicht wievielten Mal an diesem Abend, die Schuhe putzen, und spucke, wie es alle Andern tun und wie es Sitte ist in unserm Vaterland und in seiner Nachbarschaft, die Schalen der gekauten, gebrannten Kürbiskerne über die Köpfe meiner Nachbarn und versuche gelegentlich einen überaus angeheiterten Damaszener, der durchaus einen antimilitaristischen Vortrag halten will, zu beruhigen. Daß die Armee nicht fünf Guruscn — nota bene türkische! — wert ist, weil sie nicht frei sei, während er, Mahmud ennager, ein freier Mann wäre, nehme ich zur Kenntnis. Damit muß ich mich aber begnügen, denn der Polizist von der Kasse scheint andrer Meinung zu sein, so daß sie Beide, ich weiß nicht wie, plötzlich gemeinsam über die Treppe hinunterkollern.

Ein Hedschasbeduine mit goldenem Agal auf dem Kopf reicht der Blondinen auf der Flachseite seines Schwertes ein Goldstück auf die Bühne. Zum ersten Mal läuft eine spontane

Bewegung über diesen schwammigen Körper und bald darauf hat das Podium nur noch zwei Akteurinnen aufzuweisen.

Durchaus informiert, daß das bisher durchgeführte Programm sich bis in die Morgenstunden wiederholen wird, dränge ich zum Aufbruch. Adieu, Theater in Amman. Sa'ide umbârak: Glück und Segen!

Kamele schwankten aus den Schatten der Nacht an uns vorüber, ein ferner Büchsenschuß, ein hochgestimmtes Lied in der Ferne, ein Meteor über den unfaßbar großen Wüstenhimmel —: wir schreiten in die Nacht hinein, die Wüstenberge hinan, die um die Stadt Amman aufgebaut sind wie Urweltdome aus der Zeit, da auch der Mensch grandios war.

Irgendwo liegt ein Hedschasgentleman im Abfall der Abendlande und die Tausendundeine Nacht Ammans lichtet sich einem strahlenden Wüstenmorgen entgegen.

Apage, Josephine, apage —! von Theobald Tiger

In Wien zuckt zurzeit die Baker mit ihrem Popo,
und es zieren die Kugeln ihrer Brüste manch schönes Revue-Tableau.
Auch tanzt sie bald auf dem rechten, bald auf dem linken Bein —
und schielen kann sie, daß das Weiße nur so erglänzt in ihren Äugelein.

Dies haben die Zentrums-Schwarzen, die jungen und die alten,
leider für eine Anspielung auf die Kirche gehalten.
Auch fühlten sie sich bedroht in ihrer Sittlichkeit,
und sie ließen die Glocken läuten ganz wie in schwerer Zeit.
Drei Sühnegottesdienste stiegen auf zum oesterreichischen Himmel,
und die Bußglocke gefiel sich in einem moralischen Gebimmel.
Denn:

Wenn eine schwarze Tänzerin gut gewachsen ist
und einen Venus-Körper hat, der nicht aus Sachsen ist;
und wenn sie tanzt, daß nur der Rhythmus so knackt,
und wenn sie ein ganzes Theater bei allen Sinnen packt;
und wenn das Leben bunt ist hierzulande —:
das ist eine Schande.

Wenn aber Christus, der gesagt hat: „Du sollst nicht töten!",
an seinem Kreuz sehen muß, wie sich die Felder blutig röten;
und wenn die Pfaffen Kanonen und Flugzeuge segnen
und in den Feldgottesdiensten beten, daß es Blut möge regnen;
und wenn die Vertreter Gottes auf Erden
Soldaten-Hammel treiben, auf daß sie geschlachtet werden;
und wenn die Glocken läuten: „Mord!" und die Choräle hallen:
„Ihr sollt eure Feinde niederknallen!"
Und wenn jemand so verrät den Gottessohn —:
Das ist keine Schande.

Das ist Religion.

Ibsen von Arthur Eloesser

Ibsen war nicht nur der verbreitetste und stärkste Dramatiker seiner Zeit; er war vor allem ihr Aufklärer, Wahrsager, Erzieher, Gewissensrat, und wenn er irgendwo wie bei den Franzosen, die kaum den Shakespeare kennen, das Publikum selbst unverführt gelassen hat, so mußten doch alle ernsthaften Bühnenschriftsteller einmal durch seine Schule gehen. Man könnte auch sagen: durch seine Klinik. In seinen bürgerlichen Dramen roch es bald irgendwie nach Laboratorium; seine Menschen waren Reinkulturen, mit denen sich gut experimentieren läßt. Als Ibsen die deutsche Bühne aufzurütteln begann, wurde er sogar der Vivisektion beschuldigt, und als er sehr alt war, und seine Toten erwachten, hat er diese Verschuldung am Leben selbst zugegeben. Die notwendige, die tragische des Dichters. Das Werk frißt das Leben, es ist menschenfresserisch. Wahrscheinlich war Goethe der letzte gesunde Schriftsteller; er wußte sich vor der Dichterkrankheit des neunzehnten Jahrhunderts noch zu behüten. Ibsens Existenz hat sich in seinem Werk rein aufgezehrt; geht man es durch von den romantischen Ritterspielen seiner Anfänge bis zum Epilog — auch seinen Grabstein setzte er sich selbst — so kennt man ihn ganz aus einer eng zusammenhängenden Konfession, und es bleibt gar kein Roman über ihn zu schreiben. Ihm gelang es, das Persönliche wieder unpersönlich zu machen. Nimmt man sein Werk im ganzen, was er sich sehr dringlich ausgebeten hat, so ist es ein Lehrgedicht, in der eine Lektion die andre voraussetzt. Sein Weg wurde grade und steil; nachdem er ein Mal den Grundriß seiner bürgerlichen Dramen festgelegt hat, trägt eine Altersstufe die andre in genauer Fügung und Einpassung.

Was hat uns denn Ibsen gelehrt? Einmal sagte er groß denken, und dann wollte er die Arche der bürgerlichen Gesellschaft in die Luft sprengen. Ungefähr das Gegenteil dürfte sich ihm ergeben haben, und man braucht nicht zu den Jüngsten zu gehören, um ihn als besonders bürgerlich zu empfinden. Warum? Ibsen der Staatsfeindliche — der Bürger kann anarchistisch sein — wandte sich an den Einzelnen, isolierte ihn durch das Ausschließungsverfahren des Experimentators in seiner individuellen Einzelhaft und befragte ihn: Bist du mit deinem Gewissen in Ordnung? Prüfe dich, reinige dich, büße und bekenne. So wächst die Kraft wieder, und wenn sie dich zerstört. Das große Lehrgedicht hat eine Kasuistik für alle möglichen Gewissensfragen und liefert auch die nötigen Beichtzettel. Das hat uns damals aufgestört; wir wurden alle unsre eignen Patres confessores, wir verhörten uns, wir verdammten uns und vor allem unsre Väter, die nicht mehr oder noch nicht wieder in die Beichte gehen wollten. Kaum ein Schriftsteller hat zwei Generationen so scharf getrennt, und wenn man heute so viel von Aktivismus spricht, dieser Mann hat uns einmal aktiv gemacht. Es gab eine Ibsenwelt, bewohnt von Ibsenmenschen, sie war ungeheuer streng, wachsam, feindlich allem trägen Träumen, allem bloß Existieren-wollen. Gewiß, wir haben damals auch gemogelt, nach strengem Selbstverhör

es uns bequem gemacht, und als das Ende des Jahrhunderts herankam, waren wir schon wieder ziemlich dionysisch und romantisch. Übten wieder Tänze und Spiele und liebten es uns zu verkleiden. Die Dekadenz war ja eine zweite Romantik, eine letzte Selbstverliebtheit des alten Europa, ein feiner genußreicher Fieberzustand vor der großen Krise. Aber leicht wurde es uns nicht, den scharfen Aufpasser los zu werden und wir haben uns zuerst mehr hinter seinem Rücken amüsiert. Sein Sphinxgesicht ist heute nicht mehr furchtbar; seine Rätsel sind gelöst. Aber ohne Ehrfurcht kann man auch heute nicht hineinsehen, wenigstens die nicht, die es ein Mal erschreckt hat. Mit dem unabwendbaren Willen seines Geistes.

Weil Ibsen Gewissensrat war, weil er den Einzelnen stellte, damit aus dem Individuum Persönlichkeit werden sollte, darum wirkt er heute so bürgerlich. Denn es gibt kein Gewissen mehr, wie man sich das früher so gedacht hat. Und gerade die Schulung des Naturalismus, des historischen Materialismus, die wir nie mehr ganz loswerden können, hat uns vom Gewissen entbunden, indem es uns dafür an alle Abhängigkeitsverhältnisse in Natur und Gesellschaft band. Wer auch diese Abhängigkeit kündigen will — der Expressionismus versuchte es — muß den Sinn des Lebens jenseits des Lebens finden. Aber dieser bürgerliche Ibsen war so unmetaphysisch — denkt nur an Kleist, an Hebbel auch —, wie sich das für einen germanischen Schöpfer kaum denken läßt. Voll von Moral und leer von Religion. Sein Werk steht ganz in der Zivilisation, in der Gesellschaft. Sein Schicksalsbegriff ist herausgelöst aus der erhabenen Gleichgültigkeit, aus der Selbstgewolltheit der Natur, die allenfalls im letzten Akt mit einigem Theaterdonner über Lebensmüde und Lebensschuldige die Lawine rollen darf. Sein Werk ist viel bürgerlicher und weniger sozial als das von Gerhart Hauptmann, der neben dem Magus des Nordens heute viel magischer, zugleich im heidnischen und im christlichen Sinne wirkt. Was man so Gewissen nannte, das ist ein kleiner bürgerlicher Privatbesitz geworden, der sich für die Dichtung kaum noch fruchtbar machen läßt. Man hat ein Gewissen vielleicht gegen die Familie, ein andres gegen den Beruf, was man auch Standesehre nennt, des Offiziers, des Kaufmanns, des Proletariers, man hat ein andres gegen den Staat, gegen den Steuerfiskus, ein andres gegen die Organisationen, denen man sich angeschlossen hat. Kurz und gut, das Gewissen ist im großen Umfang sozialisiert worden, dann wieder nach den verschiedenen Beziehungen spezialisiert, und wenn noch etwas Privates übrig bleiben sollte, so wäre es das erotische Gewissen als letzter geheimer Vorbehalt: Da kam die Psychoanalyse, um in dem großen Es, im Unterbewußtsein Licht zu machen und auch da gegen das Wunder, gegen die Selbstbewunderung der Einzigkeit und Alleinverantwortlichkeit zu protestieren. Es wird an Wundern nie fehlen, und ich bin nicht in Sorge, daß nicht neue Ersatzwunder auftreten, solange Leben sich nicht durch Leben allein erklärt. Wir würden sonst meßbar werden, rationalisiert bis zum Stumpfsinn, und auch keine Revolution, keine Weltanschauung nach an-

geblich wissenschaftlichen Grundsätzen wird uns auf eine Ratio festlegen. Ibsens Revolution gegen die Bürgerlichkeit vollzog sich noch innerhalb der Bürgerlichkeit; er glaubte an abgeteilte, unabhängige Individuen mit Verantwortlichkeit, Schuld und Sühne, er schickte eine Bruderschaft von Bekennern vor, denen ein Massensturm oder irgend eine Menschheitsbewegung in der Breite schließlich nicht folgen konnte. Aber eine oder zwei Generationen hat er ungeheuer tätig gemacht, und in welche Fragmente sein hoch gestuftes Bauwerk einmal zerfallen sollte, seine Wirkung bleibt unverloren, seine historische Bedeutung unantastbar.

Ibsens Leben ist ganz Werk, das Werk ist ebenso restlos Theater geworden. Gewiß eines Dialektikers, der aber nur mit Figuren, nie mit irrationalen Posten rechnete. Seine Dramatik ist konzentrisch, wie noch nie eine gewesen. Alle Figuren beziehen sich auf einander, alle haben die selbe Distanz zum Mittelpunkt, zu dem bedingenden Prinzip, das als menschlich Bedingtes nicht mehr feststellbar sein sollte. Wirklich nur ein Punkt, in dem Notwendigkeit und Freiheit zusammen fallen. Ibsens Theater liegt in einer Ebene, ohne Stufung, ohne Vordergrund und Hintergrund. Keine seiner Figuren bestätigt sich durch bloße Existenz, auch die geringste filtert sich ein in den gemeinsamen Blutkreislauf. Da läßt sich kein Wort von der Stelle rücken, festgemacht als Voraussetzung wie als Folge, und die Rede hat in jedem Augenblick den Funktionswert der Handlung. Wir müssen Ibsen rühmen und dürfen uns selbst etwas rühmen, weil wir uns durch ein Theater verführen ließen, das auf alle Verführungskünste verzichtet hatte.

So wurde er der Erzieher unsres Theaters, er machte es wieder redlich und schuf ihm auf lange ein Gewissen. Man sprach damals von Individualbesetzung — ein Lieblingswort von Otto Brahm — man forderte menschliche Eignung für bestimmte Aufgaben, und der von Ibsen erzogene und verpflichtete Neuschöpfer unsrer Bühne konnte zu einem Darsteller das schöne harte Wort sagen: Ich nehme Ihnen die Rolle ab, Sie spielen sie zu gut. — Wir haben aus der Ibsenzeit Erinnerungen, um die wir uns beneiden lassen dürfen. An Bassermanns Hjalmar Ekdal und an seinen Volksfeind. Wie tief, wie fein, daß die beiden noch verwandt sind. An Oscar Sauers Gregers Werle mit den erstaunten Augen, die alles Leid der Welt faßten. An Else Lehmanns Ella Rentheim mit dem letzten Schmerzenston vom zerstörten Liebesleben. An die Sorma. An die Duse. Alle die Ibsen gespielt haben, gehören zu einer großen Familie, die sie erzog; es ist eine hohe Bestätigung, daß kein Künstler ihm untreu wurde, daß er ihnen Maß und Gesetz blieb. Um wie viel weniger Ibsen heute auch gespielt wird, es ist kein Zweifel, daß er heimlich immer noch mit spielt. Nicht nur wenn es auf Wedekind, Strindberg, Shaw ankommt, sondern auch auf die griechischen Tragiker, auf Shakespeare und unsre Klassiker. Der revolutionäre Ibsen hat stark zurück gewirkt, hat uns gelehrt Heimlichkeiten aufspähn, verborgene Quellen anschlagen, tiefere Schachte ziehen, unterirdische Verbindungen herstellen. Das war der Bergmann mit

der Grubenlampe. Mag von seinem großen Lehrgedicht was will zerfallen, mögen seine Wahrheiten durch Wiederlegung oder auch durch Anerkennung unwirksam geworden sein, er hat uns ein Mal in eine Schule genommen, die, hart und gut, vielleicht noch einmal exemplarisch werden kann. Wenn nicht als Erlebnis, so doch als Muster.

An meinen Freund, den revolutionären Redner

von Henrik Ibsen

Sie sprechen als „konservativ" mich an?
Ich bin, was ich war, seit ich denken kann.

Beim Brettspiel weiß ich nicht mitzukrakehlen.
Macht tabula rasa! Da werd' ich nicht fehlen.

Ich nehme nur eine Revolution wahr,
Die keines Pfuschers Exekution war.

Die nahm vorweg allen spätern die Glorie.
Ich meine natürlich die Sündfluthistorie.

Doch damals sogar ward der Teufel betrogen;
Denn Noah, Sie wissen, blieb Herr der Wogen.

Wir wollen die Rechnung noch einmal bereinigen;
Doch da müssen Männer und Redner sich einigen.

Ihr sorgt für der Wasserflut Nimmerversiegen.
Ich lasse mit Wollust die Arche auffliegen.

Nachdichtung von Christian Morgenstern

Galsworthy und kein Ende von Harry Kahn

Der Epiker Galsworthy ist ein Balzac mit britischer Bügelfalte; der Dramatiker Galsworthy ist so etwas wie ein Hauptmann für den Gebrauch des englischen Home. Er rüttelt nicht an den Grundpfeilern der bürgerlichen Gesellschaft; er reißt keine Türen auf; er klopft höflich an und versucht, die Leute in den muffigen Zimmern zu überzeugen, daß hier doch mal gelüftet werden könne. Wahrscheinlich war und ist seine Wirkung auf seiner Heimatinsel gerade um dieser leisetreterisch-gentlemanliken Weise willen stärker als die vehementerer Geister, Shaw und Chesterton etwa, die in England selbst als eigenbrödlerische Fools ironisiert oder als wilde Männer perhorresziert werden. Für die außerbritische Welt ist die Bedeutung John Galsworthys ziemlich begrenzt: ein erzählender Künstler von exemplarischer Kultur der ethischen und artistischen Haltung; ein dramatischer Schriftsteller mit offnem Aug und Herz für die Ungerechtigkeiten des gesellschaftlichen Zustands. Im Grunde genommen unaufregend wie ein Wohltätigkeitsbazar.

Galsworthy stammt aus einer Juristenfamilie und war selbst Jurist. Die Zentralfigur seines großen Romanwerks, Soames Forsyte, ist Anwalt. In seinen Dramen dreht es sich

immer um die Justiz. Immer wird irgendwer verhaftet, immer auf dem schmalen Grat, wo die paragraphierte Schuld aufhört und die moralische Unschuld anfängt. Der offizielle Gerechtigkeitsbetrieb wird als Niederschlag der sozialen Ungerechtigkeit behutsam entlarvt und sanft gegeißelt. Ursprünglich gebärdete sich der Dramatiker Galsworthy beinahe klassenkämpferisch. Mit der Zeit aber mauserte er sich vom Eastend zum Westend, von Whitechapel nach Mayfair durch. Nach dem Krieg nimmt er sich mit Vorliebe jener berufs- und beschäftigungsbaren Zwischenexistenzen an, die mit unverminderten gesellschaftlichen Ambitionen aber völlig zerrüttetem wirtschaftlichem Standard dem Stahlbad entstiegen, zwischen den Klassen lavieren: Hauptmann Dancy (in „Gesellschaft") und Hauptmann Dennant (in „Flucht") gleichen sich nicht bloß in Dienstgrad und Anfangsbuchstaben. Früher hielt er es mehr mit Leuten aus dem dritten Stand, die aber doch immer auch mit der Oberschicht in irgend einer Verbindung standen: Bureau- und Hausangestellte; keine Fabrikarbeiter, keine Hafenarbeiter, wie es doch in der größten Industrie- und Schiffahrtsempore Europas recht nahe gelegen hätte. Charakteristischerweise kommt der Konflikt mit der Justiz denn auch stets durch eine Weibergeschichte in Gang, die lediglich auf der — in dieser Schärfe — rein insularen Annahme beruht, daß der von der Oberklasse geschaffene Sittenkodex auch für die Unterklasse bindend sei. „Seht, wir Armen sind auch, wenn nicht gar größere Gentlemen" — durch solches Demonstrandum wird den ans Strafgesetz aneckenden Proletariern die Sympathie des bürgerlichen Theaterpublikums gesichert.

Sozialdialektisch am schärfsten zugespitzt und daher pamphletistisch am wirksamsten ist Galsworthys dramatischer Erstling, der jetzt unter dem Titel „Der Zigarettenkasten" in der Cityfiliale der Volksbühne zu sehen ist. Wenn zwei das Selbe tun, ist es nicht das Selbe: dafür sorgt ohne viel Scham und Umstände die Klassenjustiz des kapitalistischen Staats. Wenn ein arbeitsloser Stallbursche in der Betrunkenheit aus der Wohnung eines renten- und diätengesegneten Parlamentsmitglieds einen gleichgültigen Gegenstand im Werte von drei Pfund mitgehen heißt, dann bekommt er sechs Monate Gefängnis; aber wenn der nichtsnutzige, rotznäsige Sprößling jenes Hauses in ähnlich dionysischer Verfassung einem armen Straßenmädchen seine ganze Barschaft von zehn Pfund klaut, dann genügen ein paar verständigende Worte und Winke zwischen Rechtsbeistand und Polizeirichter, damit die Affäre vertuscht wird. Eine These, die für die Bühne darzustellen selbst auf dem Vorkriegskontinent (wo die zahme „Rote Robe" wie eine Bombe einschlug) nicht ohne Originalität und Meriten gewesen wäre, deren öffentliche Verlautbarung im Jahre 1906 aber auf der Insel des geheiligten Privatkapitals fast Revolution bedeutet haben muß.

Das Stück im Jahre 1928, nachdem auch deutsche Provinztheater längst damit vorangegangen sind, den Berlinern vorzusetzen, ist gewiß nicht ohne Verdienst; viel Tapferkeit jedoch gehört just für eine abgestempelte Volksbühne

nicht dazu. Umsoweniger als schon ein viertel Dutzend Bühnen der Reichshauptstadt den sänftiglichen Sozialrevolutionär zwischen Königgrätzer Straße und Kurfürstendamm beliebt gemacht haben, wo zudem politisch radikales Theater zurzeit die große Mode ist. Auch hier ist es, wenn zwei das Selbe tun, nicht notwendig das Selbe. Wenn Herr Saltenburg aus dem angesammelten Groll der anständigen Menschen gegen die Justitia mit der verrutschten Binde Kapital schlägt, so ist das ein schönes Zeichen für seinen Mut, zum Endziel des gefüllten Hauses und der gefüllten Kasse mit seiner Zeit durch Dick und Dünn zu marschieren. Wenn aber Herr Neft sich als guter Letzter entschließt, mittels des einzigen noch freien Werks eines windelweichen bürgerlichen Rebellen, zweiundzwanzig Jahre nach dessen Auftreten, sein Scherflein beizutragen zur Anprangerung der bei uns seit mindestens ebenso viel Jahren nach Klassen und Parteien abgestuften Rechtssprechung, so bedeutet das ein beschämendes Nachklappen und ein geistloses Nachahmen. Zum Abbau der Unzufriedenheit mit dem Spielplan der Volksbühne, zu der man nach „Schiebern des Ruhms" beinahe entschlossen war, könnte diese Darbietung also auch dann nicht beitragen, wenn die Aufführung mehr Schwung und Farbe hätte, als ihr der gemächliche Schwanneke zu vermitteln in der Lage ist, und wenn alle Darsteller ihrer Rolle so viel Gesicht zu geben vermöchten wie Paula Batzer ihrem so ulkig wie überzeugend mauzenden und balzenden Leicester-Square-Flittchen.

Wiener Theater von Alfred Polgar

„Politik",

ein Drama von Egmont Colerus. Spielt in der heftigsten Renaissance. Übermenschen fürchterlich! Tod ist die kleinste Unannehmlichkeit, die passieren kann, Leidenschaft das Hausbrot der Seele, das schlichteste Kleid noch hat großen Faltenwurf, die geringste Rede noch bedeutenden Tonfall, niemand ist vor seinem Nächsten sicher zu preisen, jeder Weg führt über einen Abgrund (welcher gähnt), unheimliche Gewalten herrschen, von noch unheimlicheren beherrscht, was immer einer tut oder läßt: es ist riskant, die Geschäfte, die besorgt werden, sind zum größten Teil finster, Mord ist das Kleingeld der Staatsraison, Furcht und Geheimnis die Grundmauern der innern Politik.

Um vom Wesen dieser Politik — und mit ihr der Politik überhaupt — in einem starken Gleichnis und Beispiel zu handeln, hat Colerus seine sechs venetianischen Tafelbilder komponiert. Sechs große Szenen, so üppig in der Farbe, auch des Dialogs, wie sich dies für ein Renaissance-Stück geziemt. Der halbe Gobinau tritt auf oder wird zumindest genannt. Die Luft ist voll von Brennbarem; doch trotzdem, daß es heiß zugeht in „Politik", fehlt den Gestalten Lebenswärme. Ihre Herkunft aus einem Panoptikum der Kulturgeschichte können sie nicht verleugnen, Gefühl und Ansicht, so lebhaft sie beide äußern, wirken wie Stücke eines seelischen Kostüms, das ihnen, be-

weglichen Schaupuppen aus einem vornehmen Dichter-Atelier, umgetan ist. Von berühmten Solisten der Renaissance erscheinen: Tintoretto, der durch sein Biederwesen, besonders aber im Gespräch mit des Dogen Töchterlein, leicht an Hans Sachs erinnert (vielleicht mag dies aber nur eine Ähnlichkeit im Barte sein), und Aretino, den ich mir geistreicher vorgestellt hätte. Seine Schwester, der Buhlerei zugewandt, jedoch auch um Liebe wissend, ist eine Kurtisane großen Stils; sie macht der Unehre Ehre. Den schaurigen „Rat der Drei" führt ein Mann mit weißem Haar und schwarzem Bart. Das charakterisiert ihn. Er ist die unbedingte Staatsraison, von Grausamkeit duster unterkellert. Der Zweite im Rat nennt sich einen Zyniker und ist auch, wie alle dieses Fachs, ein Genußmensch. Vor zwei Tagen haben er und sein Amtsgenosse einen wirklich netten Kollegen, nur weil dieser beim Volk so beliebt, in den Kanal getan, morgen werden sie kaum umhin können, aus gleichem Grund den siegreichen Condottiere ein bißchen foltern oder erdrosseln zu lassen; mein Gott, das sind so kleine Spesen der großen Politik, da darf man nicht engherzig sein. Der Dritte im Rat, Anafesto, erscheint als die Lichtfigur des Spiels, aber was vermag sein Helles gegen das Dunkel der politischen Ideologie? Es ist ihm gar nicht wohl „da oben", auf dem Dach der Republik sitzt er als ein Jüngling, der sich nicht zu helfen weiß, und so wird Absturz unvermeidlich. Die lächerlichste Figur des Stücks macht der Doge, obgleich er schon vormittags im vollen Ornat ausgeht. Wir sehen ihn bei Tintoretto, den er bittet, sich doch nicht laut über Tizian zu moquieren. Kein Mensch schert sich um ihn. Er ist das reichvergoldete fünfte Rad am Staatswagen.

Aus diesen Figuren, deren Sein und Schicksal uns ganz gleichgültig läßt, formt der Dichter die dramatischen Zeichen, in denen seine Vision vom Politischen sich ausdrückt. Er hält Politik, mit Recht und manchem Seitenblick auf Gegenwärtiges, für eine louche gefährliche vieldeutige Sache. Er nennt sie ein Spinnennetz. Keiner gerät schadlos zwischen ihre Fäden, der nicht das Zeug hat, sich selbst dort als Spinne zu etablieren.

Egmont Colerus hat gewiß Beachtenswertes zu sagen. Doch über das leere pathetische Theater, das er drum herummacht, kommt kein Mann hinweg.

Das Burgtheater ist da in seinem Element. Gradezu lebendig wird es in so totem Wasser. Welche Lust am dekorativen Sprechen und Gehaben, am Bilderbuch-Zauber, am Großartigen, das doch nur das Theatralische ist. Wie Öldruck legt sichs auf die Brust des Zuschauers.

Paul Hartmann ist Anafesto. Dieser befindet sich in der Lage einer heroischen Maus im Katzennest. Ein passiverer Held ist gewiß noch nie in einem Renaissance-Stück herumgestoßen worden. Hartmann kann auch nicht viel anders tun, als die Stöße mit edlem Unmut hinnehmen. Die Herren Devrient und Siebert sind seine Amtskollegen im „Rat der Drei", jener von unnahbarer, dieser von nahbarer Würde, wie es der Dichter will. Marrs Tintoretto führt einen weichborstigen, dennoch militanten Pinsel. Aus dem Aretino macht Herr Treß-

ler einen hüpfenden meckernden Harlekin. Der Text, den er zu sprechen hat, ist allerdings ganz arm, und das Meckern ausdrücklich vorgeschrieben. Frau Pünkösdy als Dogentochter blüht, ein tapferes Veilchen, ziemlich im Verborgenen. Hingegen spielt Fräulein Wageners-Exaltiertheit die Kurtisane Beppa weit in den akustischen Vordergrund. Als rechtes Sinnbild des Abends darf Herrn Höblings Condottiere gelten. Der Text rasselte zwischen seinen Zähnen wie das alte Eisen, zu dem diese ganze Theaterspielerei gehört.

Stresemann von Morus

Gustav Stresemann, Berliner von Geburt, Sachse durch Beruf, Genie aus Überzeugung, dessen glänzendes Haupt nun schon die Patina der bemoosten Wilhelmstraßendächer annimmt, hat dem deutschen Volk wieder tüchtig die Leviten gelesen. Von seinen engern Parteifreunden kann man das Urteil hören: die Rede Stresemanns im Bürgersaal des neuen Rathauses zu Schöneberg vor dem Verband der auswärtigen Presse sei eine echte Bierrede gewesen. Manche sagen sogar: eine Gambrinusrede. Aber wir wollen die einzigartige Entgleisung des Reichsaußenministers vor der deutschen Kolonie in dem dumpfen Bierstall Gambrinus zu Genf nicht durch unpassende Parallelen entwerten. Die Schöneberger Produktion Stresemanns steht turmhoch über vielem, was er selbst und was seine Ministerkollegen bei ähnlichen Anlässen hervorsprudeln — man braucht sich nur der Plattitüden zu erinnern, die Herr Luther jedes Mal lieferte, wenn sein Geist die Barrieren des Verwaltungsbeamten überspringen wollte.

Auch Streses Geist, der so gern ins Weltenweite schweift, hält sich, bei Licht betrachtet, in den Grenzen eines aufgeklärten nationalliberalen Oberlehrers. Unter seiner Hemdbrust ist Raum für Goethe und Geibel, aber Geibel hat den größern unter ihnen. Schäumt das Bier erst im Becher, dann rollt die Kulturphrase rauschebärtig dahin, als wäre Kaisers Geburtstag. Soviele Straßen auch Stresemanns Assoziationsgabe in einer Stunde durchläuft: hernach treffen sie alle auf demselben Gemeinplatz zusammen, wo man in einem Satze die Vokabeln Würde und Zukunft, Freiheit und Fortschritt, gutes Alte und gutes Neue, Tradition und Pflichttreue und noch einiges andre unterbringen kann.

Es ist, im Grunde, dieselbe Primanerlyrik, die unser Gustav vor dreißig Jahren fabriziert hat. „Die Wogen rauschen gurgelnd mir zu Füßen" — „Dort wo die Hörsel durch Gefilde eilet, die unseres deutschen Landes Stolz und Zier": weit darüber hinaus ist auch der fünfzigjährige approbierte Europäer Stresemann nicht gekommen. Vielleicht steht es bei andern Menschen mit der „innern Entwicklung" nicht anders. Aber bei jemandem, der so oft seine Meinungen gewechselt hat wie Stresemann, fällt es halt besonders auf. Er ist immer noch der Reform-Burschenschafter Neogermaniae, recens 1897; und wenn er auch ins Radio spricht: der Staub der Muschelgarnitur und der Plüschmöbel läßt sich aus seinen

Reden nicht wegwischen. Bei den Neogermanen des Jahrgangs Stresemann geht es nicht mehr so liederlich und humorig zu wie in der Zeit, wo weiland Hartleben und Hugenberg zusammen süffelten. Mit Scheffel und Neckar allein kommen wir nicht mehr durchs Leben, wir brauchen bereits Schutz und Trutz, ein blankes Schwert für unsere Kolonien und einen hohen Stehkragen für unser Selbstbewußtsein. So will es unser junger Kaiser, dem wir, trotz allen Bismarck-Eichen, die Treue geschworen haben. Das bleibt haften, ob man nun Schokoladensyndikus wird oder deutscher Außenminister.

Der Kulturpolitiker Stresemann ist voll und ganz ein Freund der goldnen Mittelmäßigkeit. Wir wissen bereits seit einiger Zeit, daß er die Negerrhythmen nicht liebt, und auch im Schöneberger Rathaus hat er über das Gesellschaftsleben dieser brüchigen Zeit Äußerungen getan, die offenkundig nicht die Vorzensur seiner Gattin Käthe passiert haben. Er bevorzugt, wie nunmehr authentisch feststeht, die feine Geselligkeit in kleinerm Kreise, er möchte sich abermals in die Blücher- und Gneisenau-Literatur versenken und beansprucht sogar noch Zeit zum Nachdenken. Wenn ihm diese Herzenswünsche in Erfüllung gehen, werden wir uns noch auf manche Studie über Wolfgang Goetz gefaßt machen können.

Indes hat Stresemann trotz chronischem Zeitmangel sich bereits jetzt etliche Gedanken über die Presse gemacht. Er findet, daß die Zeitungen zu häufig erscheinen, daß sie zu sensationelle Überschriften haben, und daß die Deutschen mehr Zeitschriften lesen sollten. Die Erscheinungstermine der Tageszeitungen häufen sich allenthalben mit der Verbesserung der Nachrichtentechnik. Es gibt überall Morgen-, Mittags- und Abendblätter, im Ausland sogar noch etliche Ausgaben von jeder Sorte; und es ist schließlich nur eine kaufmännische Angelegenheit der Verleger, ob sie ein und dasselbe Blatt mehrmals am Tage hinausschicken, ob sie, wie es in England und Frankreich der Fall ist, Morgen- und Abendblätter sondern, und ob sich der eine Verlag auf die Morgenblätter, der andre auf die Abendzeitungen spezialisiert. Im übrigen ist die Häufigkeit der Zeitungen und ihre Aufpulverung für den Straßenverkauf das einzige Mittel, das die Deutschen bewegt, auch ein Mal ein andres Blatt in die Hand zu nehmen, als das, was schon ihre Eltern abonniert hatten. Die politische Crux im deutschen Zeitungswesen ist nicht der zu rasche Turnus, sondern ist das Abonnement, das dem Leser Scheuklappen vorbindet und ihn lebenslänglich zur Lektüre „seines" Blattes verurteilt.

Was das Zeitschriftenproblem anbelangt, so wollen wir Herrn Stresemann die Sachkenntnis und Erfahrung nicht absprechen. Er kann sich rühmen, seit einer Reihe von Jahren die langweiligste und belangloseste Zeitschrift herauszugeben, die in deutscher Sprache erscheint. Die „Deutschen Stimmen", die früher unter seinem Namen und auch heute noch unter seiner Ägide herauskommen, sind ein untrüglicher Beweis dafür, wie mager der Geist Stresemanns ist, wenn er sich nicht im gesprochenen Wort, sondern in Druckschrift äußert.

Herr Stresemann hat auch sonst als praktischer Presseorganisator bisher nicht viel Glück gehabt. Selbst in der Periode, in der die Deutsche Volkspartei an Reichstagswählern sehr stark anwuchs, ist es ihm nicht gelungen, ein einigermaßen ansehnliches Blatt auf die Beine zu bringen. Er ist aus den Defizitunternehmungen nicht herausgekommen. Immer wieder mußte er selbst von politischen Freunden und solchen, die sich dafür ausgaben, Geld heranschleifen, um das Loch zu stopfen. Freilich hat die Art, wie er zum Beispiel im Verlag der „Zeit" mit diesen Geldern wirtschaftete, nicht grade dazu beigetragen, seinen Moniteur finanziell zu fundieren.

Die peinlichen Erfahrungen, die Stresemann mehr als einmal machen mußte, wenn er für seine Partei auf die Geldsuche ging, haben in ihm einen bösen Stachel hinterlassen. Stresemann, zu Haus in ganz kleinen Verhältnissen aufgewachsen, ist schon als junger Mensch in die Kreise der Großverdiener gekommen, aber er hat es nie verstanden, sich erfolgreich auf die andre Seite zu schlagen. Im Gegensatz zu manchem andern Syndikus, der in die Politik abgeschwenkt ist, hat er sich nicht erst für seine Person sorgsam ausstaffiert. Der Erwerbstrieb ist bei ihm erstaunlich gering entwickelt, und sein persönlicher Etat erfüllt durchaus die Bedingungen, die sein Freund Reinhold in seiner Sünden Maienblüte an einen guten Staatshaushalt gestellt hat: er schwankt stets am Rand des Defizits dahin.

Unter solchen Voraussetzungen eine großkapitalistische Partei zu führen, ist gewiß kein ungetrübtes Vergnügen. Und wenn ein Satz der Schöneberger Rede aus Stresemanns bedrängtem Herzen kam, so war es der Stoßseufzer: „Wir haben ein Interesse daran, daß in dieser Zeit, in der kapitalistische Mächte einen viel größern Einfluß haben als jemals früher, dieser Einfluß nicht zur Geltung komme in der Zusammensetzung des Reichstags." Bis der Vorsitzende der Volkspartei sich entschließt, so etwas öffentlich auszusprechen, muß sich wohl hinter verschlossenen Fraktionstüren in puncto Wahlgelder und Mandatsverteilung einiges abgespielt haben.

Stresemann hat bei dieser Gelegenheit auch etwas über den Plan verlauten lassen, den er seit langem im Busen hegt und über den wir hier bereits im November vorigen Jahres berichtet haben: er will, mit einem Wort, daß das Reich den Parteien die Wahlkosten ersetzt, und zwar nach der Proportion der erlangten Mandate. Die Idee ist löblich, aber etwas unvollständig, solange man nicht die zusätzlichen privaten Wahlgelder gesetzlich begrenzt, wie das seit langem in England und neuerdings auch in Japan geschieht. Eine Ausschaltung der Geldmächte bei den Wahlen bedeutet auch das natürlich nicht. Aber es wirkt doch als Hemmnis. Auch Frankreich und selbst Amerika sehen sich ja, wenigstens nachträglich, näher an, wie die Wahlen finanziert worden sind, und gehen gegen die gröbsten Mandats- und Stimmenkäufe vor. Deutschland hat auch in dieser Beziehung das freieste Wahlrecht der Welt.

Leider hat Herr Stresemann das Problem nur im Schöneberger Rathaus angeschnitten und nicht im Reichstag. So werden bei den Maiwahlen die von Stresemann so gefürchteten kapitalistischen Mächte sich ganz ungestört betätigen können.

Bemerkungen

Ist Morden teuer?

Theoretisch ja, praktisch nein. Nach § 823 ff. des BGB. ist der Mörder den Hinterbliebenen seines Opfers in vollem Maße schadenersatzpflichtig. Dieser Paragraph wirkt sich in der Praxis jedoch selten aus. Oft hat der Ermordete seine Familie finanziell nicht erhalten oder unterstützt, außerdem ist zumeist das Opfer reich und der Mörder arm. Er verfügt über keine Mittel und kann, selbst wenn die Todesstrafe auf lebenslängliches Zuchthaus herabgemindert wird, nicht Mittel erwerben, die für den Unterhalt der Hinterbliebenen seines Opfers in Frage kommen.

Bemittelte Mörder sind selten, der bemittelte Mörder, der den Ernährer einer Familie zum Opfer wählt, noch seltener. Wenn man die Kriminalstatistik der letzten Jahre durchgeht, findet man kaum einen Mörder, der über einen nennenswerten Besitz verfügt. Einkommen und Erwerb sind aus den bereits erwähnten Gründen ausgeschlossen. Der Reiche veranlaßt vielleicht einen Mord, bleibt aber selbst im Dunkeln, denn da ihm seine Mittel es erlauben, besudelt er sich nicht die Hände mit diesem blutigen Geschäft. Die politischen Mörder der letzten Jahre sind allemal arme Teufel gewesen. Die reichen Geldgeber saßen in ihren Klubsesseln und ließen draußen für ihr Geld direkt oder indirekt die Morde von Menschen verüben, die weder moralisch noch finanziell imstande waren, ihre Tat zu tragen.

Bei einem politischen Mord aber, dem Mord des Grafen Arco an Kurt Eisner, liegen die Dinge völlig anders. Graf Arco stammt aus einer wohlhabenden Familie. Ihm wurde nach einer erwerbs-, aber nicht freudlosen Festungshaft die Freiheit gegeben. Er ist ein voll erwerbsfähiger junger Mensch, dem das Glück schnell einen Direktorposten bei der Lufthansa in den Schoß geworfen hat. Ob hierbei Arcos Mörderkugel die Glückskugel war, wollen wir ununtersucht lassen. Jedenfalls bezieht der Graf ein erhebliches Gehalt. Die Familie, der er den Ernährer weggeschossen hat, lebt in bedrängten Verhältnissen. Pflicht des Herrn Direktors Grafen Arco ist, Schadenersatz zu leisten. Das Recht und noch stärker die Moral verlangt es. Wir leben in einem materiellen Staat und in einer noch materielleren Zeit. Niemandem würde es gestattet sein, für eine eingeworfene Fensterscheibe keinen Schadenersatz zu zahlen. Soll das Leben eines Vaters und Ernährers billiger sein? Wir nehmen an, wenigstens materiell in einem Rechtsstaat zu leben. Dem Staatsbürger muß sein materielles Recht gewährleistet werden. Bei uns ist in den letzten Jahren billig gemordet worden. Das Morden soll teuer werden. Lockert sich um Kopf und Freiheit die Schlinge der Gerechtigkeit, so soll wenigstens der Geldbeutel hängen bleiben. Oder soll es geschehen, daß der Direktor-Mörder im eignen oder seiner Gesellschaft gehörenden Auto satt, wohlgekleidet, mit Geld in der Hosentasche klimpernd an den Hinterbliebenen seines Opfers vorbeifährt, die zerrieben vom Kampf ums tägliche Brot an ihm vorüberschleichen? Die Auspuffgase seines Autos würden zum Himmel stinken und der spritzende Straßenkot sein Kainszeichen sichtbar machen.

Arco leiste freiwillig, ehe Gericht und Ruf des Volkes ihn auffordern, wenigstens materiellen Schadenersatz.

Vom seelischen kann man nur schweigen.

Elsch

Kossuth-Pilger

3000 Polizisten, verstärkt durch eine Matrosenabteilung, eine Batterie Feldartillerie und mehrere Schwadronen berittener Polizisten bildeten die würdige Staffage für die Enthüllung des

Kossuth-Denkmals in New York. Das heutige Ungarn, das wie ein mittelalterliches Fossil in das moderne Europa hineinragt, besaß die Stirn, dem großen Vorkämpfer der ungarischen Demokratie ausgerechnet in Amerika ein Denkmal zu setzen und eine offizielle Delegation von „Kossuth-Pilgern" zur Enthüllung zu entsenden. Bethlen und Kossuth — es ist so, wie wenn Hindenburg Bebel ein Denkmal setzen wollte. Aber mit der bekannten Kaltblütigkeit, die dem ungarischen Regime bereits über so manche heikle Situation hinweghalf, setzte es sich auch diesmal über alle Bedenken hinweg, die seine Anbiederung an den Revolutionär Kossuth in jedem moralisch gesunden Menschen hervorrufen muß. Kossuth wurde von einer regierenden Oligarchie gefeiert, die jeden seiner Grundsätze in den Staub tritt. Unter den Zwölf Punkten der ungarischen Märzrevolution des Jahres 1848 befand sich an erster Stelle die Forderung nach Pressefreiheit, nach Aufhebung der Zensur. Weitere Punkte forderten Gleichheit vor dem Gesetze, die Einführung der Schwurgerichte, das allgemeine Wahlrecht... Das heutige Ungarn ist ein Pasquill auf diese Forderungen. Mit seinen rücksichtslosen Maßnahmen gegen die oppositionelle Presse mit seinem numerus clausus, mit seiner Aufhebung der Schwurgerichte, mit seinem in Europa einzig dastehenden Wahlsystem der offenen Wahl ist es in jedem Punkte grade das Gegenteil dessen, wofür Kossuth kämpfte. Doch das ficht Bethlen nicht an. Mit dem bedenkenlosen Zugriff, der die ungarische Gentry kennzeichnet, eignet er sich das Andenken Kossuths an, um es außenpolitisch für seine Zwecke auszuspielen. Nicht der Demokrat Kossuth, sondern der Großungar Kossuth wird in den Vordergrund gerückt. Er wird zur Maske, hinter der die Gentry ihren Hunger nach den verlorenen unermeßlichen Besitztümern in den „abgetrennten Gebieten" cachiert. Kossuth ist ihr Hekuba, nur ein Mittel, sich auch bei der demokratischen Öffentlichkeit (nicht nur wie bisher, bei der Reaktion) Gehör zu verschaffen.

Nun, das Spiel ist scheinbar mißglückt. Nicht alle Fälschungen enden erfolgreich. Die amerikanische Öffentlichkeit hat den ungarischen „Kossuth-Pilgern" einen Empfang bereitet, der zeigt, daß die Verbeugung des Horthy-Regimes vor dem Revolutionär Kossuth mit der erforderlichen Ironie aufgenommen wurde. Pistolenschüsse, Panik, Polizeiattacken gegen Demonstranten bei der Ankunft — die Delegationsführer mußten sich ganz wie zuhause fühlen. Nur muß ihnen diese Evokation der Heimat in Anbetracht ihrer Rolle etwas unangenehm gewesen sein. Da hatte mans zuhause besser gemacht. Durch eine raffinierte Bestimmung im Gesetz über den Nationalfeiertag (15. März), der diesmal im Zeichen Kossuths gefeiert wurde, hatte man den Tag gleichzeitig zum Feiertag und zum Wochentag erklärt. Zum Feiertag für Ämter, Schulen etcetera, zum Wochentag für industrielle Betriebe. Auf diese Weise hatte man ohne jedes Aufsehen die misera plebs, Arbeiterschaft und Angestellte von der Feier ferngehalten. Auch hier eine kleine Fälschung. Aber zuhause gelang sie. Amerika ist eben noch nicht so weit wie Ungarn, um derlei Subtilitäten zu verstehen. Wie schon das Sprichwort sagt: Extra Hungariam non est vita.

K. L. Reiner

Casanova im Safe

Der Verleger Brockhaus in Leipzig besitzt ein Casanova-Manuskript, das noch niemals veröffentlicht worden ist, und das er auch nicht veröffentlichen will. Ich habe ihn gefragt, warum er es nicht tun wolle — er hat sehr höflich geantwortet, daß er auch darüber nichts sagen möchte.

Juristisch ist alles völlig in Ordnung. Wie das Manuskript

seinerzeit erworben worden ist, weiß ich nicht — jedenfalls ist Herr Brockhaus im Besitz der Urheberrechte, und niemand kann ihn zwingen, das Buch herauszugeben oder zu veröffentlichen. Ein Werk wird ja bekanntlich erst „frei", wenn es einmal veröffentlicht worden ist. Der sicherlich interessante Band liegt nun also in einem Safe, und da wird er wohl noch eine ganze Weile liegen bleiben.

Die Gründe, die den Verleger bewegen, damit nicht herauszukommen, sind nicht recht ersichtlich. Wenn er etwa glaubt, daß das Werk für seinen Verlag zu frivol sei, dann braucht er es ja nur zu verkaufen. Die Interessen Lebender können kaum noch geschädigt werden; Enthüllungen irgendwelcher Art sind nicht zu erwarten; politische Unannehmlichkeiten ebensowenig — also was ist es?

Es scheint mir die Überspannung der Idee des Privateigentums zu sein, die ja überhaupt im Urheberrecht recht verhängnisvolle Niederschläge gefunden hat. (So haben Erben oft gradezu katastrophale Rechte an geistigem Eigentum.)

Was mir aber vor allem dubios erscheint, das ist die geistige Aktiv-Legitimation des Verlegers. Wie hat er das Manuskript erworben? Hat er es gekauft? Verleiht solch ein Kauf moralische Rechte? Hat Casanova ihn oder seinen Vorgänger zum Vollstrecker seines letzten Willens eingesetzt? Ist Brockhaus berufen, diese literarische Erbschaft zu verwalten? Ist es überhaupt eine?

Armer Casanova.

Peter Panter

Negerkitsch

Dixi und Columbia sind Millionenstädte im Staate Carolina; sie haben einen riesigen Autoverkehr, es gibt dort Großbanken und Wolkenkratzer, Vergnügungsparks und Fabriken, aber seit die europäische Mode die Negerkunst entdeckt hat, haben diese Namen einen mystischen Klang wie vor hundert Jahren etwa Attika oder Korinth. Und nun darf in keiner Revue mehr eine Szene wie „Abend auf der Plantage in Carolina" oder „Dixi Sweetheart" fehlen. Nach etlichen europäischen Nummern tut sich der Vorhang auf, und vor einem in glühendsten Farben gemalten Prospekt stehen ein paar schwarze Männer und Frauen und singen mit traurigen Augen ein amerikanisches „In die Heimat möcht ich wieder". Es sind meist ausgezeichnete Sänger, die sich gut halten und gut bewegen können, und es wäre nicht das geringste über diese Inflation in Negerkunst zu sagen, wenn nicht ... wenn nicht so viel darüber gesagt würde. „Haben Sie die neue Negerrevue gesehen?" — „Na, fabelhaft!" Das ist so der Jargon grade der Herren, die sich in europäischen Kunstfragen sonst an kritischer Schärfe gar nicht genug tun können.

Aber ist es denn wirklich immer gleich „Negerkunst", wenn ein paar schwarze Gentlemen, die im Privatleben ihren Packard selbst steuern, die zu Hause tüchtig Baumwollwerte gefixt haben und am Kasinospieltisch gern sehr viel weißer aussehen möchten, plötzlich abends mit sanfter Stimme das Los der „poor darkeys" beklagen und singen, daß sie keinen innigern Wunsch hätten, als mit Engelsschwingen all over Gods Heaven zu fliegen? Besteht das Wesen eines „richtigen" Plantationsongs nur darin, daß ein Th immer wie D ausgesprochen wird und sich darin Noahs dove und das innocent lamb ein Stelldichein geben? Natürlich kommen jene Symbole des halb naiven, halb raffinierten amerikanischen Pietismus schon in den frühesten Spirituals vor, aber daneben gab es auch ganz andre Lieder, die von Schnaps und Beschwerlichkeit der Arbeit handeln. Warum zweifelt man eigentlich daran, daß jene Exoten, die hier bei uns „Heimat-

kunst" machen, Neger und Donkosaken, zu Hause genau so essen, trinken, schlafen, lieben, wie das in Schöneberg auch üblich ist?

Das beste Mittel Jemanden zu entwaffnen ist, ihm dauernd seine Überlegenheit zum Bewußtsein zu bringen. Und dieses Mittel gebrauchen die amerikanischen Neger nach Herzenslust und von jeher. Keine Rasse hat je, selbst unter den härtesten Verfolgungen nicht, so wenig die eigne Würde betont wie sie. Schon in der Sprache: sie reden von sich selber in der dritten Person wie ungezogene Kinder, die wieder artig sein wollen; für sich selber sind sie „poor sinner" oder „old colored men". Das Spiel mit dieser mehr als halbbewußten Unterwürfigkeit haben sie zu einer reizend beherrschten Technik ausgebildet, die kaum jemals ihre Wirkung verfehlt. Aber dieses Spiel wird sofort zur leeren Formel, zum Kitsch, wenn es zu bewußt wird. Kokette Devotheit ist sehr hübsch, wenn sie Mittel in einem latenten oder offenen Kampf ist. Aber Selbstbemitleidungen, Bekenntnisse der eigenen Sündhaftigkeit, die man im nächsten Musikalienladen kaufen kann, wobei obendrein Text und Noten meist von Weißen stammen, sind immer etwas komisch. Selbst eine kleine Verlogenheit muß man immer glauben können. Was die schwarzen Sünder uns da vorsetzen, ist zum großen Teil amerikanischer Exportkitsch, jenen Ostasienwaren vergleichbar, die so sehr den Anschein einer zarten Handarbeit erwecken wollen und dabei in Wirklichkeit in großen Fabriken am laufenden Band hergestellt werden.

Die Neger können vielleicht am wenigsten dafür: Der Europäer, der weiße Massa, hatte Gefallen an seiner Art gefunden, und er hat versucht, selber Texte und Melodien in ihrem Stil mit ihrer Sprache zu schreiben. Und nun singen sie diese Sachen, ihm zur Strafe, sich selbst vielleicht zum Spott. Diese leise Ironie, die man manchmal zu spüren meint, ist ein Trost. Vielleicht erkennen die darkeys schon selber, was der Negerkitsch ist: Europakitsch kraushaarig frisiert.

Wolf Zucker

Die geschlechtliche Preisgabe einer Untergebenen oder der durch die Gunst des Augenblicks verursachte Fehltritt . .

das ist kein Romantitel von der Courths-Mahler, sondern die inhaltliche Zusammenstellung aus einer Urteilsbegründung des Reichsdisziplinarhofs, veröffentlicht in der „Deutschen Verkehrszeitung", Nr. 40/1927. Hier der Wortlaut:

Ehebruch einer Beamtin mit einem verheirateten Vorgesetzten.
(Entsch. des Reichsdisziplinarhofs vom 26. 1. 27, F. 213/26.)

Aus den Gründen:

Die Beziehungen zwischen der Angeschuldigten und ihrem Vorgesetzten, dem verheirateten Telegrapheninspektor B., wie sie vom Reichsdisziplinarhof in Übereinstimmung mit den Feststellungen des angefochtenen Urteils als erwiesen angesehen worden sind, gründeten sich zwar unwiderleglich auf gemeinschaftliche geistige und künstlerische Interessen, entwickelten sich aber doch zu einem jahrelangen ehewidrigen Verhältnis, in dem es auch zum Ehebruch kam. Das geht aus den eignen Angaben der Angeschuldigten unzweifelhaft hervor. Sie war damals kein junges, unerfahrenes Mädchen mehr, sie konnte sich darum sagen, daß nach allgemeinen Erfahrungen die Gefahr eines derartigen Verlaufs und Ausgangs solcher Beziehungen groß ist. Es ist ihr darum zum Vorwurf zu machen, daß sie nicht schon lange vor dem Ehebruch — zu einer Zeit, wo ein Abhängigkeitsbewußtsein noch nicht in Frage kam — die Beziehungen zu B. abbrach und dadurch die Gefahr beseitigte, die sie voraussehen mußte und konnte. Daß sie sich schließlich B. geschlechtlich preisgab, kann bei der Art, wie sie die Beziehungen sich fortentwickeln ließ, nicht auf einen sie

unvorbereitet treffenden Sinnenreiz zurückgeführt, nicht als ein lediglich durch die Gunst des Augenblicks verursachter, unbedachter Fehltritt angesehen werden. Die vorangehenden und nachfolgenden ehewidrigen Beziehungen konnten, wie sie sich sagen mußte, in ihrem kleinen Dienstort gleichfalls nicht unbekannt bleiben und haben Anlaß zu Redereien gegeben.

Durch dieses ganze außerdienstliche Verhalten hat die Angeschuldigte sich der Achtung, die ihr Beruf erfordert, unwürdig gezeigt und das Ansehen der Beamtenschaft gefährdet. Schon im Interesse der Aufrechterhaltung der Disziplin und der ordnungsgemäßen Dienstführung muß streng darauf gehalten werden, daß Beamte verschiedenen Geschlechts, insbesondere Vorgesetzte und Untergebene, nicht zueinander in derartige Beziehungen treten. Auch unter Berücksichtigung dessen, daß das Verhältnis ursprünglich lediglich auf geistiger Gemeinschaft beruht haben, daß die Ehe B.'s schon vor dem Dazwischentreten der Angeschuldigten zerrüttet gewesen sein und daß die Angeschuldigte eine verhältnismäßig geringe Widerstandskraft besitzen mag, muß der Disziplinarhof nach allen sonst vorliegenden Umständen schon in der langen Unterhaltung ehewidriger Beziehungen zum Vorgesetzten und in der Begehung des Ehebruchs ein Vergehen gegen § 10 RBG. erblicken, durch das die Angeschuldigte die Disziplinarbestrafung verwirkt hat.

*

Sowas kommt von sowas! So sehen „auf gemeinschaftlichen, geistigen und künstlerischen Interessen beruhende Beziehungen" aus, wenn Verwaltungsjuristen sie mit ihrem Paragraphendeutsch abtasten. Dabei kommt es sogar zu einem Fehltritt, der durch die Gunst des Augenblicks verursacht wurde. Meine Herren, nach Ihrer Auffassung wäre es doch sprachlich richtiger, von einer Ungunst zu reden.

Das arme Mädel ist also entlassen worden, weil der Sinnenreiz sie nicht unvorbereitet getroffen hat. Was hat man nun aber eigentlich mit dem verheirateten Vorgesetzten gemacht, der die verhältnismäßig geringe Widerstandskraft gebrochen hat? Wie immer, gar nichts. Der bekommt für das etwa ehewidrige Kind noch seine Kinderzulage. Von Rechts wegen.

Max Rieck

Dostojewski ohne Gott

Wäre Ilja Ehrenburg ein Allegoriker, er hätte dem Roman von Michael Lykow etwa den Untertitel gegeben: Die Plagen des Lebens. Denn in diesem starken Band (im Malik-Verlag deutsch erschienen) geht es nur um die Widerwärtigkeiten des Lebens, um Krieg und Pestilenz Straßenkampf, Hunger, Füsilierung und immer wieder Felonie. Ein schauerlich exaktes Bild von der Auflösung einer Gesellschaft, ein rigoroser Naturalismus, neben dem der alte Zola zum milden Märchenonkel wird. Im Mittelpunkt ein kleiner Schieber, Michael Lykow, von seinem Autor bis zur Zärtlichkeit gehaßt, ein kleiner Profiteur des werdenden Sowjetsystems, das seinerseits von der Pfiffigkeit und der desperaten Courage solcher und ähnlicher Lykows profitiert, bis es ihnen schließlich als räudigen Schafen kaltblütig das Fell abzieht. Ehrenburg, der Pathoslose, ist auch in diesem schnell heruntergeschriebenen Buch unter allen Satiriken der Zeit Swift und Voltaire am nächsten. Diese jagende, pausenlose Häufung von Unglücksfällen, das ist die Technik des unsterblichen ‚Candide'. Ein paar Sätze nur — es handelt sich um eine Besserungsanstalt für minderjährige Verbrecher und Prostituierte, wo sich der Lebenskater der Aufseherschaft in Philantropie umsetzt und es statt Brot und Kleidern Dekrete gibt: „Des Nachts ließen sich die kleinen Mädchen an einem Strick hinabgleiten und liefen mit dem Schrei: ‚Onkelchen, wir können

schon!' zu den Rotarmisten. Die ‚Onkelchens' belohnten diese Wunderkinder aus Dankbarkeit für ihre in diesen Kriegszeiten notwendigen Dienste mit Krautsuppe, Wurst und Syphilis. Die Knaben hingegen entwischten vornehmlich zu allerhand Bandenführern. Die weniger Unternehmungslustigen überfraßen sich vor Hunger an Futterrüben und gingen an Dysentrie zugrunde." Das ist der Stil eines Buches von über 500 Seiten, schrecklich rasant; ein Zynismus, der nicht mehr Männer und Institutionen bewitzelt, sondern nach dem Leben selbst sticht, sich selbst streitsuchend am Leben wetzt und wundwetzt. Über den Qualen Dostojewskis thront ein Gott. Bei dem Russen dieser Tage ist Gott delogiert und der Mensch allein. Das Umschlagbild zeigt Ehrenburgs schmales, zerfurchtes Gesicht mit großen, bitter suchenden Augen, die ahnen lassen, daß auch hinter den Verwünschungen dieses neuen Thersites die ewige Klage von Jndras Tochter zittert: Es ist schade um die Menschen!

C. v. O.

Bayrische Selbstverständlichkeiten

An den Plakatsäulen in Straubing rote Anschläge: Adolf Hitler spricht über „Unser Weg zur Freiheit". Das ist nichts Aufsehen erregendes. Juden ist der Eintritt verboten, die Andern zahlen eine Mark. Karten sind zu haben bei ... folgen die Namen einiger Geschäfte, aber was jetzt kommt, zeigt die bayrische Regierung in ihrer ganzen Glorie — und bei Angler, Oberwachtmeister, Zuchthaus F 9, und Weiß, Oberwachtmeister, Zuchthaus F 2.

Diese kleine Tatsache, so unbedeutend sie auch scheinen mag, lehrt uns über den bayrischen Staat und seine Regierung mehr als Parlamentsdebatten, Versammlungsreden und Ministererklärungen. Versteht ihr jetzt was es bedeutet, in der Zuchthaushölle Straubing politischer Gefangener zu sein?

Die Plakate waren am 12., 13., 14. März in Straubing angeschlagen.

Kleine Geschichten

Alexander Dumas wurde von einem Gläubiger um Rückzahlung eines Geldbetrages ersucht, den der Dichter seit einiger Zeit schuldete.

„Geld", entgegnete Dumas, „wer hat in jetzigen Zeiten Geld? Ich bin jedoch bereit, Ihnen einen Wechsel zu geben."

„Gut", sagte der Gläubiger, „aber wie lange Ziel?"

„Ultimo Republik."

„Nicht doch, mein Lieber, so pressiert bin ich nicht; sagen wir: drei Monate dato."

*

Während der Aufführung des „Père Prodigue" wurde der ältere Dumas von einem Herrn mit der Frage belästigt, was denn in dem Stück von ihm sei. „Der Dichter", lautete die Antwort.

Liebe Weltbühne!

Der alte Graf Schaffgotsch geht noch heute, mit seinen vierundsiebzig Jahren, auf die Jagd. Dann läßt er sich im Wagen an ein kleines Dorf im Riesengebirge fahren, von da marschiert er den ganzen Tag, auf den Anstand. Kommt nun morgens um halb vier der Bock, dann zielt der alte Schaffgotsch sorgfältig, genau aufs Blatt — und setzt ab. Und sagt so leise, daß es der Bock nicht hören kann: „Zielen — ja. Aber was nachher kommt ..."

Information

Die Sonne scheint. Es gluckt das Huhn.
Und in der Zeitung kann man lesen:
„Wie wir erfahren, ist es nun
die längste Zeit 0 Grad gewesen."

„Bald wird man sich, wie uns bekannt,
am höchsten Ort damit befassen,
den Frühling — auch printemps genannt —
von neuem wieder zuzulassen."

„So darf die Konsequenz man ziehn,
und ohne jegliche Beschwerden,
daß es zu späterem Termin
unweigerlich wird Sommer werden."

Victor Klages

Antworten

Verleger. Sie schreiben zu Peter Panters Frage, ob das deutsche Buch zu teuer sei: „Deutsche Bücher sind teuer und doch eigentlich noch viel zu billig, wenn man das große Risiko bedenkt, das eine Folge der literarischen Überproduktion ist. Vergleiche mit andern Sprachgebieten zeigen, daß im englischen nicht annähernd soviel Bücher erscheinen wie im deutschen. Dabei sind diese Länder alle reicher als Deutschland, also sollte man denken, daß dort noch mehr Bücher unterzubringen wären. Nun ist das Risiko in Deutschland um vieles größer als anderswo, und wenn der Verleger seine Risiko-Prämie richtig einkalkulieren würde, dann müßten die Bücher noch viel, viel teurer werden. Die deutschen Verleger sind eben Spekulanten und Optimisten, so große Optimisten wie die deutschen Autoren. Immer wieder glaubt der Verleger, jetzt käme der große Schlager und schafft zu tausend Büchern das tausendunderste . . . Der schlechte Absatz der Bücher und daher der hohe Preis stehen in erster Linie im Verhältnis zum Zeitschriftenverkauf in den betreffenden Ländern. Länder, in denen viel Magazine, Revuen, Wochenschriften erscheinen, haben einen schlechten Bücherabsatz. In Deutschland gibt es ja für jeden Geschäftszweck, für jeden Verein und jedes Vereinchen, für jede Bewegung viele verschiedene Zeitschriften. Jeder größere Zeitungsverleger Deutschlands gibt eine illustrierte Wochenschrift heraus, jede Woche tauchen neue Magazine auf; daß sie schnell wieder verschwinden, ist ja eine Sache für sich, jedenfalls haben sie den Markt belastet. Wer nun außer seinem Vereins- und Fachblättchen jede Woche zwei bis drei illustrierte Zeitschriften und im Monat noch mehrere Magazine kauft, der kann und wird keine Bücher mehr kaufen, er hat weder das Geld dazu, noch die Zeit zum Lesen, er hat Papier auf Jahre hinaus, für jeden Bedarf. In Frankreich spielen die illustrierten Zeitschriften nicht die Rolle wie in Amerika, England und Deutschland, daher werden dort mehr Bücher gekauft, und sie sind deshalb billiger, abgesehen von der schlechten Ausstattung. Schafft man also dem Deutschen die Zeitschriftenflut vom Halse, so wird er wieder Bücher kaufen, und die Bücher werden wieder billiger . . . Der Verlag soll seine Propaganda qualitativ und quantitativ steigern. Ganz richtig, man kann ein Buch ebenso populär machen wie etwa einen Gesichtscream. Dazu gehören aber Millionen, und diese auf das Buch verteilt, würden es sehr verteuern. Großzügige Propaganda für das Buch kann nur der Verleger machen, der selbst eigene Zeitschriften hat, und der tut es nicht immer, weil ihm die Zeitschriften näher liegen."

Student. Im März und April finden in Davos deutsch-französische Hochschulkurse statt, und zwar werden Vorträge und Seminarübungen über Philosophie, Literaturwissenschaft, Jurisprudenz und Sozialwissenschaft abgehalten. Von Deutschen lesen unter andern: die Herren Hans Driesch: Einführung in die Metaphysik; Karl Goldstein: Zur Problematik und Kritik der Psychoanalyse; Friedrich Hertz: Zur Geschichte der deutschen und französischen Kulturbeziehungen; Arthur Liebert: Grundprobleme der Erkenntnistheorie; M. J. Bonn: Internationale Finanzprobleme; v. Mendelssohn-Bartholdy: Friedenssicherung durch Staatsverträge; Robert Michels, Basel: Die Soziologie von Paris; Franz Oppenheimer: Theoretische Ökonomie. Von Franzosen: Lévy-Bruhl: La Mentalité primitive; Henri Lichtenberger: Nietzsche en France; Henri Piéron: Perception et Affectivité; Albert Thibaudet: Le Courant religieux dans la Littérature française d'aujourd'hui; Célestin Bouglé: Les Tendences actuelles de la Sociologie en France; Georges Davy: La Famille dans l'Etat; Achille Mestre: Les Etudes et l'Etudiant français. Die

Teilnahme für Studierende ist unentgeltlich; Nicht-Studierende zahlen für den ganzen Kurs 30 Francs, für den halben Kurs 20 Francs; die Tagespreise für Unterkunft und Verpflegung sind für Studierende auf acht bis zwölf Francs ermäßigt, auch sind besondere Vergünstigungen für die Reise durch teilweise Rückvergütung vorgesehen. Gleichzeitig findet ein Frühjahrs-Skimeeting statt. Anmeldungen und Anfragen an den Leiter der „Davoser Hochschulkurse", Herrn Professor G. Salomon, Schweizerhaus, Davos.

Arthur Eloesser. Sie schreiben: „Ich habe mir für die künftige Aufführung von Georg Kaisers „Oktobertag" im Deutschen Theater den Kopf des Regiekollegiums zerbrochen und auch richtig falsch gesetzt; ich nehme die Rolle der geistigen Braut Frau Helene Thimig wieder ab, die solche Bestätigung nicht mehr braucht, und gebe sie der kleinen Toni van Eyk."

Sammler. Einbanddecke und Inhaltsverzeichnis für den Jahrgang 1927 sind erschienen und vom Verlag zu beziehen. Die Einbanddecke kostet 2 Mark; das Inhaltsverzeichnis 10 Pfennig.

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Eden-Verlag, G. m. b. H., Berlin W 62, bei.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das II. Vierteljahr 1928

einzuzahlen, da am 2. April die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Kreml und Vatican von Carl v. Ossietzky

Zeitungen kolportieren ein moskauer Gerücht, daß Tschitscherin amtsmüde sei und demissionieren wolle. Klatsch oder Tatsache?

Die feinste aller politischen Künste wird in Moskau ausgeübt von einem stillen Arbeitsmenschen, der die auswärtigen Angelegenheiten dieses ganz isolierten Staates zu führen hat, dessen Tendenz ist, seine frisch erlebte Revolution durch die ganze Welt zu tragen, der aber andrerseits Verträge schließen, um wirtschaftliche Annäherungen, um Sympathien werben muß wie andre, wie kapitalistische Staaten auch. Das ist eine in ihrer Zwiespältigkeit aufreibende Aufgabe, die oft zu Ränke, oft zu falschen Freundschaftsgrimassen, aber öfter noch zu ehrlichen Seufzern zwingt, wenn der revolutionäre Elan der Dritten Internationale grade dann ein Feuerwerk abbrennt, wenn der Diplomat mit Brustton Ruhe garantiert hat.

Das ist lange Zeit bald richtig, bald schief gegangen, und heute gelingt den Russen nichts mehr. Der innere Unfriede zwingt zu sehr lauter Sprache; um die radikalere Opposition zu depossedieren, wird ein revolutionärer Taumel entfacht, der störend in die Zirkelzüge der Außenpolitik tritt. Es ist bezeichnend, daß an die Stelle Tschitscherins immer mehr der geräuschvollere und witzigere und zum Affichieren von Propagandaparolen weit besser geeignete Litwinow in den Vordergrund tritt. England und Frankreich sind, einstweilen, verloren. Um jede einzelne Macht hat Tschitscherin mit Herkuleskräften gekämpft. Erfolglos. Und wenn nicht alles trügt, kann er jetzt auch Deutschland auf die Verlustliste schreiben. Seit der Verhaftung der deutschen Ingenieure, in Verbindung mit dem Donez-Komplott, folgt eine Absage der andern. Den Reaktionären, die seit dem Sturze Seeckts und der Aufdeckung geheimer militärischer Manipulationen den Spaß an der russischen Freundschaft ohnehin verloren haben, folgen jetzt die Liberalen. Die Politik von Rapallo, der sie einst Hymnen sangen, wird gründlich abgebaut. Die prominentesten demokratischen Vertreter dieser Richtung verkünden heute enttäuscht, daß ihre Hoffnungen nicht erfüllt seien und es überhaupt unmöglich wäre, mit den Russen Politik zu machen.

Die Klagelieder sind nicht klüger als einst die Jubelchöre. Rapallo war keine staatsmännische Leistung, sondern ein Bluff, ein fehlgeschlagener Versuch, die Westmächte durch Verbrüderung mit dem roten Mann zu schrecken. Erster Effekt war damals, daß Lloyd George willkommenen Vorwand fand, Wirth-Rathenau die Verantwortung für das Scheitern der Konferenz von Genua aufzuladen. In Deutschland aber entstand ein neues gefährliches Gefühl, bei den Versuchen, die Friedensverträge zu zerreißen, sekundiert zu sein — die Politik, die zum Ruhrkrieg führte, ist an einem frostigen Morgen in einer Villa von Santa Margerita geboren worden. Während in der Folge die äußern Beziehungen zu Rußland demonstrativ gepflegt wurden

— immer um die Westmächte zu ärgern —, wurde innenpolitisch der Kurs gegen Moskaus linksradikale Freunde immer bösartiger. Während man um Moskau glühend warb, nannte Reichsrichter Niedner, auf dem curulischen Sitz thronend, Rußlands Fahne „Sowjetlappen". Heute blasen die demokratischen Blätter, die eigentlich Herrn Tschitscherin erst entdeckt und seinen Weltruf gemacht haben, zum Rückzug. Jetzt scheinen ihnen alle Bemühungen vergeudet, die wirtschaftlichen Ergebnisse und die Chancen für die Zukunft gleich Null. Und alles wegen der Verhaftungen am Don. Ferdinand Timpe hat hier im vorigen Heft den russischen Standpunkt dargelegt. Man mag den für unberechtigt halten, aber braucht deswegen den Russen den guten Glauben nicht abzusprechen. Denn schließlich liegt über keinem andern Land ein so enges Spionagenetz, und Sabotage ist kein leerer Wahn bei einer jungen, schwachen, von aller Welt befehdeten Wirtschaft, die noch dazu auf ausländische technische Instruktoren angewiesen ist. Existiert das ganze Industriekomplott aber nur in gewissen neurasthenischen Vorstellungen der G.P.U., so sollte doch nicht vergessen werden, daß auch bei uns eine sehr vornehme Behörde der Verratriecherei manisch verfallen ist, und daß man billigerweise von den russischen Inquisitoren nicht mehr Klugheit, Einsicht, Weltläufigkeit und Gefühl für außenpolitische Zusammenhänge verlangen kann als etwa von Herrn Jörns.

So wird unter die östliche Orientierung ein Strich gesetzt. In Genf nur assistiert Bernstorff noch ein Mal Litwinow. Es ist das Abschiedsbenefiz einer Politik, die sich selbst ihren Lorbeer spenden mußte, weil sich kein andrer zahlender Bewunderer fand. Deutschlands Unterstützung der radikalsten Abrüstungsforderung, die je gestellt wurde, gilt nicht als Empfehlung. Es will die Ablehnung abwarten, um dann freie Hand für neue Aufrüstungswünsche zu haben, so munkelt man. Ist aber die östliche Orientierung erledigt, was dann? Wir werden auf der Hut sein müssen! Der Gedanke liegt nahe, daß das Foreign Office den aus der Rapallo-Trunkenheit Erwachenden mit Vergnügen ein kleines Katerfrühstück servieren wird.

Alles das ist für den Kreml nicht sehr glücklich. Dazu hat ihm die schroffe Behandlung der Opposition viel moralisches Gewicht geraubt. So kann sein Friedensangebot leicht als Impromptu mephistophelisch blitzenden Hohnes ausgelegt werden. Aber welcher Art die Motive auch sein mögen, nicht vergessen werden kann ein Satz wie der: „Im Laufe von vier Jahren nach dem Inkrafttreten dieses Übereinkommens werden alle organisatorischen Einheiten und der ganze Personalbestand der Landheere, Kriegsmarinen, Luftstreitkräfte, sowohl in den Mutterländern, wie in den überseeischen Besitzungen aufgelöst und ihre Existenz in Zukunft nicht mehr zugelassen, weder in offener noch in versteckter Form." So und nicht anders wird die Schlußformel der Generalabrüstung einmal aussehen.

*

Zwei Gestirne sind auf ihrer engen Bahn zusammengestoßen: Mussolini und die Kirche. Die Tragödie der Kirche, daß ihre Strahlungen durch die Welt kreisen, daß sie durch den

Wohnsitz ihres Oberhauptes aber eine Lokalangelegenheit der Stadt Rom und außerdem ein Gegenstand der italienischen Nationalpolitik ist. Vielleicht begreift bei diesem Konflikt auch der Nichtkatholik zum ersten Mal den Sinn ihres Verlangens nach einem weltlichen, staatsrechtlich beglaubigten Territorium. Und daß, immer von der katholischen Seite gesehen, das Wort von dem „Gefangenen im Vatican" doch mehr bedeutet als eine weinerliche Phrase zur Füllung von Opferstöcken. Ein Mal mußten sie kollidieren, Vatican und Fascismus. Sie wohnen auf zu schmalem Raum zusammen, und gleichen sich zu sehr in ihren Ansprüchen. Natürlich war der Anlaß klein. Der Papst sprach seine Mißbilligung aus über eine von katholischen Jugendverbänden unterlassene Devotion, und Mussolini reagierte sofort echt napoleonisch mit dem Verbot aller kirchlichen Jugendorganisationen und was etwa damit zusammenhängt.

Wahrscheinlich wird der Heilige Vater trotz des schweren Affronts sich zunächst darauf beschränken, gegen Mussolini zu beten. Denn der offene Konflikt würde bald zeigen, über wie viel reale Kraft die Römische Kurie noch verfügt, und dieser Probe dürfte sie ausweichen. Seit Jahrzehnten bestand ihre Stärke vornehmlich darin, sich bei weltpolitischen Komplikationen neutral zu halten. Das verlieh ihr gewaltige Autorität und hier konnte sie auch ihre genialen diplomatischen Fertigkeiten spielen lassen, sie, die über die älteste Diplomatie der Welt verfügt. Bricht der Kampf aber aus, so werden wir etwas namenlos Beispielhaftes erleben — den Kampf zwischen der absoluten Idee und dem absoluten Biceps. Dies Duell braucht für Mussolini nicht gut auszugehen, denn die heilige Kirche war in der Wahl der Verbündeten niemals sehr prinzipiell. So wie die Päpste der Renaissance die Küsten beider Sizilien von türkischen Galeeren brandschatzen ließen, so wird die Diplomatie ihres spätern Nachfolgers den Weg zu Freimaurern, Liberalen und Sozis finden.

Aber dennoch dürfte die Kirche versuchen, das Jusqu'au bout zu meiden. Nicht nur, weil das Dulden ihr immer besser stand als das Verfluchen, sondern auch, weil . . . die Sache trotzdem nicht ganz sicher ist. Die Kirche hat nicht nur ihr triumphierendes Canossa erlebt, sondern auch Spaltung und babylonische Gefangenschaft, und mehr als ein Mal haben fremde Krieger die Engelsburg geplündert. Schließlich ist es auch den Konkurrenzen schlecht gegangen. Der griechische Patriarch mußte vor den Bolschewiken ducken, das Kalifat ist aufgeflogen. Kapitalismus und Sozialismus entgöttlichen die Welt gleichermaßen. Und wer weiß, ob nicht schließlich der Fascismus, der Konservator aller Reaktionen, durch eine jener nicht sehr seltenen welthistorischen Ironien dazu ausersehen ist, das zu vollenden, was den roten Jakobinern bisher nicht gelungen ist? Diese Ironie kennt die Kirche sehr wohl, und sie hat oft genug von ihr profitiert. Aber sie besitzt mehr Selbsterhaltungstrieb als Humor, und deshalb dürfte sie gern auf die Probe verzichten, ob der Geist der Geschichte auch in diesen prosaischen Zeiten noch zu einem witzigen Seitensprung zu haben ist.

Abrüstungssabotage in Genf von Lothar Persius

Wer, unverbesserlicher Optimist, immer noch gehofft hatte, daß der Völkerbund seiner wichtigsten Aufgabe, die Abrüstung einzuleiten, nachkommen würde, ist nun geheilt. Litwinow hat das von der „vorbereitenden Abrüstungskommission" gesponnene Lügengewebe zerrissen, hat die Verschleppungsmanöver der imperialistischen Regierungen enthüllt, hinter denen der feste Vorsatz steht „nicht ab-, sondern aufrüsten". Schon vor zwei Jahren, im April 1926, schrieb Houghton, der amerikanische Botschafter in London: „Die vorbereitende Abrüstungskonferenz tritt zusammen, um Vorschläge zu untersuchen, über die eine Verständigung weder erwünscht noch vorgesehen ist, und die mit dem entschlossenen Ziel formuliert werden, den Mißerfolg des Unternehmens zu sichern."

Zwei Äußerungen, des englischen und des amerikanischen Abgesandten, charakterisieren den Zynismus, mit dem diese Vertreter den „Abrüstungswillen der Völker" lächerlich machten. Lord Cushendun sagte, die Abrüstung diene weder dem Frieden, noch der Sicherheit, noch der Gerechtigkeit. Merkwürdiges Hirn! Also dient die Aufrüstung dem Frieden und der Gerechtigkeit? Heilige Einfalt, der Mann spricht wie Wilhelm. Der Vertreter der Vereinigten Staaten, Gibson, äußerte: „Man hat behauptet, die öffentliche Meinung der Welt verlange ein radikales Vorgehen bei der Abrüstung. Wenn das wirklich der Fall wäre, so müßten die Regierungen dies doch bemerkt haben". Schwer hälts, gesitteten Ton zu bewahren. Hat dieser weltfremde Herr nie etwas von den zahllosen Protesten gegen den Abrüstungsbetrug gehört, die zum Beispiel der Internationale Gewerkschaftsbund, das Internationale Friedensbureau und andre erhoben haben? In ihnen heißt es: „Der schlechte Wille der Regierungen darf den bei allen Völkern lebendigen Wunsch nach Abrüstung nicht ersticken. Die Geschichte wird einst die an den Schandpfahl stellen, die es nicht verstanden haben, daß es Minuten gibt, wo das Nichthandeln gleichbedeutend ist mit der Mitschuld an den schlimmsten Abenteuern."

Leider trifft zu, daß die Stimmen der Abrüstungs- und Friedensfreunde schwach sind. Ihnen steht keine Presse und keine Organisation zur Verfügung, die vom Großkapitalismus gespeist werden. Die Demokraten haben genau wie die Schwarz-weiß-roten Rücksicht auf ihre Geldgeber zu nehmen.

So hätte also Gibson recht? Bestimmt nicht. Stets haben nationalistische Minoritäten die Völker mit dem Schrei nach Sicherung der Landesgrenzen durch militärische Rüstungen zu fanatisieren verstanden. Noch ist die Erinnerung an 1914 bis 1918 nicht ganz verblaßt. Wollte Mr. Gibson heut eine — wirklich geheime — Abstimmung über die Frage „Auf- oder Abrüstung, Krieg oder Frieden?" in allen Ländern vornehmen, kein Zweifel bestünde, daß längst nicht zehn Prozent sich für Aufrüstung entscheiden würden. So bleibt die Frage offen: „Hat die Aktion der Russen in Genf einen Sinn, ists von Nöten sich mit ihr zu beschäftigen?"

Der russische Vorschlag zur radikalen Abrüstung, wie er sich in extenso z. B. ausgezeichnet klar wiedergegeben findet in einer kleinen Flugschrift, betitelt „Die Union der sozialistischen Sowjet-Republiken und die Genfer Abrüstungskonferenz" (Ost-Europa Verlag, Berlin W 35), bietet den empfehlenswertesten Weg zur Einschränkung und schließlichen völligen Auflösung der Heere und Flotten. Die Statistiken, die in der Schrift gegeben werden, von den Verlusten 1914—18, von den Rüstungsbudgets vor dem Kriege und jetzt, die Tatsachen über die Vorbereitung kommender Waffengänge, die Ausblicke auf die Geschehnisse im Zukunftskrieg usw., und dann vor allem die bis ins Detail sauber durchdachten Vorschläge für die radikale Abrüstung sind lesens- und beherzigenswert. Die Arbeit der Sowjetregierung, mit knappen Worten jede Seite des Abrüstungsproblems zu beleuchten, auf keinen möglichen Einwand die Antwort zu vergessen, könnte den Herren in Genf zum Muster und zur Nachahmung dienen, wenn sie eben nicht Militaristen, und als solche unbelehrbar wären.

Selbstverständlich, immerhin erwähnenswert, daß sich in Deutschland Lobpreiser des russischen Vorschlags auf der extrem linken und extrem rechten Seite finden, und auch nicht zu verwundern, daß in gemäßigten Kreisen die englische und amerikanische Ansicht vertreten wird, die Sowjetregierung beabsichtige mit ihrem Vorschlag einen Bluff, wolle den Völkerbund diskreditieren. Worauf zu antworten wäre: Rußland hat sich seit Brest-Litowsk eminent friedensfreundlich gezeigt. Man vergesse nicht die zahllosen Schwierigkeiten mit Polen, China und andern. Die Sowjetregierung würde fahrlässig handeln, wollte sie nicht jede Möglichkeit, die militärische Abrüstung zu fördern, aufrichtig unterstützen, würde Selbstmord begehen, wenn sie sich kriegerischen Abenteuern hingäbe. Die Lasten, die die rote Armee und Flotte den Steuerzahlern auflegen, sind enorm. Sich von ihnen zu befreien, muß die Sowjetregierung wünschen, um das Problem „finanzielle Sanierung" lösen zu können. Rußland darf nicht allein abrüsten, weil es dann eine leichte Beute Englands und Amerikas werden würde. Sie beide, die kapitalistischen Staaten par excellence, sind die stärksten und erbittertsten Feinde Rußlands. Wohlüberlegt übergossen der amerikanische und der englische Vertreter in Genf die russischen Abrüstungsvorschläge mit Spott und Hohn. England und Amerika wollen bei ihrer Aufrüstungsaktion die übrige Welt ins Schlepptau nehmen.

Unentwegte, ein wenig wirklichkeitsfremde Pazifisten werden sich entrüsten, daß hier Amerika als aufrüstungswütig eingeschätzt wird. Sie mögen mit Emphase auf die Abrüstungskonferenz zu Washington hinweisen, und, wenn sie vergeßlich sind, auf die so oft von Coolidge betonte Friedensliebe und Abrüstungsfreudigkeit. Ihnen ist zu sagen, daß sich in den Reden des Präsidenten eine bemerkenswerte Zwiespältigkeit offenbart. Zuweilen ging ihm der Mund über, das pazifistische Herz schien zu sprechen. Dann aber ward ihm schleunigst von Wallstreet bedeutet, daß der Verstand dominieren müsse, der für „das Geschäft" zu sorgen habe. In der Praxis sah die berühmte „Ab-

rüstungs"konferenz von Washington, Februar 1922, so aus: Verlegenheit und Unentschlossenheit der Kriegsschiffkonstrukteure standen bei ihr Gevatter. Es war erkannt worden, daß Mastodonten in der raschen Entwickelung unterseeischer Waffen sich überlebt hatten. Die Besitzer der Goliathschiffe entäußerten sich ihrer gern mit selbstloser Geste. Vertrauensselige Pazifisten ließen sich einwickeln, warteten auf die nächste Konferenz, von der sie auch Beschränkung der kleinen Seestreitkräfte, vor allem der U-Boote, ersehnten. Grausame Enttäuschung gabs dann im vorigen Jahr in Genf. Engländer und Amerikaner hatten ihre Rollen trefflich einstudiert, eine grandiose Komödie wurde der Welt vorgeführt. Freilich, der Fachmann ließ sich nicht täuschen, wußte, daß britische und amerikanische Admirale und Werftbesitzer sich die Hände gereicht hatten, daß die in den Vordergrund geschobene Streitfrage „ob 10000-Tonnen- oder 6000-Tonnen-Kreuzer, ob 15- oder 20-Zentimeter-Kanonen ein kümmerlicher Deckmantel für die gemeinsamen Ziele sei. Die Nichteinigung bedeutet für die Rüstungsinteressenten für Jahre hinaus eine sichere Dividende von 20 und mehr Prozent. Die neuerdings beschlossene Einschränkung der Bauprogramme besagt wenig. Die öffentliche Meinung brauchte ein kleines Beruhigungspulver. Zu ungeniert war die Raffgier der Waffen- und Schiffbaufirmen in Erscheinung getreten.

Über England, über seiner Großschiffs- und Waffenindustrie hängt das Damoklesschwert „U-Boot". England muß für seine Ernährung im Kriegsfall für freie Wege über See sorgen, hat vor nichts mehr berechtigte Furcht, als vor einer Blockade. Nicht vergessen sind die angstvollen Träume von der deutschen U-Bootsgefahr, die, hätten wir an Stelle von Paradeschlachtschiffen genügend Unterseeboote gebaut, schon 1915 zu einem Zusammenbruch Englands hätte führen können. Kein Engländer vertraut darauf, daß nochmal auf der Gegnerseite ein Tirpitz stehen wird, und so bemüht man sich, Frankreich, Italien und andre zum Verzicht auf die „unmoralische Waffe der schwachen Mächte" zu bewegen. Daß das nicht gelingen wird, ist jedem Einsichtigen klar. Warum gibt die britische, ebenso wie die amerikanische Admiralität nicht den Bau von über dem Wasser fahrenden Kreuzern auf und entschließt sich zu dem von U-Booten? So banal es klingt, so wahr bleibts dennoch: weil nicht Admirale und Kapitäne, sondern Kapitänleutnants oder Leutnants Kommandanten von U-Booten sind, weil eine Werft am Bau eines kleinen U-Boots nicht so viel verdient als an dem eines Goliathschiffes, und weil auf letzterm großkalibrige Geschütze und andre Mordwaffen Platz finden, die anzufertigen mehr Gewinn abwirft als kleinkalibrige.

In den Admiralitäten und in den Konstruktionsbureaus sitzen nicht Offiziere niederer Grade, wie Kapitänleutnants und Leutnants, sondern Admirale und Leute, die an der Fabrikation von Waffen aller Art interessiert sind. Engländer und Amerikaner beugen sich der Autorität der Mariniers, die behaupten, man dürfe nicht für den Schutz der Kauffahrteischiff-

fahrt auf viele und große Kreuzer verzichten. Bei uns ists genau so. Der Reichstag läßt sich ein 10 000-Tonnenpanzerschiff aufreden, weil die Forderung vom Admiral Zenker warm vertreten wird, obgleich wir doch eigentlich alle Ursache hätten, Admiralsworten gegenüber mißtrauisch zu sein. 1917 verkündete beispielsweise der Chef des Admiralstabes, Admiral v. Holzendorff: „Ich verbürge mich mit meinem Seeoffizierswort, daß kein Amerikaner das Festland betritt", und Tirpitz sprach vom „Phantom", Capelle von der „Null" der amerikanischen Hilfe. Der Wettstreit um die stärkere Rüstung wird somit zwischen England und Amerika weitergehen.

Und Coolidge? In seiner Botschaft an den Kongreß heißt es: „Wir sind fest entschlossen, keinen Vertrag zu unterzeichnen, der den Vereinigten Staaten irgend einen zweiten Platz unter den Seemächten der Welt zuweist." Demgegenüber hat die britische Regierung immer wieder betont, ihre heilige Pflicht sei es, dafür zu sorgen, daß ihre Flotte die stärkste auf der Welt bleibe. Der frühere Abgesandte zur Abrüstungskonferenz, Lord Robert Cecil, der bei uns als Friedens- und Abrüstungsfreund gilt, erklärte schon 1925 in Genf: „Niemals wird Großbritannien damit einverstanden sein, daß der Völkerbund eine Kontrolle über die englische Flotte ausübt." Auch Nordamerika gab kund, daß es nie eine Kontrolle seiner Rüstungen gestatten würde. Kaum nötig zu erwähnen, daß jede Abrüstung mit einer kontrollierenden Instanz des Völkerbundes zu rechnen hat, wie das auch im russischen Vorschlag zum Ausdruck kommt.

Wollen die Völker wirklich ihre Sicherheit den Generalen und Admiralen anheimgeben? Da wärs doch gescheiter, anstatt dem militärischen „Scharfblick" zu trauen, sich auf den allein vernünftigen Standpunkt zu stellen: „ohne Waffen und Soldaten läßt sich kein Krieg führen", mithin den russischen Abrüstungsvorschlag anzunehmen.

Für Maxim Gorki von Theobald Tiger

Zunge Rußlands!
Du hast für die Stummen gesprochen,
die nur mit den Armen winken konnten —
Mauern haben ihren Schrei erstickt,
Gendarmerieoffiziere haben ihnen den Mund geknebelt.
Trommeln haben gerasselt, wenn sie fielen —
du hast gesprochen.

Sie sind nach Sibirien gegangen,
während sich die falschen Genossen in der Duma so wichtig vorkamen
wie heute noch alle falschen Genossen in allen Parlamenten Europas ...
sie haben geweint, wenn es niemand gesehen hat,
und geklagt, wenn es niemand gehört hat —
du hast gesprochen.

Da steht Rußland,
sein Kopf hieß Lenin.

Du, Maxim Gorki, bist sein Herz.

Für wen spart Saemisch? von Kanzleirat Z.

Als am 13. November 1922 das Kabinett Wirth demissionierte, hielt man es angesichts der fortschreitenden Geldentwertung für nötig, noch vor dem 22. November, dem Regierungsantritt Herrn Cunos, am 17. November ein Reichskommissariat zu schaffen, das sich mit der Frage des Sparens beschäftigen sollte. Zum Leiter dieser Behörde, die keine war, da sie ohne Etat blieb, wählte man den im Verrechnungswesen erfahrenen ehemaligen Minister Saemisch, in dessen Diskretion man vorausschauend die größten Hoffnungen setzte.

Er verstand alle Fährnisse wechselnder Koalitionen zu überdauern — obwohl er bei den weniger wohlgesinnten Kabinetten mitunter ein Jahr lang auf die Bestätigung seines Amtes warten mußte. Seine besondere Fähigkeit, sich unauffällig im Hintergrund zu halten, ermöglichte ihm das, was man, entsprechend der jeweiligen Auffassung der Regierung, der er allein verantwortlich war, „sachliche" Arbeit nannte.

Sein mannhaftes Eintreten für die Vereinfachung der Verwaltung, die er mit steigendem Erfolg von den verwirrenden Wirkungen des Zusammenbruchs 1918 durch Abbau unbewährter Republikaner zu reinigen hoffte, gehört in ein besonderes Ressort. Er brachte und bringt die als Etat bezeichneten Bilanzen einiger kleiner Länder im Sinne des modernen Kaufmannes in Ordnung, der keine Steuerkontrolle und Hinterziehungsandrohung zu fürchten braucht, und hat so der Reichsregierung wie den Führern verschiedener Länder ohne Zuhilfenahme der Volksvertretungen die besten Dienste geleistet.

Seiner ungewöhnlichen Geschicklichkeit in der Abfassung umfangreicher Dossiers und Berichte über verwickelte Vorgänge verdankt das deutsche Volk eine Reihe ihm meist unbekannt gebliebener Denkschriften usw., von denen lediglich die letzte über die Marinierung der Filmindustrie eine gewisse Popularität erlangt hat. Herr Minister a. D. Saemisch hat ein so ausgesprochenes Bedürfnis, sich reserviert zu verhalten, daß der Reichstag und die Öffentlichkeit selten auf ihn aufmerksam wurden.

Nur so ist es zu verstehen, daß man seine Hauptarbeit eigentlich gar nicht kennt; denn die Spargutachten, die Verwaltungsreform-Vorschläge und andre Einzelaufgaben bilden ebenso wie die gegenwärtig durchgeführte Prüfung der Reichspost auf ihre Wirtschaftlichkeit — es handelt sich dabei nicht um die Verwendung der gewaltigen Überschüsse in Stingls Reich, wie der Laie annehmen könnte, sondern um ihre zweckmäßige Verrechnung — nur einen kleinen Teil seines Wirkens.

Der Reichssparkommissar hat größere Pläne. Er ist einer der eifrigsten Verfechter der Amerikanisierung in der Verwaltung. Das behördliche Beschaffungswesen, die Typisierung, Normierung und Standardisierung der gesamten Industrie ist sein Ziel. Nun ist ohne weiteres zuzugeben, daß für eine ganze Anzahl von Produkten eine gewisse Vereinheitlichung

von Vorteil wäre. Die Normierung des Schreibpapiers etwa, die bereits in weitgehendem Maß erfolgt ist, kann man durchaus begrüßen; das Gleiche gilt für eine Reihe von vielgebrauchten Einzelteilen.

Damit aber begnügt sich der Reichssparkommissar nicht. Er ist der Ansicht, daß es bei weitem zu viele Industrieunternehmungen in Deutschland gibt, seiner vorsichtigen Schätzung nach sind mehr als zwei Drittel aller im Reich bestehenden Handelsunternehmen unwirtschaftlich und überflüssig. Nun wären diese seine Ansichten bestenfalls ein Diskussionsthema, wenn sie ohne sofortige praktische Folgen blieben. Aber es ist erstaunlich, wie behend der Sparkommissar sein kann, wenn er sein Steckenpferd tummelt.

Die große Industrie, die Großindustrie, hat es ihm angetan. Es ist nicht sicher, ob er daran denkt, man könne in Zukunft die Reichskabinette gleich auf dem laufenden Band produzieren und fertigmontieren — jedenfalls gehen seine Typisierungsbestrebungen ganz deutlich, und das ist das Gefährliche daran, auf das Ziel hin, nicht nur den Zwischenhandel, sondern die Einzelerzeugung schlechthin auszuschalten. Bei dem behördlichen Beschaffungswesen, das ja innerhalb der gesamten deutschen Produktion eine große Rolle spielt, ist er bereits auf dem besten Wege dazu.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Reichsbahn allein jährlich mehr als eine Milliarde für Anschaffungen ausgibt, daß die Post 3—400 Millionen braucht — ebensoviel wie die uns so teure Reichswehr! — und daß außerdem noch rund fünfzig Millionen alljährlich vom Reich allein aufgewendet werden, so begreift man die Bedeutung des Sparkommissars für die Industrie. Herr Saemisch ist nicht kleinlich. Er betont die gewaltigen Ersparnisse, die sich dadurch machen lassen, daß man in sehr großen Mengen vom Produzenten unmittelbar bezieht; im allgemeinen werden Preise erzielt, die 40 bis 45 Prozent unter dem Einzelverkaufspreis des betreffenden Gegenstandes liegen. Aber er vergißt, zu erwähnen, daß durch die Ausschaltung des Handels und durch die Garantien der sofortigen Barzahlung an die Großfirmen die Erzeugung so stark verbilligt wird, daß der Gewinn der Reichslieferanten trotz des anscheinend riesigen Rabatts immer noch größer ist als ohne die Mitwirkung des Sparkommissars.

Herr Saemisch ist durchaus für Absolutismus — wenigstens bei Zahlen —; leider übersieht er die Wichtigkeit der Relativität vollkommen. Es ist ihm gelungen, zum Beispiel die Glühlampenbeschaffung für alle Reichsbehörden, neuerdings auch für Preußen, zu vereinheitlichen. Die im Verrechnungswesen erfahrene Reichspost hat eine Zentralbeschaffungsstelle dafür eingerichtet. Ein ähnlicher Vorgang vollzog sich bei der Anschaffung von Schreibmaschinen. Die Glühlampen werden für etwa den halben Detailpreis von den Fabrikanten an das Reich geliefert, die Schreibmaschinen, deren Einzelpreis 420 Reichsmark beträgt, kosten durch die Beschaffungsstelle 300 Mark pro Stück. Bei Lieferungen von rund 5000 Maschinen, wie sie in einem Jahr von einem einzigen Mini-

sterium gekauft wurden, wird wohl niemand die Rentabilität des Geschäftes trotz des ermäßigten Preises bezweifeln.

Es würde zu weit führen, hier allzu viele Einzelfragen der Beschaffung zu berühren, nur ein Kapitel, die Bekleidung, soll noch erwähnt werden. Uniformen, Sportkleidung bei Heer, Marine und Schupo, Eisenbahn, Post, Gendarmerie, Forst- und Justizbeamten, Feuerwehr usw. — Herr Saemisch denkt an alles. Selbst ohne die Hotelpagen, Dienstmänner und Chauffeure errechnet er rund eine Million Uniformträger in der Deutschen Republik, das heißt, fünf Prozent aller erwachsenen Männer. Welch ein Feld für die Normierung! Wenn noch die Fahrer, Schaffner der Priwatverkehrsunternehmen, Pförtner, Boten und schließlich alle Angestellten (er träumt im Ernst davon!) hinzukommen, dann wird vielleicht einmal der Reichssparkommissar die alte preußische Sehnsucht nach der Uniformierung des ganzen Volkes durchführen können und strahlend aus dem dunklen Hintergrund hervortreten.

Denn was Herr Saemisch wirklich will, dürfte allmählich klar werden. Wir sind auf dem besten Wege zu einer industriellen Monopolisierung, zu einem Amerikanismus, der auf den genau entgegengesetzten Voraussetzungen aufgebaut ist wie in den Vereinigten Staaten.

An Stelle der Wirtschaftlichkeit und des Sparens kommen wir zu einer künstlichen Steigerung der Produktionsfähigkeit auf der einen und zu einer Abtötung der Privatinitiative in der Industrie auf der andern Seite. Die Subventionsgeschäfte des Prokuristen Lohmann in allen Ehren — aber es gibt noch andre Wege der Subventionierung, Herr Verrechnungskommissar!

Seit einem Jahr hat Herr Minister a. D. Saemisch endlich seinen nicht allzu knapp bemessenen Etat, den Herr Herzog Marx von Afganisthan ihm verschaffte. Wir werden also den Reichssparkommissar behalten dürfen und die „Elimination of waste", die amerikanische Beseitigung der Verschwendung wird in seinem Sinne uns herrlich genormten Zeiten entgegenführen.

Die französischen Wahlen: Männer von Morgen

von Politicus

Ein französischer Publizist läßt hier die Köpfe Revue passieren, auf die Frankreich hofft.

Am 22. April legen die Franzosen ihren Wahlzettel in die Urne: er wird nur einen einzigen Namen enthalten. Keine Liste; denn die vor ihrem Ende stehende Kammer hat das Listensystem abgeschafft und das alte Arrondissementsystem wieder eingeführt. Jedes Arrondissement wählt also einen Abgeordneten. Diese Tatsache veranlaßte einen Mann der Rechten zu folgendem Seufzer: „Das Kartell (die Vereinigung der Linksparteien) hat die Wahlbezirke so zerschnitten, daß der Erfolg der Linken unbedingt gesichert ist. Das scheidende Kartell wird durch ein neues, stärkeres ersetzt werden.

Leider!" Aber so spricht ein Konservativer. Ein Unabhängiger, der sich über die Parteien stellt, versichert: „Man müßte sehr klug sein, um die künftige Kammer vorauszusehen. Die Resultate sind nicht im voraus zu bestimmen. Die Arrondissementwahl wird Überraschungen bringen: Lokalgrößen werden siegen, Kirchturmpolitik wird getrieben, kleine Schiebungen werden begünstigt werden ... Arrondissement, bedeutet das nicht kleinbürgerlichen Stillstand?" Aber wenn es auch den Göttern vorbehalten ist, die Zukunft zu kennen, so haben doch die Menschen das Recht, schon heute über diejenigen, die berufen sind, wieder im Parlament zu sitzen und hier eine hervorragende Rolle zu spielen, etwas zu sagen. In diesem Land der Greisenherrschaft scheint es, als ob morgen Junge, oder sagen wir lieber „Halbjunge" endlich ihre Talente in der Öffentlichkeit zeigen dürfen. An die Front: Palmade, Chautemps, Piétri und Jean-Montigny...!

Louis Marin

Da ist zuerst Louis Marin. Er kommt aus Nancy, ist seit 1905 Abgeordneter, und seine Unversöhnlichkeit erscheint vielen entfernten Beobachtern ebenso groß wie sein Patriotismus. Aber man täusche sich nicht: Marin ist kein Maulheld. Gewiß hat er wie Poincaré die leicht reizbare Haut der Männer aus Ostfrankreich. Aber er glaubt an den Frieden, und zwar durch die Einigkeit der nationalen Kräfte. Seinen Ruf als schlechter Bundesgenosse verdankt er der Tatsache, daß er 1919 einer der beiden nicht sozialistischen Abgeordneten war (der andre war Franklin-Bouillon), die gegen die Ratifikation des Versailler Vertrags stimmten. Marin war der Meinung, daß dieser Vertrag die Sicherheit Frankreichs nicht gewährleistete.

Marin ist 1926 in Poincarés Kabinett der nationalen Einigkeit eingetreten. Er ist der Minister der Pensionen. Er ist außerdem einer der unbestrittenen Führer der Rechten.

Paul Reynaud

Abgeordneter, in der vorletzten Kammer für das Departement Basses-Alpes, wurde 1924 im Wahlkampf geschlagen, ist jetzt für Paris aufgestellt. Er hat die Welt bereist, hat Kunstwerke in Japan und China gesammelt. Sehr lebhaft. Ein Mann der Tat: ein Modewort von heute, das der Rechten sowohl als auch der Linken gefällt; denn die Tat scheint das Rüstzeug der Starken zu sein, derjenigen, die Nietzsche die Herren nennt. Ist Paul Reynaud Einer von Herrenrasse?

André Tardieu

Den „lieben Gott" nennen ihn seine Feinde: diese Scherzbezeichnung mißfällt dem wirklich starken Mann bestimmt nicht — im Gegenteil, er würde schwer beleidigt sein, wenn man ihn einfach noch immer als Mann der Rechten bezeichnen würde. Denn er ist ein gut gefärbter Republikaner trotz etwas Cäsarismus in Haltung und Geist. Wenn es überhaupt

republikanische Tradition gibt, so hat er sie, denn er gehört durch Geburt der Familie Waldeck-Rousseau an — dieser war sein Onkel und wird von ihm sehr geschätzt.

Erst glänzender Gesandtschaftssekretär, dann politischer Redakteur des ‚Temps', seit 1914 Abgeordneter, Hauptmann bei einem Jägerregiment, ist André Tardieu allmählich zu großen Rollen ausersehen gewesen: nach dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg hat er in New York als Generalbeauftragter eine Riesenorganisation zu Propaganda-, Einkaufs- und Mobilisierungszwecken aufgezogen. Der Waffenstillstand führte ihn nach Paris zurück, wo er den aktivsten Anteil an den Friedensverhandlungen nahm. Man hat ihm später oft vorgeworfen, daß er mehr noch als Clémenceau der Urheber des Versailler Vertrags sei. Diese Verantwortlichkeit und seine eigensinnige Haltung während der Herrschaft des Bloc national erklären seinen Mißerfolg bei den Wahlen von 1924: im Département Seine-et-Oise geschlagen, hat er sich zwei Jahre lang den Lockungen der Politik verschlossen. Durch eine Teilwahl in Belfort ist er dann wieder in die Kammer gekommen, die sein Fehlen mit großem, allseitigem Bedauern verzeichnet hatte, so daß er mit allgemeiner Achtung wieder aufgenommen wurde. Als Poincaré im Juli 1926 sein Ministerium der nationalen Einigkeit bildete, fand es jeder Franzose natürlich, daß André Tardieu zum Minister der öffentlichen Arbeiten berufen wurde. Dieses Portefeuille liegt ihm sehr, er hat wichtige Erfolge als Minister gehabt und hält den Posten fest in der Hand.

Kurz, dieser Diplomat, dieser große Journalist, dieser Verfasser bemerkenswerter Geschichtswerke (wie „Das Geheimnis von Agadir", „Der Frieden" usw.), dieser Organisator trägt etliche Chancen im Tornister, darunter auch den Marschallstab des Ministerpräsidenten.

Loucheur

Er stammt aus Nordfrankreich, wurde 1872 in Roubaix geboren, trat als ausgezeichneter Ingenieur in die Gesellschaft der Nordbahnen ein und wurde dort schnell Inspektor. Aber seiner außergewöhnlich aktiven Natur, seiner sehr beweglichen Intelligenz entsprach der Posten eines Beamten nicht. Er gründete bald mit Giros die Firma „Giros & Loucheur", eine Baufirma, die sich schnell entwickelte. 1914 war er Artillerieleutnant, wurde dann Unterstaatssekretär für Kriegslieferungen im Kabinett Briand und hat dann nach und nach seine persönlichen Geschäfte aufgegeben, um sich den Staatsgeschäften zu widmen. Unter Clémenceau war er Munitionsminister, dann bis 1920 Minister des Wiederaufbaus. Ein Jahr später, bis 1922, war er Minister der befreiten Gebiete. An allen internationalen Konferenzen, die sich mit der Ausführung des Friedensvertrags befaßten, hat er teilgenommen. Besonders bekannt sind seine Unterhandlungen mit Walter Rathenau in Wiesbaden, die — mit dem Ziel einer deutsch-französischen Annäherung — eine Abänderung des Vertrages erstrebten.

Darf man sich deshalb wundern, wenn ihm der Völkerbund am Herzen liegt, an dem er ebenso hängt wie Briand; daß er einer der Anreger und Leiter der genfer Wirtschaftskonferenz von 1927 war? Loucheur glaubt an ein geeintes Europa, das ein systematisch und rationell geregeltes Wirtschaftssystem beschleunigen würde.

Herriot

Obwohl er 1872 in Troyes geboren ist, gehört Herriot nach Lyon: nach Absolvierung der Ecole Normale und nachdem er Lehrer in der Bretagne gewesen, kam er, in der Tat sehr jung, nach Lyon, dessen Magistrat ihn zum Bürgermeister erwählt hatte und ihn so seinen geliebten Studien entriß. Die Arbeit, die er als Bürgermeister vollbracht hat, machte ihn so berühmt, daß man sagen kann, er wurde später zum hohen Posten eines Ministerpräsidenten berufen, weil man den Wunsch hatte, daß die Verwaltung des Landes in der gleichen Weise organisiert werden sollte, wie die mustergültige Verwaltung von Lyon.

Schon von 1916 bis 1917 war er Arbeitsminister im Kabinett Briand, und sein Einfluß wuchs noch nach den Wahlen von 1919. Seit damals übernahm er die Leitung der Radikalen und der Radikalsozialisten.

Die Wahlen von 1924 wurden zum Triumph für ihn — zu einem etwas unerwarteten und riesigen Triumph. Es war die Zeit des Dawesplans und des Genfer Protokolls. Schwere finanzielle Krisen hatten seinen Sturz 1925 zur Folge. Er wurde darauf Kammerpräsident. 1926 begab er sich plötzlich ins Kampfgetümmel, demissionierte, bildete ein Eintagsministerium und übernahm dann das Ministerium des öffentlichen Unterrichts im Kabinett Poincaré.

Seine Bücher über Madame Récamier und den Wald der Normandie sind ein Beweis für seinen Ehrgeiz nach dem Lorbeer der Akademie.

Unter etwas schwerfälligen äußern Formen, hinter den Rauchwolken seiner legendären Pfeife verbirgt sich bei Herriot ein zerrissenes Herz: zerrissen zwischen rein wissenschaftlicher Arbeit und den poesielosen Pflichten des Staatsmannes.

Daladier

Ein kommender Mann... Er ist Vorsitzender der radikalen und radikalsozialistischen Partei und besitzt akademische Bildung: er gehört auch zu jenen Professoren der „Professorenrepublik", die der französische Kritiker Albert Thibaudet kürzlich in seinem Buch beschrieben hat. Er ist im Kabinett seines Freundes Herriot einmal Kolonialminister gewesen und hat ihn auch 1923 nach Rußland begleitet. Viel zu sehr Demokrat, um nicht Gegner der Bolschewisten zu sein, hat er, der als Abgeordneter von Vaucluse den Kampf gegen die Kommunisten geführt hat, doch zur Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen mit Sowjetrußland geraten.

Im vergangenen November hat er die Stellung der großen Partei, deren Präsident er ist, festgelegt: eine schwere Aufgabe, denn die Radikalsozialisten vermengen sich — man sieht das gleiche Bild überall in Europa — nach rechts mit den Gemäßigten und nach links mit den Sozialisten. Daladier hat erklärt: „Die Zeit des larmoyanten Radikalismus ist vorüber. Die nationale Einigung ist nur eine vorübergehende Form des parlamentarischen Lebens." Die Aufrechterhaltung der weltlichen Schule, die Gleichberechtigung aller Kinder zur Ausbildung, eine einheitliche Gesetzgebung, die gesetzliche Stabilisierung des Franken... und die Organisierung des Friedens durch das Inkrafttreten des Genfer Protokolls, sind die Umrisse seines politischen Programms.

Georges-Bonnet

Georges-Bonnet, der die vierzig kaum überschritten hat, gehört erst seit 1924 der Kammer an, ist aber schon zwei Mal Unterstaatssekretär und ein Mal Minister gewesen. Und zwar Finanzminister im Kabinett Painlevé in den schwierigen Zeiten der schlimmsten Inflation und der leeren Kassen... Er wurde mit Painlevé zusammen gestürzt in den kritischen Verhandlungen über die Konsolidierung der Schatzbons und hat es dann verstanden, sowohl das Ministerium Poincaré zu akzeptieren, als auch die Haltung eines Führers der Opposition beizubehalten. Dieser hagere Mann, mit den hellen Augen, der aus einer hohen Beamtenfamilie stammt, aber gleichzeitig Pelletan (einem der großen Radikalen der Republik) verwandt ist, wird binnen kurzem zur Macht gelangen und seine reichen Erfahrungen und seinen unerschrockenen Willen dem Land zur Verfügung stellen.

Paul-Boncour

Von der radikalen Partei gelangen wir mit Paul-Boncour in die Arena der Zweiten Internationale, der Paul-Boncour übrigens erst spät beigetreten ist. Vor dem Krieg war er in einem radikalen Kabinett Arbeitsminister gewesen und trat dann der sozialistischen Partei bei. 1919 entwickelte er sich etwas nach links. Künstlerisch und literarisch gebildet, hat er auf manche, die ihn nur oberflächlich kannten, den Eindruck eines Dilettanten gemacht.

Dieser Sozialist, der im Département Tarn in der Erinnerung an Jaurès gelebt hat, nimmt seine Inspirationen aus dem Buch des Meisters über die Neue Armee. Ob er in der Kammer über die Organisation der bewaffneten Nation spricht, oder ob er in Genf als Verfechter des Protokolls, des Schiedsgerichts, der Sicherheit und der Entwaffnung auftritt, immer erscheint Paul-Boncour als einer der eifrigsten und gewissenhaftesten Anhänger des Völkerbunds.

Sein Sozialismus unterscheidet sich von dem Léon Blums dadurch, daß Paul-Boncour gern an einer Koalitionsregierung teilnähme, während Léon Blum...

Fernand Bouisson

Der frisch aussehende Bouisson mit seinem Backenbärtchen kommt aus dem Département Bouches-du-Rhone. Dieser Sozialist ist ein Geschäftsmann und ein alter Parlamentarier, denn er wurde schon 1909 in Marseille gewählt und vertritt sein Departement seit beinahe zwanzig Jahren.

Bei Kriegsende war er Unterstaatssekretär der Handelsmarine und seit dieser Zeit hat er sich immer mehr als Mann der starken Faust in der Regierung gezeigt: 1918, zur Zeit der großen Transportkrise, als der offene Kampf zwischen der Privatindustrie und den großen Schiffahrtsgesellschaften wegen der teuren Frachten tobte, setzte Bouisson eine Untersuchung an: diese Maßnahme darf man weniger auf das Konto des Staatssozialismus setzen, man muß sie eher als Zeichen der Energie eines clémencistischen Unterstaatssekretärs betrachten.

Die Kammer von 1924 hatte schon drei Präsidenten verbraucht und zeigte bereits die Spuren des Zerfalls, als Bouisson vor zwei Jahren den Sitz des Präsidenten übernahm. Die Stärke Bouissons war, daß er es verstand, als Vertreter der Sozialisten, die nicht die Mehrheit besaßen, die Einigkeit aller Parteien zu erzielen, indem er sie, loyal nach allen Seiten, langsam zur finanziellen Stabilisierung führte.

Bouisson hatte ferner die Einsicht, wieder gesunde, parlamentarische Methoden einzuführen, indem er die Kammer zur planmäßigen Arbeit veranlaßte; er ließ durch Kommissionen und Sachverständige wichtige Fragen prüfen; in der Sitzung kamen vorbereitete Dinge zur Sprache. Wohlwollendes Wesen, große Erfahrung mit Menschen und Dingen, eine durchdringende Stimme, Autorität, alle diese Trümpfe hat er in der Hand. Als Sozialist aus dem Süden (das ist ein Unterschied!) glauben wir, daß er erst am Beginn seiner Laufbahn ist.

Léon Blum

Führer der sozialistischen Partei. Dieser Meister der Doktrin schien einen Augenblick lang, wie Paul-Boncour, in Dilettantismus zu verfallen. (Hat er nicht ein berühmtes Buch über die Ehe geschrieben? Hat er nicht oft davon gesprochen, wieder zu seinen Büchern zurückzukehren?) In Wirklichkeit ist er aber das Gegenteil eines Dilettanten: er ist ein ganz Reiner, Jaurès und dem sozialistischen Glauben treu. Als Feind der Koalition will er die Macht erst an dem Tag übernehmen, an dem allein seine Partei „sie in Händen hat".

* * *

Beschränken wir uns auf diese Galerie. Aber vergessen wir nicht folgendes zum Schluß zu betonen: von der Rechten bis zur Linken sind — durch kleine Nuancen unterschieden — diese Führer von gestern und von morgen alle von einer ehrlichen, tiefen und unerschütterlichen Liebe zum Frieden beseelt. Nur ihre Anhängerschaft zum Völkerbund variiert nach Graden.

Übersetzung von Milly Zirker

Ehescheidungsreform von Eliza Ichenhaeuser

Deutschland hat mit einer Ehescheidungsziffer von zirka 57 auf das Hunderttausend der Bevölkerung den traurigen Ruhm erreicht, die größte Ehescheidungs-Häufigkeit aller europäischen Länder aufweisen zu können. Es hat damit Frankreich, das im letzten Vorkriegsjahr Deutschland um etwa ein Drittel übertraf, um fast vier pro Hunderttausend überflügelt und seine eigne Ehescheidungsziffer, die im selben Jahre 27,9 betrug, verdoppelt.

Wenn trotzdem der Wunsch nach einer Ehescheidungsreform und mit ihr nach einer Erleichterung der Ehescheidung immer dringender geworden ist, wenn die Frauen, die die hauptsächlich Leidtragenden bei Scheidungen sind, zu den Hauptrufern im Streite gehören und sogar Mitglieder derjenigen Parteien, die aus prinzipiellen Gründen Gegner der Scheidungsreform sind, ihre Notwendigkeit nicht leugnen können, so ist es eben, weil das jetzige Scheidungsrecht sich als völlig unzulänglich erwiesen hat und mit den herrschenden Begriffen von Moral und Sitte nicht mehr in Einklang gebracht werden kann.

Das sogenannte Schuldprinzip des jetzigen Rechts, das an Scheidungsgründen nur Ehebruch, Nachstellung nach dem Leben, böswilliges Verlassen, Sittlichkeitsvergehen, Zerrüttung der Ehe auf Grund schuldhaften Verhaltens eines oder beider Teile, längere Geisteskrankheit, kennt, hat zu unerquicklichen demoralisierenden und das Rechtsbewußtsein kränkenden Erscheinungen geführt, weil es durchaus einen schuldigen Teil verlangt und dadurch zur Inszenierung gefälschter Ehescheidungsgründe, zu fingiertem oder tatsächlichem Ehebruch, zu vorgespielter böslicher Verlassung, und ähnlichen schönen Dingen zwingt. Böswillige werden dadurch zu noch schlimmern Mitteln getrieben. Anständige, die zu diesen unsaubern Umwegen nicht greifen wollen, werden dadurch gezwungen, in den Fesseln einer Ehe zu verharren.

Diese traurigen Tatsachen haben Einsichtige zur Erkenntnis geführt, daß das Schuldprinzip durch das Zerrüttungsprinzip ergänzt werden muß; daß die Zerrüttung der Ehe auch ohne schuldhaftes Verhalten eines oder beider Teile als Scheidungsgrund in das Gesetz eingefügt werden muß.

Seit einer Reihe von Jahren wird vom Reichsjustizministerium ein entsprechender Gesetzentwurf erwartet, wird über diese Forderung im Reichstag infolge von Anträgen der Demokratischen und Sozialdemokratischen Partei, denen sich zuletzt der führende Abgeordnete der Deutschen Volkspartei, Geheimrat Kahl und der Abgeordnete der Wirtschaftspartei, Hampe, zugesellten, lebhaft debattiert. Es wurde vom Rechtsausschuß des Reichstages ein Unterausschuß für die Ehescheidungsreform eingesetzt, der in langer Arbeit zu folgendem Antrag gelangte. Zur Abänderung der Bestimmungen des BGB. über die Ehescheidung sollen folgende Paragraphen eingefügt respektive anders gefaßt werden:

Paragraph 1568 a:

1. Ein Ehegatte kann auf Scheidung klagen, wenn eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses eingetreten ist, daß eine dem Wesen der Ehe entsprechende Fortsetzung der Lebensgemeinschaft nicht mehr erwartet werden kann, und wenn infolge der Zerrüttung die Lebensgemeinschaft der Ehegatten seit mindestens einem Jahre vor Erhebung der Klage nicht mehr besteht.

2. Das Recht eines Ehegatten auf Scheidung nach Absatz 1 ist ausgeschlossen, wenn er selbst einen Scheidungsgrund gegeben hat, oder wenn anderweit die Zerrüttung der Ehe vorwiegend durch sein schuldhaftes Verhalten herbeigeführt worden ist.

3. Jeder Ehegatte kann ferner auf Scheidung klagen, wenn die Ehegatten, ohne daß ein Fall des Paragraphen 1567 (böswilliges Verlassen) vorliegt, mindestens fünf Jahre völlig getrennt voneinander gelebt haben. Wenn die Voraussetzung des Absatzes II Satz 1 (Zerrüttung) vorliegt, kann die Scheidung aus Paragraph 1565 (Ehebruch), 1566 (Trachten nach dem Leben), oder 1568 (Verletzung der ehelichen Pflichten) nicht begehrt werden.

4. Die Scheidung wird in allen Fällen erst ausgesprochen, wenn die Ehegatten sich über ihre gegenseitige Unterhaltspflicht und über die Sorge für die Person der gemeinsamen Kinder geeinigt haben. Kommt die Vereinbarung zustande, so wird die Regelung durch das Urteil ersetzt.

Paragraph 1569 soll folgendermaßen geändert werden:

Ein Ehegatte kann auf Scheidung klagen, wenn infolge einer Geisteskrankheit oder krankhafter Geisteszustände des einen Ehegatten die Aussicht auf Wiederherstellung der geistigen Gemeinschaft zwischen den Ehegatten ausgeschlossen ist.

Folgender Paragraph 1579 a soll eingefügt werden:

Ist keiner der Ehegatten für schuldig erklärt, sind die Ehegatten gegenseitig zum Unterhalt nach Maßgabe der Billigkeit, insbesondere unter Berücksichtigung der Vermögensverhältnisse verpflichtet.

Dieser Antrag, der das Ergebnis der langwierigen Unterausschußberatungen war, sollte als Grundlage für die Beratungen des Rechtsausschusses dienen. Als aber hiermit am 28. Februar dieses Jahres endlich begonnen werden sollte, versuchten Zentrum und Deutschnationale sie durch Anträge, in dieser Session die Ehescheidungsreform nicht mehr zu erledigen, zu sabotieren. Und der ihnen so nahestehende Justizminister Hergt, der bereits vor Jahr und Tag erklärt hatte, die Regierung würde ihre Aufgabe falsch auffassen, wenn sie die Initiative ergriffe, sie werde sich jedenfalls in dieser Frage zurückhalten, hat diese Zurückhaltung so lange geübt, bis er nunmehr eine noch wirksamere Ausflucht zu haben glaubte und am 7. März im Rechtsausschuß die Erklärung abgab, daß die Reichsregierung die Ehescheidungsreform zu denjenigen Problemen zähle, die nicht geeignet seien, im Rahmen des Arbeitsprogramms in der noch bis zum Auseinandergehen des Reichstages zur Verfügung stehenden Zeit erledigt zu werden.

Es muß als Fortschritt gebucht werden, daß sich trotz alledem eine Majorität im Rechtsausschuß fand, die die sabotierenden Anträge ablehnte, in die sachliche Beratung der Ehescheidungsreform eintrat und trotz der heftigen Angriffe der Mitglieder der beiden sabotierenden Parteien zu positiver

Arbeit gelangte. Das Ergebnis war Annahme der beiden ersten Abschnitte in unveränderter Form des oben zitierten neuen Paragraphen 1568 a. Der dritte, meist angefochtene Abschnitt, daß ein Ehegatte auf Scheidung klagen kann, wenn die Gatten, ohne daß böswilliges Verlassen vorliegt, mindestens fünf Jahre von einander getrennt gelebt haben, ein Antrag, gegen den zwei der unterzeichneten Antragsteller, die Herren Hampe und Kahl, selbst die größten Bedenken hatten und der auch tatsächlich auf der Hand liegende Gefahren in sich birgt, wurde abgelehnt. Hingegen wurde der wichtigste Abschnitt 4, ohne daß von irgend einer Seite besondere Einwendungen dagegen gemacht wurden, in der unveränderten Formulierung des Unterausschusses angenommen.

Die vom Unterausschuß vorgeschlagene Abänderung des Paragraphen 1569 des BGB. hat jedoch eine Änderung erfahren, sie ist in folgender Fassung angenommen worden:

> Ein Ehegatte kann auf Scheidung klagen, wenn durch eine Geisteskrankheit des andern Ehegatten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses eingetreten ist, daß den Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann.

Schließlich wurde noch eine Überleitungsvorschrift angenommen, die bestimmt, daß in der Revisionsinstanz schwebende Scheidungen bei Beantragung auf Grund der Vorschriften dieses neuen Gesetzes vom Revisionsgericht unter Aufhebung des angefochtenen Urteils in die Vorinstanz zurückzuverweisen sind.

Daß die Zentrumsabgeordneten in den Verhandlungen des Rechtsausschusses das Bestreben zeigten, die Ehescheidung auch weiterhin für ihre Religionsgemeinschaft zu erschweren, ist, so wenig Aussicht sie auch hatten, damit durchzudringen, immerhin weniger erstaunlich als der groteske Antrag der Deutschnationalen, den Ehegatten das Recht auf Ehescheidung nur zuzugestehen, wenn sie ein bestimmtes Alter überschritten haben (Männer 60, Frauen 45) und ihr Bemühen, unter Vorgabe der Verteidigung der Fraueninteressen gegen eine Erleichterung der Ehescheidung zu sein.

Sicherlich werden Sicherungen nötig sein, damit kein Mißbrauch Böswilliger bei erleichterter Ehescheidung getrieben werden könne, aber Sicherungen, wie sie den Herren der Rechtsparteien wahrscheinlich weniger sympathisch sind, weil sie in einer vollständigen Ehereform, nicht allein in der der Ehescheidung liegen. Umgestaltung der elterlichen Gewalt, und zwar so, daß mit der bisherigen Unterordnung der Frau radikal gebrochen wird, und Umgestaltung des ehelichen Güterrechts, wie es den Bedürfnissen der Gegenwart entspricht, nämlich in Gütertrennung, bei der beide Ehegatten die volle Verfügungsgewalt über das von ihnen in die Ehe gebrachte und von ihnen während der Ehe erworbene Vermögen behalten, und die Errungenschaftsgemeinschaft, bei der jeder Ehegatte an dem beteiligt werden muß, was der andre während der Ehe errungen hat, das sind die besten Kautelen gegen Benachteiligung und Ungerechtigkeit nicht allein bei Scheidungen, sondern auch in der Ehe.

Herr Wendriner diktiert einen Brief

von Kaspar Hauser

Für Curt Friedmann

Da hats geklingelt. Gehn Sie mal hin — wer ist das? Frollein Lachmann? Sehr gut. Da kann sie gleich mal ... Das wär ja noch schöner! Dem wer ich das besorgen. Dreihundert Mark, der Mann ist wohl verrückt! Da glauben sie, weil man 'n Pelz anhat, man verdient wer weiß was! Vielleicht hat er auch 's Auto vor der Tür stehn sehn! ... Dreihundert Mark! Was hat er denn schon groß gemacht? Gib mal her die Liquidation — 'n Morgen, Frollein Lachmann . . . nein, nichts Besondres ... ich geh heut nicht ins Geschäft, ich fühl mich nicht wohl. Alles in Ordnung? Was? Was? Freutel ist nicht gekommen? Wieso ist er nicht gekommen? Er hat telephoniert, er hat Grippe? Deswegen braucht er doch nicht gleich zu Haus zu bleiben — da kämen wir ja weit, wenn jeder gleich zu Haus bleibt, wenn ihm was fehlt. Ja, ich hab son komisches Gefühl im Hals, so Schmerzen beim Schlucken, nein, es ist weiter nichts, meine Frau hat mir schon in'n Hals gesehen. Also schreiben Sie mal gleich. Hanne! Hanne! Ich hab dir doch gesagt, du sollst mal die Liquidation von dem Kerl hergeben — wo isse denn nu? Gib mal her. So. Und nu stör hier nicht, ich will jetzt hier diktieren. Legen Sie die Post — haben Sie die Post mitgebracht? — legen Sie mal dahin, inzwischen ... ist was dabei? Na, nachher. Also schreiben Sie mal:

„Herrn Professor Braun. Hier. Im Besitz Ihrer —" Nein, keine Anrede! „Im Besitz Ihrer Rechnung — nein: „Im Besitz Ihrer Liquidation vom —" warten Sie mal — „vom sechzehnten dieses Monats spreche ich Ihnen meinen Erstaunen aus, — ööm —, daß Sie als Arzt mir eine derartige Rechnung schicken." Schicken. Schicken. „Sie scheinen nicht zu wissen ..." Hanne! Hanne! Komm mal rein. Wie oft war er bei dem Kind? Was? Jeden Tag? Natürlich jeden Tag, wenn das Kind krank war. Wie oft? Warte mal — am achtzehnten waren die Flecken im Hals, das weiß ich noch, weil sie an dem Tag den Diskont raufgesetzt haben, achtzehnten, neunzehnten das wäre also ... — wann war er zum letzten Mal hier? Vor vier Wochen? Eine Frechheit, einem schon nach vier Wochen die Rechnung zu schicken! Wer zahlt mir? Dann ist er also achtzehn, nein, neunzehn Mal ist er dagewesen. — Was sagen Sie, Frollein Lachmann? Der März hat einunddreißig Tage? Dafür kann ich nichts. Also schreihm Sie. „Herrn Professor Braun." Nein, keine Anrede. Doch: Anrede. „Sehr geehrter Herr Professor! Im Besitz Ihrer — mnöö — offenbar irrtümlichen Liquidation vom sechzehnten dieses Monats spreche ich Ihnen" — was hab ich gesagt? — ja — „spreche ich Ihnen mein Erstaunen aus, daß Sie als Arzt mir eine derartige Liquidation schicken", nein: „ze senden wagen." So! „Sie scheinen zu vergessen, daß unsere Margot lediglich einen kleinen Halskatarrh hatte, untä — und daß das Kind heute gesund ist" ... was? ... „was nicht der Fall wäre, wenn es ein ernsterer Fall gewesen

wäre." Hanne, jetzt geh, du störst hier! Nein. „Ich fordere Sie auf" — jetzt lauf doch nicht immer raus! vielleicht brauch ich dich noch! — „ich fordere Sie auf, mir einen wesentlich mäßigeren Preis — öh — zu machen, da ich die Sache sonst meinem Rechtsanwalt ..." Was hat er denn dem Kind schon gemacht? Er hat ihm in den Hals geguckt, ach! erzähl mir doch nichts! Was? Das war doch keine Operation! Das war ein Eingriff, das hat er selbst gesagt — ein ganz belangloser Eingriff, das Kind hat ja kaum geschrien, das hast Du mir ja selbst erzählt! Was? Was bin ich mir schuldig? Jetzt stell dich noch auf die Seite von dem Mann! Er als Arzt muß wissen, was er seinen Patienten zumuten kann! Überhaupt die modernen Ärzte! Was können sie denn schon? Wie Jenny damals Wasser im Bauch gehabt hat, daß mans durch alle Zimmer hat kluckern hören, da haben sie um das Bett rumgestanden, und keiner hat ... Frollein Lachmann ist lange genug im Geschäft, die kann das ruhig hören! — Laß mich in Ruh mit den Ärzten! Na ja, im Krieg — da sind sie ja manchmal ganz nützlich gewesen, aber wir haben jetzt keinen Krieg. Neulich stand in der Zeitung, bei den Chinesen werden die Leibärzte so lange bezahlt, wie der Patient gesund ist, und wenn er krank wird, kriegen sie nichts mehr ... sehr vernünftig, was meinst Du, würde der Professor Braun ... Ich habn bloß kommen lassen, weil Regierer gesagt hat, er schwört auf ihn ... vorher war ich bei Jensen, ich könnt mir was antun, daß ich da weggegangen bin! Wüllner! Wüllner versteht einen Dreck, der ist bloß Hausarzt. Wenn Ihr mich immerzu unterbrecht, kann ich nicht diktieren! Also schreihm Se. „Sehr geehrter Herr Professor! Im Besitz Ihrer Liquidation vom sechzehnten dieses Monats erlaube ich mir — immm — Ihnen mitzuteilen, daß ich dieselbe leider nicht anerkennen kann. Mir scheint sie in Anbetracht der stattgefundenen achtzehn ..." nein! schreiben Sie: vierzehn! — „vierzehn Besuche sowie in Anbetracht meines Einkommens reichlich — öh — hoch, und möchte ich Sie bitten ..." Der Mann behandelt die ganze Börse, der wird einen guten kaufmännischen Brief schon verstehen. Red nicht immer dazwischen ... Angst gehabt! Angst gehabt! Natürlich, wenn ein Kind Flecken im Hals hat, hat man Angst. Wieso? Was heißt Dankbarkeit? Er ist Arzt, das ist sein Beruf, dafür kriegt er bezahlt! Das wär ja noch schöner! Wer ist mir dankbar! Das Leben ist kein Kinderspiel. Er hat ja gute Leute, das ist wahr: Simons und Löwenbergs und Regierer — wissen möcht ich, wovon Regierer sonen teuern Arzt bezahlt. Dem macht er wahrscheinlich nicht so hohe Rechnungen ... Also schreihm Se. „Sehr geehrter Herr Professor! Im Besitz Ihrer werten Liquidation vom sechzehnten dieses Monats erlaube ich mir, Ihnen mitzuteilen, daß — eh — daß es mir in Anbetracht der derzeitigen Würtschaftslage sowie des nur kleinen Eingriffs bei dem Kind lieb wäre, — mmm — wenn Sie dieselbe zu ermäßigen in der Lage wären. Ich erlaube mir, Ihnen anliegend einen Scheck" — wo ist denn wieder das Scheckbuch? ach so! — „einen Scheck über hundert Mark zu übersenden, und hoffe ich — öö — daß die Angelegenheit damit erledigt ist. Mit

vorzüglicher Hoch —" Er wird die hundert Mark einstecken und mir gar keine Ungelegenheiten machen, das sag ich dir! Hundert sind reichlich, der Mann arbeitet mit zweihundert Prozent Verdienst, son Geschäft möcht ich auch mal haben... Ach, wem wird er denn das schon erzählen! Dafür hat er viel zu viel zu tun. Ich bin fest davon überzeugt, daß er die Rechnung gleich so hoch angesetzt hat, weil er genau weiß, daß ers mit Kaufleuten zu tun hat — da ist er doch gewöhnt, daß man sie runtersetzt. Wenn auch. Also gut: zweihundert. Schreihm Se: „einen Scheck über zweihundert". Aber nicht einen Pfennig mehr! Er soll froh sein, daß man so prompt bezahlt! Das seh ich überhaupt nicht ein, daß ich gleich zahl — wer zahlt denn nach vier Wochen? Die Reichsbank. Seh ich aus wie die Reichsbank? Meinst du, er wird doch drüber sprechen? Das Kind wär auch so gesund geworden, was hats denn schon gehabt? 'ne kleine Erkältung. Fieber? Lächerlich! Dem sein Thermometer! Diphtherie sagen sie, und Husten meinen sie. Dreihundert Mark ... frag mal Frollein Lachmann, wie lange wir im Geschäft dafür arbeiten müssen, bis wir dreihundert Mark verdienen! Das ist kein kaufmännischer Standpunkt! Vom kaufmännischen Standpunkt ... Die Leute können von unsereinem noch immer was lernen. Die Leute sollen Lehren annehmen und nicht alles besser wissen wollen, dabei lernen sie. Ich komme gewiß viel herum, ich habe praktische Erfahrungen und kaufmännisches Wissen... überhaupt: Wenn mans im Leben zu was bringen will, muß mans zu was gebracht haben —! Das ist mein Standpunkt. Also mir wächst schon die ganze Halsgeschichte zum Hals raus, man ist doch nicht der Affe von dem Mann, ich habe meine Nerven nicht gestohlen, wenn man 'ne verantwortliche Position hat, dann muß man eben... Ich will nichts mehr davon hören! Einmal und nicht wieder! Das nächste Mal geh ich zu Jensen. Welsch sagt auch, Jensen is unsere erste Kapazität. Dann paß besser aufs Kind auf, dann wirds nicht krank werden. Wer ist überhaupt an allem schuld? Du —! Dafür geh ich nicht ins Geschäft, um für die Ärzte zu arbeiten. Dafür ist mir mein Geld zu schade. Hat Kistenmacher den Wein für heute abend geschickt? Dann telephonier — Du weißt, daß mir daran liegt... Lehmann versteht was von Wein, er hat erst neulich gesagt: „Komisch, in jüdischen Häusern gibts immer so gut zu essen und so schlecht zu trinken!" Aufgewachsen bei. Du warst doch bei ihm — nein, nicht bei Kistenmacher, bei Braun! Ist er denn wenigstens modern eingerichtet? Ein Arzt ohne Apparate ist überhaupt kein Arzt. Is ja doch fabelhaft, wie weit sie in der letzten Zeit fortgeschritten sind. Neulich hab ich gelesen, sie können jetzt sogar Diphtherie auf Blattläuse übertragen, oder wars umgekehrt? jedenfalls is es ein fabelhafter Fortschritt. Was, Frollein Lachmann? Ihnen hat auch schon mal ein Internist geholfen? Na, sehn Sie. Ich weiß nicht, was das mit dem Schlucken ist — Hanne, hol mir mal 'n Spiegel! Von den Internisten halt ich ja im allgemeinen nicht viel — oben gucken sie rein, und unten kommt nichts raus. Aber die Chirurgen — wissen Sie: was weg ist, wächst nicht

nach, hat mein seliger Vater immer gesagt. Recht hat er gehabt. Also denn schreiben Sie mal. Das streichen Sie aus. Nein, das Ganze, und nu schreiben Sie... So. Und lesen Sie noch mal vor. Wie sieht der Brief jetzt aus —?

„Herrn Professor Dr. Braun Hier.

Sehr geehrter Herr Professor!

Im Besitz Ihrer Liquidation vom 16. d. M. erlaube ich mir, Ihnen in der Anlage einen Scheck über

Mark 300.— (Dreihundert)

mit bestem Dank für die ausgezeichnete Behandlung zu übersenden.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Ihr sehr ergebener

H. Wendriner."

Kirche in England von Wolf Zucker

Am Sonntag morgen um ½10 Uhr beginnen in der City die Glocken wie toll zu läuten. Der volle Dreiklang, der alles andre übertönt, kommt von der St. Pauls-Kathedrale. Und der etwas dünnere Klang kommt von der alten Bow-Church; man sagt, daß, wer in ihrem Klangbereich geboren ist, das wahre londoner Platt, den Cockney-Dialekt spreche. Etwas verlegen tönt die Glocke von St. Martin am Trafalgar Square dazwischen. St. Martin ist die Kirche der Bettler, der jetzige Pfarrer hat bestimmt, daß die Kirche nachts offenbleibt, damit dort jeder Obdachlose ein paar Stunden Schlaf finden kann. Fleetstreet und Cheapside, Zeitungs- und Bankenviertel, sind still und leer; manchmal rattert ein leerer Autobus durch die Straßen, gähnend guckt der Schaffner an den geschlossnen Läden und Lokalen vorbei. England ist in der Kirche. Außerhalb Londons ist es dasselbe: Von allen Seiten her strömen ruhig und würdevoll die Besitzer der kleinen Cottages zur nächsten Kirche, und ein paar Ortsfremde, die so schamlos sind, am Sonntag vormittag Tennis zu spielen, ernten den Tadel aller Gutgesinnten. Du sollst den Feiertag heiligen.

Man macht sich schwer eine Vorstellung davon, welche Bedeutung die Kirche in England seit Jahrhunderten hat, sicherlich ist sie bei den rabiatesten Protestanten noch viel stärker als etwa in einem bayrischen Gebirgsnest. Sicherlich sind die Engländer auch fromm: den Vorabend zur letzten Wahl verbrachte MacDonald im Kreise seiner Freunde Psalmen singend. Aber es ist nicht Frömmigkeit, was den Engländer zur Kirche treibt. Die Kirche ist für ihn eine beinahe politische Einrichtung, in den erbitterten konfessionellen Kämpfen, von denen England seit drei Jahrhunderten zerrissen wird, spricht sich sein Hang zur Gruppen- und Grüppchenbildung aus. Die politischen Parteien sind in England so umfassend, in ihren Zielen so allgemein, daß die Zugehörigkeit zu einer der zwei oder drei politischen Parteien noch gar nichts

über den betreffenden Menschen aussagt. Von überragender Wichtigkeit aber ist es, ob man zu einer presbyterianischen oder einer methodistischen Gemeinde gehört. Ein orthodoxer Anhänger der anglikanischen Staatskirche, der gleichzeitig aus irgendwelchen Gründen der konservativen Partei angehört, würde sich ohne jedes Bedenken mit einem scharf sozialistischen Arbeiterführer an den Tisch setzen, aber einen Baptisten würde er nur ungern in sein Haus lassen.

Ideell geht es dabei um nichts Geringeres als um den Kampf zwischen Staatsautorität und persönlicher Freiheit. Allerdings ging es den weltlichen Mächten, die sich mit religiösen Parolen rauften, um weit praktischere, realere Dinge. Wenn man unter Reformation zunächst nur die Lösung von Rom sehen will, dann hat die Reformation in England schon mit der der Ermordung des heiligen Thomas von Canterbury begonnen. Die Beschlüsse von Clarendon, die Magna Charta, die Suprematsakte bezeichnen die Stufen der Machteroberung der englischen Könige über die kirchlichen Gewalten. Dann wurden die Könige aus außenpolitischen Gründen wieder katholisch, und da sie außerdem absolutistische Anwandlungen zeigten, revoltierten die bürgerlichen Rundköpfe. Die Declaration of Rigths, die das Ergebnis dieser politischen Bewegung war, sicherte der reichen Bürgerschaft Religionsfreiheit, aber, was ihr wohl etwas wichtiger war, zugleich auch Steuer- und Handelsfreiheit. Seit dieser Zeit bestehen in England die drei einander bekämpfenden religiösen Richtungen: 1. die papistische katholische Religion, 2. die offizielle anglikanische Staatskirche, 3. die verschiedenen sich gegenseitig scharf bekämpfenden protestantischen Sekten. Die realen Unterlagen dieser Gegensätze wechselten erheblich. Einmal empören sich die verarmten irischen, also katholischen, Kleinbauern gegen die anglikanischen Großgrundbesitzer, dann wieder die presbyterianischen schottischen Bürger gegen die „landfremden" anglikanischen Adligen, schließlich die walisischen Bergarbeiter gegen die englischen Grubenbesitzer. Dazwischen wurden einige tausend mehr königsfreundliche Presbyterianer von den Independenten, die jenen ihre Auffassung von religiöser Toleranz beibringen wollten, hingerichtet. Mehr als in jedem andern Land sind in England religiöse Parolen von politischen und sozialen Bewegungen als Schlachtgeschrei ergriffen worden. Aber darüber kann man die Tatsache nicht übersehen, daß rein kirchenpolitische und religiöse Dinge, die gar keinen Zusammenhang mit den weltlichen politischen Bewegungen haben, mit größtem Interesse und innigster Anteilnahme diskutiert werden. Die Auseinandersetzungen der einzelnen Konfessionen untereinander werden mit dem gleichen Interesse verfolgt, wie bei uns die Auseinandersetzungen der Parteien.

Den Mittelpunkt jedes religiösen Bekenntnisses bildet das Verhältnis zum Staat. Grade weil die in England weniger zahlreichen als einflußreichen Anhänger der römisch-katholischen Religion ihr Oberhaupt nicht in der englischen Krone und Verfassung sehen wollen, werden sie von den anglikani-

schen Kreisen so scharf angegriffen. Sie spielen in England so ein bißchen die Rolle, die man bei uns den Juden zuschiebt. Man fürchtet ihre angebliche Macht und möchte möglichst wenig mit ihnen zu tun haben.

Diese grundsätzliche Anerkennung aller Konfessionen, das heißt praktisch: die Zulassung aller Konfessionen zu den Staatsämtern, hat einen schweren Schlag gegen die anglikanische Staatskirche bedeutet. Für die anglikanische Kirche in all ihren Richtungen ist der Staat die oberste Instanz. Die Gründung der anglikanischen Episkopatkirche mit dem englischen König als summus episcopus an der Spitze geht auf das Bestreben zurück, alle Kirchenämter und allen Kirchenbesitz unter die Oberhoheit des Staates oder der Krone zu bringen. Das Glaubensbekenntnis und die Liturgie waren ursprünglich mit dem katholischen Glauben nicht unvereinbar. Aber die Tatsache, daß der Premierminister und der Lordkanzler alle Kirchenämter und Pfründen verteilen — heute brauchen sie sogar nicht mehr selber der anglikanischen Kirche anzugehören — diese Tatsache hat den Gegensatz zwischen anglikanischem und katholischem Bekenntnis in England unüberbrückbar gemacht. Es fehlt innerhalb der anglikanischen Kirche nicht an Bestrebungen zur Einigung mit den Katholiken. Die anglikanische Kirche umfaßt vier Richtungen, die sich gegenseitig heftig befeinden. Die stärkste Richtung, die dem Fremden zuerst ins Auge fällt, ist die High Church. Die Liturgie ist in dieser Richtung sehr streng, „high", und ähnelt der katholischen. Andrerseits hat die High Church die Beichte wieder eingeführt und sogar Klöster eingerichtet. Ihr Kampf richtet sich infolgedessen auch viel schärfer gegen die protestantischen Sekten als gegen die katholische Kirche. Sie kämpft gegen Liberalismus und moderne Wissenschaft. Der sehr kluge und immer imponierende Dean Inge von St. Paul leistet darin Beträchtliches. Das Wort Darwinismus hat hier einen genau so entsetzlichen Klang wie bei unsern Pastoren das Wort Marxismus. Daß Bischof Barnes, der gern das Christentum oder besser noch den Anglikanismus darwinistisch beweisen will, sich grade die Hochburg der High Church in London, die St. Pauls-Kathedrale, dazu ausersehen hatte, um seine Ideen vorzutragen, hat neulich tumultuöse Vorgänge verursacht. Die Ideen von Barnes sind übrigens nicht so neu. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstand innerhalb der anglikanischen Kirche die besondere Richtung der Board Church, deren Ziel eine etwas romantische und konstruierte Versöhnung von Wissenschaft und Religion war. Diese Richtung, zu der sich Dichter wie Tennyson, Arnold, Kingsley und Browning bekannten, wurde immer etwa mit denselben Mitteln wie neulich der Bischof Barnes bekämpft. Heute spielt sie wohl kaum mehr eine Rolle. Eine andre Richtung, die sich aus der High Church abgespalten hat, ist die sogenannte Oxforder Richtung. Sie selber nennt sich anglo-katholische Bewegung. Diese Richtung erkennt den Stuhl Petri grundsätzlich als oberste Instanz der Christenheit an, nur dürfte der Papst nicht in Rom sitzen. Ihr Kampf gilt dem weltlichen Staat, der sich anmaßt, eine Kontrolle über die kirchlichen Beamten und

das kirchliche Vermögen auszuüben. Man sieht, daß die Tendenz zum Katholizismus hier schon so stark geworden ist, daß die Grundtendenz des Anglikanismus, die Stellung des Staates über die Kirche, völlig überwunden ist. Die Richtung, die mit dem heutigen Staat sehr einverstanden ist, nennt sich Low Church. Sie hat besondern Anhang in der ärmern und der Landbevölkerung. Von der Low Church gehn die großen Bestrebungen der innern Mission aus, sie unterhält zahlreiche Bibelverteilungsgesellschaften und Traktätchendruckereien. Da sie sich auf die ärmere Bevölkerung stützt, muß sie sich um die soziale Gesetzgebung etwas kümmern. Sie beherrscht die englische Kleinstadt, wo sie Hospitäler, Suppenverteilungsvereine, Krankenbesuche, Schulprüfungen einrichtet. Im Gottesdienst ist die Low Church pietistischer und bekümmert sich mehr um die religiösen Bedürfnisse des kleinen Mannes. Der anglikanischen Kirche gehören im Oberhaus 26 Sitze.

Viel schwieriger sind die Richtungen der verschiedenen protestantischen Sekten zu übersehen. Allen gemeinsam ist der Hang zum Individualismus. Dieser Individualismus setzt die Protestanten einerseits in Gegensatz zum Staat, andrerseits aber führt er zu dauernden Weiterspaltungen der Sekten. Relativ am stärksten konsolidiert sind die Presbyterianer, die ganz Schottland beherrschen. In der presbyterianischen Gemeinde hat der Laie, der Kirchenälteste, beträchtliche Macht. Er entscheidet weitgehend über die Wahl des Predigers, in seinen Händen liegt die Aufsicht über die Schule, die Wohlfahrtseinrichtungen, die persönliche Sittlichkeit der Gemeinde. In allen englischen Romanen spielt dieser Kirchenälteste eine große Rolle, er wird immer wieder karikiert, er ist der König seines Bezirks. Dazu kommen der Glaube an die Prädestination, an die Begnadetheit des Erfolgreichen und ein stark kalvinistischer Puritanismus, die das Leben in einer presbyterianischen Gemeinde schon verdammt unangenehm machen können. Vielleicht noch stärker als die Presbyterianer sind die methodistischen Gemeinden. Die soziale Arbeit der Methodisten ist ungeheuer, von ihnen geht die Heilsarmeebewegung aus. Zum Staat stehen die Methodisten gleichgültig. Direkt staatsfeindlich aber ist das Bekenntnis der dritten Gruppe von Dissenters, der Independenten. Unter diesem Sammelbegriff faßt man die zahlreichen kleinern Sekten zusammen, deren Hauptziel die Gewissensfreiheit ist. Die bekanntesten sind die Baptisten und die Quäker. Die Independenten lehnen nicht nur jede Einmischung des Staates in die religiösen Angelegenheiten ab, sondern enthalten sich jeder Mitarbeit an den Staatsdingen. Aus den Reihen dieser Bewegung stammen die vielen tapfern englischen Kriegsdienstverweigerer, die sich durch keinen Staat dazu zwingen lassen wollten, gegen die Gebote der Sittlichkeit zu handeln.

Die Mitglieder der protestantischen Sekten sind fast durchweg Proletarier. Wer früher nach einem Staatsamt strebte, mußte notgedrungen zur anglikanischen Kirche übertreten. Diese Tatsache hat die Staatsfeindlichkeit der Protestanten nicht grade gemildert. Da der Staat nicht für sie sorgte, haben

die Protestanten für sich selber gesorgt. Die Volksschulen, später die Volkshochschulen, sind von Dissentern begründet worden. Da in England heute noch ein großer Teil der sozialen Fürsorge in die Hände der Gemeinden gelegt ist, so hatten die Protestanten, obwohl man sie zu unterdrücken versuchte, wo man nur konnte, dauernd eine gewisse Macht. Man hatte mit ihnen zu rechnen. Möglich, daß sich das bei der neuen Gesetzgebung, die jedem religiöse Freiheit zusichert, etwas verwischt, möglich auch, daß die politischen Parteien in Zukunft sich die religiösen Parolen zu eigen machen werden. Heute aber bestehen diese Gegensätze noch sehr scharf; und wer mit Engländern zu tun hat, wird sie zu spüren bekommen.

Wiener Theater von Alfred Polgar

„Ihr Mann",

von Paul Geraldy und R. Spitzer, ist gewiß ein „feines Lustspiel", das seinen Faden kunstreich verspinnt, mancherlei Kluges und Witziges hineinknüpfend. Aber ich fürchte, die Zeit für feine Lustspiele ist vorbei. Das Vergnügen muß mit zu viel Dialog erkauft werden, die Unterhaltung ist durch Text allzusehr verdünnt. Auch was das heitere Genre anlangt, tut kompresses Theater not. (Um nicht zu sagen: geballtes.)

Die Figuren, die sich, mit Naturfarbe koloriert (wie lebend), in solchem Spiel um ihre eigne Achse drehen, haben was Püppchenhaftes. Erzeugnisse eines sehr geschmackvollen, fingerfeinen Theaterhandwerks. Die Welt, welche sie vormachen, ist begrenzt durch drei Bühnenwände. Dahinter hört sie auf. Deshalb sind auch die Fragen, die in dieser hintergrundlosen, vergitterten, abgeschlossnen Welt zur Erörterung stehen, sozusagen: Park-Fragen. Soll die Hecke rund oder grade geschnitten sein? Ist es besser, Levkojen zu pflanzen oder Stiefmütterchen? Soll die süße Frau, die an den lächerlichen Geschäftemacher verheiratet ist, sich den reizenden, jungen Mann nehmen, mit dem man sie ohnehin so empörend verdächtigt hat? Natürlich soll sie ihn nehmen.

Jacqueline denkt nicht daran, ihren dicken Maxime zu betrügen. Doch der Mensch denkt, Amor lenkt und schon ists geschehen, daß auch das reine Weib hängt. Maximes Eifersucht selbst führt die Ursache, die zu ihr nicht gegeben war, herbei. Eigentlich nicht seine Eifersucht, sondern das ordinäre Benehmen, das er da an den Tag legt. Seltsam genug, daß Jacqueline erst jetzt, nach drei honigsüßen Ehe-Jahren zum ersten Mal, bemerkt, was für ein geringer, billiger Mensch der ihrige. Allerdings ist sie das Kind einer äußerst zerfahrenen, oberflächlichen, mit einem ganz wertlosen Temperament behaftenen Mutter.

Das wäre alles sehr lustig, wenn es sehr lustig wäre, und der Text so dicht, daß der Zuhörer nicht allzu leicht aus ihm fiele.

Jene Mutter wird, im Theater in der Josefstadt, von Frau Terwin dargestellt, die, dem Komödien-Stil zuliebe, auf ein Herausholen der in der Rolle steckenden komischen Möglich-

keiten verzichtet. Herr Otto Wallburg, von den berliner Filialen der Reinhardt-Werke, legt sich, zur dankbaren Freude der Zuschauer, solche Zurückhaltung nicht auf. Er macht aus dem Maxime eine saftige, humor-ergiebige Figur, strotzend von Gewöhnlichkeit, den bürgerlichen Moral-Ehemann, wie er im Scheckbuch steht. Hermann Thimig ist der Liebhaber, fein und herzlich; viele heitere Lichter umspielen sein Spiel. Mit Anmut geht Frau Darvas den leicht verschlungenen Weg, der die Jacqueline von der Ehe zur Liebe führt. Ihr Ton, ihr Tonfall, hat für Kalt und Warm viele Grade und subtile Mischungen. Warum läßt man sie nicht endlich heraus aus dem Theater-Bezirk, wo immer nur geplaudert, gelächelt, geweindelt wird und alles nach Wachs schmeckt Warum wird ihren schönen Schultern nicht auch einmal die Bühnenaufgabe, ein Schicksal zu tragen?

Otwi und Barmat von Morus

Reichstagsschluß

Antreten zur Reichstagsauflösung. So, wie das revolutionäre deutsche Heer im Herbst 1918 unter Führung seiner Offiziere zur Wahl der Soldatenräte antrat, wie in den letzten Jahren im Januar Antreten zur Regierungsbildung befohlen wurde, so ist der Reichtag jetzt folgsam zu seiner Auflösung angetreten. Wilhelm Marx führt (bis auf Widerruf) zum letzten Mal das Kommando: „Angetreten!" „Weggetreten!" ‚Ruck zuck: das macht uns sobald keiner nach.

Nur, ob linksum oder rechtsum kehrtgemacht werden soll, darüber bestehen noch kleine Meinungsverschiedenheiten. Das Zentrum, des Deutschen Reiches unerschütterliche Wetterfahne, hat sich auf links gestellt, und Herr Stegerwald versichert schnell noch, daß er in Wirklichkeit Josef Wirth heißt und nur zur Verbreitung des republikanischen Gedankens sich so innig mit den Deutschnationalen angefreundet hat. Vielleicht hat er recht: wir wollen die Nuancen zwischen links und rechts nicht überschätzen, vor der Wahl so wenig wie nach der Wahl. Noch zwanzig Pfennig Lohnerhöhung die Stunde — und wir werden tugendsam und symmetrisch sein, wie die Amerikaner. Wo die Brosche sitzt, ist vorne; wo die Angst sitzt, ist links.

Schon jetzt müssen, wies drüben vor den Wahlen zwischen Demokraten und Republikanern geschieht, die Parteien sich mächtig anstrengen, um sich voneinander sichtbar zu unterscheiden. Zum dritten Mal hintereinander gibt es eine Reichstagsauflösung ohne klares Kampfziel. Bei den paar großen Gelegenheiten, wo eine reinliche Scheidung am Platz gewesen wäre, wo die Parole für den Wahlkampf gegeben war: bei den Dawes-Gesetzen, bei Locarno, bei der Zollvorlage, bei der Steuerreform, hat man sie vorsichtig vermieden. Als die Regierungskoalition Marx-Westarp-Stresemann über das Schulgesetz in die Brüche ging und man in jedem andern Lande die Wähler befragt hätte, wurde gekittet und geleimt, um den Gefahren einer klaren Alternative zu entgehen. Und selbst die

letzte, unerhoffte Möglichkeit, den Fall Lohmann zu einem Kampfruf pro und contra auszuweiten, blieb unausgenutzt. Bei den ersten Andeutungen, daß bei etlichen Marinegeschichten Moskau mit von der Partie war, ging selbst den Kommunisten der Atem aus. Der Rest war Gelatine.

Der Bremer Lohmann-Komplex

So sorgsam man auch unter der energischen Führung des Sozialdemokraten Heinig nach und nach die Verlustliste der Lohmannabteilung zusammengestellt hatte, so fragte doch im Plenum niemand danach, wo das Geld nun wirklich hingekommen war. Offenbar hatten die meisten Abgeordneten die Vorstellung, daß sich im Marineamt ein großes Loch befindet, in dem sechsundzwanzig Millionen und wahrscheinlich noch einige mehr spurlos verschwunden sind, ohne daß jemand dabei profitiert hat. So okkult geht es aber selbst im Reichswehrministerium nicht zu. Zwischen den Anschaffungen militärischen Genres, mit denen der Kapitän Lohmann und seine Vorgesetzten die deutsche Wehrhaftigkeit fördern wollten, ist doch auch manche Million anderweitig auf der Strecke geblieben. Berliner Häusermakler haben Herrn Lohmann geholfen, die Schwarzen Fonds unter die Leute zu bringen, und kostspieliger noch waren die Geschäfte, die über Lohmanns Heimatstadt Bremen liefen.

Den Mittelpunkt des Bremer Lohmann-Komplexes bildeten die sagenhaften Otwi-Werke, von denen es in dem für die Öffentlichkeit präparierten Sämisch-Bericht hieß, daß sich Lohmann dieser Firma nur als Deckadresse bedient habe. Der Inhaber dieser Firma soll inzwischen seine Tätigkeit nach dem Fürstentum Liechtenstein verlegt haben, was Herrn Lohmann nicht weiter störte. Früher freilich haben die Otwi-Werke eine recht reale Existenz geführt, und auch der seltsame Name ist keineswegs eine Erfindung des Reichsmarineamts, er leitet sich vielmehr von den Namen der Gründer: Ot-to Sprenger und Wi-lly Köhler her, die im März 1914 in Delmenhorst bei Bremen eine Pumpenfabrik errichteten. Das Anfangskapital betrug nur 300 000 Mark, und das einzig Bedeutsame an der Gesellschaft war, daß sich die Honoratioren des neuen Bremer Patriziats, der Bankier Schroeder und der Fabrikant des Kaffee-Hag, Roselius, daneben auch der Besitzer der Kornfranck-Werke, Ludwig Franck-Ludwigsburg, an dem Unternehmen beteiligten. In Schwung kamen die Otwi-Werke erst während des Krieges, als sie statt Pumpen und Dampfmaschinen Granaten herstellten. Die Arbeiterzahl wuchs rasch auf dreihundert und in der Blütezeit des Hindenburg-Programms auf zweitausendfünfhundert. Die Gewinne, die sich daraus ergaben, sollen im letzten Kriegsjahr hunderttausend Mark monatlich betragen haben.

Der glückliche Gewinner, zugleich die Seele des Geschäfts war der Rechtsanwalt Dr. Otto Sprenger, ein Freund Lohmanns. Mit Ende des Krieges versiegten aber auch die Einnahmen der Otwi, Sprenger versuchte den Werken durch Balkanlieferungen ein neues Betätigungsfeld zu erschließen, aber anscheinend ohne Erfolg. Er selbst hatte sich inzwischen auch höhern Auf-

gaben zugewandt. Er war Großaktionär bei der Weser-Werft geworden und führte von dort aus einen heftigen Kampf gegen den Norddeutschen Lloyd, bis es schließlich unter der Führung des Bankiers Schroeder zu einer Einigung kam. Sprenger verkaufte sein Dreieinhalbmillionen-Aktienpaket an die Schroeder-Bank, schied damit, zum Heile der freien Hansastadt Bremen, aus dem großen Wirtschaftsleben aus und widmete sich fortan vornehmlich seinem sechzehnpferdigen Rennstall. Dieser etwas abenteuerliche Herr war einer der Treuhänder Lohmanns und bezog, wie manch andrer vom Marineamt, aus Reichsmitteln eine „Vergütung". Deckadresse, Adressat und Adressant erscheinen einander würdig.

Barmat-Urteil

Noch einmal hat man an einem trüben Märzmorgen in Moabit eine Festbeleuchtung veranstaltet, um den Fall Barmat ins rechte Licht zu rücken. Ob die Urteilsverkündung in dem mit großer Konzilianz geführten Mammutprozeß schon das letzte Wort über die Barmats sein wird, steht noch dahin. Was in vierzigmonatiger Untersuchung noch nicht zutage gefördert ist, wird man allerdings wohl auch im fünfzigsten nicht finden, und es wird Zeit, dieses Kapitel ad acta zu legen. Die Ergebnisse sind eindeutig, juristisch und politisch.

Sie zu bagatellisieren, liegt indessen gar kein Grund vor. Denn wir wollen es doch immer noch als etwas Ungewöhnliches ansehen, wenn ein aktiver Reichsminister sich hundertzwanzigtausend Mark zustecken läßt und dafür dem edlen Spender aus öffentlichen Mitteln einen besonders günstigen Dreißig-Millionenkredit zuführt. Parteipolitisch hat sich der Fall Barmat am Ende erheblich anders gruppiert, als es zu Anfang den Anschein hatte. Ein paar illustre Sozis mögen bei Barmat zu Abendbrot gegessen und ihrer Freundschaft durch leichtsinnige Empfehlungsschreiben Ausdruck gegeben haben. Wenns überhaupt etwas war, so war es doch ein kümmerlicher Kleinbetrieb, der grade noch ausreichte, um der Republik einen Skandal zu bereiten. — Der finanzielle Großbetrieb lag in den Händen des Zentrums — und wie sollte es auch anders gewesen sein. Julius Barmat suchte, ohne jegliche politische Ambitionen, an die politischen Machthaber heranzukommen, um dadurch bessere Geschäfte zu machen, und die politische Macht lag um diese Zeit nicht mehr bei den Sozialdemokraten, sondern sie lag beim Zentrum. Barmat hatte schon die richtige Route eingeschlagen.

Aber trotz seines unfehlbaren Instinkts für Leute, aus denen etwas herauszuholen war, hat er doch einen schweren psychologischen Fehler begangen. Dieser in Kriegslieferungen geübte Kaufmann war in seinem Herzen zu sehr Zivilist, und so vergaß er, mit der Stelle anzubandeln, die für Staatsgeschäfte seiner Art die beste Rückendeckung gewährt. Hätte er rechtzeitig Anschluß an Lohmann gefunden, so wäre ihm bestimmt die dreijährige Razzia erspart geblieben und das Gefängnis auch. Und diejenigen, die sich zu intensiv für den Fall Barmat interessiert hätten, säßen längst als Landesverräter hinter Schloß und Riegel, wie es sich gehört.

Bemerkungen

Zörgiebel in Paris

Der berliner Polizeipräsident hat seinen pariser Kollegen, den geschäftigen Herrn Chiappe, besucht, und bei dieser Gelegenheit hat er auch die pariser Verkehrseinrichtungen besichtigt. Man sieht ihn in den illustrierten Blättern neben einem pariser Schutzmann stehen, der links ist der Präsident, und im großen ganzen hat es dem Herrn Zörgiebel hier ganz gut gefallen. Was wird er nach Hause bringen —?

Anregungen. Vorschläge. Die „panneaux", die überall aufstellbaren Tafeln für die Wahlplakate. Neue Möglichkeiten der Verkehrsregelungen ... Nur eines wahrscheinlich nicht, und es ist auch nicht gewiß, ob er das in den paar Tagen gesehen hat und hat sehen können. Das ist die weiche Nachgiebigkeit im pariser Straßenverkehr.

Die Pariser sind keine Engel. Hier kommen Autoroheiten vor, wie in aller Welt — erst neulich haben sie wieder einen Mann in der Provinz verknackt, weil der in der Besoffenheit erst einen Passanten umgefahren hat und dann ausgekniffen ist — dergleichen Urteile sind in Frankreich von höchst erzieherischer Härte. Es gibt auch in Paris junge Chauffeure, die nicht gut fahren, es gibt Amateure und ungeschickte Fußgänger und Polizisten, die den Kopf verlieren ... das gibt es alles auch. Aber —

Aber die pariser Chauffeure fahren, ohne, daß es ihnen einer gesagt hätte, von allein mit geschmeidigen Bogen um Hindernisse herum. Sie weichen aus. Sie bremsen außerordentlich knapp vor dem Ziel. Das liegt nicht nur daran, daß die Taxis hier kleiner sind, daher für die Fahrgäste zwar unbequemer, aber dafür wendiger, leichter zu regieren, bedeutend praktischer als die berliner, deren jeder für zwei Mark und fünfzig einen Luxus entfaltet, der fehl am Ort ist.

Die pariser Chauffeure nehmen aufeinander und auf den Fußgänger Rücksicht, und wenn es einmal gar nicht weiter geht, so lassen sie wohl, mit den Füßen auf der Bremse, das Steuerrad los und heben die Arme über so viel Unverstand, der sich da vor ihnen auftut, zum Himmel — eine lustige Geste. Was aber tut der berliner Chauffeur?

Der berliner Chauffeur hat recht. „Wenn ick fahre, denn fahre ick, und denn ham die ehmt aussuweichen! det wär ja jelacht!" Unvergeßlich jener Chauffeur, der mir einmal sagte: „Ham Sie det jesehn, wie der mit seinen Ferdefuhrwerk is da aus die Querstraße rausgekomm? Wo ick doch det Vorfahrrecht habe —?" Das kann ich nicht ins Französische übersetzen, denn so etwas gibt es hier nicht. In Deutschland wollen sie ja jetzt den kleinen Kindern auf der Schule, neben den zum Kriege hetzenden Geschichtsfälschungen, auch „Verkehrsunterricht" geben, es ist schon ein Verein dafür da, und bald wird auch eine Reichsstelle dafür da sein. Die Pariser, die in den engen Straßen der pariser Innenstadt viel Kummer mit ihrem Verkehr haben, der mitunter abends gegen halb sieben einfach die Straße verstopft (embouteillage), die Pariser wissen noch in allen ihren Nöten: man kann eben nicht alles kodifizieren. Die Seele vons Buttergeschäft ist der gute Wille, die gegenseitige Rücksichtnahme, jene Höflichkeit, die praktischer ist als das forsche Draufgängertum der mit Offensivgeist getränkten deutschen Fahrer. „Dem wern wir das mal besorgen! Häng doch den Jungen einfach ab!" Hier fließt alles; drüben hackt alles. Verkehr ist ein Spiegel.

Dies wird Herr Zörgiebel nicht nach Deutschland bringen, weil ers vielleicht nicht gesehen hat; und hätte ers gesehen, könnte er

es nicht kodifizieren; und könnte er es kodifizieren, so verständen es die Leute nicht; und verständen sie es, so könnten sie es doch nicht nachmachen. Kampf, so weiß es der weise Franzose, lohnt nicht unterhalb fünfzig Centimes. Der Verkehr ist eben keine Schule der Prinzipien, wie solche in Deutschland gedeihen, jeder Einzelfall ist eben nicht der Präzedenzfall, den man ausnützen könnte bis zum Widersinn (Deutschester Einwand): „Da könnte ja dann — —"), und der Asphaltdamm ist nicht dazu da, verhinderten Gesetzgebern und richtenden Möchtegerns Gelegenheit zur Auslegung von „Bestimmungen" zu geben. Aber so ist das im menschlichen Leben: der eine fährt glatt und schnell dahin, und der andere sitzt zeit seines Lebens auf dem Codex.

Ignaz Wrobel

Münchner Miszellen

Tumult um Knorr und Hirth

Es fing damit an, daß der einst mit demokratischem Öl gesalbte, später aber mit allen nationalistischen Wassern gewaschene Chefredakteur der inzwischen u. a. auch ins Klerikale abgeschwommenen ‚Münchner Neuesten Nachrichten', ein Protestant vom Scheitel bis zur Sohle, dem Direktor des Hauses, dem jüdischen Justizrat und Konsul Doktor Pflaum, mit einem Maßkrug, der geeichten und geheiligten heimischen Waffe für innere Kämpfe, zu Leibe rückte. Dies endigte, da Gerlich ja ein Mitbegründer der Vaterlandspartei war, ebenfalls nicht mit einem Siegfrieden, sondern mit seinem Hinauswurf. Woraus der Streit entstand, wieso er aus dem, man denke, geistigen Revier ins Brachiale hinüberwuchs und inwiefern in einem dem Teutschtum geweihten Haus ein Nichtarier über einen Arier den Sieg davontragen durfte, das hat die ausgezeichnete und so königliche bayrische Geschichtsschreibung noch nicht eruiert. Aber seitdem dunkelts um das große Verlagshaus noch mehr als es der klerikale Schlagschatten verlangt.

Und so wuchs der Tumult: Knorr und Hirth geben bekanntlich nicht bloß die ‚Neuesten' heraus, sondern auch die ‚Münchner Illustrierte Presse', sogar Bücher. Eines dieser Bücher heißt „Klettermaxe", war vor Jahr und Tag in der ‚Illustrierten' fortsetzungsweise zu lesen. Ein riesenhafter literarischer Dreckfetzen aus der berliner Verbrecherwelt! Er hat der ‚Illustrierten' dank einer verschwendrischen Reklame mächtig auf die Kolportagebeine geholfen und auch als Buch sein Konto schön bereinigt. Kommt der Münchner Ausschuß für Schmutz und Schund daher und setzt es mit einer, wie die Presse meldet, „vernichtenden Begründung" auf die Liste der beschlagnahmten Bücher. Wo doch die ‚Neuesten' so wacker für das Schmutz- und Schundgesetz eingetreten sind! Und wo man doch bei jeder Gelegenheit für die Reinheit des deutschen Geisteslebens bis zum frommen Glauben an den Klapperstorch und an den Kronprinz Rupprecht eintritt! Wenn Ullstein, den man bei Knorr und Hirth verachtet und kopiert, sowas passiert wäre, hätte es in den ‚Neuesten' einen Leitartikel gegeben, ders den Berlinern und (versteckt!) dem Juden gegeben hätte. Aber so? So weiß nun alle Welt, daß die vaterländische Tief- und Aufbaufirma Knorr und Hirth, ihrem Hindenburg zum Trotz, nicht bloß mit der rechts deutsch-nationalen, links klerikalen und in der Mitte Stresemannschen politischen Gesinnung dunkle Geschäfte macht, sondern auch mit schmutzigen Schundromanen, deren Propaganda sie fast noch mehr Geld gekostet hat, als etwa die grade etablierte Reichstagskandidatur Lettow-Vorbeck kosten wird. Was sagt denn die Kirche dazu? Was der fromme Baron Kramer-Clett oder der vornehme Geheimrat Scharrer, die sich als stille oder laute Teilhaber der Firma mit dem Erlös aus dem Schundroman die distinguierten Taschen füllen?

Es ist Tumult um Knorr und Hirth. Und man raunt, daß die beiden jüdischen Majordomusse des christlich-katholischen Hauses, deren andrer der kleine Tirpitz- und Kahrschwärmer Coßmann ist, in ihrer Verantwortlichkeit gezupft und gezwickt werden sollen — und es kann leicht sein, daß einer von den beiden über die von ihm selbst mitgeschärfte Klinge des Schmutz- und Schundgesetzes springen muß. Was sehr schade wäre! Denn an die Spitze eines deutsch-national-klerikalen Verlags gehören zwei Juden.

Ibsenfeier in München

Das Staatstheater, das auf die politische klerikal-chauvinistische Verrottung Münchens künstlerischen Dünger zu karren hat, ließ es sich nicht nehmen. Mitten in der Salvatorzeit mußte eine Ibsenfeier her und kein Geringerer durfte über den Dichter, der doch einmal „unser" Mitbürger war, reden als der Münchner Oberbürgermeister Scharnagl. Dieser Bäckermeister, übrigens unter den Kulturblindgängern hierzulande immer noch ein Halbtreffer, trat auf die Bretter, die eine Welt, heißt eine Welt bedeuten, und sprach u. a. also:

„Wer soviel Gemüt besitzt wie Ibsen, kann sich dem Zauber nicht entziehen, den die münchner Gesellschaft auszuüben vermag."

Mit Handgranaten und Hakenkreuz!

Oder: „... er begibt sich in die Atmosphäre des münchner Bürgertums und zweifellos sind es die wohltuenden Wirkungen dieser Atmosphäre, die seinen Ernst mildern und sein Gemüt mehr zum Durchbruch kommen lassen."

Von wem, von was, von wann spricht der Herr Bürgermeister??

Endlich: „München hat somit mit der Atmosphäre seines Bürgertums an Ibsen eine Mission erfüllt, die nicht hoch genug angeschlagen werden darf."

Vielleicht gliedert man der bevorstehenden Ausstellung „Heim und Technik" eine Baumeister Solneß-Abteilung an. Denn er war unser, unser! Die Jahrhundertfeier in Oslo ist nachträglich als Irrtum und Täuschung entlarvt...

Kandidaturen

Nach Tirpitz, dem die Kähne weggeschwommen sind, wird also nun Lettow-Vorbeck für die münchner Chauvinisten und Reichsverschwörer kandidieren. Ists nicht die See, dann Übersee! Wir Wilde brauchen wilde Männer. Das Allzupreußische und alles Bankrotte und Überwundene, diesmal das Koloniale, zieht uns hinan. Wir brauchen einen Mann, der uns unter Umständen gegen den Franzmann oder gegen das von Gott noch immer nicht gestrafte England führen kann. Aber auch auf leisen Sohlen will einer kommen — ein Binnenländler, ein Versöhnungsschuhplattler und ebenfalls ein Preuße, dessen Farben man allerdings nicht genau kennt: Stresemann. Auch er soll in Bayern als dem verrückten Herzen Deutschlands kandidieren. Ja, meine Herren Berliner, wir sind begehrt im Reich, denn wir machen uns rar im Reich. Am liebsten möchten wir für beide stimmen, für den General und für den Unterhändler. Denn brauchen tun wir ja beide — im Ernstfall!

Fritz Neumann

Irene de Noiret

Man lernt nicht viel kennen von den Völkern der Erde, wenn man von jedem zwei, drei Chansons zu hören bekommt. Der Typ ist allgemein, beinahe zeitlos seit Menschengedenken, Stil und Technik sind Erbgut der Weltzivilisation, das deutsche Hongkonglied könnte aus einer englischen Quelle sein, das japanische Geishalied klingt nach europäischem Kunstgewerbe, alle nationalen Unterschiede sind verwischt, ein Parfum von internationalem Kabaret paralysiert das bißchen Erdgeruch, das vielleicht hie und da ein letzter Rest von Volksliedwurzel aussendet —: dies summarisch der Eindruck der Matinee, in der Irene de Noiret sich dem Berliner Publikum — durchaus vorteilhaft — präsentiert. Sie singt neun Sprachen; daß sie sie alle kann, glaubt man ihr aufs Wort, auch wo man keins versteht. Bei Französisch, Englisch, Italienisch, selbstverständlich, ist der bessere Kurfürstendammbesucher aufgewachsen, er hört es fließend. Aber bei Japanisch hört alle Kontrolle auf; von Jiddisch nicht zu reden. Doch diese Sängerin, deren Stimme, deren Singen auch für sozusagen musikalische Aufgaben ausreicht, beherrscht nicht nur als Klang die Sprachen der ganzen Welt, sie beherrscht vor allem das Weltidiom des übernationalen Podiums, auf dem sie steht, diese Sprache in Gesten und Blicken, in Unter- und Zwischentönen mehr als in Worten. In zwei ungarischen Volksliedern, sie sind, laut Programm, von Danko Pista komponiert, bricht etwas wie ursprüngliche Rasse durch, französisches Dixhuitième gelingt ihr weniger, die deutschen Sachen sind Herkömmliches, aber das jiddische „Gaj ih mir spaziere" ist allerbestes Kabaret.

Klaus Pringsheim

Verspätete Pubertät

Es gibt nämlich von der Gattung Arzt zur Zeit in Wirklichkeit in Deutschland 4 Spezies: a) praktische Ärzte, b) Fachärzte schlechthin, c) beamtete gerichtsärztlich-psychiatrische (früher Kreis- oder Bezirksärzte), d) beamtete in der Entwicklung befindliche sozial-hygienische Schul- und Fürsorgeärzte.

Preisgekrönter Aufsatz in der Deutsch. Medizinischen Wochenschrift

Zwei politische Romane

„Die Nacht nach dem Verrat" heißt ein Roman von Liam O'Flaherty, der bei Theodor Knaur erschienen ist und schon vor einiger Zeit beim Abdruck in der ‚Frankfurter Zeitung' berechtigte Beachtung gefunden hat. Wer ist Liam O'Flaherty? Es ist gelegentlich nützlich, vom Autor nichts zu wissen: man kommt nicht in die Versuchung zu klassifizieren. Ich pflege nicht von einem ersten Eindruck niedergeworfen zu werden... Nun, dieser Roman ist ein gutes rundes Meisterstück. Eine Geschichte aus den Slums von Dublin, nüchtern und ohne melodramatische Zutaten erzählt, robust im Griff, sparsam in den Mitteln. Zwei junge Arbeitslose treffen sich im Asyl. Der Eine hat während eines Streiks einen Sekretär vom gelben Verband niedergeschossen; ein Preis ist auf seinen Kopf gesetzt — der Andre verdient sich den Preis. Abends um sechs hat die Begegnung stattgefunden, am nächsten Morgen ist das Blutgeld schon dahin, und Der es sich erwarb, schleppt sich, von den rächenden Kugeln der Genossen zerfetzt, in ein Gotteshaus, um die arme Seele zu verhauchen. Ein Thema Georg Kaisers. Aber dessen Held flüchtet aus der kleinbürgerlichen Geborgenheit in die soziale Unterwelt. Für diese Arbeitslosen und Asylisten hier sind alle Wege verrammelt. Die Grenzen ihrer Klasse sind ihre eignen, ihre Klasse ist ihr Schicksal; nur ein junges Mädchen, ein Zug, der die Menschenkenntnis des Autors glänzend attestiert, findet die Hintertür ins Bürgertum.

Der irische Autor schreibt ohne Anklagepathos, nur gelegentlich fällt ein greller Witz auf das tra-

ditionelle Verschwörertum seiner Landsleute. Aber grade, weil er den Arbeiter so wichtig nimmt, wie ein bürgerlicher Romancier seine Buddenbrocks oder Forsytes, und die Arbeiterwelt hier eignes Gesicht hat und kein Plakatfinger sie mit Entdeckerfreude demonstriert, deshalb erinnert dies Buch wie kein zweites an die neue russische Literatur.

Lion Feuchtwanger hat kürzlich ausgeführt, die breite Wirkung englischer Autoren liege großenteils darin, daß sie nicht an einer Einzelpsyche herumbasteiten, sondern sich immer um ein Gesellschaftsbild bemühten. Das trifft auf O'Flaherty zu, und ist wohl auch das Geheimnis der Weltberühmtheit Arnold Bennetts, dessen in England wild umstrittener „Lord Raingo" jetzt bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgekommen ist. Ein Politikerroman, ein Schlüsselroman, der mit kaltschnäuziger Respektlosigkeit die Zimmer der Männer öffnet, die das Empire regieren. Dabei bleibt die Diktion äußerst gelassen, der Autor schwingt keine juvenalischen Geißeln, er ist zu gut erzogen dazu, um zu schreien; wie viel Bitterkeit zu diesen Porträts von Lloyd George, Churchill, Curzon etcetera den Griffel geführt hat, bleibt der Ahnung und dem Tastsinn des Lesers überlassen. Wir schreiben Frühjahr 1918, und ein reicher Parvenu soll in das Kriegskabinett eintreten. Ein zynischer Egoist, nicht mit Rhetorik oder einem Weltruf zu düpieren. Er sieht die Führer Britanniens als hohle Pathetiker, krasse Streber und windige Phraseure. Die Aura um den politischen Betrieb verdunstet. Wir erleben Kabinettssitzungen, Fabrikation von Siegesmeldungen, einen großen Tag im Parlament und seine Ausstrahlungen auf Publikum und Presse. Immer wieder das Leitmotiv: so tun die Menschen in der Politik und so sind sie wirklich. Weil aber eine siebenfach verriegelte Kammer hier so vorbehaltlos geöffnet wird, deshalb ist das Ergebnis doch mehr als eine skandalöse Sensation. Ein höllisch wachäugiger Beobachter spürt die ungeschriebenen Gesetze einer herrschenden Schicht auf. Man weiß nach dem Buch mehr von England als bisher.

C. v. O.

Des Dichters Intentionen

Mein Nachbar während einer Vorstellung des „Kaufmanns von Venedig" neulich im Staatlichen Schauspielhaus war ein sehr korrekt aussehender Herr, Typus des mittlern Beamten im soliden Bratenrock aus der Zeit, als unser noch ein Kaiser war. Nach der Gerichtsszene — wir hatten bis dahin nicht miteinander gesprochen — wendet er sich an mich:

„Gestatten, ich konnte jetzt nicht genau folgen, soll eigentlich Shylock oder seine Tochter zum Christentum übertreten?"

Ich antwortete sehr betont: „Herr Shylock selbst".

Darauf: „Das ist auch ganz in der Ordnung, danke sehr."

Liebe Weltbühne!

Arthur Schnitzler saß eines Tages in der Bahn und fuhr nach Italien. Ihm gegenüber ein Reisender, der ihn ansah, ansah, anstarrte, in seinem Kopf alle illustrierten Zeitungen durchblätterte ... Aber als er schon Atem holen wollte, da wackelte Schnitzler mit dem Zeigefinger und sprach: „Ich bin es nicht!"

Antworten

Ilija Britan. Sie schreiben: „Im Jahre 1924 habe ich ein russisches Buch, das in der Form eines fingierten Briefes geschrieben ist, unter dem Titel ‚Weil ich ein Bolschewik bin...' in Berlin veröffentlicht. Ein antikommunistisches Buch... Dem Buche liegt das zugrunde, was ich selbst in Rußland erlebt, gesehen und gehört habe. Jetzt ist das Buch in der ‚Revue Universelle' und ‚L'Avenir' mit der Unterschrift ‚Bucharin' erschienen und die Herausgeber S. Oudard und D. Novik überzeugen ihre bürgerlichen Leser, daß mein Buch eine ‚heimliche Broschüre' und ein richtiger an mich geschriebener Brief von Bucharin sei. Der Titel des Buches und die Einleitung sind selbstverständlich nicht übersetzt und die zu flinken Herrn geben außerdem über meine Person phantastische Nachrichten. Ich habe die Wahrheit in russischen Zeitungen wiederhergestellt und von der Redaktion der ‚Revue Universelle' verlangt, diese mysteriöse Sache mir zu erklären und die Namen der Fälscher zu nennen. Vergebens... Die Herrschaften schweigen. Außerdem sind die französischen Wahlen nah: die Bürger sollen belogen sein. Da ich mit meinem Buch den Bourgeois kein Vergnügen bereiten möchte, frage ich die Leser und mich selbst: ‚Kann die Wahrheit auch lügen oder ist die Lüge die beste Ware für die Wähler aller Länder?'" Es ist selten, daß jemand die Bolschewisten so anständig bekämpft wie Sie. Damit stehen Sie recht allein auf weiter Petroleum-Flur.

Politischer Gefangener. Du hast auf Amnestie gerechnet? Du hast erwartet, dieser traurigste aller Reichstage hätte sich wenigstens mit einer generösen Handlung verabschiedet? Du hast geirrt, Armer. Der Reichstag, der mit einer Darbietung von Kindertrompeten und Knarren begann und sehr sinngemäß mit einem Bombardement von Spucknäpfen endet, hat sich nicht seiner einfachsten Pflicht erinnert, wenn er schon die Gerechtigkeit verrotten ließ, doch wenigstens durch Amnestie das Allerärgste gutzumachen. Am tapfersten und vernünftigsten hat dazu neulich der alte Georg Ledebour geschrieben (in der ‚Welt am Abend'). Aber dafür darf Der auch nicht mehr in den Reichstag.

Untertan. Wie weit muß das gediehen sein! Da hat sich löblicherweise der „Reichsverband angestellter Ärzte" entschlossen, gegen einen Herrn Reinhard, den dirigierenden Arzt des pathologischen Instituts beim St. Georg-Krankenhaus in Leipzig, mit einer Broschüre vorzugehen, weil der seine Assistenzärzte, Laborantinnen und Hilfspersonal in der gemeinsten und grausamsten Weise schikaniert, gedemütigt, gequält und gepeinigt hat. Der Mann ist zur Disposition gestellt worden, und die Sache wird nun untersucht. Viel geschehen wird dem Herrn Vorgesetzten nicht — denn es gibt kein deutsches Gericht, das nicht jede, auch die dümmste, ungerechtfertigste, mißbrauchteste Autorität schützte. Aber ein andres fällt dabei auf. Wie verprügelt ist noch immer der Deutsche! wie überdiszipliniert! wie hilflos, wenn er allein ist! Kein Einzelner hat sich

hier gewehrt, und man kann sich vorstellen, wie vieler Sitzungen, Beratungen, Konferenzen und Aktenmappen es bedurft hat, ehe die anklagende Broschüre erschienen ist. Warum, aber ist zu fragen, hat sich niemand von den angestellten Akademikern, die doch eine privilegierte Ehre ihr eigen nennen, warum hat sich niemand aufgerafft, und dem Quäler bei der richtigen Gelegenheit hinter die Ohren gehauen? Es wäre für alle Beteiligten eine Befreiung gewesen. Wirtschaftliche Abhängigkeit? Es scheint aber eine Grenze zu geben, unterhalb deren man sich nicht zu ducken hat, eine, bei der es aufhört. Und wahrlich, ich sage Euch: wüßten die deutschen Peiniger, daß ihnen wirklich etwas geschieht, sie wären kleinlaut und bescheiden und artig und ließen jedermann zufrieden. Denn sie sind, vom Gutsinspektor bis zum dirigierenden Arzt —: sie sind feige. Nutzt es.

Theaterdirektor. Sie haben den Ibsentag verschlafen. Sie interessieren sich nicht für den Mann, der der Erwecker der neuen deutschen Dramatik war. Doch — in dem kleinen Theater in der Klosterstraße spielt man Ibsen. Die andern Herren, soweit überhaupt, sind nicht fertig geworden. Doch die Theater tun in diesem Fall nichts andres als das offizielle Deutschland. Hier wäre eine sympathische Gelegenheit gewesen, jene Kulturpropaganda gut und nützlich zu treiben, die so oft anmaßend und gefährlich getrieben wird. Statt dessen läßt man sich von Frankreich übertrumpfen, in dem der Norweger bis heute ein fremder und seltener Gast geblieben ist.

Mutter. Wie ein „Volkstrauertag" aussieht, von dem das Volk nichts wissen will und den die Regierung erfunden hat? Natürlich so, daß dabei vor allem einmal der Kern des Massenmordes: das Militär in voller Kriegsbemalung vertreten ist. Mit vollem Recht haben Sie es abgelehnt, solche Feiern zu besuchen, die das Andenken der gefallenen und zum Kriege gezwungenen Pazifisten verhöhnt.

Weltbühnenleser Münster treffen sich jeden Freitag, 20 Uhr, im Café Schuran, Prinzipalmarkt.

Weltbühnenleser London werden gebeten, ihre Adresse mitzuteilen. Robert Neuberger, 25 Woodstock Road, Golders Green NW 11.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Kandidat Zéro von Carl v. Ossietzky

In diesem Jahre wird in einigen der entscheidenden Staaten des Erdballs gewählt werden. In Frankreich, in Deutschland, wahrscheinlich auch in England; U.S.A. nominieren einen neuen Präsidenten.

In der versunkenen Welt vor 1914 waren Parlamentswahlen höchst akzidentell. Sie liefen gleichgültig nebeneinander. Nichts und niemand sagte dem französischen Bürger am deutschen Wahltage: Es ist deine Sache, um die dort gelost wird! Niemand sagte dem deutschen Wähler an den Tagen, als in England die Asquith-Liberalen die Tories, die französischen Demokraten die Generalscliquen der Dreyfuszeit schlugen: Jetzt ist die Stunde da, wo drüben keine Säbelrassler mehr sitzen, keine Militärs und Chauvins, sondern Parteien, die für Annäherung und Aussöhnung zu haben sind. Nur die große Wirtschaft zeigte sich interessiert. Für sie ging es ja um Handelsverträge, um Zölle. Ob Protektionisten oder Freetraders im andern Land war ihr wichtig, ob Nationalisten oder Friedfertige gleichgültig.

Heute wird der Gedanke übernationaler Verbundenheit Aller nicht mehr ohne weiteres als Dummheit oder Hochverrat betrachtet. Aber heute wie einst muß die Vernunft noch vornehmlich unter der Flagge der Wirtschaft fahren, sie muß als Armenpassagier Zwischendeck reisen. Das „Nie wieder Krieg!" dient nur als ideologischer Aufputz herkömmlicher Plattitüden und nimmt nur einen bescheidenen Rang ein neben der Aufzählung von Nützlichkeitsgründen und dem Herunterreißen der Andern. Es gibt eine Zeichnung des großen Daumier: — aus einer Wahlurne springen munter die Stimmzettelchen, und im Hintergrund sieht man auf ein Feld von Erschlagenen. Unterschrift: „Das da hat Die getötet!" Mörder Stimmzettel. Das Bildchen sollte in jedem Wahllokal hängen.

*

Wenn man den liberalen Blättern Glauben schenkt, fühlt sich die Mehrheit unsrer Wähler heute schon als Optanten für Europa. Man bekommt da die Erkenntnis vorgesetzt, daß dies seit 1919 die ersten Wahlen in gereinigter Atmosphäre sind, daß der Bürger im Vollbewußtsein seiner Verantwortlichkeit gegenüber Europa, mindestens gegenüber Paneuropa, zur Urne schreitet. Mit der Feinheit eines zur Feststellung und Messung von terrestrischen Erschütterungen funktionierenden Apparates gibt der Bürger seine Stimme ab, wissend, daß eine verkehrte Wahl in räumlich weit entfernten Staatswesen die Erdrinde reißen und Mauern wanken läßt.

Um zu so optimistischen Schlüssen zu gelangen, muß man, wie viele deutsche Linksblätter, mit der natürlichen Gabe für falsche Diagnosen auf die Welt gekommen sein. Die wittern neuerdings auch eine Renaissance des alten Liberalismus. Richtig ist, daß einige extreme Flügelgruppen seit 1924 zusammengebrochen sind. Richtig ist weiter, daß einige der gröb-

sten agitatorischen Dummheiten inzwischen an der eignen Nichtsnutzigkeit krepiert sind. Eine gewisse allgemeine Ermüdung ist eingetreten. Eine gewisse Verdrossenheit an den lautesten und breitesten Phrasen. Der Messianismus von 1919, der sozialistische wie der nationalistische, begegnet erlahmten Gehören. Aber aus dieser unbestreitbaren Ermüdung schon einen liberalen Aufschwung zu folgern, das ist kühn und etwas töricht zugleich. Ermüdung ist nicht der natürliche Zustand für die neue Erhebung einer Idee. Und wenn die Herren den Halbschlaf der Welt als besonders günstig für die freie Entfaltung ihrer Idee empfinden, so scheint uns das nicht besonders für die Idee zu sprechen.

In Frankreich geht die bürgerliche Linke diskreditiert und zerfallen in den Wahlkampf. In England hofft die Liberale Partei, die es schon fast nicht mehr gab, durch den großen Blender Lloyd George in die Nachbarschaft der Arbeiterpartei geführt, von der allgemeinen Erbitterung gegen die konservative Regierung zu profitieren. Der Erfolg der Union zwischen Labour und Liberalen ist bis jetzt allerdings nur, daß die Kommunisten zum ersten Mal selbständig in sechzig Wahlkreisen auftreten, und MacDonalds Leute die große populäre Attraktion, „äußerste Linke“ zu sein, einbüßen. In Deutschland dagegen steht die Demokratische Partei vor sehr ungewissen Chancen. Gewiß, sie hat im letzten Jahre täuschend Opposition imitiert. Not lehrt beten, Not lehrt opponieren. Aber unsre Demopartei ist heute schon eine ehrwürdige Invalidin, Konkurrentin nicht etwa den großen Parteien mehr, den Parteien von Westarp, Stresemann und Guérard, sondern der Wirtschaftspartei, der Partei der Bäcker, Milchhändler und Hausagrarier. Folgerichtig siegte in Berlin bei der Kandidatenauslese ein biederer Malermeister über den Professor Bonn. Da hat man zwei Jahre mit viel Geräusch Geist markiert, sich zum Parteitag gar — horribile dictu — den großen Heinrich Mann verschrieben. Und wo es drauf und dran geht, siehe, da zeigt es sich, daß in Berlin, zum Beispiel, die Partei noch immer der dicke Merten regiert, der in seinen altväterlichen Rockschößen den ganzen Mief des seligen Kommunalfreisinns in unsre besser gelüftete Zeit hinübergerettet hat.

*

Merten heißt bei den Sozialdemokraten Wels, bei den Kommunisten Thälmann. Er heißt in jeder Partei anders, aber er ist überall, er sitzt überall breit auf der Bundeslade und trommelt siegreich den Dessauer Marsch.

Ein pariser Publizist hat hier im vorigen Heft eine kleine Charakteristik der Männer gegeben, auf die Frankreich rechnet. Die Franzosen sind bekanntlich das konservativste Volk Europas und halten deshalb noch immer an der Tradition fest, beim Beginn des Wahlkampfes die Köpfe Revue passieren zu lassen, auf die sie hoffen. Kämen wir in ähnliche Versuchung? Das gute 8-Uhr-Abendblatt hat die Probe gemacht, um schließlich resigniert zu gestehen, daß die Sache ziemlich unnütz wäre, da ja doch alle wiederkommen werden. Das ist es. Alle, die in der Führung gesessen haben, sind doppelt und

dreifach gesichert. Ihnen kann nichts geschehen. Ein Einzelgänger wie Wirth dagegen muß sich hin- und herschieben lassen. Herr Hellpach, nicht wegen allzu argen Radikalistentums, sondern wegen des weit schlimmern Ludergeruchs der Intellektualität, wird in der Pfalz hoffnungslos plaziert und erst nach Protesten besser gebettet. Das sind nur kleine Stichproben, doch charakteristisch für Alle, für Alle. Denn das deutsche System ist nicht Wahlkampf, sondern Mandatsversicherung der Privilegiertenschicht in den Parteien. Diese deutschen Wahlen sind anonym. Es ist alles da, was sonst zum Wahlstreit gehört, nur die Kandidaten sind nicht da. Wir wählen gleichgültige Listen und nicht Personen, die uns angehen. Wir wählen Zéro in der Erwartung, daß schließlich doch eine Größe daraus wird. Noras Hoffnung auf das Wunderbare, im Ehedrama sanft komisch geworden, ist bei uns jetzt Hauptmotiv des politischen Theaters.

Dieses Manko soll durch Getöse ersetzt werden. Es ist verdächtig, daß jetzt aller Ecken die Prokuratoren der unsichtbaren, aber immer vorhandenen Würdepartei vor Ausschreitungen, vor Roheiten, vor einem allzu stürmischen Wahlkampf warnen. Ausgezeichnet — aber wo wäre denn die Neigung dazu? Wer sollte denn so roh sein, die Ehre des Bürgers Zéro zu besudeln oder ihm gar die Gegnerschaft mit der Heugabel zu beweisen, nur weil er irgendwo auf einer Liste steht? Es kennt ihn ja niemand. Deshalb kann auch niemand auf die absurde Idee verfallen, dem Bürger Zéro roh zu kommen. Der Zweck der wohlgemeinten Warnungen ist durchsichtig: es soll der Öffentlichkeit ein Interesse imputiert werden, das gar nicht besteht. Die großen politischen Parteien werden von Disziplin zusammengehalten, da tanzen die Wähler nicht aus der Reihe. Auch die großen beruflichen Korporationen haben ihre Kandidaturen, aber was dazwischen steht, die Unorganisierten, die sollen erfaßt werden. Für die wird das ganze Theater aufgeführt, spritzen alle Raketen. Um die heranzuschleppen, wird das bißchen Temperament verpulvert, das der deutsche Politiker zuzusetzen hat. Aber Roheiten, Exzesse? Ich fürchte nur, daß die Würdepriester nach etwas anderm hinzielen. Ich fürchte nur, wenn Du und ich etwa in eine sozialistische Versammlung gehen und fragen, wie sich denn die Sozialdemokratie verhalten werde, wenn das Zentrum den Eintritt in eine Linksregierung etwa von der Annahme gewisser Schulforderungen abhängig mache, wir dann sofort, als unverbesserliche Rohlinge gebrandmarkt, aus dem Tempel fliegen würden. Denn der Wahlkampf, versteht sich, muß in vornehmen Formen geführt werden. Und es ist nicht vornehm, nach dem zu fragen, worauf es ankommt.

*

Denn jeder Wahlkampf muß ein Ziel haben. Es muß dem Wähler auch ohne demagogische Spritzen eingehen, wodurch sich die Opponierenden von den Regierenden unterscheiden. Es muß klar sein, was sie anders machen wollen, und wer nicht ganz auf den Kopf gefallen ist, muß auch ahnen, was sie anders machen können.

Wodurch unterscheiden sich die Herren Wettbewerber? Wodurch hat sich das jetzige Reichskabinett von dem vorigen

unterschieden, in dem Demokraten saßen? Und wodurch unterschied sich das von dem letzten Kabinett, in dem Sozialisten mitwirkten? Rätselfragen. Camouflage, Camouflage! Es gibt keine Plattformen, keine Parolen, keine Ziele. Wird um eine der Fragen gestritten, die dies Parlament beschäftigt haben? Geht das Ringen ums Schulgesetz? Die linke Opposition spricht nicht davon, um das Zentrum, auf das es rechnet, nicht zu verstimmen. Spricht man vom Schund- und Schmutzgesetz? Herr Külz, der Schutzherr der Pressa, hat es durchgedrückt. Spricht man vom Marineskandal? Von Herrn Reinhold, dem Demokraten, existiert eine Sanktionierung Lohmannscher Schiebungen? Spricht man von der Reichswehr? Geßler, der Demokrat, hat sie in jahrelanger Mühe zur monarchistischen Elitetruppe gemacht, und jetzt ist ein Neuer da, der erst abwartet, wie es nachher wird und zu jedem Auskunftsuchenden mit Bedauern sagt: „Was wollen Sie, ich bin ja eben erst ins Geschäft eingetreten . . ." Spricht man vom Reichsgericht? Herr Landsberg, der designierte Justizminister, wird sich schön hüten. Denn an die Absetzbarkeit der Richter denkt niemand. So bleibt nichts weiter als ein nebuloser Kampf „gegen Rechts", an dem sich einstweilen Zentrum und Stresemann munter beteiligen. Wie ernst es dem Zentrum damit ist, beweist, man muß es immer wieder sagen, daß es willens war, den Mann still abzusägen, der zuerst die Parole ausgegeben hat: Der Feind steht rechts! Alle treten ohne Parole, ohne Ziele an. Für die Bürgerparteien dreht es sich nur um Koalitionen, um Ministersitze. Die Sozialisten, trotz ihrer imponierenden Größe, wirken nur wie ein unsymmetrisches Anhängsel der Kochdemokraten. Die Kommunisten gebärden sich überlaut, um vergessen zu machen, daß ihnen jetzt selbst Opposition in die linke Flanke sticht.

Von parlamentarischen Parteien, die regieren wollen, müßten deutliche Formulierungen erwartet werden. Will man die Große Koalition? Sie wäre schon in diesem Parlament zu haben gewesen. Will die Sozialdemokratie in einer Regierung mit Stresemann sitzen? Und vor allem, will . . . Stresemann selbst? Alles das ist ungeklärt, bleibt in qualligen, wolkigen Worten verborgen. Alle Fragen, die entscheidend waren, die schließlich zur Krise geführt haben, hat man vorher beiseite getan. Das Schulgesetz ist still verschwunden. Aber niemand, der das Zentrum kennt, wird glauben, daß es für immer verschwunden ist. Und deshalb wird aller Aufwand nur dazu dienen, einen Reichstag zu schaffen, der, von kleinen Verschiebungen abgesehen, dem vorigen bis auf die Glatze ähnlich sieht. Noch immer rechnen die Parteien damit, daß der Bürger „seine Pflicht" erfüllt, ohne sich die Leute anzusehen, die er wählt. Und die republikanischen Parteien, die uns hier allein angehen, wissen, daß bei ihren Wählern der Wille zur Republik stärker entwickelt ist als das Gefühl, daß sie an die Gewählten geistige und moralische Anforderungen haben. In dieser weichen Bescheidenheit wächst jede Mittelmäßigkeit in eine höhere Dimension, wird Stresemann zum Tatriesen, Breitscheid fast zum Gentleman, und der ehrwürdige Kahl drückt schließlich seinen niederträchtig vorsintflutlichen Strafgesetzentwurf durch, nur weil niemand dem alten Herrn einen Schmerz zufügen will. Nichtwählen wäre

Torheit. Aber man soll ohne Dusel wählen. Und den Kampf, der von den Parteien nur camoufliert wird, rücksichtslos in sie selbst hineintragen. Und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir ihn schließlich nicht doch noch aus seinem bequemen Ledersessel treiben, ihn, der an der Republik mehr gesündigt hat als hundert Ehrhardts, den Herrn Deputierten Zéro, der vielfach betitelt, vielfach variiert, doch immer derselbe ist: der Parteisekretär Genosse Zéro, der Herr Verbandssyndikus oder Oberbürgermeister Zéro, der Herr wirkliche Geheimrat Professor Doktor von Null.

Die Geschichte des Sinowjew-Briefes von Miles

Die Diskussion über den Sinowjew-Brief scheint festgefahren zu sein. Erklärung steht gegen Erklärung. Die englischen Konservativen schwören auf die Echtheit des Briefes, der für die Labour-Party so verhängnisvoll wurde. Die amtlichen Sowjetstellen versichern in knappester Form, daß der besagte Brief Sinowjews gefälscht sei. Die Russen verhalten sich ziemlich passiv, die englischen Tories wollen die ganze Angelegenheit begraben wissen, die Labour-Party will unbedingte Aufklärung. Die Partei MacDonalds hat selbstverständlich ein sehr großes Interesse daran, noch vor den Wahlen rehabilitiert zu sein. Sie selbst kann aber nicht mehr tun, als sie bisher getan hat. Ihr Antrag auf Untersuchung wurde mit großer Stimmenmehrheit im englischen Unterhause abgelehnt. Die angeblichen Enthüllungen Baldwins beweisen gar nichts. Die Russen selbst scheinen nicht daran zu denken, alles zu sagen, was sie wissen.

Drei Männer haben von diesem Sinowjewbrief mehr gewußt, als der angebliche Absender: Ein Pole — ein Russe — ein Deutscher. Der Pole ist spurlos verschwunden, der Russe ist tot, der Deutsche sitzt im Gefängnis.

In der Weißen Armee des Generals Judenitsch diente ein gewisser Druschilowski, der nach Beendigung des Bürgerkrieges in der zweiten (Spionage-) Abteilung des polnischen Generalstabes angestellt wurde.

Während des Krieges war ein gewisser Schreck Spion der Deutschen, der nach dem Kriege im Auftrage eines Polen Dokumente über die deutsche Aufrüstung fälschte oder verfälschte, und als Spion für die zweite (Spionage-) Abteilung des polnischen Generalstabes arbeitete.

Druschilowski und Schreck unterstanden einem gewissen Paciorkowski, der in der zweiten (Spionage-) Abteilung des polnischen Generalstabes eine führende Rolle als aktiver polnischer Oberleutnant spielte. Diese Drei sind für den Sinowjewbrief verantwortlich.

Druschilowski hat in der zaristischen Armee eine glänzende Karriere gemacht. Nach der Revolution trat er in die Rote Armee ein, aus der er 1919 desertierte. Er ging nach Finnland, von dort nach Estland, wo er sich dem Unternehmen des General Judenitsch anschloß. Später arbeitete er als „Journalist" in Riga und Reval für anti-bolschewistische Blätter. 1924 wurde er polnischer Spion und siedelte nach Berlin über.

Dort unterstand er dem Presse-Attaché bei der polnischen Gesandtschaft in Berlin, dem schon genannten Oberleutnant Paciorkowski, der — fast zur gleichen Zeit — den Pseudorittmeister Doktor Schreck nach Berlin geholt hatte. Druschilowski wohnte in der Ansbacher Straße, wo der Russe eine Informationsagentur „Russino" unterhielt. Diese Agentur war den deutschen Behörden gemeldet. Schreck wurde vor dem Reichsgericht in Leipzig als ein besonders geschickter Fälscher entlarvt, der über eine ganze Fälscherwerkstatt mit Druckerei-Einrichtungen verfügte. Es ist merkwürdig, daß das Wehrministerium diesem Fälscher eine Rechnung bezahlt hat, aber es ist weit merkwürdiger, daß der Name Druschilowski in Leipzig nicht gefallen ist, während der polnische Oberleutnant wiederholt genannt wurde; denn Druschilowski und Schreck arbeiteten gemeinsam. Dort in der Ansbacher Straße wurde der Sinowjewbrief gefälscht. Die glänzenden Erfolge dieser Fälschung haben seine Hersteller veranlaßt, andre Dokumente in gleicher Weise herzustellen.

So behandelte ein zweites Dokument die kommunistische Aktivität in Amerika. Der polnische Oberleutnant zahlte für dieses Dokument 300 Mark. Den gleichen Betrag erhielt merkwürdigerweise auch Schreck für eine seiner ersten Fälschungen. Druschilowski sollte mehr Material dieser Art liefern. Er stand mit russischen Emigranten in Berlin, vor allem mit einem gewissen Herald Sievert und einem gewissen Gavrilov-Tachenko, in Verbindung. Herald Sievert hatte als Offizier bei den Baltikumern gestanden und gab nach Auflösung dieser Truppe in Berlin eine Presse-Korrespondenz, „Deutsches Ost-Presse-Bureau" heraus. Gavrilov hatte in einer antibolschewistischen Fälscherwerkstatt in Wien gearbeitet. Von ihm erhielt Druschilowski einen Blankobriefbogen mit dem Kopf der USSR.-Regierung. Diesen Briefbogen benutzte der Russe, um — in Gemeinschaft mit Schreck? — eine Instruktion an die Kommunistische Executive der Dritten Internationale in den Vereinigten Staaten herzustellen. Er unterzeichnete diese Instruktion mit „Kolarov" und „Stuart". In der Instruktion war angegeben, daß „Kamerad Rutberg", der Sekretär der amerikanischen Arbeiterpartei, von Moskau eine einmalige Summe von 40 000 Dollar und die Partei monatliche Unterstützungen von 25 000 Dollar erhalten hätten. So stimmte diese Fälschung fast genau mit dem Sinowjew-Briefe überein.

Auf Veranlassung von Paciorkowski ging der Russe mit diesem Dokument zum amerikanischen Konsulat in Berlin. Dort trat er mit dem Berliner Korrespondenten der „Chicago-Tribune" in Verbindung, den der Brief sehr interessierte, der aber feststellen mußte, daß der Sekretär der amerikanischen Arbeiterpartei nicht Rutberg, sondern Rutenberg hieß. Druschilowski besorgte sich durch ein Privatdetektiv-Bureau A. P. Konrad einen Blankobrief der Berliner Vertretung der ‚Iswestija'. Hier änderte er den Namen Rutberg in „Rutberg-Rutenberg" und druckte — auf den Maschinen des Schreck? — auf das Dokument einen Vermerk, nach dem das Berliner Bureau der ‚Iswestija' eine Unterabteilung des Haupt-Exekutiv-Bureaus der

Dritten Internationale sei. Herr Seldes kabelte das Dokument an die ‚Chicago Tribune' und die ‚New York Times', wo es am 15. Februar 1925 veröffentlicht wurde.

Instruktionen und Befehle an die nationalen Bureaus der Dritten Internationale wurden die Spezialität des Bureaus in der Ansbacher Straße. Solche Instruktionen waren immer von der Angabe bestimmter Summen begleitet, die das Moskauer Bureau zur Unterstützung der Aktivität bezahlte. Vor allem wurde die bulgarische Regierung fortlaufend mit solchen Dokumenten beliefert. Mit Hilfe dieses Materials wurden die Balkan-Kommunisten für das schreckliche Bombenattentat von Sofia verantwortlich gemacht. Es wurde ihnen vorgeworfen, sie hätten den Befehl hierzu von Moskau erhalten.

Ende 1925 wurde Druschilowski von den Beamten des Fälscher-Dezernats der Berliner Polizei verhaftet. Bei einer Haussuchung wurden eine ganze Anzahl russischer Amtsformulare und Stempel vorgefunden. Zur gleichen Zeit wurde auch Schreck verhaftet. Auch bei ihm sind Stempel und deutsche Amtsformulare gefunden worden. Es ist merkwürdig, daß die berliner Polizei, ebensowenig wie später das Reichsgericht, auf diese offenbare Verbindung nicht hingewiesen haben.

Gegen Paciorkowski wurde kein Verfahren eingeleitet, er verließ in einem Kraftwagen fluchtartig Berlin, begab sich nach Paris und von dort als „Journalist" nach Genf. Druschilowski selbst wurde auf Intervention der bulgarischen Gesandtschaft in Berlin aus der Untersuchungshaft entlassen, aber aus dem Reiche ausgewiesen. Er ging nach Litauen, Estland und im Sommer 1926 nach Rußland, wo er verhaftet und wegen Spionage zum Tode verurteilt wurde. Schreck, der letzte der drei Musketiere, blieb im Gefängnis Moabit, bis er Anfang 1928 von dem Reichsgericht in Leipzig wegen Spionage, Urkundenfälschung und Landesverrat zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurteilt wurde.

Auf den Sinowjewbrief zurückkommend, darf man sagen, daß tatsächlich nur die Russen die letzte Aufklärung geben können. Aber es scheint, daß sie nicht gewillt sind, der englischen Labour-Party, von der sich die Kommunisten in den kommenden Wahlen trennen wollen, diesen Dienst zu erweisen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die englischen Konservativen im guten Glauben auf die Fälschung hereingefallen sind und heute noch — abhängig von einem Netz dunkelster Vertrauensmänner — an die Echtheit des Briefes glauben. Es ist gewiß, daß der polnische Spionage-Offizier seine Kompetenzen weit überschritten hat, daß amtliche polnische Stellen also wenig zur Sache sagen können. Es ist auffällig, daß sich die Bulgaren durch ihre Intervention für Druschilowski mit diesem identifizierten. Es bleibt rätselhaft, warum die berliner Polizei ihre Kenntnisse so sorgsam geheim hält, obwohl durch eine Bekanntgabe der Akten „Paciorkowski", „Druschilowski" und „Schreck" der Aufklärung dieser Affäre sehr gedient werden könnte.

Wem wird hier im außenpolitischen Interesse ein Gefallen getan? Den Bulgaren? Den englischen Konservativen?

Was weiß Stresemann davon?

Das Elend der Arbeiterpresse von Arthur Goldstein

Vor dem Kriege war die Lektüre des ‚Vorwärts' ein Genuß. Von der ‚Leipziger Volkszeitung' und den andern großen sozialdemokratischen Provinzzeitungen gilt annähernd das gleiche. Gar nicht zu reden von der ‚Neuen Zeit'. In dieser Zeitschrift wurden geistige Turniere ausgefochten — mit einer Bravour, wie sie nur dann möglich sind, wenn hinter dem Kampf um die großen Menschheitsfragen der Fanatismus der Wahrheit steht. Damals reichte die Stimme der sozialistischen Presse weit über die Grenzen der Arbeiterbewegung hinaus. Sie galt uns Intellektuellen, die wir noch mit einem Bein im bürgerlichen Lager standen, als weithin leuchtendes Fanal eines mit elementarer Wucht nach vorwärts drängenden Kulturwillens. Wo sind die Zeiten hin? Anstelle von Geist, Temperament, Enthusiasmus, den Sprungfedern einer aufstrebenden revolutionären Klassenbewegung, weht uns heute aus der Arbeiterpresse fast aller Richtungen der Modergeruch geistiger Apathie, spießbürgerlicher Behäbigkeit, einer nur dem Augenblick lebenden Opportunitätspolitik entgegen. Titanisches Wollen um letzte Ziele hat dem parlamentarischen Schachergeschäft um Ministersessel und Regierungskoalitionen Platz gemacht.

Die Sozialdemokratie ist, psychologisch gesehen, ein Kriegerverein mit den allgemein bekannten Symptomen politischer Verkalkung behaftet. Ihr historischer Blick ist, genau wie bei den organisierten Anhängern der Militärtradition, nach rückwärts gerichtet. Auch ihre „große Zeit" liegt in der Vergangenheit. Die Aufgaben der Gegenwart begreift sie nicht. Die Zukunft haßt sie wie den Tod. Kein Wunder: die Zukunft ist ihr Tod. Liegt doch ihr Zukunftsprogramm innerhalb dieser kapitalistischen Gegenwart. Sie selbst ist eine zuverlässige Stütze der bürgerlichen Gesellschaft. Im Kriege hat sie die Standarten des kaiserlichen Imperialismus vom ersten Sieg bis zur letzten Niederlage begleitet. Mit historischer Konsequenz hat sie beim ersten Wetterleuchten der Revolution sogleich die weiße Fahne der Konterrevolution gehißt — zu Nutz und Frommen des geheiligten Privateigentums. Wie kann bei solcher Sterilität im Denken und Wollen eine Arbeiterpresse Wurzel schlagen, die wiederum die Massenpsychologie mit Zukunftsglauben und Siegesgewißheit erfüllt!

Vielleicht aber ist aus den kommunistischen Regionen ein frischer Luftzug zu erwarten? Wenn man unter Kommunismus den Teil der Arbeiterbewegung versteht, der seine politischen Direktiven aus Moskau bezieht, dann sind wir erst recht zur Resignation genötigt. Lasciate ogni speranza! Ist doch der geistige Gehalt der kommunistischen Presse beinahe noch trostloser als im benachbarten Lager von rechts, wobei die Kategorien: Rechts oder Links nach der grundsätzlich politischen Seite kaum noch wichtige Differenzpunkte aufweisen. Rein journalistisch betrachtet, ist die ‚Rote Fahne' dem ‚Vorwärts' zweifellos überlegen. Sie ist stofflich interessanter, sie weiß den Leser zu fesseln, wenn auch nicht zu begeistern, sie

verschmäht keineswegs das Mittel der Sensation, denn als moderne Zeitung, die sie sein will, muß sie die großen und kleinen Sünden des bürgerlichen Journalismus getreulich kopieren. Dagegen wäre an sich nichts zu sagen, wenn die äußere Aufmachung nur Mittel zum Zweck bedeute, wenn sie die Schale bildete, die den wertvollen Kern umschließt. In Wirklichkeit ist aber die Aufmachung das wichtigere oder sagen wir statt Aufmachung lieber die Gestikulation der Gesinnung. Denn mag der ‚Vorwärts' seinem innern Gehalt nach eine „Gartenlaube" für Parteiveteranen repräsentieren, so ist andrerseits nicht zu leugnen, daß er eine bestimmte politische Linie innehält. Die Konsequenz seiner antisozialistischen Politik hat trotz allem Charakter. Die Signatur der kommunistischen Presse aber ist Inkonsequenz und Charakterlosigkeit. Das ist nicht die Schuld einzelner Personen. Es liegt am System. Die Erbsünde des moskauer Kommunismus wurzelt in der Verkoppelung der Dritten Internationale mit dem Staatsapparat der russischen „Sowjet"-Republik. Diese Verbindung war bis zu einem gewissen Grade erträglich, solange das Sternenlicht der russischen Revolution den Kompaß bilden durfte für die Taktik der westeuropäischen Arbeiterbewegung. Jedoch von dem Zeitpunkt an, wo durch Einführung des „Nep" der vielleicht unvermeidbare Kompromiß mit dem kapitalistischen Privateigentum, das heißt: mit dem bürgerlichen Westeuropa abgeschlossen wurde, hätte die ideologische und organisatorische Loslösung von der russischen Staatspolitik erfolgen müssen. Die widernatürliche Aufrechterhaltung zweier so wesensverschiedener Systeme (revolutionärer Klassenkampf in der Theorie und kapitalistische Restauration in der Praxis) zeitigte, wie nicht anders möglich, verheerende Wirkungen innerhalb der kommunistischen Presse. Denn hier war die Tribüne, wo zu allererst der unmögliche Versuch unternommen wurde, den eklatanten Widerspruch zwischen Schein und Wirklichkeit hinwegzudisputieren. Und zwar nach zwei Richtungen zugleich. Man mußte den grauen russischen Alltag durch rotes Rampenlicht verklären, um so in der proletarischen Öffentlichkeit die Illusion einer sozialistischen Idealwelt aufrechtzuerhalten. In diesem Zusammenhang ergab sich natürlich noch ein zweites Moment der Unehrlichkeit, das bei der journalistischen Ausdeutung der kommunistischen Innenpolitik zur Erscheinung kam. Es ist einleuchtend, daß dieses im kapitalistischen Wiederaufbau begriffene Rußland keinerlei Interesse an der Entstehung europäischer Revolutionen haben kann. Damit ist die Marschroute der Dritten Internationale eigentlich unzweideutig festgelegt. Da aber das russische Staatsinteresse auf die Existenz der „kommunistischen" Parteien vorläufig nicht verzichten mag, so bleibt für deren Taktik kein andrer Ausweg als die Methode der doppelten Buchführung: sie sind gezwungen, ihre im Grunde sozialdemokratische Politik mit der revolutionären Phrase zu maskieren. Das verleiht dann dieser Parteipresse das Stigma der Unwahrhaftigkeit, Zweideutigkeit und hohlen Rhetorik. So muß sich naturgemäß eine Dialektik herausbilden, die ganz im Stil mittelalterlicher Scholastik im Gegen-

satz zur innern Logik der Tatsachen dem formalen Beweis zum Siege verhilft. Das alles hat mit proletarischer Gesinnung nichts mehr zu tun und entspringt dem Gegenteil revolutionärer Weltanschauung. Der Höhepunkt der Lächerlichkeit wird aber erreicht, wenn man den Kritiker bolschewistischer Methodik eben wegen solcher Kritik als „bürgerlichen" Ideologen zu charakterisieren versucht. Dagegen trifft der Vorwurf der „Bürgerlichkeit" mit vollem Recht einen „revolutionären" Journalismus, der dieselbe Doktrin, die er gestern verworfen hat, heute glühend verteidigt — aus keinem andern Grunde als weil Moskau befiehlt. Roma locuta, causa finita!

Was also soll geschehen Oder richtiger: Wo liegen die Möglichkeiten für eine Reform der Arbeiterpresse an Haupt und Gliedern? Ich höre schon den Zwischenruf: Die Schuld an den gegenwärtigen Unzulänglichkeiten trifft in vollem Umfang den Marxismus. — Ein ebenso beliebtes wie fehlerhaftes Argument. Denn — wie gesagt — vor dem Kriege, als die Sozialdemokratie die marxistische Geschichtstheorie noch als Leitfaden ihrer Politik benutzte, befand sich ihre Presse auf der Höhe der Situation. Aber dieselbe Partei hat als solche mit der Theorie des Marxismus gar nichts mehr zu tun. Ist sie doch das politische Mundstück der bewußt antimarxistischen Gewerkschaftsorganisationen. Der Grundgedanke aller Gewerkschaftspolitik ist heute die Negation des Klassenkampfes. Man sollte also wirklich nicht immer die materialistische Geschichtsauffassung für einen Zustand verantwortlich machen, der erst durch deren Außerkurssetzung akut geworden ist. Etwas anders liegt der Fall bei der kommunistischen Presse, die sich ja theoretisch zum Marxismus bekennt. Wie bereits angemerkt, erschöpft sich hier die „marxistische" Argumentation in einem leeren Formalismus, der vom wesentlichen Inhalt materialistischer Dialektik ebenso weit entfernt ist wie die „Sowjet"-Republik vom Sozialismus. Trotzdem kann ich den antimarxistischen Kritikern in einem Punkte nicht ganz unrecht geben, der ihnen allerdings selber am wenigsten zum klaren Bewußtsein gekommen zu sein scheint. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Marxismus nach der weltanschaulichen Seite hin eine gewisse Erstarrung aufzuweisen hat. Ohne auf die nähern Ursachen einzugehen, muß doch die Anmerkung gemacht werden, daß grade der Leninismus sich auch in diesem Punkte am rückständigsten gezeigt hat. Seine Weltanschauung ist der Materialismus des 19. Jahrhunderts. Daß man aus der Philosophie der bürgerlichen Aufklärungsepoche von anno dazumal für den proletarischen Befreiungskampf der Gegenwart keine Funken schlagen kann, ist ohne weiteres klar. Damit soll nicht etwa einer neuen Metaphysik das Wort geredet werden. Aber der Marxismus wird sich als Weltanschauung nur dann behaupten können, wenn er neue schöpferische Ideen produziert. Das wird ohne Anwendung der erkenntniskritischen Methode nicht zu bewältigen sein. Eine weltanschauliche Regeneration des Marxismus würde — das ist evident — eine grundlegende Wandlung für die sozialistische Presse und Literatur bedeuten.

Ecclesia militans

I.

Die Klöster brauchen Geld

von Lothar Engelbert Schücking

Das Schulgesetz ist begraben. Es ist viel darüber debattiert worden, aber wohlweislich hat niemand in der Öffentlichkeit von den wirtschaftlichen Ursachen gesprochen. Nur wer in katholischen Ländern lebt, nur wer die großen Klostergründungen verfolgt und den Ansturm der Nonnen auf die Universitäten, hat eine Ahnung davon, daß es sich bei dem Schulgesetz gar nicht so sehr um eine Weltanschauungsfrage handelt, sondern wie bei allem im Katholizismus um eine wichtige wirtschaftliche Frage, nämlich darum, wie den katholischen Orden ihr durch die Inflation geschwundenes Kapitalvermögen wiederhergestellt werden soll. Mit dem Ende der Inflation war in Deutschland der Jesuitenorden so gut wie pleite. Sein ungeheures Bankkapital, das deutsche Banken verwaltet hatten, war zerronnen, aber auch viele andre Orden hatten nur noch ihre Grundstücke, und welchen Ertrag landwirtschaftliche Besitzungen heutzutage bringen, zumal wenn die Pachtschutzämter jederzeit die Pacht heruntersetzen können, aus Billigkeit, auf Verlangen des Pächters, weiß jeder. Nun ist das Ideal der katholischen Kirche: In jeder Gemeinde ein Kloster, oder besser noch, für jede Gemeinde ein Kloster zuständig mit Krankenpflege, ein Kloster zuständig für Schulverwaltung, ein Kloster mit beschaulichem Leben. Das ist das Ideal des Mittelalters und das ist heute noch das Ideal des Zentrums. Die Krankenpflegeklöster arbeiten rüstig, streng konfessionell, keine Schwangere soll Aufnahme finden, da katholische Krankenschwestern im allgemeinen mit Entbindungen nichts zu tun haben wollen.

Aber mit den Schulschwesternorden hapert es noch sehr. Als wir das Elsaß abtraten, hatte es die katholische Kirche im Oberelsaß nahezu erreicht, daß ihre Schulschwestern von den Gemeinden als Lehrerinnen bevorzugt wurden und die Gemeindeschule im allgemeinen eine Art Klosterschule geworden war. Die weltliche Lehrerin wurde überall unterboten. Die in Paris und Schlettstadt vorgebildete Schulnonne arbeitete für die Gemeinde als Lehrerin mehrere hundert Mark billiger im Jahr. Die Differenz zahlte der Orden, wie böse Zungen sagten, die französische Verwaltung in Paris, denn die Zentrale dieser französischen Schulschwesternorden war gewöhnlich Paris oder ein andrer französischer Ort. Die Abteilung für Kirchen und Schulen bei der Regierung des Reichslandes in Colmar wußte das alles sehr gut, versuchte die Anstellung der Schulnonnen zu verhindern und kämpfte einen patriotischen, aber ziemlich aussichtslosen Kampf gegen die Gemeinden, die lieber 700 Mark im Jahr für eine französierte Nonne als über 1100 Mark für eine richtiggehende deutsche Lehrerin bezahlten. Das Lächerliche ist, daß die Franzosen jetzt selber darunter zu

leiden haben, daß sie in deutscher Zeit soviel Geld ausgegeben haben, das Elsaß mit ihren Schulschwestern heimlich zu französieren. Das Ideal der katholischen Kirche, die Gemeindemittel auf die Klöster zu leiten und den Klöstern feste Einnahmen zu verschaffen aus laufenden Gemeindemitteln, war aber im Elsaß nahezu erreicht, wenigstens in manchen Teilen im Oberelsaß. Dieses Ziel jetzt in Deutschland zu erreichen und die Gemeindemittel für die Klosterschule auszunutzen, ist der eigentliche Zweck des Schulgesetzes gewesen.

Dazu bedurfte es vor allem der Aufhebung der Gemeinschaftsschule, deshalb ist das Zentrum so unerbittlich in seinem Kampf gegen diese Gemeinschaftsschule. Vergeblich wurde immer wieder ihr Blühen in gewissen Teilen des Deutschen Reiches nachgewiesen, auch die Möglichkeit katholischen Religionsunterrichts. Auf alles das kommt es den durch die Inflation verkrachten Orden gar nicht an. Sie fassen die ganze Schulfrage ja nur wirtschaftlich in dieser Zeit, in der immer neue Klöster entstehen, Bistümer gegründet werden, die Organisation fortschreitet und lange nicht entsprechend Möglichkeiten vorhanden sind, öffentliche Gelder den Orden zuzuführen. Im Provinzial-Landtag der Provinz Westfalen führt die Sozialdemokratie einen erbitterten Kampf, um die Fürsorgezöglinge, statt in den Klöstern, wie das jetzt geschieht, in Provinzialerziehungsanstalten zu bessern. In Westfalen werden ungeheure Summen von der Provinzialverwaltung an die Klöster für Erziehungszwecke gezahlt, die Arbeitskraft der Fürsorgezöglinge wird in weitgehendem Maße den Orden nutzbar gemacht und das Geschäft ist für die katholischen Orden außerordentlich befriedigend. Aber es fehlt uns immer noch die normale, private Klosterschule des Mittelalters, an die die Gemeinde alles das, was sie für Schulzwecke zahlte, restlos abführen soll. Der vielen Andersgläubigen und Dissidenten wegen läßt sich die Klosterschule des Mittelalters nicht so einfach wieder einrichten. Das würde böses Aufsehen erregen. Machen kann man die Sache nur so, das weiß das Zentrum sehr gut, wie es im Oberelsaß mit französischer Mitwirkung noch 1918 war, das heißt grundsätzliche Besetzung aller Lehrerinnenstellen und möglichst auch der Lehrerstellen mit Schulschwestern und Schulbrüdern. Dann hat man keine offizielle Klosterschule, aber die Gemeinde unterhält doch das Kloster, das ist der Zweck der ganzen Sache und der Zweck der ganzen Gesetzgebung wie sie vom Zentrum beabsichtigt wird. Natürlich muß daneben dann eine möglichst vernachlässigte, öffentlich verachtete, weltlich kommunistische Staatsschule für Protestanten, Dissidenten, Sozialisten, Kommunisten und andre Haeretiker bestehen, deren Zöglinge von braven katholischen Handwerksmeistern nicht in die Lehre genommen werden und in ihrem Fortkommen ihr ganzes Leben dadurch behindert sind, daß sie eine religionslose Staatsschule besucht haben. Das hat in Holland alles vor mehr als 20 Jahren das Ministerium Kuyper für die katholische Kirche durchgesetzt und Holland ist dadurch so brav katholisch geworden, so daß jeder staunt, der gelernt hat, die Vorfahren dieser Leute hätten mal

hundert Jahre lang gegen die Papisten, für die Freiheit des evangelischen Glaubens gefochten.

Nicht alle Katholiken, auch nicht alle gläubigen Katholiken und nicht alle Zentrumsleute wünschen die Klosterschule. Auch im Zentrum gibt es Männer, die vor der Rückkehr in das Mittelalter und dem „gotischen Menschen" zurückschrecken. Aber in unsrer Zeit überwiegt das Wirtschaftliche. Von Holland aus gehen vielfach in Westfalen und Rheinland die neuen Klostersiedlungen, die hunderte von Schulschwestern ausbilden, die doch etwas zu tun haben müssen. Marien-Lyzeen werden errichtet mit ungeheurem Aufwand und großen Leihkapitalien zur Ausbildung katholischer Schulschwestern. Das Personal für Besetzung von Lehrerinnenposten mit Nonnen wird in kurzer Zeit vorhanden sein. Schon werden in dem rein evangelischen Schleswig-Holstein von katholischen Orden Schulhorte und Kinderheime für evangelische Kinder errichtet, denn die katholischen Schulnonnen müssen in der Bevölkerung erst mal beliebt werden. In Bayern ist man selbstverständlich schon sehr viel weiter und es wäre ein glänzender Sieg über die Gemeinschaftsschule gewesen und ein fabelhafter Erfolg für die wirtschaftliche Sanierung der Klöster, wenn dieses Schulgesetz durchgegangen wäre, über dessen wirtschaftliche Bedeutung Protestanten und sicher auch der Reichspräsident Hindenburg keine vollkommen klare Vorstellung haben.

II.

Frankreichs schwarze Gefahr von Milly Zirker

Seit dem Januar dieses Jahres erscheint die „Deutsch-Französische Rundschau" als Organ der Deutsch-französischen Gesellschaft. Unter den Namen der Mitglieder und Mitarbeiter befinden sich nur wenige von gutem pazifistischem Klang, hingegen sehr viele von Auchpazifisten bis ganz rechts hinüber zu Hoetzsch und Rippler. Es diene zur Charakteristik der Beiträge des ersten Heftes, daß der beste von ihnen (außer klugen Worten von Arnold Zweig) ein ausgezeichneter Artikel, von Professor Hoetzsch, dem bekannten deutschnationalen Parlamentarier, stammt und sich mit Frankreichs innenpolitischer Lage befaßt. Hoetzsch wird darin der Politik des Kabinetts Briand-Poincaré so gerecht, wie dies selten in der deutschen Linkspresse der Fall war. Der deutschnationale Politiker hält für die kommenden französischen Wahlen einen gemeinsamen Sieg Poincaré-Briand für sehr wohl möglich und bezeichnet als Plattform für diese zukünftige Regierung: „Für den einen, Poincaré, die Stabilisierung und Erhaltung der Währung, die Finanzreform, die Handelspolitik auf dieser Grundlage, für den andern die Verständigungspolitik, ‚mit dem Schlagwort: Nie wieder Krieg!" Vor Tische las mans anders.

Wir wollen uns aber nicht darüber beschweren, daß wir Mitkämpfer aus einem andern Lager bekommen haben, schließlich könnte man ja sogar stolz darauf sein, daß Leute, die uns bisher mehr oder weniger mit Dreck bespritzt haben, nun, nachdem wir zehn Jahre isoliert gestanden haben, mit uns

einer Meinung sind. Wir freuen uns also darüber, ohne nur einen Augenblick zu vergessen, daß beim ersten leichten Konflikt mit diesen Mitkämpfern nicht zu rechnen ist.

Genau das Gleiche gilt für die Mitglieder und Mitarbeiter auf französischer Seite. Marcel Prélot-Lille veröffentlicht in der selben Nummer der Zeitschrift einen ausführlichen Bericht (13 Druckseiten) über „die neukatholische Bewegung in Frankreich". Von vornherein sei gesagt, daß katholische Bewegung in Deutschland und Frankreich nicht das selbe bedeutet. In Deutschland hat sich nach der sogenannten Revolution von den beiden großen Kirchen die katholische weitaus demokratischer gezeigt, Erfolg: 218 000 Kirchenaustritte aus der katholischen, gegenüber 1 243 000 aus der evangelischen Kirche, wobei allerdings zu beachten ist, daß es nur halb so viel Katholiken wie Protestanten in Deutschland gibt. In Frankreich aber ist seit der großen Revolution die katholische Bewegung immer gleichbedeutend gewesen mit royalistischer und republikanischer Bewegung. Das gibt auch Prélot zu, versucht aber dann die neukatholische Bewegung in Frankreich so zu interpretieren, als ob sie die Front geändert hätte. Das hat sie mitnichten! Zu diesem Trugschluß kann man nur kommen, wenn man übersieht, daß es eine Frage Monarchie oder Republik überhaupt im Ernst nirgendwo mehr gibt, die Frage lautet schon lange: demokratische oder reaktionäre Republik und die von Prélot aufgezeichneten und mit Mitgliederzahlen belegten katholischen Organisationen stehen sämtlich rechts. Seine eigne Haltung tritt auch ganz einwandfrei hervor, wenn er von der „Gefahr" spricht, die nach den Wahlen vom Mai 1924 „drohte" (die Wahlen nämlich, die mit dem Sieg der Radikalsozialisten die Regierung Herriot brachte, und die den Weg der praktischen deutsch-französischen Verständigung einschlug) und dann mit großer Befriedigung berichtet: „In diesem Augenblick ergriff der General Castelnau die Initiative einer Vereinigung aller katholischen Kräfte". Der General Castelnau? Der steht auf der äußersten französischen Rechten und unterscheidet sich nur durch Nuancen von den Leuten um die ‚Action Française'. Man komme uns nur nicht mit den Statuten dieser „Fédération Nationale Catholique". Sie versichern, daß sie ihr Ziel im Interesse der Religion, der Familie, der Gesellschaft verfolgt, aber jeder Parteipolitik fernsteht. Wir in Deutschland kennen ja diese „unpolitischen" Vereine! Gelinde gesagt, merkwürdig berührt es, wenn Prélot bei der recht ausführlichen Aufzählung von Gruppen bis zu 150 000 Organisierten, ungeheure Zahlen bei der bekannten Abneigung der Franzosen in Vereine zu gehn, bei der dutzendweisen Zitierung von Namen einen ausläßt: den von Marc Sangnier. Aber freilich, Marc Sangnier steht auf der Linken, Marc Sangnier trat unter Lebensgefahr für deutsch-französische Verständigung ein, als diese noch nicht unter dem offiziellen schützenden Schatten von Locarno stand.

Die ganze Sache brauchte vielleicht nicht so wichtig genommen zu werden, wenn nicht von andrer Seite Sturmzeichen

gemeldet würden, nämlich von der französischen Liga für Menschenrechte.

In den ‚Cahiers' (III, 1928) beschäftigt sich Professor Aulard, der berühmte Historiker der französischen Revolution und Vizepräsident der Liga, mit einem geschichtlichen Rück- und Überblick über die Entwicklung des Laienstaats seit der großen Revolution. Er gibt zunächst eine Erklärung der Bedeutung des Wortes „Laicité": „Die Laizität, das ist der ganz weltlich gewordene Staat und das Wort ‚laique' kommt von einem lateinischen Wort, das wiederum dem Griechischen entstammt und ‚Volk' bedeutet. Die Laizität ist also das Volk, das sich selbst durch Vernunft regiert. Die Laizität (Weltlichkeit) ist die freigewordene Demokratie mit der wirklichen Herrschaft über sich selbst. Die Weltlichkeit ist der Staat, der über Religionen und Kirchen steht, der sich ihrer nicht zu seinen Zwecken bedient noch gestattet, daß sie sich seiner zu ihren Zwecken bedienen . . .

Die Weltlichkeit ist die organisierte Gewissensfreiheit. Und geschichtlich gesehen, ist die Weltlichkeit die ureigne Entwicklung des Geistes unsres Volkes, des vielleicht am wenigsten mystischen Volkes der Erde, das selbst in Stunden, in denen Fanatismus alle Lichter gelöscht hatte, immer die Vernunft zur Führerin erkoren hat."

Nach einem ausführlichen geschichtlichen Rückblick über die Kämpfe zwischen Kirche und Staat, zwischen Reaktion und Fortschritt während zwei Jahrhunderte, schließt Aulard: „Wenn die heutige Republik schließlich den weltlichen Staat, den die französische Revolution begründet hatte, wiederhergestellt hat, so ist dies zweifellos dem Einfluß des öffentlichen Unterrichts und dem von Schriftstellern und Rednern zu danken, aber auch dem Umstand, daß die katholische Kirche, die sich in Frankreich immer in die Politik gemischt hat, Partei für die Konservativen ergriffen hat. In den beiden Perioden der Reaktion, die sich beide als „moralische Ordnung" bezeichnet haben, und zwar 1874 und 1877, war es die Kirche, die, wie unter der zweiten Republik, die Konservativen gegen die Republikaner unterstützte. Als Gambetta ausrief: ‚Der Klerikalismus, das ist der Feind!', brachte er damit nur eine allgemein volkstümliche Meinung wie eine soziale Tatsache zum Ausdruck. — Aus diesem Gefühl und aus dieser Tatsache, also aus dem Fortschritt des weltlichen Gedankens im Volksgeist und aus dem Krieg, den die Kirche gegen die Republik führte, zuerst um sie zu zerstören, später um sie zu beherrschen, aus der „klerikalen Gefahr", wie man es nannte, sind die ‚Laiengesetze' entstanden, besonders das Gesetz der obligatorischen und weltlichen Grundschule, die Revision der Verfassung, die 1884 die öffentlichen Gebete abschaffte, das Ausnahmegesetz gegen kirchliche Orden, die sich selbst außerhalb des allgemein gültigen Rechts gestellt hatten, das Gesetz, das ihnen das Recht zum Unterrichten nimmt, und endlich das Gesetz der Trennung von Kirche und Staat. Diese Gesetze, die zwischen 1882 und 1905 erlassen wurden, bilden ein Ganzes und bestimmen die Weltlichkeit des fran-

zösischen Staates; sie sind das Resultat und die Konsolidierung des Sieges, den die Republikaner über die Rechtsparteien, die mit der Kirche verbündet waren, davontrugen. — Soll man sie in einem Augenblick abschwächen, wo die Kirche, angesichts der kommenden Wahlen, mehr als je bestrebt ist, die weltliche Republik zu stürzen, indem sie besonders die weltliche Schule, die die Grundlage dieser Republik ist, diskreditiert?"

Aus der gleichen Nummer der ‚Cahiers' geht hervor, daß nicht nur tatsächlich eine Welle von katholischen Versammlungen das Land überzieht, sondern daß, unter Verletzung der Gesetze, die dies ausdrücklich verbieten, in verschiedenen Winkeln des Landes sich aufgelöste Orden wieder heimlich einnisten und andre aus dem Ausland einzuwandern versuchen. Die französische Liga für Menschenrechte hat ihre verschiedenen Ortsgruppen, die derartige Meldungen an die Zentrale gemacht haben, um genaue Angaben ersucht und sich gleichzeitig Vorschläge erbeten, auf welche Weise man diese Gesetzesverletzungen am wirksamsten bekämpfen sollte.

Die Kirche ist überall neben Militarismus und Kapitalismus die stärkste Stütze der Reaktion, vielleicht sogar stärker als die beiden andern, weil sie tiefer gefühlsmäßig verwurzelt und daher schwerer mit Vernunftsgründen zu bekämpfen ist.

Wird Frankreich, das freigeistige Frankreich, das Frankreich der großen Revolution, mit diesen, seinen schwarzen Kaders, schwarz" im wahren Sinne des Wortes, fertig werden? Wir glauben es.

Eine Frau Schmidt von Richard Huelsenbeck

In Potsdam, wo Friedrich der Große mit seinen Windspielen spazieren ging und die emeritierten Hohenzollern auf den fetten Pensionssäcken sitzen, die ihnen die strammstehende Seele der deutschen Republik zukommen ließ, in diesem Potsdam, wo unser Preußentum angesichts der historischen Mühle hörbar ehrfurchtsvoll zu klappern anfängt, hat man eine gewöhnliche, gänzlich uninteressante Frau Schmidt zum Tode verurteilt, weil sie ihren Mann umgebracht hat.

Diese Frau trug das Geschick, den ganzen Tag schuften zu müssen, während ihr Mann sich damit begnügte, den von ihr erarbeiteten Verdienst zu versaufen. Der Mann, ein kerniger Vertreter unsres Volkstums, hielt es für richtig, seine Frau durch eindringliche Hiebe zu weiterer fleißiger Arbeit aufzumuntern. Da man der Frau Schmidt von Jugend auf beigebracht hatte — Schule, Religion und Staat gaben ein Beispiel edlen Wetteifers —, daß sie die ergebene Sklavin ihres Mannes zu sein habe, nahm sie die ihr väterlich erteilten Hiebe mit Geduld hin. Ihr Los war es, zu arbeiten und Prügel dafür zu bekommen. Gott hatte es so gewollt, die Pastoren verkündeten es von der Kanzel und damit mußte man sich abfinden. Daß es ein Unglück war, sich in einer solchen Lage zu befinden, sah Frau Schmidt erst ein, als sie eines Tages ein

Kino besuchte, in dem man ein Stück gab, welches haarklein ihre Lebensgeschichte erzählte mit dem Ausgang, daß die Ehefrau, die auch dort nur Prügel für ihre Arbeit bekam und der auch dort der Mann das erarbeitete Geld versoff, diesen Mann umbrachte und freigesprochen wurde. Frau Schmidt erkannte blitzartig, daß sie ein unglückseliges Lasttier war, daß alle Wahrheiten von Schule, Kirche und Staat nur erfunden waren, sie zu ducken und daß man, wenn man als Mensch leben wollte, gezwungen war, wie jene Frau im Film zu handeln.

Frau Schmidt ging nach Haus und als sie zufällig entdeckte, daß ihr Mann, der schwerbetrunken im Bett lag, auch die letzten zum Ankauf von Schuhen reservierten zwölf Mark in die Gurgel gegossen hatte, sperrte sie den Gashahn auf, zog die Tür hinter sich zu und verschwand aus der Wohnung. Der Säufer ging ein.

Das Gericht verurteilt eine Frau, die sich in höchster Seelenqual eines Ungeheuers entledigte, zum Tode und stellt sich damit auf die Seite des kernigen schnapstrinkenden Volkstums. Wenn irgendwo, so wäre hier Gelegenheit gewesen, nach dem gesunden Menschenverstand, der anständigen Gesinnungsart, nicht nach dem Buchstaben zu urteilen. Es ist das schreckliche Schicksal Deutschlands, in Fragen seiner moralischen Haltung Menschen ausgeliefert zu sein, die nicht von einem geistigen Hauch berührt worden sind. Das Urteil an dieser Frau Schmidt ist eine Barbarei, die jede Gemeinschaft zivilisierter Menschen zum Protest veranlassen und somit Deutschland aufs schwerste schädigen muß. Es ist notwendig, das hier festzuhalten: solche Urteile, solche vollkommene Ahnungslosigkeit menschlichen Dingen gegenüber, solche Buchstabensturheit schaffen und schufen den Haß gegen alles Deutsche. Um das einzusehen, bedarf es keiner langwierigen professoralen Untersuchungen. Diese Herren haben durch ihre Gesinnungsart die Koalition der ganzen Welt gegen uns gehetzt, sie haben den Krieg verloren, haben es verstanden, das Volk mit patriotischen Redensarten um seinen revolutionären Elan zu bringen und sind nun dabei genau wie vor dem Kriege, als ihr Weizen unter dem Schatten der wilhelminischen Standarte fette Früchte trug, ihrer Gesinnung eine Atmosphäre zu schaffen. Eine Kasernenhofatmosphäre, wenn möglich. Die Herren, die auf den Pensionssäcken sitzen, werden es nicht ungern sehen. Während die ganz gewöhnliche uninteressante Frau Schmidt vor dem Fallbeil und dem befrackten Henker zittert, werden sie ihre alten Orden streicheln und begeistert auf die Zukunft anstoßen, die ihren Kindern und Kindeskindern wieder eine solche Knechtsherde verspricht wie die war, die mit dem Namen eines kaiserlichen Deserteurs auf den Lippen in die feindlichen Maschinengewehre rannte.

Diese Frau Schmidt aber darf nicht sterben. Es geht uns dringend an.

Der neue Kürschner von Peter Panter

Einst wurde Roda Roda von Freunden herausgefordert: er könne ja vieles erreichen, aber eines nicht. Nie, niemals würde er den ersten Platz im Kürschner einnehmen. Das Jahr ging zu Ende, der neue Kürschner erschien, und am Anfang stand:

Aaba, siehe Roda Roda.

(Wobei besonders schön das fürsorgliche Doppel-A ist: damit auch ja nichts passieren kann.) Aaba Aaba aber steht auch heute noch an erster Stelle in Kürschners Literaturkalender (erschienen bei Walter de Gruyter & Co., Berlin, 1928).

Das dicke Buch präsentiert sich in schmuckem roten Leineneinband, sehr empfindlich, also für die Redaktionsarbeit durchaus geeignet: man sieht jeden Hauch, jeden Fingerabdruck darauf, und eine Diskussion mit nasser Aussprache in der Nähe des Buches ist nicht möglich. Der alte Satzspiegel ist beibehalten worden, aber ein weißer, breiter Rand ist neu, wodurch das Büchelchen größer geworden ist, der Druck nicht deutlicher. Einige Photos zieren den Band — aber das schadet nichts.

Wir sind unsrer achttausendzweihundert — die „Gelehrten" nicht eingerechnet, die, Stücker zwanzigtausend, in einem besondern „Gelehrten-Kalender" vereinigt sind. Achttausend ... ohne die Zerquetschten. Lasset uns ein wenig blättern.

*

Zunächst sieht jeder nach, ob er selber drin steht. Sodann ziemt es sich, die Freunde aufzusuchen — ob vielleicht einer von ihnen mit einem Druckfehler gesegnet ist, ob sie auch alle da sind, wo sie wohnen, wo sie geboren sind, schau! schau: „20. Auflage" ... wer hätte das gedacht! und: „Chef vom Dienst", nimm nur das Maul nicht so voll ...

Manche sind verschwunden, andre sind neu hinzugekommen; statt Kurt Eisner steht da zum Beispiel:

> *Arco auf Valley, Anton, Graf, Geschichtspolitisch, Luftverkehr, Prokurist b. d. Süddtsch. Lufthansa, München, Briennerstr. 50b.*

Die Berufsangabe ist unvollständig — hier fehlt etwas.

Besuchst du deine Freunde im Kürschner, so fällt dir auf, daß da fast immer jemand ist, der „auch so heißt" — es gibt ja ganze Schriftstellergenerationen, bei denen das Dichten endemisch sein muß: die Hirschfelds von heute heißen Neumann oder Müller ... Wolfgang Gneisenau, geb. Goetz, gibt seine Arbeiten an; als erste: „Origines gentis Goetz". Der Ursprung der gens Goetz? Papier, Herr, Papier.

Bei manchen braucht man gar nicht erst das Geburtsdatum nachzusehen, das viele Damen ausgelassen haben — ein Blick auf die Buchtitel genügt. Roman: „Und sie rüttelte an der Kette" — genug, ich weiß. Auch ist anzumerken, daß die unbekannten Schriftsteller offenbar am meisten geschrieben

haben; wie bei Rundfragen die di minores sich gewöhnlich über lange Seiten ausschleimen, die Gelegenheit, endlich einmal gedruckt zu werden, atemlos ausnutzend, so gibt es hier Kaninchenböcke, von deren unmäßiger Produktion wir uns nichts träumen lassen. Demetrius Schrutz (Adresse: Frau Rosa Obrist) hat eine ganze Kürschner-Spalte vollgedichtet; seit dem Jahre 1885 gehen dem Mann die Stücke jährlich wie die Bandwürmer ab, ringeln sich noch ein wenig und liegen dann langsam still.

Wer aber alles noch lebt, das ist mitunter gespenstisch zu sehen. Von meinem alten Lehrer Hänschen Draheim will ich gar nicht reden — Mehring, du hast immer erzählt, er habe ein Buch geschrieben: „Ein falsches ‚Und' bei Lessing", das steht aber nicht drin; doch denkt nur: den alten Joseph von Lauff gibt es noch, und wirklich und wahrhaftig:

Eschstruth, Nataly v. (verw. v. Knobelsdorf-Brenkendorf), Romane, Majorswitwe.

Sie wohnt natürlich in einer Kaiser-Wilhelm-Straße. Und inzwischen ist ihre Kunst von der von Reimann erfundenen Courths M. übernommen worden; ob sich die beiden Damen wohl kennen?

Man lernt viel Neues aus dem Kürschner: da macht einer in „erörternder Prosa", Gott mag wissen, was das ist; es gibt, natürlich, ein Buch über „Eberswalde u. s. freiwillige Feuerwehr"; der unzuverlässige Bearbeiter des „Richtigen Berliners" hat ein Buch gebucht: „Die Bühnenanweisung im deutschen Drama", und wer nicht artig ist, muß es lesen — und Pseudonyme sind da, daß man vor Neid erblassen könnte. Neckische: „Hidigeigei" und „Latschenbock" und „Kiki" und „Joachim Friedenthal" ... nein, das ist wohl kein Pseudonym. Einer heißt Heinrich Wilhelm Hubert Evers, sein Pseudonym, das ihn der Menschheit verbirgt, ist: W. Heinz Evers. Nur ein Apotheker kann auf solche Idee kommen.

So stehen wir denn da alle im Kürschner verzeichnet, und jeder der Achttausendzweihundert hat wohl, wenn er darin blättert, sicher einmal gesagt: „Ich möchte nur wissen, wozu die Leute so viel Bücher schreiben!" (Anwesende ausgeschlossen.) Denn so geht das:

Das große Erlebnis, das sich vor einer Schreibmaschine, Bibliotheksbänden, einem Weib entzündet; göttlicher Funke, leuchtendes Auge, tiefe Einsamkeit und schwarzer Kaffee und was jeder so braucht; saubere Reinschrift und Paketsendung an eine Verlegerei; wehende Fahnen und haftende Druckfehler; vor Neuheit krachende Bände und verliebte Widmungen; boshafte Kritiken und Hymnen auf strikte Gegenseitigkeit; eine Postanweisung, ein Scheckchen Honorar; stokkender Absatz und staubende Vergessenheit; gehäutete Schlange, Dummstolz und Skepsis; angegriffen, abgegriffen, vergriffen ... und dann eine halbe Petitzeile in Kürschners Literaturkalender:

Agonie der Leidenschaft. Roman. 1901.

Hugo Ball, Deutschland und der Osten

von Friedrich Sternthal

Hugo Ball ist im September 1927 gestorben. Sein Gedankenwerk ist nicht mit ihm erloschen. Seine Kritik des deutschen Geistes in den Büchern „Die Folgen der Reformation" und „Die Flucht aus der Zeit", zuerst als Verrat und Blasphemie verlästert, wird wirken und lebendig sein, wenn kein Buchstabe mehr an die wilhelminische und republikanische Hofhistoriographie verschwendet werden wird.

I.

„Wenn wir die Reformation, Luther und den Protestantismus bekämpfen, geschieht es, weil wir in ihnen die Hauptbollwerke einer nationalen Isolation erblicken". „Luther wurde der Prophet eines Bürgertums, das sich sein wohlbestalltes Schlaraffentum nicht verkümmern zu lassen gewillt war und doch in geheuchelter Angst vor Gerichtstag und Abrechnung sich tiefe Inferiorität suggerierte... Der Erfolg seiner zweifelhaften Lehre schuf jene unsichere Begehrlichkeit, deren politischer Ausdruck allzu lange das offizielle Deutschland war; jene Unredlichkeit des Gewissens, die keine klaren Prinzipien schätzt; die ein beständiges Schwanken zwischen Moral und Appetit, zwischen Verboten und Erlaubt, zwischen Wahrheit und Heuchelei darstellt." — — „Er (Kant) gab Friedrich Wilhelm II. das schriftliche Versprechen, sich aller öffentlichen Vorträge, die christliche Religion betreffend, in Vorlesungen und Schriften als Sr. Majestät treuester Untertan zu enthalten. In seinem Nachlaß aber fand man einen Zettel: ‚Widerruf und Verleugnung seiner inneren Überzeugung ist niederträchtig; aber Schweigen in einem Falle wie dem gegenwärtigen ist Untertanenpflicht'. Das war als Überbrückung der Idee mit der Erfahrungswelt praktische Vernunft. Die intelligible Freiheit blieb intakt. Praktische Vernunft dieser Art aber wurde in Preußen vom Könige doziert". — — „Ich kann es mir nicht versagen, wenigstens einen Satz dieser Einleitung (des Grafen Schlieffen zu Clausewitzens Buch „Vom Kriege") zu zitieren. Er lautet: ‚Der dauernde Wert des Werkes liegt neben seinem hohen ethischen und psychologischen Gehalt in der nachdrücklichen Betonung des Vernichtungsgedankens'. Ethischer Wert und Vernichtungsgedanke?... Seit Clausewitz wird die deutsche Moral vom Generalstab gemacht. Seit Clausewitz haben die Offiziere den deutschen Idealismus begriffen... Und es ist dahin gekommen, daß Beamte, die ihre ‚verdammte' Pflicht tun, weil ihre untergeordneten Fähigkeiten darin ihre Rechtfertigung finden, sich anmaßen, Religion und Philosophie zu traktieren."

II.

So schreibt Hugo Ball in seinem Buche „Die Folgen der Reformation" (bei Duncker u. Humblot, München und Leipzig). Man weiß, was Goethe, Hölderlin, Schopenhauer, Nietzsche über die Deutschen gesagt haben. Die Sätze von Hugo Ball gehören in die Reihe dieser bittersten Anklagen. Um Hugo Balls Meinungen zu verstehen, höre man seinen Kernsatz: „Er

(Luther) gab dem Staate (dem Staate!) eine nie geahnte ‚Gewissensfreiheit' und erklärte zugleich das Desinteressement des religiösen Individuums an der Ordnung der Staatsaffären. Alle politische Indifferenz deutscher Dichter, Gelehrten und Philosophen hat hier ihren Ursprung. Die verächtliche Geringschätzung, mit der noch heute der deutsche Staatsmann auf die Vertreter der Intelligenz seines Landes herabsieht — auch sie geht auf Luther zurück. Die Naivität eines erbötigen Doktoren der Theologie lieferte das Volk zu endloser Maßregelung auf Treu und Glauben seinen Junkern, Beamten und Fürsten aus."

Die Beweisstücke gibt Hugo Ball in einem zweiten Werke: „Die Flucht aus der Zeit" (bei Duncker u. Humblot, München und Leipzig 1927). „Erst nach Verabschiedung des (Augsburger) Reichstags (von 1530) und Verkündung des Bannes über den sächsischen Kurfürsten läßt dieser durch seine Juristen ein Recht auf Widerstand gegen den Kaiser konstruieren. Die Theologen Luther und Melanchthon hatten dieses Recht vor dem Augsburger Handel noch verworfen... Der Landesfürst ist der Hauptinteressierte und Hauptanstifter der Rebellion, die Theologen aber nur seine Werkzeuge..." Und es handelte sich nicht etwa um einen vorübergehenden Schwächeanfall Martin Luthers. Hugo Ball zitiert ausdrücklich: „Wenn die Obrigkeit sagt, zwei und fünf sind acht, so mußt dus glauben wider dein Wissen und Fühlen." Mit diesem Wort beginnt ein neues Deutschland. Es dokumentierte sich immer wieder — noch in dem niederträchtigen Ausspruch von du Bois-Reymond, die Professoren der berliner Universität seien die geistige Leibgarde des Hauses Hohenzollern.

III.

Luthers Verhängnis: daß er nicht die Notwendigkeit einer Hierarchie, das heißt einer geistigen Rangordnung begreift. Er verwirft — in der Idee — nicht nur die priesterliche, sondern jede Rangordnung. Da er sie aber — in der Realität — nicht entbehren kann, so stuft er nach dem schlechtesten Prinzip: er stellte die zufälligen Gewalthaber zu oberst. Insofern hat Ball recht: der preußische Militarismus — via Kant — als unausweichliche Folge der Reformation.

Freilich, Balls Buch erschiene weniger als ein Angriff ab irato, wenn er folgende Erwägung angestellt hätte: Luther lehrte ein allgemeines Priestertum. Jeder einzelne ist Priester, das bedeutet: niemand ist Priester, alle geistigen Rangunterschiede sind aufgehoben. Der protestantische „Priester", bezeichnenderweise von Luther nicht Priester genannt, wird zum Beamten. Luther muß also an die Stelle des Priesters, des Papstes, einer geistigen Macht — eine rein zufällige Gewalthaberin setzen, um die Gesellschaft nicht der Anarchie auszuliefern. Die Sanktion des zufälligen Gewalthabers kann aber, eben weil er zufällig ist, jeden Augenblick angezweifelt werden. Deshalb hat Luther dem Landesfürsten eine religiöse Machtfülle gegeben, die jeden Widerstand von vornherein aussichtslos macht und den von ihr Beherrschten einen Gewissenszwang, einen Untertanengehorsam, auferlegt, der einen Gedanken an Auflehnung gar nicht erst entstehen läßt: „Wenn die Obrigkeit

sagt, zwei und fünf sind acht, so mußt dus glauben wider dein Wissen und Fühlen." Dem evangelischen Landesfürsten, als oberstem Bischof der Landeskirche, ist damit ein Anspruch an seine Untertanen gegeben, wie ihn auch die stolzesten Päpste niemals von ihren Gläubigen gefordert haben. Das Unfehlbarkeitsdogma reicht bekanntlich nicht im Entferntesten an eine solche Übersteigerung heran.

Man kann ermessen, wie der hypothetische Satz: zwei und fünf sind acht als religiös verpflichtende Forderung wirken muß auf einen geborenen Katholiken, wenn er noch dazu ein geistig redlicher und seelisch sauberer Mensch und schließlich mit einem starken Sozialgefühl und einem Abscheu vor dem Krieg geboren ist. Von hier aus ist Hugo Ball, denke ich mir, zu seinem furchtbaren Pamphlet gegen die preußisch-deutsch-protestantische Welt gekommen. Es ist furchtbar, weil erbarmungslos. Es ist ein schauerliches und notwendiges Reinigungsopfer: „Was wäre die Kritik einer Nation anders als ein fortgesetzter Akt schnödester Nörgelei, wenn man nicht hoffte, in und mit der Nation zu immer größerer Selbstkenntnis, Verantwortung und Freiheit zu gelangen?" Und an anderer Stelle: „Ich liebe", sagt Ball, „meine Nation wie keine andere, ich weiß mich im Kern unübertroffen. Aber ich liebe doch meine Unarten und Entstellungen nicht. Was wäre das auch für eine Affenliebe!" Mit diesen Bekenntnissen ist das Pamphlet emporgehoben aus der Sphäre der Gehässigkeit in die des Hasses, der unzertrennlich die Liebe begleitet.

IV.

Wird die angegriffene preußisch-deutsch-protestantische Sphäre sich wehren? Wird sie versuchen, das Buch zu widerlegen? Oder wird sie klug genug sein zu schweigen? Widerlegung ist möglich, aber von ganz anderen Sphären aus. Ein moderner Macchiavelli, ein Mussolini zum Beispiel könnte es.

Werden die schwer angegriffenen deutschen Sozialisten antworten? Ihnen müßte die Erwiderung am leichtesten fallen. Denn die Schiefheiten, Übertreibungen, Verzerrungen, an denen das Buch nicht arm ist, gehören hauptsächlich dem Kapitel an, das den deutschen Sozialismus über Hegel und Kant auf Luther zurückführt und deshalb verwirft.

Richtiger gesehen ist der russische Sozialismus in der „Flucht aus der Zeit": „Das antikapitalistische Prinzip kann ausgebaut werden und menschlichere Formen annehmen. Dieses Prinzip, mit welchen Methoden es immer in die Erscheinung trat, ist ein ungeheurer Schritt in die Zukunft. Es ist eine Konsequenz nicht des Marxismus, sondern der humanitären und philanthropen sozialistischen Anfänge zwischen 1780 und 1850, einer tief-christlichen Bewegung." Weil der Antikapitalismus dem Urchristentum entsprungen, deshalb konnte ihn in unseren Tagen die christlichste aller Nationen, die russische, verwirklichen.

V.

Die Auseinandersetzung mit Rußland ist überhaupt das unterirdische Thema der „Flucht aus der Zeit". Das Buch ist,

an der Oberfläche betrachtet, ein Tagebuch aus den Jahren 1913 bis 1921; sein Gegenstand: die Entwicklung eines geborenen, aber ungläubigen Katholiken vom Ästheten über den Politiker und Dadaisten zum Gläubigen. So scheint es.

In Wirklichkeit handelt es sich um das ungeheure Ringen eines tiefreligiösen Menschen mit der russischen Welt. Ball haßt das Deutschland der Vorkriegs- und Kriegszeit, weil er es vom Christentum abgefallen sieht. Er hält Luther, Kant, Friedrich den Großen, Hegel, Bismarck für die Schuldigen. Er sieht im Russentum das wiedererstandene Urchristentum und in Bakunin und seiner Lehre den Gipfel Rußlands. Im Laufe der Jahre, je mehr Ball im römisch-katholischen Sinne gläubig wird und je strenger infolgedessen seine Ansprüche an geistige Rangordnung werden, um so mehr zweifelt er am Russentum und auch an Bakunin und gelangt nahe daran, ihn zu verwerfen. Bereits im Sommer 1917 lautet eine Bemerkung über die russischen Revolutionäre: „Als radikale Sozialisten sind sie auf die Vernichtung der Theologie bedacht. Ihre Revolution wird also vermutlich das deutsche Problem nur verwirren, und zwar in der unfruchtbarsten Weise." Und über Bakunin: „Vor die Alternative gestellt, entweder seinen Antiklerikalismus beiseite zu setzen und sich gegen seinen grimmigsten Antipoden für die Kirche zu erklären, oder aber seinen Anarchismus zu opfern und Bismarck zu applaudieren, entschied er (Bakunin) sich für das Letztere ... Rationalisten aller Länder vereinigt Euch."

Die Beobachtung ist richtig, die Erklärung falsch. Wäre Hugo Ball nicht als Romantiker zur Kirche zurückgekehrt, so hätte er dieselbe Erklärung für Bakunins Haltung gefunden, die ein Gläubiger, aber unromantischer Katholik wie Carl Schmitt-Dorotič gegeben hat: „Bakunin kann das Wort ‚cervelle' gar nicht anders als mit zischender Wut aussprechen." Da er in der Kirche wie im ganzen Europäertum, also auch noch in Karl Marx, Anspruch auf geistige Rangordnung wittere, so verwerfe er die Kirche — nicht aus Rationalismus, sondern aus russischem Haß gegen die gestaltende, stufende Kraft des Römertums und Europäertums, welch letzteres seinen sichtbarsten Ausdruck in der römischen Kirche gefunden habe.

Ball aber schwankt, obwohl er sich für Rom entschieden hat. Ja, der Wille zum Glauben ist bei ihm so stark, daß auch noch das Fratzenhafte bejaht wird: „Es gibt eine gnostische Sekte, deren Adepten vom Bilde der Kindheit Jesu derart benommen waren, daß sie sich quäkend in eine Wiege legten und von den Frauen säugen und wickeln ließen. Die Dadaisten sind ähnliche Wickelkinder einer neuen Zeit." Hugo Ball scheint zu glauben, daß man die römische, und das heißt europäische Form bejahen und die russische — nicht vom Geist aus gestaltete — Welt auch bejahen könne. Er vergißt: Für uns Europäer ist überhaupt nicht gestaltet, was nicht vom Geist aus gestaltet ist. (Wohl verstanden, man muß dabei nicht „Geist" mit „ratio" identifizieren.) Ball möchte katholisch leben, aber das Russische nicht lassen —, ein schwieriger, ein unglücklicher, ein sehr deutscher Fall. Denn es gibt hier nur:

Entweder — oder. Entweder man macht schwache Ansprüche an Gestaltung und geistige Kräfte, dann mag man sich für das russische Gefühlsgewoge entscheiden — oder aber man kann ein geistig gestaltendes Prinzip und eine geistige Rangordnung nicht missen, dann hat man, wenigstens als Angehöriger der weißen Rasse, Europa gewählt. (Das hat nichts mit vorübergehenden politischen Konstellationen zu tun.) Aber Beides zu wollen, das ist ein schrecklicher deutscher Irrtum und zeigt, wie tief die Wollust an geistiger Vermanschung selbst bei einem so sublimen und gewissenhaften Denker wie Hugo Ball sitzt. Die gegenwärtige soziale Lage in Europa befördert solche Irrtümer. Denn der ökonomische Nebel verdeckt uns die wahren Hintergründe der Gegnerschaft zwischen Rußland und Europa.

Wenn man das russische Kernproblem der „Flucht aus der Zeit" herausschält, so ist damit wenig genug über die strotzende Gedankenfülle des Buches gesagt. Mir war es um diese Hauptfrage zu tun, weil sie unter der Oberfläche des Buches überall zu spüren ist. Plötzlich tritt die Frage wie ein heimlich gewachsenes Korallenriff über den Wasserspiegel des Bewußtseins.

Alles in allem ist die „Flucht aus der Zeit" eine außerordentliche Illustration zu Goethes Satz: „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alles übrige untergeordnet ist, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens." Die Frage bleibt nur, ob Hugo Balls Glaube eine Hilfe sein kann in dem Augenblick, in dem nach seinem eigenen Ausdruck „die Normaluhr einer abstrakten Epoche explodiert ist". Die Frage bleibt, ob nicht ganz andre konstitutive Kräfte in Europa lebendig werden müssen, nachdem die katholische Kirche selbst in einem erschreckenden Maße protestantisiert, um nicht zu sagen amerikanisiert ist.

Wiener Theater von Alfred Polgar

„Robert und Marianne"

Die Theoretiker der Gesinnungs-Bühne lehnen jedes Schauspiel ab, das nicht dem Werden einer bessern Ordnung menschlicher Dinge gilt. Sie verwerfen Theater, das nicht mithilft, die aus den Fugen geratene Zeit einzurenken (nach den Methoden neuerer russischer Chirurgie). Kunst ohne Nutzeffekt ist ihnen nichts, klingende Schelle, leere Spielerei, etwas Totes, das dem Leben Platz wegnimmt. Ins Grab mit ihm!

Wer solcher Lehre zweifelnd gegenübersteht, wankt in seiner Skepsis, wenn er Theaterstücke wie jene Paul Géraldys sieht. Die wirken in der Tat wie Zierat eines Hauses, das es nicht mehr gibt, wie Wandschmuck, dem die Wand abhanden gekommen ist.

In Reinhardts wiener Theater spielt man jetzt zwei Stücke Géraldys. Das eine, „Ihr Mann", ist stellenweise amüsant, das zweite, „Robert und Marianne", hat gar nichts Humorhaftes, vielmehr behandelt es ein Problem, nämlich das der Ehe zwischen wirklich feinen, auch seelisch wohlsituierten Leuten. Den Hauptteil des ersten Aktes bildet ein Gespräch, das zwei Paar Reitstiefel, in denen gute Menschen verschiedenen Geschlechts

stecken, miteinander führen. Obgleich das größere Paar wiederholt erklärt, des kleinern nicht würdig zu sein, nimmt das Unheil doch seinen Lauf, und im zweiten Akt sind wir schon mitten drin in der Ehe, die, wie bekannt, an und für sich ein Scheidungsgrund ist. In Robert und Mariannes besonderem Fall deshalb, weil die Frau im Schatten des Mannes sich geistig und seelisch verkümmern fühlt. Eigner Geschmack und eigenes Urteil kommen ihr ganz abhanden: ein Verlust, dem Marianne gewiß weit mehr Gewicht beilegt, als er hat. Außerdem allerdings findet Robert nicht viel Zeit für sie, denn an ihm nagt das Projekt, die Bretagne zu bewässern und zu elektrifizieren. Plötzlich, eben da Robert und Marianne im Begriff sind, auseinanderzugehen, stürzt der Mann in kommerzielle Schwierigkeiten. Von diesen gibt eine, sozusagen: leidenschaftlich bewegte, Szene zwischen Robert und seinem Freund Bankier Kunde. Es ist wie Elementarereignis: Aufruhr der Finanzen. Und nun tritt das von empfindlichern Hörern längst Befürchtete ein ... die Frau bleibt, ihre Sendung erkennend, dem nur scheinbar Starken Halt und Stütze zu sein. Es ist den beiden also nicht zu helfen. Immerhin verlassen die Zuschauer mit der Beruhigung das Theater, daß Robert noch Liegenschaften in Buenos Aires besitzt, und daß daher, gottlob, er und Marianne in ihrer, nunmehr parallelen, Lebensführung sich nicht wesentlich werden einschränken müssen.

Der Vorfall ist so schön textiert wie langweilig. Schuld an der Gleichgültigkeit aber, mit der wir seinem Ablauf folgen, sind nicht die handelnden Menschen, nicht die Beziehung zwischen ihnen, nicht die Probleme, die aus ihr sich ergeben, schuld ist das Pomadige der Welt, die sich hier etabliert, die unerträgliche Salon-Atmosphäre, in die das Spiel gesetzt ist, die eingesperrte Luft, in welcher Wort und Gedanke atmen.

Nobel wie das Stück auch das Theater, das in der Josefstadt damit und dazu gemacht wird. Frau Helene Thimig bewährt an der Marianne ihre Meisterschaft der verschluchzten Rede, ihre Kunst, Gefühl in vielen Stärkegraden zu verhehlen und zu offenbaren. Wie ihr die Träne ins Lachen und dieses in jene kommt, das ist immer sehr schön. Am reinsten aber tritt ihre feine Menschlichkeit zutage, wenn das klagende, wehklagende Farbenspiel von Stimme und Miene sich beruhigt hat; also in der Stille nach dem Sturm. Herr Rehmann, überzeugend männlich in Haltung, Ton, Gebärde, ist ein angenehmer, herzhafter, die Zuhörer rasch gewinnender Schauspieler. Nur scheint die Kraft, die in ihm steckt, noch nicht recht gelockert: so hilft er sich manchmal mit konventionellen Mitteln über die toten Punkte, aus denen die Rolle besteht, hinüber.

Operettendämmerung von Harry Kahn

Es geschehen Zeichen und Wunder. Immerhin mehr Zeichen als Wunder. Denn daß die smarten Landsleute des Schmalzkönigs Armour mit ihrer Nachahmungsindustrie europäischer Bühnenformen (oder was dafür gilt) jetzt, nach französischer Lustspielastik und deutscher O-Mensch-Bombastik,

bereits bis zur Eigenproduktion von wien-budapester Operettenkitsch vorgedrungen sind, das braucht schon Den nicht Wunder zu nehmen, der sich mit einem Blick auf die Namen der vier Verfasser, je zwei für Musik und Libretto, von „Rose-Marie" begnügt. Aus Friml und Stothart, Hammerstein und Harbach hört auch das unmusikalischste Ohr die Urlaute einer zwischen Czernowitz und Cattaro einerseits, Temesvar und Ischl andrerseits unschwer zu lokalisierenden Heimatkunst heraus. Wer ein tieferes Interesse an der Feststellung hat, daß hier, trotz Totemtanz und Präerieliebesruf, nichts weiter als eine ethnographisch schüchtern aufgeputzte Imitation vorliegt, der mag den musikalischen Old Shatterhand spielen und den Spuren von Fall und Granichstädten, Lehar und Kalman, die in diesem Stildschungel durcheinanderlaufen, so weit nachgehen, bis er in jene sagenhafte Gegend gelangt, wo Canada und Montenegro aneinandergrenzen und Quebec von Cetinje nicht mehr zu unterscheiden ist.

Wunder schon eher, vor allem aber ein Zeichen, ein recht erfreuliches sogar, daß das berliner Publikum diesen Mordfilm mit Musik, der aberhunderte von Häusern in den übrigen Hauptstädten der Welt gefüllt hat und allabendlich noch füllt, offenbar ablehnt: die sechste Vorstellung wies schon so bedenkliche Lücken im Admiralspalast auf, wie die Hallerrevue nicht bei ihren letzten Wiederholungen. Dabei ist die Aufführung an sich nicht einmal so schlecht: ihr Regieniveau drückt der Nichts-als-Routinier Neißer zwar unter den Pegel, an den wir hier nun doch schon auch bei der Operette gewöhnt sind; aber darstellerisch kommt sie durch die reinlich singende und reizend spielende Pfahl-Wallerstein auf eine ungewohnte Höhe, auf der sich zu halten selbst der liebenswürdig-schnurrige Paul Heidemann und die gelenkig-schnoddrige Trude Lieske einige Mühe haben, während der als Operettenheld unmögliche Skandinavier Oestvig und die auf das Variété gehörende Halbindianerin und Ganzakrobatin Mirska sie gar nicht erst erreichen. Unter diesen Kanonen, dafür aber auch unter jeder, bleibt bloß die Ausstattung, die Herr Hammerstein aus Paris mitgebracht hat. Solch kläglich bemalte, bei jedem hohen Ton wellenschlagende Leinwände wagt heute kein Walhalla- oder Edentheater der finstersten deutschen Provinz mehr seinen Zuschauern zu bieten. Daß ein gerissener U.S.A.-Manager den berliner Geschmack ausgerechnet auf einem Gebiet, auf dem die deutsche Bühnenkunst unbestreitbar führend ist, so lächerlich unterschätzen kann, zeigt wieder einmal, für was für hinterwäldische Barbaren man uns trotz Reinhardttournéen und Verkehrstürmen in der Welt immer noch hält.

Vielleicht hat Herr Hammerstein Gelegenheit genommen, sich einmal eine Vorstellung im Großen Schauspielhaus anzusehen, um daraus für künftige Fälle zu lernen, wie man jetzt eine Operette aufziehen muß, um sie den Leuten an der Spree schmackhaft zu machen. Nur Ernst Sterns unerschöpfliche Farben- und Linienphantasie und Charells großartiges Arrangiertalent machen „Madame Pompadour" erträglich. Nicht Leo Fall und nicht Fritzi Massary. Denn sowohl Falls Musik,

wo sie sich nicht zu knalligen Schlagern herabläßt, wie die Kunst der Massary, wo sie sich nicht zu grellen Wirkungen hochsteigert, sind viel zu nobel, um in dem Riesenraum zu legitimer Geltung zu kommen. In dieser Stierkampf-Arena zerflattert die einfallsreiche Instrumentation Falls hilflos, und die charmanten Chatterien der Massary zerschellen wie Tiffanyglas an Poelzigs Stalaktiten; wessen Ohr noch nicht nervös wird vom Haschen nach dem immer wieder abreißenden Tonfaden, dessen Magen wird unweigerlich seekrank von dem Stilgeschaukel zwischen der darstellerischen Differenziertheit der Diva und der thaddädelnden Grobschlächtigkeit der sie umgebenden Komiker.

So geht das nicht. So ist die Operette nicht zu retten: mit Anleihen der Librettisten beim Wildwest-Film oder Ausrenkung in die Revue durch den Regisseur. Bezeichnend genug, daß man schon bei der Operette aller Operetten zu geradezu blasphemischen Steinachiaden greifen muß; die „Neubearbeitung" der göttlichen „Fledermaus" durch modische Jazz- und Tanzeinlagen, wie sie jüngst in Leipzig versucht wurde, kann nur die klassische Einheit und Reinheit der Partitur verhunzen, aber der nun einmal überlebten Form kein neues Dasein einhauchen. Die ist nicht zu retten, und sie braucht auch nicht gerettet zu werden. Die primitiveren Schau- und Hörbedürfnisse, die sie, als ein Gesamtkunstwerk niederer Gattung (in der Art des antiken Mimus) früher allein zu befriedigen hatte, werden heute im Einzelnen von Radio, Grammophon und Film schon fast zur Genüge gesättigt; und die Revue erhebt den Mischmasch, den Wechsel und das Ineinander von Augen- und Ohrenschmaus, dem die Operette immer nur verschämt und mit schlechtem Gewissen nach dem hohen Drama schielend huldigte, zum offenen und ehrlichen Prinzip. An was immer es gelegen haben mag: an dem feiner funktionierenden Formgefühl der Franzosen oder ihrem Mangel an Sentimentalität, die Rolle, die im Mitteleuropa des vorigen Jahrhunderts die Operette gespielt hat, spielte in Frankreich schon immer die Revue. Die Operette mußte (durch Offenbach) mit politischer Satire und musikalischer Parodie aufgepulvert werden, um dort zu eigener Schöpfung und breiterer Wirkung zu gelangen. Die reine Operette, von Strauß bis Krauß, so strahlend ihr erster Aufstieg gewesen, so üppig ihr Export in alle Weltteile gediehen ist, war im Grunde stets eine echte und rechte Mitropa-Angelegenheit: im oesterreichischen Vormärz geboren und zum Liebling aller neudeutschen Commis-Voyageurs der letzten Vorkriegszeit (bis in die höchsten Kreise) erkoren. Mit der politischen Zerstörung ihrer Stammlande, mit der soziologischen Zerrüttung ihres Stammpublikums ist auch die Operette zum Absterben verurteilt; den Gnadenstoß wird ihr die immer fortschreitende Entwicklung der akustischen und optischen Reproduktionstechnik versetzen. Die Kampferspritzen aus amerikanischen und französischen Apotheken haben zu nichts weiter geführt als zu einer Entartung, die ihrerseits die erfreulichsten Befürchtungen für den gänzlichen Verfall und das endgültige Ableben der Patientin erweckt.

Hugenberg enthüllt von Morus

Hugenberg decouvriert sich. Als er im November vorigen Jahres in Herford vor einer deutschnationalen Wahlversammlung zum ersten Mal von den „zwölf nationalen Männern" sprach, mit denen zusammen er aus Inflationsgewinnen schwachwerdende Zeitungen aufgekauft hätte, da schien es fast, als hätte er im Eifer des Gefechts mit dem Jungdeutschen Orden sich ein wenig vergaloppiert. Aber jetzt wissen wir: er hält die Zeit für erfüllet, um sich und sein Reich in seiner ganzen Größe dem deutschen Volke zu offenbaren. Der nationale Mann, dem er diese Aufgabe anvertraut hat, ist Ludwig Bernhard, ordentlicher Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin. Die Offenbarung selbst heißt: „Der Hugenberg-Konzern, Psychologie und Technik einer Großorganisation der Presse", ein Büchlein von gut hundert Seiten, das dieser Tage im Verlag Julius Springer, Berlin, erschienen ist.

Ludwig Bernhard ist als Offiziosus Hugenbergs durchaus legitimiert. Seit vierundzwanzig Jahren gehört er zu dem „Freundeskreise" Hugenbergs. Bernhard war damals Professor an der Akademie in Posen und wissenschaftlicher Polentöter, Hugenberg Ansiedlungsreferent im Preußischen Finanzministerium. Hugenberg stieg dann auf dem Wege über Frankfurt als Vorsitzender des Krupp-Direktoriums in Essen zu höchsten Höhen auf, um nach dem Kriege als deutschnationaler Presseorganisator in Berlin zu landen, Bernhard, um zehn Jahre jünger, als sein großer Freund und Gönner, machte noch schneller Karriere. Durch ein gutes, in der Tendenz natürlich genehmes Buch über „Das polnische Gemeinwesen im Preußischen Staate" fiel er bei Bülow, dem damaligen Kanzler, auf und wurde von ihm als dreißigjähriger Ordinarius gegen den Willen der Fakultät an die Universität Berlin bugsiert. Während des Krieges gehörte er zu den nationalökonomischen Beratern Ludendorffs, dann hielt er sich eine Zeitlang, studienhalber, in der Umgegend von Doorn auf, um, als die Republik wieder für den „Lokal-Anzeiger" reif war, unbeschadet auf seinen Lehrstuhl zurückzukehren.

Im Gegensatz zu dem zugeknöpften, machthaberischen Geheimrat Hugenberg gehört Ludwig Bernhard zu den Spezies der netten Kerls. Kein Tiefenforscher der Wissenschaft, aber auch kein öliger Pathetiker, ein Mensch, der die Dinge so reaktionär nimmt, wie sie sind, liebenswürdig, geschmeidig und ungewöhnlich fähig, komplizierte Vorgänge einfach zu beschreiben.

So ist auch seine Schrift über den Hugenberg-Konzern: in der Form freiweg, ohne den üblichen Ton der Regimentsgeschichten. Offen wird erklärt, daß man im Zeitungswesen im allgemeinen nur mit Schund Geld verdienen kann; und daß es Hugenberg im Gegensatz zu andern schwerindustriellen Meinungs-

machern vornehmlich deshalb glückte, weil er dieses eherne Grundgesetz der Presse respektierte. Auch manche andre Wahrheit über die Presse im allgemeinen und Hugenberg im besondern wird ungeniert ausgesprochen. Dabei sagt Bernhard gleich in der ersten Zeile, daß er ab ovo zur Hugenberg-Gruppe gehört und sich daher „den Lesern gewiß nicht als unparteiischen Richter empfehlen" möchte.

Nachdem so der Leser in objektiver Weise und mit allen wissenschaftlichen Vorbehalten sanft und unterhaltsam eingewickelt ist, kommt zum Schluß der hundert Seiten eine ganz nüchterne und deshalb umso wirksamere Glorifizierung des Hugenberg-Konzerns. Hier wird mit Geld Politik gemacht, gewiß. Aber von denen, die sie machen, verdient keiner etwas davon. Dieser Freundschaftskreis nationaler Männer, zu deren höchsten Zielen die Bekämpfung des Sozialismus gehört, arbeitet, statutenmäßig, ohne jeden persönlichen Gewinn, ohne kapitalistisches Profitstreben, nach genossenschaftlichen Grundgedanken, nur für die Sache und das Allgemeinwohl. Schöner kann es in keinem Zukunftsstaat hergehen. Und Hugenberg selbst, nur auf die Stärkung des Mittelstandes, auf die Aufstiegsmöglichkeiten für die Arbeiterschaft und auf Verringerung der Klassengegensätze bedacht; immer bestrebt, Industrie und Landwirtschaft in Einklang zu bringen, niemals aber ein Vertreter von Sonderinteressen: ein wahrhaft großer Mensch. Bernhards Schrift gehört ihrem Aufbau nach zu den raffiniertesten Propagandaarbeiten, die je aus dem Hugenberg-Konzern hervorgegangen sind. Und das will etwas heißen.

Inhaltlich bietet sie für den, der sich mit diesen Dingen etwas beschäftigt hat, nicht viel Neues, trotz der Ankündigung des Vorworts, daß „hier mit rücksichtsloser Offenheit Dinge behandelt werden, die bisher verhüllt waren". Im wesentlichen wird bestätigt, was in der „Weltbühne" bereits in den Jahren 1923 und 1924 in den Aufsätzen von Fritz Wolter („Die Korrumpierung der Presse", „T. U. und Dammert", „Der Vera-Konzern") zu lesen war. Die interessantesten Mitteilungen Bernhards über die allmähliche Eroberung des Scherl-Verlages durch Hugenberg sind grade in der vergangenen Woche durch Veröffentlichungen des „Vorwärts" vorweggenommen worden. Immerhin wird eine sauber disponierte Beschreibung der fünf Abteilungen des Hugenberg-Konzerns (Scherl-Provinzpresse-Annoncenexpedition-Korrespondenzen-Film) gegeben, mit manchen unbekannten historischen Details.

Den Hauptwert legt Bernhard aber auf das „Soziologische". Er sucht zu entwickeln, wie der Hugenberg-Konzern nach und nach aus dem Gedankenkreis der Raiffeisengenossenschaften organisch herausgewachsen ist, als Propagandamittel alles bodenständig Gebundenen und zur Abwehr gegen die groß-

städtische Presse des internationalen Finanzkapitals. Daß äußerlich die Hugenberg-Organisation aus den Bezirken der Schwerindustrie hervorgegangen ist, sei nicht das Wesentliche. Sicherlich ist daran etwas Richtiges. Nicht nur in geistiger Beziehung, sondern auch der Finanzierung nach ist der Hugenberg-Konzern teilweise mit agrarischen Kräften aufgebaut worden, wobei freilich das Geld indirekt aus öffentlichen Kassen stammte. Aber die Darstellung Bernhards bedarf hier, wie in sehr viel anderen Punkten, der Ergänzung.

Er selbst führt einmal an, wie eine verzerrte Auslandsmeldung über eine Granatenexplosion bei Krupp den guten Ruf der deutschen Rüstungsindustrie schädigte. Solche Vorkommnisse haben doch wohl auch auf Krupps ersten Direktor, Hugenberg, nachhaltigen Eindruck gemacht. Denn die nationale Waffenschmiede in Essen lieferte bis zum Weltkrieg die Hälfte ihrer gesamten Produktion an das damals schon so feindliche Ausland. Einen andern Vorgang aus Hugenbergs Kruppzeit übergeht Bernhard vollkommen. Im Jahre 1913 kam gelegentlich der Enthüllungen Karl Liebknechts im Reichstag und des anschließenden Korruptionsprozesses der Name Hugenberg zum ersten Mal in die politische Feuerlinie. Die Firma Krupp war überführt worden, daß sie in Berlin auf den Ämtern einen Spionageapparat unterhielt, um rechtzeitig die Preisofferten der Konkurrenz auszukundschaften. Hugenberg selbst suchte sich vor Gericht mit ein paar faulen Redensarten aus der Affäre zu ziehen, aber er konnte nicht verhindern, daß ein Presseregen über ihn und seine Firma niederging. Ist diese erste persönliche Bekanntschaft mit der Macht der Presse so ganz spurlos an ihm vorübergegangen, daß man auf hundert Seiten keine Zeile dafür übrig hat?

Ausführlich, aber, trotz genauester Aktenkenntnis recht unvollständig, behandelt Bernhard auch den Anteil preußischer Staatsgelder an dem Aufkauf des Scherl-Verlages, mit dem sich eben jetzt die Preußische Regierung etwas näher beschäftigt. Merkwürdigerweise ist bei dieser dunklen Angelegenheit dem Hugenberg-Offiziosus auch der politische Drehpunkt entgangen. Er scheint nicht zu wissen, wie bestürzt Bethmann-Hollweg war, als sich 1916 herausstellte, daß seine damals schon unbequemsten politischen Gegner, die Annexionisten der Schwerindustrie, mit Hilfe von Staatsgeldern Scherl in die Hand bekommen hatten. Offenbar hat Herr von Schorlemer, der preußische Landwirtschaftsminister, gegenüber seinem Ministerpräsidenten Bethmann damals eine mehr als zweischneidige Rolle gespielt.

Die bedauerlichste Lücke der Bernhardschen „rücksichtslosen" Enthüllungen findet sich da, wo die finanziellen Zusammenhänge der gemeinnützigen ostdeutschen Siedlungsgesellschaften mit den doch nur bedingt gemeinnützigen Hugenbergschen Zeitungsgründungen zu behandeln wären. Schließlich ist

es doch bei allen „geistigen" Beziehungen etwas ungewöhnlich, wenn beispielsweise die Neuland A.-G., ein Siedlungsunternehmen als Gründerin der Hugenbergschen Deutschen Handels G. m. b. H., einer Lieferungsgesellschaft für das Druck- und Zeitungsgewerbe, auftritt, oder wenn die Ostdeutsche Privatbank, ursprünglich ebenfalls ein Agrarinstitut, das gemeinnützige, vom Staat subventionierte Siedlungsgesellschaften kontrolliert, die „Wipro", Hugenbergs Wirtschaftsstelle der Provinzpresse G. m. b. H. aufzieht. Ludwig Bernhard wäre zu Auskünften auf diesem Gebiete umso eher der rechte Mann gewesen, als sein Bruder, Alexander Bernhard, an leitender Stelle im Hugenberg-Konzern grade die Verbindungen zwischen Agrarkredit und Pressefinanzierung gefördert hat.

Leider belehrt uns auch Bernhard mit keinem Wort darüber, weshalb der Deutsche Verlagsverein in Düsseldorf, die geheimnisvolle Holdinggesellschaft des Scherl-Verlages, im vorigen Jahr stillschweigend liquidiert und die Scherl-Majorität der Ostdeutschen Privatbank übereignet worden ist. Die Vermutung liegt allerdings nahe, daß diese Umgruppierung im Hugenberg-Konzern der Verlagerung des Schwergewichts von der Industrie zur Landwirtschaft entspricht. Auf diese Wandlung ist ja auch der ganze Ton der Bernhardschen Arbeit abgestellt. Der Hugenberg-Konzern, mit schwerindustriellem Gelde hochgepäppelt, braucht heute die Schwerindustrie nicht mehr. Er kann es sich leisten, nicht nur über den Stinnes-Konzern verächtlich zu lächeln, von dem er früher doch nur eine bescheidene Dependance war; er kann auch auf die heutigen Männer der Schwerindustrie verzichten. Die günstige Zeitungskonjunktur seit der Stabilisierung hat ihn finanziell einigermaßen unabhängig gemacht.

Ob sich die Schwerindustrie diesen Zustand auf die Dauer gefallen lassen wird, ist eine andre Frage. Schon jetzt fängt es an, im Ruhrgebiet zu rumoren. Es ist wohl kein Zufall, daß der wichtigste Interessentenverband der rheinisch-westfälischen Industrie, der Langnam-Verein, eben eine eigne Pressestelle aufzieht und damit den „Westdeutschen Handelsdienst", Hugenbergs Essener Wirtschaftskorrespondenz, die bis dahin eine Art Nachrichtenmonopol für die Schwerindustrie hatte, außer Kurs setzt. Ob solche Versuche, selbst wenn sie geschickt unternommen werden, die Vormachtstellung des Hugenberg-Konzerns heute noch tangieren, ist freilich zweifelhaft. Er hat die Dummen, die Reptilien und die Raffinierten auf seiner Seite. Und gegen solche Bundesgenossenschaft ist nicht leicht anzukämpfen

Bemerkungen

Wer bezahlt den Ozeanflug?

Für die Fliegerei, sowohl in sportlicher als auch in verkehrstechnischer Hinsicht, ist es nun vollkommen gleichgültig, ob der deutsche Ozeanflug von Köhl und Hünefeld gelingt oder nicht. Glückt er, so kann der nächste, unter den gleichen Bedingungen unternommen, fehlschlagen und umgekehrt. Es ist eben alles auf den Zufall, auf die eine Karte des Glücks gesetzt, wenn man nach den Erfahrungen des letzten Jahres mit einem einmotorigen Landflugzeug ein solches Wagnis unternimmt.

Was aber die Öffentlichkeit interessiert, ist das: Wer finanziert diese Flüge? Alle offiziellen Stellen der Luftfahrt lehnen ab, damit etwas zu tun zu haben. Die Lufthansa, das sachverständigste Gremium praktischer Fliegerei, sagt in einer Mitteilung in bezug auf diesen Ozeanversuch, „daß Flüge mit den bisherigen Landflugzeugen in keiner Weise zu verantworten sind", und sie sieht „in Versuchen mit unzulänglichen Mitteln keine Förderung der Luftfahrt".

Herr von Hünefeld, Syndikus des Norddeutschen Lloyd, der schon an dem Fiasko des vorigen Jahres in hervorragendem Maße beteiligt war und seine Berichte in einem Spätabendblatt als „Ozeanflugpassagier" veröffentlichte, hat auch vor dem neuen Unternehmen durch die Telegraphen-Union eine interessante Mitteilung verbreiten lassen. Er sagt darin: „... Da ich die Mittel zum Ankauf der Maschine aus eigenem Vermögen nicht im vollen Umfang besaß, haben eine Reihe von Privatleuten in dankenswerter Weise mir entsprechende Beträge zur Verfügung gestellt. Um allen Vermutungen und Gerüchten von vornherein die Spitze abzubrechen, kann ich erklären, daß sich unter diesen Geldgebern weder eine Großbank, noch ein Werk der Flugzeugbau-Industrie, noch ein Flugverkehrs-Unternehmen, noch eine Zeitung, noch ein Schiffahrtsunternehmen befinden."

Stimmt und stimmt nicht. Kein Unternehmen von den aufgeführten ist als solches beteiligt, aber es will scheinen, daß zum mindesten Einzelpersonen, die in recht nahem Verhältnis zur Schiffahrt und Flugzeugindustrie stehen, mit der Sache doch etwas zu tun haben. Bei dem Sekretär des Parlaments in Dublin erschienen im Februar des Jahres Vertreter der „Limerick Steamship Company" — die Gesellschaft vertritt in Irland die Interessen des Norddeutschen Lloyd — und baten um Unterstützung des deutschen Ozeanflugversuches. Zur selben Zeit sprachen Hünefeld und Hauptmann Köhl mit derselben Bitte bei der britischen Botschaft in Berlin vor, und zwar als „Vertreter des Norddeutschen Lloyd" (!) Die Versicherung des Flugzeugs und seiner Mannschaft wurde überdies bei einer zum Konzern des Nordlloyd gehörenden Gesellschaft vorgenommen.

Auch Junkers, der eine Beteiligung an diesem Flug ablehnt, hat seine Monteure nach Irland gesandt. Im übrigen findet er sich jetzt mit dem Nord-Lloyd zusammen bei der Gründung eines Flug-Frachtunternehmens, an dessen Spitze der Schwiegersohn von Junkers, der frühere Marineoffizier Gotthard Sachsenberg, treten soll, der bis jetzt in der Leitung von Junkers tätig war. Diese neue Gesellschaft will für ihre Linien vor allem Flugzeuge von dem Typ verwenden, wie er jetzt zu dem Ozeanflug verwandt wird.

Aber auch noch andre Partner scheinen diesmal mit von der Partie zu sein. Die „Bremen" warf bekanntlich auf ihrem Fluge nach Irland über Doorn einen Blumenstrauß ab. Als Quittung vielleicht für von dort oder von dem ältesten Sprößling erhaltene Beträge? Hoffentlich nicht als Gruß, gleich den römischen Gla-

diatoren „Ave Caesar". Mit solchen Mätzchen wird jedenfalls dokumentiert, daß es sich um eine „nationale Sache" handelt.

Wie wirkt das nun für Deutschlands „nationales Prestige" im Ausland. Man hat dort nicht vergessen, daß bei dem vorjährigen, mißglückten Dessauer Versuch Hünefeld auch ein Telegramm nach Doorn gesandt, sozusagen „jehorsamst Meldung jemacht" hat. Man hat dort weiterhin nicht vergessen, daß auch eine lange Antwort aus Holland eintraf, die von der Kreuzzeitung in ihrer ganzen Ausführlichkeit abgedruckt wurde. Alles das kann man jetzt wieder in der Auslandspresse anläßlich dieses Blumenabwurfs über Doorn wiederlesen. Die ‚Chicago Tribune' läßt sich sogar aus Dublin melden, daß nicht der Herr von Hünefeld, sondern der ehemalige Kronprinz als Passagier über den Ozean mitfliegen will. Ach nein, zwischen der Finanzierung einer nationalen Sache und ihrer gefahrvollen Ausführung ist noch ein weiter, weiter Schritt. Man wird unwillkürlich an jene glorreiche Zeit vor zehn Jahren erinnert, als auch die hohenzollernschen Heerführer vom sichern Port der Etappe aus die Truppen zur „Kaiserschlacht" (welch Paradoxon!) vorbeimarschieren ließen...

In den letzten Nummern der ‚Weltbühne' ist auf die Zusammenhänge zwischen dem Kapitän Lohmann und den Ozeanflügen hingewiesen worden. Seine Saat geht herrlich auf. Denn Brutus ist ein ehrenwerter Mann, das sind sie alle, alle ehrenwert.

A. E. Ronaut

Die Ueberlegenen

Deutsches Publikum, das auf Stühlen sitzt, fühlt sich Leuten, die vorbeigehen, überlegen. Die Stellung des falschen literarischen Kritikers entspricht dieser scheinbaren Überlegenheit des Sitzenden über den Laufenden — der Kritiker und der Sitzende glauben, daß der Künstler und der Laufende ihretwegen da seien. Außerdem riskieren beide nichts. „Das Publikum", hat ein französischer Literat einmal gesagt, „hält sich dem Künstler deshalb für überlegen, weil es ein Urteil über ihn abgibt." Dieses „weil" ist eine ganze Abhandlung der menschlichen Seelenkunde.

„Der gute alte Tolstoi", schrieb neulich so ein Fortschrittgewächs, das offenbar gar nicht fühlt, daß man keinem Größern auf die Schulter klopfen kann. Aber da werden Giganten von kleinen Verwachsenen wohlwollend belobt oder mit jener Miene in die „verstaubte Ecke" getan, da werden Eintagsfliegen mit Löwen zusammen genannt, damit man glaubt, die Insekten könnten brüllen, und es gibt eine ganze Literaturgattung, deren Autoren nur ein, ein einziges Bestreben haben: überlegen zu scheinen. Denn wären sie es, sie hätten nicht nötig, krampfhaft so zu tun, als seien sie es.

Das beste und beliebteste Mittel, Überlegenheit zu markieren, ist die Andeutung. Wilde, erotische Abenteuer werden lässig so angedeutet. Daß die meisten der Überlegenen mit Briand auf Sie und Sie und mit Stresemann auf Du und Du sind, versteht sich von selbst, und was das Leben im allgemeinen anbetrifft, so ist gar nicht zu sagen, wie sie es meistern. Die kleinen Mädchen und die großen Männer; die Gefühle und die Geschäfte; der Sport und die Künste — das haben wir alles im kleinen Finger, dessen sorgfältig polierte Nagelfläche wir dem Betrachter geziert entgegenhalten.

Daß junge Leute so tun, ist normal — das muß so sein und ist immer so gewesen. Aber daß ältere Knaben eine Haltung annehmen, die sie knapp bei andern richtig beobachtet haben, ohne sie je zu besitzen, daß sie in grenzenloser Eitelkeit ununterbrochen ihre Person vor das Stereoskop schieben, durch das sie den Leser gucken lassen sol-

len, der ja gekommen ist, ganz etwas andres zu sehen —: das ist bitter. Geltungsdrang und Minderwertigkeitskomplexe sind noch keine Literatur.

Wenn einer so überlegen tut, wäre zu überlegen, ob man ihn nicht überlegen soll.

Ignaz Wrobel

Reichsrecht bricht Landrecht

Kurz nachdem der Großvater die Großmutter genommen hatte, verwandelte sich unter spiegelerschütterndem Hurrahgeschrei der Norddeutsche Bund in das Preußisch-Deutsche Reich. Die Familie des Herrn aus Nürnberg übernahm die Führung im neuen Fürstenbund. Fortan war das Reich eine Einheit, über deren Geschlossenheit Preußen mit liebevollen Augen und gepanzerter Faust eifersüchtig wachte. Das Reich, die neue Gewalt, hatte unantastbare Rechte, und sein größter und treuester Staat, dessen Oberhaupt zufällig auch Deutscher Kaiser war, hätte nicht gezögert, ihnen Geltung zu verschaffen, sobald es notwendig und nützlich gewesen wäre.

Im Herbst 1918 ereignete sich ein vielfach fälschlich ausgelegter Vorgang, der zu geringfügigen Änderungen des Firmenschildes führte. Die Verfassung wurde vorsichtig revidiert, mehrere deutsche „Länder" äußerten das Bedürfnis nach kleinen Wünschen, da sie sonst austreten müßten (es war fast wie in den untern Schulklassen, sie haben es sich vorderhand bis zur nächsten Pause verkniffen). Das Landrecht brechende Reichsrecht wurde „verankert", im übrigen tun außer Bayern auch andre Länder das, was ihnen in den Kram paßt.

Immerhin haben die Länder bisher den Reichstag und die Reichsregierung wenigstens soweit respektiert, daß sie ihre gemeinsamen Interessen und Angelegenheiten vor dieses Forum brachten. Bei Schwierigkeiten half man sich dadurch, daß man vom Reichstag angenommene Gesetze ohne Ausführungsbestimmungen ließ und so unwirksam machte.

Im Jahre 1922 nahm der Reichstag ein Reichskriminalpolizeigesetz an (den Grund dazu gab der Rathenaumord und die Befürchtung ähnlicher Vorkommnisse in Zukunft). Keine der zahlreichen Reichsregierungen seit 1922 brachte den Mut und die Kraft auf, gegen die wütende Opposition der Länder, die sich in ihren Sonderrechten bedroht glaubten, Ausführungsbestimmungen zu dem Gesetz zu erlassen.

Inzwischen hat es sich als nötig erwiesen, in einer großen Anzahl von Fällen Polizeiaktionen vorzunehmen, die über den Rahmen eines Landes hinausgingen (besonders Ausweisungen, Paßangelegenheiten usw.). Es wurden daher Landespolizeistellen geschaffen, die unter Umgehung der Reichsbehörden Vereinbarungen trafen. Nicht genug damit, haben die Landesregierungen neuerdings einen regelrechten Bund für derartige Polizeiangelegenheiten geschaffen, der sogar eigne Organe besitzt.

Wir haben also Aussichten, neben der Reichsregierung einen Bund der Länder zu bekommen, der ohne das Reich und das Parlament, ohne jede Kontrolle der „Volksvertretung" als souveränes Instrument arbeitet. Die Fürstenbünde des vorigen Jahrhunderts sind dahin gegangen, um Regierungsbünden Platz zu machen. Die Bedeutung dieses Präzedenzfalles ist klar. Der Reichstag braucht in Zukunft nicht mehr belästigt zu werden, wenn sich die Landesregierungen untereinander einigen. Der beste Weg, die Diskreditierung des Parlamentarismus zu vermeiden, besteht darin, ihn zu suspendieren.

Den Keim dieser hoffnungsvollen Entwicklung aber bildet, was ganz in der Ordnung ist, die neue Deutsche Bundespolizei unter der Führung Preußens.

Agnus

Unser Landesvater

traf am 1. April

(aber das ist kein Aprilscherz!)

früh im Salonwagen in Lüneburg ein,

(die in Lüneburg habens gut)

um an der Konfirmation seiner Enkelin Christa v. Pentz, der Tochter des Majors v. Pentz, teilzunehmen. Die Konfirmation fand in der Klosterkirche statt ... Hindenburg gab jedem der Konfirmanden die Hand.

Woraus erhellt, daß er auch seiner Enkelin die Hand gab und wohl ein paar Worte zu ihr sprach. Es ist gar hübsch von einem großen Herrn, so menschlich mit Verwandten selbst zu sprechen.

Der Reichspräsident war

zur Feier des Tages

in Zivil.

Statt in einem von des Königs Röcken, die er als Präsident der deutschen Republik meistens trägt.

Er sah frisch und rüstig aus.

Das tut er seit mindestens drei Jahren; seitdem er Präsident ist, wird er von Tag zu Tag frischer und rüstiger: ohne Krieg und andre Badekuren, ohne ärztliches Zutun. Steinach kann zumachen.

Auch die lüneburger Klosterkirche ist kaum noch vonnöten. Der Boden dort ist jetzt ja sowieso geheiligt.

Franz Leschnitzer

Der Geburtstag eines Berliner Herrn

Der Berliner stammt aus dem Rheinland und wurde fünfzig Jahre alt. Zu diesem Zweck waren von Freunden und Freundinnen etwa fünfhundert Personen in den Kaiserhof eingeladen worden zum Preise von 30 Mark pro Nase, zahlbar vom Gaste.

Zuerst gab es ein Essen. Tomatensuppe à la Renoir, Haffzander à la Paul Klee, Kalbsrücken à la Renée Sintenis, Eisbombe à la Pinthus. Dazu kam der mannigfache Trank, Sekt und Wein.

Hinterher stand man da und begrüßte. Die Leute, die bei einem standen, entschuldigten sich wegen ihrer Zerstreutheit. Sie sagten, sie müßten versuchen, Herrn Professor X. zu entdecken, das würde ihnen viel Telephongespräche ersparen. Sowas ist natürlich barer Unsinn. Sie schauen sich um, um das fördernde Schicksal zu entdecken. Um zwölf Uhr sollte das Kabarett beginnen. Aber es begann nicht. Dabei stellte sich heraus, daß das Ganze trotz der anwesenden offiziellen Literatur und Kunst ein Familienfest war. Der Jubilar mußte die Ungeduld seiner Gäste stillen. Er ging also auf das Podium und erzählte den fünfhundert Personen jüdische Witze. Er genierte sich garnicht, sondern gab sich frei als ein Kind aus dem Volke, als das, was er ist, ein souveräner Causeur, wissend, wie man es macht. Dann stupste man den Architekten Breuhaus hinauf, welcher kölsche Krätzche verlauten ließ. Die Kabarettleute kamen immer noch nicht. Da ging Else Eckersberg hin und parodierte Schauspielerinnen. Das war unbedingt herrlich. Endlich aber kam die Aufführung. Eine ehrliche, brave, bürgerliche 50ste Geburtstagsaufführung bei Levys im Bayrischen Viertel. Zufällig nicht vom Nachwuchs Margot und Peter, sondern von richtigen Schauspielern gespielt. Paul Graetz sprach den Prolog als Wilhelm II. in Kürassieruniform, und Schäffers kam als Mussolini dazu: „Wir feiern", sagte er, „heute den Geburtstag Karl Sternheims, des bedeutendsten Kunsthändlers der Neuzeit, wir feiern den Geburtstag Bismarcks, des feinen und spitzen Komödienschreibers und den unsres Geburtstagskindes, des Begründers des Deutschen Reiches." Kinderphotographien des Jubilars wurden im Film vorgeführt. Später seine Liebe in Paris. Suzette 1905. Suzette trat auf. Verkörpert von Wilhelm Bendow. Suzette, mit gerüschtem Rock, mit gewaltigem Busen, mit Federnstola, mit blonder Tolle,

auf der hoch oben ein Hut thronte, die Liebe nach dreiundzwanzig Jahren. Unbegreiflich, lächerlich und komisch. Frei nach Piscator im Film, ewig gleich dann als ein Nackedei auf Lotterbett.

Familienaufnahmen. Der alte Papa im Getreidekontor, rue Rubens. „Was ist Rubens?" „Ein Maler, mein Sohn." — „Was ist ein Maler, Vater?" — „Ein Schnorrer, mein Sohn." — „Warum nennt man Straßen nach Schnorrern?"

Es ist ein Zeichen des großen Mannes, später der kleinen Herkunft zu lächeln.

H. war auf dem Fest. Wer ist H.? H. war ein Bildhauer, nun ist er das Pumpgenie des Romanischen Cafés. „Verehrter Freund", pflegt er zu sagen, „ich begann ihre Büste. Kann ich Vorschuß darauf bekommen?" Er war da. Im Frack. Woher hat H. einen Frack? Interessanteste Frage des Festes. Trat dann auf, als französischer Rokokoprinz, sah glänzend aus, und zuletzt im Bild Romanisches Café erschien er in Originaltracht, im langen Mantel und Mütze. Denkmal seiner selber. Ein guter Schauspieler könnte der Geniale auch sein. Als Leutnant und Ortskommandant im Weltkrieg bewunderten wir den gewandelten Vermittler zweier Nationen, den Querschnittheld, der es dennoch wagt, fünf Brothers Ullstein von den süßen kleinen Schauspielerinnen der Holländer-Revue darstellen zu lassen. Maler feierten ihren Manager. Feierten den Mann, der seine Zeit kennt. Wer gibt einem Maler ein solches Fest bei seinem fünfzigsten Geburtstag? Mit Recht Keiner. Es kommt nicht auf das gut Gemalte an. Die Notiz darüber ist wichtiger, völlig ernst gemeint. Vom Verhungern kann keiner leben. Warum nur Staubsauger-Reklame? Warum nicht überm Romanischen Café „Sinds die Wände, geh zu Flechtheim". „Fort mit Schiller, fort mit Luther, nur der Querschnitt, sagt die Mutter." Jedem der Kunst, jedem der Literatur propagiert, hat man dankbar zu sein. Alte Geheimräte mit weißen Bärten, schmale Damen in rotsamtenem Zimmer freuen sich am ziselierten Wort, an einem Stück saftiger Malerei. Aber das junge Mädchen fragt den jungen Mann nach seiner Geschwindigkeit, Stundengeschwindigkeit, meint sie, beim Laufen.

Der Eintänzer

Hamsun über Ibsen

Die Kulturwelt hat wieder einmal ihre Pflicht getan. Sie hat sich mit aller Hochachtung eines avancierten Mannes erinnert und „Hosianna" geschrien, nachdem sie lange genug „Ans Kreuz mit ihm!" gerufen hat. Das gehört sich so.

Ibsen ist tot — es lebe Ibsen! Das ist eine recht wohlfeile Haltung für die Schmöcke von gestern, die auch die Schmöcke von heute sind. Damals war Ibsen gefährlich und man bekämpfte ihn — den Gesellschaftskritiker. Heute sind seine kleinen Bissigkeiten und großen Wahrheiten längst von der Entwicklung teils überholt, teils übertroffen, man hat keine Angst vor „Gespenstern", man belächelt „Nora", die huch nein, so unverstandene Frau, und was sind die Splitter der „Stützen der Gesellschaft" gegen die Balken von heutzutage? Der „Fall Ibsen" ist in die Literaturgeschichte eingegangen.

Ach, diese Offiziellen wissen immer ihre Komplexe durch irgend ein Seitentürchen zu verdrängen. Wie trefflich sie Ibsen vorbeigefeiert haben, jenen Ibsen, der auf einmal einer der Ihren geworden ist, das kann einen diebisch freuen, wenn man seinen Knut Hamsun zur Hand nimmt und dort im „Gedämpften Saitenspiel" nachliest, was der größte lebende Dichter bereits anno 1909 von seinem Kollegen und Landsmann Ibsen gesagt hat. Jene Sätze Hamsuns verdienen es, als würdigster Epilog zur Ibsenfeier angemerkt zu werden.

Bitte:

„Was gehört dem Leben? Alles. Was aber gehört dir? Ist dein der Ruhm? Oh, sage uns weshalb! Man soll sich nicht auf das ‚Seine' versteifen, das ist so komisch, und ein Wanderer lacht über den, der so komisch ist. Ich erinnere mich eines solchen Mannes, der sich von dem „Seinen" nicht trennen konnte: er heizte am Mittag seinen Ofen, und am Abend brachte er endlich das Feuer zum Brennen. Da konnte er sich nicht entschließen, die Wärme zu verlassen und ins Bett zu gehen, sondern blieb sitzen, um das Feuer auszunützen, bis die andern wieder aufstanden. Das war ein norwegischer Schauspieldichter. Ich bin nun ziemlich weit umhergewandert in meinem Leben und bin jetzt dumm und verblüht. Aber ich habe nicht den perversen Glauben der Greise, daß ich weiser geworden sei, als ich war. Und ich hoffe auch, daß ich niemals weise werde. Das ist das Zeichen des Verfalls."

Und weiter über die Stellung Ibsens zur Frau bemerkt Hamsun im gleichen Buche:

„Das Weib — was wissen die Weisen vom Weibe?

Ich entsinne mich eines Weisen, er schrieb über das Weib. In dreißig Bänden schrieb er homogene Theaterpoesie über das Weib, ich zählte die Bände einmal in einem großen Schrank. Schließlich schrieb er von einer Frau, die ihre eignen Kinder verließ, um — das Wunderbare zu suchen! Aber was waren dann die Kinder? Ach, es war so komisch, und ein Wanderer lacht über das, was so komisch ist.

Der Weise, was weiß er vom Weibe?

Erstens ist er nicht weise, ehe er alt geworden ist, und dann kennt er das Weib nur noch aus der Erinnerung. Zweitens aber hat er gar keine Erinnerung an sie, da er sie niemals gekannt hat.

Der Mann, der Anlage zur Weisheit hat, beschäftigt sich geizig nur mit dieser Anlage, pflegt sie und nährt sie, trägt sie vor sich her und lebt von ihr. Man geht nicht zum Weibe, um weise zu werden. Die vier weisesten Köpfe der Welt, die ihre Gedanken über die Frau niedergelegt haben, erfanden sie nur bei sich selbst, es waren junge oder alte Greise, die auf verschnittenen Ochsen ritten. Sie kannten nicht die Frau in ihrer Heiligkeit, die Frau in ihrer Süßigkeit, die Frau in ihrer Unentbehrlichkeit, sondern sie schrieben und schrieben über die Frau. Denkt, ohne ihr je zu begegnen!

Gott bewahre mich davor, weise zu werden! Und den Menschen, die einst mein Sterbebett umstehen, werde ich noch mit bebenden Lippen zuflüstern: Gott bewahre mich davor, weise zu werden."

So Hamsun.

Alfons Hayduk

Das Jerusalem-J

Ihnen oder Jhnen?

Ein hochgradiger 80prozentiger Schreibmaschinenfehler.

„Jjunge, Jjunge, Iihnen gewöhne ich bestimmt noch das Jerusalem-J ab, wenn es nicht hingehört." So hat mich kürzlich der Prokurist im Süddeutschen Werbehaus angesungen. Ich war ganz sprachlos und habe Rettung gesucht hinter der Tatsache, daß 80 Prozeit aller Maschinenschreiber Ihnen und Igel und überhaupt alle Hauptwörter, die mit einem wirklichen großen I beginnen sollten,

mit einem Jerusalem-J schreiben. „Ein Beweis, daß 80 Prozent aller Schreibmaschinen-Kaufleute genau so unachtsam und so ... sind wie Sie!" Das war die unzweideutige Antwort. Und er hat recht, unser Prokurist, und ich bin ihm dankbar für die ungehobelte Lehre und Zurechtweisung. In Zukunft schreibe ich nur noch die Dingworte mit einem Jerusalem-J, in denen der zweite Buchstabe ein Selbstlaut ist, also Jahre, Jakob, Junge, sonst aber immer Ihnen, Isidor usw. mit einem großen deutlichen deutschen I.

Der erste Stift der Süwega Brombach.

Aus dem Blatt des nationalen Angestelltenverbandes

Was der Mensch braucht, muß er haben

Suche für meine Freundin, 26 Jahre, auffallend schöne Erscheinung, verwöhnt, da geschieden und nicht mehr heiraten will, ehrbaren Freund allerersten Position. Strengste Diskretion Bedingung, da aus erster Familie. Zuschriften unter „Page 6572".

Freund.

Anläßlich des Sängerfestes suche ich lieben, intelligenten Freund, welcher in der Lage ist, mir privat Wohnung zu bieten gegen üblichen Preis. Anträge unter „Selbständiger Kaufmann".

Junges Ehepaar sucht

für gemeinsame Autotouren und Kaffeehausbesuche mit junger distinguierter Dame bekannt zu werden. Unter „Uneigennützig 6776".

Junges Ehepaar

sucht ehrbarst reifen Herrn. Unter „Anschluß 6819".

40jähriger Mann

sucht Anschluß an ein modern denkendes Ehepaar. Anträge unter „Mai 6990".

Lebenslustiges

junges Ehepaar sucht ebensolches zu gemeinsamen Vergnügungen. Unter „Bois de Boulogne 6869".

Verkrachter Romantiker

sucht ehrbarst liebe, hübsche Freundin, vollschlank, mittelgroß. Geteilte Rechnung. Unter „Traum im Alltag 6988".

Junge, hübsche Dame

sucht liebe Freundin. Zuschriften unter „La France 6979".

Neues Wiener Journal

Theaterkritik

Neueinstudierung von Rehfisch „Duell am Lido", im Schillertheater, Charlottenburg:

1.

Das Publikum dankte durch starken Beifall.

Vossische Zeitung, 31. 3. 1928 Abendausgabe

2.

— keine Hand rührt sich an den Aktschlüssen.

B.Z. am Mittag, 31. 3. 1928

Liebe Weltbühne!

In einer wiener Gesellschaft wurde einst ein nacktes Neugeborenes gereicht. Da hielt sich die alte Fürstin Pauline Metternich das Lorgnon an die Augen und sprach: „Wenn ich mich recht erinnere — ein Knabe."

Antworten

Pfarrer Höffner. In Hugenbergs ‚Nachtausgabe' plaudern Sie mit echt christlicher Herzlichkeit über Ihre Erfahrungen als Gefängnisgeistlicher: „Wir hatten einen Militärstrafgefangenen, der zu 15 Jahren verurteilt worden war, ein von Person armseliger Mensch, dem man um seiner Bescheidenheit und Kindlichkeit willen wirklich gut sein mußte." Was hatte er getan? „Seine Vergehen waren die gewöhnlichen des Soldaten: Achtungsverletzung, Gehormsamsverweigerung vor versammelter Mannschaft, schließlich Majestätsbeleidigung." Viele Monate ließ er sich nichts zu schulden kommen, in seiner Arbeit leistete er mehr als vorgeschrieben, „bis er eines Morgens ohne jede Veranlassung mit dem gellenden Ruf: ‚Alle Neune!" die Schere durch das Fenster auf den Hof warf. Qualm und Flammen schlugen dald darauf ins Freie: er hatte mit Petroleum, das er in kleinen Mengen abendlich seiner Lampe entnommen und aufgespart hatte, seine Zelle in Brand gesteckt. An Händen und Armen schwer verbrannt, zog man ihn heraus ... Er war ein Krüppel geworden und bekam noch eine Zusatzstrafe wegen vorsätzlicher Brandstiftung." Was wurde dann aus ihm? Er machte Buchbinderarbeiten und hatte einen christlichen Kalender, den Gottholdkalender, zu heften. Jahrelang führte er sich gut. Doch „dann fand man seine Zelle, selbst den Ofen, mit den Bogen des Gottholdkalenders tapeziert, ein Tobsuchtsanfall schwerster Art folgte." Und was machte man mit diesem von Person armseligen, um seiner Bescheidenheit und Kindlichkeit beliebten Menschen, der zudem noch zum Krüppel geworden war? Man brachte ihn unter „in einem eigens für ihn hergestellten eisernen Käfig" ... bis er „unter himmelhohen Versprechungen und Beteuerungen" bat, in seine Zelle zurück zu dürfen. Das alles erzählt der Herr Gefängnispfarrer mit öliger Abgeklärtheit, ohne Ahnung von der Barbarei, deren gefügig frommes Instrument er selbst gewesen ist. Es ist schade, daß der arme Teufel ihn nicht auch ein bißchen mit dem Gottholdkalender tapeziert hat. Das hätte zum Interieur gepaßt.

Magdeburgische Zeitung. Dein militärischer Mitarbeiter schreibt: „Mit dem Wunsche: ‚Vater, ich will Soldat werden!' treten jetzt Hunderte junger Männer, die ihre Lehrzeit beendet haben und vor der Frage stehen: ‚Was soll ich werden?' strahlenden Auges vor ihren Vater hin ... Aber da kommen die Bedenken des Alters: ‚Was soll aus dem Jungen werden, wenn er seine zwölf Dienstjahre hinter sich hat?' ... Weit gefehlt! Wenn du die Artikel ‚Der Soldat geht in die Schule' und ‚Das Handwerk hat goldenen Boden auch im Reichsheer' in ... der Magdeburgischen Zeitung gelesen hat, wirst du wissen, daß dein Junge beim Reichsheer sich in jedem Beruf weiterbilden kann ..." Das ist richtig. Lieber Vater, schicke deinen Jungen zur Marine, dann hat er sogar die besten Chancen zum Film zu kommen. Vielleicht macht er auch in der Speckbranche sein Glück.

Wilhelm Sollmann, früherer Reichsinnenminister. Sie schreiben: „Unter Bezugnahme auf den § 11 des Preßgesetzes ersuche ich Sie, die in der Nummer 13 Ihrer Zeitschrift über mich erschienene unrichtige Behauptung wie folgt zu berichtigen: Es ist nicht richtig, daß Herr v. Keudell im Reichstage festgestellt hat, ich sei der republikanische Innenminister gewesen, der dem Präsidenten Ebert seinerzeit dringend geraten habe, den peruanischen Orden „Die Sonne" anzunehmen. Richtig ist, daß diese Angelegenheit mehrere Jahre vor meiner Amtszeit das Reichsministerium des Innern beschäftigt hat." Und nun verraten Sie uns bitte noch, welcher republikanische Reichsinnenminister das gewesen ist.

K. M. Sie haben in der neuen Auflage von Meyers Konversationslexikon — Band VII von 1927 — unter dem Artikel Rosa

Luxemburg folgendes entdeckt: „Nach Beendigung der Straßenkämpfe in Berlin im Jahre 1919 verhaftet, wurde sie den Begleitmannschaften von der Menge entrissen und getötet." Bekanntlich wurde Rosa Luxemburg nicht „von der Menge getötet", sondern von den Begleitmannschaften meuchlings ermordet. Das sollte der Enzyklopädist nicht wissen? Wenn der Mathematiker über Archimedes, der Aviaticus über neueste Flugzeugkonstruktionen so aufschlußreich verkehrt berichten würde — den Aufruhr in Meyers Redaktionskolleg möchte ich nicht erleben, der oberste Redaktor würde den Herren ihr Elaborat rechts und links um die Ohren schlagen. Aber Geschichte ist keine exakte Wissenschaft, und wo sie gar Zeitgeschichte wird und militaristische und nationalistische Motive hineinspielen, da gewinnt Schopenhauers Urteil wieder Geltung, daß Klio die Muse der Geschichte, mit der Lüge infiziert ist, wie eine Gassenhure mit der Syphilis.

Jungsozialist. Ihre Partei hat auch junge Mitglieder, man sollte es kaum für möglich halten. Diese Jungen — unter dreißig Jahren — machen 17,3 Prozent der Gesamtmitgliedschaft aus, wie Alexander Stein in einer Broschüre „Jungsozialisten und Arbeiterbewegung" mitteilt. Mehr als die Hälfte aller SPD-Leute sind über vierzig Jahre alt. Wo ist der Nachwuchs? Stein sucht und sucht, aber er kann es nicht finden. Der Krieg ... die Inflation ... Wandlungen der Zeit ... Sagen wir doch, woran es liegt: die SPD, die überaltert, übersatt und in Bureaukratie erstarrt ist, vermag jungen Leuten eben nichts zu geben. Und darum bleiben sie ihr fern. Diese alten und überalterten, am Kriege schuldigen Führer tragen ein gerüttelt Maß der Verantwortung an der politischen Fehlentwicklung der jungen Generation.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Corriger la justice von Carl v. Ossietzky

Man mag alle Argumente des Verstandes gegen den politischen Mord auffahren, er wird wie jede andre Form von individuellem Terror in der politischen Auseinandersetzung nicht zu verhindern sein, wenn den Bürgern die gesetzlichen Wege versperrt werden, eine Änderung der staatlichen Verhältnisse herbeizuführen. Wenn der Mund verstopft wird, sprechen die Revolver. Wenn die harmlosen rhetorischen Explosionen in Presse und Meetings nicht mehr zugelassen sind, krachen die Bomben. Die despotisch regierten Länder schlagen den Rekord in Attentaten. Der amtlich regulierten Höllenmaschinerie des Zarismus arbeitete als dämpfendes Korrektiv die viel bescheidenere Höllenmaschine der verfolgten Sozialisten entgegen.

Das neue Rußland, eine Despotie zwar, wenn auch von der alten nach Ziel und Mitteln viele Gestirne weit entfernt, paralysiert die gefährlichen Wirkungen seiner Regierungsform, indem es den Regierten was zu tun gibt. Das schlampigste Land von einst ist zum klassischen Exempel konstruktiver Neuordnung geworden, in die jeglicher tätig eingespannt ist. Ein ökonomischer Furor hat sie alle ergriffen, Bauern, Arbeiter, Bürger, und selbst das parasitäre Soldatengeschöpf schwitzt über Schreibtafel und Rechenmaschine. Wo alle zu tun haben, bleibt keine Zeit zum Konspirieren.

Der italienische Versuch, die Kluft zwischen Staat und Mensch zu überbrücken und alles in den einen Ring der Nation zu pressen, ist weniger genial konzipiert, aber noch viel radikaler in der Durchführung. Da die ökonomische Ordnung sich nicht geändert hat, wird der ganze Aufwand nur vertan, um die Herrschaft eines Mannes und einer Partei zu sichern. Das ist zum Teil geglückt: wenigstens wird die Oberfläche der italienischen Erde nur noch von solchen belebt, die die Mütze schwenken, wenn der Tribun übers Forum geht. Die organisierte Unzufriedenheit ist ekrasiert — die andre hat sich in die tiefsten Kellerhöhlen der Seele verkrochen, und kein vom Denken ausgemergelter Finsterling wagt sich zwischen die zum Fascismus animierenden Rundlichkeiten um des Allerhöchsten Nähe. In solchem Klima gedeihen Attentate. Wenn der Zar von Petersburg nach Moskau reiste, wurden, die Eisenbahnlinie entlang, ein paar Divisionen mobilisiert. Entschwundene Idyllik. Die italienische Diktatur lebt im permanenten Kriegszustand.

Dies Mal galt es dem König. Dem König? Wirklich, man entsann sich plötzlich, daß Italien noch eine Monarchie ist, und daß dort wohl, wie vor einigen zwanzig Jahren, der re bambino noch immer König spielt. Vittorio Emanuele, früher ein musterhaft konstitutioneller Monarch, hat die Entmachtung durch den Fascismus so ertragen, wie es die Könige immer getan haben, wenn es nicht die Demokratie war, die sie in die Ecke drückte, sondern die Reaktion: — er hat alles geduldig hingenommen

und den Rebellen mit einem freundlichen Gruß empfangen, anstatt seiner Garde Befehl zum Feuern zu geben. Ihre Richelieus, Bismarcks oder Mussolinis, ihre groben, gewalttätigen Hausmeier haben die gesalbten Herren stets viel passabler gefunden als die Möglichkeit, auch nur ein Titelchen ihrer verbrieften Rechte dem Volk zu opfern. Nicht Republikaner, sondern kapitelfeste englische Konservative haben dem König von Italien bittere Vorwürfe gemacht, daß er die beschworene Konstitution von Mussolini in den Schmutz treten ließ ... Aber das ist lange her, und seitdem ist der Fascismus das Protektionskind grade der englischen Tories geworden.

Dieser König wäre jetzt in Mailand fast das Opfer eines Komplotts geworden. Mussolini, der Zielpunkt allen Hasses, war zur Zeit des Attentats in Rom, und wohl nur, um re bambino nicht auf sein unheimliches Prae eitel werden zu lassen, berichteten seine Zeitungen auch von Mordabsichten gegen den Duce. Mit Recht ist die Frage aufgeworfen worden, wer wohl ein Interesse haben soll, diese Attrappe von einem König auffliegen zu lassen. Für die Entwicklung bedeutet er gar nichts. Zwar gilt der Thronfolger als liberal — welcher Kronprinz wäre es nicht? — aber wenn nicht ein Wunder geschieht, würde der Sturz des Fascismus zugleich das Ende der Dynastie bedeuten, die vor ihm kapituliert hat. Das ist nicht nur eine Erkenntnis von diesseits der Berge, auch wer in Italien noch heute den Dolch des Brutus im Gewande führt, weiß das. Die „Anarchisten", von denen die Bulletins fabeln, sind nicht dumm genug, um sich ihr eignes Grab zu schaufeln, es warten viele zehntausende fleißiger Hände darauf, das auch ohne besondern Anlaß zu tun. Dies Komplott stinkt bis Ultima Thule nach bestellter Arbeit. Es wäre nicht das erste Mal, daß die Polizei Bomben gefüllt hätte. Denn das Regime Mussolinis kann nur von Gewalttaten leben. Da in dem eingeschüchterten, ausgebluteten Lande keine Neigung zur Auflehnung mehr vorhanden ist, muß der innere Feind künstlich geschaffen werden. Die Toten und Verstümmelten von Mailand sollen schrecklich gerächt werden! heult die fascistische Presse. Dies Regime muß immer was zu rächen haben. Die Rache, die Verfolgung ist sein Lebenselement. Keine Sorge, die „Schuldigen" werden schon gefunden werden.

Doch gesetzt, das spielte sich nicht in so gefährlich hohen Regionen ab, der König wäre etwa Seniorchef einer Firma, und Mussolini der viel jüngere, ellenbogenkräftigere Sozius, der Kompagnon, den alle hassen — — den Untersuchungsrichter möchte ich sehen, der nicht auch den angenehmen Sozius in den Kreis seiner Recherchen einbezöge!

*

Eine besondere Art des politischen Mordes hat Deutschland aufgezüchtet: den Mord mit Lebensversicherung für die Täter, den Mord mit tadellos stimmendem Auslandspaß und froher Hoffnung auf Anstellung im bayrischen Staatsdienst. Harmodios und Aristogiton mit Pensionsberechtigung, Tyrannenschlächter mit Beamtenaspiration, das ist der gutgebügelte deutsche Beitrag zu einem der blutigsten Kapitel der

Weltgeschichte. Fanatiker, Heilige, Hooligans und Tollhäusler haben Dolche geschliffen und Bomben geschleudert — der Typ Killinger mordet auf dienstlichen Befehl, und meldet hackenknallend, daß: Befehl ausjeführt! Heute ist die flotte Konjunktur der Killinger, der Tillesen vorüber. Man kann nicht sagen, daß die Republik Terror mit Terror erstickte. Die Morde haben eben einmal aufgehört, die Republik ist in vielem den Herren Mördern so nahe gekommen, daß der Anlaß fehlte. Ihre Mission: die Ausrottung der Roten, der Novemberlinge, Defaitisten und Verräter, ist schon lange nicht mehr der wildwachsenden Zufallsaktion überlassen, sondern reglementiert und planvoll eingegliedert in die politische Judikatur oberster Gerichte.

Das ist sehr bekannt, und deshalb hat auch die Entrüstung der Rechtspresse über die gewaltsame Befreiung eines kommunistischen Untersuchungsgefangenen, der demnächst die bittere Fahrt nach Leipzig antreten sollte, nur dünne Resonanz gefunden. Hat sich der ‚Lokalanzeiger' etwa aufgeregt, als Herr Ehrhardt seinerzeit aus Leipzig echappierte, der Marineoffizier Boldt seine schlanke Taille durch die Luftklappe zwängte? Da freute man sich bei Hugenberg und sang: — Freiheit, die ich meine ... Die Öffentlichkeit hat aus dem moabiter Zwischenfall mehr Sensation geschlürft als Empörung. Daß ein politischer Häftling von seiner jungen Freundin besucht wird, daß sich ein paar düster entschlossene Männer ins Zimmer drängen, mit erhobenen Pistolen den Beamten ein „Hände hoch!" zurufen, und das Pärchen derweilen abmarschiert, das ist eine sehr lustige Moritat, mehr Kinoromantik als harte Gewalt, mehr Köpenick als Wildwest. Die jungen Kommunisten, die den Streich ausführten, haben viel mehr Aktivität und, vor allem, vielmehr Humor bewiesen als ihre in Kasuistik, Pathos und Schwafel schier hoffnungslos versackten Agitatoren. Denn wirklich bekämpfenswert ist nicht die gar nicht so erschröckliche Radikalität der KPD., sondern ihre dumpfe Humorlosigkeit, ihr Mangel an Laune. Nichts moussiert da; die Partei der äußersten Linken, die noch für lange Zeit von den Sorgen der andern frei sein wird, ist leider auch die schwerfälligste von allen, mit verbohrter Gewissenhaftigkeit ihrem Buchstabenkram hingegeben.

Wenn die hohe Obrigkeit, der man ein Schlachtopfer gleichsam vom rauchenden Altar weggeschnappt hat, noch ein Fünkchen Besinnung bewahrt hat, wird sie die Verfolgung der Sünder nur mit Maßen betreiben. Der Herr Oberreichsanwalt sollte für jeden Anlaß dankbar sein, durch den die Zelebrierung seiner noch aufgespeicherten Prozesse verhindert wird. Die Anklage gegen den Redakteur Otto Braun liest sich allerdings schrecklich, aber wir wissen allmählich, wie diese Accusationen schrumpfen, wenn auch der Andre zu Worte kommt. Inzwischen hat man den Angeklagten ja mehr als ein Jahr in Untersuchungshaft gehabt ... Es ist gefährlich, als Roter gestempelt vor das hohe Tribunal zu treten, wie denn das Reichsgericht in politischen Prozessen für Unschuldige überhaupt zu einem bedenklichen Risiko geworden ist. Etwas von dem angerichteten

Unheil durch Amnestie gutzumachen, hat der verflossene Reichstag schmählich versäumt. Wie Gott sich zu seiner Beleidigung durch George Grosz stellen wird, bleibt abzuwarten, im Falle des Herrn Braun und seiner Freundin hat er dagegen offensichtlich zunächst gegen die ihn protegierenden Instanzen Stellung genommen. Wir haben in der Schule gelernt, daß der gedrückte, der nirgends Recht finden kann, sich die ewigen Rechte vom Himmel holt. Voilà ... Das Reichsgericht hat keine Ursache zur Klage, wenn seine Praktiken allmählich das Verlangen nach Selbsthilfe immer brennender machen. Die jungen Leute, die die romanhafte Befreiung durchführten, haben eine fehlerhafte Justiz korrigiert, mehr nicht. Daß sie dabei ein paar Paragraphen lädierten, ist in ihrem Interesse zu bedauern, leider nicht auch in dem des Staates, dem es bis heute nicht gelungen ist, seine Autorität auch auf seine Richter auszudehnen. Mögen die Befreier, mögen der Befreite und seine Freundin den Verfolgungen glücklich entgehen. Die besten Wünsche aller anständigen Menschen sind mit ihnen.

Resumé des Fascismus von Italo

Diese römische Zahl „VI" steht heute im Königreich Italien bei allen Gesetzen, Verordnungen und Kundmachungen der Regierung neben der Jahreszahl christlicher Zeitrechnung, so wie neben dem Wappen des Königshauses das Liktorenbündel, das Wappen der fascistischen Regierung, steht. Das Kreuz von Savoyen schmückt noch amtliche Dokumente, die christliche Zeitrechnung steht der fascistischen noch voran.

Nach sechs Jahren fascistischer Herrschaft, die konsequent dem Endziel: absoluter Tyrannis zustrebt. Schritt für Schritt wurde Italien ins achtzehnte Jahrhundert zurückgezwungen. 150 Jahre menschlicher Entwicklung hat die fascistische Regierung, mit allen Mitteln, in sechs Jahren zu zerstören versucht, und es ist ihr gelungen. Nicht 1928 sondern 1788 entspricht dem Jahre VI fascistischer Zeitrechnung.

Sechs Jahre fascistischer Herrschaft lassen ungefähr sechs Etappen des Rückschritts erkennen.

Die erste Etappe bildete der blutige Kampf gegen die alten politischen Parteien, besonders gegen die Sozialdemokratie, der seinen kritischen Höhepunkt in der Ermordung Mateottis fand und mit der gewaltsamen Auflösung der nichtfascistischen Parteien endete.

Die zweite Etappe war der Kampf gegen die Presse- und Redefreiheit. Alle großen Zeitungen des Landes wurden enteignet, die gesamte Presse strengster Zensur unterworfen. Jedes Wort, jede Handlung gegen das fascistische System, jede freie Kritik an ihm wurde unter ein Gesetz gestellt, das bis zu fünfzehn Jahren Zuchthaus vorsieht.

Die dritte Etappe brachte die gesetzliche Anerkennung der fascistischen Miliz-Parteigarde, die dem königlichen Heere

gleichgestellt wurde. Dadurch war das dem königstreuen Heere gegenüber notwendige Gegengewicht geschaffen.

Die vierte Etappe bildete die Auflösung der demokratischen Selbstverwaltungen der Städte und Gemeinden. Die frei gewählten Vertretungen wurden durch einen fascistischen Funktionär ersetzt (Podesta = Amtsbürgermeister), der nur der Regierung verantwortlich ist und sonst frei schalten und walten kann.

Die fünfte Etappe: logischer Weise mußte jetzt gegen die freie Wirtschaft der Schlag geführt werden. Gewaltsam wurden alle Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen, auch alle freien Berufsorganisationen aufgelöst, um in fascistischen Syndikaten neu organisiert zu werden. Ein Ständeministerium, eine Art mittelalterlicher Zunftregierung, steht über diesen und setzt Gehälter und Löhne, Mieten und sogar alle Warenpreise fest, wenn nicht direkt, so durch die Provinzregierungen.

In der sechsten Etappe steht Italien heute. Sie brachte die gesetzmäßige Anerkennung der Diktatur als Dauereinrichtung. Am 16. März wurde das neue Kammergesetz beschlossen, mit 216 gegen 15 Stimmen. Dieses „Wahlgesetz" vertraut die Auswahl der Abgeordneten dem fascistischen „Großen Rat" an, dem sogar die Ernennung von Abgeordneten zusteht. Dadurch ist jede politische Opposition unmöglich gemacht worden, dem Volke das letzte Recht, das freie Wahlrecht genommen.

Rede- und Gedankenfreiheit, Presse- und Versammlungsfreiheit, freie Wirtschaft und Freizügigkeit, Volksvertretung und Wahlrecht sind damit abgeschafft. Aber der Kampf geht weiter. Die Begeisterung der Massen für das „herrliche Regime" flammt nicht, wie die Regierung es fordert. Denn das Alter, das ein „Früher" gekannt hat, steht dem „Heute" trotz aller herrlichen Worte und prächtigen Aufmachung skeptisch gegenüber und tut nur mit, solange der Vorteil winkt. Auf diese Generationen kann der Duce nicht absolut rechnen; er weiß, sie warten nur darauf, daß der Wind sich dreht. Deshalb muß die Jugend gesichert werden: Kindergarten, Volksschule, Mittelschule und Universität, überall die Schwarzhemdorganisationen mit Festen und Umzügen, sportlichen Veranstaltungen und Siegesfeiern. Tendenz: die Jugend möglichst der elterlichen Erziehung (Beeinflussung) entziehen, so daß in vielen Orten die Schulkinder ihr Mittagessen in fascistischen Organisationsküchen bekommen, also nur zum Schlafen zuhause sind.

In einigen Monaten wird eine VII die Dauer der Diktatur anzeigen. Eine neue Etappe wird beginnen. Was wird sie bringen? Alles ist in den Händen Mussolinis, seine Macht größer als die irgendeines absolutistischen Herrschers der Vergangenheit. Nur die Krone fehlt! Die trägt noch ein Savoyer.

Kisch über Rußland von Kurt Hiller

Es gibt Bücher, die uns sagen, was ist; und Bücher, die uns sagen, was geschehen soll, was not tut (und manchmal auch stecken bleiben in den formalen Vorfragen der Problematik dessen, was not tut; dreiviertel aller Philosophie, wenig gerechnet, ist Vormarsch in Sackgassen). Klar, daß die Bücher der ersten Sorte die unpersönlicheren, objektiveren, photohafteren, die der zweiten die mehr persönlichen, subjektiven, schöpferischen sind. (Ad „schöpferisch": bloße Konfektion von Stilkonfekt ist keine Schöpfung; gewissen Kommalutschern unter meinen Freunden ins Ohr geflüstert. Und gewissen Antiartisten unter meinen Feinden in die Muschel gefunkt: nicht alles, was ihr als Stilkonfekt begreift und bekeift, ist es auch; neuer Gehalt heischt neue Gestalt.)

Weil also das Ist-Buch das mehr photohafte, das Soll-Buch das mehr persönliche ist, mühn die Verfasser von Ist-Büchern sich gern um Farbigkeit und individuellen Glanz, die von Soll-Büchern sich gern um Beweise und Wissenschaftlichkeit. Der Reporter möchte genial, der Prophet exakt erscheinen. In einem sehr berühmten Falle geht die Lüsternheit des Propheten, wissenschaftlich, exakt, entichlicht zu erscheinen (übrigens zuallererst vor sich selber), so weit, daß er den prophetischen Charakter seines Tuns überhaupt leugnet, Ziellehre als Ursachenforschung, Willenschaft als Wissenschaft ausgibt und, unter Denunzierung sämtlicher bisheriger Utopien als ‚Utopie', seine eigne als bloße Deutung des Seienden, allerdings als erste wirklich wahre, anpreist. (Ich brauche Marxisten nicht zu verraten, an welchen berühmten Fall ich denke.)

Aus der genannten Tendenz ihrer Verfasser begreift sichs, warum Ist-Bücher, wenigstens in den glücklicheren Fällen, etwas Weltläufiges, Elegantes, Prickelndes, Erfrischendes haben . . . und Soll-Bücher, selbst in den glücklicheren Fällen oft, etwas so Professorales, Ungeschicktes, Schweres, Ermüdendes. Hier nun stößt der Rachehaß gewisser Ist-Schriftsteller, gewisser Tatsächler, gegen den normativen, den Problematikertyp ergötzlich vor und schafft den literarpolitischen Begriff der ‚großen Reportage', welcher viel weniger ein Blumenstrauß an die Brust gewisser Matadore dieser Arena als eine Giftspritze ins Gesäß des Gegentyps: der Denkerischen, der Gesetzgeberischen, der philosophisch-politischen Schriftsteller, ist. Dieser Haß wertet die wahren Werte um, kehrt das Unterste zuoberst, sucht protagoreïsch ‚die schwächere Sache zur stärkern zu machen', der normativen ihre Ehre zu nehmen und sie der deskriptiven zu geben: ein Unfug, gegen den nur ein kräftiges sokratisches Donnerwetter hilft! Die Krähe bleibt ein häßlicherer Vogel als der Schwan. Mitbürger, Freunde, Römer (besser: Griechen), lasset nicht daran rütteln, daß der Tatsachenmann, der Deskribent, der Istler allezeit geringere Rangklasse bleibt gegenüber dem Problemmann, dem Normer, dem Forderer — so wenig dieser jenen entbehren kann, als den Lieferer der Baustoffe.

Qualität des Einzelwerks, Könnenshöhe des einzelnen Gestalters — das steht auf einem andern Blatt; hier handelt sichs um die Herstellung, vielmehr Sicherstellung des Rangverhältnisses zwischen zwei Kategorien. Alle Dinge sind kommensurabel — vorausgesetzt, daß man den Maßstab hat —, und was hier gemessen wird, erst recht. „Ein schlechter Journalist ist noch kein Philosoph" schrieb kürzlich gegen einen Skriblertyp, der die Geißel verdient, an dieser Stelle Peter Panter; ich stimme zu, aber fahre fort: Ein guter Journalist ist immer noch weniger als ein schlechter Philosoph. Eine Krähe im Flug: etwas Geringeres als ein Schwan, der auf dem Lande watschelt. Jawohl: noch die schiefste Fußnote des in seiner Tendenz kotzigsten Philosophen bleibt ein seiner Kategorie nach wertvolleres Publikat als das Oeuvre des belehrendsten und entzückendsten Berichterstatters. Weil neue Kartoffeln besser schmecken als verfaulte Erdbeeren, darum ist doch die Kartoffel nicht etwas Edleres als die Erdbeere! Auch nicht gleich edel.

Ein Schuft wär' ich, wollt' ich dies ungesagt lassen, bevor ich ausspreche, daß Egon Erwin Kisch in seinem neuen Buch ‚Zaren, Popen, Bolschewiken' (Nebentitel: ‚Der rasende Reporter in Rußland'; bei Erich Reiß, Berlin) sich als der belehrendste und entzückendste Berichterstatter erweist. Dabei stimmt es gar nicht, daß Kisch bloß Reporter sei; vielmehr scheint mir seine Berichterstattung mit Denkerischem und mit ethischer Regung reich durchsetzt. Vielleicht ist ethische Regung sogar die Wurzel dieser Berichterstattung: was man nicht von jedem Russosophen, der für wer weiß was gilt, sagen kann. Kisch ist zu bescheiden, wenn er sich an der literarischen Börse als Reporter, und sei es als Großreporter, notieren läßt. Er stellt eine hochwertige Zwischenstufe dar zwischen Istler und Problemler, zwischen Reporter und politischem Essayisten. (Es gibt eine minderwertige Zwischenstufe: den farbigen Schaubold mit Weltanschauungsschwatz, ohne wirkliche Kenntnisse, ohne wirkliche Denkkraft; aber mondän, weltwindig, stilroutiniert für Hellpach-Bourgeoisie; „rebellisch", ohne je anzustoßen; nicht ohne gelegentlichen antikapitalistischen Donner, immer ohne zündenden Blitz.)

Wie sehr Kisch noch etwas andres ist als Schauender und Berichtender, geht aus seinem prächtigen Eintreten für Max Hoelz hervor. Wann endlich, verfluchte Zögerer in Amtsstuben, werden wir mit Hoelz über den Wittenbergplatz schlendern können? Nachweisbar unschuldig, nachgewiesen unschuldig hockt im Zuchthaus der Feinste, Hellste, Tapferste, Reinste unter den deutschen Revolutionären ... der Ersehnte, dem die große Einigung vielleicht glücken wird. Eben darum läßt man ihn hocken; wünscht man, daß er verkomme. Wär' er ein polternder Philister, einer von den kleinen Leuten der Revolution, ein Durchschnittscharakter, ein mittelmäßiger Geist, wär' er ohne das, was ihn unterscheidet: die klare Flamme — man hätte ihn längst laufen lassen. Zwei Eigenschaften deklassieren einen Menschen in Deutschland: das Genie und der Charakter.

Max Hoelz, Briefe aus dem Zuchthaus, von Kisch herausgegeben und mit einem ergreifenden Nachwort versehen (gleichfalls bei Reiß), wurden hier schon angezeigt; ich zeige sie noch einmal an; die Wucht unsrer Forderung: „Heraus mit Hoelz!" darf nicht nachlassen. Es ist in Deutschland so, daß selbst die menschlich einfachsten, notwendigsten, leidenschaftlichsten, vom Snobtum freiesten Parolen dem Schicksal schwer entgehen, Parolen einer Saison zu werden. Ich will mich mittags auf den nächsten Platz stellen und wie ein Wahnsinniger schreien, wenn ich nur so verhindern kann, daß der Kampf für Hoelz Mode, also morgen passé sein wird.

Ich weiß, Kisch stimmt mir bei; also ist er kein Nur-Reporter. Aber sein Rußlandbuch allein bewiese das dem Hellhörigen. Es hat einen gebändigt-kämpferischen, freilich keinen aufdringlich agitatorischen Zug. Es nimmt still Partei im Großen; im Einzelnen referiert es ... sachtreu, nicht tendenziell-erregt. Man glaubt ihm; ich habe nie ein glaubwürdiger wirkendes Berichtbuch gelesen. Dabei nie ein reicheres, faktenstrotzenderes.

Lassen Sie mich ganz wenige Einzelheiten herausheben. Das Kapitel ‚Galoschen', ein Kabinettstück instruktiver produktionstechnischer und soziologischer Prosa, über die Gummifabrik Treugolnik in Leningrad, unerhört sachlich geschrieben, präzis, mit lauter Details, dabei kurzweilig wie eine gute Novelle. Amüsant darin der Abschnitt XIX; warum? Weil da von den achthundertdreißig Schriftstellern, nicht weniger, die Rede ist, die sich unter den sechzehntausendfünfhundert Arbeitern der Fabrik befinden und eine eigene Vereinigung bilden: die Arbeiterkorrespondenten. Sie schreiben für die Wandzeitungen der einzelnen Werkstätten, für ein Wochenblatt der Gesamtfabrik, für die Gewerkschaftszeitung, die Jugendzeitung, für die Tageszeitung der Partei (‚Leningradskaja Prawda'), sie schreiben Berichte, Stimmungsbilder, Humoresken, Vorschläge und Angriffe ... und erhalten fünfzig Kopeken bis einen Rubel Honorar für die Zeile. Das sind, für die Zeile, eine bis zwei Mark. Lieben Freunde, wandern wir nach Leningrad aus und werden wir Gummiarbeiter im Treugolnik!

Über die Arbeitslöhne erfahren wir Interessantes; besonders jene Schafsköpfe sollten es sich hinter die Ohren schreiben, die immer noch mit dem verschimmelten Argument auf die antibolschewistische Hausiertour gehn, Kommunismus sei Egalitarismus der Entlohnung. In allen Industrieanlagen Rußlands gibt es siebzehn Lohnkategorien; bei den Putilow-Werken, Leningrad, beträgt der Mindestlohn der ersten: monatlich sechzehndreiviertel Rubel ohne Zulagen; also fünfunddreißig Mark. Dieser Stufe gehören bloß die sechzehn bis achtzehn Jahre alten Arbeitsschüler an, die vier Stunden theoretischen Unterricht und vier Stunden Arbeitsunterweisung in der Fabrikbrigade nehmen. Der technische Direktor Sablin erhält fünfhundert Rubel im Monat, also gut tausend Mark. Der andre, der ‚rote' Direktor Gratschoff, dem die gesamten Putilow-Werke unterstehen, bezieht einhundertzweiundneunzig Rubel im Monat (rund vierhundert Mark); das ist der Höchst-

lohn, den ein Kommunist annehmen darf; auch die Volkskommissare im Kreml haben nur dieses Einkommen.

Eine Differenzierung, will mir scheinen, die zwischen psychologischer Notwendigkeit und ethischer Notwendigkeit die sympathische Mitte hält.

Sehr bewegend: das Kapitel ‚Männer und Frauen im Gefängnis' und das vom Jugendgericht. Weichheit ist ganz gewiß kein Merkmal dieses Regimes; aber die Unbeherrschten, Mindertüchtigen, Ausgeglittenen, Niedergebrochnen der Klasse, für die es errichtet ward, werden mit jener herben Güte der Einsicht behandelt, die auch der kapitalistische Staat aufbringen könnte, wenn nicht der Rohling, der Geschäftemacher, der konservative Quadratschädel und der klerikale Wanst ihn beherrschten. Es gehört offenbar zum kapitalistischen Staat, daß sie ihn beherrschen. Jedenfalls gibt Rußland uns den schönsten Anschauungsunterricht von der Verflochtenheit kulturrevolutionärer Tendenzen mit ökonomischrevolutionären; vom Zusammenhang der Verwirklichung beider Ideenkomplexe. Ein Beispiel: Unsre Gefangnen schuften für nahezu nichts; man entläßt sie fast mittellos und zwingt sie damit immer wieder in die Bahn des Verbrechens; im strengsten Gefängnis Moskaus, Lefortowo, erhält der Insasse bei achtstündiger Arbeitszeit vierzig Rubel Monatslohn. Dabei kann er sprechen und singen, soviel er Lust hat; sich in gewissen Grenzen die Arbeit aussuchen; sogar Urlaube gibts. Und: man beginnt in Rußland das Sexualproblem der Gefangenen zu studieren.

Das ist christlich; das entspricht dem Gebot des heiligen Geistes. Der Pope — nicht der russische nur — ist unchristlich. (Mucker Paulus war der erste Antichrist; er verballhornte Jesus zu einem Verfolger der animalischen Unschuld.) Dafür muß er auch, der Pope, wochentags in einer Holzbude stehn und Galanteriewaren verkaufen; der Staat bezahlt ihm kein Gehalt mehr, und aus dem Klingelbeutel kann heute niemand seinen Haushalt bestreiten. In Deutschland beziehen die „Kirchen" genannten Vereine vom Staate als Entgelt dafür, daß sie des heiligen Geistes längst vergessen haben und entraten, rund hundert Millionen Mark jährlich, während Vereine, die für den heiligen Geist wirken, leer ausgehn. Ich weiß nicht, ob ein Gott lebt; aber lebt er, dann weiß ich, daß die Exekutive der Gruppe Revolutionärer Pazifisten ihm gefälliger arbeitet als der Evangelische Oberkirchenrat.

Auf Seite 202 erfahren wir, daß der Kumpel im russischen Schacht oder Stollen jährlich vier Wochen Urlaub hat, bei vollen Gebühren; und auf Seite 264, daß die Straßenbahnfahrt zur Arbeitsstätte und zurück überall in der Sowjetunion unentgeltlich ist. „Über das, was Sowjetrußland in der Einrichtung von Sanatorien, Adaptierung von Kurorten, Villen, Schlössern und Klöstern zu gemeinnützigen Zwecken geleistet hat, läßt sich nicht sprechen, ohne den Ton kühler und kritischer Berichterstattung zu verlassen."

Kischs Buch, reich, substanziell, gediegen, dabei saftig und frisch — auf seine Art ein Meisterwerk —, beweist zum soundsovielten Male: daß Sowjetrußland feststeht wie ein Fels; blüht

wie ein Baum im Frühling (wenn auch nächtens im Sturm die Äste knacken und manche Blüte fällt); Grund bleibt zum Glauben für alle, die Grund zum Verzweifeln hätten, wenn es nichts auf der Welt gäbe als die Trägheit ihrer Heimaten.

Rundfunkzensur von Ignaz Wrobel

Die Zensur des Rundfunks ist einer der Ausflüsse uneingestandener bürgerlicher Diktatur. Kurt Hiller hat hier einmal ausgeführt, daß gegen die Diktatur Mussolinis vor allem das zugrunde liegende Ziel einzuwenden sei — und sicherlich gibt es zwar nur eine Diktatur, aber tausend Zwecke, die man durch sie erreichen kann. Unter allen Arten solcher Diktaturen aber ist eine, die stets hassenswert erscheint, wo immer sie auftaucht: das ist die heimliche.

Was im Rundfunk und, etwas abgeschwächt, im Kino getrieben wird, würde, geschähe es in der Presse, alle Verwalter des unbesetzten Anzeigenraumes auf die Umbruchbarrikaden rufen; unter einer gleichen Knebelung, wie sie sich Rundfunkhörer und Kinozuschauer glatt gefallen lassen, litte nämlich der Absatz der Zeitungen, mithin das Inseratengeschäft, mithin der Verleger, und da pflegt denn meistens etwas zu geschehen. Beim tönenden Rundfunk bleibt fast alles stumm. Was geht da vor —?

Der Rundfunk befindet sich heute noch in der Lage der Presse vor dem Jahr 1848; weil er aber neu ist, fühlt die deutsche Öffentlichkeit die ungeheure politische Gefahr nicht genügend, die in der lächerlichen Bevormundung steckt, oder aber sie bejaht diese Zensur. Alle typisch deutschen Bedenken, die die Freiheit karikieren, um sie unmöglich zu machen („Da könnten ja dann —") sind falsch: das vorhandene, reichlich reaktionäre Strafgesetz genügt durchaus, um Beleidigungen, Hoch- und Landesverrat, und was man sonst so sagt, wenn man Polizeiherrschaft meint, unmöglich zu machen. Daß das Rauchen auf den vormärzlichen Straßen in Berlin verboten war, wird von den Demokraten heute schmunzelnd angemerkt — daß es im Rundfunk nicht rauchen darf, obgleich es daselbst heftig räucht, wird, von wenigen Ausnahmen abgesehen, schamhaft verschwiegen.

Im Rundfunk kann nicht ein Wort gesprochen werden, das nicht eine unkontrollierbare, unverantwortliche und fast geheim wirkende Schar von beamteten und freien Reaktionären, mittleren Bürgern, braven Geschaftlhubern verstanden und gebilligt hat. Mithin kann der Rundfunk niemals ein gewisses mittleres Maß übersteigen, was nicht allzuschlimm wäre — aber großen Volksteilen ist dadurch die Möglichkeit genommen, ihre Lebensformen, ihre politischen Forderungen, ihre Ideale, Wünsche, Anschauungen so zum Ausdruck zu bringen, wie das in einer Republik, die Demokratie plakatiert, der Fall sein müßte. Die Zensoren verstecken ihre wahren Ziele hinter zwei Ausreden: erstens, der Rundfunk solle unpolitisch sein; zweitens, der Hörer beschwere sich über zu krasse und radikale Vorträge.

Einen „unpolitischen" Rundfunk kann es deshalb nicht geben, weil es etwas Unpolitisches auf der Welt überhaupt nicht gibt. Es gibt es das so wenig wie etwa ein Mensch „unmedizinisch" sein kann — jeder unterliegt den Gesetzen der Natur, der Anatomie, der Biochemie; auch Goethe, auch Stefan George, auch Edison. Vernünftige Anschauung der Welt fordert, daß der Anschauende nicht alle Sparten des Lebens mit einem Mal betrachtet; untersucht jemand also das Lebenswerk Schopenhauers, so kann er dabei dessen ökonomische Lebenslage wohl als einen der Gründe für seine Arbeit anführen, aber dabei kann er nicht stehen bleiben; während gewisser Partien dieser Untersuchung wird er den wirtschaftlichen Befund beiseite lassen müssen. Damit schafft er ihn nicht aus der Welt. Auch der Rundfunk schafft seine politische Grundierung damit nicht aus der Welt, daß er sie scheinbar ignoriert. Sie besteht.

Sie besteht sogar so deutlich, daß der Rundfunk, weit entfernt, politisch neutral zu sein, was ihm offenbar vorschwebt, politisch durchaus Partei ist. Die leisen Revanche-Töne, die Reichs-Archiv-Töne, die Lebensanschauung von Grundbesitzern, ehemaligen Offizieren, jetzigen Richtern, Großindustriellen, ihre Moral und ihre sittlichen Überzeugungen —: sie finden im Rundfunk mit einer Selbstverständlichkeit Gehör, die eben aufzeigt, welcher Klasse die Zensoren angehören. Versucht ein Freidenker, ein radikaler Arbeiter, ein Gegner der Abtreibung, solchen Anschauungen, die uns zum Beispiel ebenso selbstverständlich sind wie den andern ihre eignen, Ausdruck zu verleihen, so kann er sicher sein, zensuriert zu werden. Das ist eine häßliche Ungerechtigkeit.

Der zweite Einwand für die Zensur ist, der Hörer wolle solche Vorträge nicht. Hier hat nun — grade wie beim Kino — eine Erziehung des deutschen Volkes einzusetzen, die ihm so sehr fehlt: nämlich die Erziehung zur Toleranz. Es gibt nur zwei Wege. Entweder übt eine herrschende Kaste eine klare, eingestandene und allen erkennbare Diktatur aus —: dann ists gut. Oder aber wir leben in einer Demokratie.

In solcher Demokratie hat jeder die Pflicht, den Gegner wirken und die Kraft der Argumente sprechen zu lassen, die Geschicklichkeit der Argumentierenden, die Umstände, die Kraft der Propaganda, bei gleichen Startmöglichkeiten. Ich halte kriegsverherrlichende Filme für ein Verbrechen; solange das gänzlich unzulängliche und verbrecherische Strafgesetzbuch, das wir bekommen werden, solches Delikt nicht vorsieht, habe ich kein Recht, die Vorführung derartiger Filme mit Gewalt zu verhindern. Ich kann in die Vorstellung hineinpfeifen, und ich tue es gewiß; ich kann den Film verreißen, ihn tadeln, gegen ihn arbeiten — aber ich darf seine Vorführung nicht verhindern. Will ein Pazifist einen Kriegsfilm nicht sehen —: dann soll er nicht hineingehen.

Genau so aber liegt es umgekehrt. Will jemand die Verhöhnung seines Heiligsten im Rundfunk nicht mitanhören, so soll er abstellen; er hat kein Recht, seine Anschauung mit Gewalt durchzudrücken. Eine Rundfunkverwaltung, die sich dem

randalierenden Spießer fügt, und zwar mit größtem Vergnügen fügt, ist nicht unpolitisch, nicht einmal politisch neutral, sondern sie ist einfach die Vertretung der herrschenden Klasse und ihrer Moralanschauungen. Diese Zensur hat gänzlich zu fallen. Es ist nicht damit getan, daß etwa der Schutzverband Deutscher Schriftsteller seine Leute in die Kommissionen delegieren darf; daß die Dichterakademie, die merkwürdig einflußlos bleibt, diesen oder jenen Übelstand abstellt; daß ein schlechter Schriftsteller, aber ein im geistigen zweifellos so reinlicher und ehrlicher Mann wie Wolfgang Goetz zufällig Gelegenheit hat, in einer Zensurstelle besonders üble Streiche zu verhindern: die Rundfunk- und die Kinozensur müssen fallen.

Die künstlerische Folgen dieser Zensuren sind bei Kino und Rundfunk gleich merkwürdig.

Da es unmöglich ist, im Rundfunk das durchzudrücken, was der mittlere Hörer in seinen Beschwerdebriefen als „verstiegen" ansieht; weil man wohl ein Buch für achthundert Leser drucken, nicht aber einen Film für achthundert Zuschauer inszenieren kann, von einem seltenen Mäzenatentum abgesehen, so bleiben Kino und Rundfunk stets auf einer mittleren Stufe stehen. Gelingt es einem so seltenen Ausnahmemenschen wie Chaplin, auf der Basis der Allgemeinverständlichkeit sein Genie zu entwickeln, so stellt das eben einen Einzelfall dar. Als Hans Siemsen vor Jahren als erster eine anständige und gebildete Kinokritik forderte, war ihm beizustimmen; er wird inzwischen selber gesehen haben, wo die Grenze der Kinokunst liegt. Sie liegt eben an der Stelle, wo — nicht etwa die Phantasie des Zuschauers —, sondern die Phantasie des Herstellers versagt: es kommt nichts auf die Leinewand, wenn es Herr Generaldirektor Klitsch nicht versteht, und so sieht das dann auch aus. Die beteiligten Künstler ziehen den Film nach oben — den Grund, auf dem er steht, können sie nicht heben. (Gegenbeispiel: Potemkin.)

Daher fehlen im Film fast alle Feinheiten, deren man in der Literatur tausende finden kann. Daher fehlen im Rundfunk fast alle neuen, bunten, zarten, haardünnen Experimente, kaum ein Ton geht da hinaus, der in die Höhe gelangt. Ganz abgesehen davon, daß das Ohr, wenn es sich nicht um Musik handelt, gröber aufnimmt und vor allem langsamer als das Auge, braucht der Rundfunkzensor, damit er nachts gut schlafen kann, die Anerkennung des Seltsamen: er läßt also wohl aus den Werken Stefan Georges vortragen, weil „man" den kennt — niemals aber würde ein junger Stefan George dort zu Wort kommen, was andrerseits folgerichtig und sogar zu begrüßen ist. So, wie er ist, stellt der Rundfunk ein geistiges Zwischendeck vor.

Die Rundfunkzensur ist eine halb offen zur Schau getragene Waffe der Reaktion im schlechten und niedrigsten Sinne. Diese Kommissionen, Gremien, Instanzen und Ämter sind überflüssig, weil sie — wie ein großer Teil der deutschen Beamten-

schaft — keine produktive Arbeit leisten, sondern die Arbeit andrer Leute hindern. Die Rundfunkzensur drückt auf das geistige Niveau des Volkes, es darin einem Teil der Presse gleichtuend: beide lenken tobend vom Wesentlichen ab. Die Rundfunkzensur muß fallen.

Der Herr Kapitän macht die Ronde

von Richard Huelsenbeck

Der Schriftsteller Richard Huelsenbeck, Dramatiker, Erzähler, Essayist, in Zürich einst Mitbegründer des Dadaismus, ist in diesen Jahren ein paar Mal rund um den Erdball gefahren. Ich weiß von dem frühern Huelsenbeck nicht viel mehr als die literarische Anekdote aufbewahrt, aber so alle halbe Jahr kommt in unsre Redaktion ein ernster, sonnenverbrannter Herr, der gelassen und sehr unlitterarisch erzählt, daß er inzwischen mal wieder in Kapstadt oder Ceylon gewesen sei. Der Redakteur blickt dann auf den sorgenvollen Schreibtisch und schämt sich ein bißchen der Enge seiner Welt. Der Besucher ist der Doktor Richard Huelsenbeck, nicht Globetrotter von Neigung, oder hochbezahlter Zeilenmatador der Tagespresse, sondern Schiffsarzt, einfach Schiffsarzt. Unsre Leser kennen ihn aus knappen orientierenden Schilderungen (Deutsche Vergnügungsfahrt, Nr. 20, 1927; Schiffsbetrieb, Nr. 27; Port Natal Nr. 43 u. a.) Jetzt faßt er das Gesehene zum ersten Mal in einem Buch zusammen: Afrika in Sicht (im Wolfgang Jeß Verlag, Dresden). Es ist ein sehr unpathetisches Reisebuch, ganz ohne Naturschwelgereien oder folkloristische Kinkerlitzchen, ohne die Gebärde des Weitgereisten. Dafür gibt es den Alltag auf einem großen Schiff während einer Reise um Afrika; mit soziologisch geübtem Auge wird das lebende Inventar eines großen Passagierdampfers festgehalten. Ein Mindestmaß an Romantik; dafür aber vieles, was wir nicht wußten: die Praktiken der Schiffsgesellschaften, die wirkliche Rolle des Kapitäns, das Leben der Passagiere, ihr Essen, Trinken, die Tafelmusik, die Konversation, die klägliche Stellung des Schiffsarztes und wie er von den feinen Leuten um sein Honorar geprellt wird. Dann wieder Auseinandersetzungen mit der Kolonialpolitik der Engländer, der Portugiesen etcetera und dem geistigen Habitus von Deutschen, die drüben für das Ansehen des Vaterlandes werben, das große teutonische Mundwerk führen und dabei vor den Engländern auf dem Bauch rutschen. Wackelnde Zivilisation überall. So scharf, so nüchtern, aus unzähligen kleinen Beobachtungen zusammengesetzt, ist das Bild noch niemals aufgefangen worden. Von der farbigen Präzision des Verfassers zeuge das folgende Kapitel:

Für die Schiffsoffiziere ist das Fahren eine so mechanisch betriebsame Angelegenheit geworden wie für einen Verkäufer der Butterhandel. Bei den meisten ist auch die Eindrucksfähigkeit bis auf ein Minimum verbraucht, fast alle sind mit ihrem Berufe unzufrieden.

Als ich meine erste Reise machte, wunderte ich mich über den Mangel an Interesse, das ich für fremde Völker und Sitten fand. Anfangs war ich erstaunt, später ging mein Erstaunen in eine hoffnungslose Bitterkeit über, denn ich sah alle meine Knabenträume zusammenbrechen. Hier war Niemand, der noch

etwas von Kühnheit, Wagemut, Abenteuerlust an sich gehabt hätte. Nirgendwo auf der Welt fand ich so kleinbürgerliche, starrsinnige, uninteressierte Köpfe...

Der Kapitän war ein Damenfreund und er hatte Interesse daran, seinen Damen die Welt zu zeigen. Der steife, grauhaarige Kerl hatte dabei Gelegenheit den Ritter zu spielen, was ihm außerordentlich behagte. Das gab ihm eine Wärme, die von unten her kam und den erloschenen Vulkan mit künstlichen Lichtern bestrahlte. In manchen Häfen setzte er zu großem Ärger der Maschinenmannschaft die verschollene Barkasse aus und fuhr seine Zufallsbraut spazieren.

Herr Wackernagel (der erste Offizier) fluchte, aber er sagte nichts Wesentliches. Er wußte, daß auf einem Schiff die Wände noch mehr Ohren haben als auf dem Lande. Er würde den Teufel tun und sich den Mund verbrennen, mochte der Kapitän ein Bordell an Bord einrichten, es würde ihm gleichgültig sein...

Manchmal kam der Kapitän etwas später als um elf Uhr, dann hatte sich der Heildiener beim Rasieren verspätet. Wir warteten in Andacht, bis der hohe Herr rasiert sein würde. Wir sahen ihn in nötigem Abstand mit ausgestreckten Beinen in einem Rohrstuhl liegen und sein Gesicht dem Messer des Barbiergehilfen anbieten, der mit Hochachtung und übertriebener Geschicklichkeit vor dem Koloß herumtänzelte. Wehe ihm, wenn er den König schnitt. Der Gedanke daran jagte ihm kalte Schauer über den Rücken. Ein unwilliges Schnauben hätte genügt, um ihn über die Reling auf Nimmerwiedersehen fort und wegzuputzen.

Wir wurden von Herrn Geiger militärisch mit einem guten Morgen begrüßt. Ich stattete meinen medizinischen Rapport ab und mußte einige groteske Familienansichten über Leben, Tod und Heilkunde anhören. Dann setzten wir uns in Bewegung, verfolgt von den ehrfürchtigen und ängstlichen Blicken der Mannschaft. Wir kontrollierten das Schiff und es war selbstverständlich, daß irgend etwas nicht in Ordnung sein konnte, wenn wir unsre Würde behalten wollten. Erst ging der Kapitän auf seinen mächtigen Pratzen, dann der Erste elegant und mager, dann ich, die oberste Sanitätsbehörde. Das niedere Volk starrte hinter uns her.

Wir stiegen zuerst in den Kajütsgang und begannen unsre Ronde in der ersten Klasse. Der Obersteward, blaß und dick, ein Bild der Ergebenheit, erwartete uns mit einem gequält freundlichen „Guten Morgen, Herr Kapitän" Die Muß-Freundlichkeit dieses Mannes, dem der Dienst in der Kehle würgte, konnte mich traurig machen. Der Mann war wie ein Darm mit einem Stück Gesicht, irgendwo, dachte ich mir, muß er doch ein Mal ein Mensch gewesen sein, ehe der Betrieb ihn auffraß und ihn zu einem meckernden Gehäuse machte. Unvorstellbar der Gedanke, daß so ein Mensch als Kind gespielt habe. Der Kapitän nahm den Gruß hin als etwas, was ihm zukam. Der Erste faßte burschikos an die Mütze. An mich war nichts gerichtet, ich war Luft für das Stück Darm, wenn eine höhere Instanz da war.

Der Kapitän ließ sich eine Kajüte aufmachen und sah, ob die Nachttöpfe an ihrer Stelle standen. Er fragte, wer hier wohne.

„Ah ... die alte englische Dame, die immer allein an Deck sitzt und in einem Magazin liest ...?,' „Gewiß, Herr Kapitän ... ganz recht, Herr Kapitän, diese Dame grade ist es ..." Der Eiserne schien zu überlegen: „Ist es vielleicht die alte englische Dame, die mit ihrer Tochter reist?" „Gewiß, Herr Kapitän ... Herr Kapitän haben es richtig erraten ... es ist die alte englische Dame, die mit ihrer Tochter reist." Der Eiserne legte die Hand an die Nase, über die der Schatten mancher Whiskyflasche geglitten war, und sagte mit einer halben Drehung zu mir und dem Ersten: „Hübsche Maid, das." Dann lachte er stimmlos und in sich hinein. Wir verbeugten uns zustimmend und der Obersteward, der hundert Mienen auf Lager hatte, verstand es, seinem Gesicht die gleiche kapitänliche fröhliche Nachdenklichkeit zu geben.

Man erkundigte sich, ob auch genug Plätze da wären, wenn im nächsten Hafen neue Passagiere kämen. Der Obersteward hatte seine Berechnungen gut im Kopf, er selbst sagte von sich, daß er der beste Obersteward sei, den er je kennengelernt habe.

Folgte ein Gespräch über Ventilatoren, Reisedecken, Bullaugen, Außen- und Innenkabinen, über besondere Wünsche dieses und jenes Reisenden.

Die Stewardesse der ersten Klasse, eine Frau Meier, von ihrem Mann seit einem halben Jahr geschieden, lief uns über den Weg. Ihr freundliches, sanftes Organ betaute uns auf ernstem Männergang. Der Eiserne hob eine Braue an, es fiel ihm aber nichts ein, was er der Frau hätte sagen können. Später dachte er, daß er sie hätte fragen können, wie sie, die Frau Meier, mit den Kindern der Passagiere auskomme (es war ihre Aufgabe sie zu betreuen). Ob die Kinder beim Essen im Kinderzimmer brüllten oder ob sie hübsch still seien oder etwas ähnliches. Er verfluchte seine langsamen Gedanken und gelobte sich, neuen Coctail zu feuern.

Der Steward der zweiten Klasse war kurz, dick, stand fest auf seinen Beinen, war aber unsicher im Dienst. Er war gutmütig und ließ vieles durchgehen, was nicht geschehen durfte. Die Stewards tanzten ihm auf dem Kopf herum. Der Kapitän mochte ihn nicht und es fand sich hier und da Gelegenheit der Unbeliebtheit einen Gegenstand des Streites zu geben. Entweder konnte man den Staub in den Kabinen der zweiten Klasse mit den Fingern abheben oder irgend etwas, was geschlossen sein sollte, war offen oder etwas, was offen sein sollte, war geschlossen. Kleine Sünden waren Ursachen großer Strafpredigten.

Der Steward der dritten Klasse, der nicht viel Trinkgelder zu erwarten hatte, mußte sich den geistigen Seiten des Daseins zuwenden. Er liebte nicht nur den Alkohol, sondern auch die Kunst. Er war ein Liebhaber der Ölmalerei. In seiner Kabine schaukelten süße ölglänzende Mädchen, die frische Blumensträuße in makellosen Schößen hielten. Eine Fregatte schwamm

auf einem glattgestrichenen türkisblauen Meer. In einer Bauernstube saßen um den Kamin drei Bauern in bäuerlicher Kleidung und besprachen ihr trauriges Schicksal. Man sah den tödlichen Ernst auf ihren gramdurchfurchten Gesichtern.

Geiger fuhr die Anna zum ersten Mal. Vor ihm war ein Kapitän an Bord, dem man Verständnis für künstlerische Dinge nachsagte. Er soll den kunstliebenden Obersteward der dritten Klasse besonders gern gehabt haben. Geiger mag ihn noch weniger als den Obersteward der zweiten Klasse und wo sich ihm eine Gelegenheit bietet, den Mann zu blamieren, tut er es.

Es ist schwer, in der dritten Klasse die Ordnung zu halten, die man auf deutschen Schiffen dort zu sehen wünscht, jene exakte, ausgefegte, eckenreine Sauberkeit, die eine Feindin des Volkslebens ist. Ein berliner Polizeipräsident müßte in Neapel wahnsinnig werden, weil zwischen allen Verordnungen die lebhaften Instinktäußerungen der Menschen sprießen würden wie unerlaubte Grashalme auf einem frischgewalzten Weg.

So geht es in der dritten Klasse eines Schiffes, das Afrika umfährt. Zahlreiche verlotterte Nationen und Menschen, die keinen Wert mehr auf Äußerlichkeiten legen wollen, machen einen kleinen Menschenmarkt, in dem alles durcheinanderliegt, schwillt, wächst und sich vertauscht. Man weiß nicht mehr genau, wem jedes Kleidungsstück gehört? Ist es portugiesisch, italienisch oder englisch? Oder gehört diese schmutzige, stinkende Hose etwa dem Jungen, der zu der fetten griechischen Familie gehört? Qui lo sa? Quien sabe? Qui sait? Ein Sprachbabel babelt durch die Gänge der dritten Klasse.

Der Kapitän, der auf ein lustiges, aber gereinigtes Leben drängt, haßt die dritte Klasse aus tiefster Seele. Genau so wie er einen Kognakverschnitt verachtet, haßt er einen Menschenverschnitt, ein Durcheinander, eine Wirrheit, etwas durch Berechnungen nicht Klärbares, eine tiefe, dunkle, gefährliche Sache, aus der Leidenschaft, Unordnung, Kriminalität kommen kann.

Er ist Beamter, oder fühlt sich so und weiß sich dem Reinen und Kräftigen verwandt.

Der Gang durch die dritte Klasse ist von ironischen Bemerkungen begleitet, mit kleinen platten Witzchen und ablenkenden Fragen.

Wir kommen an einem Kloset vorbei, in dem zwei Portugiesinnen Kinderwäsche waschen. Ein Mann in Försteruniform, der sieben Kinder hat, die er mit einer blonden kräftigen Frau nach Afrika bringen will, sieht wie ein gewöhnlicher Mensch aus. Keine Sorge verzieht ihm das Gesicht. Er steht da mit seinen sieben Kindern wie in Ostpreußen auf dem Gut, wo er diente. Die Frau lächelt breitknochig und hüftenstark, sie kann immer noch gebären.

Der Kapitän geht schauernd an so viel Natürlichkeit vorbei.

Wir machen eine kleine Visite bei den chinesischen Wäschern, die am Heck des Schiffes über der Schraube ihre Patentmangel betreiben und nach guter alter Sitte ihr Stäbchenessen verdrücken.

Wie oft sah ich sie schnatternd und schnalzend auf dem Boden vor ihren Tellern hocken, als ob sie irgendwo am Jangste in ihrem Geburtsort gehockt hätten. Dies Bami ist zwar ein Konservenbüchsenbami aus deutschen Fabriken, aber sie müssen die Zeitläufte so nehmen wie sie sind. Es war ihnen nicht an der Wiege gesungen, daß sie auf dem Schiff einer heidnischen Nation die bedreckten Windeln heidnischer unkonfuzianischer Kinder waschen würden. Ebenso wie bei den Geburten der Nachbarn wurden bei ihrer Geburt Knallfrösche abgebrannt und ein Mangustinessen fand statt, man schwang die Lampions und die alten Weiber kreischten. Aber als sie begonnen hatten über ihr Leben nachzudenken, konnten sie es zwischen Vieh, Dreck und Elend nicht mehr aushalten, sie wanderten zu Fuß drei Wochen von Pukau nach Schanghai und drückten sich im Hafen umher, bis sie einen Job als Trimmer auf einem Engländer, der nach Ceylon fuhr, gefunden hatten.

Dieser Job gefiel ihnen nicht, es gab mehr Fußtritte als Geld, der Kapitän war ein rothaariger, versoffner Schotte, der quartalsmäßig einen Whisky-Wutanfall bekam. Man hatte ihnen gesagt, daß die Deutschen wieder Schiffe führen, daß man dort als Wäscher Geld verdienen könnte. So besannen sie sich auf das Gewerbe des Windelwaschens und es ging ihnen gut dabei.

Die chinesische Wäschermannschaft besteht aus einem alten grauhaarigen Oberwäscher und zwei jüngern Männern. Alle drei laufen mit nacktem, behaartem Oberkörper umher, an den Schenkeln klebte ihnen eine von Hitze, Schweiß und Wäschedunst schwer belastete, dreiviertellange Hose...

Ein besonderes Interesse hat Kapitän Geiger für die Küche, selten lassen wir sie bei unsern Inspektionsrunden aus. Hier steigert sich die Hitze ins Unerträgliche, ein fettiger Dunst legt sich einem auf die Atmung, wenn man sich von einer Bratensauce erregt wegwendet, gerät man in einen Erbsenbreinapf. Die Köche sehen blaß und fett aus, wie Männer aus Teig, die in der Sonne etwas aufgegangen sind. Ihre schneeweißen Häubchen machen sie zu gespenstischen Zwittern, sie sind keine Reklame für ihre Beschäftigung. Der Hauch von etwas schrecklich Ungesundem geht von ihnen aus.

Der erste Koch, ein gutmütiger Mann mit kleinen lebhaften Augen, hat einen Namen, der an sein Metier erinnert. Er heißt so ähnlich wie Speisetopf.

Wenn der Kapitän mit uns von dem Betriebsgang aus die Küche betritt, schießt Herr Speisetopf, soweit seine Körperfülle das gestattet, aus seinem Wohnraum heraus und macht die nötigen Reverenzen. Er redet, um allen Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen, den Kapitän immer in der dritten Person an.

Die Speisen selbst interessieren den Kapitän nicht, wenn er die Küche betritt, er liebt es, den Dingen auf den Grund zu gehen. Er späht nach Unsauberkeiten, nach dem Funktionieren der Wasserleitung, nach dem hygienisch einwandfreien Abfall.

An dem Aufstellen der Dinerkarten beteiligt er sich insofern, als er befohlen hat, daß alle fremdländischen Bezeichnungen möglichst von der Speisekarte zu verschwinden haben. So loben wir uns den Blumenkohl nach der schönen Müllerin. Oder ein Steak nach Walfischfänger Art.

Der erste Offizier liebt es, sich eine Probemahlzeit reichen zu lassen. Herr Speisetopf steckt ihm liebenswürdig ein Stück Braten nach dem andern in den Mund.

In dem Bereich des Kochlöffels komme auch ich hin und wieder zu einer kritischen Bemerkung, wenn Beschwerden über die Verträglichkeit eines Gerichtes eingelaufen sind. Wenn wir die Küche verlassen, schlägt Herr Speisetopf die Hacken zusammen, daß sein Ballonmützchen zittert. Er schickt uns ein gewinnendes Lächeln nach, das einer wütenden Fratze Platz macht, wenn Herr Geiger mit seinem Gefolge verschwunden ist. „Daß man einen erwachsenen Menschen wie einen dummen Jungen kontrolliert, muß man sich auch nur bei der christlichen Seefahrt gefallen lassen."

Als Ende der Inspektionsreise eignet sich ein Gang durch das Matrosen- und Heizerlogis.

Der Erste macht mir hinter dem Rücken des Kapitäns ein Zeichen, daß er ihn und sein Interesse für die Logis der Mannschaften zum Teufel wünscht. Er ist ein eleganter Mann und geht nur ungern dahin, wo es schmutzig sein kann. Er freut sich auf die Heimfahrt, wo überall im Schiff die Arbeit der Rostklopfer lärmt und die großen Pinsel in die Mennige getunkt werden. Das ist seine eigentliche Zeit, die immer wiederkehrende Periode wachsenden Triumpfes, wenn unter seinen Kommandos und Anordnungen das Schiff täglich blanker und blanker wird, bis man nicht mehr wagt, sich irgendwo anzulehnen oder gar hinzusetzen.

Das Matrosenlogis läßt sich zur Not in Ordnung halten, man fährt den Bootsleuten in die Parade, daß sie's mit der Angst kriegen, man verwandelt alles, was kriecht, in Putz- und Scheuerfrauen, bis der Firnis unter dem Dreck sich wiedergebärt. Ein paar Blümchen auf den Tischen, wären sie auch aus Papier, geben den Eindruck freundlichen Gehorsams, eines nachgiebigen, ordentlichen Charakters. Böse Leute kennen keine ... Blümchen. Die Matrosen haben strenge Anweisungen, sich mit den nötigen Blümchen für die Ausschmückungen der Tische zu versehen. Der Kapitän, der seine schweren Pratzen mühsam die Treppe zu den Logis hinunterspediert, muß für seine Leute ein Interesse zeigen. Wenn man vor den schmutzigen Löchern der Leute steht, muß man etwas Blücher- oder Friedrichblut in sich haben. „Na, Kinder, wir werden uns die Sache mal ansehen. Mit gutem Willen läßt sich das alles machen."

Man ist aber doch froh, daß man es vom Schiffsjungen bis zum Kapitän eines so schönen Schiffes gebracht hat und die Möglichkeit hat, sich auf ein gut gepolstertes Sofa zu legen. Kapitän Geiger verabschiedet sich von uns vor dem Speisesaal mit einem barsch-freundlichen „Guten Morgen, meine Herren". Wackernagel nimmt die Hacken zusammen und legt die Hand an die Mütze, aus mir ist die zivilistische Haltung

leider nicht mehr herauszutreiben. Vor dem Speisesaal findet sich immer zu einem letzten Bückling der Obersteward ein, er legt Wert darauf, seine Gesichtsfalten vor den vier kapitänlichen Streifen noch einmal um einen halben Meter zu senken. S. M. winkt ab.

Deine Welt von Theobald Tiger

Trudele dahin! Verkehre bei Ingenieuren!
 Laß dich als Redakteur von Staatsanwälten verhören!
Sei eingeladen bei Snobs, die wichtigtuende Diplomaten
schnurrend umschleichen, besonders die aus den kleinern Staaten!
Entflieh der Familie! Rutsch die soziale Leiter hinauf und hinab —:
 es spielt sich alles unter zweihundert Menschen ab.

Wohn an der Weser, der Oder, der Weichsel, der Elbe —
deine Gesellschaft bleibt immer, immer dieselbe.
Immer dieselben Fahrt- und Leidensgenossen,
wie mit Gittern sind dir die andern Gärten verschlossen.
 Freunde sind Schicksal, aber nicht zu knapp.
 Es spielt sich alles unter zweihundert Menschen ab.

Fahr nach Amerika!
 Wer steht im Hotel auf den Herrentoiletten?
Rosenfeld. Und er spricht: „Was machen Sie in Manhattan?"
Flieh zu den Eskimos, in des Eises kreischende Masse:
der Dicke im Pelz ist bestimmt ein Kind deiner Klasse.
 Jag durch die Welt vom nördlichen bis zum südlichen Kap —:
 es spielt sich alles unter zweihundert Menschen ab.

Jeder von uns armen menschlichen Kreaturen
ist der Mittelpunkt schöner symmetrischer Klangfiguren.
Jeder darin nur ein Stäubchen. Und außerdem
Besitzer von einem kleinen privaten Sonnensystem.
 Später im Himmel wollen wir der Seligkeit nah sein,
 aber es werden — mit Gott — wieder alle da sein.

Unsere Welt ist so klein. Dies sollst du wissen:
ganze Klassen und Völker sind nur deines Lebens Kulissen;
du weißt, daß sie sind. Aber sei nicht verwundert:
du lebst ja doch nur inmitten deiner zweihundert...
Und hörst du auch fremde Länder und Kontinente erklingen:
du kannst ja gar nicht aus deinem Kreise springen!
 Von Stund an, wo sie dich pudern, bis zum gemieteten Grab
 spielt sich alles und alles und alles
 unter zweihundert Menschen ab.

Goya von Oskar Maurus Fontana

Quinta del sordo — das Haus des Tauben — nannten die Bauern des Manzanarestals eine einsame Villa an den Ufern des Flusses eine halbe Stunde von Madrid entfernt. Manchmal sahen die Bauern den Besitzer der Villa durch die Felder stampfen. Hätte ihn nicht seine Tracht zu den Städtern gereiht, so hätte man diesen festen Sechziger mit seiner klobigen Nase, dem etwas aufgeworfenen Mund, der einen gewaltigen Lebensappetit verriet, und den verkniffen mißtrauischen Augen für einen alten Bauern halten können. Und ein Bauernsohn war er auch, der da durch die Felder streifte, 1746 war er in Fuentetodos bei Saragossa in einem Heuschober geboren worden. Das wußten die Bauern, die ihn sahen, nicht. Es hätte ihnen auch kaum die Furcht vor dem Alten vertrieben. Sie bekreuzigten sich vor ihm und den Geheimnissen seines Hauses, mieden es und flohen ihn, wenn sie ihn sahen, was selten genug geschah, denn meistens saß der Alte mit den bitteren Falten um die lebensgierigen Lippen im Haus und malte.

Er malte Bilder, er zeichnete, er radierte, aber vor allem bemalte er die Wände seines Hauses. Wenn man eintrat, sah man gleich im Erdgeschoß an der Wand eine Frau, wie sie sich in einem Garten an einen Felsen lehnte. In ihren Zügen waren Anmut und Wehmut gemischt. Es war das Gesicht eines Menschen, der viel gelitten und doch nicht verloren gegangen war. So sah die Frau, eine entfernte Verwandte, aus, die den Einsamen hier betreute, ihn, dem von zwanzig Kindern neunzehn gestorben, den der übriggebliebene Sohn verlassen hatte, gar nicht bös, sondern bloß mit der natürlichen Grausamkeit der Jugend, die ihr eignes Leben will. Dieses Frauenbild war das einzige Licht, das in dem Haus die Kunst angezündet hatte. Schritt man höher und weiter, sah man an den Wänden einen aus dem Nebel steigenden unheimlichen Riesen mit weißglänzenden Augen, wie er mit malmenden Kiefern einen Menschen verschlang, sah man, wie zwei Bauern, bis an die Knie im Morast versunken, sich um einen Grenzstein, Zeichen des Besitzes, niederknüppelten, sah man eine Mörderin, die über einen Schlafenden das tötende Messer hebt, während eine Kupplerin mit einem Kienspan leuchtet, sah man schwachsinnige, zahnlose Uralte, mühsam humpelnd oder den Löffel in einem Brei rührend, in Gesellschaft totenköpfiger Dämonen, sah man betrunkene, schreiende, wüste Wallfahrer, sah man Hexen über eine wundervolle Seelandschaft in einem grauenvollen Schicksalszug vorübergleiten, sah man einen satanischen Riesenbock als Priester einer schwarzen Messe inmitten einer verzückten, zu aller Unzucht bereiten Menge von Hexen, sah man, wie Karossen und edle Reiter sich voll Freude einem Bergschloß näherten, während über ihnen böse Dämonen zogen und vor ihnen, in Verborgenheit Mörder mit Gewehren lauerten, sah man, wie einen Hund die Strömung mitriß, sah man, wie Weiber vor Lachen geschüttelt wurden über Einen, der im Hemd auf der Straße langsam starb, sah man drohendes Anschwellen einer erregten Masse.

Das waren die Bilder, die der taube Alte tief innen in sich sah, die er um sich haben wollte als einzige Genossen seiner Einsamkeit. Dieser Mann, an den kein Ton von außen mehr drang, kannte die Gefängnisse, Kranken und Irrenhäuser, er hat sie gemalt. Dieser Mann kannte die Lust der „großen Welt" und ihren vergänglichen Glanz, er, der Barbar, der Raufbold, der Landstreicher, der Abenteurer, der unermüdliche Arbeiter, der mit wütendem Lebenshunger an allen Tischen des Lebens gesessen und gezecht, ehe ihn auf der Mitte des Daseins Krankheit vertaubt hatte, hatte sie alle, die ganze Königsfamilie, Feldherren, Dichter, Stierkämpfer, die Damen der Salons und der Sofas geschaut und durchschaut. Dieser Mann kannte die Schrecken der Justiz ebenso genau wie den greuelvollen Aberwitz des Kirchenglaubens, er hatte vor den bluttriefenden Wüsteneien des Krieges geschaudert, sein Herz, das eines Menschen, der von unten gekommen, hatte aufgeglüht in Trotz und Trauer, als er die Madrider Straßenrevolution vom 2. Mai 1808 so ungeheuer groß gemalt wie die Füsilierung der Revolutionäre in der darauffolgenden Nacht. Mitten im Blut, in der Ergebung der andern wirft sich einer auf Knien in einem weißen Hemd, mit gelben Hosen, dem Exekutions-Peloton entgegen und breitet die hoch und auseinander gereckten Arme gegen die Gewehrläufe und sieht die Soldaten mit so fordernden und brennenden Augen an, daß sie, wagten sie ihn anzuschauen, nicht zu schießen vermöchten.

„Ich habs gesehen!" hat dieser Mann unter ein Blatt seiner Radierungen „los desastres de la guerra" (Die Schrecken des Krieges) geschrieben. Und unter ein andres voll von Leichen: „Warum?" und unter ein drittes voll Tod und Vernichtung: „Darum seid ihr geboren!" Der Einsame, der seine quälenden Visionen oft nicht mit dem Pinsel (das hätte zu lang gedauert), sondern mit dem bloßen Finger an die Wand seines Landhauses malen mußte, hatte erschaut, wie der Gefallene sich aus dem Massengrab des Krieges aufrichtete und in den Sand das Wort „Nichts" schrieb. Vor diesem Blick gab es keine Ausflucht, keine Beschönigung. Er sah: die Wahrheit war tot, und ein Bischof segnete sie scheinheilig inmitten einer schadenfrohen Menge ein. Aber der Einsame fragte auch höhnisch und furchtbar: Wird sie nicht wieder erwachen? Und er radierte den Schreck derer, die das sichere Auferstehen der Wahrheit umstehen, bereit, mit Knüppeln sie niederzuschlagen, und schon gelähmt in Furcht vor ihrer geringsten Bewegung. Das sah der einsame Alte, und sah auch, wie wir Menschen von der gesetzgebenden Dummheit und der Brutalität der Macht, von der Gier unsrer Vergnügungen und den Einbildungen eines armen schwatzhaften Wissens betrogen und bedrückt werden. „Dem Vernünftigen erscheinen im Traume Ungeheuer. Phantasie ohne Vernunft führt zu Ungeheuerlichkeiten; vereinigt aber bringen sie wahre Kunst hervor und schaffen Wunder." Das hatte er unter das erste Blatt der „Caprichos" (Einfälle) geschrieben, auf dem er selbst zu sehen ist, die Arme vor den Augen, bedrängt von vogelköpfigen

Phantomen. Mit den „Caprichos", seiner ersten Folge von Radierungen (80 an der Zahl) beginnt in dem neuen Europa das kämpferische Zeichnen. Welches Gelächter, das Änderung der Welt, nicht Spott will, ist in jedem dieser Blätter. Ob wir nun ein aneinandergebundenes, an den Stricken ohnmächtig zerrendes Ehepaar sehen, auf dem eine Gesetzes-Eule mit Brille hockt; darunter steht: „Gibt es niemand, der uns frei macht?" Oder ob wir Automaten ohne Hirn, mit versperrten Ohren und mit von den Lidern ganz bedeckten Augen sehen, die aber dafür einen Säbel an der Seite haben und Wappenschilder auf der Brust. Diese „Faultiere" füttert das Volk, das mit verbundenen Augen dargestellt ist und mit Eselsohren. Auf andern Blättern reiten Hexen, Alte mit Vogelschwingen bedrängen ein junges Mädchen („Du wirst nicht entrinnen"), Dirnen mit der spitzen Inquisitionsmütze auf dem geschorenen Haupt sitzen vor Gericht („Dieser Staub ...") und werden auf einem Esel durch die Straßen geschleift, ein Papagei sitzt auf dem Katheder und plappert vor alten Würdenträgern Eingelerntes („Welch goldener Schnabel"), zwei Männer aus dem Volk haben Riesenesel aufgebürdet und brechen unter der Last ein („Bis du nicht mehr kannst"), eine vertierte Vettel sitzt vor einem Spiegel und putzt sich („Bis zum letzten Atemzug"), Zwerge mit Wasserköpfen mischen sich Polizeibütteln („Weil er Stock und Kokarde trägt, bildet sich dieser Fanfaron ein, daß er ein höheres Wesen sei. Aber so aufgeblasen und unverschämt er gegen die Untern auftritt, ebensosehr kriecht er nach oben"). Feiste Kuttenträger lassen sichs gut gehen, verbrennen sich den Mund in Gier der Völlerei, liegen betrunken im Weinkeller, strecken sich gähnend vor Faulheit („Es ist sonderbar, daß diese Brut sich nur bei Nacht und in der Finsternis sehen läßt"). Eine aufgeputzte Vogelscheuche wird von knienden Wallern als Heiliger angebetet („Was ein Schneider fertig bringt"). Vor dem Stadttor werden zwei Frauen verhaftet und eingebracht. „Arme Geschöpfe" ist darunter zu lesen. Sinnbildliches Wort für diese ganze Folge. Das Wort von Indras Tochter: „Es ist schade um die Menschen!" gellt aus allen Blättern der „Caprichos". Ihrem schöpferischen Reichtum und ihrer revolutionären Stoßkraft folgte ein Jahrhundert zeichnerischer Satire. Ihren großen Ingrimm hat niemand erreicht, nicht einmal Daumier.

Der Einsame in der Quinta del sordo hatte schon in den Caprichos in der Hand eines Riesen, der eben einen Menschen zu Boden geschleudert, einen vor Glück schreienden Menschen gesehen. Illuminiert an Haupt und Händen ist er vor Triumph, so hoch gekommen zu sein. Gleich aber wird der Riese auch ihn zu Boden schmettern. „Steigen und Stürzen!" das war ihm das Leben. Unter drei Blättern, die die Marter von Kerkersträflingen, die an Händen und Beinen mit schweren Ketten gefesselt sind, ergreifend geben, schrieb er die Worte: „Wenn er strafbar ist, so urteile ihn ab, aber laß ihn nicht länger leiden. — Halt ihn fest, aber quäl ihn nicht. Die Bestrafung ist eine ebenso große Barbarei wie das Verbrechen."

Er war taub, dieser Greis, er sah Dämonen und Kobolde und Leiber mit Tierköpfen über unsrer Irdischkeit, er sah den Riesen, wie er unter dem Mond auf der Erde hockte und alles Lebende unter sich in gemütlicher Urkraft und Unschuld zerquetschte, er sah das unentrinnbar Satanische immer wieder über uns Herr werden. Aber der Mut verließ ihn nicht. Am Schluß der „Desastres de la guerra" faßte eine mit Blumen geschmückte Frauengestalt einen verwilderten, in Urzeiten zurückgesunkenen Bauern und führte ihn dem Licht entgegen. Man sieht an vielen Zeichen: wieder wird er das Feld bestellen, wieder werden Herden weiden, wieder werden Blumen wachsen, wieder wird der Mensch dem Menschen gehören. Und hoffend und bekennend schrieb der Taube darunter: „Das ist das Richtige."

Die er als seine Lehrmeister genannt: Velazquez, Rembrandt und die Natur, die waren ihm auch in der Einsamkeit nah. Von Velazquez hatte er die beglückende Leuchtkraft der Farben gelernt, von Rembrandt die dämonische Magie der Radierungen und von der Natur die Nähe und den Wert alles Lebenden. Er, der von den Menschen Enttäuschte, vor ihnen Geflüchtete, wußte, alle Farben und alle Griffel waren nur für den Menschen dieses seines einmaligen, niemals wiederkehren den Lebens da.

Darüber muß er oft Stunden versonnen haben, wie sich in dem einen kurzen Leben die anstürmende Forderung der Gegenwart und das dunkel rauschende Schweigen der Ewigkeit so seltsam einen. Geheimnis war ihm das und blieb es ihm. Wieder suchte er ihm auf die Spur zu kommen. Immer wieder. Neue Radierungen entstanden. Sie sind unter dem Namen „Proverbios" (Sprichwörter) bekannt, heißen aber richtig „Suenos" (Träume). Er sah burleske Tänze, Erinnerung aus ferner Jugendzeit, fliegende Menschen in der nächtigen Luft hell durcheinander wimmeln, Tiere, die Menschen entführten und verschlangen, Spuk der Gespenster, auf einem verdorrten Ast die sorglos plaudernde Gesellschaft der Bourgeoisie. O, dieser Einsame war nicht allein, die Zeit umgab ihn, die Wende einer Epoche geschah vor ihm und in ihm, der noch einmal den letzten Sturm des Mittelalters auszuhalten hatte und schon das bebende Erwachen einer neuen Zeit spürte. O, dieser Taube hörte besser als die Hörenden. Er zeichnete einen leidenden Riesenkopf und auf ihm ein geschäftiges Gewimmel schmarotzender Ameisenmenschen. Es war der Kopf des Volkes und die Brut seiner Nutznießer. Und darunter schrieb er: „Wie lange noch?" Er zeichnete einen Arbeiter, der auf einer Leiter steht und mit der Hacke eine Bildsäule zerstört. Darunter schrieb er: „O Volk, wüßtest du, wessen du fähig bist!"

Plötzlich litt es den Alten nicht mehr in seinem Landhaus, in seiner Einsamkeit. Nicht war sein Leben bedroht, nicht seine Ruhe. Dennoch floh er aus Spanien, dessen vom Volk geführter Freiheitskampf dem König die Krone und dem Volk noch tiefere Knechtschaft gebracht hatte, floh nach Frankreich. Vielleicht konnte er die Menschen seiner Heimat nicht

mehr ertragen, vielleicht hoffte er, anderswo leichter atmen zu können, vielleicht gab er Spanien als letzte Feste des Mittelalters auf und suchte im Mutterland der Revolution den Wind der Erneuerung. Der Alte schwieg. Unbekannt sind die Gründe seiner Flucht. Für kurze Zeit war er noch einmal in Madrid, wurde mit Ehren überhäuft. Er nahm sie schweigend an, aber er blieb nicht, ging wieder nach Frankreich.

Er war schon sehr alt geworden, aber er malte immer noch. Hatte er sich früher, wenn er sich von den Torheiten und den Fratzen der Menschen erholen gewollt, den Tieren zugewandt und ihren naiven schönen Bewegungen, wovon seine Blätter und Bilder mit Stierkampfmotiven schönes Zeugnis ablegen, so kam jetzt Frische und Erneuerung auch aus dem Menschen über ihn. Er entdeckte sich den arbeitenden Menschen und davon wurde seine Kunst noch einmal jung. Er malte die Schmiede, drei Menschen, einen Jungen, einen Mann, einen Alten, zusammengehalten in der Kraft und dem Vergessen der Arbeit. Er malte den Scherenschleifer in der Augenblicksbewegung des drehenden Rads. Er malte die Wasserträgerin, proletarische Frau, die mit beiden Füßen fest auf der Erde steht und sich nicht ergibt. So wie diese Meisterbilder war auch der Alte, ihm war nach dem Bericht eines Zeitgenossen zuzutrauen, daß „er sich auf ein Lasttier setzen und wie ein Bauer nach Hause trotten" würde. Er kam nicht von außen in die arbeitende Welt, er war immer ihr Sohn gewesen und blieb es bis zuletzt.

Aber auch mutlose Stunden kamen. Nicht immer genügte die Schar der Zeichnungen, die den in der Arbeit bewegten Menschenkörper festhielten, er, der Spanier, hat auch Schlittschuhläufer, wundervoll graziös und kräftig gezeichnet. Nicht immer tröstete die Beschäftigung mit dem damals ganz neuen Verfahren der Lithographie, an die der fast Achtzigjährige künstlerische Leidenschaft wendet wie ein Junger. Nicht immer ermutigte der Umgang mit den andren Exilierten, deren Köpfe er mit dankbarer Liebe gemalt hat. Manchmal schrieb er unter seine dämonischen Zeichnungen: „Nur noch wenige Stunden" und „Besser, man stirbt". Manchmal suchte er sich auf dem Klavier ein spanisches Volkslied zusammen. Die Töne kommen, er senkt das Haupt tiefer und tiefer, um sie zu hören, die geliebten Weisen seines geliebten Volks, er hört sie nicht, er sinkt weinend über den Tasten zusammen.

Aber ich weiß, obwohl ich es nicht beweisen kann, dieser Barbar, dieser Bauer, dieser Proletarier, der schon als junger Mensch in seinen Gobelinentwürfen der Hofgesellschaft statt mythologischer Motive wundervoll duftige Volksszenen vorgeführt hatte, ist glücklicher als Breughel gestorben, mit dem er nicht nur das Spukhafte gemeinsam hat, sondern auch die Stellung zwischen zwei Zeiten. Breughel muß in Wehmut gestorben sein. Das Licht, das er sah, war zu fern. Der taube uralte Spanier sah es näher. Er sah nach den Teufelsbeschwörungen, Inquisitionen und Gefängnissen, nach der entfesselten Wut aller mittelalterlichen Dämonen den arbeitenden Menschen. Das hielt seinen Pinsel aufrecht und gab ihm seine

letzte große Kraft. Gleiches Gefühl ließ den berühmtesten Zeitgenossen, gleichfalls einen Greis, den alten Goethe seinen „Faust" mit dem Wunsch beenden: „Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn."

82 Jahre alt, stürzte der Spanier in Bordeaux, wo er lebte, von einer Treppe. Am 16. April 1828 starb er. Auf seinem Grabstein steht ein adeliger Name: Francisco José de Goya y Lucientes. Aber das war ein Irrtum. Der, den sie begruben, war der Proletarier Goya.

Japanische Pantomime von Walther Petry

Als Einleitung spielte eine Kapelle von vier Mann eine monotone, ineinandergeflochtene Melodie, die allmählich jede Art von Erwartung ausradierte, es geschah nichts, konnte nichts geschehen, übrig blieb ein merkwürdiger Zustand rhythmisch überspannter Leere. Der jüngste der vier Musikanten, vielleicht siebzehnjährig, der mit zwei Stäben ein resonantes Holz beklopfte, sang von Zeit zu Zeit mit eigentümlich hoher Kopfstimme ein Stück Text, das sich bald wieder an die Instrumente fortgab, noch einige Male auftauchte, im ganzen mehr durch den Stimmenklang, ein ausgesungenes metallenes Tönen, als durch den Inhalt beschäftigte. Überraschend, wie sie begonnen hatte, brach die Melodie ab, keineswegs war etwas an sein natürliches Ende gelangt, die Musik, die bis in die Ewigkeit hätte fortgehen können, trat ins Schweigen wie in eine andre Art ihrer Verlautbarung hinüber. Ohne Pause und weniger theatralisch, als man es von Europa her gewohnt war, rutschte jetzt der Vorhang weg, die Musiker waren zur Seite getreten, nur ganz rechts, ungewiß ob als Zuschauer oder als Akteur, stand der junge Sänger. Die Bühne, ein strenges Quadrat, mit einem Vorhang, der die Hinterwand bildete und einer türartigen Öffnung an der rechten Seite, lag im Halbdunkel. Die erzwungene Lautlosigkeit wirkte auf die Nerven wie eine schmerzhafte Dissonanz. Allmählich sah man eine Frau, die vorn an der Rampe lag. Zusammengefallen, in einer ausdrucksvollen Gebärde ergebungsvoller Verzweiflung, lag sie regungslos da, nur ihre Hände, schmal aus den weiten Ärmeln kommend, bewegten sich in langsamem Streicheln, ersichtlich war die Unbewußtheit dieser Gebärde, ein nervöses Herumtasten ins Leere. Erst jetzt begann ein Scheinwerfer diese Gestalt in einen starken Lichtkreis zu legen, sie rückte, als hätte sich die Entfernung vermindert, ganz nahe, man erkannte Einzelheiten. Die fünf Finger waren zu einer kleinen weißen Figur zusammengelegt, das Gesicht verschwand in den starren Bauschen der gelben Seide, man sah die schwarze Tournüre wie einen Turm. Im Hintergrund, die genaue Mitte einhaltend, saß breit und dunkel ein Mann. Eigentümlich, wie schon jetzt eine gleichsam abstrakte dramatische Spannung von der Szene ausging, daß nichts geschah, stärkte das Gefühl, daß in Kürze etwas Besonderes, Unerwartetes geschehen würde. Mit einer besonderen Kunst der Andeutung war es gelungen, die Phantasie des Zuschauers zu

lenken, ein unbekannt Atmosphärisches vermittelte die Empfindung, daß ein Vorgang in seine letzte Phase getreten sei und ohne Einhalt sich der tragischen Überspitzung nähere. Hier begann der junge Sänger, anders als vorher, gedämpft und wie beiläufig, ein bescheidenes Rezitativ; mein Freund, der Sprache mächtig, übersetzte mir flüsternd, daß die Namen der beiden Personen genannt würden, es wäre ein Ehepaar, die Zeit wäre Herbst, Abend, der Mann sei vor kurzem von einer großen Reise zurückgekommen und hätte, wie der Ausdruck lautete, in den Augen seiner Frau das Bild eines fremden Mannes gefunden.

Etwas undeutlich hinter dem weißen Fall des Lichts hob sich das Gesicht des Mannes wie eine Maske über der schwarzen Gewandung auf, ins Unbewegliche gezwungen, von dem Griffel des Schmerzes mit starren Lineaturen bezeichnet. Sein Kimono floß schwer und faltig ab, die Hände waren in den Ärmelaufschlägen verborgen, er atmete nicht. Niemals, erkannte man, würde das Antlitz in die menschliche Belebtheit zurückkehren. Der Prologist hatte geendet. Irgendwo, klanglos wie der Aufschlag eines Steines in weichen Boden, fiel ein Gongschlag. Die Hände der Frau legten sich eng an den Körper, der Mann war aufgestanden und lief mit kleinen Schritten nach vorn, — die Stunde der inneren Vorbereitung war beendet, ein wenig atmete man auf, ein selbst schrecklicher Auslauf des Spiels würde doch aus der unmenschlichen Erstarrung herausführen. Der Mann hatte die Frau aufgerichtet, man sah plötzlich ihr kleines puderweißes Gesicht, die Augenbrauen waren in großen angstvollen Bögen hochgestellt, der Mund, klein und blutigrot, wie eine gespaltene Frucht, ein wenig geöffnet. Er trug sie, alles dies sehr schnell, abrupt (jede Art der Überlegung und des Entschlusses war durchlebt) in den Hintergrund und setzte sie wie ein Kind hin. Das Licht verschwand. Eine weiße Mondspur fiel langsam vom Eingang der rechten Seite her über die Bühne. Fern, wie das enteilende Flügelklappen großer Vögel, einige Male das O des Gongschlags. Man sah die Bewegungen der Beiden nur noch undeutlich, sie standen, vom Zuschauer durch die Lichtbreite geschieden, wie am andern Ufer. Halb im Schatten sah man die großen Gesten des Gatten, etwas Beschwörendes... Dem gesellte sich die Stimme des Prologisten zu, — ich neigte mich zu meinem Freund herüber... Er droht ihr, hörte ich, sie solle keine Bewegung machen, die ihn verrät; er wird mit seinem Dolch (und in diesem Augenblick sah ich den Schimmer des bloßen Stahles) hinter dem Vorhang stehen, die kleinste warnende Geste wäre ihr Tod. Der, der kommt, sagt die Erzählung, ist No, ein junger, schöner Krieger und ein Freund auch des Gatten.

Der Mann war fort. Das Licht wurde plötzlich schmäler: ein Körper stand in der Türöffnung, stieg herein, näherte sich. Er schien sehr jung, trat lächelnd näher, beugte sich tief vor der Frau, die ohne ihn anzusehen, mit hängenden Schultern, unbeweglichen Händen, vor sich niederblickte, sah sie an und wurde ernst. Hier begann, weit hinter der Szene eine dünne,

vergängliche Melodie zu tönen, eine Art Flöte mit Klopftakt, die wieder abbrach. Zunächst nur das ausforschende Sehen des Liebhabers, dem das Gesicht der Frau unbeweglich standhält. Er möchte sich nähern, seine Hand hebt sich, um sie zu berühren, hält ein; der Ausdruck des Entrücktseins ist zu sichtbar und wie er ihn aufnimmt, tritt in sein Gesicht eine Linie wildesten Schmerzes heraus. Er beginnt zu lächeln, will sich entfernen, aber läuft zurück und kniet hin; die Frau hat den Blick gehoben und sieht über ihn hinweg, er wagt es, ihre herabhängende Hand zu berühren: ihre feinen sichelförmigen Augenbrauen durchläuft ein Zittern. Wiederum, wie ein Kommando der Unterwelt, Gongschläge, erschreckend, als klopfe jemand an den Fußboden. Das Antlitz des Liebhabers verzerrt sich furchtbar, er hat plötzlich einen Dolch in der Hand, ist aufgestanden, tritt einen Schritt zurück und die Frau sieht ihn jetzt an ... sie beugt sich um ein Geringes vor, würde sie ein Zeichen geben? Sie lächelt mit unsäglicher Anstrengung, doch dieser Augenblick, schon vom Schatten des Schicksals verdunkelt, geht vorüber, die Klinge steht einen Moment glänzend im Licht, der Liebhaber wankt, knickt weich in den Kniekehlen ein und legt sich wie ein Tier langsam nach vorn ... Der Gatte ist bei ihm, man hat ihn nicht kommen sehen, er beugt sich über den Freund, wendet sein Gesicht nach oben. Wenn anders der Erstochene noch lebt, gibt dieser Blick des Mannes ihm die Aufklärung, nichts von Haß, ein schwer sagbares Bedauern über das Gesetz, das hier waltete. Aber die Frau, die Frau? Sie bewegt sich vor der Türöffnung als kleiner Schatten, alle Gehaltenheit ist fort, der Schmerz, riesig wie ein Gott aus dem Abgrund des Gefühls steigend, verweht sie, sie bricht zusammen, noch einmal, kürzer, eigentlich nur ein Ansatz, beginnt die Melodie, das Licht geht hinter Wolken und verschwindet, man sieht nur noch den dunklen Umriß des Mannes, wie er, den Rücken zum Zuschauer, die Hände in den Ärmelaufschlägen verborgen, an der Seite des Toten sitzt.

Wiener Theater von Alfred Polgar

„Du wirst mich heiraten"

Lustspiel in vier Akten von Louis Verneuil, in einer provinziellen Aufführung der „Kammerspiele".

Die unaristokratische Geliebte des jungen Herzogs will von ihm, obgleich er ihr den Abschied gegeben und sich mit der Tochter eines Marquis verlobt hat, doch geheiratet werden. Zu diesem Zweck erscheint sie, als exotische Prinzessin aufgetan, im völlig vertrottelten Elternhaus des Geliebten und richtet dort durch ihren Liebreiz sowie durch Tiere, die sie mitbringt, Verwirrung an. Den vierten Akt kenne ich nicht, bin aber überzeugt, daß Wanda, so heißt der Sprühteufel, ihren Herzog bekommt, denn es handelt sich ja um ein Lustspiel, und ein solches endet erfahrungsgemäß immer nach Wunsch des in ihm meistbeschäftigten jungen Mädchens.

Einfall und Bau der vier (drei) Akte sind, für einen Verneuil, überraschend primitiv, der Humor so derb und geistlos, daß Zweifel an seiner französischen Herkunft wach werden. Doch das Deutsch des Dialogs schläfert sie wieder ein.

Es gibt ein neues französisches Theater, das mit neuen Augen die Welt betrachtet, und ihrer Vielgestalt auch unbekannte heitere Seiten abgewinnt. Von diesem neuen Geist des französischen Theaters bekommen wir hier nichts zu sehen. Unsre Bühnen kaufen in Paris nur antiquarischen Esprit.

Verneuils Gattin, der Star seiner Bühne, spricht, als gebürtige Rumänin, ein östlich gefärbtes Französisch, und die Rollen, die er für sie erfindet, sind ihr auf das Idiom geschrieben. Deshalb stammt auch Wanda aus Serbien. Fräulein Haerlin, bezaubernd anzusehen, verstreut mit Anmut die harten Akzente, zu denen solche Herkunft verpflichtet. Die Behauptung, daß sie Art und Tonfall der Frau Orska sich angeeignet habe, scheint übertrieben; ihr „R" zumindest ist gewiß von der Bergner. Die Tiere — ein Windhund, ein Krokodil-Baby, ein Papagei, ein Affe, eine Katze, von denen schon vor der Première viel Schelmisches in den Zeitungen zu lesen war — rechtfertigten nicht die großen Hoffnungen, welche die Direktion in sie gesetzt hatte. Nur der Affe verriet Talent zur Menschendarstellung. Manchem ist das eben angeboren.

*

„Der Talisman"

von Nestroy, in einer liebenswürdig-heitern, von Karl Forest geleiteten Aufführung (Deutsches Volkstheater). Kurt Lessen spielt den Titus Feuerfuchs, den Mann der „falschen Behauptungen", und zeigt sich da als ein Nestroy-Darsteller von hohem Rang, würdig der Ahnen. Sein Titus hat Herzens- und Verstandesreinheit, erquickliche Grazie auch im Derben, eine humorige Philosophie, die nicht nur vorgeredet, sondern vorgelebt ist. Besonders rühmenswert erscheint, wie genau und sorgfältig Herr Lessen die Sprache behandelt, wie sauber die schwierigen Koloraturen des Witzes aus seinem Munde kommen. Die Sprache ist ja der eigentliche Lebenssaft der Nestroyschen Figuren, das dicke oder dünne, in behendem oder trägem Lauf kreisende Blut, von dem ihr Wesen getragen und bewahrt wird. Sehr einfach und angenehm, den Menschenwert der Figur fein betonend, spielt Fräulein Markus die rote Gänsemagd, ohne jede gewaltsame Komik und doch mit wirksamsten parodistischen Tönen, die ihr fast noch besser sitzen als die des Gemüts.

Nestroys „Talisman" ist einer gegen Wien-Überdruß. In dieser von Witz und Weisheit funkelnden Posse offenbart sich souverän seine Kunst, Gestalten zum Spiegel satyrischer Weltbetrachtung zu machen, ohne ihnen hierdurch die natürliche Lebensgröße (oder besser: Lebenskleinheit) zu nehmen.

Russisch-jüdisches Theater von Harry Kahn

Nach Tairoff und Habima kommt nun Granowsky gen Westen. Ein bißchen spät; die Welt ist zwar nicht weggegeben, immerhin jedoch das erste Staunen vor der „Entfesselung" der Bretter, die sie bedeuten. Inzwischen haben die gerissensten unter den berliner Umlernern sich bereits tausend Worte Tairoff angeeignet und das „Dessäng Habima" zu jüngstdeutscher Stapelware zu verarbeiten versucht. Höchst erfreulich, daß das „Moskauer Jüdisch-Akademische Theater", wie Granowsky und seine Truppe umständlich firmieren, wieder einmal zeigt, was unsre fixen Konfektionäre nicht können und was sie niemals können werden, weil es ihnen ja bloß um die gangbare „Nuwohtee", das „Schanger", das die Konkurrenz noch nicht führt, zu tun ist, um Absatz und Betrieb, aber keineswegs um die Sache selbst, um das Theater. Auf das aber, auf nichts anders, kommt es den Russen vor allem an: auf das Theater um des Theaters, des Spiels um des Spiels willen, nicht auf Kassenrapport und nicht auf Parteipropaganda.

Es wird immer von der Traditionslosigkeit gefaselt, die grade auf der Bühne die Russen zu ihren groß- und neuartigen Leistungen befähige. Das ist ein Stiefel. Grade umgekehrt wird ein Schuh draus. Die Spielfreude, die Spielbesessenheit, die Hingabe des ganzen physischen und psychischen Menschen an das Kunstwerk, das er mit zu schaffen (wohlgemerkt: mit) sich berufen und gedrängt fühlt, das ist beste russische Tradition: Stanislawskij und das russische Ballett haben schon in der Zarenzeit bestanden; das künstlerische Kollektivgewissen ist keine Erfindung des politischen Kommunismus. Die Inbrunst zum Gesamtwerk, die Kraft des Dienenkönnens, die Unterordnung unter den organisatorischen Willen eines großen Führers, — das ist nicht neu. Es ist auch kein russisches Monopol. So wenig wie die Freude des Einzelnen am Handwerk, die Unermüdlichkeit des Bosselns, Feilens, Nochmalmachens. „Probieren" nennt man das alles zusammen auf dem Theater. Die Russen tun das ein Vierteljahr lang, ein halbes auch, wenn es sein muß. Eben das ist, mit Verlaub, gar nicht so modern. Das hat viel weniger mit Ford und Taylor zu tun, als mit der Handwerksgesinnung des Mittelalters. Denn das, was den einzelnen russischen Bühnenangehörigen, vom Regisseur bis zum Souffleur, vor allem aber die Schauspieler, an und auf die erstaunliche Höhe, zur letzten Vollendung des Könnens treibt, das ist nichts anders als was einem Goldschmied des vierzehnten Jahrhunderts die immer wieder ansetzende Hand führte: die Werkfrömmigkeit oder, um es mit einem weniger pathetischen, dafür um so mehr mißbrauchten, weil mißverstandenen Wort zu sagen: das l'Art pour l'Art. Die selben Schmöcke, die sich nicht genug tun können in der Verhimmelung einer präzisen, nur durch monatelange Übung ermöglichten Varietéleistung, nehmen die Schludereien und Halbfertigkeiten, das Nicht-zu-Ende-Gedachte und Hastig-Zusammengemanschte im Theater für voll; ach, wenn sie bloß das täten: sie wollen uns auch noch das Skizzenhafte als das Originale aufreden. Denn

weil deutsch sein bekanntlich heißt: eine Sache um ihrer selbst willen tun, werden hierzulande Premieren in einem Zustand vor Publikum und Kritik gebracht, der bei den Russen grade für die Arrangierprobe gut genug wäre.

Von deren Werkgesinnung allein her kann (und wird vermutlich) das Schlagwort vom Gesinnungstheater einen neuen Sinn erhalten. Vom Kunstgewissen her, das sich freimacht von dem faulen, dem denk- und werkfaulen Zauber ökonomischer, politischer oder wie immer gearteter Nebenabsichten. Wenn es nicht so trist wäre, könnte man das Paradox grotesk finden, daß grade die Russen, denen unsre angeblich interessantesten Regisseure nacheifern, zumindest nachzueifern glauben, sich von diesen außerkünstlerischen Surrogaten längst freigemacht haben. Darum haben die Russen auch ein Theater. Was aber haben wir? Eine Bühnenindustrie. Mit all dem politisch-ökonomischen Klamauk, der nun einmal Essenz und Resultat des Industriellen ist: mit unsinniger Überwertung und Überzahlung der „gefragten" Spitzenleistung und rücksichtsloser Ausbeutung der Hilfskräfte, mit Serienfabrikation und Rabattunwesen, mit verlogener Reklame und lächerlicher Konkurrenzangst, und vor allem mit dem Kostenvoranschlag als oberstem Götzen, der das Dramaturgen- und Besetzungsbureau beherrscht, auch da, wo ihm sein Platz streitig gemacht wird von der Diktatur der politischen Tendenz.

Weder bei Tairoff noch bei der Habima war davon irgend etwas zu spüren. Die Stücke waren nach keinem andern als dem rein artistischen Gesichtspunkt ausgewählt. Auch die russisch und hebräisch Verstehenden dürften von „Kapitalismus" und „Solidarität" nichts vernommen haben, geschweige so etwas wie „Standard Oil" und „Mining Shares". Auch Granowsky schert sich den Teufel um dergleichen äußerliche Plakatierung irgendeiner politischen Tendenz. Und doch ist das, was er gibt, auch in dieser Hinsicht höchst wirksam und wichtig. Nur ist die Tendenz restlos in seinem Regiekunstwerk aufgegangen; nur ist sie, schlechtweg hinreißend, zu Form und Stil aufgelöst.

Er nimmt sich das Volksstück eines jiddischen Humoristen „Der Haupttreffer" her, betitelt es „200 000", in Worten „Zwejmolhünderttoisend", und macht nun „nach Scholem Alechem" daraus ... was ihm beliebt? ... nein, das, was er aus seinem artistischen Können und seinem politischen Meinen heraus tun muß. Da sind zwei Welten: Vorderhaus und Hinterhaus sozusagen, genauer: Beletage und Souterrain. Im Keller wohnt der Schneider Schimele und im Oberstock der Hausbesitzer Herr Fein. Schimele gewinnt das große Los; darauf lädt ihn Fein ein. Schimele wird um seine Zweimalhunderttausend begaunert; darauf bricht Fein den Verkehr mit dem „Schnorrer" wieder ab. Wie Granowsky diesen Kontrast herausholt, ihn hervor- und auf die Spitze treibt, das ist einfach grandios und grandios einfach. Die Proletarierwelt ist bei ihm die Welt des Bluts, der natürlichen Kraft, des übersprudelnden, sich überpurzelnden Gefühls: sie ist springlebendig: keinen Augenblick

stehen ihren Leuten Hände, Lippen, Augen, Beine still, lustig und luftig ist das Bühnenbild, und die Musik schwingt zumeist in hüpfenden, quirlenden, wirbelnden Rhythmen. In der Bourgeoissphäre ist dagegen alles steif, abgestanden, verkalkt, puppenhaft. Es ist eine Welt der Automaten, der Schminke, der falschen Haare und Zähne, der falschen Blicke und einstudierten Gebärden. Form ist hier zu Uniform geworden, Manieren sind zur Manier erstarrt. Die feine Lebensart, vom Geld gefördert und gefordert, hat sie zu Marionetten gemacht, zu Schattenfiguren ohne Eigenleben. Der Höhepunkt der Szene und der ganzen Inszenierung ist eine Polonäse über eine schiefe Zickzackebene hinauf, wohin? ins Nichts, in die Verwesung?, fragt man sich unwillkürlich, eine gespreizte und gespenstische danse macabre, die ihresgleichen nur hat in dem monumentalen Totentanz im „Großen Welttheater" Reinhardts, den übrigens Granowsky ausdrücklich als seinen Lehrmeister erklärt und der ja tatsächlich in seiner Frühzeit eine Werkgesinnung offenbarte, wie sie seitdem auf dem mitteleuropäischen Theater verschwunden ist.

Auch dies ist Welttheater; Theater einer klassenzersprengten Welt: zweier Welten, die sich in Lebensgefühl, Lebenskraft und Lebenswille unterscheiden wie Feuer und Wasser. Hier ist ohne Film und ohne Laufschrift, mit wenig Prospekten und gar keinen Maschinen, fast ausschließlich mit dem rein artistischen Mittel bewegter Menschenleiber, denen ein eminenter Regiekünstler Rhythmen und Gesten von überzeugendster Symbolgewalt verliehen hat, etwas Bündiges ausgesagt von Inhalt und Drang der Zeit, von der Welt dieser Gegenwart und der nächsten Zukunft. Wenn irgendwo, so liegen hier die Ansätze zu einer neuen großen Bühnenkunst dieser nächsten Zukunft.

Oel-Konjunktur von Morus

Also das mit der Seele, das wissen wir nun, gibts im Häuschen nebenan, wo die Dichter dichten und die Schmuser schmusen und Herr Wendriner wegen rückgängiger Geschäftslage seine innern Erlebnisse sucht. Niemand will sie ihm rauben. Aber allmählich spricht sich doch herum, daß auch das Materielle ein Teil des menschlichen Lebens ist, mit dem die Theater, selbst nach dem Wunsche unsrer Geronten, sich beschäftigen sollen.

Zugegeben: ein Stäubchen davon kann auch die Seelenmimik einfangen und reflektieren. Man kann den Reflex verstärken, indem man, wies Sternheim und Kaiser tun, rhythmische Assoziationen weckt (harte, smarte Sprache — harte, smarte Zeit). Aber ergiebiger ist in jedem Fall, wenn man, wie Piscator, ohne viel Geplauder das Visier darauf richtet, und von dem Stofflichen dieser fröhlichen Wirtschaftsordnung Großaufnahmen macht.

Von den vier Stücken Piscatorscher Direktorialregie kommt Leo Lanias „Konjunktur" dem reinen Stofftheater am nächsten, weil es ohne Festungserinnerungen wie „Hoppla", ohne historische Bindungen wie „Rasputin", ohne literarische Vorbelastung wie der „Schwejk" geschrieben ist; weil es einfach zeigt, was ist. Gewiß, man kann das auch in Leitartikeln tun. Aber auf der Bühne ist die Wirkung stärker und nachhaltiger, bei den schlechtesten Stücken immer noch größer als bei den besten Leitartikeln. Daß einigen Freunden und Freundinnen der schönen Künste der Stoff nicht zusagt und sie ihrem Kunsturteil durch Gähnen Ausdruck geben, ist noch kein Argument, denn grade die hätten die Leitartikel bestimmt nicht gelesen. Daß sie sich in der Bühnenhausnummer geirrt haben, ist ihr persönliches Pech, spricht aber nicht gegen Zweck und Mittel dieser Bühne.

Der Stoff, den Lania ausbreitet, ist der wichtigste, den die Wirtschaft der Gegenwart hergibt: der Kampf der Großen, die Ausbeutung der Kleinen, Mord und Totschlag, grandioser Betrug und primitivste Gaunerei um Öl. Dieses Thema, nicht als Beiwerk, sondern als Ziel- und Treffpunkt auf die Bühne zu bringen, ist schon ein Verdienst, das hundert feingeschliffene Dialoge und tausend erklügelte Seelenschwingungen mit Scheinwerferbeleuchtung aufwiegt. Daß, wie man erzählt, im Herbst in den berliner Theatern eine wahre Ölkonjunktur ausbrechen soll, mindert nicht das Verdienst dessen, der als Erster gestartet ist. Eher kann man in Abzug bringen, daß man in Deutschland vorläufig keinerlei Risiko eingeht, wenn man frei und offen über dieses Thema spricht. Denn in punkto Öl sind wir ja alle einig.

Wenn erst in unsern chemischen Fabriken die nötige Menge Benzin synthetisch hergestellt sein wird, so wird auch daraus ein nationaler Belang werden, den zu kritisieren Landesverrat bedeutet. Vorerst aber, da wir hors de concours sind, gilt Erdöl als eine Ausgeburt des Teufels, oder, was dasselbe ist, als eine angelsächsische Schweinerei. Der Kampf um Kohle, um Erz, um Getreidezölle, ist der Kampf um eine gerechte Sache. Der Kampf um die Ölquellen aber — fi donc — so etwas bringen nur die Angelsachsen fertig. Kein größeres Vergnügen hat die deutschnationale Presse, als wenn sie über das Schmieröl im amerikanischen Teapotskandal, womöglich über Ölflecken am Weißen Hause zu Washington berichten kann, oder wenn sie darüber schmunzelt, daß das perfide Albion über das „gestohlene Öl" der Sowjetrussen den Boykott verhängen will. Die besten und deutlichsten Bücher über Ölpolitik sind in Deutschland von rechts her geschrieben worden, mit dem Ethos der Zuspätgekommenen. Es gibt ganze nationalistische Sektiererbünde, wie die Geo-Politiker, die von die-

sem Ethos leben. Dies Mal können wir lachen: wir sind fein heraus, weil wir niemals drin gewesen sind.

Lania gibt, zur Befriedigung selbst der ‚Börsen-Zeitung', diesen Tatbestand richtig wieder. Während Franzosen und Italiener, Engländer und Amerikaner auf der Szene ihre Konjunkturprofite einheimsen wollen, bleibt Deutschland fern vom Schuß. Der einzige Repräsentant Deutschlands in diesem Ölgemenge ist ein pasewalker Oberleutnant a. D., der sein Baltikum in die albanischen Berge verlegt hat und dort die Ölkonjunktur benutzt, um Truppeninstrukteur und Leibadjutant des Staatspräsidenten Trebitsch-Lincoln zu werden oder mindestens ein Femekommando zu bekommen und ein bißchen schießen zu lassen. Schon um dieser vergnüglichen Figur willen, die der Schauspieler Hollmann, Piscators Ehrhardt-Spezialist, ausgezeichnet füllt, verdient Lanias Stück, eins raufzurücken.

Nach dem guten Grundsatz Piscators: „Entschuldigen Sie meine Herrschaften, aber wir fangen immer wieder von vorn an", demonstriert Leo Lania die Entstehung einer Ölkonjunktur ab ovo. Drei Strauchdiebe aalen sich in der albanischen Sonne. Plötzlich riechts am Hosenboden. Petroleum? Petroleum! Und nun gehts los. Erst rauft sich die kleine Gaunerbagage. Der Revolver verscheucht den Dolch, ein paar Albanerflinten den Revolver. Aber da kommen auch schon die Kulturträger; zunächst noch ein zweifelhafter: ein italienischer Journalist trottet auf struppigem Maulesel des Wegs, um sich ein kleines Provisiönchen zu verdienen. Dann wirds großzügiger. Autos hupen; Ingenieure und Landmesser; im Hintergrunde blitzen auch schon die Stahlhelme und Bajonette der fremden Besatzungstruppen. Der Völkerbund entsendet, damit die englischen Interessen nicht zu kurz kommen, einen Spezialkommissar, eine rätselhafte Dame, namens Durieux, die sich später als Verkörperung der russisch-amerikanischen Öl-Allianz entpuppt, erscheint mit einem fabelhaften Kreditbrief, Bohrtürme schießen auf, Großbetrieb.

Das alles wird in einer knappen Stunde mit Schwung und Schmiß auf die Beine gestellt, ohne daß das Tempo Selbstzweck wird. Das Stoffliche behält die Führung. Höchst amüsant und anschaulich, wie der Kapitalismus sich etabliert, wie aus Lehm und Dreck Werte werden, wie ein Stück Erde aus der einen Hand in die andre hinüberwechselt, erst für ein paar schäbige Silbermünzen, darauf für eine Banknote, schließlich für einen pompösen Scheck. Und mit einem Mal sind Besitztitel da, wo eben noch ein Allerweltsboden war. Bah, wir haben es — und die andern haben das Nachsehen. Dann kompliziert es sich. Aus Geld wird Macht, aus Kapitalismus Imperialismus. Die Macht soll wieder neues Geld einbringen. Die Mächte, die draußen geblieben sind, aspirieren und konspirie-

ren, man arrangiert ein kleines Revolutiönchen, der Völkerbund intrigiert; Absatzstockung, Arbeiterentlassungen, Börsenmanöver, und nun sind auch schon die ersten Kriegserklärungen da.

Auch in diesem Teil ist anfangs noch Linie. Klar und selbstverständlich wachsen die Mächtegruppen: Frankreich als Vorspann für die amerikanische Standard Oil, Italien als Schrittmacher für die englische Weltmacht der Royal Dutch-Shell. Aber als die Situation verwickelter wird, kann Lania nicht mehr mit. Vielleicht geht es auf der Bühne nicht unklarer her, als oft genug in natura. Aber der Theaterbesucher verlangt eben mehr. Parkettler und Galeristen, Smokings und Rotfrontkämpfer stimmen überein in der Forderung, daß die Leute auf der Bühne etwas dümmer, aber die Autoren etwas klüger sein müssen, als sie selbst. Die Schauspieler müssen sich noch verwickeln lassen, wenns der Zuschauer schon lange gemerkt hat; der Autor aber muß entwickeln, während das Publikum noch nicht weiß, wie das alles enden soll. Im Theater will man Ungewißheit, das heißt: Spannung, aber nicht Unklarheit.

Hier liegt sicher ein besonderer Gefahrenpunkt für das Stofftheater. Lania sucht ihn zu überspringen, indem er sein Stück in eine burleske Hochstaplerposse münden läßt. Trebitsch-Lincoln, politischer Abenteurer von Beruf, anfangs eine Episodenfigur wie zehn andre, wird plötzlich der Mittelpunkt, um den sich alles dreht. Er läßt sich gelegentlich einer unwahrscheinlichen Militärrevolte zum Diktator von Albanien ausrufen und dupiert die Großmächte nach Strich und Faden. Curt Bois bekommt auf diese Weise eine Bombenrolle, bringt durch seine immer spaßhafte, aber herzlich ungefährliche Komik die sommerlichen Theatergäste zum Lachen und Lanias Stück um seine politische Wirkung. Diese Wirkung wird auch nicht ersetzt durch politisch-moralische Monologe, die die Präsidenten der Standard Oil, der Royal Dutch und des Allrussischen Naphtasyndikats, hoch im Bühnenraume, dem Blick der oberen Rangbesucher entrückt, zu halten haben.

Um die Stärken und Schwächen des Stücks hat Piscator, mit Hilfe Traugott Müllers, wieder ein ungewöhnliches Gerüst gezimmert. Piscator freilich steht nunmehr im Rufe eines Wundermannes, und die Kunstgelehrten fangen gleich zu murren an, wenn er nicht immer hundertprozentig wundert. Dieses Mal also hat es ihnen nicht genügt, daß er mit einem sengenden Zeitungsblatt, mit einer Flamme, die über die Leinwand zuckt, stärkste Filmwirkungen erzielt, daß er vor dem leeren Kuppelhorizont des Lessingtheaters mit fünf Bohrtürmen die großartigste Impression eines Ölfeldes schafft. Nein, Piscator hat nicht genug gewundert. Denn als Strafe für seine vorschriftswidrige Gesinnung hat er die Pflicht, die Ideenlosigkeit dreißig andrer berliner Bühnen zu ersetzen.

Bemerkungen

Der Fall Marie D.

Der Fall selbst ist hübsch, alltäglich und belanglos. Marie D., ein neunzehnjähriges, bildschönes Mädchen, ist der Fürsorgeerziehung entlaufen. Sie glaubte wohl, und es zeigte sich, daß sie recht hatte, sie könne selbst für sich sorgen; ob sie sich auch selbst erziehen kann, wollen wir dahingestellt sein lassen. Irgendwer nahm sie in einem herrlichen Auto nach Hannover mit und ließ sie dort, so scheint es, sitzen. Sie wohnte im teuersten Hotel, sie hatte kein Geld; schön, und wahrscheinlich zur Hochstaplerin geboren, borgte sie einem würdigen Greise, der sich zu ihr setzte und ihren nicht verheimlichten Beinen verfiel, hundert Mark ab. Sie nannte sich dabei Jutta von Kriegsheim auf Rittergut Badekow in der Neumark; und das Geld brauche sie, um ihr Auto reparieren zu lassen. Der Würdige warf einen Blick in das Reichstelephonbuch, fand dort, daß Badekow wirklich dem Baron Kriegsheim gehöre, und gab die hundert Mark; ob nach der wahrscheinlich erwarteten Gegenleistung, weiß ich nicht. Jedenfalls entschwand ihm die Baronesse, auch ohne Auto. Als sie nicht wiederkam, als vor allem die hundert Mark nicht wiederkamen, schrieb er an den Papa Baron — und erfuhr, daß Herr von Kriegsheim überhaupt töchterlos sei. Unglücklicherweise sah er die schönen Beine der Marie D. eines Tages auf dem Potsdamer Platz, wie sie sich schlank, stolz und mit der mehr als adligen Grazie, die Selbstgefühl und Selbstvergessenheit zugleich ist, eins vors andre setzten. Im Würdigen war jedes Gefühl für Adel empört und jedes für Grazie abgestorben; er ließ die Beine und die ganze zierliche Person festnehmen, und es kam zur Verhandlung und zur Verurteilung.

Zu einer sehr milden freilich, und natürlich; und das ist die eine Merkwürdigkeit des alltäglichen und belanglosen Falls. Wie nett war der Vorsitzende zu ihr! „Kleine Sünderin", nannte er sie, und sprach von ihrer „bewegten, kleinen Vergangenheit"; so war es vielleicht auch ein nettes, „kleines Gefängnis", in das er sie für ein paar unbewegte Tage schickte. So entzückend können deutsche Richter verhandeln, wenn die Angeklagten so entzückend sind. Keine Frage — alle sympathisierten mit Marie D.; noch der Reporter schreibt mit deutlicher Verliebtheit über den Fall.

Kein Mißverständnis! Ich meine, daß der Richter recht hat — wie auch der Reporter recht hat. Sie haben recht, wie in einem ähnlichen Falle vor etwa zweitausend Jahren die Richter recht hatten —: im Falle Phryne. An uns ist es nun, für die Erkenntnis der Rechtsprechung und für die Lehre der Gesetzgebung, Erkenntnisse aus diesen Fällen zu gewinnen und Lehren aus ihnen zu ziehn: wie labil das Recht ist, wie flexibel noch das starrste Gesetz; wie es, im idealen Sinne und in der Abirrung, auf die Totalität des Falles ankommt; wie das Gefühl auf den richtenden Verstand, wie sogar die Physis auf den ordnenden Mund wirkt: tierhaft, göttlich, dämonisch.

Und noch eins ist interessant an diesem belanglosen Falle, noch einer, mehr als der Richter, der uns nur die „Natur" des Rechts zeigt, mehr als die nur bezaubernde und nicht interessante Angeklagte; wieder ist eine Nebenfigur im Spiele interessanter als die Hauptperson, wie in allen Zeiten der Wende. Hier ist es der Würdegreis, der bessere Herr in den besten Jahren, der Fabrikant aus Thüringen, der die hundert Mark gegeben und die Beine wohl nicht bekommen hat. Der erotische Abenteurer von heute, der Don Juan der guten Gesellschaft: er glüht, er ist hingerissen, aber er

sieht erst im Telephonbuch nach. Eine Liebesnacht mit einer wunderbaren Neunzehnjährigen, und das Mädel hat die Frechheit — nicht so sehr Die, sich für eine Baronesse auszugeben; aber die, keine Baronesse zu sein! Casanova aus Thüringen: das Abenteuer muß mit dem Telephonbuch stimmen, der Rausch richtet sich nach dem Gothaer Kalender.

Rudolf Leonhard

Zehn Tage

Dieser Eisenstein-Film hat Viele enttäuscht. Aber der Enttäuschte, nicht der Enttäuscher ist hier schuldig.

„Potemkin" war eine Dichtung, dramatisches oder dramatisiertes, in sich geschlossenes Geschehen und Schicksal. Diese „Zehn Tage" sind Reportage, Berichterstattung. Eisenstein hat sich ziemlich genau nach dem gleichnamigen Buch des Journalisten John Reed gerichtet. Auch dies Buch erzählt nur einen Bruchteil der russischen Revolution. Aber so, daß man das Vorher ahnt, das Nachher versteht. Und das Vorher und das Nachher sind ja wohl etwas wichtiger, als grade diese zehn Tage (es sind übrigens ein bißchen mehr als bloß zehn), in denen die Bolschewiki die politische und militärische Macht eroberten, nicht einmal in ganz Rußland, nur in Petrograd eroberten. Sonst war noch nichts „erobert", nichts getan. Daß es dies „Nichts" darzustellen und klarzumachen versteht, das ist die Größe dieses Buches. Die ungeheure Einsamkeit der paar Bolschewiki, ihre Machtlosigkeit, nachdem sie „gesiegt", nachdem sie „die Macht erobert" haben. Das Chaos — und in ihm, ihm gegenüber eigentlich nur eine positive Kraft: der Wille Lenins. Positiv, arbeitend, kämpfend, aufbauend, siegreich, weil es nicht sein Wille war, sondern der Wille der großen Masse, der Arbeiter, Soldaten und Bauern. Kampf ist nie so wichtig wie Arbeit. Aber Arbeit ist nicht so „interessant" wie Kampf. Arbeit ist schwerer darzustellen als Kampf. Reeds Buch gibt von beiden einen Begriff.

Aus diesem Buch, das nur ein Bruchstück der Revolution, ein paar Wochen aus Jahrzehnten zeigt, gibt Eisensteins Film wieder nur ein Bruchstück. Die Erstürmung des Winterpalais, im Buch nur eine nicht ein Mal hervorragende Episode, ist bei Eisenstein Parade- und Schlußstück. „Was nun?" fragt Jeder. Und während Reeds Buch hier eigentlich erst anfängt, Antwort gibt und Grundlage legt für das Verstehen, dessen was nun kam (und bis zum heutigen Tag noch nicht vorüber und erledigt ist), hört der Film grade hier auf. Chaotisches Bruchstück aus einer zwar chaotischen, aber höchst sinnvollen, höchst logischen Reihenfolge historischer Ereignisse. Wer nicht genau Bescheid weiß (und das sind mehr als neunundneunzig Prozent aller Kinobesucher), verläßt den Film mit der Frage: Das war alles?

Nein, das war nicht alles! Das war nur die Einleitung, die Ouvertüre. Das Buch gibt mehr, der Film gibt nicht mehr, als die Ouvertüre. — Aber diese Ouvertüre ist ein Meisterstück, oder doch das Stück, die Arbeit eines Meisters.

Die deutsche Filmkritik (Nicht unisono. Es gibt rühmliche und reichliche Ausnahmen) meckert gegen diesen Film. Aber grade sie dürfte nicht meckern! — Erster Einwand: „Nicht so stark, wie Potemkin." Ist oben widerlegt. Zweiter Einwand: „Das ist eine rein russische, innerrussische Angelegenheit." Antwort: Rußland und die russische Revolution sind nie und in keinem Fall eine interne Angelegenheit. Was denn sonst soll uns interessieren, wenn nicht Rußland? — Dritter Einwand: „Das ist ein Festspiel! Auf Bestellung der Sowjet-Regierung gemacht. Demagogische, politisch einseitige Darstellung der Historie." Antwort: Höchst lobenswert, wenn eine Regierung ein politisches Festspiel bestellt, bei einem Filmregisseur bestellt! Darstellung

der Historie, die nicht politisch einseitig, nicht subjektiv, nicht demagogisch ist, gibt es nicht, wird es nie geben. Ehrliche Demagogie ist ehrlicher als falsche Objektivität. Und Objektivität ist immer falsch. Endlich: Man stelle sich vor, unsre jetzige deutsche Regierung bestellte ein Festspiel zur Feier des neunten November. Wie würde so ein Festspiel, so ein Festfilm aussehen? Wie würde so ein Festfilm in Deutschland selbst dann aussehen, wenn die Regierung, die wir heute haben, kommunistisch wäre? Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg mit einer Festspiel-Gloriole umrahmt. Falscher Heiligenschein und falscher Lorbeer. Wie sieht in diesem russischen Festspiel Lenin, wie sehen die andern Bolschewiki aus? Die Kerenski-Leute werden lächerlich gemacht. Gewiß. Aber Lenin und die andern werden niemals glorifiziert, niemals stehen sie in Heldenpose da, sehen, im Gegenteil, sehr wenig heroisch, sehr popelig, sehr klein, beschäftigt, beinahe zänkisch aus.

Ein Festspiel? Mein Gott, ich wünschte, daß bei uns in Deutschland die „objektive" Historie, daß die Lesebücher so wenig festspielhaft, so ehrlich wären, wie dieser Festspiel-Film! — Wenn wir in Deutschland über diesen Film meckern, so ist das einfach lächerlich. Denn was haben wir diesem Film (mit allen seinen Schwächen, Hinderungen, Fehlern) gegenüberzustellen? Welcher deutsche Film ist, auch rein künstlerisch, besser, stärker, eindrucksvoller? In welchem deutschen Film gibt es Bilder von der Stärke, von dem Leben, von der dichterischen, künstlerischen Wahrheit, von der Eindringlichkeit der Newa-Brücken-Szene, oder jener Szene, in der die überredeten, von drei armseligen, massenlosen Arbeitern überredeten und besiegten Kosaken, die Petrograd erobern wollten, in ihrer Verbrüderungsfreude anfangen, zu tanzen? Wo gibt es das im deutschen Film?

Wir wollen lieber ganz still sein!

Hans Siemsen

Aus einem dunklen Erdteil

Ein Wiener Burgtheater-Ensemble spielte in München „Die Kassette" von Sternheim. Darüber war im klerikalen „Bayrischen Kurier" zu lesen:

„Aber nicht nur gegen das Deutschtum wendet sich diese gedruckte Sternheim-Literatur . . ., es wird auch schändlicher Mißbrauch mit Bibelstellen getrieben . . . Wenn das das Burgtheater von heute ist — ich hörte, daß diese Komödie auch in Wien gegeben wird —, dann leg ich meinen Hobel hin und sage nur Ade — du mein Oesterreich."

Und in den „Münchner Neuesten Nachrichten":

„Am 1. April ist Sternheim fünfzig Jahre alt geworden . . . Das Schlimmste ist hinter uns. Wir haben sie überstanden die herrlichen Heldengedichte, die Frechheitsgesänge, die kaltgeschnäuzten Phantome, die — welcher Mut! — einer absterbenden Zeit die letzten Tritte versetzten. Bald wird eine andre Zeit Herrn Sternheim selber den Tritt versetzen!"

Vorher heißt es:

„Ich glaube, daß Sternheim nicht Sternheim geworden wäre, wenn sich zur rechten Zeit ein Oberlehrer Krull oder ein Bürger Schippel oder sonst ein angeblich fossiler Kerl gefunden und ihm handgreifliche Beweise seines gesunden Lebens geliefert hätte."

Laßt uns beten!

Fritz Neumann

Die Macht der Gewohnheit

In der Universitätsstadt G. hielt ein bekannter Strafrechtslehrer einen Vortrag über die Todesstrafe, setzte sich mit vielen guten, tapfern und humanen Worten für ihre Abschaffung ein. So etwas kommt auch mal bei einem Universitätsprofessor vor. Es gab eine Diskussion. Ein wackrer Bürger faßte seine Meinung in aller Kürze zusammen: „Ich habe drei Hinrichtungen mitgemacht, bei der ersten is es mir schlecht geworden, bei der zweiten is es mir schlecht geworden, bei der dritten hab ich mich halt dran gewöhnt."

Auf die Gesinnung dieses Mannes können sich auch die Hersteller von Kriegsfilmen verlassen, beim ersten, beim zweiten wird ihm schlecht, beim dritten hat er sich dran gewöhnt und mit ihm viele, viele andre.

G. H.

So sieht die deutsche Presse aus!

Für den Wahlkampf

nicht allein, sondern auch für politisch weniger bewegte Zeiten braucht so manche Zeitung einen Redakteur, der zwischen den Parteien zu lavieren versteht und durch sein persönliches Auftreten vielen Leuten zu gefallen und zu imponieren, dabei aber der Richtung des Blattes am meisten zu nützen weiß.

Schreiben Sie an mich! Ich bin auf Wunsch sogleich (oder zum 1. Mai, Juni, Juli) abkömmlich, bin durch 20jährige Praxis in allen Sätteln gerecht, erfahrener Allein- sowie vorzüglicher Lokal-, Provinz- und Feuilletonredakteur, immer sachlich, nüchtern und zuverlässig, an viele Arbeit gewöhnt, in Mittel- und Großstädten gleichermaßen bewährt, gewandt im Umgang, dazu technisch und verlegerisch durchgebildet, Spezialist für zugkräftige eigne Beilagen, jedem Anspruch gewachsen und durchaus imstande, die Chefredaktion mittlerer Zeitung oder ein Ressort an gr. Zeitung zu übernehmen. Kein Blender! Kein Versprecher! — Gefl. Zuschriften von nat. oder parteilosen Zeitung. unter D. 764 an die Geschäftsst. des Zeitungs-Verlags.

Zeitungs-Verlag

Was ist das —?

„Von dem Verlust aus den ungünstigen Pachtverträgen wäre die Konkursmasse trotz Auflösung des Pachtverhältnisses nicht freigeworden. Die Verpächter dieser Theater hätten vielmehr Schadenersatzansprüche anmelden können, die sich bei dem bis zu 20jährigem Lauf der verlustbringenden Theaterpachtverträge leicht auf einige Millionen Mark errechnet hätten."

Was ist das? Ein Geschäftsbericht von James Klein?

Nein. Das ist der Nachweis der Existenzberechtigung einer Reichsmarine.

Liebe Weltbühne!

Ein ehrwürdiger alter Cambridge-Professor trägt seinen Frack mißbilligend durch die bunte Welt eines Maskenballs.

Einige Herren mit weißbepuderten Gesichtern und rotbemalten Nasen streiten lebhaft über die gelungenste Maske.

Oscar Wilde, der venerablen Erscheinung aus Cambridge mit der Pritsche über die Schulter fahrend: „Die beste Maske...? Hier, meine Herren, hier ist sie!"

Antworten

Literaturbeflissener. Da gibt ein Herr Wilhelm Kosch ein ‚Deutsches Literatur-Lexikon' heraus. „Daß bei allen lebenden Schriftstellern", sagt der Prospekt, „die Wohnanschriften angegeben sind, werden die Benutzer des Lexikons begrüßen." Zwei deutsche Fehler in einem Satz: eine Wohnanschrift gibt es nicht, und begrüßen ist ein neutraler Begriff: man kann eine Sache auch mit einem Tadel begrüßen. „Das Lexikon", sagt eine Empfehlung, „gibt auf alle erdenklichen und möglichen Fragen zuverlässige und knappe Antwort." Zum Beispiel diese: „Lassale, Ferdinand ... Sohn des jüdischen Seidenhändlers Lassal ..." Bei keinem andern der im Prospekt angeführten Autoren ist eine Religionsangabe zu finden — wir kennen den Text, wir kennen das Lied, wir kennen auch den Verfasser. „Das Lexikon", sagt der Prospekt, „kommt einem wirklichen Bedürfnis entgegen." Gute Verrichtung!

Ilja Ehrenburg. In einer kleinen Schrift, im Rhein-Verlag in Basel erschienen, beschweren Sie sich über das, was die Ufa Ihrer Jeanne Ney angetan hat. Sie beklagen sich, daß man Ihren flackernden Roman larmoyant verkitscht hat — im Zimmer einer Prostituierten befindet sich zwar ein Kruzifix, aber kein Bett, ein pariser Untersuchungsrichter erscheint wie ein Bureauangestellter der Ufa. Aber Einiges muß doch wörtlich zitiert werden, weil hier ein Fremder die Seele unsres Nationalheiligtums Ufa bis auf die letzte Faser durchschaut hat: „Auf den Programmen der Jeanne Ney heißt es, daß das Filmmanuskript von mir gemeinsam mit einem gewissen Herrn Vajda verfaßt sei. Ja, die Ufa ist nicht Chalybjew; sie versteht sich darauf, die Spuren ihrer nächtlichen Abenteuer zu verwischen. Es stellt sich also heraus, daß der Autor selbst seine Jeanne mißhandelt. Der Autor hat das Filmmanuskript selbstverständlich gar nicht zu sehen bekommen. Aber das ist unwichtig. Als der Autor verlangte, daß sein Name vom Programm entfernt werde, erwiderte man ihm höflich: „Das ist ein bedauerliches Versehen. Aber wir haben schon alle Programme gedruckt, es läßt sich also nichts mehr machen." Protestieren? Fürchten diese geschäftstüchtigen Leute etwa die aufrichtigen Worte von zwei, drei unabhängigen Blättern? Als ich im vorigen Frühjahr in Berlin war, glückte es mir nach langen Schwierigkeiten, zweimal in das Atelier der Ufa hineinzugelangen und dort den Aufnahmen beizuwohnen. Damals wußte ich noch nicht um die wahren Absichten dieses Instituts, aber was ich zu sehen bekam, genügte, um über das revolutionäre Fabrikat Babelsbergs zu lachen. Ich veröffentlichte darüber einen Artikel. Ich schrieb darin unumwunden: „Die Seele des Romans ist zerdrückt." Sie meinen wohl, die Ufa sei dadurch beleidigt gewesen? Nein, Geschäft bleibt Geschäft. Es stellt sich heraus, daß eine schallende Ohrfeige eine Reklame für die getroffene Backe ist. Ich erhielt einen höchst rührenden Brief von der Presseabteilung der Ufa: „Verehrter Herr Doktor .."(!). Die „Parufamet" bat darin um die Erlaubnis, das für sie so wenig schmeichelhafte Feuilleton überall nachdrucken zu dürfen! Nein, diese Leute, die das Pathos der russischen Revolution in Reichsmark

umdestillieren, lassen sich durch Proteste nicht einschüchtern. An Revolution ist in den Film mehr als genug hineingepfercht worden. Weit mehr, als in dem Roman enthalten ist. Da ist sowohl der Bürgerkrieg als auch die Sitzung eines Revolutionskomitees und selbstverständlich — ein Riesenporträt Lenins. Die Filme ‚Panzerkreuzer Potemkin' und ‚Mutter' sind nicht umsonst in Berlin gezeigt worden. „Sollten wir das nicht auch fertig kriegen? . . ." Man staunt — ein „rrrevolutionärer Film!" Der Ufa genügt hier der Text des Romans noch nicht. Sie erfindet eine geheime kommunistische Druckerei, die für die Matrosen von Toulon bestimmte Aufrufe druckt. Im Buch kommt eine solche Druckerei nicht vor, aber diese Art revolutionärer Gesinnung kitzelt ja doch angenehm die Nerven gewisser Kreise, und das um so mehr, als ja diese Kreise mit der eignen Revolution seinerzeit fertig wurden, gegen Unruhen in Toulon nichts einzuwenden hätten, und eine eigne Kriegsmarine derzeit fehlt. Ja, wenn es Flugblätter an die Reichswehr wären; gar im Jahre 1923!" War also der Autor der Jeanne Ney gar nicht mit dem Film zufrieden, so der der Ufa liierte ‚Lokalanzeiger' desto mehr. Der schrieb: „Der jüngste Film der Ufa ist ein Film der Großkampfklasse, der sich mühelos den Weltmarkt erobern wird. Der Erfolg beginnt schon beim Manuskript, das dem Roman des Iljá Ehrenburg in den wichtigsten Grundzügen folgt, ohne sich von ihm vergewaltigen zu lassen."

Wilhelm Sollmann, früherer Reichsinnenminister. Wir haben im vorigen Heft gern richtig gestellt, daß Sie es nicht gewesen sind, der dem Präsidenten Ebert zur Annahme des peruanischen Sonnenorden geraten hat. Offen blieb die Frage, welcher republikanische Innenminister nun eigentlich ...? Antwort: der Genosse Doktor Georg Gradnauer, heute Gesandter des Freistaates Sachsen in Berlin.

Argentinisches Wochenblatt. Du schickst uns deine Festschrift zu deinem fünfzigjährigen Bestehen, und wir danken dir schön. Es ist so selten, daß ein deutsches Blatt von Übersee die gesunden republikanischen Grundsätze durchficht und solches auch schon zu einer Zeit getan hat, wo es noch etwas kostete. Wir wünschen dir Glück und Gedeihen — auch für die nächsten zweitausend Nummern! Flieg und tu dein gutes Werk, weißer Rabe —!

Weltbühnenleser in Trier, die Zusammenschluß suchen, wollen ihre Adresse Richard Zucker, Trier, Moltkestr. 22, mitteilen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Keudell, der Kommunistenretter

von Carl v. Ossietzky

Der deutsche Wahlkampf, triste und farblos begonnen, hat nun endlich Physiognomie. Er hat einen Kernpunkt und ein Streitobjekt. Herrn von Keudell, der sich sonst mit der Grazie eines Ladestockes auf dem politischen Tanzparkett bewegt, ist eine Intrige geglückt, welche die ihm nachgesagte musikalische Begabung zum ersten Mal öffentlich beglaubigt. Der Versuch, Rotfront zu verbieten, streut in den schalen Wahlstreit das nötige Quantum Pfeffer.

Hauptsache ist nämlich nicht, daß alle Länder, bis auf Bayern, geschlossen gegen Herrn von Keudell stehen, sondern daß den Kommunisten von Außen eine Aufpulverung zuteil wird, zu der sie aus eigner Kraft kaum mehr fähig waren. Diese Partei, die ihre besten Leute verworfen hat, lebt ohnehin schon lange nur von der Tapsigkeit ihrer Gegner. Der durch die Opposition angerichtete Schaden wurde stets schnell durch das Reichsgericht ausgeglichen. Das Verbot der roten Frontkämpfer hemmt die innern Streitigkeiten, hält die Abfallenden zurück.

Der redliche Keudell konnte den Schritt leicht wagen. Er und seine Ratgeber wissen ganz genau, daß nichts riskiert wird. Denn die Kommunisten kämpfen nicht gegen rechts. Die Kommunisten sehen nicht Deutschland, nicht Europa, unglücklicherweise nicht einmal Rußland — sie sehen nur die Erledigung ihrer alten Rechnung mit der Sozialdemokratischen Partei. Bräche heute ein Erdbeben aus, zwischen wankenden Mauern und berstenden Straßen würde die kommunistische Zentrale es nicht wahrhaben wollen und mit dem altgewohnten Schlachtruf „Der ‚Vorwärts' lügt!" in den Tartaros fahren. Um der Gerechtigkeit willen soll nicht verschwiegen werden, daß es bei der Sozialdemokratie nicht viel besser aussieht. Die beiden Gegner mögen sich gewiß durch Ozeane getrennt fühlen. Aber der forschende Beobachter läßt sich von dem Qualm der verfeuerten Malediktionen nicht die Augen trüben. Wo zwei sich so hassen, wo zwei so ausschließlich nur ihrem Ressentiment leben, da ist trotz alledem ein Gefühl von Zusammengehörigkeit. Blutsfremde bekämpfen sich nicht so.

In den letzten beiden Jahren klangen die Kampfchoräle gedämpfter. Die Reaktion begann den Druck paritätischer zu verteilen. Die Familienkrieger, durch externe Belästigungen abgelenkt, vernachlässigten das gewohnte Zeremoniell des Haders. Die einschlafende Krachstimmung neu zu entfachen, brannte Herr von Keudell sein Feuerwerk ab. Der Erfolg gibt ihm recht. Schon gehaben sich die Kommunisten wieder, als hätte die preußische Regierung gemeinsam mit den republikanischen Parteien den Anschlag ausgeheckt. Die Linke steckt wieder im Bürgerkrieg. Den Kommunisten, die eben noch Trotzkis Verbannung mit krüden Phrasen verteidigten, fällt

nun die dankbare Pose der armen Vergewaltigten und Mundtotgemachten zu. Herr von Keudell hat viel für sie getan. Sie sollten ihn zum Ehrenkosaken ernennen.

Erfreulich ist, daß dies Mal die Mittelparteien die Absicht durchschauten. Das ist gewiß ein Zeichen politischer Vernunft. Nur schade, daß die in Deutschland immer passiv ist, immer in der Defensive, daß sie nie selbst in Angriffsstellung geht, daß sie sich, günstigstenfalls, immer nur regt, um etwas zu verhindern. Die Rechte hat Unrecht, die Rechte ist schlecht geführt, innerlich zerrissen, ohne Moral, ohne Takt, ohne Intelligenz ... Nicht wahr, verehrte republikanische Leitartikler, so ist es doch? Nur hat die Rechte leider immer die Initiative.

Herr von Keudell, der Undiplomat, gilt als das enfant terrible unsrer Reichsregierung. Das enfant terrible des englischen Kabinetts ist der Earl of Birkenhead, der kürzlich in Berlin geweilt hat, um bei Herrn Guttmann in Wannsee Golf zu spielen. Eine Wolke von Gerüchten folgt den Tracen des notablen Gastes. Die Labourpresse, zum Beispiel, meint, er, mit dem Freunde Winston Churchill der Matador der Russophoben, habe sich in Berlin um die Schaffung eines antirussischen Blocks bemüht und außerdem noch Herrn Stresemann einen Plan dargelegt, Sir Austen Chamberlain, das hauptsächliche Hindernis, auffliegen zu lassen. Demoblätter dementieren heftig. Warum? Kein Verständiger wird im Ernst an diese Golfreise glauben. Der geschäftigste der englischen Russenfeinde, der durch seine Barschheit und seine polternde Beredsamkeit ganz gewiß nicht zum Diplomaten geboren ist, sich aber im Ausland wiederholt als glänzender Propagandist bewährt hat, sollte als friedlicher Sportamateur diese Reise unternommen haben? Wozu noch hinreichend bekannt ist, daß Seiner Lordschaft persönliche Neigungen öfter in den Weinkeller fuhren als auf den Golfplatz.

Der Earl of Birkenhead war früher ein simpler Herr Josiah Smith, Advokat in London, und als solcher jahrelang beliebter Scheidungsanwalt. Der Fähigkeit, lästige Allianzen geschickt und schmerzlos auseinander zu bringen, verdankt er wahrscheinlich den Glauben an die Berufung, die deutsch-russische Scheidung einzuleiten. Ein gut gewählter Augenblick grade jetzt, wo die Beziehungen auf beiden Seiten frostig geworden sind und das Auswärtige Amt durch die Donezaffäre tief verstimmt ist. Daß der ehrgeizige Herr auch etwa daran denkt, Austen Chamberlain zu stürzen und ins Foreign Office einzuziehen, braucht nicht tragisch genommen zu werden. Die englischen Russenfresser stehen zurzeit nicht sehr gut, das konservative Kabinett sieht seine Ablösung näher kommen, und nur die Gruppe Churchill-Birkenhead möchte die Position nicht räumen, ohne vorher noch einen großen Coup gewagt zu haben. Es darf nicht übersehen werden, daß Lord Birkenhead durch seine Neigung zu Bravaden und seine oft bewährte Taktlosigkeit in England nicht grade mehr bitter ernst genommen wird. Man freut sich über seine Muskelprotzerei, seinen kraftmeiernden Imperialismus, was alles einer beliebten John-Bull-Tradition entspricht, aber auch drüben sind nicht die

Männer allein lenkend, die, wie Fähnrich Pistol, die Welt wie eine Auster mit dem Schwert öffnen möchten.

Im Effekt wird Birkenhead den Moskauern ebenso nützlich wie Keudell den deutschen Kommunisten. Es ist jetzt nicht die Saison der Lauten, der Gewalttätigen. Die so furchtbar starken Männer bilden sich ein, viel zu bewegen und richten doch nur in kleinem Kreise und oft zu eignem Nachteil Unfug an. Man soll dennoch diese Freunde von Katastrophenpolitik nicht unterschätzen, auch wenn sie nur im Badezimmer Sintflut probieren.

Joseph Wirth auf der Reichsliste

Von einem Zentrumsmann

Nach seiner Nominierung auf der Reichsliste gab er im Reichsausschuß der Zentrumspartei, da er nun einmal ohne Beifall nicht leben kann, eine Wiederholung seiner letzten Reichstagsrede über die Außenpolitik zum Besten. Es gehört zu den amüsanten sogenannten Zufällen, daß am nämlichen Tage, an dem man der grollenden Zentrumswählerschaft zur Beruhigung den Doktor Joseph Wirth auf die Reichsliste gesetzt hatte, er zum zweiten Male abgesägt wurde. Von den Wahlkreisinstanzen Berlins. Während in Baden an Stelle Wirths der Mitteleuropäer Köhler durchs Ziel ging, machte in den Wahlkreisen Berlin und Potsdam II der Versicherungskaufmann Schönborn das Rennen. Beide Aktionen wurden auf höhere Weisung unternommen. Da sich für die Einhaltung der Parteidisziplin Herr Wirth zu Zusicherungen bequemt hatte, machte gegen die Kandidierung auf der Reichsliste der hohe Klerus keine Bedenken mehr geltend. Der Kern der ganzen Angelegenheit ist nämlich:

In der Praxis hat Herr Wirth bei seiner Wahl auf der Reichsliste keinen einzigen Wähler hinter sich, auf den er sich berufen könnte. Wäre er in Baden oder in Berlin aufgestellt worden, also in einem Wahlkreis, so hätte er sich wenigstens mit einem gewissen Recht bei etwaigen weitern Abweichungen von der künftigen Fraktionspolitik auf die hinter ihm stehenden Wählermassen berufen können. Jetzt zieht Doktor Wirth aber als Angestellter des Zentrumsparteivorstandes, der ihn de facto zum Abgeordneten ernannt hat, in den Reichstag.

Da es keinen Zweck hat, sich etwas vorzumachen, so muß dieser Tatbestand einmal herausgestellt werden. Es gibt also nur zwei Möglichkeiten: entweder Doktor Wirth hat noch Charakter, und dann sind neue Konflikte nicht zu vermeiden. Oder er hat nicht den Charakter, den man als unabhängiger Politiker braucht, dann ist jedenfalls seine Rolle ausgespielt. Wir befürchten das Letztere. Es ist schließlich nicht wichtig, ob man in einer besondern Versammlung des berliner Klerus oder bei der regelmäßigen Mittwoch-Zusammenkunft der katholischen Geistlichkeit von Groß-Berlin feierlich abgesägt wird. Die Tatsache der Absägung selbst durch den Klerus ist inzwischen sowohl von dem berliner Zentrumsblatt als auch von der berliner Zentrumspartei-

leitung zugestanden worden. Und so müssen wir sagen: Es gehört schon ein eigenartiger Geschmack dazu, die unter dem Druck von außen notdürftig zustandegekommene Ernennung auf der Reichsliste unter solchen Umständen noch anzunehmen.

Hat denn Doktor Wirth nicht bedacht, daß sein politischer Einfluß viel größer geworden wäre, wenn er nach dieser zweifachen Absägung dankend verzichtet hätte, durch die Gnade des Parteivorstandes wieder in den Reichstag zu kommen? Er hat leider das Mandat um des Mandatstitels wegen vorgezogen.

Das nötigt zu der Frage: Was ist nun bei all den großen Reden Wirths praktisch herausgekommen? Nichts. Mit starker Geste trat er im August 1925 nach der Zustimmung des Zentrums zu den Zollgesetzen aus der Fraktion aus, am 4. Juli 1926 wieder ein. Drei Wochen später erschien sein Aufruf zur Gründung der Republikanischen Union. Wie er sich das eigentlich gedacht hat, ist niemals ganz klar geworden. Ihm wohl auch nicht. Auch die Herren Haas und Löbe, deren Namen er damals in Anspruch nahm, haben niemals sagen können, was Doktor Wirth sich eigentlich darunter vorgestellt hat. Die beiden Herren waren selbst am meisten erstaunt, als sie am 20. Juli 1926 im ‚Berliner Tageblatt' und in der ‚Frankfurter Zeitung' diesen Aufruf lasen. Wirth hatte ihnen von seinen Plänen einige Zeit vorher nur ganz beiläufig Kenntnis gegeben.

So ist er. Der Doktor Joseph Wirth. Ein genialer Kopf, ein anerkennenswert unruhiger Geist. Aber seine Schwäche ist, daß ihm jede Konzentration fehlt, daß infolge seiner Sprunghaftigkeit keiner seiner Freunde sagen kann, ob er seine Pläne von heute nicht morgen wieder umstoßen wird. Als er allerdings in unerschrockener Weise dem Rechtskabinett Marx den Kampf ansagte, wurden seine Freunde von neuen Hoffnungen erfüllt. Nun aber hat er sich endgültig unterworfen. Unterworfen, wie alle andern auch. Unterworfen, wie die jungen Windthorstbündler Berlins, die zu frühzeitig den Plan bekanntgaben, am Wahltage außerhalb Berlins zu wählen, weil sie sich mit Recht gegen die Mittelmäßigkeit Schönborns aufbäumten. Auch das ist in einer Konferenz abgebogen worden, und Der es abgebogen hat, war auch einmal eine Hoffnung, nämlich der Lehrer Niffka, der als Anerkennung für die würdige Leitung der Sitzung, in der dieser Beschluß rückgängig gemacht wurde, von der ‚Kölnischen Volkszeitung' ein Fleißbillett erhielt. Der Delegaturrat Banasch, der jetzt mit dem päpstlichen Geheimkämmerer-Titel ausgezeichnet wurde, der alte Reaktionär Erzpriester Beyer aus Lichterfelde und der senile Weihbischof Deitmer haben auf der ganzen Linie gesiegt. Und der Doktor Karl Sonnenschein, der bisher weit über die Grenzen seiner Partei hohe Sympathien genoß, hat sich dazu hergegeben, hinter Herrn Schönborn als Zweiter auf der Berliner Liste zu kandidieren. Herr Doktor Joseph Wirth: Sehen Sie nicht die kluge Berechnung! Aber Sie schweigen. Man wird Sie auf die Passivseite des politischen Lebens buchen müssen.

Der vergeßliche General von Richard Grelling

Wer lügt, muß ein gutes Gedächtnis haben.

Jonathan Swift

I.

Dem General Grafen Montgelas, dem anerkannten Führer der Unschuldskampagne, spielt seine Gedächtnisschwäche einen Streich nach dem andern.

Als er im Jahre 1918 in der Schweiz sich unsrer Gruppe republikanisch-pazifistischer Réfugiés näherte, um uns Material und Hilfe für unsre Anklagen gegen die Machthaber Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu liefern, als er mich durch seine höchst schätzenswerten Kommentare und sachkundigen Ergänzungen meiner Anklagebücher zu aufrichtigem Danke verpflichtete, hatte er alles vergessen, was er bis dahin als Oberquartiermeister im Großen Generalstabe und als Divisionskommandeur im Felde zugunsten der herrschenden Gewalten getan hatte. Seine militärische „Absägung" hatte mit einem Schlage das Gedächtnis an seine Vergangenheit ausgelöscht: aus dem Säbelträger, dem ehemaligen intimen Mitarbeiter Moltkes im Generalstabe, der gräflichen Exzellenz, war ein Pazifist, ein „landesverräterischer" Ankläger seines obersten Kriegsherrn geworden, der uns andern Landesverrätern hilfreiche Hand zum Sturz des herrschenden Regimes bot.

Der angebliche Verteidigungskrieg war ihm jetzt eine „Lüge".

Die Schuld Deutschlands war ihm erwiesen, „weil es den Krieg als Präventivkrieg bewußt herbeigeführt hat" — als Präventivkrieg, der, am 5. Juli beschlossen, „schon im September 1914 zum Eroberungskriege geworden ist".

Die russische Mobilmachung erschien ihm keineswegs als eine „unmittelbare Bedrohung" Deutschlands.

Die deutschen Annexionsprogramme bezeichnete er als „wahnwitzig". Die territorialen Ziele der Ententemächte als „viel berechtigter".

Auch die Schuld an der Kriegsverlängerung schob er den „ungerechten Kriegszielen und Friedensbedingungen Deutschlands" zu.

Die Friedensschlüsse von Brest-Litowsk und Bukarest brandmarkte er als „die unerhörtesten Gewaltakte, die die Geschichte seit vielen Jahrhunderten zu verzeichnen hat".

Den preußischen Militarismus und das preußische Junkertum bezeichnete er als „Gefahren für die Menschheit".

Und dieser Kübel vernichtender Anklagen war ihm nicht nur, wie uns Andern, aus geschichtlichen Studien, aus der Lektüre der amtlichen Dokumente zugeströmt, als General und gräfliche Exzellenz hatte er auch jahrelange „persönliche Beobachtungen" machen können, auf die er sich ausdrücklich als Quelle seiner Anklagen berief.

II.

Nach Kriegsende neuer Szenenwechsel: der Pazifist wurde wiederum Militarist, der Ankläger der verflossenen Machthaber ihr eifrigster Verteidiger, der abgesägte General Generalfeldmarschall der Unschuldskampagne.

Der Präventiv- und Eroberungskrieg wurde nun — in der Versailler Denkschrift vom 27. Mai 1919, welche die Unterschrift des Generals Grafen Montgelas trägt — wiederum zu einem „unvermeidlichen Abwehrkriege".

Die verbrecherischen Annexionsprogramme waren nur „verantwortungslose Äußerungen einer kleinen Gruppe chauvinistischer Literaten". „Eroberungspläne lagen den Gedanken der leitenden deutschen Staatsmänner weltenfern." Die russischen Mobilmachungen „grade in dem Augenblick, da der Friede gesichert erschien," waren Maßnahmen, die die Friedenserhaltung „unmöglich machten".

„Nur als Verteidigungskrieg gegen den Zarismus hat 1914 das deutsche Volk .... den Kampf einmütig und entschlossen aufgenommen."

Das Unwahrscheinliche — hier wirds Ereignis: Herrn Montgelas hat der doppelte Salto mortale, erst vom Militaristen zum Pazifisten, dann vom Pazifisten zum Militaristen, in der öffentlichen Meinung Deutschlands nichts geschadet. Im Gegenteil: der parlamentarische Untersuchungsausschuß hat ihm seinerzeit ein Vertrauensvotum erteilt, und nach wie vor gilt er als einer der verdienstvollsten Pfadfinder auf den verschlungenen Wegen, die zu der Reinwaschanstalt der Wilhelm, Moltke, Bethmann und Konsorten führen.

III.

Der Vorhang geht auf: ein neues Bild!

Ende 1919 wird in der Ententepresse das bevorstehende Erscheinen einer Auslieferungsliste angekündigt, die — in Gemäßheit des Versailler Vertrages — alle obern und untern Heerführer der Verantwortung für völkerrechtswidrige Gewalttaten, die sie auf feindlichem Boden begangen hatten, überliefern sollte. Der General Graf Montgelas erläßt im ‚Berliner Tageblatt' vom 2. Januar 1920 eine pompöse Aufforderung an alle seine Standesgenossen, die etwa in der Liste genannt sein würden, zur freiwilligen Stellung: „Jeder Geforderte stelle sich ... Kindisch und feige wäre es, zu fliehen oder sich zu verbergen ..."

Die Auslieferungsliste erscheint, der Name des Generals Montgelas befindet sich darin. Flugs setzt sich der Wandelgraf hin, erläßt einen neuen Aufruf unter dem Titel „Eine Ausgeburt des Wahnsinns", in dem es heißt:

> „Ich weiß nicht, welcher Montgelas es ist, der wegen angeblicher Verbrechen in Frankreich gefordert wird. Ich erkläre aber schon jetzt, daß die ... freiwillige Stellung ... nicht mehr in Frage kommen kann." (Berliner Tageblatt vom 6. Februar 1920.)

„Le ridicule tue", „Die Lächerlichkeit tötet", sagen die Franzosen. In Deutschland scheint sie neue Lebenskraft zu verleihen. Herr Montgelas ist nach wie vor springlebendig...

IV.

Schlußbild, zu dessen vollem Verständnis die frühern Bilder aufgerollt werden mußten:

Fürst Lichnowsky setzte an die Spitze seines kurz vor seinem Tode erschienenen Erinnerungswerkes die Bemerkung: Er sei leider nicht mehr in der Lage, einige an ihn gerichtete „recht interessante Briefe" Bethmanns, Jagows und Stumms zu veröffentlichen, da er diese Briefe einem der Herausgeber der Kautsky-Akten „zur Verwertung übergeben" habe, aus dessen Berliner Wohnung sie „bald darauf auf rätselhafte Weise verschwanden".

Herr Montgelas meldete sich — in der Dezembernummer 1927 der „Kriegsschuldfrage" — als der betreffende Empfänger, dem in der Tat, zu seiner peinlichen Bestürzung, die Briefe abhanden gekommen seien, „bei einem Umzuge" oder sonstwie; er habe sie plötzlich „nicht mehr auffinden" können.

Das Unwahrscheinliche — auch hier wieder wirds Ereignis. Herr Montgelas, der fleißigste und sorgfältigste Arbeiter unter sämtlichen Unschuldsgelehrten, der peinlichste Registrator im Bereich der Kriegsschuldfrage, der eifrigste Sammler jedes Papierschnitzelchens, jedes an irgendeiner noch so entfernten Stelle unsres Planeten ans Tageslicht gelangenden Zeitungsausschnittes, der Mann, der in der Aufsammlung von Entlastungsbeweisen dieselbe musterhafte Ordnung und Aufmerksamkeit entwickelt, die er ehemals — als pazifistischer Ankläger — der Zusammenstellung von Belastungsbeweisen gewidmet hat, — dieser militärisch disziplinierte und geschulte Forscher, dem beliebig viele Hilfsorgane und Hilfsmittel zur Verfügung stehen, er läßt — wie ein zerstreuter Stubengelehrter — wichtige Dokumente, die ihm zur Verwertung in der amtlichen Aktensammlung vertrauensvoll übergeben wurden, sorglos herumliegen, so daß sie „bei einem Umzuge... unter auszumusternde Papiere geraten" und vielleicht von einer Magd in die Müllgrube geworfen werden können. Merkwürdig, sehr merkwürdig! Selbstverständlich wahr! Herr Montgelas sagt es und — Brutus ist ein ehrenwerter Mann. Das sind sie alle, alle ehrenwert...

Fern, weltenfern liegt es mir, an das Beispiel des bayerischen Staatsrates von Lößl zu erinnern, der — eingestandenermaßen — unmittelbar bei Ausbruch der münchener Revolution, vor der Besitznahme des Außenministeriums durch Kurt Eisner, drei kapitalwichtige Urkunden aus den Akten gerissen und vernichtet hat — angeblich, um einer Verwirrung der Geister und einem ungerechtfertigten Angriff gegen gewisse Personen vorzubeugen. (Siehe Prozeß Fechenbach wider Coßmann, Mai 1922, welcher die staatsrätliche — selbstverständlich nie unter Anklage gestellte — Urkundenvernichtung und andre ähnliche Dinge zutage gefördert hat.) Nein, die im Besitze des Grafen Montgelas befindlichen Briefe sind nicht „gelößlt" worden, sie sind „bei einem Umzuge" versehentlich abhanden gekommen.

Bedauerlich bleibt es trotz alledem, daß grade diese Briefe verschwunden sind, die — nach Montgelas' Erinnerung

— zum größten Teile von Gottlieb von Jagow herstammen. Wenn der ehemalige Staatssekretär des Auswärtigen in diesen Briefen sich ebenso ausgegeben hat, wie in seinem Schreiben an Lichnowsky vom 18. Juli 1914, das wir aus der deutschen Aktensammlung D. 72 kennen, dann wäre unser Anklagegebäude durch neue wichtige Stützen noch unerschütterlicher geworden, als es so schon ist. Gibt doch jener Privatbrief — fünf Tage vor der Überreichung des österreichischen Ultimatums geschrieben — ein überaus anschauliches, geradezu plastisches Bild des verbrecherischen Leichtsinns oder vielmehr Wahnsinns, mit dem die Männer der Wilhelmstraße den Sprung in den Abgrund gewagt haben, in der Hoffnung, es würde vielleicht doch nicht zum Genickbruch kommen. Mit Rußlands militärischer Schwäche, mit Rußlands Friedensliebe hat man gerechnet:

> „Einiges Gepolter in Petersburg wird zwar nicht ausbleiben, aber im Grunde ist Rußland jetzt nicht schlagfertig ... will deshalb für einige Jahre absolut noch Ruhe ... keinen Krieg mit uns. ... Läßt sich die Lokalisierung nicht erreichen ...„ so tritt der Casus foederis ein ... Ich will keinen Präventivkrieg, aber wenn der Kampf sich bietet, dürfen wir nicht kneifen."

Lokalisierung?! Lichnowsky schrieb sich die Finger wund, um den Blinden der Wilhelmstraße klarzumachen, was jedem verständigen Menschen, jedem Politiker, jedem Geschichtskenner von vornherein klar war: daß eine Zermalmung des kleinen Slawenstaates durch die große Donaumonarchie niemals lokalisiert bleiben konnte, stets den Einspruch Rußlands hervorrufen mußte. Alles vergeblich! Das Jagowsche Programm: „Nicht kneifen, wenn der Kampf sich bietet", wurde strikt durchgeführt und der Mann, der es entworfen und durchgeführt hat — einer der Totengräber Deutschlands — sitzt heute, sorglos, vor jeder Verfolgung sicher, von keinen Gewissensbissen gepeinigt, an seinem Schreibtisch, um in Artikeln und Büchern seine und seiner Mittäter Schuldlosigkeit am Kriege darzutun. Und die Deutschen in ihrer großen Mehrzahl glauben ihm, und die Unschuldsliteraten zitieren ihn als große Autorität, als unparteiischen Forscher!

Sollten vielleicht die „beim Umzuge" des Herrn Montgelas verlorengegangenen Jagowbriefe ähnliche Enthüllungen zu Lasten des ehemaligen Staatssekretärs enthalten haben wie der Brief vom 18. Juli 1914? Sollte vielleicht dieser kompromittierende Inhalt die Unaufmerksamkeit im Hause Montgelas veranlaßt haben, welche die Jagowbriefe unter die „auszumusternden Papiere" geraten ließ? Sollte die Vischersche „Tücke des Objekts", ohne menschliches Verschulden, hier eine Rolle gespielt haben? Oder sollte — im Gegenteil — der allzu menschliche jesuitische Grundsatz gewirkt haben: Der Zweck heiligt die Mittel?

Lauter Fragen ohne Antworten. Lieder ohne Worte ...

Über die Ehrlichkeit oder Unehrlichkeit eines Advokaten wurde am Stammtische debattiert. Ein Witzbold meinte: „Er ist ein ehrlicher Mann, aber man kann es ihm nicht beweisen."

Orient und Okzident von Joseph Friedfeld

Im Jahre 1928 sind zwanzig Jahre seit der ersten modernen Revolution im Orient verflossen. Die Revolution der Jungtürken hatte der mittelalterlichen despotischen Theokratie des Sultan-Kalifen Abdul Hamid ein Ende bereitet, jenes Mannes, der sich mit großer Klugheit und Tatkraft als Propagandist des Panislamismus, der die Verschiedenheiten der Stämme und Sprachen aufhebenden religiösen Einheit des westlichen Orients, vergebens dem Kommen der neuen Zeit entgegengestemmt hatte. Der Revolution in der Türkei folgten ähnliche Ereignisse in Persien und in China. Der Pfauenthron wankte und die uralt heilige Himmelsherrschaft im noch vor kurzem verschlossenen Reiche der Mitte machte einer irdisch laizistischen Republik Platz. Der Nationalismus der Araber, der Ägypter und der indischen Mohammedaner entzündete sich an dem Vorbilde der Türkei.

Dieser geschichtliche Prozeß, der die ganze Breite des Orientes erfaßte, blieb nicht auf die Umwandlung der politischen Oberfläche beschränkt. Er war der Ausdruck eines tiefen strukturellen Gestaltwandels, der im Laufe weniger Jahre die überkommenen sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Grundlagen des orientalischen Lebens erschütterte. Der orientalische Mensch glich dem mittelalterlichen. Seine Welt war von übersehbarer Enge, aber gleichzeitig von fugenloser Geschlossenheit. Die Form seiner Wirtschaft war die feudale. Die Sitten des Alltags und die Art der zwischenmenschlichen Beziehungen waren von der Tradition beherrscht. Dabei, und dies ist das eigentümliche orientalische Element, waren die Grenzen fließend und immer wieder und unvermittelt trat der nackte Mensch hervor. Durch eine Laune des Schicksals konnte der Reiche morgen Bettler sein. Das Märchen war alltäglich, romantische Überraschungen befruchteten die Phantasie. Das äußere traditionsgebundene Gewand des Lebens war doch nur Gleichnis. Aus seinem Hause und aus seiner Sicherheit zog der Pilger die endlosen Straßen und verschwand namenlos in der Menge. In dieses orientalische Mittelalter brach das neuzeitliche Europa ein. Der enge Horizont wurde gesprengt, das Unbekannte und Unendliche dämmerte. Zugleich begann eine Rationalisierung des gesamten Lebens. Europa wurde die Lehrmeisterin des Orients. Noch im Mittelalter hatten sich Orient und Okzident als ebenbürtige gegenübergestanden. Orientalische Armeen drangen bis nach Frankreich und vor Wien vor und flößten Europa Schrecken ein. Auf dem Wege über den Orient kamen dem Abendland Philosophie und Wissenschaft und die Erzeugnisse des Kunstgewerbes. Orientalische Fürstenhöfe und Hochschulen ließen das barbarische Abendland weit hinter sich. Dies änderte sich mit der Renaissance und dem Humanismus. Es war die erste Bewegung seit Jahrhunderten, die ausgesprochen europäisch war. Der Orient (und Rußland) hatten an ihr keinen Anteil. Rußland trat im neunzehnten Jahrhundert durch seine Westler in die europäische Gemeinschaft ein. Der Orient beginnt heute in sie einzutreten.

An diesem Prozeß haben die Missionare, vor allem protestantische Angloсachsen, ein oft übersehenes, aber großes und entscheidendes Verdienst. Sie brachten den orientalischen Völkern nicht das Christentum, sondern Europa, all das, wofür seit der Renaissance und der Aufklärung der Begriff Europa stand: den Glauben an den Nationalismus als den geschichtsbildenden Mythos an Stelle der Religion, an Demokratie und Volkssouveränität, an die Umwandlung der aristokratisch-feudalen Wirtschaftsordnung in die bürgerlich-kapitalistische, an die Steigerung der Menschenwürde, an ein neues Welt- und Lebensgefühl. Der Blick des Orientalen wurde geschärft, seine kritische Beobachtung geweckt. Er lernte an europäischen Schulen sich der Mittel Europas zu bedienen. Er ging an die Umformung seiner Welt.

Dieser Prozeß dauert kaum zwanzig Jahre. Er hat immer neue Länder in seinen Kreis gezogen. Das zentrale Arabien, der Nedschd, Hedschas und Jemen, Abessinien und Afghanistan, Buchara, China und die Mongolei sind in den allerletzten Jahren aus ihrem abgeschlossen-mittelalterlichen Dasein mitten in die europäischen Zusammenhänge eingetreten. Der Regent von Abessinien und ein Prinz aus der Dynastie der fanatischen nomadischen Wahabiten haben vor kurzem die europäischen Hauptstädte besucht, der König von Afghanistan weilt jetzt in Europa, alles noch vor wenigen Jahren undenkbare Ereignisse. Selbst die Fürsten dieser am spätesten in den Gestaltwandel eintretenden Staaten bemühen sich um ihre Modernisierung. In allen diesen Staaten, in Zentralarabien, in Persien, in Afghanistan sind nicht durch Zufall, sondern in Erfüllung eines geschichtlichen Prozesses seit dem Weltkriege Herrscherpersönlichkeiten an die Spitze getreten, die in ihrer geistigen und politischen Haltung Peter dem Großen gleichen und für ihre Länder das Selbe tun, was er für Rußland getan hat. Buchara, die Mongolei und die zahlreichen das östliche Rußland bewohnenden orientalischen Völker sind unter dem Einfluß der russischen Revolution und als Glieder der föderativen Sowjetrepublik nicht nur zu einem neuen nationalen Bewußtsein erwacht, sondern zu einer vollkommenen Umwertung aller Werte gelangt. In den fortgeschrittensten Ländern des Orients, die bereits seit zwanzig Jahren dem Einflusse Europas ausgesetzt sind, in der Türkei, in Ägypten, in Indien und in China haben nicht nur Nationalismus und Parlamentarismus ihren Einzug gehalten, sondern das modernste europäische Recht und die letzten Vorstellungen der westlichen Hauptstädte auf dem Gebiete der Literatur, Kunst und Philosophie haben dort die religiös gebundenen Traditionen verdrängt, und eine neue Klasse, das industrielle und kaufmännische Bürgertum und die Intelligenz der Advokaten und Journalisten, hat ihre endgültige Herrschaft angetreten.

Gegen diese Entwicklung stemmen sich, vor allem in Indien, Romantiker der Vergangenheit wie Gandhi ebenso vergebens wie die Slavophilen in Rußland gegen die Europäisierung des rechtgläubigen Zarenreiches sich gewehrt haben. Ihre Verurteilung der durchgehenden Rationalisierung und Technisierung des Lebens ist keine dem Orient eigentümliche Erscheinung. Die

europäischen Romantiker vor hundert Jahren haben den gleichen Protest erhoben, heute ist eine wachsende Strömung im Abendlande bemerkbar, die nach einer stärkern Unmittelbarkeit des Lebens, nach einer innigern Erfassung der Wirklichkeit, nach einer neuen Metaphysik verlangt. Gandhis Ringen um die Versittlichung der Lebensgrundlagen, um das Kommen des Reiches Gottes geht ebenso sehr wie auf indische Quellen auf Ruskin, Thoreau und Tolstoi zurück. Religiöse Sozialisten in Europa und Amerika ringen um das gleiche Ziel, freie Humanisten wie Romain Rolland schließen sich ihnen an. So bewährt sich auch hier, in dem scheinbaren Kampf Gandhis gegen Europa, die wachsende Einheit des Orients und des Okzidents. In diesen Jahren, da die politischen Interessengegensätze zwischen Orient und Okzident sich verstärken und zu kriegerischen Auseinandersetzungen zu führen drohen, entfaltet sich zum ersten Male seit den Tagen des Mittelalters eine einheitliche menschheitliche Grundhaltung, die Abendland und Morgenland in gleicher Weise umschließt. Aber nicht mehr, wie in der Zeit des Mittelalters, bleiben große Länder unbekannt außerhalb dieser Einheit. Der Erdkreis ist heute übersehbar geworden und in seiner Gesamtheit tritt er in die sich bildende Einheit ein, von der auch die noch vor wenigen Jahren unzulänglichen und abgeschlossenen Völkerschaften im Innern der Wüsten und Hochgebirge nicht mehr ausgeschlossen sind. Ein einheitliches Bewußtsein, getragen von den gleichen Vorstellungen und Sehnsüchten, basiert auf die gleichen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Formen des Zusammenlebens, schafft eine gemeinsame Ebene, auf der sich die Auseinandersetzung zwischen Orient und Okzident, der Austausch ihrer Ideen und Güter künftig vollziehen wird.

Landkarte von Europa von Victor Wittner

Im Theater plötzlich
(Pygmalion, ergötzlich)
eine Landkarte an der Wand
schaute mich an, grüßte verwandt.

Schaute mich an,
grüßte verwandt —
geschriebenes Land,
Europa, wohlan!

Europa, heran!
Ich war ein Knabe,
ich habe
Dich gelernt —
was hat mich Mann
Europa, Dir, entfernt?

Landkarte, Wandkarte,
weh nicht weg, warte!
Warte, gib Zeichen
von Deinen Reichen!
Deines Körpers steilen
und liegenden Teilen!
Erkenn ich Euch wieder:
Schwarzes Meer, Kaspisches,
Kaukasus, Krim?
Auge mein, schwimm
durch die Meerbläuen, klimm
auf die Braunberge, nimm
diese Grünflächen, schwinge
Dich auf und nieder,
singe, singe
die Zeichen, Namen und Dinge,
die geographischen Lieder!

Im Theater, ich sah
keinen Schauspieler mehr.
Wo wehten die her?
Europa kam nah.
Mir wurde herzschwer:
Europa war da!
Das Stück lief leer —
EUROPA geschah!

Das Ozean-Glück von A. E. Ronaut

Bei der Ozeanfliegerei, wenn sie gelingt, ist es umgekehrt wie bei dem bekannten Schillerwort. Es wird nämlich „Still auf gerettetem Kahn" gestartet, um mit „tausend Masten" zu landen. Denn ebenso wie man in Paris und Berlin die siegreichen Bezwinger des Atlantik gefeiert hat, rüstet nun auch New York zu Festlichkeiten von gradezu gigantischen Maßen, die höchstens noch mit einer serbischen Bauernhochzeit verglichen werden können.

Man gönnt den Fliegern den Triumph, denn ihr Unternehmen war, daran besteht kein Zweifel, Ausdruck höchsten persönlichen Mutes, gingen sie doch mit fast hundertprozentiger Wahrscheinlichkeit in den sichern Tod. In dieses Heldentum schließe man auch die Frauen der Piloten ein, die das Furchtbarste in jener Nacht der Ungewißheit durchgemacht haben müssen, was ein Mensch überhaupt erdulden kann. Man sage nicht, daß es ja im Kriege Millionen von Frauen ebenso ergangen sei, denn erstens verband diese damals das Gefühl der Gemeinsamkeit ihres Leidens, und zweitens sollen wir jetzt angeblich, dies hat sich offenbar noch nicht ganz herumgesprochen, im Frieden leben.

Über den Wert des Transozeanfluges auf einmotorigem Landflugzeug ist in der ‚Weltbühne' folgendes gesagt worden: „... Glückt er (der Flug), so kann der nächste, unter den gleichen Bedingungen unternommen, fehlschlagen und umgekehrt. Es ist eben alles auf den Zufall, auf die eine Karte des Glücks gesetzt ..." Nichts konnte besser die Richtigkeit dieser These beweisen als der Ausgang dieses Unternehmens. Mit einem Rest von Betriebsstoff setzten die Piloten das Flugzeug auf einer kleinen Insel nieder, deren Leuchtturm sie, nach Zeitungsberichten, bis zum letzten Augenblick für einen Fischkutter hielten. Sie glaubten also, aufs offene Meer niedergehen zu müssen. Nur eine weitere halbe Stunde des Umherirrens in Nacht und Nebel, und sie hätten das Schicksal ihrer Vorgänger geteilt. Wir freuen uns also über das Glück, über das unerhörte Glück, das den Fliegern hold war.

Die Rechtspresse schäumt wieder mal über. Deutschland in der Welt voran! Deutsches Flugzeug, deutsche Tatkraft, deutscher Motor, deutsche Männer! (Ach ja richtig, ein irischer Pilot soll ja auch dabei gewesen sein.) Der ‚Lokalanzeiger' verkündet einen „Sieg unter Schwarz-weiß-rot" und die ‚Deutsche Zeitung' zeigt die Flugroute durch eine Zeichnung, auf der nur die Orte Berlin—Doorn—Dublin diesseits des Ozeans vermerkt sind. Man könnte eine lange Reihe solcher Zitate aus der deutschen Presse anführen. Aber lassen wir das. Dagegen müssen wir zu unserm Bedauern einen kleinen Wermutstropfen in den Becher der Begeisterung schütten. Sie, die Rechtspresse, stellt Herrn von Hünefeld, den Inspirator des Ozeanfluges, als den Deutschesten der Deutschen, sozusagen als Perle des Ariertums, hin. Aber sie wissen gar nicht, daß, nein die Feder sträubt sich, dies niederzuschreiben, die Setzmaschine gerät in Unordnung, sie wissen nicht, daß jener Teutone 50 Prozent (in

Worten fünfzig!) jüdisches Blut in sich trägt, denn seine Mutter ist — es muß heraus! — eine geborene Lachmann. Nu, lach man! Hoffen wir, daß nach Bekanntwerden dieser erschütternden Umstände die Tat der deutschen Helden nicht geschmälert wird.

Das Drum und Dran an diesem Ozeanflug ist nach seinem Gelingen überhaupt von pikantem Reiz. Man verfolge nur einmal die Inserate geschäftstüchtiger Firmen. Ganzseitig verkündet Shell, unmittelbar nach der bang erwarteten Meldung der Landung auf Greenly Island, ein Telegramm von Köhl über die Zufriedenheit mit dem Shell-Betriebsstoff. Es wird sicher auch von Wert sein, zu wissen, daß Köhl Sanatogen nahm. Business is business.

A propos, jetzt, nach glücklichem Gelingen, werden doch einige Teilhaber bekannt. Die Presse meldet von einem Empfang bei den Berliner Junkerswerken, bei dem der leitende Ingenieur über die monatelangen Vorbereitungen von Junkers zu diesem Flug zu berichten wußte. In hervorragendem Maße hat danach das Forschungsinstitut von Professor Junkers in Dessau an dem Unternehmen mitgewirkt. Hünefeld meldet den gelungenen Flug offiziell dem Norddeutschen Lloyd. Dieser schickt seinen new yorker Vertreter den Fliegern entgegen. In dem Schaufenster der Berliner Nordlloyd-Filiale im Adlon prangt ein Bild des Hauptmanns Köhl, umgeben von Bildern des new yorker Lloydhauses. Auch die Hapag bekommt eine Meldung von Hünefeld und antwortet entsprechend. Und schließlich hört man jetzt, daß neben andern auch Dr. Strube, Geschäftsinhaber der Danat-Bank in Bremen, mit von der Partie war, natürlich nur was die Finanzierung anbetrifft. Es ist kaum anzunehmen, daß er dies ohne Einwilligung der berliner Leitung seiner Bank getan hat. Vor Tische las mans anders. Wie sagte doch Herr von Hünefeld in seiner durch die T. U. verbreiteten Mitteilung über die Mittel zum Ankauf der Maschine: „... Um allen Vermutungen und Gerüchten von vornherein die Spitze abzubrechen, kann ich erklären, daß sich unter diesen Geldgebern weder eine Großbank, noch ein Werk der Flugzeugbauindustrie, noch ein Flugverkehrsunternehmen, noch eine Zeitung, noch ein Schiffahrtsunternehmen befinden ..." Oder hat er doch Recht, denn es genügen ja nicht die Gelder zur „Anschaffung des Flugzeugs", sondern das übrige Drum und Dran verschlingt auch noch viele Tausende, die vielleicht von den vorerwähnten Unternehmungen bezahlt wurden. Ob diese sich allerdings gemeldet hätten, wenn der Flug mißglückt wäre, ist eine andre Frage.

Wie dem auch sei, die Wirkung auf Amerika und, was für Deutschland wichtiger ist, auf Wallstreet wird sicherlich in dem sensationsgewohnten Lande eine günstige sein, wenn auch ein sozialistisches Blatt in New York prompt und mißbilligend den Blumenabwurf auf Doorn, das Telegramm von dort an die Flieger (Die Kaiserin und Ich usw.) und die Tatsache meldet, daß Hünefeld nicht die Farben des Deutschen Reichs, sondern Schwarz-weiß-rot an seinem Flugzeug gezeigt hat. Sein Bekenntnis zur Republik, sogar „zur großen Republik", womit er

allerdings in einem Danktelegramm an Coolidge Amerika meint, wird ihm wenig nützen. Innenpolitisch werden die Deutschnationalen, wie das Beispiel des Lokalanzeigers beweist, den Ozeanflug bei den kommenden Wahlen für sich auszubeuten suchen. Man sieht schon ihr Wahlplakat mit dem aufsteigenden Flugzeug, das mit Schwarz-weiß-rot geschmückt ist, unter ihm ein roter Ozean, in dem ein paar schwarz-rotgoldene Reichsbannerleute vergeblich versuchen, an der Oberfläche zu bleiben ...

Der Bär tanzt von Peter Panter

Literatur:

F. M. Huebner „Das andere Ich"
F. M. Huebner „Das Spiel mit der Flamme"
Wolfgang Wieland „Der Flirt".

Dürfen darf man alles — man muß es nur können.

Es gibt einen großen Bereich der deutschen Literatur, in dem nichts getan wird als: Banalitäten feierlich gesagt, einfache Vorgänge barock dargestellt, das Leben ins „Literarische" transponiert. Das geht bis hoch hinauf ... Unten siehts aber auch ganz munter aus, und so will ich denn aus dem Rinnstein ein paar Blätter auffischen und, sie mit dem Spazierstock betrachtend, an ihnen lernen, wie man es nicht machen soll.

*

Ist es ein Zufall, daß im Werk jedes Klassikers die sexuelle Detailschilderung nur nebenbei vertreten ist? Im Zeitalter der Bäumer und Konsorten muß man sich erst aus einer falschen Gesellschaft herauswinden, um zu sagen, daß es gute und zu billigende Gründe gibt, die Koitusschilderungen verbieten. Da ist erst einmal, zu allererst und zu alleroberst, die Empfindsamkeit des Dichters: hat er die nicht, soll er die Hände von dergleichen lassen. Da ist auch, von den paar Fällen genialer Psychopathen abgesehen, der leise Verdacht der Spekulation, eben jenes Motiv, das unsereinen die Halbnackt-Kunst aller Art ablehnen läßt: man will nicht, frische Luft vorziehend, unter grinsenden Verhinderten sitzen. Jeder echte Kraftüberschuß gehört nicht hierher, nicht die Visionen der vom Geschlecht Besessenen, nicht das Spiel mit der Erotik.

Es besteht aber eine Sorte Literatur, deren Verfertiger verdienen, auf die Finger gehauen zu werden — und diese Beispiele da oben sind gradezu abschreckend schön.

Um Huebnern tuts mir leid. Der Mann ist noch unter S. J. ein anständiger und kluger Mitarbeiter dieser Blätter gewesen, und was in ihn gefahren ist, mag der Kuelz wissen. Bei ihm gibt es zunächst, als Vorspeisen, hochfeine Gespräche mit der Dame seines, sagen wir, Herzens.

„Sie sprechen in Rätseln." — „Die Sie hinlänglich durchschauen." — „Sie scheinen sich auszukennen." — „Worin?" — „In diesen Rätseln." — „Nur ... theoretisch." — „Belehren Sie mich." — Und so.

Des weiteren sind da Gesellschaftsschilderungen, Darstellungen von pariser Bars, Restaurants — es gibt heute in allen

Ländern eine solche Literatur, und immer ist sie nach demselben Rezept gearbeitet. „Der salonartige Raum wies vor der Hand mehr Hausangestellte denn Gäste auf." Es ist ein Salon da. „Er schritt zum Kleiderständer, wo im Halter die Auslese javanischer Reitgerten hing . . ." Es sind javanische Reitgerten da. „Auf der Kommode, zwischen den hohen altchinesischen Vasen lagen Bücher größern Formats, die Histoire des Peuples de l'Orient von Maspero, eine englische Ausgabe des Rubajat und die Reise ins Land der vierten Dimension . . ." es ist überhaupt alles da. Denn dies ist das hervorragende Stigma einer ganzen Literatur: es imponiert ihnen.

Josephine Baker tanzt: es imponiert ihnen. Ein Botschafter sitzt in der Loge: es imponiert ihnen. Jemand spielt Polo: sie liegen auf dem Bauch. Und statt erst einmal das, was geschieht, unfeierlich zu sehen, um dann seinen Zauber ganz zu empfinden, umbrodelt die Geschehnisse ein süßer Schmus. Erst imponiert es ihnen; dann aber geben sie sich einen Ruck, machen das hochmütige Gesicht, das der Deutsche vor dem Kellner aufsetzt, wenn ihm nicht ganz wohl zu Mute ist, und ein lauernder, blitzschneller Blick zum Leser fragt: „Hast du auch bemerkt, wie es mir gar nicht imponiert?" Und: „Was sagst du nun? Was bin ich für ein Kerl? In welchem Milieu bewege ich mich? Woher habe ich diese feinen Beobachtungen? Imponiert es dir?" Denn das soll es.

Aber es ist ein Irrtum zu glauben, eine Darstellung werde dadurch beschwingter, daß man einen amerikanischen Mann „Mister" nennt oder mit fuchtelndem Handgelenk Getränke aufzählt, die in fremden Ländern getrunken werden. Was dem einen seine Weiße, ist dem andern sein Apéritif, und damit muß man nicht protzen. Nichts komischer als diese berliner Superfranzosen, die mit verzücktem Schmatzen einen, man denke, Dubonnet auf der Zunge zergehen lassen. Dubonnet heißt auf deutsch: Kahlbaum, wir wollen uns da nichts vormachen.

Das zweite Mittel, sich interessant zu machen, besteht darin, kein Ding so zu nennen, wie es wirklich heißt. Da hat nun leider, leider von oben her, Thomas Mann ein schlechtes Beispiel gegeben; wenn bei dem einmal eine Tasse eine Tasse heißt, dann wird dieses gewöhnliche Möbel gewissermaßen in Anführungsstrichen ausgesprochen, so, wie der Polizeibericht gern von einer „Elektrischen" spricht. Was ist das? Das ist Impotenz. Denn nichts ist schwerer, nichts erfordert mehr Arbeit, mehr Kultur, mehr Zucht, als einfache Sätze unvergeßlich zu machen. „Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet." Die Worte mit der Wurzel ausgraben: das ist Literatur. Aber es ist gewiß bequemer, einfacher und imposanter, die Worte abzuschneiden und sie auf Draht zu ziehen. „Ihre Münder bissen sich an den Rändern der schlanken Sektkelche fest . . ." So siehst du aus. Aber so sehen auch die Sektgläser nicht aus, und ahnt denn so ein dürftiges, verquollenes Gewächs, wie schwer es ist, von den Zeitungsassoziationen abzusehen, sich ihrer eben nicht zu bedienen und die einfache, die lebensvolle Wahrheit zu sagen?

So ist in dieser Literatur, deren Ab- und Unarten sich bis weit in die Höhen der bessern Autoren verfolgen lassen, das Leben herrlich veredelt. Die Leute gehen nicht, sondern reiten gewissermaßen alle hohe Schule, und was auch immer im Lichtkegel der Betrachtung liegen mag: hohe Politik, Sport oder das Geschäft —: alles ist anders als im Leben, alles schwebt zwei Hand breit über dem Boden, und, ferne davon, romantisch zu sein, ist dieser Klimbim nur verlogen. Ich sehe keinen an.

Das ginge ja noch. Aber wenn diese vollendete Ungrazie, die fetten Dunst für einen Hauch, überladene Seelenornamentik für Kunst, Barock aus Gänsegrieben für den Inbegriff des Stils hält, wenn diese überstopften Literaten sich mit der Liebe befassen, dann muß das bei dem völligen Humormangel, der ihnen eigen ist, zu einem Unglück führen. Dieses Unglück hats gegeben.

Ihre gebügelte Pornographie hat wenigstens einen Vorteil: sie ist unmäßig langweilig, kann also keinerlei Schaden anrichten. In Frankreich wäre dies Zeug ein Lacherfolg, wenn man es überhaupt beachtete — Georges Courteline hat kaum nötig, die Worte zu sprechen: „J'ai l'horreur des grands mots. Ils ne démontrent rien, passent neuf fois sur dix la limite et n'étonnent que les ignorants." Für die sind diese traurigen Lustbücher offenbar geschrieben; in diesen, die ich da oben notgedrungen zitiert habe, und in noch einigen, die ich gar nicht zitieren mag, gehts so hoch her, daß man kaum hinaufspucken kann, was so not täte. Pornographie? Ja, aber auf fein.

„Und damit hat sie sich wie von ungefähr niedergebeugt und hat sie den Kleidersaum hochgerafft und nestelt sie in der Hüftengegend und schlägt sie jetzt, von den Schenkeln bis hinauf zu den Schlüsselbeinen, mit einem Ruck den Stoff auseinander. Mir knickt vor Wollust der Kopf nach vorn. Ehe ich mich fassen kann, schließt sie die Hülle und ist die Lichterscheinung ausgelöscht." Wie man dabei ernst bleiben kann! wie man das wirklich und wahrhaftig aufs Papier setzen kann! ohne sofort mit einem dicken Blaustift einen beschämten Strich zu machen! Wie man nicht fühlen kann, daß das komisch ist und weiter nichts! Der tanzende Bär kann es — zum Gedudel eines literarisch verstimmten Leierkastens.

„Es ist keineswegs der altbekannte Schüttel der Wollust." Dieses Wort, das ich in meinen privaten Sprachschatz aufgenommen habe, ist, mit Verlaub zu sagen, ein Griff — und solche Untergriffe weisen diese Bücher nicht wenig auf. Am heitersten ist der Sechser-Casanova, wenn er Papierdeutsch schreibt und Orgien meint: „Indessen scheint es, daß sie keinerlei Neigung besitzt, unserer Schäferstunde den Verlauf bloßer Kurzweil zu geben." Wenn er gegenständlich wird, ist er unappetitlich, sicherstes Zeichen künstlerischer Mannesschwäche. „Vom Umfassen ihrer Büste hat der Ärmel meines Jacketts ihren Duft mitgenommen. Ich hebe den Ärmel an die Nase." Ich auch — aber um sie mir zuzuhalten. Und dann muß ich loslassen, weil man mit zugehaltener Nase nicht gut lachen kann. „Sie rollen wie Ringer umeinander. Ein-

mal ist der eine, dann der andre oben, zitterte es aus ihrem Munde." So geht es in feinen Familien zu.

Was so außerordentlich erheiternd an dieser Sorte Schriftstellerei wirkt, ist ihre den Fabrikanten unbewußte Komik. Es ist unmöglich, solche körperlichen Vorgänge ohne das Bewußtsein von ihrer humorhaften Unzulänglichkeit, von ihrer Tierhaftigkeit, von ihrer Lächerlichkeit zu schildern — es braucht das nicht gesagt zu werden; wenn der Schilderer es nur fühlt, wenn ers nur weiß, wenn er sich nur einmal darüber klar gewesen ist, daß er in keinem dieser Augenblicke vor seinen Nebenmenschen etwas voraus hat, daß er grade in diesem Moment nicht herrscht, sondern unterworfen ist. Der feierliche Ernst, mit dem Liebesvorgänge als imponierendes Plus des Autors dargestellt werden; der männchenhafte Dummstolz; der Pomp, dem man nur einen Nachttopf an die Seite zu stellen braucht, auf daß alles aus ist — warum kann man Romeo und Julia nicht damit beschämen, daß man das Wort „Bauch" ausspricht? Weil ihr Pathos ebenso irdisch wie überirdisch ist; weil ihre Leidenschaft nicht klebrig ist, sondern bei aller Gegenständlichkeit wie Musik zittert und entschwebt, und weil jeder Schimpf auf den Zwischenrufer zurückfiele. „Den Schauspieler möchte ich einmal sehen," hat der alte Fontane gesagt, „der den Hamlet mit einem weißen Bändchen spielen kann, das ihm aus der Hose heraushängt!" Diesen Figurinen aber hängt es dauernd heraus, der Autor merkts nicht, und wenn er pathetisch wird, dann muß man lachen.

Im Augenblick aber, wo nicht von „Thema" geredet wird, verläßt den Literasten die Feinheit, ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben, und das sieht dann so aus: „Die grauhaarige englische Lady, drüben zunächst dem Christbaum, ließ das Spielzeugäffchen, ein Weihnachtsgeschenk von seiten der Geschäftsleitung, aus dem tiefen Ausschnitt ihres Kleides heraus . . ." Das kann der redaktionelle Hinweis auf das Inserat in unserer achten Beilage auch nicht besser.

Unterbrochen wird dieser Unfug durch Entgleisungen, die fast wehe tun. „Mit den Armen biege ich sie in der Taille ab, drücke sie vollends zu Boden, schlage von den Beinen, die sich schon spreizen, die Rockfalten zurück und tue mich gütlich wie der Soldat an seinem Sonntagsschatz." Das ist nur mit einer Seekrankheit zu beantworten. Wenn die vorbei ist, muß — leider, leider — gesagt werden, daß in dem „Steppenwolf" Hesses ähnliche Stellen stehen, deren Peinlichkeit nur durch die Tragik gemildert wird, die das Geschick des Autors darstellt. „Während wir schweigend in die geschäftigen Spiele unsrer Liebe vertieft waren . . ." Welche Ungrazie! Es riecht da wie in einem überfüllten Dampfbad, man mag das nicht, hinaus! hinaus!

Von schlimmeren Auswüchsen zu schweigen. Der August, der das Buch über den Flirt geschrieben hat . . . Es erinnert an die Geschichte von jenem englischen Sergeanten, der an einer dunkeln Hafenmauer ein Mädchen anspricht und ihr gleich zu Beginn der Konversation, sein, sagen wir, kurzes Seitengewehr in die Hand drückt. Und sie: „Ach, du Flirt —!"

Auch muß der Verfasser unbedingt Willi Schaeffers gehört haben, von dem das kurze Wort stammt: „Ich glaube, die läßt sich flirten." So ein Buch ist das. Und wie altmodisch diese königlich preußischen Erotiker alle sind! Da wimmelt es von „Taillen" und „Spitzengeriesel" — wo rieselt denn das heute noch? „Und so erschöpft sich der aktive Flirt der Frau in Berührungen dieses Gliedes, das auf unauffällige Weise meist schon durch die Hosentaschen erreichbar ist ..." (Das Buch, aus dem dieses Zitat genommen ist, wurde in großen Tageszeitungen ernsthaft, und nicht einmal sehr abfällig, besprochen.) Es sind tobsüchtig gewordene Studienräte der Liebe.

Ganz besonders schlimm, wenn sie ihre medizinische Literatur gelesen, halb verstanden, kaum verdaut und unvollkommen vomiert haben. „Danach scheidet sich uns das ganze weite Reich sexueller Beziehungen der heutigen Kulturmenschheit in drei große voneinander scharf getrennte Gebiete." Nun? „Beischlaf, Perversität und Flirt." Was etwa der Skala: Sozialismus, Beethoven und Stachelbeerkompott entspricht. Aber solche Bücher werden von einem immerhin nicht ganz und gar windigen Verlag verlegt, sie werden wohlwollend rezensiert, ausgestellt ... nur eines werden sie nicht: sie werden nicht genügend ausgelacht.

Zugegeben: das sind Paradepferde des Geschmackmangels, der Taktlosigkeit, der erhitzten Impotenz. Aber es ist da ein Element, das sich durch Hunderte von Büchern zieht — es ist die offenbare Unfähigkeit des Deutschen, Erotik bildhaft und doch nicht klebrig wiederzugeben. (Bestes Gegenbeispiel gegen diese Schmierer: Heinrich Mann.) Das schwankt zwischen Brutalität und butterweicher Sentimentalität hin und her, ist unsicher, bekommt einen roten Kopf und schreibt nun — je nachdem — moralische Bücher oder dumme Schweinereien. Mit Erotik hat das gar nichts zu tun.

Ich habe einmal in Paris einen alten Freund Toulouse-Lautrecs besucht; in seinem Salon hingen einige Originale, Pastell, Öl, Skizzen ... Da war auch ein Paar im Bett, achtlos glitten meine Augen darüber hinweg — nichts ging von dem Bild aus, oder doch wenig. Aber da war ein Halbakt, eine Frau, die vor der Waschschüssel steht — und eine Wolke von Parfüm, von Frauenduft, von der sinnlichen Nähe des Fleisches kam herüber, und es war doch nichts zu sehen und alles.

Man hat es, oder man hat es nicht. Diese sanft aufgeilende Wirkung solcher Bücher aber sind nicht etwa ein „Schandmal unserer Zeit" — das mag die Deutsche Tageszeitung und die Generalanzeiger-Presse der Provinz ihren Lesern erzählen, deren praktische Eros-Gymnastik einen verstehen läßt, woher nur solche Schädel und solche staatserhaltenden Gesichter kommen — sie sind einfach schlechte Literatur und verdienen, restlos verlacht zu werden. Beschwingte Heiterkeit, Frechheit, Witz, Ironie, echtes Pathos: alles, alles ist möglich. Nur diese Quadratklacheln nicht, die sich zum Tönen einer mozartschen Musik auf die Hinterbeine stellen, einen Ring durch die Nase, und brummend, mit offner Schnauze, aus der der Speichel tropft, tanzen, wie ein Bär tanzt.

Un Allemand von Ernst Glaeser

Nach der Höhe 60 führt der Weg durch die Vorstadt von Ypern. Sie besteht aus Arbeiterbaracken und Friedhöfen. Schief und bucklig ducken sich die Behausungen des Proletariats an der jäh ansteigenden Straße. Aus Holzplanken zusammengenagelt, die Lücken mit kalkbespritztem Lehm verputzt, fassen sie alle nur einen Raum, unter dessen Dunst die Scheiben erblinden. Das schwarze Dach ist mit Teerpappe bedeckt, die sich in der Sonne rollt, im Winter vor Nässe, nicht vor Kälte schützt. Stacheldraht, den Rost schuppt, zieht lächerliche Zäune; denn wer sollte hier einbrechen — außer der Not?

Grau und hoffnungslos gegen die leuchtenden Farben der Friedhöfe stehen die Hütten. Ihre Bewohner, Arbeiter aus dem Industriegebiet von Valenciennes, Flamen mit verklebtem, rotblondem Haar und breiten, hilflosen Händen, fliehen Sonntags zwischen die Gräber. Wie in Parks gehen sie auf den saubern Kieswegen hin und her. Trotzig berauscht atmen sie den Geruch der Blumen, die den Toten gehören.

Der Singsang verbettelter Kinder begleitet den Wagen. Manche von ihnen — blonde, dünnstimmige Mädchen — tragen Blumen, die sie von den Gräbern stahlen. Denn in den schmalen Gärten ihrer Eltern herrscht die Nutzpflanze und die lähmende Notwendigkeit der Kartoffel. Während die Engländer zwischen den Wällen der bis auf den letzten Stein wiederaufgebauten Bürgerstadt einen massigen Triumphbogen hinstellen, der drei Millionen Franken kosten soll, leiht sich hier oben betrogenes Leben vom Tode den Glanz.

Vor einem eleganten Friedhof erklärt der Führer, daß dort ein Prinz Battenberg unter der Erde liegt. Ein paar Engländer, die photographieren müssen, verschwinden rasch hinter den Kreuzen. Der Rest der Schlachtfeldreisenden flüchtet sich in ein Estaminet; denn es ist schwül und bei Bier und Postkartenschreiben vergißt sich schneller der peinliche Eindruck der Vorstadt. Warum sich das ansehen, wie hier das Leben in die Ecken gequetscht wird? Sie sind mit den besten Absichten zu den Toten gekommen. An dem andern dort, das zwar sehr traurig, aber nun ein Mal nicht zu ändern ist, können sie auch zu Hause achselzuckend vorbeistolpern. Man will Dinge, die denkmalfähig sind. „Hut ab vorm Massengrab ... Hun...deleben ist Privatsache! ..." Ich springe aus den lederheißen Sitzen. Über mir steht die gewaltige Sonne des jungen August. Sie kriecht in die Steine und bricht dann aus ihnen mit doppelter Wucht. Von Ypern her, das im satten Dunst seiner Kamine schwimmt, kommt unklares Geräusch. Hammerschläge oder das Rattern der Karren zwischen den leblosen Häusern. Sonst ist alles still. Nur der Motor zittert in gleichmäßigem Takt und in den Sträuchern knistert ein trockener Wind. Wo die Straße sich buckelt, sah ich die Hügel zuerst. Der Chauffeur des Wagens, ein zierlicher, liebenswürdiger Franzose, erklärt: „Kemmel — rotes und schwarzes Gebirge — die Höhe 60." — „In der Mulde das Dorf?" —

„Langemark" — „Auf dem leichten Plateau?" — „Poelkapelle." — „Dort unten rechts, wo der Teich blitzt." — „Zillebeke."

Ich stehe vor einer gepflegten Landschaft. Eine Handvoll frischer, rotbackiger Häuser mit einer tapfern Kirche dazwischen, harmlose Buckel, überschlungen von dem farbigen Band fruchtbarer Äcker, ein kleiner Berg, der lächerlich wichtig aus der Ebene hochstößt — das trägt Namen, die die ersten großen Zäsuren meiner Jugend waren. Hier, also hier sind sie gefallen, Sekundaner, Primaner, die wir neidvoll abmarschieren sahen, das Reifezeugnis für Leben und Tod in der Tasche. Wie standet ihr an jenen trommeldurchwirbelten Tagen zum letzten Mal hinter dem grauen Gitter der Schulhöfe — lachend mit blanken Zähnen, eure Sätze begleitet von jäh aufsteigender Röte, Buben im Grund, für uns damals Männer, die jetzt das Leben umschlang! Keiner von euch wußte, was Krieg ist, über den Tod machtet ihr Witze wie über einen gehässigen Oberlehrer, lächelnd hörtet ihr zu, wie man euch von Männertugend sprach, und als der lendenlahme Rektor mit den geröteten Augen und jenem von allen Mäusen der Heuchelei zerfressenen Bart euch nachschrie: „Dulce et decorum est pro patria mori" — taumeltet ihr, lichttrunkene Falter, in den Krieg, der euch Freiheit bedeutete. Aus dem Halbhell der erwachenden Jahre, zu Helden gestempelt, da euch kaum der Bart wuchs, vom Geschwätz der Greise umwedelt, die aus eurer tumben Begeisterung neue Kraft sogen — seid ihr, hekatombenweise, in das Trommelfeuer europäischer Tobsucht gestürzt.

Dort an dieser Straßenecke vielleicht, wo gelber Sand fliegt oder dort am Teich, in dem sich geräuschlos die Luft spiegelt, war es da? Wo schlug die Gaswolke nieder, die euren zerquollenen Leib in die Sümpfe rollte? ...

Die Autohupe ruft zurück. Der Führer fordert mit nervöser Bewegung zum Einsteigen auf. Jemand läßt eine Handvoll billiger Münzen aufs Pflaster fallen, die Kinder jagen hinterdrein, überpurzeln sich, schlagen mit kleinen Fäusten blindwütig aufeinander los — dann schwingt der Motor an, stößt das Auto mit hartem Ruck vorwärts, lächelnd wechselt der Führer den Gang, in gleichmäßiger Schnelligkeit fahren wir auf die Höhe 60 zu. Der Himmel hängt schwer und tief. Auf den Äckern kein Mensch — nur manchmal ein Bauer, der die Garben zählt. Auf dem Teich von Zillebeke kreischen die Gänse. Wir überqueren eine Bahnlinie, an der sich drei Straßen kreuzen. Aus dem Bahnwärterhaus schlägt ein Signal. Der Führer richtet sich auf. Geduckt steht er neben dem Chauffeur, der das Tempo verringert. Seine weiße Mütze ist staubig und an den Rändern naß. Auf seiner Hand, die sich ins Leder krallt, stehen die Adern blau und hoch. Seine Stimme ist heißer. Da er sie zwingen will, überschlägt sie sich dauernd.

„Dieser schmale Hügel dort: die Höhe 60! Vier Jahre umkämpft wie selten ein Fleck. Nur der „Tote Mann" bei Verdun hält den Vergleich. Sie werden sie treffen, wie sie die Truppen verließen ..."

Wir gehen den schmalen Feldweg hinauf. 50 Schritte, nicht mehr. Eine seltsame Bewegung ist auf der Kuppe bemerkbar. Sie ist punktweise mit Menschen besetzt. Ihre Haltung ist gebückt. Wir passieren ein frisches Dorf. Große Ställe, in denen das Vieh dampft. Rechts hinter dem letzten Haus führt ein Fußweg ins Feld. Vor einem Stacheldrahtgitter bleibt er stehen. Ein Mann, dem ein Arm fehlt, auf dessen Brust der Dank des Vaterlandes in billigen Münzen klimpert, verlangt zwei Francs Entrée. Ein Schlagbaum wird hochgezogen. Wir sind auf der Kuppe.

Wie eine prächtige Kanzel beherrscht sie den Raum. Zu ihren Füßen kniet die Ebene. Hier hat der Krieg seine Braue bewegt und das Land lag im Bluten. Unheimlich ist dieser Vorsprung, ein Thronsessel, der auf Knochen und geplatzten Schädeln ruht — vier Jahre lang von dem großen Theatraliker der Vernichtung besetzt. Mit Recht hat man Stacheldraht um diese Höhe gelegt und sie von dem beginnenden Wachstum der Ebene abgeschnürt. Denn hier hat der Tod wie selten sonst durch die sinnlose Verbissenheit, mit der er seine Opfer an sich riß, sich derart ins Absolute gesteigert, daß kein Übergang mehr denkbar. Hybrisch krallte er sich in den Boden, der noch heute so kalt und leblos ist, wie ihn die letzte Granate sah. Die Höhe 60 ist der Naturschutzpark des Kriegs.

„Souvenir ... Souvenir", singt uns ein Trupp kleiner Mädchen entgegen. Sie tragen Bajonette, die sie aus dem Boden kratzten. Eines schleppt mühsam die Hälfte eines zerbrochenen Stahlhelms. Auch Helmbeschläge sind da. „Furchtlos und treu." ... Souvenir ... Ich wate durch die Granattrichter, die echt sind und voll Splitter liegen. Manche von ihnen haben Grundwasser gezogen, das sich grün und zäh jeder Spiegelung weigert. Gelbe Blasen, die so fett sind, daß sie nicht platzen, stehen unwirklich groß auf der Fläche. Der Boden selbst ist grau verkrustet, als hätte viele Jahre lang die Sonne der Hungersnot auf ihm gelegen. Oder ist er deshalb so hart, weil er versucht, das zu verschweigen, was unter ihm ist?

Neben mir steht ein junger Mensch. Grobknochig. Den Oberkörper nackt und braun. Er schwingt eine Hacke. Mit starrem Schlag trifft sie die Erde und lockert sie auf. Sein Gesicht ist gespannt. Um seinen Mund zuckt die fiebernde Erwartung eines Schatzgräbers. Unter seinen Schlägen reißt der Boden und schamvoll zeigt sich braune, rollende Erde. Er jagt eine Schippe hinein. Die braunen Krumen torkeln auf sie, fliegen in hartem Schwung durch die Luft zu einem Haufen, der neben ihm wächst. Er gräbt ... Da ich ihm zusehe, nimmt mich der Führer zur Seite. Er ist aufgeregt. Seine Stimme flattert. Ich solle entschuldigen ... er hätte nicht gewußt, daß um diese Stunde einer noch — arbeite! Aber die Geldgier der Bauern sei grenzenlos. Geldgier? „Ja, der gräbt doch nach Leichen. Für jede, die er findet, bekommt er 10 Francs ...!" Dabei winselt der Kerl wie nach Tarif. Ich sehe den Bauern. Gleichmäßig schaufelt er die Erde. Mit breiten Armen holt er zum Schwung aus. Während seine rostige Schippe scharf in den

brüchigen Brustkorb vergessener Toten fährt, tanzt vor seinen Augen der Gewinn.

10 Francs für die Leiche! Als Buben bekamen wir das für einen Hamster. Allerdings mußten wir ihn totschlagen. Hier wurde das gründlich vorher besorgt.

„Wo kommen die Leichen hin, die der hochschaufelt?" — „Auf die Friedhöfe, Herr, sie werden dort christlich begraben." — „Doch vorher stößt man ihnen noch einmal das Eisen zwischen die verwitterten Knochen..." — „Ja, aber man weiß dann, wo sie liegen und kann Blumen und Kreuze auf sie pflanzen." — „Laßt sie doch!!" —.

Statt einer Antwort zieht mich seine Hand nach links. Vor uns ein Granattrichter. Er ist tief. Seine Wände glasglatt. Auf dem Boden ein Kreuz. Zwei blasse Latten übereinandergenagelt. Ich springe hinunter. Lese die Inschrift: Un Allemand. Buchstaben, in billiges Blech gestanzt, die zum Niederknien zwingen. Oder zu einem großen Fluch?

Am Rande des Trichters mit gespreizten Beinen steht der Führer. Sein Bericht würgt mich: „Vor fünf Tagen gruben die Bauernburschen 9 Leichen aus. Knochen und Metall. 6 Engländer, 2 Franzosen. Und einen Deutschen. Diesen hier. Die Engländer und Franzosen fuhren sie in Säcken auf die Friedhöfe, die sehr nahe sind. Jenen Deutschen ließen sie liegen, da es zu seinem Friedhof zu weit war und die Erntezeit sie nicht freiläßt. Sie gruben ihn wieder ein. Steckten das Kreuz über ihn. Jetzt liegt er da. Un Allemand..."

Ich weiß nicht, wie lange ich vor diesem Kreuz gestanden habe. Vielleicht dachte ich an das Schicksal dieses Toten, der von Bauern ausgegraben, wieder zugeschaufelt wurde, weil der Weg zur geweihten Erde zu beschwerlich war. Verglich es mit dem seines Volkes, das im Gegensatz zu seinen Nachbarn, die sich alle eine gültige Lebensform schufen, seit Jahrhunderten von unzähligen Strömungen zerrissen, immer noch unterwegs ist, ohne festes Land zu finden. Sah seinen westlichen Kameraden im Tod unter dem Marmor liegen, daneben das ewige Licht, das stille Verneigen der Menge — während über ihn — der kaum Ruhe findet — nichts als öder Wind pfeift. Vielleicht aber auch weigerte sich etwas mit Recht in mir, dieses Grab, das das tiefste und einzig hoffnungslose aller Gräber ist, die ich je erlebte, symbolhaft auszumünzen. Ich habe es vergessen. Denn die Stille, die um mich kam, drückte jeden Gedanken zu Boden...

Als ich mich umwandte, war das Auto fort. Ich hatte sein Signal überhört. Blaugrau hing der Himmel. Über Ypern zerfetzt. Vom Kemmel her stieg die Nacht hoch. Ein zarter Wind begleitete sie. Er fing sich in den Blättern eines Kranzes, der um das Kreuz lag. Mühsam entziffere ich auf schwarzrotgoldner Schärpe die verwaschene Schrift: von drei deutschen Juden. Ich reiße ein paar zähe Stauden Schafgarbe ab — das Einzige, was hier zu wachsen wagt — zwänge sie zwischen die Latten und gehe, vom Invaliden am Schlagbaum mißtrauisch beobachtet, auf das Dorf zu, um ein Bett zu finden. — In dieser Nacht fiel seit langem wieder der erste Regen...

Die Provinztheater von Peter A. Horn

Als 1918 die schleichende Revolution begann, kündigten die deutschen Städte die Pachtverträge ihrer Theater und nahmen diese Institute in eigne Regie. Das bedeutete, daß an Stelle der auf Profit angewiesenen Pachtdirektoren künstlerisch und kulturell gerichtete Intendanten eingesetzt wurden. Alte Theatermacher und Theaterkönner machten abgebauten Offizieren, stellungslosen Philologen, Journalisten, ehrgeizigen Theaterangestellten und (wenigen, wenigen!) Theaterfanatikern Platz. So gesund auch der Systemwechsel war, so unglücklich war in den meisten Fällen der Personenwechsel.

Den Intendanten standen städtische und staatliche Subventionen zur Verfügung. Und nun konnte es losgehen. Personale wurden engagiert, die an Zahl weit über die Leistungsfähigkeit der Kommunen hinausgingen; der Spielplan machte Exkursionen in die entlegensten Gegenden der Literatur; Orchester mußten gegründet werden; künstlerische Beiräte schufen Dekorationswerkstätten; Intendanzbureaus amerikanischen Formats standen auf; jedes bescheidene Regieexperiment Berlins wurde an diesen Theatern zum zweiten Mal zu Grabe getragen; kurzum: es wurde Betrieb gemacht, daß es nur so rasselte. Die Stadtväter schmunzelten freundlich zu diesem Beginnen, da sie das, ihr Stadttheater als ein Repräsentationsaushängeschild der Kommune ansahen, das gar nicht pompös genug sein konnte. Derweil stiegen die Subventionen mit schwindelnder Schnelligkeit. Wer aber gegen diesen Unfug etwas zu sagen wagte, wurde mit einem Zauberwort niedergestreckt: Kulturtheater. Alle, die dieses Kulturtheater bejahten, organisierten sich zu einem Verband. Es war Pflicht des Gebildeten, diesem Verband anzugehören. In dieser Retorte wurde ein Arsenal klingender Phrasen ausgeschwitzt, das noch lange im Krieg gegen die Vernunft ausgehalten hätte, wenn nicht die Deflation gekommen wäre.

Die Inflation hatte die Höhe der Subventionen verschleiert. Nun aber ward es kund und offen, was jede Kommune dem Theater schuldig zu sein glaubte. Es begann von den Arbeitnehmerparteien in den Stadtparlamenten der große Run gegen die überhitzte Zuschußwirtschaft. Auf diese „Barbaren" wirkte das magische Wort „Kulturtheater" nicht. Und da kam man auf den naheliegenden Einfall, über die Betriebmacher, die man doch gerufen hatte, herzufallen. In Deutschland wankten alle Intendanturthrönchen. Eine Zeit der Wirren: Intendanten kamen, gingen; Hausse und Baisse wirbelten toll durcheinander; die Gerichte freuten sich der Prozesse; Intrigen schwirrten, Pamphlete blitzten, Rache knatterte: Intendanteninflation. Und die Subventionen stiegen und stiegen.

Stabilisierung tat not. Aber man stabilisierte nicht das Theater schlechtweg, man stabilisierte den Zustand der Intendanteninflation: die Theaterkommissionen traten auf den Plan. In diesen Kommissionen sitzen einige Mitglieder der Stadtparlamente neben parteilosen Vertretern der „gebildeten"

Stände. Im Großen und Ganzen sind das dieselben Leute, die seinerzeit den Unfug des „Kulturtheaters" gutgeheißen und gestützt haben. Sie machen nun (nach der Geschäftsordnung der G. m. b. H.) praktische Theaterpolitik mit Geschäftsführern und einem Stab von Kommunalbeamten, die sie dem Theater zugeführt haben. Die Intendanten haben keine belangvollen autonomen Rechte mehr; sie sind, wie der kleinste Schauspieler, Angestellte, von der Laune des Publikums, der Presse und der Stadtparlamente abhängig. Trotzdem haben sie ganz allein die Verantwortung für das Geschick ihres Instituts auszubaden, die faktisch die Kommissionen zu tragen hätten. Aber Intendanten demissionieren fast alljährlich, Theaterkommissionen demissionieren nie. Das nennt man Stabilisierung. Und die Subventionen steigen und steigen.

Nach der Geschäftsordnung der G. m. b. H. entscheidet die einfache Mehrheit einer Aufsichtsratssitzung. Die Stimme des Vorsitzenden und die des Geschäftsführers haben einfachen Stimmwert. Wie sehen aber die Mitglieder der Theaterkommissionen aus? Die Fraktionen der Stadtparlamente entsenden zunächst prozentual zu ihrer Mandatzahl ihre Leute, die entweder für das Theater schwärmen (als Publikum) oder die „aufpassen" sollen oder die grade keine andre Verwendung in der kommunalen Arbeit finden. Diese Leute wissen nicht, was das Theater ist, viel weniger, was das Theater soll. Sie lieben es, sich mit Schauspielern anzubiedern, um sich über Theaterdinge zu informieren. Daß sie so alles andre als sachliche Informationen einholen, ist selbstverständlich. Die deutschen Besucherorganisationen (der Volksbühnenverband und der Bühnenvolksbund) haben ebenfalls an jedem von ihnen benutzten Theater je einen Kommissionssitz. Ihre Tätigkeit liegt programmäßig fest. Und endlich haben noch einige Akademiker Sitz und Stimme, die sich irgendwo und irgendwann einmal um die kulturellen Interessen der Stadt verdient gemacht haben. Der einzige Theaterkenner (man muß es doch annehmen) ist der Intendant. Und die Mehrheit entscheidet.

Diese Kommissionen entwerfen nun wohlpräzisierte Sparprojekte, anstatt für die Rentabilität des Theaters zu arbeiten. Da werden die sozialen Fragen des Betriebs zerkocht. Da wird moralinsaure Zensur (aus Geschäftsgründen) am Spielplan geübt. Da werden Kassenrapport und künstlerische Arbeit zu widerlichem Sud vermanscht. Da wird die alte Lüge von der aufopferungsvollen Arbeit der Gebildeten und dem Undank der breiten Masse wieder aufgewärmt. Und erlebt diese unsinnige Tätigkeit wieder einmal ihr verdientes öffentliches Fiasko, dann wird der Intendant (der blöde Trottel) an die Luft gesetzt.

Die Kommission aber bleibt und wählt den neuen Intendanten. Ja, wen nehmen wir denn da? Die Besucherorganisationen lassen ihre Protektionsmaschinen laufen. Die Parteien schieben sich von Stadt zu Stadt ihre Lieblinge zu. Die Kommissionen entbrennen in edlem Streit. Und wenn keine Einigkeit zustandekommt, siegt immer wieder ein Kandidat,

der jene Routine hat, immer das sagen zu können, was man grade von ihm hören will. Der neue Intendant wird gewählt, um beim nächsten Versagen der Kommission wieder herauszufliegen. Die Schauspieler, das Publikum müssen das über sich ergehen lassen. Die Presse kennt des Übels Wurzel, darf aber in kläglicher Abhängigkeit nichts sagen. Und die Subventionen steigen und steigen.

Heute wird der Gesamtetat der Provinztheater durchschnittlich zu 30 bis 5 Prozent von den Tageseinnahmen und zu 70 bis 95 Prozent von den Subventionen gedeckt. Die Subventionen werden aus öffentlichen Mitteln gezahlt, also aus der Steuerkasse. Je nach der Bevölkerungsschichtung werden 50—80 Prozent dieser Steuern von Bürgern gezahlt, die entweder zu arm sind, um sich einen Theaterbesuch zu erlauben, oder die in dem dünnen, verwässerten Spielplan keinen Anreiz zum Theaterbesuch finden. Der größte Teil der Bürgerschaft muß also Subvention für ein Theater aufbringen, mit dem er äußerlich und innerlich nicht das Geringste zu schaffen hat. Alle Versuche, diese Theaterberechtigten dem Theater zuzuführen, werden von den Kommissionen gründlich zerstört, erstens: um „keinen Armeleutegeruch" ins Theater zu bringen (geflügeltes Wort, Herr Büchmann!); zweitens: um das Theater nicht als bürgerliches Erziehungsmittel aus der Hand zu geben. „Entweder sie fressen das oder kriegen ganichts." Ich will den Optimisten den Glauben nicht nehmen, daß seit 1918 die Gesamtheit des Volkes einen erheblichen Einfluß auf die kommunale und staatliche Regierung gewonnen habe. Aber ich fordere sie auf, mit mir zu seufzen: die Kulturinstitutionen sind in den Händen der Reaktion. Mögen sie seufzen! Die Sache verlangt von uns gegenwirkende Tat.

In den Provinztheatern hat sich diese Reaktion zur Anarchie ausgewachsen. Das Fundament des Theaters ist das künstlerische Ensemble. Wo gibt es in der Provinz Ensembles? Der Zweck des Theaters ist Gefolgschaft des Publikums. Wo gibt es in der Provinz diese Gefolgschaft? Die heutige Form der Theaterpolitik treibt jedes Ensemble auseinander. macht das bange Häufchen Publikum kopfscheu, zieht keine Menschen ins Theater. Und sie hat ein Intendantenproletariat gezüchtet, das ängstlich um seine dürftige Existenz ringt und schon lange Ideen, Ideale, künstlerische und kulturelle Ziele resignierend verraten hat.

Die Presse ist in der Provinz unkämpferisch; die kommunalen Parteien sind (wenn auch nicht uninteressiert) theaterfremd; die Theaterleute sind in der Provinz Parias. Es sind keine Aussichten für eine reinigende Revolution. Aber ich glaube an den Bankerott. Die Etatsberatungen werden in den Stadtparlamenten von Jahr zu Jahr unbehaglicher. Es bleibt nicht aus, daß die Stadtverordneten den Kommissionen ihre Etats vor die Füße, die Kommissionen ihre „segensreiche" Arbeit von sich werfen werden. Aus kümmerlichen Ruinen wird das Neue erstehen. Die Schauspieler und das Publikum erwarten diese Katastrophe wie Morgenröte.

Ibsenfeier von Harry Kahn

Es hat keinen Sinn, mit Denen, die jede Gelegenheit benutzen, um sich als Führer des berliner, des deutschen und womöglich des europäischen Theaterlebens beweihräuchern zu lassen, deshalb zu rechten, weil sie sich im Fall des hundertjährigen Ibsen nicht weniger indiskutabel benommen haben als in dem des hundertfünfzigjährigen Kleist. Man kann vom Ochsen kein Kalbfleisch verlangen und von einem auf nichts als Erwerb gestellten Kunstbetrieb keine Ehrfurcht. Unter diesen Umständen muß man der Leitung des Staatstheaters als Verdienst anrechnen, was unter andern nur ein selbstverständlicher Akt künstlerischer Selbstachtung aller Direktionen gewesen wäre: daß sie, wenn auch verspätet, des Mannes gedacht hat, dem die europäische Dramatik, und nicht zuletzt die deutsche, die seit Generationen und wohl für Generationen stärkste Anregung, und der seinerseits Deutschland, und nicht zuletzt Berlin, den entscheidenden Anstoß zu Weltwirkung und Weltruhm verdankt. Man hätte vielleicht erwarten dürfen, daß der Intendant selbst, schon aus Gründen einer Repräsentation, für die er sonst erfreulich viel Sinn und Zeit hat, bei dieser wahrlich nicht unwürdigen Gelegenheit Kraft und Namen eingesetzt hätte. Aber er hat wohl dem in dieser Spielzeit am Staatstheater noch nicht recht zur Geltung gelangten Erich Engel die Möglichkeit geben wollen, sein großes Regietalent an einem großen Gegenstand zu bewähren. Ursprünglich war dazu, wie bekannt, „Kaiser und Galiläer" ausersehen. Ob der Regisseur bei näherer Beschäftigung mit dem Riesenopus das Zutrauen zu ihm oder ... zu sich verlor, oder ob Darsteller, Mittel, Zeit mangelten, mag dahingestellt bleiben. Publikum und Presse haben sich nachgerade daran gewöhnt, Ankündigungen und Versprechungen aus den berliner Theaterkanzleien mit lächelnder Skepsis aufzunehmen und sich zufrieden zu geben, wenn auch nur ein kleiner Teil dessen zur Ausführung gelangt, was auf dem geduldigen Holzpapier in Aussicht gestellt wurde. So entschied man sich denn auch am Gendarmenmarkt zur Feier Ibsens statt für das proben- und personalfressende historische Diptychon für den mühe- und kostenlosern modernen Dreiakter. Dagegen ist nicht das Geringste einzuwenden: denn „Gespenster" ist sowohl das menschlich großartigste und dichterisch geschlossenste Werk des Theaterschriftstellers, als das wichtigste, weil an Sprengwirkungen trächtigste des Gesellschaftsrevolutionärs Ibsen.

Revolution wird ja heute in literarischen Kreisen viel und gern getragen. Auf dem Theater gar müssen wir jetzt alle Woche unsern neuen Aufruf zum großen Kladderadatsch im Topf haben, sonst meinen wir geistig zu verhungern. Aber all das zündet nicht recht. Weil es ohne dichterische Flamme ist. Pyrotechnik, die von aller Welt höchst harmlos genommen wird: der gute Bürger strömt mit Weib und Kind herzu, ja, läßt es sich teures Eintrittsgeld kosten, damit er das Gefackel und Geknatter in der Nähe betrachten und jede Rakete mit wohlwollendem „Ah" begleiten kann. Er duckt sich nicht einmal

mehr vor den sprühenden Funken (wenn überhaupt welche sprühen); er hat längst begriffen, daß sie nicht sengen, geschweige daß sie sprengen. Er weiß: das sind Knallfrösche, keine Ekrasitbomben. Aber wie stob alles, was sich überhaupt in die Nähe gewagt hatte, in hellen Haufen davon und schimpfte dann aus dem sichern Hinterhalt auf den gefährlichen Brandstifter, als Henrik Ibsen seine Lunten anbrannte! Der hielt sich ja nicht an die wirtschaftliche Fassade des sozialen Zustands, um sie ein bißchen abzuleuchten und allenfalls anzuschwärzen; der ging an die ethischen Fundamente; der zerbohrte und unterwühlte gleich die unentbehrlichsten Stützen der Gesellschaft; der wünschte nicht bloß eine andre Inneneinrichtung des Gebäudes, eine bessre Zufuhr von Luft und Licht, eine gerechtere Verteilung der Räume, — der bedrohte die Statik des Hauses selber. Nach der heutigen Terminologie darf man wohl sagen: Ibsen war kein literarischer Sozialrevolutionär; er war ein literarischer Bolschewik.

Die Statik der bürgerlichen Gesellschaft — worauf beruhte sie? Das hatte der Mann aus Skien bald heraus. Er hätte kein Kind des protestantischen Kulturkreises, überdies kein Skandinavier sein müssen, wenn er nicht erst einmal das Christentum auf seine Apothekerwage gelegt hätte. Er wog es und fand es zu leicht. Zu leicht an Möglichkeiten für den unerbittlich zu Ende denkenden, ans Ende gehenden Manneswillen und zu leicht an naivem, triebhaftem, die Triebe veredelnden, doch nicht sie austreibendem Menschensein. Das Wahrheit verlangende Quantum satis Brands und die antikisierende Schönheitssehnsucht Julians gehen als gleichberechtigte, sich ergänzende Postulate durch sein ganzes ferneres Werk. Beim Hochtauchen aus den religiösen Tiefen in die darüber gelagerte soziologische Ebene nun mußte er sofort auf die offenkundigste Problematik der vom Christentum geschaffenen, auf ihm ruhenden modernen Gesellschaft stoßen: die Stellung der Frau innerhalb dieser Gesellschaft. Es war schon ein ganz neuer, noch nie gehörter Ton, als er sein erstes sozialkritisches Drama in die These ausklingen ließ, die Frauen seien die Stützen der Gesellschaft. Aber das wurde noch kaum beachtet. Man hielt das wohl damals für eine ritterliche Verbeugung vor dem „zarten" Geschlecht, wenn nicht gar für eine geschäftstüchtige Wendung an das Hauptkontingent des Theaterpublikums. Aber dann sah er sich diese Stützen einmal genauer an, und aus dieser mitleidlosen Mikroskopie entstand um die Figur der Nora das Drama „Ein Puppenheim". Damals zuerst begann es der europäischen Gesellschaft aufzugehen, mit was für einem Umstürzler sie es zu tun hatte und noch zu tun bekommen würde: damals zuerst machte sie geharnischt und geschlossen Front gegen Ibsen. Der jedoch ging furchtlos der Spur nach, die er entdeckt und die sich schon in dem eigentlichen Titel des Norastücks angedeutet hatte. Im Puppenheim hatten die Kinder nur eine nebensächliche, eine fast nichts als neckische Rolle gespielt. Nora war ja selbst ein Kind: wurde als solches angeredet und behandelt. Das Thema war hier nur das, was der zeitliche und geistige

Weggenosse Ibsens, Friedrich Nietzsche, den „Schmutz zu Zweien" nannte, die moderne Ehe. Wie aber, wenn Nora zurückkehrt, wenn der Schmutz zu Zweien zum Schmutz zu Dreien und Vieren wird? Nun war Ibsen so weit, den Grundpfeiler der modernen Gesellschaft zu erkennen, den es niederzulegen galt, wollte man, ein neuer Simson, das ganze Haus der Philister in Trümmer legen. Der Grundpfeiler war: die Familie.

Daß es ihm darauf und auf nichts andres ankam, dafür gibt Ibsen selbst einen untrüglichen, unübersehbaren Fingerzeig. Wie alle wahrhaft großen Dramatiker kannte er sich auf Weg und Steg seines Handwerks so genau aus, daß er der Eselsbrücken entraten konnte. Eine der billigsten und beliebtesten Prothesen unsicherer dramatischer Kantonisten ist der Untertitel. Ibsen ist immer mit der simplen, sachlichen Bezeichnung seiner Stücke als „Schauspiel in so und so viel Akten" ausgekommen. Ein einziges Mal hat er mit einem Untertitel ins stoffliche Gebiet vorgestoßen: unter „Gespenster" steht „Ein Familiendrama in drei Akten". Diese winzige Abweichung von einer sonst strikt festgehaltenen Regel ist bei einem Dichter, der so peinlich jede Silbe abwägt wie Ibsen, natürlich kein Zufall. Sie zeigt, daß er sich der umwälzenden Bedeutung dieses Dramas sehr wohl bewußt und was dessen ausgesprochenes Ziel war. „Gespenster", das ist der erste gewaltige Axthieb gegen den Hauptstützbalken eines das Individuum erstickenden Sittenkanons, der wiederum Ausdruck und Überbau einer überalterten, zu eng gewordenen Gesellschaftsstruktur ist. Wie stark diese, wie fest der Balken eingerammt war, mag man daran ermessen, daß es mehr als eines Menschenalters und dann noch einer Weltkatastrophe bedurfte, damit sich Zeichen einer endgültigen Zersetzung bemerkbar machten. Der große Krieg erst mit seiner Umschichtung von Klassen und Geschlechtern hat Ibsens Werk der Vollendung nahe gebracht. Die seit zwei Jahrtausenden in Europa herrschende Form der Ehe liegt in den letzten Zügen; der Begriff der Familie steht dicht vor seiner völligen Auflösung. Vielleicht schon die nächste, sicher die übernächste Generation wird gar nicht mehr wissen, was das ist. Schon heute gibt es, um von Rußland gar nicht zu reden, im Bürgertum des (im Sinne der christlich-kapitalistischen Gesellschaftsstruktur) am weitesten durchorganisierten Landes, dem der Vereinigten Staaten, kein Familienleben im alten Verstand mehr. Die Anzahl der Scheidungen ist fast so groß wie die der Eheschließungen; Eltern und Kinder stehen sich nicht einmal mehr feindlich gegenüber, so fern sind sie sich. (Wer das für übertrieben hält, der lese das außerordentlich aufschlußreiche Buch des Richters Lindsey „Die Revolution der modernen Jugend".) In Ibsens „Gespenstern" aber ist es, wo zum ersten Mal, wenn in der Literatur überhaupt, so jedenfalls vom Theater herab, das revolutionäre Wort vom „Aberglauben" der Kindesliebe à tout prix fällt; daß das vierte Gebot nicht nur als überlebt, sondern geradezu als lebenvernichtend und damit als unsittlich hingestellt wird. Die unantastbare Verbindlichkeit des vierten

Gebots aber ist die conditio sine qua non jener ursprünglich zur Erhaltung und Förderung der Gattung geschaffenen Institution des Zusammenlebens von Blutsverwandten verschiedener Generationen, der Familie.

Die Familie, in der nach jeder Hinsicht so beispiellos genialen Gestaltung jener Alvings, die nicht bloß im Vokalklang des Namens an die Atriden erinnern, die Familie, keines ihrer Glieder, steht vor dem Richterstuhl. Die Einzelnen sind nur Gefangene und Getriebene eines sinn- und seelenlos gewordenen Sittengesetzes. Ihre Schuld ist keine Individual-, sondern eine Kollektivschuld. Den „Webern" ähnlich hat das Drama keinen persönlichen Helden, keine Zentralfigur; auch Frau Alving ist es nicht. Denn es geht nicht um ein noch so symbolhaltiges Einzelschicksal, sondern um das Schicksal einer paradigmatischen Menschengruppe. Es ist das „Familiendrama", kein gewöhnliches „Schauspiel". Daß er diese innerste Form des Stückes erkennen und dessen Neugestaltung reiner herausarbeiten würde, als das bisher der Fall war, durfte man von einem so modernen, den Strömungen der Zeit so zugewandten Regisseur wie Erich Engel um so mehr erhoffen, als der Zuschauer dieser Tage ja allen kollektiven Erscheinungen viel mehr Beachtung und Verständnis entgegenbringt als jeder bisherige. Dazu hätte vor allen Dingen gehört, daß die Zusammengehörigkeit der ganzen und halben Alvings sichtbar, hörbar, fühlbar geworden wäre. Daß das bei einer Besetzung mit Höflich, Kortner und Mannheim nicht zu erreichen ist, das vorauszusehen, dazu gehörte weder Scharfsinn noch Übelwollen. Jeder von den dreien zeigt eine überzeugende, mit allen Mitteln höchstrangiger Darstellungskunst abgerundete Menschengestalt: Lucie Höflich, gleich himmlisch in Verhaltenheit und Ausbruch, in Herrinnenhärte und Mutterweichheit; Kortner, diskreter denn je, mit sparsamer, aber um so eindringlicherer Mimik und Gestik, im Ton manchmal fast zu gedeckt, mit geistreichen Einfällen, aber frei von verzerrenden Entgleisungen ins Klinische; die Mannheim, eine ebenso suggestive wie charmante Mischung aus Mädchenanmut und Dienstbotenfrechheit, von oberflächlichem Schliff und unverbrauchter Kraft. Helene, Oswald, Regine: in dieser Aufführung leben sie; aber sie leben nicht miteinander; sie haben kaum einen andern gegenseitigen Bezug als den der Worte. Von diesem Oswald weist auch nicht der leiseste Zug auf diese Helene; nichts von ihm spiegelt sich in dieser Regine. Kein Blutband schlingt sich von Mutter zu Sohn, von Halbbruder zu Halbschwester. Weder vom körperlichen Bestand noch vom seelischen Ausdruck her sind sie als eine auf Gedeih und noch mehr auf Verderb aneinandergeschmiedete Familie zu begreifen; das Kollektivwesen Familie tritt nicht in greifbare Erscheinung. Engel scheint das immerhin gefühlt zu haben: durch ein Riesenporträt des Kammerherrn, das, dem unglücklichen Sohn sprechend ähnlich, wenn sich der Vorhang hebt, allein, grell angeleuchtet, aus dem Dunkel tritt, und das dauernd die helle Szene beherrscht, suchte er einen Ersatz für die fehlende Verbindung zu schaffen. Aber das bleibt eben:

Ersatz. Und das ganze Spiel so ohne die letzte, die vom Dichter beabsichtigte tragische Gewalt und damit ohne die revolutionäre Wirkung. Es bleibt Theater; blendendes, mit allen nicht immer ganz erfreulich duftenden Salben der letzten Inszenierungskunst geschmiertes, in den Nebenfiguren sogar etwas stark aufgetragenes Theater. Theatraliker stärksten Formats wie er selbst ist, verträgt Ibsen auch das. Aber es ist schade: man hätte, lieber als den großartigen Theaterschriftsteller, just in diesen Läuften, den großen Gesellschaftsrevolutionär gefeiert gesehen.

Handel und Wandel von Morus

Soziales Dumping

Seit ein paar Jahren wehklagen die deutschen Schuhfabrikanten über die tschechische Konkurrenz. Ziffernmäßig sieht es zwar noch nicht so bedrohlich aus. Während in Deutschland jährlich an die sechzig Millionen Paar Schuhe hergestellt werden, wurden aus der Tschechoslowakei im Jahre 1926 850 000 Paar, 1927 1,8 Millionen eingeführt. Immerhin hält der steigende Import, trotz ansehnlichen Zöllen, die Preise ein wenig in Schach und verdirbt, namentlich den Sachsen, das Geschäft.

Sieht man näher zu, so ist es eigentlich nur eine Firma, die das Unheil anrichtet. Herr Tomas Bata in Zlin, der vor dreißig Jahren mit einer kleinen Filzpantoffel-Werkstatt begonnen hat und heute zwölftausend Arbeiter und Angestellte beschäftigt und über zwanzig Millionen Paar Stiefel jährlich auf den Markt wirft, fabriziert bewußten Schuh, der auch in Deutschland drückt. Er tuts auf sehr amerikanische Art, mit Serienfabrikation und laufendem Band, und nach Fordschem Muster hat er bereits einmal eine schwere Krise durch radikale Preisherabsetzungen abgewandt. Auch die Arbeiterschaft wird bei Bata ähnlich behandelt wie bei Ford. Sie bekommt verhältnismäßig hohe Löhne, erhält eine Gewinnbeteiligung und etliche andre soziale Liebesgaben. Der Achtstundentag wird streng eingehalten; er bestand in den Bata-Werken schon, bevor ihn der tschechoslowakische Staat vorschrieb. Dafür sollen allerdings, genau wie bei Ford, die Arbeiter in Zlin stramm unter Kuratel stehen, Organisation und unbotmäßige Politik wird nicht geduldet, und bei den sozialistischen Gewerkschaften ist Bata deshalb schlecht angeschrieben.

An diesem dunkeln Punkt des Bata-Systems haben die deutschen Konkurrenten, von deren tiefer Liebe zur Sozialpolitik man sich in jedem Geschäftsbericht überzeugen kann, eingehakt. Bata, so heißts seit Monaten in den deutschen Fachblättern, treibt „soziales Dumping". Er schindet die Arbeiter und steckt sie in eine Zwangsjacke, nicht nur in der Fabrik, sondern auch in ihrer Freizeit. Erst haben die Fabrikanten diese menschenfreundliche Kritik in Umlauf gesetzt, dann hat sich die Arbeiterpresse der Sache angenommen, und nun ist eine bewunderungswürdige Einheitsfront der deutschen Schuhindustrie gegen die tschechischen Ausbeuter hergestellt.

Bata aber ist, auch das hat er von Ford, ein ungenierter Herr. Schon im September vorigen Jahres hat er der Reichsregierung in Berlin, per Adresse Reichskanzlei, Wilhelmstraße, eine Eingabe überreicht, in der er sich über die Kampfmethoden der deutschen Schuhindustrie beschwert und, gestützt auf etliches Tatsachenmaterial, den Vorwurf des sozialen Dumpings „als besonders unbegründet und kränkend" zurückweist. Da diese Eingabe, zum Staunen der Bevölkerung, nichts half und die Arbeitgeber- und Arbeitnehmerblätter ihre Angriffe fortsetzten, ist er vor den Kadi gegangen und hat bei den berliner Gerichten Klage erhoben. Die Vertreter des Herrn Bata, der schon früher alle seine Widersacher und Zweifler freundlichst nach Zlin eingeladen hatte, haben nun auch die Rechtsgelehrten des Landgerichts Mitte ersucht, sich an Ort und Stelle von der Vorzüglichkeit der sozialen Einrichtungen zu überzeugen, und wahrscheinlich wird eine amtliche Studienkommission in die Tschechoslowakei reisen. Jedenfalls wollen sich die Richter gleich zwei Monate Zeit lassen, um Bata moralisch hinzurichten oder zu krönen.

Aber wie auch der salomonische Urteilsspruch am Alexanderplatz ausfallen wird: vielleicht benutzen die deutschen Schuhfabrikanten die Zwischenzeit einmal, um im stillen Kämmerlein darüber nachzudenken, weshalb denn Herr Bata das große Geschäft macht. Mit sozialen Mißständen allein hat noch niemand den Feind geschlagen; sonst hätte die deutsche Industrie in den ersten Jahren nach der Stabilisierung bestimmt die Welt im Fluge erobert. Es wäre schließlich auch für die deutschen Unternehmer, einschließlich der Schuhfabrikanten, gar nicht so angenehm, wenn sich international der Brauch herausbilden sollte, die sozialen Gestehungskosten ausländischer Erzeugnisse vor den heimischen Gerichten nachprüfen zu lassen. Oder will man in Prag oder in Paris oder in andern Ländern, wo der Achtstundentag Gesetz ist und nicht nur auf dem Papier steht, Gerichtsurteile provozieren, durch die der Verkauf von Produkten neun- und zehnstündiger Arbeitszeit als Verstoß gegen die guten Sitten abgestempelt wird. Solche Eventualitäten wären zu überdenken.

Praktischer also ist es schon, anstatt die sozialen Mißstände in Zlin als Vorwand für Pressionen und Konventionen und neue Zollforderungen zu benutzen, es Herrn Tomas Bata technisch und organisatorisch gleichzutun, den unrationellen Kleinbetrieb einzustellen und billige Serienstiefel zu fabrizieren. Dann werden nicht nur die Unternehmer zu ihrem Profit, sondern auch die deutschen Lederarbeiter, die jetzt noch feiern müssen, am ehesten zu Brot kommen.

Hermes wieder im Reichstag

Noch bevor Herr Doktor Hermes als Abgeordneter von Köln in das Reichstagsparkett einziehen kann, hatte ihm in der letzten Woche der Deutsche Industrie- und Handelstag, die Spitzenorganisation der Handelskammern, Gelegenheit gegeben, die Rednertribüne des Hohen Hauses am Platz der Republik zu besteigen und von dort herab das Volk zu bessern und zu belehren. Herr Hermes also kletterte in der blonden Fülle,

die ihn auszeichnet, behend die Stufen zum Rednerpult hinauf, setzte seine Lesebrille auf und erklärte Folgendes:

> Die Finanzen sind unzweifelhaft in einem schreckenerregenden Zustande, wie noch nie seit Beendigung des Krieges. Die schwebende Schuld des Reiches hat sich unter dem Zwang der Verhältnisse seit dem elften Januar von 1,6 Billionen auf 69,9 Billionen vermehrt... Ich kann durchaus verstehen, wenn die Entwicklung der letzten Tage — der Dollar ist im Laufe einer halben Woche von 1,4 auf 4,8 Millionen Mark gestiegen — den Wunsch allgemein werden läßt, daß neben der Papiermark, dem geltenden Zahlungsmittel, eine feste Rechnungseinheit auf einer Art Goldbasis geschaffen wird, die es ermöglicht, Klarheit in die Vermögens-, Betriebs- und Einkommensverhältnisse zu bringen.
>
> Um Irrtümern vorzubeugen, möchte ich betonen, daß es sich dabei nicht etwa um eine Änderung unsrer Währung, sondern nur darum handeln kann, die Arbeit an der Wiederherstellung der Goldbasis für unsre Währung nach besten Kräften zu versuchen. Die Einführung einer Festmark hat damit nichts zu tun. Die Festmark kann lediglich einen neuen Maßstab für den Wertinhalt der Geldschulden und der in Geld festzusetzenden regelmäßigen Leistungen schaffen. Über den Wert und die Wirkung der Festmarkrechnung, namentlich auf steuerlichem Gebiet, gingen die Meinungen der Sachverständigen auch noch erheblich auseinander... Die Mark kann ihrer Funktion als Wertmesser nicht ohne Weiteres entkleidet werden.

Als Herr Hermes an diese Stelle gelangt war, entdeckte er, daß er versehentlich das Manuskript seiner letzten Reichstagsrede vorlas, die er am 8. August 1923, zwei Tage, bevor ihn und seinen Kanzler Cuno die Sozialdemokraten davonjagten, als Finanzminister gehalten hat. Eiligst griff er in seine Rocktasche, zog ein andres Papierbündel heraus und fuhr, ohne mit der Wimper zu zucken, in seiner Vorlesung fort, indem er nunmehr über „Die Stellung und Aufgaben der Landwirtschaft in der deutschen Wirtschaft" sprach.

Unter seinen Zuhörern hatte niemand den Vorgang gemerkt. Die Herren des Industrie- und Handelstages sind zwar in ihrem Privatleben sehr berechnende Bankiers und Fabrikbesitzer, und einen Direktor, der ihnen derart ihre Kasse führt, wie es Herr Hermes mit der Kasse des Deutschen Reiches getan hat, hätten sie selbst in den schlimmsten Tagen der Inflation so heftig an die Luft gesetzt, daß der Mensch nach fünf Jahren noch keine passable Stellung fände. Die Herren des Industrie- und Handelstages würden es auch mit Entrüstung ablehnen, sich zu ihrer Festsitzung einen Mann einzuladen, der schon einmal einen schlichten bürgerlichen Konkurs gemacht hat; denn als Leiter ihrer öffentlichen Standesorganisation sind sie selbstverständlich die kapitalistische Korrektheit in persona. Aber da Herr Hermes nichts weiter verschuldet hat als den Bankrott des Deutschen Reiches, so darf er schon wieder draußen und drinnen als Geschäftsführer und Lehrmeister auftreten und bekommt dafür noch von den obersten Fünfhundert einen Ehrenplatz angewiesen.

Und nun sage noch einer, daß die deutsche Wirtschaft nicht von wahrhaft liberalem Geist beseelt sei.

Bemerkungen

Die leider nicht absetzbaren Richter

haben einen hergeben müssen, den sie festgehalten haben, um ihm den üblichen Prozeß wegen Hochverrats zu machen. Hoffentlich hält der festgenommene Mittäter dicht: es wäre so ziemlich das erste Mal, daß solche Gefangenenbefreiung von links her glückt — dasselbe Gebäude hat manche Schiebung von rechts her gesehen, ohne daß man viel Wesens davon gemacht hätte ... Vielleicht besinnen sich die Beteiligten noch auf die freche Entlassung des Leutnants Vogel ...

Was aber den Fall Braun anbetrifft, so ist da ein Punkt, der die größte Beachtung verdient.

Der Mann saß bereits anderthalb Jahre in Untersuchungshaft.

Nehmen wir einmal an, Otto Braun sei wirklich an den ihm vorgeworfenen Straftaten schuld, was ja nicht ausgeschlossen ist; nehmen wir ferner an, daß die Untersuchungshaft zu Recht verhängt worden ist; daß es schwierig ist, aus dem Knäul von Aussagen, Angaben, Denunziationen, Lügen und Halbwahrheiten den Tatbestand herauszuschälen —: es wird uns kein Jurist dieser Erde weismachen, daß man dazu anderthalb Jahre nötig hat. Es ist uns auch kein Fall bekannt, in dem jemals ein Angehöriger der herrschenden Kaste, wenn schon eingesperrt, dann so lange in Untersuchungshaft hat brummen müssen. Hier liegt klar erkennbar etwas andres zugrunde.

Die Rücksichtslosigkeit, mit der Kommunisten überall behandelt werden, kann zum Teil durch die Hitze eines tatsächlich vorhandenen Klassenkampfes erklärt werden. Es ist aber nicht anständig, Untersuchungshaft zu benennen, was in Wahrheit Strafe ist. Eine Untersuchungshaft von anderthalb Jahren darf das Vorspiel zu einer Strafe von Jahrzehnten sein, damit das richtige Verhältnis aufrechterhalten bleibt. Wahrscheinlich werden ein paar Jahr verhängt werden, der Gefangene hat also in Wahrheit etwa um ein Drittel mehr bekommen als das Gericht selbst ihm aufbrummt. Und das ist beabsichtigt.

Der Vorwurf der Verschleppung kann gegen die Unabsetzbaren deshalb nicht erhoben werden, weil er nicht nachzuweisen ist. Aber wir kennen jene perfiden bureaukratischen Tricks der Kunst, das Objekt, auf dem da herumregiert wird, langsam am Spieß zu rösten, und da jede Bureaukratie stets siegt, weil sie bleibt, während alles andre vorübergeht, so ist der Untersuchungsgefangene der Dumme. Die Untersuchungshaft in politischen Prozessen ist vorweggenommene Strafe.

Achtzehn Monate hat Otto Braun in einer Haft gesessen, die angeblich zur „Untersuchung" seines Falles diente. Tausende sitzen so wie er — denn wer prüft nach, ob der Beschluß, jemand festzusetzen, nicht etwa leichtfertig verhängt worden ist? Wiederum Richter prüfen es — also ist in politischen Sachen keine Gewähr gegeben, daß objektiv geprüft wird. Wir haben kein Vertrauen mehr.

Und verlangen die Absetzbarkeit der deutschen Richter.

Ignaz Wrobel

Mein Freund Lamine Senghor

Stirbt heute in Portugal ein General oder der Erzbischof von Budapest, schon in der Abendausgabe steht der Nachruf, der die Archiv-Weisheiten mit Geburtsdatum, erstem Schultag, zweiter Ehe und letzter Dienststelle dem Bürger exakt serviert. Nur von Leistungen künden die Spalten nichts — aus dem plausiblen Grunde, weil die also Geehrten meist einen garantiert leistungsfreien Lebenswandel gepflogen haben.

Vor einigen Wochen ist Lamine Senghor in Frankreich gestorben, und der deutschen Presse — mit der immer einzigen Ausnahme der

‚Frankfurter Zeitung' (die berliner ‚Welt am Abend' druckte den Artikel der F. Z. nach) — stockte der Atem. Sie glauben vielleicht, mein Freund Senghor sei ein Bürgerschreck gewesen? Naivling, hörten Sie noch niemals die Pflastersteine prasseln in die frisch geschaufelten Gruben andrer verhaßter Toter?

Lamine Senghor war unsern allwissenden Zeitungen, diesen modernen Stellvertretern Gottes auf Erden, einfach unbekannt und hat doch zwölf Monate vor seinem Tode die denkwürdigste Rede auf dem denkwürdigsten Kongresse des Jahres 1927 gehalten. Als dieser „Kongreß gegen koloniale Unterdrückung und Imperialismus" am 10. Februar im brüsseler Palais Egmont eröffnet wurde, kannten wir Alle Lamine Senghor noch nicht. Doch schon am ersten Tage fiel er auf unter den 174 Delegierten. Seine hochgeschossene, leicht geneigte Gestalt, von einem verschabten Konfektionsanzug schlaff umhangen, mit der giftgrün-grellrot gestreiften Krawatte und dem altmodisch-steifen, viel zu hohen Kragen erinnerte an Fasching und Mummenschanz. Und doch erstarb das Lächeln europäischer Zivilisations-Arroganz, wenn man seinen Kopf betrachtete. Ein auffallender Langschädel, ungewöhnlich geformt für einen Neger, hoch und klar die Stirn, darunter zwei starke, ruhige Augen, die leicht nach innen gekehrt, Mut und Klarheit verrieten, eine breite Nase, deren Flügel unausgesetzt leise vibrierten, die hervortretenden Backenknochen, Signal der Lungenkrankheit, und ein kleines, gedrungenes Kinn unter den aufgestülpten Lippenwulsten. Als ich das erste Mal mit ihm sprach, kaute er grade frische Feigen, spuckte den Saft sorglos auf die ehrwürdigen Fliesen des Prunkbaus und hämmerte mit der linken Faust rasend auf die üppigen Steingeländer des Treppenhauses, um seinen geschliffenen, durchdachten Thesen Nachdruck zu verleihen. Später nahm ich an einer Kommissionssitzung aller Neger-Delegierten als einziger Gast teil und erlebte dort eine der imponierendsten Szenen menschlicher Leidenschaft und Kampf-Entschlossenheit. Unter dem knappen Dutzend delegierter Neger befand sich ein Araber, der als Vertreter in Aegypten ansässiger Schwarzer an der Sitzung teilzunehmen wünschte. Lauernd wie ein Dschungel-Tiger hockte Senghor auf seinem Stuhl, kaute Gummi und muckte nicht. Als aber der Vorsitzende des Comités, der ausgezeichnete Advokat Max Bloncourt (Antillen), das Mandat gelten lassen wollte, krümmte sich der baumlange Senegal-Neger zusammen, packte mit der linken Hand die Tischkante, sprang hoch, daß der Stuhl hintenüberkippte, ließ die rechte, sehnige Faust auf den Tisch krachen und stieß einen gellenden Schrei aus, durchdringend und hart, wie ich ihn niemals vordem gehört hatte. Die Kongreß-Leiter, Dolmetscher und Delegierte liefen herbei. Auf ihren Gesichtern stand Entsetzen, als ob ein Mord passiert sein müßte. Befehle und Bitten verhallten. Lamine Senghor beharrte auf seinem Standpunkt, die Araber, Ausbeuter der Neger, hätten das Recht verwirkt, schwarze Menschen vertreten zu dürfen. Schon hier zeigte sich der sengende Fanatismus, die Tat-Entschlossenheit dieses ehemaligen Briefträgers aus Senegal, des Vorsitzenden des „Comité de défense de la race nègre",

des unumstrittenen und verehrten Führers der erwachten Neger-Jugend.

Sein Glanztag war der vierte des Kongresses. Seine große Rede über den beginnenden Freiheitskampf der Neger wurde der Höhepunkt dieser denkwürdigen Tagung. Große Rhetoren hatten bereits gesprochen, Henri Barbusse, Georg Ledebour, George Lansbury, der Inder Jawahar Lal Nehru und José Vasconcellos aus Porto Rico. Jetzt trat dieser lange Neger mit der grotesken Kleidung vor ein Auditorium, das zum Lächeln geneigter war als zur sachlichen Aufmerksamkeit, sprach fünf Sätze und — hatte die Versammlung in seinem Bann. Der dort redete, war kein geschulter Volkstribun, der formulierte Thesen in geschickter Mischung seinem Publikum serviert, kein Advokat, der mit routinierter Sicherheit Gefühl und Intellekt zu spielen versteht, Höhen und Tiefen seiner Rede genau berechnet hat. Dort schrie ein Mensch mit allen Organen, über die er verfügte, röhrte ein blechernes Französisch aus heiserer Kehle, schleuderte die Arme in die Luft, beugte die Knie, sprang leicht auf, senkte den geschmeidigen Körper und schnellte ihn wieder hoch. Dabei klopften die beiden Dampfhämmer seiner harten Fäuste auf die Platte des Pultes. „Es ist nicht wahr, die Sklaverei ist nicht aufgehoben. Man hat sie nur modernisiert" und „Wir wissen . . ., daß wir Franzosen sind, wenn man uns braucht, um uns totschießen oder arbeiten zu lassen. Handelt es sich aber darum, uns Rechte zu geben, dann sind wir plötzlich keine Franzosen mehr, dann sind wir — Neger." Als er seine leidenschaftliche Ansprache mit dem Satze schloß: „Man muß den Weltimperialismus zerstören und ihn durch einen Bund freier Völker ersetzen, dann wird es keine Sklaverei mehr geben", war das Auditorium erschüttert, fassungslos. Ging diese Wirkung tatsächlich von der Rede aus, die nur der schwarzen Rasse Forderungen, präzise formuliert, zusammenfaßte? Oder von dieser faszinierenden Persönlichkeit, der die wilde Urkraft des Dschungels berauschend entströmte?

Als der Kongreß am 16. Februar geschlossen wurde, war die theoretische Grundlage einer Einheitsfront aller Neger-Völker geschaffen. Stärksten Anteil an dieser Leistung hatte dieser junge Briefträger aus Senegal, mein Freund Lamine Senghor.

Jetzt ist er — kaum dreißig Jahre alt — in Südfrankreich einem Lungenleiden erlegen, das er aus Flandern mitbrachte, noch ein verspätetes Opfer des Völkermordens. Die Kampffront der Neger weist eine schmerzliche Lücke auf. Auf der Welt lebt ein Mensch weniger.

Ein Dokument aber besitzen wir, das seine Worte und seine Persönlichkeit dem Vergessen entreißt: das offizielle Protokoll des Kongresses, das unter dem Titel: „Das Flammenzeichen vom Palais Egmont" im berliner Neuen Deutschen Verlag erschienen ist. Dort findet man — neben vielen andern wichtigen Äußerungen — seine Rede und die unter seiner Führung entstandene Resolution in deutscher Übertragung.

Gerhart Pohl

Ein Franzose schreibt über Amerika

Die Mode der Amerika-Schriftstellerei ist eigentlich schon etwas passée. Sie haben alle ihr Scherflein beigetragen: die Nationalökonomen der großen europäischen Zeitungen und ihre Feuilletonisten sowie die Herren von den verschiedensten Fakultäten der verschiedensten Hochschulen. Wir wissen nun alles: vom laufenden Band, von der Prohibition und von jenen Blonden, die Gentlemen bevorzugen. Wir haben neben Ford und Rockefeller Theodore Dreiser entdeckt. Und wer darauf versessen ist, Amerikaner zu sam-

meln, muß seinen Bücherschrank ausbauen.

Der Franzose André Siegfried — dem Namen nach zu urteilen wohl ein elsässischer Jude — kommt also mit seinem Buche „Die Vereinigten Staaten von Amerika — Volk, Wirtschaft, Politik" post festum. Immerhin wird man dem Nachzügler nicht unfreundlich entgegensehen; es muß amüsant sein zu lesen, was ein Vertreter des am wenigsten amerikanisierten Volkes Europas über Amerika zu sagen hat. Esprit gegen Effiency: diese Nüance fehlte noch in der Skala der Versuche, sich mit Jenen dort drüben auseinanderzusetzen. Natürlich würde sachlich nicht viel dabei herauskommen, — was versteht ein Franzose von prosperity? — aber amüsant wird es schon sein.

Es stimmt nicht. Dieses Franzosenbuch über Amerika ist nicht amüsant, sondern bedeutend. Man lese Holitschers „Amerika", in vielem Tatsächlichen heute veraltet, in allem Prinzipiellen und Wichtigen noch jung und gültig wie je, lese den Siegfried hinterher und man darf sich den ganzen hundertbändigen Rest schenken.

André Siegfried hat fünfundzwanzig Jahre die U. S. A. studiert, ehe er sein Buch schrieb. Er hat ein Vierteljahrhundert drüben gelebt, er kennt Amerika wie ein Amerikaner, aber er schreibt darüber wie ein Franzose. Das bedeutet zweierlei: einmal daß es ein ästhetischer Genuß ist, sein Buch zu lesen, zum andern, daß zwischen ihm und seinem Objekt jener Abstand sich nicht einen Augenblick verringert, den kritischer Verstand zu wahren weiß. Dieser Sohn eines alten Kulturvolkes läßt sich von amerikanischer Zivilisation nicht bluffen; er kapituliert nicht vor ihr. Andrerseits ist ihm jede Überheblichkeit des europäischen „Geistesmenschen" fremd.

Siegfried gibt nicht nur die Tatsachen des amerikanischen Lebens, er gibt auch ihre Erklärung. Sein Buch läßt eigentlich zum ersten Mal erkennen, wie jene angeblichen Widersprüche sich lösen, die für den europäischen Beschauer das amerikanische Dasein so komplizieren. Sein Einleitungskapitel über die „Assimilationskrise", über den Kampf des protestantischen Angelsachsentums gegen die nachdrängende nichtangelsächsische nichtprotestantische Einwanderung, seine Darstellung des amerikanischen Parteilebens, die Gegenüberstellung zwischen Gesellschaft und Staat — das sind, man darf es ruhig sagen, Offenbarungen über Amerika, die wir bisher nicht kannten — wenigstens nicht in dieser Klarheit und Geschlossenheit.

Siegfrieds Buch erscheint als zweiter Band der vom „Musée sociale" in Paris herausgegebenen Reihe „Der Aufbau moderner Staaten" und ist gleichzeitig in Paris, London, New York, Amsterdam und Zürich herausgekommen. Die deutschsprachige Ausgabe, vorzüglich übersetzt und sehr schön gedruckt, besorgte der Verlag Orell Füssli in Zürich. Wenn euch jemand Amerika „erklären" will, fragt ihn, ob er sie gelesen hat.

C. Z. Klötzel

Breysigs Geschichtsphilosophie

Unter allem, was fragwürdig geworden ist in diesen letzten Jahren, kommt kaum etwas an die Geschichte heran: sie scheint die unwichtigste aller Betrachtungs-

methoden. Vor zehn Jahren etwa schien es, als wenn eine neue Aera der Geschichtshausse eintreten würde, zweifellos beeinflußt von dem großen Interesse für gewisse vergangene Epochen der Menschheitsgeschichte: man denke an Spengler.

Kurt Breysigs „Die Stufen der Geschichte", der Teil eines großen und fast unbekannten Lebenswerkes, kommt — verdientermaßen, gewolltermaßen — zu spät. Es braucht auch heute nicht wiederum erwähnt zu werden, daß es den Spenglerschen Grundgedanken des „Parallelismus" in weit klarerer und einsichtigerer Fassung schon vor 20 Jahren (die erste Ausgabe erschien gegen 1905) gebracht hat. Auch der berliner Historiker leitet aus dem System seines Stufenbaus Gesetze ab: Folgerungen, die sich vorsichtig auf das Eintreffen bestimmter Bedingungen und Konstellationen beschränken; auch er legt den Maßstab seiner Methode an neue und neuste Tatsachen. Was an ihm merkwürdig ist, außer dem Kampf gegen allmächtige Götzen der Geschichte: Imperialismus in jeder Form und Anbetung der Gewalt, Ablehnung Hegels und, als Konsequenz, auch Marx', dürfte seine Herkunft sein: der deutsche Humanismus Herders und Humboldts. (Eine Verwandtschaft mit der Geschichtslehre Croces wäre hier nachzuweisen.) Aus diesem Ideal der Humanität kommt ein Mensch, dessen Vergötterung des Germanentums mitunter den Leser zur Verzweiflung bringt — es läßt sich nicht abwenden, daß wieder einmal am deutschen Wesen die Welt genesen soll und daß alles germanisch ist, was noch lebenskräftig ist (wenigstens in Europa) — zu Folgerungen, die dem Gros der Geschichtsschreiber fremd sind. Zu einer völligen und genau begründeten Ablehnung jeder Kolonialpolitik, zu einer hohen ethischen Verantwortung für das Geschehen der Welt, zur Anerkennung des Pazifismus und des Völkerbundes. Diese Dinge machen das Buch wichtig.

Der Stufenbau an sich ist eine geschichtliche Methode, die vielleicht ihre Vorteile hat, soweit es überhaupt in der nächsten Zeit möglich sein wird, Universalgeschichte zu treiben. Denn mir scheint, die momentane Abneigung gegen alle Geschichte schlechthin kommt aus dem gesunden Gefühl, daß wir vorläufig alle unsre Arbeit zu tun haben, ohne danach fragen zu dürfen, wohin denn die Reise geht: und daß wir also gar keine Zeit haben, uns darum zu kümmern, ob man die Geschichte der Menschheit so oder so konstruieren könne: was nicht hinderte, daß für gewisse historische Erscheinungen heute ein tieferes Interesse besteht als je. Der Pragmatismus der Breysigschen Methode bleibt im Bezirk der Historiker beschränkt und das ist gut so. Denn Gott bewahre uns vor der Wiederholung einer Politik, die von Gnaden eines Geschichtskonstrukteurs lebt.

J. M. Lange

Liebe Weltbühne!

Einer der bestbelachten Leute im Vorkriegs-Schwabing war der Journalist Joachim Friedenthal.

„Das ist die furchtbarste Folge dieses Tages", meinte Erich Mühsam am 1. August 1914, „daß sich jetzt die ganze Welt sehnen muß, ein Friedenthal zu werden."

Antworten

Reichswehroffizier. Die Klage, die Ihr früherer, allzu spät aus dem Amt geflohener Chef gegen Berthold Jacob und Carl von Ossietzky angestrengt, hat in der Berufungsinstanz nicht das freudige Ergebnis wie im Dezember vor der charlottenburger Schöffenkammer des Herrn Crohne gehabt. Die Gefängnisstrafen sind durch Geldstrafen in Höhe von 1000 Mark und 600 Mark ersetzt worden, was noch immer 1600 Mark zu viel ist. Dafür räumt das Urteil mit der markigen Terminologie des Herrn Doktor Crohne auf. Wir sind jetzt keine frivolen Ehrabschneider mehr, sondern haben uns „um die Beseitigung eines Krebsschadens der Nachkriegszeit" bemüht. Unter der höflichen und geschickten Leitung des Herrn Landgerichtsdirektors Ohnesorge beherrschten die Herren Offiziere nicht mehr den Raum; keiner der Anwesenden hat sie beneidet, wie sie immer wieder auf ihre Unzuständigkeit hinwiesen. La vérité en marche. Wir gedenken nicht, uns zu beruhigen. Inzwischen hat der Femeprozeß Heines in Stettin ganz neue Tatsachen enthüllt, Tatsachen, die weit über das hinausgehen, was bei uns behauptet wurde. Wir werden das in unsrer Revision zur Sprache bringen.

Sprachkundiger. Das Wort „Bilderstreifen" ist eine Erfindung von beamteten Wichtigmachern, die ihren eignen Jargon sprechen, um sich mausig zu machen. Das Wort ist häßlich und außerdem falsch gebildet. Ein „Bildstreifen" ist der Streifen eines Bildes, was nicht gemeint ist — gemeint ist: Bilderstreifen, nämlich ein Streifen aus Bildern bestehend. Es ist lächerlich, das in der ganzen Welt gebräuchliche Wort „Film" durch ein falsches deutsches Wort zu ersetzen.

Oberlehrer. Du verwendest noch immer Aufsatzthemen wie „Das Königtum ist die beste Staatsform". Hier ein Schema dafür: I. Einleitung. Das Königtum kann Nachteile haben: Unterdrückung der Freiheit, Verschwendung, große Kriegsgefahr u. dgl. Aber doch ist es nicht bloß die älteste, sondern auch die beste Regierungsform. II. Hauptteil. Die beste Regierungsform ist die monarchistische; denn 1. der monarchistische Staat ist mächtiger als die Republik, weil nur einer das Volk regiert; 2. in dem monarchisch regierten Volke sind eher Eintracht, Einigkeit, Sicherheit und Ordnung vorhanden als in der Republik; 3. in der Monarchie herrscht bessere Zucht, ist rechtlicheres Beamtentum; 4. in der Monarchie blühen Handel, Kunst und Wissenschaften mehr als in einer Republik; 5. in der Monarchie ist mehr Sicherheit nach außen; 6. Beispiel für eine gute Monarchie ist Rom unter den „Guten Kaisern" u. a. Gegensätze sind Athen, Frankreich als Republik, amerikanische Freistaaten; 7. Die Staatseinrichtung ist in einer Monarchie einfacher als in einer Republik; 8. der Regent in einer Monarchie ist zu vergleichen: a) mit einem Familienvater, b) mit einem Steuermann, c) mit einem Felsendamm; 9. Völker, welche die verschiedenen Staatsformen durchlaufen haben, kehren am Ende gern wieder zur Monarchie zurück (indirekte Beweisführung). Natürlich denkt man bei den Vorzügen

der monarchistischen Regierungsform nicht an Despoten. III. Schluß. Mögen alle Monarchen ihr Amt gewissenhaft verwalten und bedenken, daß sie noch einen größern Herrscher über sich haben. So zu lesen in: „Theoretisch-praktische Anleitung zur Besprechung und Abfassung deutscher Aufsätze für höhere Schulen" von Dr. Jul. Naumann. Verlag Teubner, Leipzig, Achte Auflage 1921, im Jahre IV der Republik. Bitte, Herr Kultusminister!

Lufthansa. Unter deinen Herren Direktoren sitzt ein Mörder.

Eisenbahnbeamter. Wie man in Deinem Betriebe die riesigen Unterschlagungen und Schädigungen der Steuerzahler verhindern kann? Nur so: „Der gehobene mittlere Beamte muß durch seine persönliche Erscheinung, durch straffern Gang, sicheres Auftreten, stattlichere Figur usw. sich von selbst vom Unterbeamten unterscheiden." Also stehts in einem Rundschreiben der Interessengemeinschaft der Dienstvorstände im Reichsbahndirektionsbezirk Dresden. Wobei nur zu fragen ist, wie woher der mittlere Beamte sich die stattlichere Figur besorgt und was wiederum die Rechenaufgabe nach sich zieht: Bei der Reichsbahn sind Millionen von Schmiergeldern bezahlt worden; wie viel Stockwerk hoch ist also ein höherer Beamter? Ihr bleibt, was ihr wart: kleine und große Unteroffiziere.

Berliner Weltbühnenleser treffen sich jeden Mittwoch, abends 8¼ Uhr, im Café Adler, Am Dönhoffplatz (Eingang Kommandantenstraße). Am 25. April spricht Hans Timm über „Individualismus oder Kollektivismus?" — Am 2. Mai Ernst Schmolke über „Sozialdemokratie und Koalition".

Weltbühnenleser Bielefeld, die Zusammenschluß wünschen, werden gebeten, sich an Friedrich Welter, Bielefeld, Fröbelstraße 35, zu wenden.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Wahlabend von Peter Panter

Sonntag Abend. Um sechs Uhr hat der letzte Mann gewählt, um sechs Uhr haben sich in ganz Frankreich die bändchen- und rosettengeschmückten Vorsitzenden an den Urnen erhoben und haben gesagt, daß es nun genug sei ... sie zählen.

Sie zählen, und wir warten in einem steinernen Saal des pariser Rathauses auf die Resultate von Paris und Umgegend. Es ist viertelzehn, einzelne Resultate liegen schon auf den Bezirksämtern vor, der Kulturaufgabe der Presse aber wird hier niemand gerecht, obgleich dieselbe doch erheischt ... aber das geht mich erfreulich wenig an, lasset uns lieber zusehen, wie die Journalisten warten.

Da sitzen sie an den kleinen Tischchen, vor grünbeschirmten Petroleumlampen („ça — c'est l'administraaation!"), der Steinsaal liegt im hellen Glanz der Lichtbüschel, die überall aufgebaut sind. Sie sitzen vor den grünen Lämpchen und schwingen die Bleistifte und erzählen sich Witze und schimpfen. Journalisten sind auf der ganzen Welt gleich. Sie sind eine seltsame Mischung von Indifferenz und Nervosität: nachrichtengebräunt und zappelnd, skeptisch und aufgeregt — sie haben schon so viel in ihrem Leben gesehen, und viele unter ihnen haben doch gar nichts gesehen... Immer ist da ein älterer Wichtigmacher, der alles dirigiert: dieser hier trägt ein weißes Knebelbärtchen und fuchtelt emsig im engen Gang auf und ab; immer schielt einer durch einen Nickelkneifer, und stets ist einer dabei, der scheinbar überhaupt nicht mitspielt und schläfrig in der Ecke auf etwas wartet, das nie kommt. Sie warten und warten. Ob Duconnaud gewählt ist —?

Duconnaud ist Kandidat im fünften — er ist der klassische Jux-Kandidat der Studenten. Die Scherze des literarisch ausgelaugten quartier latin sind etwas angestaubt, wir wollen uns da nichts vormachen — aber diese Wahlparodie veranstalten sie so ziemlich alle vier Jahre. Es ist ein sauber organisierter Klamauk, mit richtigen Plakaten und bemalter Leinewand vor der „permanance", dem Parteilokal, und mit einer großen Versammlung. Dieses Mal haben sie sich den Blumenmann von der Ecke geholt, der Paul Duconnaud heißt oder sich so nennt, und wegen dieses Namens haben sie ihn zum Kandidaten aufgestellt; er steht auch in den offiziellen Kandidatenlisten. Alles nur wegen des Namens; denn, wie an der mittleren Silbe leicht erkennbar, heißt Duconnaud auf deutsch: Lubarsch.

Der Kandidat Duconnaud hat in einer Versammlung sehr ernsthaft sein Programm entwickelt, das ihm ein paar witzige Studenten aufgestellt haben. Es umfaßt zum Beispiel folgende Punkte:

Untergrundbahn von Paris bis Marseille;
Herabsetzung der Schwangerschaftsperiode auf fünf Monate (bravo!);

Abschaffung des Pauperismus und der Gasbeleuchtung im Quartier Luxembourg;

Abschaffung der Arbeit zwischen den Mahlzeiten — und ähnliche weittragende Sozialreformen. Bravo —! Duconnaud hat im ersten Wahlgang 132 (einhundertundzweiunddreißig) Stimmen bekommen und ist ein gemachter Mann. In Marseille lebt so ein Ulk-Kandidat, der hat sich durch die Firmierung „ancien candidat pour les élections législatives" ein kleines Vermögen gemacht. Hoch Duconnaud —!

Die Journalisten warten immer noch. Als es gar zu lange währt, spaziere ich ein bißchen ins Ministerium des Innern, da warten sie auch, aber auf die Resultate von ganz Frankreich. Hier bewegen nicht die pariser Ergebnisse die Gemüter; niemand will hier wissen, ob es Herr Léon Blum über die Kommunisten geschafft hat; in seiner letzten Versammlung haben sie sich mit Bänken um die Ohren gehauen — hier im Ministerium warten sie auf Frankreich.

Es ist bummvoll. Männer auf einem Haufen verwandeln sich leicht in eine Schulklasse; daß sie nicht mit Papierkugeln werfen, ist ein Wunder. Einmal betritt ein junger Beamter die Szene — und die Klasse macht: „Aaaah!", wie wenn der Pauker mit den Heften unter dem Arm anrückt. „Ruhe! Pscht! Pssst!" Füßescharren, Papiergerassel ... „Ardennes. Inscrits: 11 621 — Exprimés 10 046 M. Albert Meunier 6269 — elu!" Die Füllfederhalter gleiten über die Bogen ... „C'est tout", sagt der Beamte. Mehr hat er nicht? Die Klasse heult auf — das wäre alles?

Das ganze Ministerium ist hell erleuchtet — hier warten viele, für die manches, und manche, für die vieles von den Wahlen abhängt. Heute hat das Volk gesprochen. Das französische Hänschen hat nachmittags beim Kaffee zu mir gesagt: „Aujourd'hui je suis le peuple souverain!", worauf mir das souveraine Volk meinen ganzen Cointreau austrank. Heute haben sie gewählt; an der spanisch-französischen Grenze, vor Ronceval, haben sich die Zollwächter von den Wahlen erzählt, und die Schüler der einen Schule blickten sicherlich mit eigenen Gefühlen auf die Schüler der andern, die da wählen gehen durften ... Ihr Direktor de Rivera erlaubt so etwas nicht. Und in den Bischofsschlössern sitzen jetzt die würdigen weißhaarigen Bischöfe mit den wasserhellen Augen und falten die fetten Hände, aber wenn der Zettel mit den Wahlresultaten hereingebracht wird, dann bricht plötzlich der Bauernjunge in ihnen durch, und mit einem höchst unchristlichen Gebet auf den freimaurerischen Konkurrenten legen sie befriedigt den Bogen auf den polierten Tisch zurück: „Je l'ai eu —!" Hallelujah und gelobet sei Gott in der Höhe.

In ganz Frankreich haben sie gewählt — welch ein geschäftiger, äußerlich wenig in die Erscheinung tretender Hallo! Weil hier alles von Mann zu Mann geht, so mußten die „copains" (Freunde, Kameraden, Mitschieber) aus allen Ecken herangeholt werden, die kleinen Restaurants hallten von dem Rufe „de quoi écrire!" wider, denn was ein Franzose ist, so erledigt er seine Korrespondenz im Café (und der richtige Franzose überhaupt nicht). Die Deputierten-Frauen sitzen

auf breiten Gesäßen und warten, ob ihnen vier Jahre Veilchen im Verborgenen blühen oder erneut das Leben im öffentlichen Glanz, besonnt von der Schmeichelei der vielen, die etwas von ihrem Mann und damit von ihnen wollen ... „Ja", sagen sie dann, „wir sind zwar gegen den Zolltarif — aber wir wollen mal sehen, was wir für Sie tun können, junger Mann!" So eine Wahl ist doch eine schöne Sache.

Die Journalisten warten noch immer. Wenn sie etwa auf die gewählten Kommunisten warten wollen ... Das sah am nächsten Tag im ‚Temps' so aus:

Zahl der im ersten Wahlgang gewählten Kommunisten ... 0
Leitartikel: „Die kommunistische Gefahr."

Die Kommunisten hatten einen Wahlmacher allerersten Stils: den französischen Innenminister. Was der in den letzten Monaten auf der Partei herumgearbeitet hat, ist nicht zu sagen — die Zeitungen schrien sich programmäßig heiser, und es hagelte nur so Verhaftungen, Strafen, Verfolgungen ... Wie schlecht müssen diese Leute gearbeitet haben, daß ihnen nicht ein Mal diese Reizspritze etwas genützt hat! Also müssen doch die soziologischen Voraussetzungen für das Gedeihen der Partei in Frankreich nicht vorhanden sein, und sie sind auch nicht vorhanden. Revolutionen kann man nicht machen; man kann ihr Zustandekommen nur beschleunigen ... Moskaus Wirken in Europa ... aber das ist ein weites Feld.

Jetzt kritzeln die Journalisten wie die artigen Schulknaben, ein Departement nach dem andern zieht vorüber und gibt seine Karte ab; in der überwiegenden Zahl der Fälle ist Stichwahl nötig, die am nächsten Sonntag stattfinden wird. Leise, auf Zehenspitzen, entferne ich mich aus dem hohen, hell erleuchteten Saal, in dem alle vier Jahre bekanntgegeben wird, wie ein Volk gern regiert sein möchte.

Wenn Wahlen überhaupt einen Sinn haben: diese stand zweifellos in dem Zeichen des europäischen Friedens.

Wahlkampfforderungen der linken SPD.

von Kurt Hiller

Ich gehe wohl kaum in der Annahme fehl, daß unter den Lesern und Schreibern dieser Zeitschrift die Zahl derer nicht gering ist, die, obwohl am politischen Problem heftig interessiert und also alles andre als „indifferent" oder „unparteiisch", aus bestimmten, gewichtigen Überzeugungsgründen keiner der bestehenden Parteien angeschlossen sind und sich nun in einiger Verlegenheit befinden, welcher sie am Zwanzigsten ihre Stimme geben sollen. Daß sie überhaupt stimmen werden, ist ihnen, hoffe ich, allen unzweifelhaft. Jeder linke Nichtwähler stärkt Schwarzweißrot und Schwarz; und man muß schon so vernagelt wie ein Anarchist sein, um das nicht zu begreifen, oder so verrannt wie ein KAPDist, um es zwar zu begreifen, aber auch zu begrüßen.

In welchen Kreis soll man also sein Kreuz malen? 'S is a Kreuz! Glücklich der liberale Bürger, der nicht zu überlegen braucht; dessen Muttermilch der Vossische Fortschritt war;

dem von Kindesbeinen an als das Ausgemachte und Selbstverständliche die eine Partei gilt, die kleine, aber feine, die heute so glückhaft außer durch den keuschen Külz durch den Malermeister Könke, den großen Georg Bernhard, die strenge Frau Bäumer und jenen Philosophen Erich Koch vertreten wird, aus dessen eignem Munde (ich hebe die Schwurfinger) mein Ohr vor wenigen Wochen das Gewaltige vernahm:

Die Evolution hat die Aufgabe, sich durchzusetzen.

Es war im Plenarsaal des Reichswirtschaftsrats, wo die Offenbarung geschah; der Vorhang zerriß; das Haus bebte in seinen Fugen.

Wir Sozialisten, wir freien, habens weniger leicht. Uns plackt die berüchtigte Alternative. Sprechen achtundneunzig Gründe für die KP, vor allen ihre Ziel-Sauberkeit, ihre kernige Kraft, ihr klarer progressiver Erfolg in Rußland, so schreckt doch das schiefe Gezeter ihrer historisch-materialistischen Pfaffen ab, dieser vertrackten Überbleibsel aus einem längst vermoderten Zeitalter der Erkenntnis; und noch ärger verstimmt die intellektuelle Feigheit körperlich doch so mutiger Leute, wie es zum Beispiel die Roten Frontkämpfer sind, jene Feigheit, die in der obstinaten Weigerung besteht, die Frage: „Wie verhindert man den nächsten (bürgerlichen!) Krieg?" auch nur zur Diskussion zu stellen. Eine Minderheit geistig beweglicher, denktüchtiger jüngerer Männer in diesen Kreisen kommt gegen die eisenstirnige Orthodoxie, den stiernackigen Konservativismus der Mehrheit der revolutionären Führer nicht auf. „Was die geistigen Eigenschaften anbetrifft, so habe ich gesagt, daß Sie kein geistiges Leben in der Partei haben," rief der Delegation der KPD zu Moskau am 12. August 1925 Bucharin entgegen; und dies Bucharinwort veraltete leider nicht. Die zwei bis drei Millionen Stimmen, die die Partei bekommen dürfte, wird sie der Leistung der russischen Bruderpartei zu verdanken haben, dem Wüten des Reichsgerichts und Herrn von Keudell; der eignen Leistung am wenigsten.

Nun sind eisenstirnige Dogmatiker immer noch besser als opportunistische Schlampen ... und Stiere um soviel sympathischer als Ochsen, wie Widder sympathischer als Hammel, oder Hähne sympathischer als Kapaune sind. Daß der Sozialismus der Sozialdemokratie ein kastrierter Sozialismus ist, läßt sich leider nicht länger verheimlichen. Die Sozialdemokratie, geboren, das kapitalistische System aus den Angeln zu heben, ward zu einer Funktion des kapitalistischen Systems. Im August 1914 wurde das zum ersten Mal kraß offenkundig. Im Winter 1918/1919 zum zweiten, im Herbst 1923 zum dritten Male. Symbolwort für diesen Zustand: Ebert.

Gewiß, als republikanische Partei ist die SPD brauchbar (brauchbar, nicht ideal; Beweis: die Fürstenabfindung); ich bin der letzte, der den Otto Braun, Severing, Hörsing zu danken vergißt, was ihnen zu danken bleibt. Aber die monarchistische Reaktion hat aufgehört, eine Gefahr zu bedeuten, und der Republikanismus folglich begonnen, ein ausgeleiertes Programm zu sein. Ein Expander mit Strängen, die nachgerade so

laatschig geworden sind, daß ein Säugling ihn ziehen kann. Ursprünglich gehörte, niemand bestreitet das, Kraft dazu. Das war einmal. Wer heute kämpferisch versichert, treu zur Republik zu stehn und mit Gut und Blut bereit zu sein, sie gegen die Kaiserlichen zu verteidigen, erinnert einigermaßen an jene Exzentriks, die auf der Bühne mit schwellenden Adern und verzerrten Gesichtern ungeheure Gewichte von Pappe stemmen. Im Varieté amüsiert das, in der Politik degoutierts. Seit Großindustrie und Kleinbürgertum sich mit der neuen Staatsform abgefunden haben, ist rabiater Republikanismus in Deutschland klare Clownerie.

Die ernsthafte Aufgabe lautet: die Machtverhältnisse in dieser Republik derart zu verschieben, daß die unterdrückten Klassen frei werden. Eine wirtschaftskonservative, kulturkonservative, sozialkonservative Republik ... es fragt sich noch sehr, ob man ihr eine Monarchie mit Fortschrittstendenzen nicht vorzuziehen habe. Worauf es ankommt, ist niemals die Staatsform, sondern immer der Staatsinhalt; er muß Humanität, er muß Freiheit, er muß Gleichheit und Glück aller Arbeitenden, er muß Sozialismus sein. Dies Ziel erreicht man nicht durch Paktieren mit der Macht, die das Gegenteil will; nicht durch ständig sich wiederholende Kompromisse; dies Ziel erreicht man nur durch Kampf.

Jahrzehntelang war das jedem Sozialdemokraten selbstverständlich; heute ist es den meisten knapp eine Maifeierphrase. Die linke Opposition ...

Tatsächlich, eine linke Opposition in der Partei ist da. Aber sie ist schwach: weil sie in sich nicht homogen ist und weil ihre anständigsten Köpfe durch die Parteidisziplin am ärgsten gehandicapt sind. Man erinnre sich des Hausknechtstils, in dem Leonard Nelson durch den Genossen Wels an die Luft befördert wurde. Dem setzt sich keiner gern aus. Ein ehrlich sozialistischer Sozialdemokrat, der weder auf dem kommunistischen Stuhle noch zwischen den Stühlen Platz zu nehmen gedenkt, ist übel dran.

Umso bemerkenswerter, daß die Opposition sich vor einigen Monaten ihr repräsentatives Organ geschaffen hat, den ‚Klassenkampf', eine Halbmonatsschrift, von Max Seydewitz — unserm zwickauer Ponsonby-Seydewitz, dem Chef des ‚Sächsischen Volksblatts' — klug und lebendig geleitet. (‚Volksblatt' zu ‚Vorwärts' wie Rennboot zu Äppelkahn.)

Die Nummer des ‚Klassenkampf' vom 15. April enthält ein umfangreiches, nicht signiertes Communiqué „Unsere Wahlkampfforderungen", das als amtliche Kundgebung der linken SPD zu werten ist und allerhand Aufmerksamkeit verdient.

Es beginnt mit grundsätzlichen Betrachtungen. Während ein Teil der Bourgeoisie angeblich an der Seite der republiktreuen Arbeiter einen Kampf gegen den andern Teil der Bourgeoisie um die Erhaltung der Republik führe, stehe doch dieselbe Bourgeoisie geschlossen gegen die Arbeiterschaft, sobald es sich um politische Rechte oder soziale Forderungen handle. Die Illusion einer Gefährdung der Republik gebrauche die

Bourgeoisie, um sich an der Macht zu halten. (Ebenso die Illusion einer äußern Bedrohung der Nation.)

> Um diese Trugbilder zu zerstören, erklären wir: wohl gilt unser Kampf immer der Verteidigung der Republik, als der besten staatspolitischen Basis zur Entwicklung der sozialistischen Idee, aber diese Republik ist solange kein Kampfobjekt mehr, wie die Bourgeoisie aus machtpolitischen Gründen selbst republikanisch geworden ist. Eine einheitliche Frontstellung bürgerlicher und sozialistischer Republikaner hieße den Stoß des Proletariats auf ein Ziel hinlenken, das in Wahrheit bereits hinter uns liegt. Die Sozialdemokratie würde in die lächerliche Situation einer Kampfgruppe kommen, die nach hinten manövriert, während der Feind vorne steht.

Das ist sehr vorzüglich, und den kleinen Sprachschnitzer da oben nimmt man gern in Kauf. (Die Republik ist natürlich nicht „solange" kein Kampfobjekt mehr, „wie" die Bourgeoisie republikanisch geworden ist; sondern sie ist von dem Zeitpunkt an kein Kampfobjekt mehr, wo . . .) Bei deutschen Politikern gilt als Ästhet, wer richtiges Deutsch sogar in politischen Kundgebungen fordert; Grund genug, es zu fordern.

Auch über Genf sagt das Programm das zu Sagende. Es spricht von der „Abrüstungskomödie der kapitalistischen Völkerbundsstaaten" und erklärt:

> Die Tätigkeit sozialistischer Regierungen und sozialistischer Staatsvertreter im Völkerbund kann nur darin bestehen, die Volksmassen aller Länder über die wahren Absichten dieses kapitalistischen Staatenbundes aufzuklären und so den Weg für einen wirklichen Bund der Völker vorzubereiten.

„Kann"; gemeint ist: darf. Denn die Tätigkeit der „sozialistischen Staatsvertreter" Paul-Boncour und Vandervelde im Völkerbund bestand ja doch wohl tatsächlich in etwas sozusagen anderm. Oder schließt man messerscharf, daß Breitscheid nicht kann, was Breitscheid nicht darf?

Ganz außerhalb des Bereichs der Möglichkeit erscheint solche Treuherzigkeit nicht. Erstrebt man doch „Eroberung der Macht durch die Mehrheit des Volkes"; den „mit dem Stimmzettel erkämpften sozialistischen Sieg". Allerdings weiß man, daß an dem Tage, wo er erkämpft ist, die Exekutive des Kapitalismus alle ihre Machtmittel (Heer, Staatsapparat, Justiz) gegen die Demokratie einsetzen wird. Trotzdem tritt man für „die gesetzliche Eroberung der Macht durch das Proletariat", nicht für die revolutionäre, ein und rät nur, damit „jeder Versuch einer antidemokratischen Konterrevolution im Keim erstickt wird", „das ganze schaffende Volk in diesem letzten Großkampf zu einer eisernen Abwehrfront zusammenzuschweißen". „Das ganze", also selbst die Kommunisten offenbar eingeschlossen. Bravo! Bloß eine Frage: Wie ist „Konterrevolution" möglich, wenn auf Revolution verzichtet wird?

Aber wir wollen nicht spotten. Dies Programm, das als Ziel setzt: „die Errichtung der klassenlosen Gesellschaft", nennt als Etappe: „die Erfüllung der Republik mit sozialem Inhalt", und das ist hier keine Redensart, sondern wird in einem breiten Katalog konkreter Forderungen präzis erläutert. Das Programm will allen Arbeitern, Arbeiterinnen, Angestellten, Beamten eine auskömmliche Entlohnung und den kulturel-

len Aufstieg sichern; es verlangt Beseitigung aller Fesseln der Gewerkschaftsfreiheit, Ausbau des Tarifrechts, des Koalitionsrechts, des Arbeitslosenversicherungsgesetzes, der produktiven Erwerbslosenfürsorge, Sicherung gegen Betriebs-Stillegungen, Schutz der älteren Arbeiter und Angestellten gegen Entlassung, gesetzliche Festlegung des Achtstunden-Höchstarbeitstages, gesetzliche Festlegung des Anspruchs auf jährlichen Urlaub (unter Fortzahlung von Lohn und Gehalt), Vereinheitlichung der Sozialversicherung, Steigerung der Alters- und Invaliditätsrenten, obligatorische Versorgung der Kriegsbeschädigten und Kleinrentner, Abbau aller den Massenkonsum belastenden Zölle und indirekten Steuern, Vereinheitlichung und Vereinfachung des Steuerwesens, Entlastung der Besitzlosen, stärkere Belastung des Besitzes (vor allem durch Erhöhung des steuerfreien Existenzminimums, Ermäßigung des Lohnsteuersatzes für geringe Einkommen und stärkere Aufstaffelung für hohe Einkommen), Einschränkung der Kartellwillkür, Verstaatlichung der gesamten Kohlen- und Kaliwirtschaft, Übernahme des gesamten Wohnungsbaus in die öffentliche Hand und Durchführung eines Wohnungsbauprogramms, das in absehbarer Zeit die Wohnungsnot beseitigt und für die unteren Volksschichten Wohnungen zu erträglichen Mietpreisen schafft.

Dies Wirtschaftsprogramm, welches weit mehr enthält als die Schlagworte, die ich hersetzte, scheint mir von radikaler Gediegenheit zu sein, unlau, dabei unextremistisch, vielmehr (einschließlich der Verstaatlichungsforderung) bei gutem Willen schon unter dem Kapitalismus verwirklichbar. Applaus!

Umso dünner ist das Kulturprogramm. Peinlich dünn.

Zwar wird Abschaffung der Reichswehr verlangt (ich schmunzle; als ich 1921 diese Forderung im Pazifistenkraal durchsetzte, erhob sich im republikanischen Blätterwald ein ungeheures Gekreisch ... bis in linkssozialistische Mangobäume); aber zur Strafgesetzreform weiß man weiter nichts zu wünschen als: Einschränkung des freien richterlichen Ermessens und Beseitigung der Strafbestimmungen, die zur Unterdrückung und Einschränkung der politischen und gewerkschaftlichen Kämpfe der Arbeiterschaft dienen können. Gut so. Nur die Hauptsachen fehlen. Wo bleibt Rosenfeld? Da ging ja sogar der kieler Parteitag weiter! (Welches die Hauptsachen sind, sagt das Kampfschriftchen ‚Der Strafgesetzskandal', vom Schreiber dieser Zeilen, das soeben im Element-Verlag, Berlin NO. 18, erscheint. Kaufsumme: dreißig Pfennig.)

Dann kommen einige Ladenhüter und Demagogica, z. B. „Wahl der Richter durch das Volk" — wie macht man das? „Laiengerichte" — welche noch viel größeres Unheil anrichten können, als die aus Fachleuten zusammengesetzten. Es kommt in Wahrheit und überall auf Vergeistigung, Vermenschlichung des Fachmannstums an, nicht auf Inthronisierung der Ahnungslosigkeit. Auf Linksleute als Richter, nicht auf Dilettanten als Richter.

Erfreulich dann wieder: Amnestie für alle politischen Gefangenen. Für „alle". Also auch für die Fememörder? Das wäre recht so. Es gab wohl selten rohere, aber bestimmt

niemals überzeugtere Verbrecher als diese. Daß ein Reichsministerium ihnen die Morde stillschweigend vorschrieb, heute zu glauben, kostet, wie man weiß, tausend Mark; aber sie, sie glaubten es damals und handelten entsprechend. Wenn ich einen Tiger loslasse und es passiert etwas, ist dann der Tiger schuld? Gewiß, auch er.

Die Bemerkungen des Programms zum Reichsschulgesetz enthalten folgende Komik: man fordert ein Gesetz, das „die Trennung von Volks-, Mittel- und höheren Schulen aufhebt". Dann können wir auch die durch die Natur verfügte Trennung von unbegabten, mittelbegabten und hochbegabten Kindern aufheben! Nottut: eine Änderung der Lehrpläne und der Unterrichtsmethoden auf den höhern Schulen; nottut: die Befreiung des Aufstiegs der Begabten von allen ökonomischen Hemmungen, von allen Milieu-Fesseln; der Ärmste, wenn er dazu taugt, soll die höchste Schule besuchen dürfen und besuchen können; die Stufungen aufheben zu wollen, ist lachhaft.

Das Communiqué schließt mit einigen Betrachtungen und Forderungen zur Außenpolitik. Wenn es da heißt, „daß die Politik der internationalen Arbeiterschaft die einzige ist, die den dauernden Frieden garantiert", so gedenkt man des Jahres 1914 und schweigt. Aber man wird wieder gesprächig und froh, wenn man hört:

> Wirksame Bekämpfung aller Kriegsgefahr durch den entschlossenen Willen, jeden ausbrechenden Krieg durch Kampf der Arbeiterschaft gegen die eigene Regierung zu einem baldigen Ende zu bringen.

Daran erkenn' ich meine Zwickauer! Darin steckt, wenn's auch nicht gesagt wird: Generalstreik, Dienstverweigerung, Erhebung gegen den Krieg. Das ist Edo Fimmen, das ist Ponsonby, das ist revolutionärer Pazifismus; das ist von allem Patriotismus, Marke Ebert, und allem hochfahrend-skeptischen Passivismus, Marke Hilferding, so weit entfernt, daß ich am Zwanzigsten in meiner friedenauer Budike mit Wonne die Liste der linken SPD ankreuzen würde — wenn es sie gäbe. Es gibt aber nur die offizielle Parteiliste. Die mudige Birne von Programm, die da unlängst im ‚Vorwärts' hing, animiert nicht eben zum Genuß. Übrig bleibt mithin wohl kaum etwas andres, als in den kommunistischen Apfel zu beißen. Er ist sauer, aber saftig.

Mussolini, Papst und König von Mario Pomarici

Es geht das Gerücht, daß Mussolini, in der Absicht, seine Herrschaft zu befestigen, mit dem Attentat den König zu erschrecken suchte, um ihn noch stärker von der Notwendigkeit entsprechender Gesetze und Vorbeugungsmaßnahmen zu überzeugen, die geeignet sind, jeden Versuch des Volkes zur Wiedererlangung seiner verlorenen Rechte im Keime zu ersticken.

Ob wahr oder nicht, ist dieses Gerücht für uns insofern von Bedeutung, als die Schnelligkeit, mit der es sich verbreitete und Glauben fand, ein untrüglicher Maßstab für die Meinungen ist, die sich in der ganzen zivilisierten Welt über Mus-

solini und seine Anhänger gebildet haben. Außerdem läßt es uns die unerbittlichen und rücksichtslosen Kämpfe erkennen, die sich jetzt in Italien zwischen Tyrannei und Freiheit entwickeln.

Mussolini hat sich gegen den modernen Geist gestellt.

Seine zügellose Herrschersucht hat alle Freiheiten seines Volkes vernichtet. Aber dem Riesen Antäus gleich hat er im wechselvollen Kampf mit seinen Gegnern endlich seine Schwäche verraten. Je mehr er mit Gewalt versucht, seine Macht zu verstärken, umso universeller steigert sich die Empörung gegen ihn. Der Kampf gegen den Fascismus ist unvermeidlich und nimmt von Tag zu Tag in wachsendem Maße internationalen Charakter an. Einer der vielen Beweise dafür ist das Manifest der züricher politischen „Internationale" für den 1. Mai, worin auf die dringende Notwendigkeit eines allgemeinen Klassenkampfes gegen den Fascismus hingewiesen ist. Bedeutungsvoller noch ist der zwischen Regierung und Vatikan entbrannte Streit. Der Heilige Stuhl, der gemäß seiner politischen Tradition sich bis vor Kurzem in bezug auf das fascistische Programm abwartend verhielt, hat beschlossen, jetzt ganz offen Stellung gegen den Fascismus zu nehmen. Die Ansprache des Papstes an die Führer der römisch-katholischen Aktion in Rom war eine wahre Kriegserklärung. Es handelte sich nicht um die Jugenderziehung, die als Vorwand zu dieser Ansprache diente, sondern um einen regelrechten Protest gegen die Theorie des Fascismus, wonach der Staat der Zweck und das Individuum das Mittel sei und das Leben des Staates darin bestehe, daß das Individuum sich als Instrument seiner sozialen Ziele unterordnet. Also eine Theorie, die selbst die Prinzipien des Christentums verneint.

Mussolini scheint sich der folgenschweren Bedeutung dieses Konfliktes gar nicht bewußt zu sein. Während er früher gegen das Freimaurertum Stellung nahm, um sich die Sympathien des von ihm reaktionär geglaubten Vatikans zu sichern, wendet er sich jetzt gegen diesen, weil auch die Kirche die Berechtigung der demokratischen Strömung in fortschrittlicher Weise anerkennt. Er rechnet aber auf den Beistand der Jesuiten, deren traditionell-konservative Einstellung seiner Politik besser entspricht.

Die Folgen dieser Konflikte dürften nicht mehr sehr weit entfernt sein.

Im selben Augenblick, da der Papst sich in so offener Weise gegen den Despotismus bekannt hat, sanktionierte der König eine Wahl-„Reform", die einen regelrechten Treubruch an dem Pakt bedeutet, auf den die Dynastie Savoyen dem Volke gegenüber geschworen hat.

Die Ansprache des Papstes hat in der ganzen Welt Widerhall gefunden, während das Attentat auf den König außerhalb der fascistisch interessierten Kreise einen seltsam apathischen Eindruck hinterließ.

Das gibt zu denken.

Herbert Hoover und Al Smith von Carl A. Bratter

Am 6. November findet in den Vereinigten Staaten eine Präsidentenwahl statt. Die beiden großen politischen Parteien, die Republikanische und die Demokratische, werden nächsten Juni ihre „Nationalkonvente" abhalten: die Republikaner in Kansas City (im Staate Missouri) und die Demokraten in Houston (im Staate Texas). Auf diesen Nationalkonventen werden die Präsidentschaftskandidaten der Parteien durch Abstimmung gewählt und dem Lande präsentiert: es findet die „Nomination" der Präsidentschaftskandidaten statt. Schon mehrere Monate vor dem Zusammentritt der Nationalkonvente kämpft gewöhnlich eine Anzahl Politiker darum, sich die Nomination durch die Konvente zu sichern, ihre Mitbewerber aus dem Felde zu schlagen. In jedem Unionstaate entsenden die Parteiorganisationen eine bestimmte Anzahl von Delegaten zu den Konventen, und der Kampf eines jeden dieser Politiker geht nun darum, die Parteiorganisationen zu veranlassen, daß ihre Delegationen instruiert werden, für den betreffenden Bewerber auf dem Konvent zu stimmen. Man nennt dieses Ringen um die Nomination, das dies Mal schon im Februar einsetzte, die „pre-Convention Campaign", die Vor-Konvents-Kampagne; die eigentliche Wahlkampagne beginnt nach Schluß der Konvente, gewöhnlich im August, und hört erst am Tage vor der Wahl auf. In der jetzigen „pre-Convention Campaign" haben bisher auf republikanischer Seite der Handelsminister Herbert Hoover, auf demokratischer der Gouverneur des Staates New York, Alfred E. Smith, einen erheblichen Vorsprung vor ihren Mitbewerbern.

Der Präsidentschafts-Wahlkampf in den Vereinigten Staaten wird sich dies Mal unter einigermaßen ungewöhnlichen Umständen vollziehen. Jede der beiden Persönlichkeiten, die bisher anscheinend die weitaus besten Aussichten haben, auf den bevorstehenden Parteikonventen als Präsidentschaftskandidaten nominiert zu werden, hat gegen die zähe Feindschaft mächtiger Faktoren anzukämpfen, die ihre Nominierung noch im letzten Augenblick hintertreiben oder, falls sie doch nominiert werden, deren Sieg bei der Novemberwahl vereiteln können. Eine gradezu paradoxe Lage, wie sie in der politischen Geschichte der Vereinigten Staaten bisher wohl noch nicht vorgekommen ist.

Herbert Hoover hat die breite Masse der republikanischen Wählerschaft — oder doch deren Mehrheit — ganz unzweifelhaft für sich, ist aber den Lenkern der Parteimaschinen unbequem, weil er eben kein Maschinenpolitiker, sondern ein zielbewußt und energisch seine eignen Wege gehender Mann ist, dem die üblichen Methoden des amerikanischen „politician" unsympathisch sind, der mit diesen Methoden nur wenig vertraut ist und von dem, falls er nominiert und gewählt wird, die Maschine keinen Dank zu erwarten hat — den landesüblichen Dank in Gestalt von Ämtern oder von „Patronage", das heißt der Möglichkeit, mit stiller Zustimmung des Präsidenten und seines Kabinetts Ämter an Parteigänger zu vergeben. Dagegen hat Smith die demokratische Maschine hinter

sich, ist aber für einen sehr erheblichen Teil der Wählerschaft als Präsident einfach undenkbar; denn er ist Katholik, tritt für die Aufhebung des Alkoholverbots (der Prohibition) ein und ist aus „Tammany Hall" hervorgegangen. In Sachen der Prohibition ist die Demokratische Partei — wie übrigens auch die Republikanische — in sich uneins; es gibt in beden Lagern Befürworter und Gegner des Alkoholverbots. Die überwiegend demokratischen Südstaaten der Union sind fast durchgängig „trocken", das heißt, sie wollen von der Aufhebung des Verbots nichts wissen. Sie sind starr protestantisch und streitbare Gegner der Katholiken, denen sie (wie übrigens auch die nordstaatlichen Protestanten) nachsagen, daß sie auch auf politischem Gebiet ihre Befehle aus Rom erhalten — was man ja auch in Deutschland zur Zeit des Kulturkampfes den Katholiken nachgesagt hat. Und was Tammany Hall, die bekannte große New Yorker demokratische Organisation, betrifft, so ist sie vielen Demokraten, namentlich den südstaatlichen, gleichbedeutend mit wüstester Korruption.

*

In diesen Südstaaten hat sich seit dem Bürgerkriege 1861 bis 1865 eine politisch wie sozial überaus beachtenswerte Wandlung vollzogen. Elf dieser Staaten, die 1861 die Sezession von dem Staatenbunde vollzogen und nach ihrer Niederlage im Bürgerkriege wieder in die Union aufgenommen wurden, haben seither geschlossen demokratisch gestimmt. Man spricht von diesen elf Staaten denn auch gewöhnlich als vom „solid South", dem kompakten Süden. In diese demokratische Grundstimmung haben aber die Verhältnisse eine nicht unbeträchtliche Bresche geschlagen. Der früher überwiegend landwirtschaftliche Süden hat sich im Lauf der Jahre immer stärker industrialisiert; und die amerikanische Industrie ist politisch zum größten Teil republikanisch-schutzzöllnerisch, während zu den Axiomen der Demokratischen Partei das Bekenntnis zum Freihandel gehört — heute allerdings ein etwas verdünntes Axiom. Heute konkurriert der Süden erfolgreich mit den nördlichen Neu-Englandstaaten in einer ganzen Reihe von Branchen, und dieser industrialisierte Süden braucht eben den republikanischen Schutzzoll: so Georgia mit seinen Baumwollfabriken; Alabama mit seinen Stahlwerken; Nord-Carolina mit seinen Baumwoll-, Möbel- und Tabakfabriken; Florida, das mit seinen Südfrüchten den Zollschutz gegen Kuba braucht. Wenn der „solide Süden" trotzdem bisher noch überwiegend demokratisch gestimmt hat, so geschieht dies aus Angst vor dem Neger — genauer: vor der Wiederkehr des Negerregiments, wie es in der sogenannten Rekonstruktionsperiode nach dem Bürgerkriege herrschte — wohl das schlimmste Kapitel in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Die unbeschränkte politische Freiheit, die man damals dem Neger einräumte, schuf eine Aera der schlimmsten Korruption, so schlimm, daß der Süden es für notwendig hielt, sich gegen eine Wiederholung dieser Zustände durch einschränkende Bestimmungen zu schützen; so ist die Ausübung des Wahlrechts in jenen Südstaaten an eine

Intelligenz- und Bildungsprobe geknüpft. Der Neger ist aber der traditionelle Schützling der Republikanischen Partei, die ihn ja (unter Lincoln) emanzipiert hat; und jene Demokraten, die in ihrem politischen Glaubensbekenntnisse wankend geworden sind, stimmen dennoch weiter demokratisch, eben weil sie befürchten, daß ein republikanisches Regime im Süden die erwähnten einschränkenden Maßregeln wieder aufheben und so den Neger, der den Süden in großer Zahl bevölkert, wieder zu einem wichtigen politischen Faktor machen könnte. Kommen sie aber in die Lage, für einen Mann wie Smith stimmen zu sollen, den sie aus den angegebenen Gründen durchaus ablehnen, so ist es sehr fraglich, ob sie aus purer „party loyalty", aus Parteitreue, für den demokratischen Kandidaten eintreten werden. Umso fraglicher, wenn im andern Lager ein Mann von der Bedeutung, dem Ansehen und den hervorragenden Verdiensten Hoovers um die Präsidentschaft wirbt. Auf den Süden können die Demokraten, wie die Dinge heute stehen, nicht mit Sicherheit zählen.

Warum hält aber die Maschine so zäh an Smith fest?

Smith ist, was dem Amerikaner immer schmeichelt (denn er sieht in einem solchen Manne sich selbst), aus kleinsten Verhältnissen hervorgegangen — er war ein zerlumpter Zeitungsjunge, ein Straßenkind — und hat sich zu einer der geachtetsten und mächtigsten Persönlichkeiten Amerikas emporgearbeitet. Er ist (was der Maschine wenig, desto mehr dem Durchschnittswähler imponiert) auf diesem Wege nach oben immer ehrlich geblieben. Er ist der alle Schritte auf der Straße liegenden Versuchung, sich bei diesem Aufstieg zu bereichern, nicht ein einziges Mal unterlegen. Er ist ein Mann von großem persönlichen Charme („personal magnetism" sagt man drüben) und ein glänzender Redner (was drüben ein Haupterfordernis für den politischen Erfolg ist); er versteht es wie kaum ein andrer, mit den Massen in Fühlung zu treten und zu bleiben und sie — die Massen — davon zu überzeugen, daß der Amerikaner im Grunde ein Edelmensch, ein Idealist sei, der nur der richtigen Führung bedürfe, um sich zum vollendeten Menschheitstypus emporzubilden; und als Gouverneur hat er hervorragendes Verwaltungs- und Organisationsgeschick an den Tag gelegt. Die Maschine ist anscheinend davon überzeugt, daß diese Eigenschaften und Tatsachen auf den Wähler, auch den südstaatlichen, stark genug wirken werden, um seine Bedenken zu zerstreuen. Ich wage aber die Prophezeiung, daß sie sich hierin gewaltig irren werden. Die Demokraten haben zwei Mal nach einander — 1920 und 1924 — bei den Präsidentschaftswahlen vernichtende Niederlagen erlitten; die Partei ist, wie namentlich der Parteikonvent 1924 erwiesen hat, in sich durchaus uneinig. Sie bedarf, wenn sie jetzt auf einen Sieg rechnen will, eines Führers, der stark genug ist, die auseinanderstrebenden Elemente wieder zu einem einheitlichen Ganzen zu vereinigen. Dieser Führer fehlt ihnen ebenso, wie die zweite Vorbedingung: eine zugkräftige Wahlparole. Eine solche steht aber den Republikanern zur Verfügung — der außergewöhnliche Wohlstand des Landes. Freilich ist es ganz falsch,

diese „prosperity", wie es drüben geschieht, dem Präsidenten Coolidge und seinen Ratgebern als Verdienst zuzuschreiben. Coolidge, der Typus des durch Zufälligkeiten emporgekommenen „politician", verkörpert als Staatschef die platteste Mittelmäßigkeit. Darnach frägt man aber in Amerika nicht; es geht dem Lande sehr gut, und da in dieser Wohlstandsperiode zufällig die Republikaner am Ruder sind, spricht einer dem andern gedankenlos das Schlagwort von der „Republican prosperity" nach. Wenn die Demokraten in letzter Zeit den Versuch machen, die Wirkung dieses Schlagwortes durch die Aufzählung unkontrollierbarer Arbeitslosen-Ziffern auszuhöhlen, so ist dies ein Versuch mit untauglichen Mitteln. Dasselbe gilt von den Bemühungen, die Enthüllungen im Petroleumskandal gegen die Republikaner zu exploitieren. Wenn die „prosperity" bis November anhält und dazu noch eine gute Ernte eingeheimst wird, können die Republikaner aller dieser Bemühungen spotten.

*

Bei den Republikanern ist, wie schon erwähnt, der Handelsminister Hoover augenblicklich der aussichtsreichste Bewerber um die Nomination. Das heißt: wenn nicht Präsident Coolidge, entgegen seinen wiederholten Versicherungen, sich doch noch vom Konvent in Kansas City „zwingen" läßt, die Nomination anzunehmen. Im Hinblick auf diese Möglichkeit würde also bei Beginn des Parteikonvents die Partie lauten: Hoover — Coolidge oder Coolidge — Hoover, wie man will. Die zwei Männer sind Gegenpole. Der eine gänzlich ideenlos, unproduktiv, ohne eine einzige positive Leistung (die Unterdrückung des bostoner Polizeistreiks 1919 durch den damaligen Gouverneur Coolidge ist, milde gesagt, ein Mythus), — der andre schöpferisch, ideenreich, tatenreich, ein self-made-man in der schönsten Bedeutung des Wortes, der durch seiner Hände Arbeit die Mittel zum Besuch einer Hochschule erwarb, einer der angesehensten Bergwerksingenieure wurde, als solcher auch ins Ausland berufen wurde, dann im Weltkriege als „Nahrungsmittel-Diktator" und als Nothelfer in Belgien internationalen Ruf genoß und als Handelsminister in unermüdlicher, weitschauender Tätigkeit dem Wirtschaftsleben seines Landes unschätzbare Dienste leistete. Wie man bei der Wahl zwischen den beiden auch nur einen Augenblick zögern kann, ist diesseits des Atlantic unverständlich. In Amerika nicht. Denn der eine, aus der Parteimaschine hervorgegangen, ist ihr Diener geblieben; der andre lehnt sie mit brüsker Handbewegung ab. Man hat dies drüben seit jeher gekannt. Es erfüllt die Leiter der Maschine mit nicht geringer Unruhe, daß sehr erhebliche Teile der republikanischen Wählerschaft Miene machen, ihnen dies Mal die Gefolgschaft zu versagen und sich um Hoover zu scharen. Aber leichten Kaufs geben die „wire pullers", die Drahtzieher, den Kampf nicht auf. In Kansas City und im November wird es sich zeigen, wer stärker ist: die „alte Garde", die den Hebel der Parteimaschine in der Hand hält, oder die Achtung des Volkes vor der Tüchtigkeit und der Leistung.

General von der Goltz und die acht Prozent

von Oliver

Es pflegt stets ein Unglück zu geben, wenn sich deutsche Gerichte mit geschichtlichen Ereignissen zu befassen haben. Hängen diese Ereignisse aber auch noch mit kriegerischen Gechehnissen zusammen, dann gibt es fast immer eine Katastrophe. Und doch geschehen Zeichen und Wunder. Da hat ein hanseatisches Gericht in Hamburg eine Urteilsbegründung in der Beleidigungsklage des Rittmeisters a. D. Otto Zeltin-Goldfeld gegen einen Herrn Carlos Schmidt in Hamburg ausgestellt, die sich bemüht, eine dunkle und umstrittene Epoche jüngster Epoche mit den Mitteln objektiver Geschichtsforschung darzustellen.

Carlos Schmidt hatte dem Rittmeister Zeltin Überlaufen zum Feinde vorgeworfen. Das Urteil weist diese Beleidigung zurück, verurteilt den Beklagten zu 5000 Mark Geldstrafe und bestimmt als Ersatzstrafe Gefängnis. Um die ganzen Vorgänge, die sich bei dem militärischen Abenteuer deutscher Truppen im Baltikum ereignet haben, zu klären, prüfte das Gericht durch eidliche Vernehmung mehrerer Zeugen vor allem die Rolle, die der General von der Goltz, der jetzige Vorsitzende der vaterländischen Verbände Deutschlands, zu jener Zeit im Baltikum gespielt hat und es kommt zu Feststellungen, die für den General gradezu vernichtend sind.

Auf Seite 9 und 10 dieses Urteils wird eingehend dargetan, daß der General von der Goltz nach Ende März 1919 die Führung der lettischen Landeswehr übernahm, die eine Truppe der damaligen lettischen Regierung Ullmanis war. Von dieser Truppe hat schon vor diesem Urteil das hanseatische Oberlandesgericht in einer Entscheidung vom 27. Juni 1921 gesagt, daß die „Landeswehr" keine Truppe des deutschen Reichs gewesen ist und es hat diesen Standpunkt in einem weitern Urteil vom 28. März 1923 aufrecht erhalten. Nun lagen nach der eignen Darstellung des Grafen von der Goltz, die er auf der Seite 175 seines Buches „Die Tragödie im Baltikum" gibt, die Dinge so, daß es in Lettland, das damals schon ein selbständiger Staat war, zwei Nationalitäten gab. Und zwar 92 Prozent Letten und 8 Prozent Balten. Diese Balten bildeten die sogenannte Herrenschicht, setzten sich also aus feudalen Großgrundbesitzern zusammen. Die Regierung Ullmanis war, wie es nach der Nationalitätenzahl selbstverständlich ist, eine ausgesprochen lettische. Und von der Goltz war demgemäß ein Offizier dieser lettischen Regierung. Handelte er nun so, wie es sich nach dem traditionellen Ehrenkodex des Soldaten geziemt, hielt er der Regierung die Treue? Die Landeswehr, die ihm unterstand, trat auf die Seite einer unter baltischer Führung stehenden Opposition, der es gelang, die Truppe zum Kampf gegen die rechtmäßige Regierung aufzureizen. So kam es zum Bürgerkrieg. Die Streitkräfte des Grafen von der Goltz stürzten für einige Zeit die Regierung Ullmanis und setzte einen baltischen Protegé namens Needra auf den Präsidentensessel. Wohlweislich geht Graf von der Goltz in seinem sonst so ausführlichen Buche mit keinem Wort auf diesen Vorgang ein. Licht in diese dunkle Geschichte aber brachte erst die Hauptverhandlung des Prozesses Zeltin-Schmidt, in der einer der Führer der damaligen Landeswehr, der Major Fletscher unter Eid bekundete, das Eintreten der Landeswehr für die Partei Needra sei auf Befehl des Grafen von der Goltz erfolgt. Dieser Staatsstreich spielte sich am 16. April 1919 ab und diesen Streich, dessen militärische Aktionen, also auf Befehl des Grafen von der Goltz erfolgten, nennt das Urteil einen Hochverrat und es sagt wörtlich: „Formal war der Staatsstreich vom 16. April 1919 Hochverrat gegen den Staat Lett-

land und formal war es eine Fortsetzung dieses Hochverrats gegen den lettischen Staat als ... Graf von der Goltz den Befehl gab, daß die Landeswehr auf Seiten Needras kämpfen solle ..." Auf Seite 37 wendet sich das Urteil prophetisch gegen Behauptungen des Herrn von der Goltz, die sicher kommen werden, daß dieser Staatsstreich mit nationalen deutschen Interessen zusammenträfe, es sagt: „Der Eintritt in die Landeswehr begründete für ihre Angehörigen und ganz besonders für ihre Offiziere auch ein Treueverhältnis nicht nur zum lettländischen Staate, sondern grade auch zu der ‚provisorischen Regierung' also für die Regierung Ullmanis." Auf Seite 40 sagt das Urteil dann weiter, daß die Regierung Ullmanis unbestrittenermaßen grade vom deutschen Reiche aus eingesetzt war. Über das Verwerfliche der ganzen Aktion aber erhält man ein klares Bild, wenn man erfährt, daß der Fürst Liewen die Landeswehr gewarnt hat: „Sie schaffen mit diesem Unternehmen, das wie vom Zaun gebrochen aussieht, ein Haß- und Zwiespaltschauspiel zwischen den Nationen hier, das auf Jahrhunderte nicht wieder gutzumachen sein wird."

Aber unbeschadet dieser Folgen, die sich ja dann auch tatsächlich eingestellt haben, ließ von der Goltz putschen und erlebte dabei einen glänzenden Mißerfolg. Nach anfänglichem Glück wurden seine Truppen geschlagen, Needra floh, und Ullmanis war wieder Herr. Aber bedrohlich stand in seinen Grenzen noch immer die fremde Landsknechtschar. Und nun geschieht das Erstaunliche: Von der Goltz einigt sich wieder mit Ullmanis, den wohl Staatsnotwendigkeiten dazu zwangen und die Truppe hat, wie der Herr General in seinem Buch mit entzückender Naivität sagt, dann im Dienste des Mannes, den man wenige Wochen vorher mit der Waffe in der Hand bekämpfte, noch einige Monate für Ullmanis die Landesgrenzen gegen die Bolschewisten geschützt, ihm als Polizeitruppe gedient. Warum wohl? Es gibt ein altes Landsknechtslied: „Suff und Fraß muß ein braver Landsknecht haben." Nachdem das Urteil diese Dinge festgestellt hat, wendet es sich gegen die Gründe, die von der Goltz für seine erste Aktion gegen Ullmanis anführt. Er sagt in seinem Buche, daß bei der Regierung dieses Mannes keine Gewähr dafür bestand, daß auch weiter tapfer und erfolgreich gegen Bolschewisten gekämpft würde. „Aber nein," führt das Urteil als Quintessenz in langer Darlegung aus, „noch nicht ein Mal das zu vermuten hat von der Goltz das Recht gehabt und die Geschichte hat ihm vollends Unrecht gegeben. Die Letten haben sich immer gegen die Russen gewehrt."

Der Tätigkeitsdrang des Generals war aber nun beileibe nicht gestillt. Er konspirierte mit dem „Fürsten" Awaloff-Bermondt, der ein weiß-russisches Korps gegen — die Bolschewisten aufstellen wollte, in Wirklichkeit aber sofort gegen die Letten losschlug. Von dem Korps Bermondt erklärt dann von der Goltz, wie das Urteil ausführt, daß er es selbst organisiert hatte. Also: noch im Vertrage mit Lettland organisiert der General wiederum ein Unternehmen, daß die Regierung, der die Treue zu halten er nach allen gültigen menschlichen Ansichten verpflichtet war, stürzen sollte.

Bald brachen die Plänkeleien los und, so sagt von der Goltz selbst weiter, „der Kriegszustand bestand schon, also konnte man auch angreifen. Die Letten, welche die gütlichen Aufforderungen Bermondts nicht einmal einer Antwort gewürdigt hatten, waren die Schuldigen". Naiv und klangvoll. Die Göttin des Glücks hat auch dieses vom Landknechtsgeneral aufgezogene Unternehmen verlassen; zerschlagen und zertrümmert mußten die Bermondt-Truppen über die Grenzen ziehen.

Dies alles hat in äußerst mühseliger und genauer Arbeit ein hamburger Gericht festgestellt und so ein geschichtliches Dokument ge-

schaffen, das die Tätigkeit des Grafen von der Goltz im Baltikum zeigt, wie sie gewesen ist: Die Geschäftigkeit eines Söldnerführers, der mit beschränktem Generalshirn Weltgeschichte machen wollte. Weshalb? Der Schlüssel ist leicht zu finden. In Lettland gab es, wie eingangs dargetan, eine geringe Bevölkerungsschicht von acht Prozent Balten, die Großgrundbesitzer waren. Diese hatten bisher das lettische Volk in mittelalterlicher Hörigkeit gehalten. Diesen Zustand zu konservieren, bemühte sich Herr von der Goltz, aber mit der Geschichte Deutschlands haben diese Bemühungen nichts zu tun.

Der ehrgeizige General mag sich im Baltikum oft wie ein neuer Cäsar gefühlt haben. Aber Cäsar hat seinen Mommsen, seinen Shakespeare und Bernard Shaw gefunden. Die Tragikomödie des baltischen Cäsars hat ein schlichter hamburger Amtsrichter aufgezeichnet.

Brief an Arthur Holitscher von C. Z. Klötzel

Lieber Arthur Holitscher!

Sie haben jetzt den zweiten Teil Ihrer Lebenserinnerungen erscheinen lassen — „Mein Leben in dieser Zeit", Kiepenheuer, — und Ihnen wie Ihrem Buch geht es mordschlecht. Ich spreche nicht davon, daß dieser Band nicht von Ihrem alten Verleger, S. Fischer, herausgegeben worden ist und lasse auch außer Betracht, daß es zurzeit sozusagen unter Amtssiegel liegt und weder von Gerechten noch von Ungerechten gelesen werden kann. Das sind Äußerlichkeiten und sie erscheinen mir belanglos gegenüber der Befürchtung, daß ohnehin das Schicksal Ihres Buches die schwerste aller Enttäuschungen werden wird, an denen Ihr Leben so reich ist. Denn Sie glauben und hoffen, daß dieses Ihr Werk, das Sie geschrieben haben, „fast wie ein Toter" brennen werde. „Einige Brandwunden wird es geben, einige Brandmale. Ein paar glühende Zeichen werden aufgedrückt werden. Mit brennenden Lettern einige Male auf Menschenstirnen ..." Nichts, fürchte ich, wird von alledem der Fall sein. Ihr Buch brennt, aber Sie haben es so in Weißglut gebracht, daß die Ausstrahlung der Hitze vorzeitig warnt. Man wird sich hüten, dies heiße Eisen unnütz anzufassen.

An einer Stelle, die für das Schicksal von Büchern in Deutschland mitentscheidend ist, wurde das Ihre bereits als „peinlich bis zur Qual" gekennzeichnet. Der Mann, der dieses Urteil fällte, pflegt seine scharfe Intelligenz sonst auf andern Gebieten zu tummeln, aber ich zweifle nicht einen Augenblick daran, daß er damit das Urteil der Mehrzahl derer, die Ihre Leser sein könnten, vorweggenommen hat. Wir sind ja eine aufgeklärte Generation, und Leute wie Frank Harris und andre unappetitliche Autoren von allerlei „schonungslosen Lebenschroniken" nehmen wir, um der Sachlichkeit willen, gern in Kauf. Aber Sie, Holitscher, treiben es gar zu bunt! Wie können Sie in einer Zeit, in der jeder anständige Mensch seinen Ödipuskomplex hat und der verhinderte „Vatermord" in den besten Familien grassiert, hinausschreien, daß das Schicksal Sie zwang, Ihre Mutter zu hassen? Wie können Sie vor Menschen, die den Vandevelde als Gebrauchsanweisung zu, ach, nicht vollkommener, sondern nur ertragbarer Ehe nötig haben, von den Qualen Ihres Zusammenlebens mit einer Frau reden?

Wie konnten Sie sich einbilden, daß man Ihnen heute, im Zeitalter des intensivsten Studiums der menschlichen Psyche, der mondän gewordenen Psychoanalyse, gestatten würde, Ihre Seele so zu entblößen? Ja, wenn Sie sich noch an die Anstandsregeln Ihres Metiers gehalten und aus der Pein Ihres Lebens einen Roman gemacht hätten! Im Roman darf man alles: seine Mutter hassen, seine Frau verachten, man darf sich beklagen, wie falsch die Freunde sind, wie ungerecht die Mitwelt und wie das Leben überhaupt mit unsereinem Schindluder spielt. Romanhelden dürfen ein menschliches Schicksal haben, das dem unsern so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern: das stört nicht. Ist es ein Schlüsselroman, umso trefflicher. Den Schlüssel legen Sie in die Hand des Lesers und der schließt nun die Geheimfächer des Buches nach eigenem Geschmack auf, erkennt als Wirklichkeit an, was ihm paßt und läßt Fabel bleiben, was „peinlich" werden könnte. Im Roman darf das Leben so gemein, so niedrig, so niederträchtig, so blödsinnig sinnlos sein, wie Sie wollen oder vielmehr, wie es in Wahrheit ist. Denn der Leser ist nicht verpflichtet, mehr davon zu glauben, als seinem geistigen Wohlbehagen zuträglich ist, das Andre ist ihn eben dichterische Übertreibung. Sie aber gehen hin, erzählen den Leuten eine Lebensgeschichte, ebenso bunt wie kraß, eine herrlich schreckliche Geschichte, zum Fürchten schön, und wenn jene beim besten Gruseln sind — „welch merkwürdige Phantasie doch so ein Dichter hat!" — brüllen Sie dazwischen, das seien Sie, ein lebendiger Mensch, nichts sei übertrieben, geschweige denn erfunden, Sie, ein immerhin angesehener Schriftsteller, würden vom Leben so gebeutelt, von der menschlichen Kanaille so gejagt, Sie seien keine erfundene Figur, sondern wohnten polizeilich gemeldet in der Ludwigkirchstraße und seien allda täglich zu begaffen. Sie setzen damit an die Stelle eines sozusagen theoretischen Hundelebens das unumstößliche Faktum: suchen Sie sich die paar Menschen, die Ihnen das verzeihen!

Wenn Sie aber schon partout in der Ichform schreiben mußten, warum haben Sie dann mit der Herausgabe des Buches nicht gewartet bis nach Ihrem Tode? Der tote Mensch hat alle Sympathien für sich, die man dem Lebenden versagt hat. Ihre „peinliche" Niederschrift wäre dann in die Welt hinausgegangen als ein „Vermächtnis", und aus Augen, die heute schockiert zusammengekniffen werden, wären Tränen gerollt ob Ihres schweren Schicksals. Findet man im Nachlaß eines Schriftstellers das Manuskript seiner Autobiographie, so werden keine Mittel gescheut, das document humain zu veröffentlichen. Läßt Du aber Deine Lebensgeschichte drucken, ehe Du krepiert bist, so bist Du ein Wichtigmacher.

Sie, Arthur Holitscher, haben geglaubt, ungestraft die „letzte Freude von allen" sich gönnen zu dürfen: wahr zu sein. Sie sind es in einem Maße, das einige wenige befriedigen, alle andern ins Tiefste erschrecken wird. Von dieser Ihrer subjektiven Wahrheit, die von keinem der objektiven Irrtümer berührt würde, die man Ihnen nachweisen zu können glaubt, brennt Ihr Buch. Aber das Feuer wird auf seinen Herd be-

schränkt bleiben. Ich fürchte sehr, selbst die Aussicht auf ein paar Skandale wird nicht hinreichen, dieses heiße Buch unter die Leute zu bringen. Man wird sich überall mit dem Wort „peinlich" davor drücken, der Pein ins Auge zu sehen.

*

Ich habe schon an ein paar Türen geklopft, ehe ich zur ‚Weltbühne' kam, um diesen Brief schreiben zu können. An der Stelle, wo ich es am liebsten getan hätte, ist mir ein Andrer mit Anstand zuvorgekommen. Sonst sagte man: „Wir schätzen ja Holitscher sehr, aber ..."

Nun, das ist es: wirkliche Wertschätzung kennt kein Aber. Hat ein Schriftsteller wirklich etwas geleistet, so hat man kein Recht, verlegen zu murmeln, wenn man glaubt, eines seiner Bücher „ablehnen" zu müssen. Wenn man dieses dumme Wort für einen Augenblick gelten lassen wollte, müßte ich sagen, daß ich Ihr ganzes Leben „ablehne". (Wobei der Unsinn eines solchen Urteils sogleich zutage träte.) Man kann in seiner seelischen Struktur nicht verschiedener sein, als wir beide. Sie sind ein religiöser Mensch, ich nicht, Sie halten Ihr Leben für schmerzlich, aber sinnvoll; ich vermag beim besten Willen dem Dasein keinen Sinn unterzulegen, solange ich aber kein Zahnweh habe, finde ich das Leben ganz schön. Sie streben zur Gemeinschaft, die Sie nie erreichen, ich habe auch seelisch um mich herum gern vier Schritt freien Raum. Sie wollen etwas für die Gesamtheit tun und arbeiten für Ihr Andenken bei der Nachwelt, ich bin froh, wenn ich auf der schmalen Linie zwischen hundertprozentiger Anständigkeit und faulem Kompromiß nachtwandeln kann und nach erfolgtem Ableben mag mir die ganze Welt im Mondschein begegnen. Es ist also nicht die Solidarität des Leidensgenossen, die mich heißt, mich zu Ihnen und zu Ihrem „peinlichen" Buch zu bekennen.

Es ist Dankbarkeit. Die Dankbarkeit des Schülers gegenüber dem selbstgewählten Lehrer. Der sind Sie gewesen, seit ich als ganz junger Mensch Ihr Amerikabuch las und nun plötzlich wußte, was ich mit meiner Lust zu schreiben anfangen sollte. Wenn ich in den Grenzen meiner Begabung heute an die Aufgabe heran gehen darf, das Leben in der Welt abzukonterfeien, so danke ich das Ihnen. Ich glaube, zu diesem Dank bin nicht ich allein Ihnen verpflichtet. Es will mir scheinen, als sei eine ganze Generation von Journalisten und Schriftstellern, die das Glück hat, dem Hunger der Nachkriegszeit nach Kunde von überallher dienen zu dürfen, von Ihrer Art, diese Aufgabe anzupacken, entscheidend beeinflußt worden. Entscheidend zum mindesten in dem, daß menschliches Zusammenleben, menschliche Arbeit, menschlicher Kampf ums Dasein im Zentrum ihrer Beobachtungen steht: der Alltag und sein Lebensgesetz, der Aufruhr gegen die kleinen und großen Gewalten der Unterdrückung. Wir haben von Ihnen gelernt, daß es nicht mehr an der Zeit ist, das „Interessante" in der Welt zu sehen, sondern das Notwendige, daß es nicht so sehr gilt, zu erzählen, wie seltsam sie ist, sondern wie unvollkommen und der Umgestaltung bedürftig. Sie haben uns aus dem alten

Globetrott gerüttelt; sind uns in einem andern Tempo andre Wege vorangeschritten.

Ich glaube, daß der tiefe Respekt, der Ihrer Arbeit gebührt, auch bei Ihrer Leserschaft lebendig ist. Mag dieser Kreis groß oder klein sein, er wird Ihnen keine Enttäuschung bereiten! Ich glaube, daß die meisten von denen, die sich von Ihnen nach China, nach Rußland, nach Palästina führen ließen, sich nicht weigern werden, die Reise in das Land Ihres persönlichsten Erlebens anzutreten. Das mag Ihnen, Artur Holitscher, wenig erscheinen, ich glaube, es ist schon beinahe das Maximum dessen, was man vernünftiger Weise vom Leben erwarten darf.

Ich weiß nicht, ob dieser Brief Sie freuen wird. Mir jedenfalls ist es ein Bedürfnis, inmitten vielfachen Bartgebrummels etwas zu sagen. Nützen wird es nichts, nein. Aber Sie werden verstehen, welche Lust es ist, den Schnabel aufzutun, wenn niemand weiß, was er sagen soll.

Ihr dankbarer

C. Z. Klötzel.

Das Saxophon vor Gericht oder the Jack Hylton Case

von Lisa von Schoenebeck

So ist das, wenn man in London vor seinem Richter steht: in einen feierlichen gotischen Raum mit Spitzbögen fällt gedämpftes Licht durch kleine bleigefaßte Scheiben hoher schmaler Fenster. Die Richter tragen faltige schwarze Seidenmäntel und mächtige weiße Perücken, die ihnen mit kleinen zierlichen Locken bis auf den Rücken fallen, der Vorsitzende, der mit Mylord angeredet wird, sogar noch eine breite rote Schärpe quer über die schwarze Brust. Jedem Beteiligten, und sei er auch nur Zeuge, muß der Ernst der Situation eindringlich werden. Wie muß es erst Maria Stuart und der durch Henny Porten so bekannt gewordenen Anna Boleyn zu Mute gewesen sein — und in diesen Tagen dem nicht weniger berühmten Jack Hylton, der als Dirigent der Tanzmusik des Savoy jahrelang die Abendfreude der Radiohörer von Schneidemühl bis Samarkand war und jetzt persönlich die Hauptstädte des Kontinents in Schwingungen versetzt hat.

Zwar hat er nicht, wie jene historischen Damen, Leuten nach dem Leben getrachtet, oder wenigstens nicht direkt, sondern nur vermittels seines Hispano-Suiza, den er an einem nebeligen Februarmorgen in einen ihm unvorsichtigerweise entgegenkommenden Austro-Daimler rannte. (Die ganze Sache ging also unter sehr feinen Wagen vor sich.) Für diese Beeinträchtigung seiner Bewegungsfreiheit verlangt Herr Hylton 1500 Pfund Entschädigung, denn, so sagt er, sein car ging kaputt, er mußte siech und operierbedürftig drei Wochen im Krankenhaus liegen, statt allabendlich seine Gemeinde: „Who is knocking at the door?" mit Hilfe seiner sechzig Boys zu fragen.

So verklagte er Herrn Austro-Daimler. Aber Jack war unvorsichtig, als er diesen Ausflug ins Gotische unternahm.

Ganz dürftig und klein steht er in der witness-box, nicht der leiseste Banjospieler hilft ihm. Sein Ruhm ist draußen geblieben, vor der eisenbeschlagenen kleinen Kapellentür. Bei jeder Anrede muß der Staatsanwalt seinen Namen erst mühsam aus den Akten herausbuchstabieren: „Sagen Sie eh .... hm .... Hyl — ton ..."

Und der Staatsanwalt ist grausam, und der Richter ist witzig, und manchmal sind sie grausam und witzig zugleich. Und alles, alles wird gegen poor Jack gewendet.

... „Wie, keine Gesellschaft wollte seinen Wagen versichern, warum denn nicht?" ...

Jack hat keine Ahnung.

„Hatte er nicht etwa schon Autounfälle?"

„Recht viele, nicht wahr, Mr. ... eh, hm Hylton?"

„O well, recht viele ... nicht grade ...!"

Ja, es kommt darauf an, was man unter „recht viele" versteht, meint der Gerichtshof. Man einigt sich auf ein Dutzend.

„Nein, ein Dutzend waren es nicht."

Der rotbeschärpte Richter persönlich: „Warum wollten die Gesellschaften denn nicht Ihren Wagen versichern? Sicher nicht nur, weil sie etwas gegen das Saxophon hatten?"

Großer Heiterkeits- und Sensationserfolg. Zum ersten Mal ist das Wort Saxophon von einem englischen Richter gebraucht worden. An dieser Stätte wird Shakespeares Sprache klassisch gesprochen, kein „slang" ist gestattet, leider macht der Angeklagte manchmal eine Ausnahme — man sollte eine Summe zur sprachlichen Ausbildung der Verbrecher vor der Verhandlung im Etat auswerfen. Doch dies nur nebenbei.

Nun wird die Sache ärger.

„Von wo aus, Mr. Hylton, fuhren Sie an dem betreffenden Morgen ab?"

„Von meiner Wohnung, Gordon Mansions."

„Oh, wirklich. Fuhren Sie nicht vom Piccadilly-Hotel?"

„Doch, ja ich tat es."

„Warum sagten Sie es denn nicht?"

„Aus einem rein persönlichen Grunde ..."

„Oh rein persönlich . . . mein lieber Mr. Hylton." (Wehe, wehe!)

„Wurden Sie nicht an diesem schönen Morgen aus New York angerufen und Ihnen ein Lied: ‚Shepherd of the Hills' vorgesungen?"

Der Richter: „Sie meinen nicht, daß es durchs Telephon gesungen wurde?" Doch, das meinte der Staatsanwalt. Und Jack spielte es noch denselben Morgen ins Grammophon. Nun, das war doch schön. Ja, schön und doch nicht schön, denn darum mußte er so rasend schnell mit dem Hispano zur Aufnahme fahren. Und es erfolgte der Zusammenstoß, Jack wurde das Gesicht von Glassplittern zerschnitten, er mußte ins Spital und immerzu seine Nase etcetera operieren lassen, damit er wieder nett aussehen konnte. Er mußte stilliegen, konnte kein Geld verdienen, denn er war nicht einmal seiner Sinne mächtig.

„So, so, Mr. Hylton mußte liegen... Wie war denn das, als er am 27. Februar, abends um 10 Uhr 43 Minuten, das Krankenhaus verließ und erst 4 Uhr 55 Minuten früh dahin zurückkehrte... und ebenso am 2. März um 11 Uhr 23 abends, Rückkehr 3 Uhr 38 früh? Das macht am 27. Februar 4 Stunden 55 Minuten „excesses" nach Mitternacht, am 2. März 3½ Stunde schlecht gerechnet — zusammen etwa 8 Stunden excesses..."

Der Engländer hat viel Sinn für Zahlen und Zeiteinteilung, wie man wohl schon einmal gehört hat. Die Excesse fangen in seinem Lande erst nach Mitternacht an. Am Tage gibt es keine, oder sie zählen doch nicht. Auf vielen londoner Plakaten kann man lesen, daß der Sohn Albions um Schlag elf Uhr seine Bouillon nimmt: „The Oxo-Habit", um ein Uhr nachts schlägt die Stunde des „Excess-Habit".

„Nun also, Mr. Hylton, wie war das mit den nächtlichen Ausflügen, krank und siech, wie Sie waren?"

„Oh, mein Doktor war immer mit..."

Eine medizinische Novität: Der Exceß-Spezialist.

„Ja, also hören Sie, konzertierten Sie nicht am 5. März im „Plaza" in Glasgow, hatten Sie nicht am 7. eine Matinee in der Alhambra in Liverpool ... und ... und ..."

„Wie bitte?" ... Jack kann die Fragen des Staatsanwalts absolut nicht mehr verstehen ... Der wundert sich ... sollte Saxophon und Schlagzeug Jacks Gehör so angegriffen haben ...? Die erwartete Heiterkeit der Zuhörer bleibt nicht aus ... Und weiter gellen die gebräuchlichen Namen aller erdenklichen Vergnügungsstätten durch die Luft: die Alhambra, Empires, Palaces, Hippodromes ... sie zucken wie glitzernde bunte Lichtreklamen in dem dämmrigen Raume auf... Und in ihnen allen hat Jack in den kritischen Tagen mit seinen Boys gespielt, da er angeblich kaputtgefahren im Krankenhaus lag, hat brausenden Applaus und volle Kassen geerntet...

„Ist es wahr, Mr. ... eh — Hylton?"

„Ja, es ist ... Aber ich war so elend und krank, ich hatte es alles vergessen."

„Oh, wie bedauerlich ... 200 Pfund, 300 Pfund, 400 Pfund pro Abend...?"

Und nun schallen die Zahlen durch den Saal, wie die Kursmeldungen auf der Treppe der pariser Börse ... Warum hat hat er sie denn nicht in sein schönes Bankbuch eingetragen, das hier in den Händen des Staatsanwalts liegt?

Ja, das kam so, er hat immer das Geld gleich bar bekommen und in die Tasche gesteckt.

„Aber nein, wirklich ... Die ganzen Summen in Noten, Silber und Kupfer bar auf den Tisch des Hauses... komisch. Und bitte, hat seine Popularität zu- oder abgenommen?"

Schweigen.

„Bitte, Mr. Hylton...!"

Oh, wie peinlich, draußen hört es das Publikum...

„Eh ... hm zugenommen..."

Nun, das ist doch schön... nein, gar gewiß nicht schön... Das wollte der Staatsanwalt nur wissen. Denn wieso ist dann geschädigt?

Resümee: Statt von seiner Wohnung, wo die Gattin die Flamme des häuslichen Herdes hütete, ist er frühmorgens vom Piccadilly-Hotel abgefahren ... aus „rein persönlichen Gründen". Wehe! Er hat viele Stunden Excesse mit Excessdoktor und allem Komfort begangen, er hat Konzerte und flying matinées gegeben, viel Geld verdient und viel Spaß gehabt.

„Mr. Hylton, wissen Sie, daß Sie betrügen wollten?"

„Ich weiß es."

„Mr. Hylton, Sie sind auf diese Sache nicht sehr stolz, nicht wahr, Sie sind es nicht?"

„Ich bin es nicht."

Die Gotik steht streng und finster. Und Jack ist gar nicht mehr modern style und à l'américaine, sondern bescheiden und kümmerlich, ein kleiner Bursche aus seinem Heimatdorfe in Lancashire. Die Klage wird abgewiesen.

Das kommt davon. Er hätte seine Boys mitnehmen sollen. „Geh ohne Stab nicht in den Schnee, geh ohne Steuer nicht zur See", schrieben wir uns als Kinder in die Stammbücher. So du eine Band hast, geh ohne Saxophonbläser nicht vor Gericht. Hätten sie hinter ihm gestanden, und er hätte mit ihnen „Shepherd of the Hills" gespielt, statt davon zu sprechen, wer weiß, ob nicht Publikum, Richter mit roter Schärpe, barrister und besoyers in weißer Perücke und flatternden schwarzen Seidenmänteln aufgesprungen und im Charlestontakt durcheinander gehüpft wären! Und es wäre ein Hogarth-Bild aus merry old England geworden, statt einer gotischen Kirchenszene.

Mannheim—Ludwigshafen von Ernst Bloch

Früher war das mit dem Schmutz sehr einfach. Wo gehobelt wurde, lagen Späne. Die Hobler lebten in Mietslöchern, die Luft war von Ruß verpestet, die Straßen trostlos. Weit weg wohnten die Herren mit dem von Andern verdienten Geld. Hatten Häuser wie Nippes, bekleideten sich mit alter Kultur. Kein Laut von dem sauren Tagwerk drang herein.

So trennten sich immer mehr die Viertel, wo geschafft und wo verzehrt wurde. Ohnedies sprang die Technik auch in ältere, edle Stadtteile vor, zerstörte das Bild. Die Zufahrtsstraße vom Bahnhof war meist eine andre als die von der Landstraße geworden, verlegte die alte Achse. Aber immerhin starb die überkommene Stadtkultur nicht ganz; der Wall, der Ring wurde bepflanzt oder gar Wohngegend. Der neue Wasserturm genierte sich, in den achtziger Jahren, einer zu sein, wurde wie ein Humpen gebaut. Auch gesellschaftlich rückte die Bourgeoisie ins höfische Vergnügen ein, hatte ihre guten Konzerte, plauderte in den Logen.

Schlecht erging es dabei neuen Städten, denen nichts die Schritte lenkte. Besonders wenn sie neben einer alten Kulturstadt liegen, wie Ludwigshafen neben Mannheim, auf beiden Seiten des Rheins. Der Fluß trennte schon genügend, die bayrisch-badische Landesgrenze hinderte erst recht jeden Ausgleich. Ludwigshafen war so verpflichtet, eine eigne

Stadt zu werden, nicht etwa nur eine Vorstadt, in der die Abwässer der Industrie fließen. Bei seiner Gründung vor 75 Jahren war es durchaus als Konkurrenz gegen Mannheim gedacht; so richtete es sich schlecht und recht aus Eignem ein. Die Badische Anilin- und Sodafabrik (hierher verlegt, damit Rauch und Proletariat nicht nach Mannheim bliesen) wurde dazu das buchstäbliche Wahrzeichen der Stadt. Drüben lag das Schachbrett der alten Residenz, heiter und freundlich gebaut wie zu Hermanns und Dorotheas Zeiten; hatte statt der größten Fabrik das größte Schloß Deutschlands, vielleicht weniger Wahrzeichen, im neunzehnten Jahrhundert, aber immerhin eine schöne Dekoration, die der Bourgeoisie Haltung gab. Ludwigshafen blieb nur der Fabrikschmutz, den man gezwungen hatte, Stadt zu werden: zufällig und hilflos, vom Bahndamm im Kreis entzwei geschnitten, ein Zwickau ohne Hemmungen, nach dem falschen Morgenrot von Biedermeier, das in seine Gründungszeit fiel, ein äußerst nasser Tag. Die Anläufe zu „Kunst und Wissenschaft" gerieten lächerlich, wurden alle von Mannheim abgefangen; es gibt in der zahlenmäßig längst perfekten Großstadt heute noch kein Theater. Auf dem Marktplatz steht ein „Monumentalbrunnen" (er heißt so); der ist grau, gelb, weiß, rot, weil er sämtliche Sorten des pfälzischen Sandsteins enthalten soll. Männerköpfe, Wappensprüche, Säulen, Nischen, Urnen, Kränze, Schiffchen, Kronen, Bronze, Becken, Obelisk, alles im mickrigsten Ausmaß — das Ganze ist vielleicht das schönste Renaissance-Denkmal des neunzehnten Jahrhunderts. Tausend gute Stuben sehen von diesen Steinen auf uns herab; 1896 in nuce und in der Provinz. Und vom Bahndamm grüßt eine Trauerweide zum „Jubiläumsbrunnen" herüber (er heißt wieder so): dort steht Gußeisen auf Tuffstein, die Bavaria verleiht der Ludwigshafenia die Stadtkrone, schräg unten lehnt Vater Rhein grottenhaft, gießt spärlich Wasser aus seinem Füllhorn. Am Bahnhof steht eine Schillerbüste und die Berg- und Talbahn spielt den Text dazu, Branntweinschenken heißen „Zur Pariser Uhr" und der theatralische Verein spielt den „Scharfrichter von Augsburg": das ist oder war bis vor kurzem dieses kleinbürgerliche Wildwest am Rhein. Am feierlichsten Fluß Deutschlands, mitten zwischen Speyer und Worms, mitten im Nibelungenlied gleichsam, dicht neben Jesuitenkirche, Rokoko-Bibliothek, Schillers Hof- und Nationaltheater in Mannheim. Selten hatte man die Wirklichkeiten und die Ideale des Industriezeitalters so nahe beisammen, den Schmutz und das residenzhaft eingebaute Geld.

Weshalb schreiben wir aber darüber mit so langem Anlauf? Weil da etwas umschlug, weil hervorkommt, wohin die Zeit marschiert. Weil Ludwigshafen, das für Mehreres steht, plötzlich wichtiger geworden ist, in der neuen Luft, als Mannheim. Da liegt, nein, da fährt nun die häßliche Stadt, aber sie spektakelt so roh, Geld kreist und die I. G. Farben dampfen. Da ist etwas zur Front geworden, die alles an den Tag legt und sich nicht mehr gebildet geniert. Selbst der Stadtgöttin Ludwigshafenia wie auch dem Vater Rhein legte man jetzt einen Strick um den Hals, am Jubiläumsbrunnen, und zog sie nieder,

was mindestens so symbolisch ist wie der Baumeister Solneß. Und eine Vergnügungsmaschine soll an die romantische Stelle, ein Theater dazu mit wechselnden Truppen, die grade vorn liegen; kurz all der zerstreuende Lärm, den die Bourgeoisie jetzt zuläßt und der immerhin konkreter ist als Schiller und Ibsen, vom Stamm Pensionsberechtigter gespielt. Die Buben Ludwigshafens haben Krane vor Augen, Jahrmarkt und Karl May, der Mittelstand liest zwar auch hier seinen Herzog, doch ohne Glauben daran, die Meisten lesen überhaupt nicht, doch ihre Welt sieht aus wie Sinclair, manchmal auch wie Jack London. Dabei haben Wassermann und Thomas Mann, soignierte Bürgerprobleme älterer Schicht, keinen Platz. Selbstverständlich ist vieles an dieser wie andrer Betonung der Gegensätze übertrieben, um der Reinheit des Problems, der Schärfe der Gestalt willen, doch nichts verzeichnet. Selbstverständlich stockt Mannheim nicht nur deshalb, weil es eine ältere Kulturstadt ist, sondern weil ihm die billigeren Eisenbahntarife den Hafen veröden, weil seine Industrie keine persönliche Initiative hat; im Gegensatz zu Stuttgart etwa, gleichfalls einer alten Residenz. Dazu noch erleichtert hier der bayrische Partikularismus. Sonst kein besonders amerikanisierendes Wesen. Bayern unterstützt den Hauptort seiner pfälzischen Provinz, sucht gerade durch die Blüte Ludwigshafens den Wert innerdeutscher Grenzen zu beweisen. Doch dotiert jetzt erst Bayern und nicht immer freigebig; noch residiert sein Statthalter bei den Kaisergräbern in Speyer und handelt danach. Jedenfalls ist das bayrische Patronat der zeitlich wie sachlich letzte Grund für Ludwigshafen als Front, Mannheim als beginnende Etappe. Vielmehr I. G. Farben haben die Stadt von Anfang an substanziiert, geben ihr jetzt erst recht das reine, roh-kalte, phantastische Gesicht des Spätkapitalismus. Auch im Einheitsstaat wäre wohl die Kolonialstadt exakter in Form, konkreter im Ausdruck als der Kulturboden.

Städte dieser Art sollte man jetzt besonders wiegen. Im Ruhrgebiet gibt es manche dergleichen, obzwar ohne so nah scharfen Gegensatz. Sie haben noch reaktionären Muff genug, den Stumpfsinn währender Kleinbürger, eine schauerliche Provinzpresse. Dennoch hat Ludwigshafen gegen den Typ Mannheim das ehrlichere Gesicht; seine Industrie zerstörte nicht erst natürliche kulturelle Zusammenhänge, sondern steht ab ovo fremd zu ihnen. Das ist aufrichtigster Hohlraum des Kapitalismus: dieser Schmutz, dieses rohe und todmüde Proletariat, ausgetüftelt bezahlt, ausgetüftelt ans laufende Band gestellt, dies Projektemachen eiskalter Herren, dieser Profitbetrieb ohne Legendenreste und Phrase, dieser schundig-kühne Kinoglanz in den traurigen Straßen. So sieht es jetzt aus in der deutschen Seele, eine proletarisch-kapitalistische Mischwirklichkeit ohne Maske. Und rings um Ludwigshafen die dunstige Ebene mit Sumpflöchern und Wassertümpeln, eine Art Prärie, die keine Gütchen und Idyllen kennt, zu der Fabrikmauern und Feuerschlote so traurig-hell passen. Das ist ein guter Standort, um die jetzige Wirklichkeit zu sehen, um mehr noch die Tendenz zu fassen, die sie ist und die sie aufheben wird. Ältere, gemütlichere Städte, Plüschstädte gleich-

sam, haben diese Tendenz auch, doch nicht in dieser traditionsleeren Luftleere, diesem diabolisch reinen Materialismus und seiner Dialektik. Der Boden des Profits ist hier völlig vulkanisch, die Industrie immerhin nicht romantisch, sondern mit Formen ihres Gegensatzes selber schwanger. In fünfzig Jahren könnte auf dem kruden Boden eine Stadt stehen, die sich gewaschen, die sich nicht einmal gewaschen hat, sondern direktester Wuchs ist aus Schiffbau, Silos, Elevatoren, Fabriksaal. Die kommende Zeit hat hier mehr umzustoßen, aber weniger anzuzünden als in der alten Kultur, die dafür mehr zu plündern gibt.

Denn im jetzigen Schmutz und seinem Gewächs blüht noch kaum etwas, der Rede wert. An die vorgeschrittenste Stelle kommt nichts als dürftiger Abhub Berlins, bestenfalls, hie und da. Dafür aber sind Sprungstellen da, die Berlin noch nicht hat, und in denen Improvisationen nisten könnten, die kein „Kulturwille" ahnt. Orte wie Ludwigshafen sind die ersten Seestädte auf dem Lande, fluktuierend, aufgelockert, am Meer einer unstatischen Zukunft. Das behagliche pfälzische Weinland, eine halbe Stunde von hier, Hof- und Nationaltheater, die nahen Dome von Worms und Speyer rücken vorerst fern. Die internationale Bahnhofhaftigkeit schmilzt alles ein, hat weder die frühere Muße noch kann sie sich am rezeptiven Genuß überkommender Bilder begnügen. Aber vielleicht desto quellnäher tritt einmal die Dynamik dieser Zeit, auch ihr Schreien aus dem gekommenen substanzialen Nullpunkt wieder an den Ursprung der bloßen Bilder heran. Hat derart auch hier die Tendenz selbst (wie immer noch schwach oder verwandelt), welche die Theater und Dome erst geschaffen hat. Wird also auch der Welt, die die Theater und Dome meinten, wieder begegnen, gewiß verwandelt, vielleicht zusammengelegt, jedenfalls aber gleichfalls aufrichtiger als dies dem „gebildeten" Bürgertum gelang. Das immer nur alte Gespenster in neuen Sackgassen umlaufen ließ: griechische Säulen, jetzt maurische Würfel, gotische Hochhäuser und was noch, in voller Kernlosigkeit der Kopie. Gut, daß die Dome den Raum nicht stören, wie in den Ländern allzu dichter, allzu alter Kultur; sonst lenkte die Intensität rasch in Romantik, statt in gerade Phantastik ein. Gut, daß sie wenigstens in einiger Nähe liegen, überall in Deutschland, selbst in Berlin; sonst hieße die Utopie dauernd Wildwest.

Zu dieser Rassenfrage

In unserem Jahrhundert glaubt man, daß die Schwarzen ihrer Rasse und Abstammung nach von den Weißen gänzlich verschieden, aber in bezug auf die Menschenrechte gänzlich gleich seien. Im XVI. Jahrhundert glaubte man, daß die Schwarzen dieselbe Abstammung wie die Weißen hätten und eine Familie mit ihnen bildeten, aber, besonders von spanischen Theologen, wurde ganz allgemein die Auffassung vertreten, daß sie in bezug auf die Menschenrechte von Natur und durch göttlichen Willen weit unter den Weißen ständen. In beiden Jahrhunderten aber wurden die Schwarzen verkauft und gekauft, und man ließ sie in Ketten und unter Peitschenhieben arbeiten. Das ist die Ethik. Und soviel haben in Fragen der Moral Glaube und Handlungen miteinander zu tun! *Leopardi*

Meine Flieger — deine Flieger

von Theobald Tiger

Unsere Flieger haben über den Ozean gemacht —
deutsche Energie! deutsche Energie!
Unsere Flieger hatten eine Schreckensnacht —
so was war noch nie!
Hier ihre Biographie!
Kikeriki —!
Und wir brüllen, daß es durch die Straßen gellt
„Unsere Flieger sind die ersten auf der Welt!"
Eure Flieger sind ganz nette Leute —
aber kleingedruckt, auf der zweuten Seute.

Unsere Flieger sind der Stolz des Landes!
Vive la France! Quelle rumeur!
Unsere Flieger sind der Gipfel ihres Standes —
Réception et la Légion d'Honneur!
Und dahinter stehn die Industrien,
und sie grinsen in Paris wie in Berlin . . .
Eure Flieger sind ja schließlich nur
eine kleine zweite Garnitur.

Unsere Flieger fliegen heut nach Mexiko!
Gods own country — our America!
Unsere Flieger halten das Niveau —
For the colonel:
Hip, Hip, Hurra!
Jede Zeitung hat uns das gesagt:
hat da einer einen Flug gewagt,
wächst empor zum höchsten Firmament
noch der allerdümmste Abonnent.
— „Weil du, Landsmann, doch aus gleichem Holz bist,
bin auch ich ein Held, der johlend tanzt!"
Sage mir, worauf du stolz bist,
und ich sage dir, was du mir kannst.
Unsere Flieger! Unsere Flieger!
Die sind Sieger! Die sind Sieger!
Eure Flieger, gar nicht zu vergleichen,
können unsern nicht das Wasser reichen.

Will der Stammtisch aller Welt nicht ohne Lust sein —:
braucht er
Kino, Kirche und das Nationalbewußtsein.

Bronnen und Bruckner von Harry Kahn

Alljährlich, wenn in Werder die Kirschblüten aus den Knospen brechen, übermannen auch den berliner Theaterleiter Frühlingsgefühle. Der Mut schwillt ihm im Busen: er wird literarisch. Mut, definiert der witzig-weise Shaw, ist nichts als die Flucht nach vorne. Auf der Flucht vor Kontraktbruch und Konventionalstrafe kriegt der Direktor plötzlich verzweifelte Kurage zur Kunst. Und dann gehts los: womöglich alle vierzehn Tage eine hochliterarische Première. Es wird gearbeitet wie im ganzen Winter nicht; es wird aufgearbeitet, aufgewaschen ... Etwa so:

Wer ist denn frei? Franck, Valk, Müthel? Denen liegen die Rollen nicht? Aber das sind doch ausgezeichnete Schauspieler: die schaukeln jedes Musenkind. Die übrigen Rollen sind ja leicht zu besetzen. Eine hundeschnäuzige Proletentype: natürlich Weber; der berlinert am besten. Das ist die Hauptsache! Sie werden sehen, was der für Lacher hat; Grinsen und Gänsehaut zugleich wird die Leute schütteln, wenn der losschnoddert. Ach ja, die Frau? Dämonisches Kindweib, enfant fatal? Auf Lager haben wir so was nicht. Bergner? Sie sind wohl verrückt! Wie soll denn das reinkommen? Außerdem spielt sie nur noch ihre alten und allenfalls stumme Rollen. Sie will ja nichts mehr lernen. Binder? Bei Piscator. Gerda Müller? Hat sie das nicht schon in Frankfurt gespielt? Wäre eine Idee. Aber zu teuer, sie kommen zu lassen. Für die paar Vorstellungen! Am besten wäre, mal ganz was Neues herauszustellen. Eventuell aus der Provinz: kostet nicht viel und kann Entdeckerlorbeeren bringen. Natürlich was pikfein Erotisches: Girl mit Hintergründen; Synthese aus Bemberg und Freud; Kunstseide mit Komplexen. Das ist jetzt die beliebteste Marke. Da hat doch letzten Sommer so 'ne schicke Person den Schwank gespielt, wie hieß er doch gleich? Ja: Theo macht alles ... Die Bard, natürlich. Hat bei Falckenberg in München, bei Reinhardt in Wien große Dinger abgezogen. Ist dem Publikum hier kaum bekannt, hat aber schon Kredit bei der Kritik. Ausgezeichnet. Jetzt brauchen wir bloß noch einen Maler? Traugott Müller? Ist ungleich, hat aber manchmal Einfälle. Schön. Ein Regisseur? Ich denke, der Autor will selbst ...? Schließlich wird doch ein „Fachmann" hermüssen. Schon zum Streichen. Na, wer grade nichts zu tun hat. Hilpert? Gemacht ...

So ungefähr kommt so was zu Stande. So ungefähr kams jetzt zur „Katalaunischen Schlacht". Abgefaßt von Arnolt Bronnen vor fünf, angenommen von Leopold Jeßner vor vier Jahren. Damals ein Griff ins volle Menschenleben, in den tollen Milliardentaumel. Heute Historie; ohne Patina, aber schon mit Schimmel. Vergilbtes Holzpapier. Kolportage mit Tiefen-pardon: mit Höhensteuerung. Nach den Geistern, die, wie die Sage will, in den Wolken weiterkämpften, da das Gemetzel zwischen den Heeren des Attila und Aëtius zu Ende war, heißt ja das Stück. Aber wolkig wird bei Bronnen bloß der Stil, in dem sie reden und sich gebärden, wenn sie sich über den Tag erheben

wollen. Sonst sinds durchaus tellurische Geister, die sich da vom Ende des ersten Akts an betätigen, Erdgeister. Bronnen ist nicht ihr erster Exorzist; ohne Wedekind und Strindberg wüßte er schwerlich so gut Bescheid darum, daß sie vorhanden, wie sie zu beschwören sind. Geschlechtsdrang und Liebeshaß, Blutverfallenheit des Mannes, Weltangst des Weibes haben uns aus Adolphe und Doktor Schön, aus Henriette und Lulu schon eher und echter angeschauert als aus dieser Hiddie und ihren Kavalieren in Kaverne, Kinologe und Kajüte. Diese Milieus allein sind Bronnens originale Beisteuer. Neben mancherlei minderm modischem Komfort: als Stimme des Gewissens dient etwa ein Grammophon. Wie dessen Schallplatte gleichzeitig spielt und aufnimmt, sodaß Todesröcheln in Tanzmusik schneidend nach Jahren noch die Hinterbliebenen aufstört, bleibt Bronnens Geheimnis. Willkürlich, schief, gerenkt wie diese technische ist in dem Stück alle Symbolik oder was dafür gelten möchte. Die Konsequenz der Sexualität sei: Unmöglichkeit der Liebe, meint Bronnen im Programmheft. Seine drei Genossen aus Schützengraben und Schieberkaffee jedenfalls sind für jene These nicht beweiskräftig: gutgesehene Typen einer krisengeschüttelten Zeit, aber keine gültigen Repräsentanten der aus Gut und Böse, aus Sauber und Schmierig gemischten Menschheit.

*

Auch bei Hartungs in der Hardenbergstraße ist der holde Lenz erschienen. Nach materieller Festigung des Etats mittels der Coeur-Bube-Serie wird dort wieder ein Experiment gewagt. Es gelingt: nicht zuletzt durch des Direktors straffe, abwägsame, erfreulich mätzchenfreie Regie. Hartung beginnt, die Unarten aus seiner expressionistischen Zeit abzulegen. Seiner Frau, auf dem Zettel Elisabeth Lennartz geheißen, hat er sie noch nicht austreiben können. Sie schnaubt und faucht, als stünde sie noch in Darmstadt und der Dollar auf 50 000. Sie zerkreischt und verkrampft ihre zweifellos große, aber zu früh an Zentralrollen gelassene Begabung und drückt das Niveau eines ausgezeichnet gefugten und gestuften Ensembles, das qualitativ in der kleinen Hilde Körber gipfelt: seltne und seltsame Mischung aus Hysterie und Humor, ergreift und entzückt die mit der Darstellung einer halbflüggen Sexualhörigen.

Wer allein diese Figur geschaffen hat, ist ein Dichter. Oder eine Dichterin? Man möchte es fast meinen: die Frauen gehen tapfer bis ans bittre Ende; die Männer bleiben feige im süßen Leben; die weiblichen Seelen verästeln sich liebevoll; die männlichen sind auf eine nicht immer ganz haßfreie Eingleisigkeit festgelegt. Gleichviel jedoch, wer hinter Ferdinand Bruckner steckt; wer diese Diagnose und dieses Drama von der „Krankheit der Jugend" gemacht hat, der oder die kann was. Das hat Hand und Fuß; oft genug gewiß Wedekinds Schöpferhand und Pferdefuß: die Gräfin Désireé heißt mit Nachnamen Geschwitz, und der ewige Student Freder bereichert die Mannsteufel des Erdgeistdichters nur um die Haarmannuance des Halsbisses. Aber da wird nicht bloß im Programmheft als der Binsenweisheit letzter Schluß mitgeteilt, daß „Sexualität das

Sturmzeichen geistiger Krisen" sei. Sie wird als solche gestaltet; so stürmisch, wie es der Krise der heutigen Menschen zwischen Zwanzig und Dreißig angemessen ist. Der sittlich-seelischen Krise einer Generation, der der von den katalaunischen Gefilden aufschwälende Pulverdampf und Blutdunst das letzte Fetzchen Himmel verdeckt hat. Was, wo ist des Lebens Sinn? Abschwenken in die Bürgerlichkeit oder Ausbruch aus dem Dasein; Selbstmord der Seele oder Freitod des Leibes? Tertium non est. Sport? Ein Palliativ der Geistlosen; Ablenkung der Muskeln und Poren, kein Heilmittel für Ganglien und Nerven. Politik? Das Beispiel der russischen Jugend lehrt, wie gern die Gegenwart der Zukunft ein Paroli bietet, wie leicht das Telos vom Eros paralysiert wird. Der Geist des Komsomol gärt in der Jugend aller Kontinente. Die Lebensangst flüchtet in den Lebensgenuß, und vom Kokain zum Veronal ist der Schritt so klein wie der von der Wollust zum Tode immer war.

Das alles gibt Bruckner in einem knappen, schlagkräftigen Dreiakter, der höchstens den einen dramaturgischen Fehler hat, daß er die Armut der zwei ersten Aufzüge an Handlung durch Häufung von krassen Effekten im dritten auszugleichen sucht, aber grade dadurch die einheitlich starke Wirkung des Ganzen beeinträchtigt. Diese Wirkung geht vor allem aus von einem geistig gespannten, dramatisch aktiven Dialog, der ohne lyrisches Geschwafel auf sein Ziel lossteuert und doch nicht ohne dichterischen Glanz ist. Mit all dem ist „Krankheit der Jugend" das weitaus wichtigste Stück Theater, das diese an nahrhaften Neuerscheinungen allerdings höchst frugale Spielzeit hervorgebracht hat. Daß es erst an ihrem Ende auf den Brettern erscheint, auf denen während der wertvollsten Monate mondäne Nichtigkeiten und politische Wichtigmachereien ihr Serienwesen trieben, das beleuchtet besser als viele Worte das Elend des berliner Theaterbetriebs.

Der letzte Kaiser von Carl v. Ossietzky

Die Franzosen haben schon so lange keinen König mehr und wissen nichts Rechtes mehr von der Monarchie. Sie kennen die Könige nur noch als friedliche Vergnügungsreisende, die tags offiziell bei der Republik bankettieren und nächtens privat in den Mysterien der Amüsierindustrie verschwinden. Dergestalt ist der König in den festen Fundus pariser Schwankiers eingegangen. Nur in den Nationen, wo die Monarchie noch heute Gegenwart oder frische Vergangenheit bedeutet, leben auf dem Theater noch die massiven Herodestyrannen, die bösen und die milden Richarde und Heinriche. So stark wirkt die Beschwörung noch immer, daß selbst in Alfred Neumanns historischem Mummenschanz gelegentlich noch eine Maske zeitgenössisch anmutet. Doch die Franzosen haben ihrem Lilienkönig den Kopf abgeschnitten, und seitdem gelingen ihnen keine Könige mehr. Der elegante, wohlerzogene Herr in Jules Romains' „Diktator" scheint kaum um ein so ernstes Ding wie eine Krone zu spielen, viel eher gleicht er in seiner Gentilezza dem reisenden König, der es verschmäht, wegen einer Hotelrechnung zu zanken, und bei Jean-Richard Bloch vollends ist der junge Prinz Roger nur der zärtliche Königssohn, der hinter kleinen Grisetten her ist und in Montmartrekneipen mit roten Agitatoren auf den Untergang der Bourgeoisie

toastet. Aber das Schicksal hat Großes mit Bubi vor. Der kaiserliche Onkel und dessen Sohn kommen bei einem Eisenbahnunglück um, und Bubi ist mit einemmal Kaiser. Der Junge hat mit Nutzen das Neueste von vorvorgestern gelesen: Adolph Stoecker und Damaschke und Friedrich Naumanns „Demokratie und Kaisertum". Er will ein Volkskaiser, will der Arbeiterkaiser werden. Liberale Erlasse ergehen. Der herrschsüchtige alte Kanzler wird verabschiedet. Konflikt mit dem kaiserlichen Hause, den Militärs, den Kapitalisten. Kriegsgefahr. Der junge Monarch ist für den Frieden, aber die Patriotenliga hat schon den Acheron zum Schäumen gebracht. Der Kriegstaumel droht den Thron umzureißen, doch siehe, da bricht die kommunistische Revolution aus, der Kaiser wirft das Scepter hin, um fortan als Genosse unter Genossen zu leben. Denn die Zeit der großen Einzelmenschen ist vorüber, die der Masse angebrochen, so verkündet als Schlußmoral der Genosse Janvier, nachdem er eben seine proletarische Anhängerschaft mit der Routine eines alten Kompagniefeldwebels belobt, gerüffelt und nach Gutdünken hin und hergeschoben hat. Es braucht nicht gegen das Stück zu sprechen, daß das Königtum nirgendwo untergegangen ist, weil es zu sozialrevolutionär war, aber Herr Bloch, wie gesagt, kennt eben die Könige nicht, und selbst, wenn er sie besser kennte, würde das wenig nützen, weil er eben kein Dramatiker ist, und weder für eine gute noch für eine schlechte These werben kann. Was hat aber Piscator damit zu schaffen? Seit wann schwört man da auf Friedrich Naumann? Das Programmheft verrät: „Es scheint, als hätte Bloch uns das Vorbild eines Fachmanns zeichnen wollen, als er uns die Geschichte seines Kaisers erzählte: des Fachmanns der Macht, der kommt, um seinen Platz inmitten des aufstehenden Proletariats einzunehmen." Die richtigen Revolutionen haben bisher auf diese Fachleute verzichtet, in Rußland besonders hat man nicht nur dem angestammten Spezialisten der Branche, sondern auch seinen ahnungslosesten Anverwandten den Hals umgedreht. Die Republik mit dem Großherzog an der Spitze ist eine deutsche Erfindung, und wenn Bloch und Piscator sie aufnehmen, so zeugt das leuchtend für die triumphale Siegeskraft typisch deutscher Marotten. Natürlich hat sich das Stück auf der Reise von Paris bis zum Nollendorfplatz etwas verändert. Ein paar aktuelle Flicken beleben die graue Eintönigkeit. Der Zettel nennt Herrn Bloch als seinen eignen Bearbeiter, und das ist gewiß ein weiter Sprung von der blutlosen, redseligen Sentimentalität des heiligen Originals bis zur grobdrähtigen Gesinnungstüchtigkeit der Einlagen und Anhängsel. Es soll wohl eine Konzession an die neue Sachlichkeit sein, wenn ein junger Matrose das Lapidarwort „Scheiße" breit und wuchtig hinlegt, so hübsch langsam, wie mit der Schaufel heraufgeholt, was in den letzten Parterreihen ein leises, schmerzliches Stöhnen hervorruft, weil die guten Leute sich vom Theater gebildetere Vorstellungen machen, während das abgebrühte Parkett leicht darüber hinweglächelt, aber man darf doch bezweifeln, ob grade das der robustere Bloch II dem sensiblen Bloch I abgerungen hat, oder ob wir es hier nicht vielmehr mit dem diesmal einzigen Resultat der simultanen Anstrengungen des dramaturgischen Beirats zu tun haben. Der Regisseur Karlheinz Martin erweist sich wieder als das wendigste Talent der berliner Theater. Wie mühelos er in einen neuen Stil schlüpft! Es ist, bis auf den Charakter, alles da. Das erste Bild auf dem Panzerschiff: Piscator mit Volldampf. Das Zimmer im Schloß mit den vielen Türen, dem Gewimmel der Befrackten und Uniformierten: tüchtiges moskauer Theater. Packend das vermottete Prunkzimmer der Kaiserin-Witwe, wo Frieda Richard, wie eine giftige alte Spinne thront, unter Photographien von Hofzelebritäten von 1900. Die Schauspieler sind wieder von Gog und Magog geholt. Eine Assemblée von Prominenzen. Morgen wird Ernst Deutsch wieder bei Reinhardt oder Barnowsky echte Könige spielen, vielleicht

den castilischen Alfonso, der nach Esther von Toledo girrt und an der mißhandelten Leiche des Idols doch die Staatsraison akzeptiert, Frieda Richard, Steinrück, Forest, Werner-Kahle, morgen werden sie wieder bei Barnowsky oder Saltenburg sein. Gäste alle, keiner wurzelt. Und Alexander Granach, der Lenin, der eiserne Stratege des Blochschen Klassenkampfes? Ein kleiner, geschwollener Bierbankpolitiker, der bald unverständliches schreit, bald unverständliches murmelt, kein Diktator, sondern die Karikatur eines radikalen Deputierten, der Hannibal Käsmeier des Herrn Hussong und ein erschreckender Beweis dafür, wie eine große Begabung in einer kurzen Saison verschludern kann, wenn das Herz des Theaterführers mehr bei den Maschinen ist als bei den Menschen.

Wirtschaftsjustiz von Morus

Kölling und Zuckschwerdt

Zwei Richter, ein großer dicker, namens Hoffmann, und ein kleiner dünner, namens Kölling, sind jäh aus dem Bett geschreckt worden, in dem sie sich kraft ihres Assessorexamens lebenslänglich glaubten strecken zu können. Ein paar Beamte der berliner Kriminalpolizei haben diese beinah verfassungswidrige Untat verübt. Die Kriminals hatten festgestellt, daß der kleine Dünne, mit Unterstützung des großen Dicken, einen unschuldigen Mann, namens Haas, unter Mordverdacht in Untersuchungshaft hielt, während man den Mörder frei herumlaufen ließ. Die Presse schlug Alarm, die Preußische Regierung griff ein und verhinderte, daß der Justizmord perfekt wurde. Der kleine Dünne und der große Dicke aber sahen in diesem Vorgehen einen Angriff auf ihre richterliche Unabhängigkeit, von der sie schon soviel Gutes gehört hatten. Sie setzen sich zur Wehr. Und nun ereignete sich — nicht im Donezbecken, wo ja eine furchtbare Klassenjustiz herrschen soll, sondern in Magdeburg an der Elbe — Folgendes:

Der große Dicke holte für den kleinen Dünnen außerhalb des Gerichts Unterstützung. Er ging zur Industrie- und Handelskammer und klagte dort über das Leid, das man dem kleinen Dünnen angetan hätte. Die Klagen waren so eindrucksvoll, daß der Handelskammerpräsident, einer der Gewaltigen der magdeburger Zuckerbörse, der Geheime Kommerzienrat Zuckschwerdt, und der fast ebenso prominente Fabrikbesitzer Otto Gruson von der Eisen- und Stahlgießerei Gruson & Co., schnurstraks zum Landgerichtspräsidenten gingen, um sich für den kleinen Dünnen ins Zeug zu legen. Sie erklärten aber nicht etwa nur, daß sie den kleinen Dünnen für gerecht und gerechtfertigt hielten, während die sozusagen ortsfremden berliner Kriminals auf dem Holzwege seien, sondern sie gaben „als berufene Vertreter des Handels und der Industrie" die Erklärung ab, daß Handel und Industrie hinter den Richtern ständen.

Und warum? Durch die Bedrohung des unabhängigen Richtertums (personifiziert durch den kleinen Dünnen, der einen Unschuldigen des Mordnes verdächtigt und ins Gefängnis gesperrt hatte) werden, so erklärten sie, Handel und Wandel

schwer geschädigt, und bei solchem Vorgehen ist zu befürchten, daß kein Ausländer mehr mit einem Deutschen Geschäfte macht. Das Wirtschaftsleben aber ist grade erst im Begriff, sich zu festigen, und eine derartige Erschütterung kann es noch nicht ertragen. Nach dieser Ansprache an den magdeburger Landgerichtspräsidenten begaben sie sich zu dem kleinen Dünnen, um ihn ihrer Sympathie zu versichern, und bestärkten ihn in dem Entschluß, den Kampf um die Unabhängigkeit der deutschen Richter wacker fortzusetzen.

Wenn die erste öffentliche Disziplinarverhandlung gegen die Träger der deutschen Justiz, die jetzt vor dem Kammergericht vom Stapel lief, nichts weiter zutage gefördert hätte, als diese kleine Episode, hätte sie sich gelohnt. Denn so schön in Reinkultur gezüchtet bekommt man die Hintergründe der deutschen Klassenjustiz nicht immer zu sehen. Der Fall ist allerdings nicht ganz typisch. Denn in der Regel formiert sich die Gerechtigkeit in Deutschland streng nach wirtschaftlichen Interessentenverbänden: wenn der Ofensetzerkommissionär Schiefelbein im Verdacht steht, seinen Stiefbruder um sein Erbteil betrogen zu haben, so hat der Reichsverband der Deutschen Ofensetzerkommissionäre die Verpflichtung, gegen die Verdächtigung seines Mitgliedes öffentlich Protest einzulegen. Im Handelskammerbezirk Magdeburg gehörte eigentlich nicht der kleine Dünne zum Verein, sondern der unschuldig verhaftete Haas, der seines Zeichens Fabrikant ist. Das in Deutschland Normale also wäre gewesen, daß Handel und Industrie der Provinz Sachsen sich in ihren Auslandsgeschäften bedroht gesehen hätten, weil man einen der ihren verhaftet hatte. Aber da Haas Jude ist und diese peinliche Eigenschaft anscheinend noch nicht durch genügenden Reichtum wettgemacht hat, so war es ein Gebot der Klassenzugehörigkeit, den großen Dicken und den kleinen Dünnen zu unterstützen.

An der Begründung brauchte sich deshalb kein Wort zu ändern. Die Erklärung, die der Geheime Kommerzienrat Zuckschwerdt in Sachen Kölling vor dem magdeburger Landgerichtspräsidenten abgegeben hat, unterscheidet sich in nichts von den flammenden Protesten, die die schwerindustriellen Verbände und Handelskammern erhoben, als man bei den Geldgebern der Roßbach- und Erhardt-Leute Haussuchungen vornahm. Was soll man auch noch mit unnützen Phrasen und Ideologien die Zeit verplempern und für derartiges Edelgewäsch sich womöglich noch einen eignen Syndicus halten? Wir sind und bleiben ja doch das Volk der Dichter und Denker. Im Übrigen aber wollen wir unsern Platz an der Sonne bei niedrigen Löhnen und hohen Preisen, möglichst viel und möglichst hohe Schornsteine rauchen lassen, Kartelle und Trusts zusammenbringen und uns vor niemandem fürchten — es sei denn vor den Amerikanern, die noch mehr Geld haben als wir.

Kohlenpreis-Erhöhung

Der Ruhrbergbau nähert sich endlich dem Ziel, das er jahrelang vergeblich angestrebt hat. Nachdem Herr Professor Schmalenbach, verständnisvoll durch mannigfaltige Privatgut-

achten vorbereitet, in seinem Haupt- und Staatsgutachten den Bergherren ein schweres Defizit herausgerechnet hat, wird wohl auch der Reichswirtschaftsminister einer Erhöhung der Kohlenpreise nicht mehr widerstehen können. Zwar hat der Schlichter im letzten Lohnstreit nach Kenntnis des Schmalenbach-Gutachtens ausdrücklich festgestellt, daß die neue Lohnvereinbarung nur unter Zugrundelegung der jetzigen Löhne gelten soll, daß, mit andern Worten, bei einer Preiserhöhung auch eine Lohnsteigerung am Platze wäre. Aber dieses kleine Hindernis wird sich wohl ohne Schwierigkeiten beseitigen lassen.

Selbst bei neuen Lohnforderungen würde man es vorerst wohl nicht auf einen großen Arbeitskampf ankommen lassen, denn für die nächste Zeit braucht man die Arbeiter, die, grade im Bergbau, immer noch dazu neigen, die Stinnessche Formel: hohe Löhne — höhere Preise, bereitwillig anzuerkennen. Schon nach dem letzten Schiedsspruch, der den Bergleuten eine achtprozentige Lohnerhöhung zuerkannte, war die Haltung der Bergherren etwas verdächtig. Sie protestierten zwar wie üblich, lehnten natürlich auch den Schiedsspruch ab, aber es ging doch noch alles ziemlich ruhig vor sich.

Allmählich stellt sich heraus, weshalb die Granden von Essen und Duisburg plötzlich so bescheiden geworden sind. Es ist durchaus nicht nur, wie man irrtümlich angenommen hat, Rücksicht auf die Wahlen, denn ein bißchen Verärgerung und Provozierung der Arbeiterschaft mit entsprechendem Kommunistenzuwachs würde ja in derselben Linie liegen, wie das Verbot des Roten Frontkämpferbundes. Aber im Bergbau geht es dies Mal um Höheres. Die Arbeitervertreter im Reichskohlenrat sollen dafür gewonnen werden, freiwillig auf ihr Mitbestimmungsrecht bei der Festsetzung der Kohlenpreise zu verzichten. Das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat will wieder nach eignem Gutdünken die Preise fest-, das heißt: heraufsetzen. Selbstverständlich nicht, um den Verbrauchern mehr abzunehmen, sondern nur um sich elastischer den jeweiligen Konjunkturschwankungen anzupassen und den Kampf gegen die englische Konkurrenz besser führen zu können. Und schließlich ist es ja nur ein Versuch, vielleicht auf ein halbes Jahr; sollte sich dann herausstellen, daß das Kohlensyndikat zur Unzufriedenheit seiner Mitbürger arbeitet, so steht es ja noch immer frei, zu der jetzigen Preisregulierung zurückzukehren. Um diesen Plan möglichst geräuschlos durchzuführen, verzichten die Bergherren sogar darauf, jetzt schon bestimmte Preisforderungen zu stellen.

Freilich ist anzunehmen, daß diese, in aller Stille vorbereitete Aktion der letzte Versuch ist, friedlich, wenn auch auf Umwegen, zum Ziel zu gelangen. Wenn die Bergherren auf diese Weise nicht durchdringen, werden sie es sicher über kurz oder lang auf einen Großkampf ankommen lassen. Schon jetzt wird fleißig stillgelegt und abgebaut, und wenn das nicht ausreicht, um den Unternehmergewinn sicherzustellen, werden die Arbeitgeber wahrscheinlich auch vor einer großen Aussperrung sich nicht scheuen.

Bemerkungen

Das illoyale Reichsgericht

Herr Jörns hat in seiner Eigenschaft als früherer Kriegsgerichtsrat und jetziger Reichsanwalt in unzulässiger Weise den Bruder Berthold Jacobs in den Ponton-Prozeß gezogen: er hat sich angelegentlichst erkundigt, ob dieser Bruder nicht in Beziehungen zum französischen Generalstab und zu andern französischen Behörden stände, damit also implicite den Vorwurf der Spionage oder des Landesverrats verbindend. Der Bruder hat sich dieserhalb bei dem Präsidenten des Reichsgerichts, dem Herrn Simons, beschwert; der hat die Beschwerde zuständigkeitshalber an den Oberreichsanwalt Werner weitergegeben. Herr Werner hat die Beschwerde beantwortet:

Er sehe keinerlei Veranlassung, gegen seinen Kollegen Jörns einzuschreiten. „Nach Mitteilungen, die Herrn Jörns von einer amtlichen Stelle vor der Hauptverhandlung dienstlich zugegangen waren", bestand die Möglichkeit, daß die Aufklärung der Prozeßsache durch derartige Fragen gefördert werde ...

Das heißt auf deutsch:

Die Spitzel haben wieder einmal miserabel funktioniert; denn es gibt kaum etwas Hilfloseres als eine deutsche Behörde, die politische Polizei spielt — das sollten sie lassen, denn das können sie nun gar nicht. Auf Grund irgend welchen unhaltbaren Geschwätzes, das dadurch nicht ernsthafter wird, daß ein Justizfunktionär es „dienstlich" nennt, beleidigt Herr Jörns einen nicht zur Debatte stehenden Angehörigen des Angeklagten. Was bezwecken diese kindlichen Fragen?

Wenn der Bruder Berthold Jacobs wirklich unerlaubte Beziehungen zu französischen Spionagestellen unterhielte — braucht der Angeklagte das zu wissen? Wenn er es wüßte —: würde er es sagen?

Das weiß natürlich Herr Jörns so gut wie sein Kollege, der Herr Werner. Beide verkriechen sich hinter die Justiz, hinter allgemeine, nichtssagende Wendungen — Jörns hat gekniffen, als ihn Berthold Jacob in der Verhandlung festnagelte, Werner tut es nicht minder, indem er den andern deckt. An der ganzen Sache ist nichts dran.

Doch, etwas: die Illoyalität des Reichsgerichts, sein völliger Mangel an Ritterlichkeit in einem politischen Kampf, in dem es klar und eindeutig die eine Seite der Barrikade bezogen hat, und in dem Herrn Simons die volle Verantwortung für das peinlich unsachliche und unzulässige Betragen seiner Beamten trägt.

Die Antwort Werners ist belanglos. Es bleibt dabei: das Reichsgericht ist keine Instanz, die in politischen Strafsachen Vertrauen verdient. Es ist eine politische Behörde geworden.

Ignaz Wrobel

Philosophen „contra" Pazifisten

Philosophen von Rang gibts, seit dem Tode Leonard Nelsons, auf deutschen Hochschulen kaum noch; wohl: Erkenntnis-Beamte, exakt und platt, oder Mystiker, tief und verschwommen, . . . oder Synthetiker, in deren edeln Schädeln zwar nicht Exaktheit und Tiefe, aber Plattheit und Verschwommenheit innig gesellt sind. Von diesen Meistern, deren Gros die Sitzgelegenheit auf Lehrstühlen bloß seinem Sitzfleisch verdankt, unterscheiden sich nicht unvorteilhaft ein paar philosophisch bemühte Gemüter, die in einem berliner Restaurations-Hinterstübchen sich und ihr Oberstübchen allwöchentlich prsentieren, indem sie klar referieren und inbrünstig diskutieren. Sie nennen sich, etwas arrogant, „DIE Philosophische Gruppe" und haben unter ihren Häuptern allerdings einen Kopf: Erich Unger — welcher vor deutschen Philosophieprofessoren nicht nur die Kenntnis der deutschen Sprache voraus hat. Wer, wie er neulich, das Problem des ewigen Friedens philosophisch erörtert,

beweist auch damit, daß er hoch über den Herrschaften steht, die mit Problemen zwanzigsten Ranges sich zu belasten und ihre Hörer zu belästigen pflegen.

Dafür ist leider im Inhalt seiner formal vorzüglichen Betrachtungen über den ewigen Frieden Manches echt professoral — und, darüber hinaus, für eine echt deutsch-intellektuelle Ungeistigkeit so bezeichnend, daß wir dreinschlagen müssen.

Nach famoser Widerlegung jener dürftigen Pazifismen, die von Monomanen des Naturrechts, der Gottgläubigkeit und der Ökonomik gesabbert werden, schickt Unger (die Möglichkeit einer rechtlichen, nämlich dem Recht auf Leben entnommenen, Begründung des Pazifismus glatt ignorierend) sich an, zu einer „tiefern" Begründung ... nicht etwa des Pazifismus, sondern des Militarismus überzugehen! Ursache der Kriege sei, „zentral" gesehen, nicht die Gut- und Blutgier der Vaterländer, „sondern" die „Suggestivkraft", die dem Befehlendürfen, dem Gehorchenmüssen und den andern Drums und Drans des Militarismus entströme. Was mit der Offenbarung dieser Binsenwahrheit gewonnen ist, wissen die Götter (zu denen ich den Doktor Unger nicht rechne). Ei freilich entströmt dem Militarismus beträchtliche „Suggestivkraft"; aber rechtfertigt die denn sein Dasein? Rechtfertigt sie nicht eher unsern Versuch, eine andre Suggestivkraft mobil zu machen: gegen die Mördermobilmachung, gegen den Sklavengehorsam —? Oder bedarf dieser Versuch am Ende der Ergänzung durch noch tauglichere Antikriegs-Aktionen, etwa durch Dienst- und Arbeitsverweigerung und Sabotage —? Mit solchen Fragen darf man Unger nicht kommen; die sind ihm zu wenig „zentral", zu „vordergründig", zu „flach". Eh' er das Kriegertum bekämpft, „begründet" ers lieber — ganz wie die ihm sonst rechtens verhaßten After-Marxisten, die den kommunistischen Staat lieber „historisch-materialistisch begründen" als ... gründen. Viel lieber als Führer will Unger Beweisführer sein; und er ist es — „erweist" er doch jeden Versuch, zum ewigen Frieden zu kommen, als „a priori verfehlt": „denn der ewige Friede ist ein Absolutum" und der Vorsatz, „sich einem Absolutum gradatim zu nähern", ist „logisch ein Nonsens". Die Nonsens-Fülle dieser Beweisführung ist unüberbietbar. Gewiß doch: der ewige Friege ist zeitlich ein „Absolutum", dieweil er nämlich ewig ist (o Tiefsinn!); aber seine Ewigkeit muß einen Anfang haben, und daß die Menschheit sich, wenn auch nur sehr „gradatim", diesem Anfangs-Zeitpunkt zu nähern vermag, kann bloß ein Denker bestreiten, der vor lauter Abstraktismus den durchaus sinnvollen Begriff der Annäherung an ein Zeit-Absolutum mit dem freilich sinnlosen Begriff eines „annähernd Absoluten" munter in einen Topf wirft. Psychologisch ist solch üppiger Denkfehler leicht zu erklären: Herr Unger will sich unter gar keinen Umständen aus der Theorie in die Praxis „herabzerren" lassen. Bevor er in die Antikriegs-Praxis eingreift, will er partout erst „durch ein Meer, durch einen Urwald von Erkenntnissen hindurch" — auf die Gefahr, hier stecken zu bleiben und dort zu ersaufen. Seine zweifellos scharfe Intelligenz, seine sicherlich sublime Hirnkultur nicht der Erforschung psychologischer und andrer Tatsachen, sondern der Verwirklichung zwar „simpler"

aber sittlicher Ideen zuzuwenden, dazu ist Herr Unger und Alles, was rings um ihn kreucht und fleucht, zu vornehm, zu „gründlich", zu — deutsch.

Das ist es: zu deutsch. Der Fall Unger, der ja als Einzelfall bloß tragikomisch wäre, ist tragisch, weil er ein typischer Fall ist: bezeichnend für den gräßlichen „Gründlichkeits"-Klaps, mit dem das Volk der Denker nun mal gesegnet ist. „Die Deutschen", sagte Börne, „gehen überall und immer von Grundsätzen aus, und ist ein Fettfleck vom Rock wegzubringen, studieren sie die Chemie vorher, und studieren so lange und so gründlich, bis der Rock darüber in Lumpen zerfallen ist." Ja, und ist ein Krieg zu sabotieren, studieren sie Psychologie und formale Logik vorher, und studieren so lange und so gründlich, bis der Krieg ihre Studier-Köpfe geköpft hat.

Franz Leschnitzer

Ein Sacco-Vanzetti-Buch

Die Welt ist verdammt vergeßlich. Nicht nur ihre Sünden und Gemeinheiten vergißt sie rasch und gründlich. Auch die Erinnerung an ihre etwaigen großherzigen und gütigen Regungen und Bewegungen verliert sich allzu rasch und oft fast ohne Spur.

Noch ist kein Jahr vergangen, seit im Gefängnis zu Charlestown (Massachusetts) zwei Menschen lebendig auf den Stuhl geschnallt und nach entsetzlich langsamen Sekunden als erwürgte, erstickte, elektrisch gesottene Leichname weggeschafft wurden. Damals stand das Herz von ungezählten Millionen still. Europäische Hauptstädte revoltierten. In Paris standen nach sechsundfünfzig Jahren die ersten Barrikaden. Das moralische Prestige Amerikas schien für Jahre hinaus vernichtet.

Sieben Monate später ist alles verweht und vergessen. Der schwarz-weiß-rote Freiherr von Hünefeld braucht nur sechsunddreißig Stunden lang sein Leben zu riskieren, um für lange Wochen die Titelseiten der Zeitungen mit solchen Riesenlettern zu füllen, wie sie Sacco und Vanzetti nach siebenjähriger, unablässiger Todesmarter nirgendwo gewidmet wurden. Freilich starben und litten sie nur für ein fernes Ideal, für die Zukunft, die Redakteurhirnen leicht zum bloßen Abstraktum wird; während der Flieger mit dem raschen Griff des sensationellen Rekords das lüsterne Herz der Welt an sich riß. Und da er in sechsunddreißig Stunden den Ozean überwand, der uns von den elektrischen Stühlen trennt, vergaßen viele, daß sie sich vor wenigen Monaten noch der geographischen Existenz jenes Erdteils geschämt hatten.

Für sie alle ist das Buch von Lyons eine höchst nützliche Gedankenauffrischung. (Eugene Lyons: Sacco und Vanzetti. Ihr Leben und Sterben. Neuer Deutscher Verlag, Berlin.) Hier werden noch einmal alle die unfaßbaren Tatsachen zusammengetragen, die zuletzt in ihrer Unlogik und Unklarheit stark genug waren, zwei Menschen zu töten. Alle die erregenden kleinen Zeitungsnachrichten sind hier gegliedert und zu einem furchtbaren Beweismaterial gegen die Justiz Amerikas, gegen die Justiz überhaupt verdichtet.

So müßte dies Buch denn vor allem jenen bändertragenden und ehrbesorgten Jünglingen anempfohlen werden, die in zehn und

zwanzig Jahren unsre Richter sein werden; sie könnten ein wenig Selbstbescheidung der richerlichen Allmacht und Ehrfurcht vor der großen Ungewißheit daraus lernen. Aber ich fürchte, sie alle tragen Binden vor den Augen, wie ihre Göttin. Und das tödliche Rauschen des elektrischen Stuhles klingt ihren Ohren wie der lebendige Takt eines Motors, der über den erregten Ozean der Zeiten hinweg die traurigen Rekorde der Justiz in die unabänderliche Zukunft trägt, die sie sich vorstellen.

Axel Eggebrecht

Hünefelds Sehnsucht

Wir Künstler und Freunde des Hauses von Hünefeld denken mit warmer Freude zurück, wie es uns schon damals vergönnt war, mit Prominenten der Oper und des Schauspiels auf den Festen bei Kroll und im Zoo zusammenzuwirken, Festen, die der alte Kunstmäcen Freiherr von Hünefeld als Vorstand des deutschen Tierschutzvereins in vorbildlicher Weise arrangierte. In diesem Kreise empfing auch unser Ozeanflieger seine erste künstlerische Anregung und Förderung. Es war bekanntlich lange Zeit sein Ziel, später ein Mal Hoftheater-Intendant zu werden ...

Berliner Lokalanzeiger

Die Ideenassoziation

Gläubige kamen und gingen, verbrannten Weihrauch und verrichteten ungeniert vor meiner Kamera ihren Kotau. Was war dem Bauch des goldlackierten Gewaltigen nicht alles dargebracht! Dutzende von Schüsseln aller Größen mit Reis, mit Wein, mit Tee, mit Bohnenkuchen, mit geschnittenem Gemüse, mit Geflügel standen auf dem Altartisch, und in der Mitte prangte ein ganzes, knusperig gebratenes Schwein, mit einem Spieß daran. Ich mußte an Menzel denken, der ein paar Stunden vor seinem Tode noch zwei Beefsteaks mit Bratkartoffeln mit auf den Weg zum Himmel nahm.

Friedrich Perzynski
„Von Chinas Göttern"

Liebe Weltbühne!

Herriot, dessen Koalitionspolitik in Frankreich von vielen Seiten angegriffen wird, war neulich beim Schneider. Der probierte ihm eine neue Hose an, und als er beim Oberteil angelangt war, fragte er: „Rechts oder links, Herr Minister?" Und Herriot:

— „Mein Name ist Haase. Fragen Sie bei Poincaré!"

Die alten Herren

Nicht jener Handvoll jugendlicher Greise
die mit uns streitet sei hierbei gedacht,
nur des Kollegs der „einflußreichen Kreise",
der Schädelstatt des Stumpfsinns und der Macht.

Die taube, lahme, innerlich verschrumpfte,
allgegenwärtige, verehrte Schar,
die jedesmal die Jugend übertrumpfte,
so oft sie laut und doch im Rechte war.

Das Götzenstandbild, das bei jeder Lesung
mit seinem Totenkopf Entscheidung nickt,
die alte Zeit, die wandelnde Verwesung,
die, grabwärts wandelnd, junge Halme knickt.

Die alten Herrn; die immer herrschen mußten.
die nie gefragt, warum die Saat verdirbt;
die immer wundervoll zu loben wußten
und jetzt nicht wissen wollen, wie man stirbt.

Karl Schnog

Antworten

Doktor Gustav Stresemann. Man hat Sie in München ausgepfiffen, man hat Sie nicht zu Ende reden lassen, man hat Sie Agenten Frankreichs geschimpft, man klebt letztere Bezeichnung an alle Plakatsäulen, und die Polizei verhält sich dazu ziemlich neutral. Wir wollen nicht jammern, daß das dem Ansehen Deutschlands schade. Es ist gewiß nicht empfehlend, daß sein repräsentativster Politiker in seinem eignen Wahlkreis so traktiert wird. Der französische Minister Herr Tardieu hat neulich sogar in einer Podiumschlacht seinen Kniefer lassen müssen, ohne daß Frankreichs Reputation dabei in Scherben ging. Aber es ist gut, Herr Außenminister, daß Sie wieder einmal die deutsche Wirklichkeit kennen gelernt haben. Daß Sie den deutschen Nationalismus, dessen Ankurbelung nach der Revolution nicht zum wenigsten Ihr Werk war, Befreier von roten Ketten, wieder einmal in seiner ganzen Herrlichkeit zu Gesicht und Gehör bekommen haben. Daß Sie inzwischen einen andern Weg gefunden haben, wissen wir. Aber wir wissen auch, daß Ihre Reden oft noch immer das Wohlwollen jener zu erhaschen versuchen, die Ihnen diese Ovation bereitet haben. Und wenn Sie mal wieder bei einem recht animierten Tee Ihrem Ärger über deutsche Pazifisten Luft machen wollen, bitte, denken Sie an München . . .

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Autonomisten von Carl v. Ossietzky

Sie nennen sich Autonomisten. Sie haben einen Heimatbund gegründet und unterhalten ein paar kleine, aber sehr lebhafte Zeitungen. Wiederholt sind sie mit der pariser Zentralgewalt heftig karamboliert, und jetzt stehen ihre Führer vor Gericht in jenem Colmar, dessen Bürgermeister Blumenthal 1914 zu den Franzosen übergegangen ist und dessen Bürgerschaft heute den neuen Deputierten Ricklin, der in der kaiserlichen Zeit ein Wortführer der Gemäßigten war, lebhaft akklamiert, wie er auf der Armensünderbank erscheint. Die Angeklagten nennen sich gute Franzosen, wie sie sich früher gute Deutsche genannt haben. Man glaubte ihnen damals so wenig wie heute. Sie sind ganz einfach Elsässer, Kinder eines Grenzlandes, das vom Vertrag von Verdun bis zum Vertrag von Versailles Gegenstand blutigen Geraufes zweier Großstaaten war. Sie kommen in manchem den Schweizern am nächsten, und als im Kriege Karl Kautsky in einer noch heute lesenswerten Studie ihre Helvetisierung forderte, kam er wohl der Wahrheit am nächsten. In tausend Jahren stürmischer Geschichte hat sich bei ihnen ein zänkisches Selbstgefühl entwickelt, und wer über sie herrschen will, bekommt ihre Querköpfigkeit in einem listenreichen Heckenkrieg zu spüren. Vor fünfzehn Jahren erst war Zabern. Damals trieben preußische Leutnants elsässische Patrioten in den Pandurenkeller; eine Farce von Kriegsgericht wob um die Schnösel eine ranzige Gloriole. Heute ahmt ein französisches Gericht mit Glück die Formen der preußischen Justiz nach, und die Administration wetteifert in Plumpheiten und Rankunen mit den alten Gouverneuren des „Reichslandes". Kulturen und Unkulturen zweier Nationen sind durch die Elsässer hindurchgeweht, aber sie sind unter dieser wie unter jener Fahne geblieben, was sie waren: brave süddeutsche Föderalisten und Partikularisten, unträtabel und gar nicht willens, gefügiger zu werden. In diesem Prozeß ohne substantiierte Anklage und von überhaupt etwas wilden Formen ist bisher nur ein klärendes Wort gefallen. Das war, als Herr Ricklin erzählte, wie er Autonomist geworden sei. Als deutscher Staatsbürger, führte er aus, hätten seine Sympathien durchaus Frankreich gehört. Doch dann habe er eine Studienreise nach Bayern unternommen, wo er das stärkste Unabhängigkeitsgefühl, den ausgesprochensten Partikularismus kennen gelernt habe, der auf der ganzen Welt überhaupt zu finden sei, und das habe ihn zum Anhänger der Autonomie gemacht. Jetzt begreifen wir auch, daß es zwischen der Anklagebank und dem Gerichtstisch, wo Herr Mazoyer als Vorsitzender und Herr Fachot als Prokurator streng amtieren, nicht einen Moment des Verstehens geben kann. Denn um was hier debattiert wird, ist auch für den polyglotten Franzosen Chaldäisch. Das ist nämlich eine kerndeutsche Sache, das ist unser heißgeliebter Föderalismus, der berühmte gesunde Föderalismus bayrischer Prägung, wo jeder das gegen

den andern tut, was er will, jeder sein eignes auswärtiges und inwendiges Ministerium ist, jeder seine eigne Wilhelmstraße, sein eigner Quai d'Orsay. Nun hat aber Frankreich den gediegensten Zentralismus, der sich denken läßt, und hier kollidiert ein bis in den letzten Winkel mechanisierter Staat mit der „Eigenpersönlichkeit" einer Provinz, die von der Geschichte heftig genug gebeutelt worden ist und infolgedessen abgehärtet gegen alle Versuche der Großen, ihr imponieren zu wollen. Frankreich hat nur die kleinste, die sichtbarste Seite der elsäßischen Schwierigkeiten wahrgenommen: den Klerus. Von dessen Omnipotenz hat Frankreich in der deutschen Zeit profitiert, der Klerus war ja damals vorwiegend französisch gesinnt, und deshalb führte die laizistische Republik in dem wiedererlangten Lande die Trennungsgesetze nicht durch. Darin erblicken die Radikalen und Sozialisten eine reaktionäre Maßnahme, eine Konzession an den Vatikan, dem sie nicht gern auch nur den kleinen Finger reichen, und deshalb verdunkelt sich auch für sie die elsäßische Frage, weil sie hier nur die klerikale Enklave und die nur kulturkämpferisch sehen. Schon früher gab es zwischen der roten Republik in Paris und den elsäßischen Priestern, die die Erinnerung an Frankreich nicht erkalten ließen, gelegentlich Unstimmigkeiten. Vor 25 Jahren, als der Abbé Wetterlé, der Unversöhnlichste der elsäßischen Politiker, in Frankreich erschien, um eine Brandrede gegen die Trennungsgesetze zu halten, würde er von dem radikalen Ministerium Combes brüsk über die Grenze geschoben. Heute richtet sich die Wut der Heimatbündler vornehmlich gegen Sozialisten und Demokraten, die nicht nur zentralistisch sind, sondern auch kirchenfeindlich. Und deshalb findet man auch in der französischen Linkspresse vorwiegend intolerante Kommentare, während die ultra-nationalistische ‚Action Française' von Léon Daudet und Charles Maurras für eine freie Volksabstimmung im Elsaß eintritt. Eine Forderung, die auf der Linken nur von der ‚Volonté' aufgenommen wird. Dieses Blatt bedauert auch, daß man in Colmar absichtlich neben ehrliche Männer dunkle Existenzen auf die Anklagebank gesetzt habe, um die ganze Bewegung zu kompromittieren. Wir enthalten uns eines Urteils darüber, so lange dieser Prozeß schwebt, möchten nur gegenüber gewissen allzu eifrigen deutschen Stimmen bemerken, daß es sich hier um eine durchaus innerfranzösische Angelegenheit handelt. Ist die Prozeßführung in Colmar schlecht und tendenziös, so wird sie der Kritik der ganzen freiheitlich denkenden Welt unterliegen, wie jede andre schlechte und tendenziöse Justiz auch, und daß es dabei um Angehörige früherer deutscher Landesteile geht, ist sekundär und soll es bleiben. Das Elsaß ist für Deutschland verloren. Nicht nur die ungleiche Machtverteilung, nicht nur die Verträge stehen im Wege, wer die Aussagen der Angeklagten unvoreingenommen liest, wird fühlen, daß hier nichts mehr zurückführen kann. Wenn man das zusammenstücken wollte, was sich in den besten und redlichsten Köpfen des Heimatbundes spiegelt, so käme nur ein ungeheurer Wirrwarr heraus, eine tragikomische Donquichotterie, der krause Idealis-

mus einiger Traditionsgetreuer, die den Begriff einer „Heimat" konservieren wollen, die es gar nicht mehr gibt. Die Zeit steht gegen überlieferte Landschafts- und Stammesidyllik, alles arbeitet hin auf Konzentration, auf Zentralisation. Straßburg mag sich gegen die Entwicklung sträuben, die es von einer kleinen in sich selbst ruhenden kulturellen Kapitale zur Provinzstadt wie andre auch degradiert. Überall wird die schöne und unschöne Lyrik des Partikularismus zu Grabe getragen, und hoffentlich erleben wir noch den Tag, wo sich über der Gruft von Bayerns eigenstaatlicher Herrlichkeit eine Pyramide von irdenen Bierkrügen türmt. Für das Elsaß aber wäre zu wünschen, daß die schwierige Zeit der Assimilation von den pariser Politikern verständnisvoller und, vor allen Dingen, mit etwas besserm Humor betreut würde als bisher. Es war ein guter und richtiger Einfall der Verteidigung, auch René Schickele als Zeugen zu laden. Der Dichter, der das Schicksal des Vogesenlandes erkannt hat wie kein Zweiter, der mitten im Kriege in einem siegestrunkenen Deutschland mit seinem „Hans im Schnakenloch" um Verstehen für seine Landsleute geworben hat, wird jetzt vor einem französischen Gericht in gleicher Sache Zeugnis ablegen. Ein Vorgang, der überall, wo man über wiedergewonnenes Land jubelt, um entrissene Provinzen trauert, zu fruchtbarer Nachdenklichkeit Veranlassung geben könnte.

Stettin von Berthold Jacob

Die ‚Weltbühne', ihr verstorbener Herausgeber voran, hat in den letzten drei Jahren eine Mission erfüllt, wie sie in langen Jahren, wahrscheinlich seit Hardens Kampf gegen die Kamarilla von keinem deutschen Organ übernommen ward: die Austrocknung des Femesumpfes.

Im August 1925 war es, als Carl Mertens hier die ersten anklägerischen Aufsätze gegen das System der schwarzen Reichswehr veröffentlichen durfte. Heute? Wir stehen dicht vor dem Abschluß des Feldzugs. Erreicht ist Viel, noch nicht Alles. Stettin zerriß die letzten Schleier.

Die von Herrn Crohne schlecht geflickte Reputation der Herren mit den breiten karmesinenen Streifen an den Hosen wurde in Stettin vollends zerfetzt. Und in Stettin kam mehr ans Licht, als wir je zu behaupten gewagt hatten, trotz der Imputation der Staatsanwaltschaft von Berlin III. Die „gehässige Politik" gegen die Reichswehr hat nicht eines der roten Hefte der ‚Weltbühne', sondern ein in der Wolle gefärbter pommerscher Junker, der Herr von Bodungen, zum Ziel geführt. Das Ziel, die in Grund und Boden geschossene Schießscheibe, war der „in Krieg und Frieden hochbewährte" Generalleutnant außer Diensten von Pawelsz, der einzige international akkreditierte General der Reichswehr, durch lange Zeit dem Reichskanzler Marx als militärischer Berater attachiert, von der Reichsregierung mit wichtigsten Missionen für Genf und Paris betraut. Er blieb auf der Strecke, soweit dieser Tabetiker, der sich rosa schminkt und überhaupt vor den Geschworenen den

schwer Leidenden à la Eulenburg spielt, noch erledigt werden mußte. Ganz nüchtern gesprochen: es gibt keinen ernsthaften Menschen, der an der Richtigkeit der Aussage dieses von Bodungen in ihrem ganzen Umfang zweifelte, dieses von Bodungen, der bekundet hat, wie er vom damaligen Oberst von Pawelsz den grauenhaften Befehl erhielt, wie fortab mit Verrätern zu verfahren. Fatal echt klingt jene Wendung des Herrn von Pawelsz, die von Bodungen zitiert und die sein Landbund-Kollege von Dewitz-Vierhoff beglaubigt: „Meine Herren, offiziell bin ich aber selbstverständlich nicht da gewesen."

Offiziell — versteht sich, nicht nur im evangelischen Vereinshaus — war nie Jemand da. Wir kennen das alte Lied. Und selten genug sickerte etwas davon durch, daß doch Jemand dagewesen sei. Schon einmal saß dem Herrn Gerhard Roßbach das Messer an der Kehle, ähnlich wie heute, als er nämlich im Sommer 1923 in der Beethovenstraße zu Leipzig saß, im Untersuchungsgefängnis des Reichsgerichts. Da hat er seinem Verteidiger, dem strebsamen Bloch, dessen verdächtigen Namen die nationale Presse gern als „Block" camoufliert, die entscheidenden Orders gegeben. Der Berichterstatter des Feme-Ausschusses, Doktor Paul Levi, hat sie aus den Akten Roßbach bereits im Jahre 1926 an die Öffentlichkeit gebracht. Da heißt es:

> Wenn es nun doch zum Äußersten kommen sollte, stelle ich der Vollständigkeit halber anheim, General von Seeckt gelegentlich seiner Vernehmung folgendes zu fragen:
>
> 1. Ist ihm bekannt, daß im Auftrage des Gruppenkommandos I bzw. des Reichswehrministeriums der Major Stehle (Namensschreibung siehe Rangliste des Reichsheeres Kdtr. Bln.) von der Kommandantur Berlin die schwarzen Waffen der Reichswehr in Potsdam und Umgebung verwaltet hat.
> 2. Ist ihm bekannt, daß zum Transport, zur Lagerung pp. häufig Angehörige der völkischen Turnerschaften verwendet wurden und daß Oberleutnant Roßbach daher fast alle Lager, ihre Verwalter pp. kannte?

Major Staehel, nicht: Stehle; heute Oberstleutnant beim 17. Infanterie-Regiment in Celle, der im Auftrag des Gruppenkommandos I, dessen Stabschef in diesem Jahre 1923 ebenfalls wieder der General von Pawelsz war, hat noch Andres auf dem Kerbholz, wovon bei späterer Gelegenheit wohl noch gesprochen werden muß. Er ist übrigens im Landesverratsprozeß gegen Wandt als sachverständiger Gutachter des Reichswehrministeriums aufgetreten, nachdem er im Kriege unsre Flamenpropaganda gehörig verarztet hatte. Er ist der Verfasser jenes berühmt gewordenen Dokuments Debeuckelaere.

In Roßbachs Rezept folgen dann noch weitere umfängliche Erinnerungen an die Adresse Seeckts und schließlich heißt es, in Klammern:

> Wenn ihm das nicht genügt, kann ich noch präzisere Fragen bzgl. der Roßbacherorganisation und Reichswehr in Bayern stellen.
>
> Die Ausrede Schleichers ist ein Bluff. Er merkt, daß es Ernst wird und appelliert an meine Verschwiegenheit.

Roßbachs Linie war klar. Aber es kam nicht „zum Äußersten" Wenige Wochen danach wurde er auf Anordnung des

Reichsjustizministers Radbruch aus der Haft entlassen. Als Dank dafür bewahrte er auch fernerhin Schleicher gegenüber „Verschwiegenheit" und die gemeinsam genossenen Heimlichkeiten wurden wohl sekretiert bis jetzt, bis zum stettiner Prozeß.

Vom Herrn von Schleicher, der „einer ehrenvollen Einladung des Herrn Reichspräsidenten zur Mittelmeerreise" folgend, der Verhandlung zweiter Instanz gegen uns leider, leider nicht beiwohnen konnte, darf wohl in diesem peinlichen Zusammenhang nicht gesprochen werden. Er hat unter seinem Eid, mehrmals, bekundet, daß er mit Angelegenheiten der schwarzen Reichswehr erst wenige Tage vor dem küstriner Putsch befaßt wurde, daß er früher niemals von ihrem Bestehen nur gehört hätte. Die Herren verfügen eben über ein so merkwürdig fein ausgebildetes Unterscheidungsvermögen, vor dem der Verstand einfacher Durchschnittsmenschen versagt. Die können das Gewimmel der hundert „Tarnungen" eben nicht auseinanderhalten, das die Herren vom Meineid bewahrt, werdens auch nie lernen.

Der Rechtsanwalt Bloch hat damals (3. September 1923) beim Untersuchungsrichter des Staatsgerichtshofs zum Schutz der Republik beantragt, den General von Seeckt auch über die folgenden Punkte verantwortlich zu vernehmen, nämlich erstens, daß ihm bekannt war, daß sogenannte schwarze Reichswehrformationen im ganzen Reich bestünden, daß mit seinem (Seeckts) Wissen an alle Angehörigen nationaler Verbände die Aufforderung ergangen sei, sich solchen „Marschbataillonen" anzuschließen und daß auch für die verdeckten („getarnten") Reichswehrstellen ein Etat aufgestellt war... (Die Tarnung lautete entweder: „Erfassungs-Abteilungen" oder „Arbeits-Kommandos" oder gar noch anders.)

Zweitens sollte Herr von Seeckt bekunden, daß ihm eine Anordnung bekannt war, wonach für den Fall, daß diese Dinge zur Kenntnis der Behörden gelangten (und hier ist sinngemäß immer: preußische Behörden zu verstehen), jeder einzelne Betroffene einen Zusammenhang mit der Reichswehr ableugnen und die Angelegenheit auf sich persönlich nehmen sollte.

Das hat Schulz lange getan; das hat Roßbach nun nicht mehr getan. Die Reichswehroffiziere, die Böcke, Schleicher, Keiner stritten. Seeckt war klug genug, nicht so klug zu sein. Er hat nicht geklagt, als der Verfassungsverächter, der viel zu lange dem Heer befahl, sein Signal gab, als die unbequemen Kritiker durch die Justiz, „mit staatlichen Mitteln" erledigt werden sollten. Wie sprach doch der weise und gerechte Richter?

> Sein (Seeckts) Schweigen erklärt sich vielmehr zwanglos aus der Tatsache, daß er zu jener Zeit, wie in der Verhandlung zur Sprache kam, lange Zeit außerhalb Europas weilte, ferner, daß bei seiner zurückhaltenden Natur solche Strafanzeigen ihm fernliegen; nach der Überzeugung des Gerichts hat er auch um deswillen keinen Strafantrag gestellt, weil er sich sagte, dieser Artikel der ‚Weltbühne', die der äußersten Linken nahesteht, werde von den über diese Fragen ernst nachdenkenden Kreisen unsrer Republik, auch auf der Linken, richtig gewürdigt werden...

In der Tat, die zurückhaltende Natur des frühern Generals, des Geschäftsreisenden der englischen Industriepolitik, sie ist evident. Hat sie ihn doch auch seinerzeit verhindert, im Hochverratsverfahren gegen Roßbach als Zeuge aufzutreten, wie es der Rechtsanwalt Bloch gern gesehen hätte.

Damals haben der Herr Reichswehrminister leider die Aussagegenehmigung für den General verweigert. Und als man sich dann doch zögernd dazu bequemen wollte, weil Roßbach partout nicht stumm blieb, weil er „gedeckt" zu werden begehrte, da war schließlich der Vogel schon vorher ausgeflogen, die Amnestie brach aus und die Zeugnispflicht des Herrn von Seeckt entfiel.

Wie war denn das mit Roßbach? — Am 2. Juni 1925 veröffentlichte S. J. meinen Artikel, der die Geschichte des Freikorps Roßbach erzählte. In ihm wurde geschildert, wie Roßbach anno 19 um jeden Preis ins gelobte Land, nach Kurland strebte. Das Generalkommando in Danzig hatte seine wiederholten Anträge, ins Baltikum verlegt zu werden, abgelehnt und schließlich sogar — man denke! — die Vereidigung der Reichswehrtruppe (Jäger-Bataillon 37) auf die Verfassung angeordnet. Roßbach vereidigte die Truppe auf sein Privatfeldzeichen, eine schwarze Fahne mit silbernen Längsstreifen und silbernem R in der Mitte und meldete nach oben: „Bataillon ist vereidigt". In dem Aufsatz hieß es:

> Es schien ein unerhörtes Unterfangen, dem Deutschen Reich einfach ein Bataillon seines Heeres (das Reichswehrjäger-Bataillon Nr. 37) zu stehlen. Roßbach brachte auch dies fertig. Er schmiß den Befehl des Generalkommandos in den Papierkorb, erklärte, nur Befehlen der alten Kaiserlichen Regierung Folge leisten zu wollen und setzte seine Bande in Marsch. Am 30. Oktober erreichte er bei Tilsit die Ostgrenze. Dort versuchte Major Heß, der Stabschef der Befehlsstelle Ost (Königsberg) des Generals von Seeckt, zum letzten Male, den Hochverräter zurückzuhalten. Der Versuch mißlang. Das Auto des Majors wurde mit Kartoffeln beworfen. In der Nacht zum 1. November ging Roßbach über die Grenze. Mit ihm zogen 32 Offiziere, darunter Major Kurz, die Leutnants Köpke (aus dem Thormann-Grandel-Prozeß bekannt), Barck, Reincke, Eckl, Kunow, Müller, 960 Unteroffiziere und Mannschaften, 420 Pferde. An Kriegsgerät führte Roßbach mit: 3 Feldkanonen 96 n. A.; 2 leichte Feldhaubitzen 16; 26 schwere, 28 leichte Maschinengewehre; 4 leichte, 3 mittlere Minenwerfer; 6 Flammenwerfer; 11 Feldküchen; 3 Munitionswagen; 61 Feldwagen; 12 Maschinengewehrwagen; 92 Fahrräder; 320 Gewehre 98; 631 Karabiner; 22 Maschinenpistolen. All dies Material war dem Deutschen Reich gestohlen.

Roßbach hat jetzt im stettiner Prozeß als Zeuge unter seinem Eid die Szene beim Grenzübertritt nahe Tilsit anders dargestellt, als ich sie 1925 in der ‚Weltbühne', der Erzählung seines Kameraden Barck folgend, schildern konnte. Er hat bekundet, wie ihn ein Hauptmann vom Stabe hinten am Rock gezupft und ihm zugeflüstert habe: Wir weichen nur der Gewalt — erst da habe er seinen Leuten den Befehl gegeben, sich schußfertig zu machen, daraufhin sei dann der Grenzübertritt von der Reichswehr unter Glückwünschen und Händeschütteln freigegeben worden. Als dann nach der Rückkehr der Roß-

bacher die Strafverfolgung gegen den Führer wegen Meuterei und Fahnenflucht schließlich einsetzte, habe man das Delikt als „Hochverrat betrachtet", der inzwischen durch die Amnestie erledigt worden war. Nachdem sich die Roßbacher auch noch am Kapp-Putsch beteiligt hatten — die Denkschrift des preußischen Innenministers an den Feme-Ausschuß des Reichstags vom 17. März 1926 gibt an, daß die Bande vom General von Lettow-Vorbeck unter ihrer alten Dienstbezeichnung „Reichswehr-Jäger-Bataillon Nr. 37" einberufen worden sei — (obwohl das Reichswehrjägerbataillon 37 seit dem 1. November 1919 durch die von ihm kollektiv geübte Meuterei und Fahnenflucht aufgehört hatte zu existieren) und nachdem sie, nach dem Fehlschlag dieses Unternehmens im Ruhrgebiet unter Watter „die Ordnung wiederhergestellt" hatten, wurden sie in der Arbeitsgemeinschaft Roßbach zusammengefaßt und auf pommerschen Gütern untergebracht. Die eben genannte Denkschrift Severings berichtet hierüber:

Der pommersche Heimatschutz hatte in den Kreisen Pyritz, Greifenhagen und Saatzig sowie dem angrenzenden brandenburgischen Kreis Arnswalde seinen militärischen Kern in den auf die einzelnen Güter dieser Kreise verteilten Gruppen der Arbeitsgemeinschaft Roßbach.

Wie die Organisation sich für den Ernstfall im einzelnen vorbereitete, mag ein offenbar für die Arbeitsgemeinschaft Roßbach aufgestellter Operationsplan zeigen, der im Juni 1920 in Greifenhagen beschlagnahmt wurde ...

Unter 3. A. II heißt es da: Erst bei drohender Haltung der Aufständigen, die zur Notwehr zwingt, öffentlich bewaffnen, eng zusammenlegen, Rädelsführer festnehmen, eventuell still beseitigen.

Das ist der Operationsplan, von dem der Zeuge General von Pawelsz als „von einer Sache" gesprochen hatte, die ihm „unsympathisch" wäre, von der er aber gleichwohl „leider Gebrauch machen" müsse. Ist er in der Tendenz gar so verschieden von dem Befehl, den der Oberst von Pawelsz am 19. Februar herausgab — der Rechtsanwalt Bloch produzierte ihn vor Gericht. In ihm hieß es:

Es ist selbstverständlich, daß kein deutscher Mann an unsre Feinde ausgeliefert werden darf. Von Spitzeln oder Verrätern gefangengesetzte Deutsche müssen, evtl. mit Gewalt, befreit werden.

Mit Gewalt, das heißt doch unmißverständlich, wenn auch unausgesprochen: selbst wenn Blut dabei fließen müßte. Aber das hat der Herr von Pawelsz selbstverständlich mit seinem Befehl nicht sagen wollen. Hinterher darf man sogar in edler Zorneswallung von einer „Organisation krassen politischen Mordes" sprechen, die sich im Operationsplan Roßbachs ausdrücke. Der aber sagt: dieser Operationsplan wurde von der Reichswehr übernommen.

Die Roßbacher waren Soldaten, wenn auch die auf ihr Reserve-Verhältnis so stolzen Staatsanwälte das bestritten. Die Andern, die Pawelsz, Kaldrack und Wolff bestritten das auf Grund der Anordnung von 1923, deren Kenntnis der General von Seeckt als Zeuge in Sachen gegen Roßbach hätte bekunden

sollen. Der Oberst Kaldrack, dessen Eid man Fahrlässigkeit kaum wird zubilligen können, der auf dem Korridor die Soldaten-Qualifikation der Roßbacher anerkennt, sie im Gerichtssaal aber, wider besseres Wissen, gestützt allein auf die Verabredungen von 1923, bestreitet, und der Oberst Held, der ein Ähnliches im Wilmsprozeß exerzierte, und dem daher an dieser Stelle „ein unwahrscheinlicher Eid" attestiert werden mußte, sie Beide sind Repräsentanten des Systems der Lüge, das den abgedankten Minister der Reichswehr zum Vater hat. Die armen Opfer dieses Lügensystems sind nicht nur die Toten, die vielen Schmidts und Panniers und Gröschkes, deren Körper irgendwo in Pommern oder im märkischen Flugsand modern, es sind auch die Heines, Schulz und Klapproth, die sich in mißverstandener Treue zu den alten Feldzeichen dazu gaben, Befehle ernst zu nehmen, die nach Allem, was wir von den Befehlenden hören, gar nicht ernst zu nehmen waren. Es gab ja nirgendwo „Befehlsstellen". Wo es immer brenzlich wurde, da war „ein Vacuum, das wahnsinnig gewesen sein muß".

Soviel steht heute fest: auch die Roßbacher waren Soldaten. Ebenso wie Buchruckers Scharen Soldaten waren. Der Major hat das zwingend nachgewiesen. Aber auch „die Anordnung des Reichswehrministeriums" im konkreten Fall, die des Wehrkommandos III, „die den Angehörigen der Arbeitskommandos das subjektive Recht gab, sich als mobile und reguläre Truppe zu fühlen", wurde gefunden. Die Anwälte der ‚Weltbühne' haben sie am 16. April vor der 3. Strafkammer des Landgerichts III notorisch gemacht.

Vielleicht ist Stettin noch nicht der politische Abschluß jener dunklen Episode, die 1921 in Oberschlesien begann, Kontur anzunehmen. Gewiß aber stellt der stettiner Prozeß den forensischen Höhepunkt der Femekampagne dar.

Der oberschlesische Komplex, der in dies Thema hineinverflochten ist, ohne eigentlich dahin zu gehören, interessiert hier nicht allzusehr. Aber Eines soll doch gesagt werden: die Preis-Hymnen der liberalen Blätter auf den aufrechten Mann Spiecker scheinen uns ein bißchen ungerechtfertigt. „Das Ende einer Lüge", der Lüge wohl also, daß in Oberschlesien Fememorde von halbamtlichen Instanzen begangen wurden — das geht nicht. Oder „. . . es gibt keine eindrucksvollere Propaganda für die Republik als solche Männer" — so geht es wirklich nicht.

Man mag zugestehen, daß die Aussage des Herrn Doktor Spiecker sich immerhin wohltuend von dem verlegenen Gestammel der Generalstäbler mit den vollen Hosen unterschied, die in diesem und in frühern Prozessen auftraten und zwecklose Zeugengebühren erhoben. Aber das Zeugnis dieses Hochgestellten hat doch die deutscherseits beliebten Methoden des Abstimmungskampfes in solider Beleuchtung vordemonstriert.

Der ironische Dank der Verteidigung an den Zeugen Spiecker, der Dank dafür, daß er seine Leute „gedeckt" habe, Leute, die gemordet hatten, richtete seine Spitzen gegen die so vielfältig geschlagene Generalität. Aber was ists mit der Verantwortung, die ja schließlich mit der „Deckung" doch nicht

kongruent ist? Herr Spiecker hat das mit sich abzumachen, soweit es mit seinem christkatholischen Bekenntnis kollidieren sollte. Er ist immerhin Jemand.

Anders die Reichswehr. Wer mag sich nicht an die so gar nicht christliche Mythe erinnern, an die Mythe vom verschlagenen Odysseus in der Höhle Polyphems? Als dem Riesen von seinem Gast, der sich ihm unter dem Tarnnamen „Niemand" vorgestellt hatte, der glühendgemachte Holzpfahl ins Auge gebohrt ward, und er von seinen Freunden, die auf seine Schmerzensschreie herbeigeeilt sind, gefragt wird: Wer hat Dir dies getan? — da, da brüllt der Geblendete auf: „Es war ‚Niemand'! — ‚Niemand' hat es getan!"

So hallte das Echo von den Felswänden der Höhle Deutschland:

„Niemand!"

Der politische Beauftragte

von Ambros Hammerschmitt

I.

Würde man dem Geschrei der Tagespresse wirklich Glauben schenken, so wäre das kommende Wahlgeschehen ein genaues Abwägen der materiellen und auch geistigen Kräfte einer Wählermasse von rund dreißig bis fünfunddreißig Millionen Mitbürgern. Wer so etwas glaubt, wird beinahe selig. Ich glaube es nicht; deshalb halte ich einige Bemerkungen über den innern Vorgang der parteimäßigen Koalitionsarbeit der Deutschnationalen Volkspartei als dem schärfsten Kampfblock gegen jegliche fortschreitende Entwicklungstendenz für so wichtig, daß ich sie hier anführen werde. Da es die aus Tatsachen induktiv abgeleiteten Folgerungen einer langen und mühsamen Beobachtung sind, werden sie bestritten und vielleicht entstellt werden, aber nicht widerlegt; und sicherlich für die kommenden Wahlen einen Wert haben.

Die Struktur der Deutschnationalen Volkspartei unter der Führung des alten Grafen Westarp, eines primitiven, aber bereits im Kaiserreich erprobten Monarchisten, ist in diesem Reichstag nur ein einziges „Zusammen" disharmonischer Interessen. Westarp versucht in einem Vorwort zu den Reden Helfferichs selbst nach bester Möglichkeit eine Erklärung für den Aufbau seiner Partei zu geben.

Der Graf sortiert ganz systematisch die einzelnen Teilgruppen der alten Hauptnutznießer des monarchistischen Kastenstaates und findet als Kitt des innern Zusammenhalts zwischen diesen Gegeninteressen das schöne Wort vom Wohl des Vaterlandes, das zwar heute noch zu einem großen Bruchteil der Gesamtfläche eingezäuntes Privateigentum des katholischen und deutschnationalen Großgrundbesitzes ist. Von den einstigen Herrscherfamilien stellt sich ein, wer noch nicht geflohen oder wieder zurückgekehrt ist; der Hauptbestand der alten Offizierskaste, soweit ein Anschluß an die neue Staatsordnung durch die „Volkspartei" nicht bereits zum materiellen Vorteil geworden ist oder sich ein Rest in ehrlicher Verblödung unter dem Hakenkreuzzeichen zu restaurieren hofft. Selbstverständlich sind der gesamte Großgrundbesitz und die Großpachtgruppen in Landwirtschaft und Forstwesen bei der Sache; die Vertreter der monopolfesten Schwerindustrie und jener Teile der Urproduktion, deren Wirtschaftsstreben einzig in der einer autonomen Staatswirtschaft restlose Auswirkung ihrer Machtstellungen erwarten dürfen (Kriegswirtschaft).

Diesen Schwergewichtlern der Partei gesellen sich Mittel- und Leichtgewichtler zu: ein Hauptteil des unproduktiven, alles Leben verteuernden Zwischenhandels (Hauptbezieher des 'Berliner Lokalanzeigers'!); Leitung und Führung der gesamten ebenso unproduktiven Kirchenorganisation zusammen mit den höhern Beamten, soweit auch hier nicht bereits unter dem Einfluß der jeweiligen Ressortleitung Umwandlungen zu andern Gesinnungsrichtungen rentabler erscheinen; ein Anhang aufgehetzter und enttäuschter Witwen und Pensionäre; endlich zur allgemeinen Erheiterung, aber streng abgesondert und desinfiziert, einige Gesichter arbeitender Menschen: deutschnationale Handlungsgehilfen mit den eisernen Kreuzen als Zeichen männlicher Wertung auf ihren Geschäftsreisen.

Als Attraktion bleiben die Federgewichtler dieser Partei übrig, eine persönlich vom politischen Beauftragten dressierte Gruppe „repräsentativer, wirklicher Arbeiter", die immerhin nach dem Beispiel der umfänglichen Figur des deutschnationalen Reichsministers Koch als gelbe Burschen am liebsten neben der Stange tanzen würden.

Die Folge ist eine fast stündliche Änderung des Weges und damit die Preisgabe auch der letzten Reste der propagierten Illusionspolitik, indem man ruhig am Abend den Mitgliedern als ideales Mundwasser anempfiehlt, was man noch am frühen Morgen für Gift gehalten hatte.

II.

Der Graf fühlt wohl instinktiv am allerbesten den unausbleiblichen Zerfall der Partei, und daß mit der offiziellen Anerkennung der Republik auch noch die letzte Möglichkeit, konstruktiv das Idol der Restauration zu fördern, hingegeben worden ist. Seine eigne Tragik wird Lächerlichkeit gegenüber dem aktiven und generativ in den Jahren 1885 bis 1895 geborenen Parteiflügel, der heute stark zur Erscheinung kommt, mit den Hauptrepräsentanten Lindeiner-Wildau und dem politischen Beauftragten Treviranus, und der täglichen Taktik dieser Richtung, durch Vermischung aller verfügbaren Schlagworte das neue Gesicht einer nationalen Partei herauszuformen, in deren Zügen die unverkennbaren Merkmale des alten machtpolitischen Klassenstaates zu erkennen wären, zurechtgestutzt nach dem heutigen Stand der politischen Mode: Völkerbund, wehrhafter Pazifismus und eine unter Umständen zu innerer und äußerer Ämterkolonisation best verwendbare Demokratie.

Nicht leichter hat es der arme Graf mit den Schwergewichtlern der Partei und dem Kassawart Hugenberg; was sich an bildreichen und ländlich orientierten Idolen in der Sprache des national bedrängten und christlich verseuchten Predigers grade noch in den Spalten der vollkommen bedeutungslosen ‚Kreuzzeitung' und in der forschen ‚Deutschen Zeitung' anpreisen läßt, steht fast immer Art und Zweck der Hugenbergpresse entgegen, deren Geistesstandard allein der Durchschnittsschicht des „deutschen Berliners" angepaßt sein muß.

III.

Nur der Adjutant dieses Geschäftes, der politische Beauftragte, hat einen über das Maß hinausgehenden Wert für die Demaskierung dieser Massenpartei.

Die Arbeit dieses Mannes, der zwar im Auftrage der sogenannten Parteileitung, aber dennoch in funktioneller Ausübung und Durchführung der exponierten Vorarbeiten des interfraktionellen und auch hinterfraktionellen Parlamentsbetriebs selbständig zu handeln hat, entspricht hier etwa der Funktion des ehemaligen Generalstabes: Die Direktiven werden ausgegeben und gedeckt durch den Parteivorstand, den Grafen und die Referentengruppen, der Weg der bestmöglichen Durchführung aller Beschlüsse nach innen und außen bleibt dem taktischen Spitzengefühl des politischen Beauftragten

vorbehalten. Könnte man aber dieses taktische Gefühl konkret zwischen zwei Fäusten fassen, so hätte man das ganze Abbild dieser primitiven Reaktion mit ihren längst leergelaufenen und nur noch in Deutschland verwendbaren Tricks als Zeichen unsrer Zeit vor Augen. Denn das Herausheben der Arbeitsleistung des politischen Beauftragten als Propaganda für jeden sehenden und denkenden Deutschen bei gleichzeitiger Durchleuchtung der Persönlichkeit, die hinter diesem Posten sich diskret für die deutsche Zukunft vorbereitet, erhellt am klarsten die einfache Konstruktion dieser Partei.

Treviranus, ein Halbblutengländer, fungiert als politischer Beauftragter dieser Partei, wobei nach dem Kriegsausgang diese Mischung nicht ein Mal mehr für die Deutschnationalen ein Mangel an Reinheit darstellt ... Er ist der Mann, der mit größter Mühe nicht besser für diesen Einpaukerposten hätte ausgewählt werden können — nach allen Wünschen geeicht.

Seine Laufbahn? Besuch einer Lateinschule, dann die Hohe Marine. Rückkehr in den Rayon des Vaters, eines nichtadeligen Großpächters einer staatlichen Domäne; Direktor einer Landwirtschaftskammer, Abgeordneter des Landbundes — also die umfassende Praxis für die Aufgabe, einen Stall solcher wildgewordenen Gäule im Zaun zu halten. Daß zu dieser Arbeit ein angeborener englischer Dünkel in allen Fragen des blöden Geistes gepaart mit einer halbenglischen saloppen Arroganz und einer gesunden Ungeniertheit ein nichtüberbietbarer Vorteil war, steht außer Zweifel.

Welche Gefahren konnten diesem gewitzten Politiker, der heute Ende der Dreißiger ist, in den eignen Reihen drohen? Er war die Stütze des alten Tirpitz in seiner Seenot, ein Freund den anstürmenden fürstlichen Angstvertretern vor der Enteignung, auf Grund seiner besten Beziehungen zu großen und kleinen Potentaten, in Landbund- und Siedlungsfragen die auf eigne Praxis hinweisende Nummer, der Reichswehr in alter Treue verbunden, im Innendienst der schärfste Vorkämpfer gegen Rotfront und damit Wall gegen die etwas weitherzigern Russenfreunde um Hötzsch; dem Generalissimus Hugenberg aber durch die Verrechnung des Beauftragten-Gehalts über Kassa „Außendienst G. m. b. H." (einer scheinbaren Zweckgründung Hugenbergs zur Fundierung des nötigen politischen Nachwuchses im eignen Hause) absolut verpflichtet; dem Stahlhelm als ehrsames Mitglied selbstverständlich gewachsen, mit den Intellektuellen der Partei: Freytagh-Loringhoven, Spahn etcetera zwar aus einer natürlichen englischen Aversion gegen bloßen Quatsch auf dem Kriegsfuß. Und zu alledem: Verfechter eines wehrhaften Pazifismus, der letzten nationalen Neuheit, — und ein äußerst herzlicher Freund des Reichsbank-Schacht, beliebt bis in die Bankreihen der SPD.

Dabei vergißt Treviranus die wirklich zur Partei gehörenden Arbeiter und Angestellten, diese blinden Gelben, nicht — er geht in seiner englischen Art mitten unter sie und beruhigt sie mit der einfachen mathematischen Rechnung, daß doch alle nicht rotorganisierten Arbeiter zu mindest im Herzen deutschnational sein müssen; auch den jungen konservativen Intellektuellen (Ringleute — ‚Gewissen' — ‚Standarte') steht er freundlich gegenüber, ohne aber auch im Innern nur einen Grad weniger Verachtung vor dieser Intellektualität zu haben als etwa vor der jüdischen.

Die Kulturfragen bleiben noch übrig: da ist der Politische überdemokratisch. Innerlich hat Treviranus wie die meisten Vertreter dieser „christlichen" Volkspartei auch nicht ein Minimum Beziehung zu den Voraussetzungen der römisch-päpstlichen Schulpolitik.

IV.

Das Verbot des Roten Frontkämpferbundes schlug wie keine Bombe ein; man kennt die Zusammenhänge dieser wohlvorbereiteten Aktion des deutschnationalen Funktionsapparates.

Leider hat Keudell — der überaus reiche Großgrundbesitzer und Nichtspekulant auf zukünftige Ministerlaufbahn — gar nicht daran gedacht, Theodor Wolff zuliebe grade durch Tür und Angel zu schlüpfen, als man im Parteizimmer Ämter verteilte; seine ihm erwünschte, kommende Versenkung in das private Wohlhaben war ja der ausschlaggebende Aktivposten bei der Wahl seiner Person für das Portefeuille des Innenministeriums, da weder Schiele noch Koch, auch nicht der nervöse Hergt die Garantie hätten übernehmen können, alle für dieses Ressort vorgeplanten Experimente der politischen Leitung ohne jede Rücksicht auf die eigne Zukunft und ohne allzugroße Gefahr für die Partei durchzuführen.

Es nützt nichts; Theodor Wolff zum Trotz wurde Keudell, der als erste Innenmaßnahme die offiziellen Ministerbetten desinfizieren ließ aus Furcht vor demokratischen Bazillen (?), vom politischen Beauftragten auf Grund äußerst stichhaltiger Überlegungen als Ministerkandidat präsentiert.

Er ist kein evangelischer Bündler (sehr wichtig für das Schulgesetz!); er gehört zu dem jungen, aktiven Parteiflügel: pflegte innigste Beziehungen zu den Kampfbünden und dadurch zu den neuen Wählermassen. Er konnte endlich in seinem Haus alle jene Spitzen aus „Politik und Gesellschaft" sammeln, die nicht in Harmonie zu bringen waren mit Stresemanns und Frau Käthes kosmopolitischem Cercle. Sehr wichtig war auch der unberührte Ruf des Junkers für die Auseinandersetzungen des Reichs mit den eben jetzt für die Partei günstigen partikularistischen Bestrebungen der Länder Bayern und Württemberg.

So gesehen war das Verbot des Roten Frontkämpferbundes nicht im geringsten nur ein politisches Wahlmanöver, sondern im Programm einer modernisierten reaktionären Politik unter Führung des politischen Beauftragten und im Hinblick auf die bündnerisch-fascistische Kampfreaktion (die unvermindert grade nach der Ausbootung des lästigen Ehrhardt weiterbesteht) ein erfolgreicher Hauptschlag.

Die Taktik des Halbengländers ist sehr gut maskiert!

1. Treviranus versuchte alles, um das erste Treffen des R.F.B. durch ein Verbot verhindern zu können. Dies gelang nicht: Preußen!

2. Er leitete während des ersten Rotfronttreffens in Berlin sämtliche Informationsabteilungen, die Nachrichten über Ausrüstung, Stärke, Bekleidung, Taktik und Menschenmaterial der Rotfrontler bringen müssen.

3. Nach außen vertritt immer noch Herr Hoetzsch mit andern Freunden des neuen Rußland die objektive Geste der Loyalität gegenüber der deutsch-russischen Vertragspolitik, während bereits der politische Beauftragte Treviranus zielbewußt seine englandfreundliche Gesinnung in den Dienst der deutschen Politik stellt.

4. Er reist in geheimen Parteiaufträgen nach London. Mit wem sprach er? Was war seine Mission? (Es war die Zeit der Macht Gregorys und der Haussuchung in der russischen Handelsvertretung.)

Man spekuliert gleichzeitig auf den englischen Vertreterposten, bläst den Pressekampf gegen Stresemann ab, schiebt vorläufig den Parteigenossen Bismarck dorthin ...

5. Man orientiert sich genau über den technischen Aufbau der Roten Armee und noch eingehender über die Methoden des russischen Partisan- und Bürgerkrieges; man ladet zu diesem speziellen Zweck einen angeblichen (geflohenen) Volksbeauftragten, der sich leider als eine Riesennull entpuppte, ins eigne Heim.

6. Im Sommer 1927 ist man so weit, daß Treviranus und Westarp einem Vertreter der englischen Presse gegenüber in Berlin mit der offensten Frage kommen können: welchen Preis zahlt England für

eine vollkommene Änderung der Stellung Deutschlands gegen Rußland? (Dies Mal aber erhielt man, oh Hohn, die kalte Schulter.)

7. Trotzdem neue Londonreise und einige innere Maßnahmen: Ausbau der wenigen Arbeiterzellen in den eignen Reihen: Förderung der gelben Gewerkschaften (Voigt und Winnig); Arbeiterminister Koch. Ausbootung des überflüssigen Kapitäns! Versuch einer Annäherung an die Mahraunsche Bewegung; Kaltstellung der neuen Freunde Rußlands zu gleicher Zeit mit dem beginnenden Pressefeldzug Hugenbergs gegen Rußland unter dem Vorwand der Ingenieuraffäre.

*

Sind alle diese einzelnen Maßnahmen und Tatsachen keine furchtbare Wirklichkeit? Es ist ein bis in den letzten Akt hinein abgekartetes politisches Spiel: das Verbot des RFB. bedeutete den Kotau vor dem englischen Rußlandfeind Birkenhead, um zu zeigen, daß man es mit dem zukünftigen Angriff auf Rußland sicherlich ernst meint ...

Vor und nach den Wahlen von Theobald Tiger

Also diesmal muß alles ganz anders werden!
Diesmal: endgültiger Original-Friede auf Erden!
Diesmal: Aufbau! Abbau! und Demokratie!
Diesmal: die Herrschaft des arbeitenden Volkes wie noch nie!
Diesmal.
Und mit ernsten Gesichtern sagen Propheten prophetische Sachen:
„Was meinen Sie, werden die deutschen Wahlen im Ausland für Eindruck machen!"
Und sie verkünden aus Bärten und unter deutschen Brillen
— wegen Nichtkiekenkönnens — den höchstwahrscheinlichen Volkeswillen.
Sprechen wird aus der Urne die große Sphinx:
Die Wahlen ergeben diesmal einen Ruck nach links.

←

So:

Diesmal werden sie nach den Wahlen den Reichstag betreten,
diesmal werden sie zum Heiligen Kompromisius beten;
diesmal erscheinen die ältesten Greise mit Podagra,
denn wenn die Wahlen vorbei sein werden, sind sie alle wieder da.
Diesmal.
Und mit ernsten Gesichtern werden sie unter langem Parlamentieren
wirklich einen Ruck nach links konstatieren.

Damit es aber kein Unglück gibt in der himmlischsten aller Welten,
und damit sich die Richter nicht am Zug der Freiheit erkälten,
und überhaupt zur Rettung des deutsch-katholischen-industriellen Junkergeschlechts
machen nach den Wahlen alle Parteien einen Ruck nach rechts.

→

So:

Auf diese Weise geht in dem deutschen Reichstagshaus
alle Gewalt nebbich vom Volke aus.

Keyserling in Amerika von Theophrast

„Ferner haben die Verhandlungen mit dem Leigh-Emmerich Lecture-Bureau, New York, zu einem positiven Abschluß geführt: danach wird Graf Keyserling die Zeit vom Januar bis Mai 28 zu Vortragszwecken in Nordamerika und Canada verbringen. Nun hängt viel davon ab, daß es gelingt, dieser Reise einen für den Grafen Keyserling psychologisch erträglichen Charakter zu sichern. Als inspirativ Redender kann er sich auf keinen Betrieb einlassen, wie solcher drüben auch bei Vortragsreisen üblich ist. Deshalb bitten wir unsre Mitglieder und Freunde über See, uns schon jetzt etwaige Wünsche betreffs des Besuches bestimmter Städte mitzuteilen und Einladungen zum Wohnen in Privathäusern zu vermitteln. Denn das Hotelleben, besonders das amerikanische, verträgt Graf Keyserling besonders schlecht. Ebenso bitten wir unsre amerikanischen Mitglieder ... schon jetzt, uns bestimmte Vorschläge wegen eines Prospektes zu machen, der für diese amerikanische Propaganda zu drucken wäre. Wir bitten also, uns womöglich genaue Skizzen für einen neuen Prospekt einzusenden." („Der Weg zur Vollendung", Herausgegeben von Graf Hermann Keyserling, 13. Heft, Otto Reichl-Verlag, Darmstadt.)

Nachdem der Graf den Weg zur Vollendung seiner Propaganda durch dieses Ersuchen um Prospekte und Einladungen betreten hatte, landete er im Dezember in New York und hielt gleich den ersten Interviewern eine Vorlesung über alles, was in Amerika schlecht sei und besser werden könnte, besonders die Frauen. Da das Tagebuch eines Reisephilosophen hier ziemliche Verbreitung gefunden hatte, so hatte sein Autor einen literarischen Namen zu verlieren. Diese Aufgabe löste er in wenigen Tagen mit jener genialen Sicherheit, die auf den Darmstädter und National-Bänken seiner Anhänger Bewunderung erregt. Denn nichts können die Amerikaner schlechter vertragen als Hochmut und Feierlichkeit.

Bei einem seiner ersten Lunchs in New York redete er einen bekannten deutschen Bankier mit den Worten an: „Das Wichtigste ist: wie kann man mir Champagner verschaffen? Ohne zwei Flaschen kann ich nicht einschlafen!" Als der hochgebildete Geschäftsmann ihn nach einigen Minuten auf seine Werke bringen wollte und fragte, wie lange er in Indien gewesen, erwiderte der Philosoph: „In Indien? Drei Wochen. Ich wollte nur sehen, ob ich Recht hatte, und ich hatte Recht." Als beim zweiten Lunch seine Nachbarin, eine Dame der besten Gesellschaft, den Autor des „Ehebuches" um seine Meinung in einem speziellen Falle fragte, fuhr er sie an: „Ich habe doch vorher unsern Wirten gesagt, daß ich nicht gefragt werden will!"

Vor Antritt seiner Rundreise forderte er kurzerhand überall Quartier in den reichen Privathäusern, stellte jedoch die Ehre seines Besuches nur unter folgenden Bedingungen in Aussicht: Champagner, eignes Auto, mehrere geräuschlose Zimmer, Dinner apart, keine Störung durch Mitglieder des Hauses.

Nach einer Woche war er in der Gesellschaft New Yorks eine komische Figur, nach drei Wochen lachte die Presse Amerikas über den deutschen Philosophen. Aus Pittsburg schrieb die Dame des Hauses, in dem er wohnte, in welcher Angst sie alle gewesen wären, daß es dann aber leidlich abgegangen sei und man ihm für das Manuskript seines inspirierten Vortrages ein Lesepult aufs Klavier gestellt habe. In der Universität Princeton, dem Bonn Nordamerikas, brach man die Verhandlungen mit ihm ab, wie einer der Professoren berichtete, „wegen des arroganten und geschäftlichen Tones seiner Briefe."

In St. Louis fragte seine Nachbarin: „Trinken Sie immer so viel Champagner?". Er antwortet: „I am champagne! But being in such a society, I have to keep myself fresh, by drinking Champagne." Aus der Reihe der ironischen Artikel greifen wir die ‚St. Louis-Times' vom 16. Februar heraus, die unter der Überschrift: „Hoho! A bottle of champagne! But the count has left us flat!" unter anderm folgendes schreibt: „Jetzt, da der Graf abgereist ist, unter Zurücklassung von Austernschalen, Sektflaschen und beleidigten Damen, kann die Wahrheit erzählt werden: Der Graf, angeblich ein bekannter Philosoph, war ein peinlicher Löwe, nach der Ansicht seiner Gastgeber ... Aus New York werden uns viele heftige und sarkastische Antworten berichtet, die der Graf Damen gab, die mit ihm sprechen wollten. Gestern ließ Mrs. E. P. Travers, Präsidentin der Junior League, mitteilen, daß diese League jede Verantwortung für den Vortrag des Grafen ablehnt und die Nachricht dementiert, daß der Graf auf Einladung des Clubs gesprochen habe. Übrigens verzehrte der Weise von Darmstadt zwei Hühner und forderte dann noch ein Steak als Gast bei einem Dinner ... Er protestierte gegen einen Vortrag auf dem Klavier und schloß es ab, weil das Spiel seine Meditation störe."

In Chicago bestellte er sich einen telephonischen Anruf, um die für ihn vereinte Gesellschaft nach der letzten Schüssel zu verlassen. Von einem andern dortigen Abend berichtete die Presse, daß der Graf acht Cocktails hintereinander trank und die Nußschalen auf den Boden warf, worauf er erkrankte. Upton Sinclair erklärt in einem Offenen Brief an die Presse, daß er es abgelehnt habe, einen Deutschen kennen zu lernen, der die Gesetze des Landes (Prohibition) öffentlich breche. In Boston, der ältesten und vornehmsten Stadt amerikanischer Wissenschaft, erklärte Keyserling, laut den Zeitungsberichten, die kulturellen Aspirationen der Bostoner für komisch und sagte jedem, der es hören wollte, was für eine „hick town" Boston wäre. Ein volkstümlicher Geistlicher, Rev. William A. Sunday, erklärte Keyserlings Vortrag für einen „Thousand Dollar-Yoke".

Diese Details erscheinen zunächst nur so komisch, wie die Gestalt eines Philosophen, der sich selbst eine Condottiere-Natur genannt hat. Aber sie haben eine ernste Seite. Die ‚Chicago-Tribune', eines der größten und ernstesten Blätter Amerikas, schreibt, Amerika wünsche keine Belehrungen eines

deutschen Grafen über das Straßenleben: man zöge hier die Straßen denen in Deutschland vor, wo ein Polizist jeden Bürger vom Trottoir herunterstoßen dürfe! So steigen die alten deutsch-feindlichen Legenden aus der Versenkung wieder empor, die im Laufe der letzten Jahre nur sehr langsam darin verschwunden waren. So wurden die deutschen Behörden drüben durch die Taktlosigkeiten des Philosophen in große Verlegenheit gebracht, denn nur selten fand sich der erwünschte Ausweg, jede nationale Verantwortung abzulehnen, da der Graf sich nur gelegentlich als halber Russe bezeichnete. Wenn er beim Schreiben zuhause schlechte Manieren hat, so wird das in seinen Büchern durch die Übersetzer wohl wieder glatt gemacht, und es brauchen nur die Leser der allgemein unbekannten Zeitschrift „Der Weg zur Vollendung", im eingangs zitierten Hefte, ein Deutsch ertragen, wie dieses: „Dazu kommt, daß Schöpfer, auch geistige, selten das haben, was man so ‚geistige Interessen' nennt. Sie haben solche jedenfalls nicht in auch nur annähernd dem Grade wie Literaten."

Das Auftreten im Auslande aber reicht über den unsichtbaren Kreis der Gläubigen weit hinaus und ist geeignet, den deutschen Namen zu schädigen.

Jakob Zweig gegen Stefan Casanova

von Walther Rode

Casanova mochte den Stefan Zweig, den Mann der „sittlichen Bemühung" nicht. Was Wunder, wenn Stefan Zweig den Casanova nicht mag?

Casanova hat sich vor Stefan Zweig gefürchtet. Er schreibt in der berühmten Vorrede zu seinen Erinnerungen: „Ich muß gestehen, ich kann mich der Furcht vor dem Ausgepfiffenwerden nicht erwehren."

Die Furcht Casanovas war begründet. Hundertdreißig Jahre nach dem von ihm so gehaßten Tod, der, wie er schreibt, „den aufmerksamen Zuschauer aus dem großen Welttheater hinausjagt, bevor das Stück, das ihn unendlich interessiert, zu Ende gespielt ist", taucht im Zuschauerraum dieses großen Welttheaters Stefan Zweig auf und pfeift den toten Casanova auf der Pfeife der Tugend aus. Was hat es Casanova genützt, dem Ruhestörer im Vorhinein das Entree zu verweigern und letztwillig auszusprechen und anzuordnen: „Wahrhaft tugendhaft ist nur, wer Tugend übt, ohne daß es ihm die geringste Mühe macht. Solchen ist jede Unduldsamkeit fremd und für die habe ich geschrieben!" Stefan Zweig, zur Tür des Werkes hinausgewiesen, kommt zum Fenster herein.

Warum nimmt Stefan Zweig in seine demnächst erscheinende Essaysammlung „Drei Dichter ihres Lebens" neben Stendhal und Tolstoi den Casanova auf, wenn dieser Casanova, wie er meint, Unsterblichkeit keineswegs verdient? Stefan Zweig schreibt (Vorabdruck in der ‚Neuen Freien Presse'): „Aber noch einmal narrt der alte Betrüger die Welt. Denn während sie alle schon glauben, er sei abgetan und bloß Anwärter auf Kirchhof

und Sarg, baut er aus Erinnerung noch einmal sein Leben und abenteuert sich listig hinein in die Unsterblichkeit."

Gut geschriebene Memoiren hinterlassen, welch raffinierter Betrug! Aus diesen gut geschriebenen Memoiren eines rechtskräftig Verstorbenen, der ohne Berechtigung hierzu Unsterblichkeit fischt, ein großes Essay fabrizieren, wäre Mitschuld am Betrug, müßte nicht eingeräumt werden, daß die einmal erlangte Unsterblichkeit nicht leicht verloren geht.

Man kann sich nicht in die Unsterblichkeit hineinschmuggeln und listig schon gar nicht. Memoirenschreiber wie Casanova, „Dichter ihres Lebens", schaffen in ihrem Werk den Gegenwert ihrer Unsterblichkeit, liefern der Unsterblichkeit nebst ihrem Leben ihre Dichtung, sind also darin reeller gegen die Nachwelt als diese gegen sie ist, wenn sie dem beglückenden Geschenk ins Maul schaut und sich erlaubt, den ihr zugefallenen Stoff als illegitim zu bemängeln. Stefan Zweig erklärt die Unsterblichkeit Casanovas, weil durch List erlangt, für nichtig.

Zweig überschätzt die Macht der List. Bei der Nachwelt kann man mit List nichts ausrichten. List genügt, um in der Sterblichkeit gut abzuschneiden, aus kleinem Talent großes Kapital zu schlagen, auf der Klaviatur der literarischen Erwerbsgelegenheiten mit Meisterschaft zu spielen. Man kann durch gute Verbindungen, Mitgliedschaft von Dichterakademien oder Anwartschaft darauf, zu seiner Zeit bei Blaustrümpfen als großer Schriftsteller gelten, in die Unsterblichkeit kann man sich weder listig abenteuern noch listig schleichen.

Und warum glaubt Zweig, habe sich Casanova seinen Platz in der Unsterblichkeit ertrogen? Weil er in der Mitte seines Lebens ein „Leichtherz", ein „Leichtfuß", und am Ende seiner Schriftsteller- und Abenteurerkarriere ein Wechselfälscher, ein Falschspieler, ein Spion gewesen ist? Weil die Unsterblichkeitskommission ein Sittenzeugnis verlangt, da Leute mit schlechtem Leumund außerhalb ihrer Zeit nichts zu suchen haben? Die Unsterblichkeit scheint Zweig denen reserviert zu sein, die, wie er im Casanova-Essay schreibt, „Kettenkugeln des Gewissens klirrend hinter jedem Schritt schleifen", den „Geistmenschen, die noch im Niederschatten ihrer Jahre Sublimierungen, Klärungen und Verklärungen erfahren." „Der reine Sinnesmensch aber, der stehen bleibt wie ein Mühlrad im ausgetrockneten Bach" hat sich nicht listig in kommende Jahrhunderte hineinzurollen.

Zweig weiß so gut wie irgend einer, daß die große Geschichte nicht nur Tugendbolde aufnimmt. Es paßt ihm aber in den Schlußgedanken seiner Arbeit, den Filou, den Erzbetrüger Casanova die Unsterblichkeit durch eine Volte, durch einen Trick erringen zu lassen, zumal ihm kleine Geschicklichkeit alles zu vermögen scheint. Weder diese noch sonstige Wendungen schöngeistiger Haltung wären der Rede wert, noch die überflüssige Transponierung der in edler Sprache gehaltenen Gedanken Friedrich Freksas über Casanova in das feuilletonistisch Überladene überhaupt, spräche aus dem ganzen Essay nicht der unverjährbare Haß des bedächtigen, in dem Element der Be-

rechnung und tausend kleiner Vorsichten lebenden Vorzugsschülers gegen das Tatgenie, des Gehemmten, der aus zentraler Unzulänglichkeit Tugend und Gewissen ableitet gegen die Zugriffsfreudigkeit des Instinktsichern, der unverjährbare Haß der Nichtpotenz gegen die Potenz. Hier läßt sich dieser Haß urkundlich nachweisen.

„Es ist für keinen Mann leicht, Casanovas Memoiren ohne rabiaten Neid zu lesen." „Wie arm scheint unsre, durch Verzicht gefestigte Existenz, der seinen verglichen." „Schmerzlich erkennen wir den Preis unsrer geistigen Haltung und sittlichen Bemühung. Er heißt, Hemmung im Unmittelbaren!" „Wir haben Vorurteile und Nachurteile."

Möchte Zweig vielleicht deutlicher werden und mitteilen, in wessen Namen er spricht, was das heißen soll: Wir? Nachdem Zweig den glücklichen, sprungbereiten Casanova in den Jahren seines Glücks beneidet, rabiat beneidet, verhöhnt er den Erschöpften. „Für den groben Genußmenschen geht die Daseinskurve unfehlbar nach abwärts, denn der Verschwender lebt ohne Reserven, er verludert und verliert seine ganze Wärme an den Augenblick."

Casanova, der in der Liebe gelebt, der vom Geiste seiner Zeit voll ist, dem das Gold nur Mittel zum Zweck, der den mystischen Sinn des Erlebnisses sucht — ein grober Genußmensch! Ein grober Genußmensch, der nicht der Hemmung im Unmittelbaren jedesmal erliegt! Aus dem Umstand des Gehemmtseins schließt Zweig auf Klärungen, Verklärungen und Sublimierungen. Beweisen die Erinnerungen des zweiundsiebzigjährigen Casanova nichts?

Es gibt Ersparnisse, die das Alter nicht mehr beheben kann. Solche Ersparnisse sind, wie Zweig selbst richtig bemerkt, „Raubbau am unbedenklichen Lebensgenuß". Der zeit seines Lebens im Unmittelbaren gehemmte Autor, der gewerbsmäßige Schlachtenverlierer, ruft dem ausgepumpten Verschwender Casanova, einem Napoleon bei Waterloo zu: Etsch, welcher Unterschied ist zwischen uns? Zweig weidet sich an dem Mißerfolg des vom Glück verlassenen, erprobten Verführers bei der Charpillon. Die Schadenfreude entlockt ihm Worte, die außerhalb des Bereiches seiner sanften Feder liegen. Casanova an der Nase geführt, von „einem gerissenen, blutjungen Hürchen", die ihm das Geld aus der Tasche lockt, ohne ihn auch nur „einen Zoll breit an ihren ludrigen Leib heranzulassen."

Ludriger Leib! Wie sich da die Hemmung im Unmittelbaren als Entwertung des Unerreichbaren ausdrückt. Geistige Haltung, sittliche Bemühung! Wie sie plötzlich verloren gehen, dem lange toten Erbfeind den Eselstritt zu versetzen.

Jeder ist gewissenlos auf der Linie seiner elementaren Triebe. Auf die Tugend im Bereiche seines Unvermögens hat sich niemand etwas einzubilden. Man kann die Casanovas mit Haß und Neid verfolgen, aus Zeit und Unsterblichkeit herausdisputieren, die Figur des Casanova, seine Existenzberechtigung von Ewigkeit zu Ewigkeit, läßt sich nicht aus der Welt schaffen.

Auf dem Nachttisch von Peter Panter

Merkwürdig ist das, wenn der Leib da liegt und ein reger Verkehr im Organismus vor sich geht: die Milz klingelt bei der Leber an, wie es ihr denn gehe; das Reichsmagenamt teilt Pepsin aus; in den Krampfadern findet eine Betriebsratsversammlung statt („Die Abschaffung der Krampfadern würde die Brotlosmachung von Tausenden von Arbeitern bedeuten ..."); in der Abteilung Herz sind kleine Unregelmäßigkeiten zu verzeichnen, offenbar ist dieses Herz unter dem Zeichen des Phöbus geboren ... die Nasenscheidewand regelt den Verkehr, und in der Speiseröhre geht ein landfremdes Element herauf und herunter. So herrscht reges Leben allenthalben — nur die Großhirnrinde liegt scheinbar in tiefem Schlummer. Sie träumt ...

Der Leib ruht in pariser Kissen; die Großhirnrinde turnt um den Potsdamer Platz, mit einem Gefühl, jenem nicht unähnlich, das man bei prasselndem Kaminfeuer verspürt, wenn draußen ein solider Landregen rauscht. Schön ist Berlin von weitem —

Valleicht nicht? wo wir Zillen haben, unsern Zille? Vater Zille, der du vom spitznäsigen Willi eines Abends mit vielen, vielen Grogs im Leibe nach Hause gegangen bist, es war Glatteis, und du hattest in beiden Manteltaschen Sand, und streutest vor dich her, eine nicht immer grade Spur hinter dir lassend ... sei gegrüßt, Vater Zille, sei gegrüßt —!

Obenauf, auf dem Nachttisch, liegt dein neues Buch. „Bilder vom alten und neuen Berlin" heißt es und ist bei Carl Reißner in Dresden erschienen. Da geht mir das Herz auf. Frau Olga Ritz, Hebamme in Berlin NO: „Ob ich mir nu auch noch 'nen Bubikopf schneiden lasse —? Ach nee, nee — dann denken die Jeburten, da lauert een Mann und trauen sich nicht raus!" Man schmecke das Wort „Jeburten" nach und bleibe ernst, wenn man kann. Da lachen ja die Wanzen hinter der Tapete. Und zeichnen kann der Mann —! So eine Schankschnette (aus dem Jahre 1905), gesehen bei Mutter Haberlandt, in der Münzstraße, eine, die grade singt: „Der kommt mir nich in mein Medalljong hinein!" und damit deutet sie auf den geschnürten Bulierbusen, damit es keinen Irrtum gibt —: wie jeder Strich sitzt, wie das hingehauen ist, aber eben von einem Beobachter, der lange stille gesessen hat, um so etwas machen zu können. Und: „Mutta", fragt der kleine Junge, „wo ham wir uns eijentlich so kenn jelernt ...?" Ja, wo — — Das zeichnet er auch, wo. In den Kabuffs, die Vater Haberlands Politik und der deutsche Reichswehretat für die minderbemittelte Schützengrabenbevölkerung übrig gelassen haben. Und manchmal wirds schwer metaphysisch. Paul: „De olle Schulzen sagt, mit 'ner Zuckerschnur uffhängn wär een süßer Tod!" Sonja: „Wenn ooch — aber de Seele muß hinten raus!" Dieser Lehrsatz verdient längeres Nachdenken ... Und nur, wenn Meister Zille feine Leute zeichnet, dann gehts etwas bänglich und merkwürdig zu. Die sehen alle so aus wie aufgebügelte Proletarier aus dem Jahre 1905. Aber sonst — aber sonst ist das Buch so wie der fröhliche Kindervers am Schluß:

Kaisers Kinder habens fein
Eia — weia — kackestein!

Obenauf lag gar nicht Zille. Obenauf liegt ein Filetsteak ungewöhnlicher Größe, zu dem mich der Vorsitzende des Reichsbundes Deutscher linksseitig entwickelter Embryos eingeladen hatte: der Mann weilte in Paris, um den Franzosen klar zu machen, daß sie die Rheinlandbesetzung nun aber endlich aufgeben müßten. Das heißt: er sagte das hier mit halben Worten, lobte ansonsten die Franzmänner und sprach davon, wie schön Deutschland heute sei, wie pazifistisch, wie friedlich gesonnen und wie republikanisch von

vorn bis hinten; ein ganzer Europäer sprach da. Dann, als der Vorsitzende wieder zu Hause war, wurde er stark national, behauptete, es den Franzosen aber ordentlich gegeben zu haben, und entfaltete jenes Raimundsche Taschentuch. „Ich war zwei Tage in Paris" stand darauf zu lesen. Solche deutschen Besucher haben wir hier viele, und die französischen Sozialisten, deren Instinkt für das Trügliche untrüglich ist, haben diese Besucher gern. Von „Temps" zu „Temps" sickert dann etwas militärische Wahrheit über die jenseitigen Republikaner durch — aber nicht eben allzuviel...

Nach dem Steak benötigen wir etwas Leichtes. Greifen wir also zu „Teigwaren, leicht gefärbt" von Franz Hessel (bei meinem Verleger Ernst Rowohlt, Berlin, erschienen). Bei meinem Verleger? Ha, Schmach! Schiebung! Verabredung! Korruption! Ossietzky! Sie haben neulich Bruno Frank zerrissen und mir das Herz: weil Sie der einzige waren auf weiter Flur, der dieser „Politischen Novelle" das gesagt hat, was zu sagen war. Es ist unfaßbar, daß ein Mann, der so lange in Frankreich gelebt hat, der Frankreich so gut kennt wie Bruno Frank, etwas so ganz und gar Unfranzösisches hat produzieren können. Es wird sicherlich sehr höfliche Franzosen geben, die Frank bestätigen werden, wie schön und gut diese Novelle des Rapprochements sei, aber bestimmt keinen so unhöflichen Franzosen, der wie jener Sekretär des Herrn Briand (im Buch) mit dem Sekretär eines imaginären deutschen Staatsmannes eine solche Unterhaltung jemals hätte führen können, keinen Franzosen, der einem Deutschen ins Gesicht sagte, wie häßlich die deutsche Sprache sei.. Die gibt es so wenig wie es jemals eine französische Frau gegeben hat, die sich selber vorstellt; der Hackenknall: „Oberbausekretär Flotsch" ist eine deutsche Erfindung. Und wie bombastisch ist das; wie geziert, wie ganz und gar verkannt; das ist jene hohe Politik, wie sie sich in neuern berliner und auch pariser Salons darstellt, wo die Bekanntschaft mit einem richtigen Diplomaten das persönliche Prestige erhöht... Ja, wenn Politik so dumm und so einfach wäre —! Zurück zu Hesseln.

Ganz abgesehen davon, daß ich neidisch auf den Titel bin: es stehen so bezaubernd leichte Dingelchen in dem Buch, so hingehaucht, wirkliche „soufflés" — zum Beispiel die von dem Lokomotivführer, der nicht mehr pfeifen durfte, sowie das gradezu himmlisch echte Gespräch im Modesalon — es ist fast unfaßbar, wie ein Mann so etwas schreiben kann. In den Zeitungen haben sie jetzt in Firma Niveaulos & Kultur schreibende Damen angestellt, die in der Tat so dumm daherplappern können wie Papageien, die lange bei einem Dichter gestanden haben... Man decke diese Vögel zu; es sind auch mondaine Kakadus aus Kunstseide darunter: die rupfe man. Das Hübscheste über Frauen sagen nicht Frauen — Männer sagen es. Die stärksten Stücke des Hesselschen Buches reichen an Robert Walser heran, und es ist eine Freude, immer wieder darin zu blättern.

Dann haben wir da, immer mal wieder, ein Buch über Amerika bekommen: J. Dorfmann, „Im Lande der Rekordzahlen" (erschienen im Verlag für Literatur und Politik, Wien, Berlin). Das Buch hat einen russischen Ingenieur zum Verfasser; es ist sehr anspruchslos geschrieben, offenbar sind die Aufsätze gesammelte Briefauszüge. Der Mann ist mäßig gebildet, was bei der Betrachtung eines so komplizierten Landes heftig stört — solche Beschreibungen spiegeln ja immer den Beschreibenden. Aber man lernt allerhand, vielleicht grade, weil der Mann nur das ganz Einfache gesehen hat: daß zum Beispiel die Kraftstation am Niagara einen miserabeln Lichtstrom herstellt, so daß alle Lichtbirnen ununterbrochen flimmern — das geschieht aus Ersparnisgründen, und nun müssen sich zwei Millionen Menschen in 142 Städten, Dörfern und Flecken die Augen verderben. Auch geht aus dem Buch mit erfreulicher Deut-

lichkeit hervor, wie richtig die Sinclairschen Schilderungen in „Petroleum" (Malik-Verlag, Berlin) sind. Die tobsüchtig gewordene amerikanische Bolschewistenhetze hat ihre Früchte getragen: häufig wird dem russischen Besucher als erste Frage von den Amerikanern diese da vorgelegt: „Und, sagen Sie, wie ist das mit der Nationalisierung der Frau?" Da gruselts den Spießern; von der Politik geht hier eine legitim aufregende Wirkung aus, und alle sinds zufrieden. Daß es nicht stimmt, schadet fast gar nichts, und so gemein und dumm wie die Berichte, die die französische Presse grade vor den Wahlen über Rußland brachte, sind die Amerikaner noch lange. John Heartfield hat wieder eines seiner meisterhaften Vorsatzpapiere geliefert.

Es gibt aber natürlich auch andere Amerikaner. So einer ist zum Beispiel Theodore Dreiser, der Verfasser der „Amerikanischen Tragödie" (bei Paul Szolnay in Berlin). Mir hat neulich Max Mohr geschrieben, eine Beurteilung der amerikanischen Romanliteratur sei ohne Kenntnis dieses Buches nicht möglich. Ich habe es sehr aufmerksam gelesen, und es war — bei Max Kretzer! — keine leichte Sache. Nun, ich habe gefunden, daß man uns nicht zumuten kann, wieder von vorn anzufangen. Es mag ja sein, daß so ein Werk für amerikanische Verhältnisse ein außerordentliches Wagnis darstellt, und als Kulturdokument ist es gewiß sehr aufschlußreich. Aber was ich damit anfangen soll, weiß ich nicht. Auf dem Umschlag bezeugen gute und beste Engländer und Amerikaner, daß hier das aller-, aber auch das aller-, allerbedeutendste Genie sei: ich habe es nicht entdecken können. Diese Geschichte von dem jungen Mann, der im Geschäft bei reichen Verwandten dient, der eine Liebelei mit einer reichen jungen Dame und ein Verhältnis mit einer Arbeiterin hat; der der Arbeiterin ein Kind macht, keinen findet, der es abtreibt und sie nun, mit dem dolus, aber ohne Absicht ins Wasser fallen läßt: das müßte so dargestellt sein, daß der Sturm neue Türen aufreißt, um uns zu packen. Es weht aber nichts, und es packt uns nichts. Daß es Gesetze gibt, die die Abtreibung verbieten, daß es heute noch — und nun erst in Deutschland! — fromme Juristen, starre Juristen, beschränkte Juristen gibt, die in das nächste, gradezu schmähliche Strafgesetz auch dieses verbrecherischen Paragraphen hineinschustern, ist hart. Dagegen anzukämpfen, ist für einen anständig gesinnten Menschen Pflicht. Nur dagegen anzukämpfen ist noch keine Kunst. Es ist sehr bezeichnend, daß Dreiser den einzigen, starken und ergreifenden Zug in seinem Roman so erzählt, wie eine Zeitung von einem Eisenbahnunglück berichtet, ohne die Möglichkeiten zu verspüren, die da liegen: Der zum Tode verurteilte Held des Buches sitzt im Zuchthaus und wartet auf seine Hinrichtung. Da warten noch andre Verurteilte, die er durch die Gitter seines Käfigs sehen kann. Und manchmal wird einer zum Todesstuhl geführt, dann werden Vorhänge vor die Türen gezogen, dann hören die Wartenden einen schleppenden Zug: das ist einer von ihnen, der dahin gestoßen wird, wohin sie bald alle gehen müssen. Und dann gibt es eine kleine Pause... „Und dann, obwohl Clyde es nicht wußte und es ihm nicht weiter auffiel, ein plötzliches Nachlassen des Lichtes im ganzen Hause — das sinnlose Ergebnis eines Systems, wodurch derselbe Strom Beleuchtung und Hinrichtung besorgen mußte... Das dreimalige Nachlassen des Lichtes bedeutete den Todesstrom." Viel trockner kann man das nicht erzählen. Ah, keine Deklamationen an dieser Stelle! Aber wie hätte ein Dichter das formuliert! Dies ein Genie? Ein pariser Chansonnier sang neulich:

„N'exagérons rien —
rien — rien — rien!"

Ein anständiger naturalistischer Roman, der uns nichts Neues sagt.

Die Landsleute dieses Chansonniers lieben den Abenteurerroman; da haben sie ihren Dekobra, dessen Erfolg mir ewig unverständlich bleiben wird, und der übrigens ein netter, bescheidener Junge geblieben und gar kein Edschmied geworden ist, obgleich er doch mehr kann als jener; und neulich hat ein Mann, der „Ch. Lucieto" zeichnet, ein sehr amüsantes, inzwischen verfilmtes Buch veröffentlicht „En Missions spéciales" (bei Berger-Levrault, 136 Bd. St. Germain, Paris). Darin war mit viel Geschrei und nicht gar zu viel Wolle aufgezeigt, wie im Kriege angeblich der Spionagebetrieb funktioniert hat, und das war ja denn auch angenehm gruselig zu lesen. Nun aber hat es jenen nicht schlafen lassen, und er hat sich etwas Neues zurechtgekocht: „Livrés à l'Ennemi" (bei demselben Verleger). Mensch, du lachst dir dot! Das ist ein halb erfundener Kriminalroman, mit einem Meisterspion James Nobody, und der spioniert sich so sachte durch Deutschland und Rußland. Dabei hat der Herr Verfasser eine Menge richtiger Angaben verwandt: über die schwarze Reichswehr, über die I. G. Farben-Gesellschaften und andres. Durchsetzt ist das aber mit einer Kellerromantik dunkelster Sorte, und das Kapitel, in dem der brave, sich selber dementierende Verwaltungsbeamte Geßler als furchteinflößender Friedrich der Zweite mit einem Krückstock erscheint, abzudrucken lohnt nur deshalb nicht mehr, weil der Mann, der vielen anständigen Arbeitern und Journalisten lange Jahre unschuldiger Haft verschafft hat, seine „Verantwortung" trägt, wie das eben bei Beamten üblich ist: in der Pension. Aus dem Buch spritzt auch jene französische Bolschewistenhetze, die um so gefährlicher ist, als die Ahnungslosigkeit von Redaktion und Leser, was fremde Länder betrifft, hier ungleich größer ist als in Deutschland. Bekanntlich gehört zu den festen Glaubenssätzen französischer ultranationaler Zeitungen, daß Deutschland Tag und Nacht Kokain nach Frankreich schmuggelt. (Was sicher vorgekommen ist — es kommt eben auf die Melodie an, in der so etwas vorgetragen wird.) Und nun läßt der Herr Nobody einen Deutschen sagen: „Das machen wir so. Für die Aristokratie in Frankreich haben wir das Kokain, für das Proletariat den Bolschewismus." Da kannst nix machen. Und ich würde diesen Unfug, der zu der ehrlichen und anständigen Haltung der breiten Masse der Franzosen in starkem Gegensatz steht, gar nicht zitieren, wenn dies nicht international wäre: soziale Revolutionen immer als Werk des bösen Landesfeindes darzustellen. Daher der Name: Landesverrat, wenn Arbeitgeberpolitik gemeint ist.

Der Organismus ist in allseitiger Bewegung: der Magen brennt Sod, in den Ohren saust es wie in einer Muschel, die unfeinern Organe haben beschlossen, einen eignen Staatenbund zu gründen und die Monroe-Doktrin anzuwenden ... Das kommt davon, wenn einen die deutschen Passanten einladen, die Spesen ihrer Verbände jäh durch die Gurgel zu jagen. Das Großhirn träumt. Es träumt als Kind sich zurücke ...

Da hat Eberhard Buchner im Kriege (bei Albert Langen in München) „Kriegsdokumente" gesammelt; wenn ich nicht irre, sind sechs Bände erschienen. Er hat ganz einfach Zeitungsausschnitte, die er für bedeutungsvoll hielt, zusammengestellt und die genaue Quelle angegeben — weiter nichts. Wenn man das heute liest, glaubt man, die Bierzeitung eines Tollhauses zu lesen.

„Wie ich höre, sind der Bruder von Sir Edward Grey und der Sohn des französischen Ministers Delcassé in deutscher Gefangenschaft. Ich kann nur raten, diese beide Herren zunächst ein Mal in einen wirklichen Schweinestall einzusperren mit den natürlichen Insassen als Gesellschaft, das wird auf die Stimmungen in London und Paris ganz anders zurückwirken als zehn gewonnene Schlachten." Der so spricht, ist der schlichte Pastorensohn Carl Peters,

aus dem Balder Olden einen Roman destilliert hat. Man hält das nicht für möglich, was in diesen Bänden steht: diese Mischung von Tobsucht, Geifer, kalter Begeisterung und gerissener Vaterlandsliebe: „Der deutsche Militarismus ist doch wertvoller als das ganze Völkerrecht." Und so Satz für Satz, Seite für Seite, Zeitung für Zeitung. Warum ich das erzähle? Weil man es eben nicht ruhen lassen soll. Weil, vor allem, unsre Schulen dergleichen den Primanern vorhalten, erklären, deuten sollen. Wie hier Komma für Komma der „Letzten Tage der Menschheit" belegt ist; wie sich geschickte Propaganda von Kapital, Militärs und Kirche auswirken — wie das aussieht, wenn ein ganzer Kontinent und insbesondere das völlig desorientierte Deutschland wahnsinnig geworden ist. Und grade heute, wo die verhüllten Nationalisten, die die Lüge von der alleinigen Kriegsunschuld Deutschlands propagieren, wieder ihr Werk treiben, grade heute ist festzustellen, daß hundert Millionen von Eltern gezwungen werden, ihre Kinder auf Schulen erziehen zu lassen, die ihnen über den Krieg nicht die Wahrheit sagen: ein pazifistisches Süd-Tirol. Hier wird die Geschichte gelehrt, wie sie sich im Reichsarchiv spiegelt, also gefälschte Geschichte, zurecht gestutzte Geschichte, zusammengestrichene Geschichte — dort wird Vaterland mit Heimat gleichgesetzt: in den Schulen ist es besser geworden, aber noch lange nicht, noch lange nicht gut.

Und ich liege schlaflos und bleibe wach: weil es nicht schön zu denken ist, wie ein ganzes Volk so wenig aus einer solchen Katastrophe gelernt hat.

Die renovierte Oper von Rudolf Arnheim

Man ist mit dem Staubsauger über die Staatsoper hergegangen, und nun sieht sie eigentlich ein bißchen sauberer aus, als sie es verträgt. Denn während bisher die Schmutzpatina, die den Plafond und die Wände überzog, eine dämpfende Luftperspektive schuf, den Beschauer gemahnend, daß ein Abstand von achtzig Jahren zwischen ihm und diesem Bau und daß dieser Abstand zu wahren sei, ermächtigt uns der fabrikneue Samt auf den Brüstungen und Sesseln und das blitzblanke Gold der Engelchen und Säulchen plötzlich, dies Theater als einen Gebrauchsgegenstand von 1928 anzusehen. Das verträgt der Raum nicht. Er ist edel in den Proportionen aber dabei wie von plumpen Beamtenhänden injerichtet. Er ist schön aber nicht so zeitlos im Geschmack, daß er sich beliebig verjüngen ließe. Der auf einmal so knallige Zusammenklang von Rot und Gold erweckt unerwünschte Reminiszenzen an den Ufa-Stil, und das Deckengemälde hat die Farben eines schlechtgelaunten Sonnenunterganges bekommen. Die Reinemachefrauen veranlassen auch uns, Farbe zu bekennen, und so entschlagen wir uns aller schuldigen Devotion vor der Achtzigjährigen und fragen grad heraus mit dem Baron Ochs von Lerchenau: „Eh bien, Mamsell, was hat Sie uns zu sagen?"

An dieser Respektlosigkeit des Besuchers ist nicht unschuldig, daß man vor die alten Räume eine neue Eingangshalle gesetzt hat, die wunderhübsch ist aber durchaus in dem Stil, wie ein geschmackvoller Innenarchitekt heute ein großes Blumengeschäft oder eine Hotelhalle einrichtet. Auch die hellgrünen Foyerumgänge atmen die hygienische Sachlichkeit ab-

waschbarer Schleiflacktabletts, und so wird das Verweilen beim Logenschließer zu einer guten Nothaltestelle, um uns bei dem plötzlichen Absturz ins vorige Jahrhundert vor Atembeschwerden zu bewahren. Unter dem Parkett, im Katakombengeschoß, hat man eine Kantine ausgebrochen, einen schlichten, blonden Raum, in dem — vermutlich auf Anraten des Herrn, der die Schankkonzession innehat — geraucht werden darf. Schon auf den Stufen schlägt einem ein Höllenqualm entgegen, woraus man entnehmen mag, daß heutzutage die weltlichen Laster selbst die Fundamente der Tempel unterminieren.

Geweihte wie profane Räume durchwandelt in bedächt'ger Schnelle ein seltsames Publikum, das man bei allen Musikdarbietungen in Berlin trifft. Es scheint leider, als ob ein gewisser Mangel an äußerm Chic und liebenswürdiger Gewandtheit zu einer solid gebildeten Gesellschaft gehört. Wie die Herren sich anziehen würden, wenn es ihnen nicht vorgeschrieben wäre, sieht man an ihren Begleiterinnen. Wie kann man einen plumpen Leib von oben bis unten, die Mittelpartie nicht ausgenommen, fest in einen hellgrauen Seidenschal wickeln, was sollen schmale Brokatträgerchen auf spitzen Schulterblättern, wozu ein giftgrüner Bausch drahthaariger Fliegengaze an einem schönen Halse oder eine weiße Pelzjacke über einer lachsfarbenen Galarobe, und wer stickt sich schon eine riesige Goldspinne vorn auf den Bauch? Auf der Straße am Tage sind viele von ihnen so nett und einfach gekleidet, wie das bei jedem Ladenmädel selbstverständlich ist, aber sobald ihnen feierlich ums Herz und um die Hüften wird, sind sie zum Fürchten. Man führe einen schwarzen Taftkittel mit Ärmeln als obligatorisches Abendkleid ein.

Diese Leute, Berlins bestes Publikum, verdienen es bestimmt, daß ihnen ein unvergleichliches Orchester aufspielt, aber sie verdienen auch die Enklave von Kitsch und Ungrazie, die sich immer noch in unserm Opernbetrieb findet. Vieles hat sich gebessert, aber immer noch stößt man ab und zu auf Bühnenbilder, die längst zu den Bockbierfesten abgewandert sein sollten. Immer noch eilen stattliche Damen, die auf keinen Tennisplatz und in kein Ruderboot passen, in Hosenrollen steifbeinig über die Bühne, heben gewaltsam die Ellenbogen, schlagen sich in kräftiger Verzweiflung die Brust und stürzen schließlich krachend vor dem Geliebten in die Knie. Heute, wo es auf der Sprechbühne Bestrebungen gibt, das Gebärdenspiel des Schauspielers ins Tänzerische umzustilisieren, sollte man bei der Oper, wo solch ein Prinzip eine viel breitere Geltung beanspruchen darf, diese Befreiung von einer imitatorischen Mimik energischer ausnutzen. Der Schauspieler versuche, die Emotionen seiner Rolle — deren textliche und inhaltliche Harmlosigkeit ja gar nicht mit dem Ernst eines Sprechdramas konkurrieren will, schon weil sie nur dem Komponisten den äußern Anlaß bieten sollen, seine musikalische Erfindungsgabe zu betätigen — durch Gebärden, die auch einen Gymnastiklehrer nicht beleidigen, andeutend und „spielend" vorzuführen, mit einer Souveränität, die das bloß Stoffliche lächelnd meistert, ohne daß da viel Schweißperlen vor die Leute

geworfen werden. Er bemühe sich nicht, Begebenheiten glaubhaft zu machen, deren Sinn es nicht ist, glaubhaft zu sein. Brünstiges Geschrei, tapsige Charakterisierungskunst am untauglichen Objekt ärgert den Theaterfreund und überschrillt die Partitur.

Die Renovierung der Oper ist noch nicht vollendet. Der wichtigere und dabei weniger kostspielige Teil der Arbeit bleibt noch zu tun. Opern sind heute ziemlich unpopulär; in einer Zeit also, deren Sinn für Spiel, für schöne Form ohne viel tiefere Bedeutung, für Kindliches und Musikantisches dem Opernhaften besonders nahesteht. Der Grund für diesen Mangel an Interesse liegt vermutlich grade da, wo ihn sich die Schulweisheit der Reformatoren am wenigsten träumen läßt: — zwischen Schnürboden und Versenkung.

Lose Blätter von André Gide

Man sagte, ich liefe meiner Jugend nach. Das ist wahr. Und nicht nur der meinigen. Mehr noch als die Schönheit zieht die Jugend mich mit unwiderstehlichem Reize an. Ich glaube, sie enthält die Wahrheit; ich glaube, sie hat immer recht gegen uns. Ich glaube, wir, die Ältern, sollten, anstatt sie zu belehren, Belehrung bei ihr suchen. Ich bin mir bewußt, daß die Jugend Irrtümern ausgesetzt ist; ich weiß, unsre Rolle ist es, sie so gut wir können zu warnen. Aber ich glaube, in dem Bestreben, die Jugend zu bewahren, behindert man sie oft. Ich glaube, jede neue Generation kommt mit einer Botschaft beauftragt, die sie zu erledigen hat. Unsre Rolle ist es, ihr dabei behilflich zu sein. Ich glaube, das, was man Erfahrung nennt, ist häufig nur uneingestandene Ermüdung, Ergebung, übler Nachgeschmack. Ich halte diesen oft angeführten Satz von Alfred de Vigny für wahr, für unheilvoll wahr, und er erscheint nur dann einfach, wenn man ihn anführt, ohne ihn zu verstehen: „Ein schönes Leben ist im reifen Alter verwirklichter Jugendgedanke." Es hat übrigens nichts auf sich, daß Vigny selbst vielleicht nicht die ganze Bedeutung dessen darin gesehen hat, die ich herein lege; diesen Satz mache ich mir zu eigen.

Wenige meiner Zeitgenossen sind ihrer Jugend treu geblieben. Sie schlossen fast alle Vergleiche. Das nennen sie „durch das Leben lernen". Die Wahrheit, die in ihnen war, haben sie verleugnet. Die übernommenen Wahrheiten sind es, an die man sich am festesten klammert, und um so fester, je fremder sie unsrer innersten Natur bleiben. Es bedarf weit mehr Vorsicht, seine eigne Botschaft ans Licht zu bringen, weit mehr Kühnheit und Klugheit, als einer schon bestehenden Partei seinen Beitritt zu erklären und seine Stimme zu geben.

Uebersetzung von Olga Sigall

Fünfzigjährige von Harry Kahn

Dies ist ein Jahr der Jubiläen. Säkular- und Semisäkularfeiern jagen sich. Die wichtigste steht noch aus: im nächsten Monat jährt sich zum fünfzigsten Male der Eröffnungstag des Berliner Kongresses. Im Sommer 1878 eskomptiert der „ehrliche Makler" die heftigen Transaktionen von 1864, 66, 70/71. Die alteingeführte, aber vor dem Eintritt des neuen Geschäftsführers ziemlich zerrüttete, durch dessen Tüchtigkeit jedoch wieder zu neuem Aufschwung gelangte Firma Deutschland steht auf der Höhe, wenn nicht ihrer Macht, so jedenfalls ihres Einflusses. Die übrigen Chefs der Branche beobachten ängstlich, was für ein Wind jeweils von der Wilhelmstraße herweht: ein Lächeln oder ein Stirnrunzeln Bismarcks läßt weltpolitische Werte auf die Firne schnellen oder in den Abgrund sausen. Deutschland, seit dem Niedergang Spaniens und dem Hochkommen Rußlands am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in die geopolitische Mitte des Kontinents gerückt, ist nun auch das machtpolitische Zentrum Europas: das Werk Friedrichs des Großen, durch das napoleonische Intermezzo unterbrochen, wird wieder aufgenommen und vollendet. Der Kongreß in der Hauptstadt des neugeeinten Reiches, präsidiert von dessen Kanzler, führt aller Welt eindrucksvoll diese Tatsache vor Augen. Heute wissen wir, daß dieser Kongreß, der die Krönung von Bismarcks Werk schien, grade die Grundlagen zu seinem Zusammenbruch, zum Zusammenbruch der Machtstellung des Reichs, ja um ein Haar dieses Reiches selber geschaffen hat. Die politischen Grundlagen: die Bindung an Oesterreich und die Lockerung von Rußland. Bismarcks Gestalt war massiv genug, um auf zwei Stühlen sitzen zu können; seine schmächtigen Epigonen mußten sich zwischen sie setzen. Die psychologischen Grundlagen: der ehrliche Makler wurde zum Vater des Hansdampf in allen Gassen. Neudeutscher Machtdünkel räkelt sich nach des Alten Abgang ein Menschenalter lang auf Kaiserthron und Bürgerkanapee, steckt seine Nase in jeden Topf des eignen und des Nachbarherds.

*

Karl Sternheim, dem im Jahr und am Ort jenes Kongresses Geborenen, gebührt das Verdienst, die Masken des neudeutschen Gesichts für die Bühne entdeckt und nachgeschaffen zu haben: Maske Vater und Maske Sohn, die beiden Generationen des wilhelminischen Zeitalters, zeigen ihre von Machtdünkel und Machtwahn verzerrten Züge. Wie sich dieser aus jenem, auf dem Wege vom Klein- zum Großbürger, entwickelt, das gibt der Maske-Trilogie — Hose, Snob, 1913 — Richtung und Rhythmus. So lange Sternheim dieses Thema abhandelt und abwandelt, wie in der „Kassette" nach der grotesken, in „Bürger Schippel" nach der humoristischen Seite hin, wirkt seine Gestaltung von Menschen und Vorgängen stark und schlagend. Die Satire lebt und überzeugt aus sich selber. Greift er nach andern Stoffen, dann wird er, wie in „Tabula rasa" oder gar in den dramatischen Diatriben jüngsten Datums — Nebbich, Fossil, Schule von Uznach — flach parodistisch. Und bezeich-

nend ist, daß er, will er einmal auf unsre Tränendrüsen statt auf unsre Lachmuskeln drücken, eine Anleihe bei der ältesten und kältesten Intrigendramatik aufnehmen und dem Diderot eine „Marquise von Arcis“ nachdichten muß. Dann wirkt auch die Diktion, die er sich durch allerhand Amputationen und Permutationen der Satzglieder geschaffen hat, bloß gekünstelt, während sie in seinen Komödien „vom bürgerlichen Heldenleben“ nicht nur das Paradox dieser verschrobenen Welt phonetisch wiedergibt, sondern auch der Besessenheit der Charaktere als eine Art rhythmisches Vehikel dient. Am adäquatesten wirkt sie in seinen Novellen, die man treffender als „manische Romane“ bezeichnen könnte: Busekow, Napoleon, Posinsky — lauter plötzlich aus der bürgerlichen Bahn gerissene Machtnarren, deren bis dahin harmloses Mittelmaß irgend ein Erlebnis oder Ereignis zu tyrannischer Monumentalität aufbläst. Ein Pandämonium des seelenlosen Spießertums von Immerdar und Überall, das ist Karl Sternheims Welt; die Entlarvung des herzlosen Machtwahns der deutschen Bourgeoisie um die Jahrhundertwende, das ist dieses Fünfzigjährigen Werk.

*

Erich Mühsam, der andre Fünfzigjährige dieses jubilierfreudigen Frühjahrs, hat sich nicht bloß literarisch mit der Bourgeoisie herumgeschlagen. Ja, sein schriftstellerisches Werk verblaßt neben seinem menschlichen Wirken. Wenn man seiner gedenkt, so erinnert man sich vor allem an den leidenschaftlichen Redner in politischen Versammlungen, den witzigen Debatter in Kaffeehäusern und Konventikeln, den begeisterten Propagator und Freund Peter Hilles, Paul Scheerbarts, Else Lasker-Schülers. Ich persönlich sehe ihn immer, wie er am 7. November 1918, an der Seite seiner ebenso handfesten wie herzensgütigen Frau, an der Ecke der Münchner Theresienstraße aus dem Tramwagen springt und geschwungenen Regenschirms zur Türkenkaserne rennt, um die vor den geschlossenen Toren der Hochburg des königlich bayrischen Militarismus stockenden Revolutionäre anzufeuern, die erst lachenden, dann nachdenklich werdenden Soldaten zum Anschluß an seine Leute aufzufordern. Ich glaube keine Geschichtsklitterung zu treiben, wenn ich sage, daß ohne Erich Mühsams Eingreifen in jener Minute die Sache des münchner und damit des gesamten deutschen Umsturzes zumindest auf das Verhängnisvollste verzögert worden wäre; denn es kam damals alles darauf an, diese letzte und wichtigste Machtposition der alten Gewalten auszuschalten. Das aber ist der ganze Mensch: mit dem Regenschirm auf die Barrikade! Ein Mensch von einem fast skurrilen Fanatismus, von einer für die Sache der Freiheit, der Menschlichkeit, des Rechts jederzeit sprungbereiten Furchtlosigkeit, von einer unerschütterlichen Treue zu der seit seinen Lübecker Schuljahren erhobenen Fahne des Proletariats. Keinen Augenblick zögerte er, das von vornherein aussichtslose Experiment der bayrischen Räterepublik mitzumachen, um dann vor seinen erbarmungslosen Richtern kein beschönigendes Wort, im Gegenteil viele auf-

reizende, zu gebrauchen. Fünfzehn Jahre Niederschönenfeld waren, wie man weiß, die Quittung dafür.

Hinter den bayrisch-schwedischen Gardinen hat er ein Arbeiterdrama „Judas" geschrieben, das von dem Kollektiv am Nollendorfplatz jetzt einer reichlich verspäteten Geburtstagsaufführung gewürdigt worden ist. Wohlgemerkt: am Sonntagvormittag und durch das Studio. Vermutlich erschien sein Gehalt an Petroleum zu gering und seine Kenntnis der Proletarierseele zu groß, die Möglichkeit zu Film- und Jazzeinlagen zu minimal, dagegen seine Gesinnung zu penetrant, um es dem Kurfürstendammvolk als Abendkaviar vorzusetzen. Denn es ist nichts anders als die Transponierung jener bekannten Evangelienauslegung vom Verrat an Jesus als der Tat eines fanatischen Revolutionsapostels an dem Lehrer der Gewaltlosigkeit — einem idealisierten Porträt des unvergeßlichen Gustav Landauer — in die Tage des münchner Munitionsarbeiterstreiks von 1918. Gewiß, das Stück hat mancherlei dramaturgische Mängel und konventionelle Zutaten und steht formal Hirschfeld näher als Hauptmann; aber mit all dem ist es, von seiner entschieden revolutionären Haltung ganz abgesehen, immer noch so packend wie die lendenlahme, limonadenlabbrige Moritat vom letzten Kaiserbankert. Mühsam hat sich wohl sein Verschen auf die öl- und blutrünstigen Rampenrevoluzzer im Stil seines gelungensten Bänkelsangs vom Lampenputzer gemacht. Wer den wieder einmal neben andern Spott- und Trutzliedern, Gleichnissen, lyrischen Nachrufen, Anekdoten lesen will, der nehme die „Sammlung 1898—1928" zur Hand, die der Verlag J. M. Späth zum fünfzigsten Geburtstag des „unverdruzzten" Feindes jeder abgestempelten wie verkappten Machthaberei herausgegeben hat.

Mandatskauf von Morus

Der Wahlfonds der Aerzteschaft

Während schon allenthalben auf der Straße die Werbetrommeln gerührt werden, schleichen über die Hintertreppen die Kassierer mit dem Klingelbeutel, um für den Wahlfonds noch ein paar Silberlinge zusammenzuholen. Wäre es nach Stresemanns Wunsch gegangen (der schon allein dafür den Ehrendoktor der Staatswissenschaften verdiente), so hätte der Staat den ganzen Wahlrummel bezahlen müssen. Aber diesmal hat es noch nicht sollen sein. Und so müssen die Parteimaschinen wieder aus Privatmitteln geölt werden.

Daß zur Politik im allgemeinen und zu Parlamentswahlen im besondern einiges Geld gehört, ist keine Funkelnagelneuigkeit. Aber man spricht nicht gern darüber, denn wenn außerhalb der Parteien Wahlgelder gesammelt werden, erscheint die Sache leicht etwas anrüchig. Leiser und vorsichtiger als sonst werden deshalb in diesem uninteressantesten aller Wahlkämpfe bei den Wirtschaftsverbänden die Sammelbüchsen geschwenkt. Nur die Ärzte machen eine Ausnahme. Nachdem sie schon in ihrem Verbandsorgan öffentlich angekündigt haben, daß sie diesmal gegen Barzahlung etliche Inter-

essenvertreter in den Reichstag und in den Landtag bugsieren wollen, erläßt jetzt der Groß-Berliner Ärztebund an seine Mitglieder folgendes niedliche Rundschreiben:

Groß-Berliner-Ärztebund E. V.
Berlin SO. 16, Cöpenicker Str. 88/II.
1189/L/E. Berlin, den 30. April 1928.

Sehr geehrter Herr Kollege!

Wie Ihnen durch die Veröffentlichung im Ärztlichen Vereinsblatt Nr. 1449 vom 11./4. 28, Seite 185 bereits bekannt geworden sein wird, haben der Geschäftsausschuß des Deutschen Ärztevereinsbundes, der erweiterte Vorstand und der Beirat des Hartmannbundes einstimmig beschlossen, eine Umlage von 20 M. pro Kopf ihrer Mitglieder zu erheben, um dieses Mal eine größere Anzahl von Ärzten in die Parlamente zu bringen, als es bisher, sehr zum Schaden des Gemeindewohls und der Ärzteschaft, leider der Fall war. Dieser Beschluß hat überall im Reich bei den Ärztlichen Organisationen Billigung gefunden. Beispielsweise hat unsere Nachbarorganisation der Provinzialverband Brandenburg für sämtliche Kollegen mit 2 Ausnahmen die Umlage aufgebracht. Wir hoffen, daß auch die Organisation Groß-Berlin nicht hinter den anderen ärztlichen Organisationen Deutschlands wird zurückstehen wollen und bitten Sie deshalb bis zum 10. Mai 1928 den Betrag von 20 M. auf das Postscheckkonto des Groß-Berliner-Ärztebundes Nr. 70 299, Postscheckamt Berlin NW. 7 zu zahlen.

Sollte der Betrag bis zu diesem Zeitpunkte nicht eingegangen sein, so setzen wir Ihr Einverständnis voraus, daß Ihnen der Betrag vom kassenärztlichen Honorar abgezogen oder durch Nachnahme erhoben wird.

Mit kollegialer Hochachtung
Groß-Berliner-Ärztebund E. V
I. A.: (Unterschrift).

Plumper ist wohl noch nie in einem weit verbreiteten Zirkular der Mandatskauf angekündigt worden. Die Art, in der im vorigen Wahlkampf die Aufwertungsverbände sich Reichstagsmandate verschafften, mutet noch zart an gegen das Verfahren, das die Leiter der deutschen Ärzteschaft einschlagen. Aber auch gegenüber den eignen Mitgliedern hat ein wirtschaftlicher Verband wohl selten eine so grobe politische Pression ausgeübt. Denn man darf nicht vergessen, daß es sich bei den Verbänden, die diese Umlage veranstalten, nicht etwa um eine beliebige Standesorganisation oder um eine fakultative Interessenvereinigung handelt, sondern um ein Zwangssyndikat, in dem jeder Arzt in Deutschland Mitglied sein muß, der in regulärer Weise Kassenpraxis ausüben will. Von der Zugehörigkeit zum Hartmann-Bund hängt also für das Gros aller Ärzte ihre wirtschaftliche Existenz ab, und schon deshalb werden die meisten Ärzte es nicht wagen, gegen den einstimmigen Beschluß ihres Bundesvorstandes anzugehen. Da ja offenbar alle Parteien, die sich bereit erklären, Verbandsmitglieder aufzustellen, gleichmäßig mit Wahlgeldern bedacht werden sollen, so werden also republikanische Ärzte gezwungen, die Wahl deutschnationaler Kandidaten zu finanzieren, freidenkende Ärzte müssen irgendeinem Zentrumskollegen ins Parlament verhelfen, und jüdische Ärzte haben unter Umständen den Vor-

zug, die Wahl völkischer Abgeordneter zu bezahlen. Wir hoffen, daß die Herren, die diesen Plan ausgeheckt haben, ärztlich ein weniger weites Gewissen haben als politisch.

In finanzieller Beziehung kann man ihnen allerdings eine gewisse Großzügigkeit nicht absprechen. Denn wenn die Umlage einigermaßen vollständig durchgeführt wird, so müssen mehr als 800 000 Mark einkommen, eine Summe, mit der im Wahlkampf schon etwas anzufangen ist. Freilich gibt das amtliche Verbandsorgan noch das peinliche Bulletin aus: „Die politischen Parteien haben bisher keine Auskunft darüber erteilt, ob sie Ärzte als Kandidaten für die bevorstehenden Wahlen zum Reichstage und zu den Landtagen aufstellen werden." Aber die Herren Führer der deutschen Ärzteschaft brauchen deshalb nicht zu verzweifeln und nicht gleich zu befürchten, daß sie mit ihrem schönen Wahlfonds am Ende sitzen bleiben. Auf dem üblichen Weg der Hintertreppe werden sie ihr Geld schon noch los werden.

Im übrigen hat man beim Verband der Ärzte Deutschlands, dem Hartmann-Bund, bereits aus den Tageszeitungen erkundet, daß für den Reichstag und für den preußischen Landtag zwei ärztlich approbierte Kandidaten aufgestellt sind; für den Reichstag der Demokrat Hellpach und ein deutschnationaler Herr Haedenkamp. Die Landtagskandidaten gehören beide der deutschnationalen Partei an. Die sozialdemokratischen Ärzte, die an sicherer Stelle für dieselben Parlamente kandidieren, werden verschwiegen, weil sie sich zwar, wie Dr. Julius Moses, um die soziale Hygiene hochverdient gemacht haben, aber nicht Verbandsmitglieder sind. Praktisch läuft die Finanzierung der Arztkandidaturen also auf eine Unterstützung des Bürgerblocks hinaus.

Trotz dieser bescheidenen kritischen Bedenken wollen wir keineswegs die Vorteile des neuen Systems verkennen. Es hat den Vorzug der Klarheit: Differenzial- und Fehldiagnosen wie sie sonst selbst den treusten Verbandsmitgliedern gelegentlich unterlaufen, sind von vornherein ausgeschlossen. Man kauft, aber man kauft nicht die Katze im Sack. Besonders begehrt werden, wenn das Vorbild der Ärzteschaft Nacheiferung finden sollte, Kandidaten sein, die in mehreren Sätteln gerecht sind, wie zum Beispiel der Professor Hellpach, der nicht nur ein ausgezeichneter Arzt, sondern auch ein ausgezeichneter Kulturphilosoph ist. Denn in solchen Fällen würde es sich, neben dem Hartmann-Bund, gewiß auch der Reichsverband Deutscher Philosophen E. V. nicht nehmen lassen, sein Scherflein beizutragen, um seine berechtigten Interessen im Reichstag zur Geltung zu bringen. In hoc signo vinces!

Hugenberg befreit die Presse

In dem aufschlußreichen und Dannwiederdochnicht-Büchlein, in dem Professor Ludwig Bernhard den Hugenberg-Konzern offiziell enthüllt hat, erwähnt er auch mit ein paar Sätzen, wie Hugenberg die schon im Kriege begründete Vera-Verlagsanstalt G. m. b. H. zum Aufkauf der Provinzpresse einspannte.

Die Vera sollte nur eine Geschäftsstelle sein, „die, aus Fachleuten bestehend, den ratsuchenden Zeitungen helfen könnte".

Als Hugenberg im Jahre 1921 an den Ausbau der Vera ging, schnorrte er Dutzende von Industriellen an, um eine Kapitalerhöhung von zwei auf fünf Millionen Mark durchzuführen, und zwar bat er „um möglichst beschleunigte Zusendung der Übernahme-Erklärung." „Wir sehen uns", hieß es damals, „zu der Bitte um Beschleunigung der Angelegenheit nur deshalb veranlaßt, weil uns bekannt geworden ist, daß die Regierung in kürzester Zeit eine Vorlage auf Erhöhung der Stempelgebühren bei Kapitalserhöhungen einer G. m. b. H. von 5 auf mindestens 7 % einbringen wird." Aber Hugenberg begnügte sich nicht mit einem so triftigen Argument. Er griff noch tiefer in die Saiten und versandte ein Manifest, das mit den schlichten Worten anhub:

> Die Revolutionsbewegung bedroht in ihren immer klarer zutage tretenden Folgen nationalpolitisch und wirtschaftlich den Weiterbestand Deutschlands . . . Wie sich nun auch das heutige Chaos entwirren wird, soviel ist sicher, sollen wir nicht auf Jahrzehnte zur Sklavenhorde der Entente erniedrigt werden: wir müssen aus diesen schweren Fehlern lernen, wir müssen Aufklärung in größtem Maßstabe betreiben . . . Die große Menge der Zeitschriften und Zeitungen muß von den bisherigen Hindernissen ihrer Entwicklung befreit werden. Wenn noch etwas gerettet werden soll, muß hier Wandel geschaffen werden, und zwar schnell. Hierzu nach verfügbaren Kräften beizutragen, ist die Hauptaufgabe der Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin W. 9.

Diesem Aufruf zur Befreiung, wie ihn erhabener Theodor Körner nicht hätte dichten können, vermochten sich die Generaldirektoren der deutschen Wirtschaft natürlich nicht zu entziehen. Aus allen Gauen kamen sie und zeichneten Geschäftsanteile, von 10 000 bis 100 000 Mark, und im Nu waren die drei Millionen aufgebracht. Das Gesellschaftsverzeichnis der Vera, das uns vorliegt, enthält die ersten, besten Namen. Es beginnt mit dem Grafen von Arnim-Muskau und endet mit jenem Geheimen Kommerzienrat Zuckschwerdt in Magdeburg, der sich um die richterliche Unabhängigkeit des Landgerichtsrats Kölling so hervorragende Verdienste erworben hat. Dazwischen finden wir, neben allen Großen der Schwerindustrie, Herrn Wilhelm Cuno, den Generaldirektor der Hapag und, schau, schau, Katharina von Oheimb, die sich damals noch nicht Herrn Geßler wahlverwandt fühlte. Das Finanzkapital ist spärlich vertreten, nur die berliner Bankhäuser F. W. Krause & Co. und Delbrück, Schickler & Co. wurden von Hugenberg für würdig befunden, in die Reihe seiner Geldgeber aufgenommen zu werden. Auch die Sektkellerei Kupferberg in Mainz suchte deutschem Schaumwein ein paar Perlen abzugewinnen, um sich an Hugenbergs Befreiungswerk zu beteiligen. So glückte die gerechte Sache, und die Vera konnte sich vierzehn größere Zeitungen angliedern. Nur von der Entente werden wir, wie ich dem ‚Berliner Lokal-Anzeiger' entnehme, noch immer zur Sklavenhorde erniedrigt. Es werden also wohl noch weitere Kapitalerhöhungen notwendig sein.

Bemerkungen

Die „Lignose" in Hamburg

Die Veröffentlichungen über den Phoebus-Skandal haben den beachtenswerten Erfolg gehabt, daß die skandalöse Verschwendung von Reichsgeldern durch Offiziere und ihrer Hintermänner von Amts wegen als tatsächlich zugegeben wurden und daß die in Frage kommenden Herren der Reichsregierung im Reichstag das feierliche Versprechen abgaben, daß derartiges in Zukunft nicht wieder vorkommen solle. Der angerichtete Schaden aber solle möglicht wieder gutgemacht werden. Diejenigen etwas finstern Untergesellschaften der Phoebus respektive der Lignose A.-G., die von den vorschriftswidrig ausgezahlten Geldern profitiert hätten, müßten diese selbstverständlich zurückzahlen, kurz: man wolle den ganzen schäbigen Profitskandal liquidieren.

Wie sieht es damit in der Wirklichkeit aus, jetzt wo das Auge der Vorgesetzten durch Wahlsorge abgelenkt ist? Was hat man mit der Lignose A.-G. gemacht? Bekanntlich hieß es in den ersten Veröffentlichungen des verflossenen Herrn Geßler, daß diese Gesellschaft in Gefahr gewesen sei, überfremdet zu werden und daß deshalb das Reichswehrministerium mit gutem deutschen Geld eingesprungen sei. Mit andern Worten heißt das in diesem Falle, die Lignose hatte eben kein Geld und das Reichswehrministerium gab ihr welches, und zwar so viel, daß diese Firma damit in der Lage war, eine Menge von Untergesellschaften zu gründen, die alle ihren Zweck, verdächtigen Handlungen des Reichswehrministeriums Vorschub zu leisten, treu und brav erfüllten.

Eine dieser merkwürdigen Firmen ist die Grundwert-Aktiengesellschaft Berlin NW, Moltkestraße 1, die laut amtlicher Eintragung von der Aktiengesellschaft Lignose gegründet wurde und deren Aufsichtsratvorsitzender der Direktor David Oliver aus Berlin ist. 50 Prozent des Kapitals befindet sich in den Händen des Herrn Direktor Oliver, der allerdings vor einiger Zeit vor dem Gericht angab, er sei nicht in der Lage, seine geschiedene Frau, zu deren Unterhaltung er verpflichtet ist, zu ernähren. Da nun nicht anzunehmen ist, daß Herr Oliver vor Gericht die Unwahrheit gesagt hätte, so kann es dieser Bauwert-A.-G. nicht allzu gut gehen.

Oder doch? Kundige haben immer schon bezweifelt, daß die Herren um und aus der Phoebus und um die Lignose herum jetzt plötzlich jeden Tätigkeitsdrang verloren hätten, daß sie ihre schlechten Geschäfte, deren Kosten von den Steuerzahlern zu erledigen waren, einstellen würden. Man hat sich immer schon gefragt, wo ist eigentlich das Geld aus der Phoebus-Ernte geblieben und was werden die Herren anstellen, um durch die Erhaltung ihrer Gründungen ihre gutbezahlten Posten nicht zu verlieren?

In Neustadt bei Lübeck kam man ihnen zuerst auf die Spur Die Trajag, jene bekannte Lohmann-Gründung, wollte der deutschnationale Bürgermeister dieses Städtchens auf Kosten der Gemeinde übernehmen und so die Steuerzahler des Reiches zu ungunsten derer der Stadt entlasten. Das war schon immerhin etwas, aber nun erst kommt aus Hamburg eine Kunde, aus der zu entnehmen ist, daß sich die ganze Aktivität der Lohmann-Leute in dieser freien Hansastadt austoben will. Ein Millionenprojekt ist geplant und steht kurz vor der Vollendung, dessen Urheber niemand anders, als die Lohmann-Gründung, die Grundwert-A.-G. ist und dessen Kosten nach dem großen Vorbild im Reich der hamburgische Staat bezahlen soll.

Die Dammtor-Straße in Hamburg soll verbreitert werden. Auf

einem großen Terrain soll ein Riesengeschäftshauskomplex gebaut werden, der Theater, Kino, Variété, Café und zahllose andre Geschäftsräume erhalten soll. Das Grundstück ist Staatseigentum. Es soll von der Grundwert-A.-G. gekauft werden, und zwar zu einem sehr billigen Preis. Die Firma braucht dieses Geld aber keineswegs bar zu bezahlen, sondern sie muß für die Kaufkosten eine Hypothek zu dem Zinssatz von 3 Prozent pro Jahr eintragen lassen und noch nicht einmal an erster Stelle, denn wo soll sonst die Bauwert-A.-G. das Geld für die Baukosten herbekommen! Sogar dieses Geld will sie sich leihen und sehr wahrscheinlich auch vom Hamburger Staat. Zahllose Wohnungsinhaber der abzubrechenden Häuser werden auf die Straße gesetzt, eine große Anzahl von Geschäftsleuten geschädigt, aber was hat das zu sagen, wenn die Herren um Lohmann bauen wollen.

Was bedeutet diese Geschichte? Eindeutig nur das, daß die Herren der Lignose respektive der Grundwert-A.-G. keinesfalls eigne Gelder riskieren wollen, sondern daß sie genau so, wie in den ersten Anfängen im Reich, wieder jemand gefunden haben, der ihre merkwürdigen Pläne finanziert. Um sich und ihrem großen Anhang wieder Posten zu verschaffen, die diesmal anscheinend aus den kommunalen Mitteln der Stadt Hamburg bezahlt werden sollen. Warum springen sie nicht mit ihrem eignen Kapital in diese Gründung hinein? Weil das ganze vielleicht doch etwas unsicher ist und vor allem, weil die Nutznießer der Lignose dann erst einmal die von Lohmann erhaltenen Gelder der Gesellschaft wieder zur Verfügung stellen müßten. Wer sind denn diese Herren? Sie gehören ausschließlich zum rechtsradikalen Flügel des Unternehmertums, es sind:

1. Schlesische Bergwerks- und Hütten-A.-G.,
2. Gräflich Schaffgottsche Werke G. m. b. H., Gleiwitz,
3. Kattowitzer Bergbau-A.-G.,
4. von Giesches Erben,
5. Gräflich Ballestremsche Güterdirektion Gleiwitz,
6. Oberschlesische Eisenbahnbedarf-A.-G.,
8. von Donnersmarcksche Generaldirektion.

Unter diesen und außer denen noch zwei Herren, die allgemein als zu den 12 geheimnisvollen Männern um Hugenberg bezeichnet werden. Ein Kino, sogar ein sehr großes, soll ja auch hineingebaut werden.

Es ist gut, daß man einmal sagen kann, daß all diese schönen Lohmann-Gelder nicht in die Taschen von ein paar armen Teufeln geflossen sind, sondern daß sie den genannten hochvermögenden Herrn zugegangen sind, die die reichsten Leute in ganz Deutschland sein dürften.

Der Bürgermeister der Freien Hansastadt Hamburg ist der Demokrat Petersen. Wird er in der Lage sein zu verhindern, daß das, was sich im Reich abgespielt hat, in Hamburg weitergemacht wird?

Mercator

Dank vom Hause Stalin

Da liegt vor:

„Wochenbericht der Gesellschaft für kulturelle Verbindung der Sowjet-Union mit dem Auslande", erscheint in russischer, deutscher, französischer und englischer Sprache. Nr. 10—11, Seite 3:

„Die ersten Tage der Roten Armee". Auf anderthalb Seiten ist da eine kurze geschichtliche Übersicht über die Entstehung der Roten Armee gegeben: wie sie geworden ist, wie man sie aufgebaut hat, wie sie sich gewissermaßen aus dem Nichts entwickelt hat... Der Name Trotzki ist nicht genannt.

Das ist eine Unanständigkeit, die auch in heftigsten politischen Kampf und grade von dieser Seite her nicht erlaubt ist.

So gefährdet ist die Regierung Stalin nicht, daß sie nicht getrost riskieren dürfte, vergangene Ver-

dienste eines Mannes zu würdigen, der Kopf und Kragen für den Bolschewismus aufs Spiel gesetzt hat. Denkbar, daß es die innerrussische Situation erfordert, dem Begründer der Roten Armee in diesem Augenblick keine Dankeskränze zu winden — das können wir von außen her schlecht beurteilen. Ich weiß auch nicht, ob diese Verbannung, die mir sehr hart erschienen ist, notwendig gewesen ist oder nicht. Aber eines weiß ich:

Daß es ein Zeichen von tiefster Schwäche, von Angst und von Mamelukenhaftigkeit ist, des Mannes nicht zu gedenken, der so viel für Rußland getan hat. Wenn der ganze „Wochenbericht" auf solch unvollständigen Angaben, auf so verfälschten Berichten aufgebaut ist, dann taugt er nichts. Und verdient keinerlei Glauben.

Parteidisziplin ist eine sehr schöne Sache, und wir fordern, daß der aktive Politiker sich ihr auch dann fügt, wenns schwer erscheint. Byzantinische Geschichtsfälschung aber ist immer ein böses Ding, und die Russen hätten allen Anlaß, bei der Wahrheit zu bleiben.

Ignaz Wrobel

Zu diesem Kölling

Daß, wie einst zur Zeit Voltaires, krasse Justizmorde vorkommen, erscheint bei uns, wo man die Folter nicht mehr kennt und der Scharfsinn des Untersuchungsrichters das tiefste Dunkel aufhellt, ausgeschlossen zu sein. Außerdem übt der Staatsleiter beim leisesten Bedenken das Recht der Begnadigung, so daß das Schwert nur noch da waltet, wo die Anwendung seiner vollen Schärfe unerläßlich geboten ist.

Der Geisteskampf der Gegenwart, Gütersloh.

Die Diagnose

Lieber Freund, Du weißt, daß es mir seit einer Reihe von 365 Tagen recht schlecht geht. Meine Krankheit, die berühmte Kassenärzte auf Unterernährung zurückführen, verschlimmert sich immer mehr, so daß ich die Stempelakademie kaum noch besuchen kann, um meine Studiengelder für Volkswirtschaft und Arbeitsrecht abzuholen. Ich weiß nun nicht, ist das Geld schlechter geworden, daß man immer weniger dafür kriegt, oder wird die Ware soviel besser? Sonst bekam ich für fünf Pfennige zwei Schrippen — zwei mußte man schon nehmen, weil man eine allein nicht sah — jetzt soll ich aber für zwei Stück sechs Pfennige bezahlen; „weil sie auch größer geworden sind!", sagt der Bäcker. Neulich, als ich von der Bank mein Geld abgeholt hatte, mußte ich zu meinem einsamen Hering fünf Pfund Kartoffeln kaufen.

„Weiße, Rote, Blaue oder Industrie?" fragte die Gemüsehändlerin.

Kennst Du den Unterschied, lieber Freund? Eine Sorte immer teurer als die andre, eine hat immer mehr Augen als die andern; „Neunaugen" sollte man die beste Sorte nennen, sofern die nicht die Schweine zu fressen kriegen. Was die Frau unter „Industrie" verstand, weiß ich nicht; ich bin doch kein Industrieller.

Nun hat mir der Arzt Kalbsleberwurst gestattet, weil andre meinem entfetteten Darm nicht bekömmlich sein soll. Mensch, Freund, halte Dir feste, 75 Pfennig verlangt der Schlächter für ein Viertelpfund.

„Es wird halt alles teurer", sagt er ganz treuherzig.

Ich habe das allen Leuten weiter erzählt, auch meinem Arzt, und habe gefragt, was man da-

gegen machen soll, denn mir kommt jetzt alles teurer vor.

Da hat der Arzt gelacht: „Lieber Herr, da kann ich Ihnen nicht helfen, da müssen Sie zum Reichswirtschaftsminister gehen!"

Ich ging hin; ich wurde gleich zu ihm geführt, weil das in der Republik jetzt so ist; er schien schon auf mich gewartet zu haben, und ich habe ihm nun erzählt, daß das Geld immer schlechter, und die Preise immer besser würden.

Da hat er gelacht und gesagt: „Lieber Freund, Ihr Leiden besteht, wie bei unzähligen Menschen, in der Einbildung. Fachmännisch ausgedrückt nennt es der Politiker „Teuerungspsychose", der Wirtschaftler „Krise" und der Arzt „Magenleere". Aber beruhigen Sie sich; es werden vielleicht ein paar alte oder junge Leute sterben — für Sie als Unterstützungsempfänger kommt das ja nicht in Frage — aber so schlimm ist das in unserm übervölkerten Lande, wie Sie ja seinerzeit von Herrn von Borsig gehört haben, nicht. Dieser Teurungspsychose, philosophisch nennt man das die „Als-Ob-Theorie" — es kommt Dir bloß so vor, „als ob" alles teurer wird — begegnet die Regierung durch vorbeugende Maßnahmen."

Ich ging nur wenig beruhigt von dem Minister. Lieber Freund, hüte Dich vor der „Teurungspsychose", es ist eine schreckliche Krankheit; sie soll besonders bei untern Beamten und wirtschaftlich Schwachen entsetzliche Opfer fordern. Von uns Arbeitslosen gar nicht zu reden!

Wilhelm Richter

Wissenschaftliche Objektivität

Zu den Eigenschaften, die sich das „deutsche Wesen" von jeher zugute hält, gehört auch die angebliche Objektivität der deutschen Wissenschaft. Zugegeben, daß es einem deutschen Geschichtsschreiber, der sich zuerst als Deutscher und dann erst als Europäer fühlt, schwer fallen muß, wirklich objektive Geschichte zu schreiben, zugegeben, daß es einem Kommunisten, der zuerst als internationaler Kommunist und dann erst als Deutscher empfindet, schwer fällt, einen wirklich objektiven Bericht über die Entwicklung des Kapitalismus in Deutschland zu geben, so muß es doch weit weniger schwer sein, in einem einfachen allgemein wissenschaftlichen Nachschlagewerk, wie einem Konversationslexikon oder einem Atlas, absolut objektiv zu sein. Dem scheint aber nicht so:

In Meyers Handlexikon, dem sogenannten „kleinen Meyer" (Nachkriegsausgabe von 1920), den ich schon einmal wegen seiner, sagen wir merkwürdigen Definierung Heinrich Heines angegriffen habe („literar-historische Schriften ohne sittlichen Ernst"), sucht man vergebens die verschiedensten Städte im Elsaß und in Lothringen unter ihrem jetzigen Namen. Liest man z. B. in der französischen Presse oder in einem Reiseprospekt über die Vogesen etwas von Sélestat, Masevaux etcetera und sucht man diese Orte, so bleibt einem der kleine Meyer die Antwort schuldig. Weiß man nun zufällig, daß Sélestat mit seinem deutschen Namen „Schlettstadt" heißt, so findet man unter diesem Namen auf Seite 643 folgendes: „Kreisstadt im Bez. Unterelsaß, an der Ill; 10 600 Ew.; Ind. (Käse, Leder, Draht-Metallgeflechte, Haarnetze), Holzhandel; dabei die Hohkönigsburg." Kein Wort darüber, daß die Stadt jetzt zu Frankreich gehört. Einen Bezirk Unterelsaß gibt es in Frankreich nicht, es gibt die Départements Oberrhein, Niederrhein und Mosel. Unter „Diedenhofen" steht wenigstens in Klammern „frz. Thionville", aber sonst auch nur „Kreisstadt im Bezirk Lothringen, an der Mosel". Einen Bezirk Lothringen gibt es ebenso wenig in Frankreich. Natürlich wird mit dieser Art Unterschlagung von geschichtlichen Tatsachen eine bewußte Irreführung und Obstruktion getrieben, die um so sinnloser ist, als sie ja mit der größten Leichtigkeit aufgedeckt werden kann.

Nachdem also der „kleine Meyer" versagt, sucht man hoffnungsvoll in Ullsteins Weltatlas, 2. Auflage von 1923, von dem man weiß, daß er eine ausgezeichnete Karte der Tschechoslowakei mit doppelten Namensbezeichnungen hat: deutschen und tschechischen. Der Einfachheit wegen sucht man im Register nach Straßburg und findet auch sofort, daß dieses auf Karte 14 verzeichnet ist. Man schlägt Karte 14 auf, und siehe da, es ist nicht die Karte von Frankreich, sondern die von „Württemberg, Baden, Pfalz, Hohenzollern und ... Elsaß-Lothringen." Die Grenzmarkierung ist auf einer Nebenkarte als „alte deutsche Reichsgrenze" bezeichnet, während nirgends eine „neue deutsche Reichsgrenze" angezeigt ist. Natürlich sind auch keine doppelten Namenbezeichnungen vermerkt, sondern nur deutsche. Vier kleine Sonderkarten zeigen auf dem gleichen Blatt die Städte Metz, Straßburg, Stuttgart, Karlsruhe, und erwecken damit den Eindruck, daß es sich um vier zur Zeit deutsche Städte handelt.

Im Vorwort des Verlags zu Ullsteins Handatlas steht aber groß und dick: „Die durch den Weltkrieg neu geschaffenen weltpolitischen und wirtschaftlichen Verhältnisse haben das Bedürfnis nach einem Atlas erweckt, der all diese Veränderungen .... berücksichtigt." Und das taten sie denn auch.

Irgendwo muß man aber doch wohl richtig orientiert werden, und so greift man zum französischen Kollegen des kleinen Meyer, nämlich zum Petit Larousse und findet dort in den Auflagen zwischen 1871 und 1914 — der Larousse befand sich also damals in der gleichen Situation wie der Meyer von heute — unter „Schlettstadt": „ehemalige Bezirkshauptstadt im Département Bas-Rhin; an Deutschland abgetreten; an der Ill; 9300 Einw." Und unter „Thionville" steht: „auf deutsch Diedenhofen, ehemaliger Bezirkshauptort im Département Moselle; an Deutschland abgetreten . . ."

Also es gibt doch noch objektive Wissenschaft in ... Frankreich. Das muß und kann man im übrigen von einem Nachschlagewerk unbedingt verlangen. Ganz unabhängig davon, wie man zu den einzelnen Fragen steht. Im Falle Elsaß-Lothringen bin ich zum Beispiel der Meinung, daß zwar Lothringen zweifellos zu Frankreich gehört, während über das Elsaß ein wirklich demokratisches Frankreich eine Volksabstimmung hätte vornehmen müssen. Dieses ist auch die Meinung einer sehr großen Anzahl von Franzosen, die wiederholt dafür öffentlich eingetreten sind.

Milly Zirker

Konjugation in deutscher Sprache

Ich persönlich liebe
du liebst irgendwie
er betätigt sich sexuell
wir sind erotisch eingestellt
ihr liebt mit am besten
sie leiten die Abteilung: Liebe.

Kaspar Hauser

Liebe Weltbühne!

In einer Sitzung, bei der sich Industrie und Staatsbehörden herumstritten, machte das Farbwerk Leverkusen, das um seiner medizinischen Präparate weltbekannt ist, ein überraschendes Angebot. Darauf sagte ein sehr witziger Ministerialdirektor leise zu seinem Nachbarn:

„Quidquid id est, timeo Danaos, pyramidona ferentes —!"

Antworten

Rundfunkhörer. Ignaz Wrobel hat hier neulich auf die unzulässige Rundfunkzensur hingewiesen, die der Entwicklung des Rundfunks ebenso schadet wie der Volkserziehung. Daß an dieser Funkzensur nicht nur Beamte, sondern leider auch übereifrige Parteifunktionäre schuld sind, zeigt Walter Victor in der Nummer 8 des ‚Klassenkampfes' an. Dort wird, leider, das Arbeiter-Bildungs-Institut in Leipzig einer schweren Überschreitung seiner Kompetenzen angeklagt. Oder ist es vielleicht Aufgabe eines solchen Instituts, die Zensur noch zu unterstützen, anstatt sie gemeinsam mit den Arbeitern zu bekämpfen?

M. C., Köln. Sie schreiben: „Angelica Balabanoff weilt in Köln und bemüht sich, auf der Pressa zu zeigen, welche Änderungen die italienische Presse seit Beginn des Fascisten-Regimes zwangsweise über sich hat ergehen lassen müssen. Unter anderm war sie gewillt, 600 verschiedene Zeitungen auszuhängen, die durch Mussolini verboten wurden und somit auch in anderm Sinne als „verschieden" zu betrachten sind. Trotz aller Anstrengungen ist es nicht durchzusetzen gewesen, hierfür einen Winkel zu erhalten. Die Pressa-Leitung lehnte die Annahme dieses, ihr kostenlos zur Verfügung gestellten Materials rundweg ab. Begründung: Das fascistische Italien beteilige sich offiziell an der Pressa, man könne deshalb die Gegner Mussolinis nicht zulassen. Andrerseits befürchte man Gewaltakte gegen die Ausstellung seitens der Fascisten, falls Frau Balabanoffs Material zur Ausstellung gelange. Das nennt sich: Internationale Presse-Ausstellung. Ich erfahre, daß Angelica Balabanoff von irgendeiner proletarischen Organisation einige Räume in der Nähe des Ausstellungs-Geländes erhalten soll — hier wird dann in einem Zimmer mehr von dem Wesen der Zeitungs-Großmacht demonstriert werden, jedenfalls aber auch mehr Wahrheit, als auf dem Riesenkomplex der ganzen Ausstellung."

Hugenberg-Redakteur. Hier hat Leo A. Freund vor kurzem die Persönlichkeit Ihres Großmeisters eingehend gewürdigt und dabei vor der Gepflogenheit der Stammtischrepublikaner gewarnt, den Gegner zu unterschätzen oder für ein moralisch minderwertiges Subjekt zu halten. Was eine sehr ernste kritische Betrachtung war, halten Sie nun für einen Lobgesang und zitieren daraus nach Herzenslust, überglücklich grade in der ‚Weltbühne' einen angeblichen Eideshelfer für Herrn Hugenberg gefunden zu haben. Ein Unternehmen, das uns herzlich gleichgültig läßt. Interessant ist nur, daß Sie sich mit dem Zitatenstrauß nicht zufrieden geben, sondern auch nach Gründen suchen, warum die ‚Weltbühne' wohl...? Sie schreiben: „... die Herren von der ‚Weltbühne' hatten mit einer ganz netten Regie des ‚Vereins der republikanischen Presse', der hinter den Kulissen ein wenig politische Diktatur der weimarer Koalition exerzierte, den Tip rechtzeitig: ‚Achtung, neue Walze!'" Das ist wieder sehr bezeichnend. Denn Sie können sich sehr viel vorstellen, nur eines nicht: ein unabhängiges Blatt; das geht über Ihre sonst so gut trainierte Phantasie. Man muß immer dienstbar sein, mindestens unter irgend einer unsichtbaren Regie stehen. Nun, die „Herren von der ‚Weltbühne'" haben mit dem Verein der republikanischen Presse nichts zu schaffen, keiner gehört ihm an, keiner steht unter einer republikanischen Generalregie, keinen gelüstet es, dort hinter die Kulissen zu gucken. Ihre Findigkeit, sehr geschätzter Herr Kollege, ist gewiß beträchtlich, aber da Sie sich eine Presse ohne Befehlsempfang mit Hackenknall nicht vorstellen können, haben Sie dies Mal falsch getipt.

Weltbühnenleser in Halle treffen sich jeden Freitag Abend im Café Bauer, Vorderraum links vom Eingang. Nähere Auskunft sonst Neudeutsche Bücherstuben.

Berliner Weltbühnenleser. Am 9. Mai spricht im Café Adler, Am Dönhoffplatz, Paul Oesterreich über „Freidenkertum und Anarchismus" und am 16. Mai Léon J. Springer über „Die Wahlen in Frankreich".

Weltbühnenleser Haag und Scheveningen werden gebeten, ihre Anschriften einzusenden an Leo Berkowitz, Naaldwijk, Van Lynschootenlaav 30.

Weltbühnenleser Krefeld, die Zusammenschluß wünschen, werden gebeten, sich an Friedrich Zietsch, Krefeld, Nordstraße 126, zu wenden.

Süddeutsche Lufthansa. Durch ein ärgerliches technisches Versehen ist dein berühmtes Direktorialmitglied, Herr Graf Arco-Valley, hier vor zwei Wochen deiner größern berliner Konkurrenz der ‚Lufthansa' zugesprochen worden. Deren Herren beschweren sich mit Recht, daß man ihnen zutraut, einen Mörder in ihrer Mitte zu dulden. Deshalb sei das Versehen hier gern richtig gestellt. Nur auf dem blutgedüngten Boden der neuen münchner Gemütlichkeit gedeiht ein solches Idyll.

Jurist. Sie fragen, was aus dem Fall Hölz wird, nachdem der Herr Oberstaatsanwalt Luther in Halle jetzt den Bergmann Erich Friehe, der sich selbst bezichtigt hat, den Gutsbesitzer Heß getötet zu haben, außer Verfolgung gesetzt hat? Sie haben recht: mit dieser kurzen und schlecht begründeten Geste rückt der Fall Hölz in die erste Reihe der großen europäischen Justizskandale. Der Kampf um Max Hölz soll und wird weiter gehen. Um Klarheit zu schaffen, wie die Dinge heute liegen und was in diesem Verfahren gesündigt worden ist, wird in der nächsten Nummer der ‚Weltbühne' eine Artikelserie über den Fall Hölz beginnen, deren Verfasser der Rechtsanwalt Doktor Alfred Apfel ist, der Max Hölz in diesen letzten beiden Jahren zur Seite gestanden und unermüdlich um Aufmerksamkeit für seinen Klienten geworben hat.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Unemployed Banquet von Alfons Goldschmidt

Am Mittwoch, den 18. April dieses Jahres, veranstaltete die amerikanische Sektion der Internationalen Arbeiterhilfe in der 4. Straße New York-Ost ein Bankett zugunsten der Arbeitslosen. Es gab eine Suppe, Brot und eine Tasse Kaffee für zehn Dollar. Vierzig Personen nahmen an diesem Bankett teil, und jede zahlte den Preis für zweihundert solcher Speisungen. Achttausend Arbeitslose also haben aus den Erträgen des Banketts Mittagessen erhalten.

Im April dieses Jahres speiste die Organisation in einem kleinen Kellerlokal täglich etwa vierhundert hungernde Proletarier. Aber was war das, bei dem besten Hilfswillen, im Vergleich zu der Gesamtnotwendigkeit? Zwar hatte das Department of Labour in Washington die Zahl der Arbeitslosen auf nur 1,9 Millionen geschätzt, aber die Schätzungen der Gewerkschaften nannten 4 Millionen und mehr Arbeitslose. Die Internationale Arbeiterhilfe in Amerika hätte also fünfhundertmal mehr Bankettkarten verkaufen müssen, um auch nur an einem Tage den Arbeitslosen der Vereinigten Staaten ein Mittagsmahl für 5 Cents zu geben.

Nun gibt es zwar neben der Internationalen Arbeiterhilfe eine ganze Anzahl von Organisationen, die ebenfalls in Notzeiten eine Suppe und eine Tasse Kaffee verabreichen. Es sind das meistens charitative Unternehmungen, von Sekten oder Einzelpersonen finanziert. Aber alle zusammen reichen nicht aus, um auch nur einen nennenswerten Prozentsatz der Arbeitslosen zu sättigen. Eine allgemeine Sozialversicherung gibt es in den Vereinigten Staaten nicht, und an eine Arbeitslosenversicherung würde wohl zu allerletzt gedacht werden.

Ich will hier sagen, daß die Solidaritätssuppe in der 4. Straße sehr gut war. Dennoch hatte sie für mich einen bittern Geschmack, denn sie war eine Krisensuppe, und ich habe die Gewißheit, daß die Arbeitsbrüder mit ihr nicht die letzte Hilfe geleistet haben. Der Aprilbericht der National City Bank of New York ist zwar noch recht zuversichtlich, obwohl er nicht verhehlen kann, daß die Situation in einigen Industrien, besonders in der Kohlen- und Eisenindustrie, recht kritisch ist. Aber ich möchte denen, die seit Jahren mit unentwegtem Enthusiasmus nach Westen sehen, doch empfehlen, ihre Glut etwas zu dämpfen. Die amerikanische Landwirtschaft, immer noch das Fundament Nord-Amerikas, ist heute ganz und gar nicht glücklich. Ihre Rentabilität sinkt schnell und sie kann den Fieberprozeß der Industrie und der Finanz schon seit langem nicht mehr ertragen. Auch das reichste Land der Welt ist durchklafft von dem sich ständig erweiternden Gegensatz Acker—Industrie. Daran ändern auch die Automobilarmeen und die Radiohaussen nichts.

An einem einzigen Tage wurden in diesem feuchten new yorker Vorfrühling in Wallstreet 4,79 Millionen Shares um-

gesetzt. Am Tage vorher waren es 4 Millionen gewesen. Dreizehn Tage hintereinander wechselten, wie man in Amerika sagt, 3 Millionen und mehr Shares die Hände. Radioshares, Motorshares, Petroleumshares, Eisenbahnshares. Ein Großbankier in New York meinte: „Uns macht das Verdienen schon keinen Spaß mehr. Das Geld kommt uns im Schlaf, und wir wissen nicht mehr, wohin damit. Ich glaube nicht, daß das so weiter gehen kann. Einmal kommt der große Krach."

Was sagen nun unsre deutschen Amerikapropheten zu diesem Pessimismus der Leute, die sie uns als Leuchtfeuer der berühmten amerikanischen Prosperität angepriesen haben? Glauben sie wirklich, daß 4,8 Millionen Shares, an einem Tage umgerast, den Gipfel der Prosperität bedeuten, wenn an demselben Tage 4 Millionen Arbeiter in New York, in Illinois, in Ohio und an vielen andern Orten dieses Landes der „Klassenlosigkeit" nicht mehr wissen, woher sie die warme Suppe, das Brot und die Tasse Kaffee nehmen sollen? Habt ihr euch noch nicht lange genug dieses sich wissenschaftlich gebärdende dumme Zeug der von fließenden Bändern und sogenanntem Pioniergeist Hingerissenen bieten lassen? Darüber wird noch allerlei gesagt werden müssen. Wenn sie einen Goldfonds von fünf Milliarden Dollars, Häuschen und Automobile auf Abzahlung und Millionenstatistiken sehen, gleich sind sie so begeistert, daß sie uns ihren Jubel buchweise kredenzen. Es ist kein Zweifel: die General Motors Corporation hat im Jahre 1927 über 235 Millionen Dollars „verdient", und Anfang April dieses Jahres hat man für einen Börsenplatz in Wallstreet 375 000 Dollars bezahlt. Solange kluge Leute das für Prosperitätsbeweise halten und entsprechende Artikel oder Bücher darüber veröffentlichen, brauchen die Broker in New York noch nicht zu zittern, es sei denn, daß die Dinge selbst über sie hinweggingen. Eine Ahnung solcher Katastrophe durchzieht, wie gesagt, heute schon die Großfinanziers von Manhattan, obwohl allerlei demokratische Ausgleichsmethoden versucht werden. Schließlich hilft auch das genialst ausgedachte Geldpipelinesystem nichts gegen die Gesetze der Produktivität.

In der Bowery, der wilden Straße, die am Chinesen- und Judenviertel vorüberstürmt, ganz nahe bei den Geldpalästen, stehen lange Breadlines. Eine dieser Brotschlangen zog sich nach einem Laden mit Traktätchen hin. Ein Schild steht im Fenster mit der Aufschrift: „Komm rein, wie Du bist." Hier gibt es ebenfalls eine Suppe, und die Tröstung der Religion erhalten die Hungernden als Zubrot. Tausende sah ich nach diesem Laden drängen. Aber nicht stürmisch, nicht mit der Zuversicht, dort Kraft für den Wiederaufbau ihrer Existenz zu finden, sondern getrieben nur von dem Urbedürfnis des Menschen, dem Bedürfnis nach Nahrung, um nicht zu sterben. Gesichter darunter von einem unaussprechlichen Elend, stille Gesichter, aus denen die hagerste Entbehrung jammerte, hungerzitternde Knie, und Kleider, die kein Trödler auch für ein paar Cents kaufen würde. Das waren keine Arbeiter mehr, keine Arbeitslosen, sondern schon gänzlich Ausgesteuerte. Es war auch kein Lumpenproletariat in

unserm Sinne, es waren ruhig verzweifelnde Menschen, die langsam sterben, indem sie den Prozeß hie und da durch einen Teller Suppe unterbrechen.

Es ist also nicht wahr, daß alle in Amerika Arbeit haben, wenn sie Arbeit haben wollen. Reich ist das Land, aber Millionen haben daran keinen Anteil. Es ist nicht anders in den Vereinigten Staaten als in Europa oder in Asien. Die europäischen Kapitalisten brauchen sich vor ihren amerikanischen Genossen nicht zu schämen. Es muß konstatiert werden, daß sie, von gradweisen Unterschieden abgesehen, trotz Ford, General Motors und fast vier Millionen Sharesumsatz an einem einzigen Tage, die Wirtschaft nicht schlechter regulieren als ihre Brüder in Amerika.

Kriegsminister Gröner von einem alten Soldaten

Die kommenden Wahlen werfen ihre Schatten auch auf den Weg der Reichswehr. Bei aller Ungewißheit über ihren Ausfall, die auch in der Wehrmachtsabteilung, im verwaisten Referat des Herrn von Schleicher vorherrscht, des Einen ist man gewiß: wie auch die Resultate fallen mögen — der seit dem Beginn des Regimes Gröner zu wiederholten Malen angekündigte Kurswechsel muß nach dem 20. Mai, so oder so, eintreten. Der neue Minister hat sich übrigens selbst, ohne das doch ganz offen zuzugeben, vom ersten Tage seiner Amtsführung ab nur als Lückenbüßer, als Übergangsherrscher gefühlt und demgemäß auch gehandelt. Er sah seine Aufgabe allein darin, korruptiven Erscheinungen bei den „Außenstellen" der Wehrmacht entgegenzutreten, und er hat einschneidende Maßregeln, insonderheit solche personeller Natur, nicht getroffen.

So dürfen wir heute aussprechen, daß seine tatsächlich außerordentlich weitgehenden Versprechungen nur auf dem Papier geblieben sind, auf das sie gedruckt wurden und daß sie im übrigen, medizinisch gesehen, Brom für die aufgeregte Schar unsrer Abgeordneten vorstellten. Ernstlich gesprochen hat Gröner stets zwei verschwiegene Vorbehalte für seine künftigen republikanischen Taten gemacht, für die ihm der Lorbeer mehr als reichlich bevorschußt wurde, nämlich erstens, daß nach den Wahlen eine ausgesprochene Linksmajorität eine mehr links fixierte Regierung vor den Reichstag schicken und, zweitens, daß dann der Generalleutnant Gröner noch der Kriegsminister dieser Regierung sein würde. Mit beiden Voraussetzungen rechnete er, wie es scheint, zunächst nicht als mit Fakten.

Nun hat sich Herr Wilhelm Gröner neuerdings doch dafür entschieden, der Kriegsminister der kommenden Koalition zu sein, und es muß auch gesagt werden, daß schon seine Geneigtheit hierzu positive Gewißheit bedeutet. Er hat sich in diesem Sinne unmißverständlich zu den verschiedensten Persönlichkeiten ausgesprochen, nicht nur zu Männern seines Vertrauens in seiner engern militärischen Umgebung, sondern

auch — und dies Letztere ganz präzis, gegenüber dem demokratischen Mitglied des ständigen Ausschusses zur Wahrung der Rechte des Reichstags, Herrn Doktor Ludwig Haas. Herr Gröner meinte, er sehe nicht, wie man das einmal eingefahrene System seines Herrn Amtsvorgängers, das System der heimlichen Rüstung über den Umweg der vielen, vielen Gesellschaften mit beschränkter Haftung werde abbauen können, ohne wichtige Interessen des deutschen Reiches zu verletzen. Man könne eben nicht auf ein Mal Hunderte von Angestellten und „Ziviloffizieren" kurzerhand entlassen, deren überwiegender Teil sich zudem nicht im Inland, gegebenenfalls zur Verfügung des Reichsgerichts, 5. Strafsenat, befände. Da würden sie nicht still sein ...

Außerdem könne auch das Reich, die Weiterexistenz der Entwaffnungsklauseln des versailler Vertrags immer vorausgesetzt, keinesfalls solche Maßnahmen zur Vorbereitung der Landesverteidigung oder zum Landesschutz entbehren, wie sie während der acht Jahre der Ministerschaft Geßler eingeleitet worden wären. Kein Wehrminister könne daran denken, dies zu ändern. Käme beispielsweise morgen irgendein Zivilist ins Amt, belastet mit allem Ballast pazifistischer Gesinnungen — sehr bald schon würde er erkennen müssen, daß die eiserne Notwendigkeit des Landesschutzes solche Maßnahmen bedinge, wie sie unter Geßler, sicherlich auf ungesetzlichem Wege getroffen worden wären. Es sei gewiß das Ideal, diese Vorbereitungen in die Legalität zu erheben. Aber das hänge doch hauptsächlich vom Verständnis des künftigen Reichstags ab, und er, für seine Person, habe das Vertrauen, daß dieses Verständnis für die militärischen Notwendigkeiten nach wie vor in unserm Volke nicht erstorben sei.

Herr Gröner hat übrigens, andern Besuchern gegenüber, seine bestimmte Absicht zu erkennen gegeben, im nächsten Kabinett den Posten des Wehrministers unter keinen Umständen wieder zu übernehmen. Er hat hinzugefügt, daß er viel lieber wieder ins Verkehrsministerium einziehen wolle, dessen Dienstbetrieb ihm von früher her vertraut ist. Nicht ausgesprochen hat er dabei allerdings, daß für den zukünftigen Ernstfall ja das Verkehrsministerium (das alles Technische umfaßt) das eigentliche Kriegsministerium in der offensiven Bedeutung des Begriffs darstellen wird.

Nur wird wohl der Zivilist, der ihn ablösen soll, nicht Carl Severing heißen, wie er es wohl wünschen mag. Fürs nächste Mal mag den Scholzen und Brüninghäusern die Sonne wohl leuchten. Der heimliche Generalissimus für den Ernstfall aber, der insgeheim heute schon designierte Generalissimus des deutschen Kontingents im internationalen Heer des kommenden Krieges heißt, immer mal wieder Hans von Seeckt, mag auch in allernächster Zeit diplomatische Verwendung ihn zunächst seinen wichtigsten Aufgaben für mehr oder minder kurze Zeit entziehen. Der alte Herr in der Wilhelmstraße 73 mag ihn gewiß nicht übertrieben gern, aber Mächtigern gilt er als der Mann von morgen.

Der Kampf um Max Hoelz von Alfred Apfel

I.

Urkunden.

Das Gericht hält für erwiesen ...

Aus dem Urteil des außerordentlichen Gerichts beim Landgericht I Berlin vom 22. Juni 1921:

Das Gericht hat auch für erwiesen gehalten, daß der Angeklagte Hoelz den Gutsbesitzer Heß erschossen hat ...

Der Zeuge Uebe hat von der Straße auf dem Wagen sitzend gesehen, daß der Angeklagte aus seinem Revolver zwei Schüsse auf Heß und einen auf den Hund abgegeben hat. Die Angaben des Angeklagten sind demnach unglaubwürdig. Gegen die Glaubwürdigkeit des Zeugen Uebe lagen Bedenken nicht vor. Der Zeuge Uebe war selbst Teilnehmer an dem Zuge des Angeklagten. Er ist unbeeidigt vernommen. Er hat auch ausdrücklich erklärt, daß er auf irgendwelche Belohnung seitens der Polizei verzichte und auch eine solche nicht erhalten habe. Der Umstand, daß der Zeuge bei der Ortsbesichtigung mit dem Kriminalkommissar Woosmann und dem Staatsanwalt Luther das Gehöft zuerst nicht wieder erkannt hat, spricht nicht gegen seine Glaubwürdigkeit. Als der Zeuge auf Veranlassung des Staatsanwalts Luther bei der Ortsbesichtigung in die gleiche Lage versetzt worden ist, wie er sich bei der Tat selbst befand, nämlich auf einem Kastenwagen sitzend auf der Chaussee, so hat er von selbst, ohne jede Beeinflussung, wie Luther und Woosmann bekunden, die Stelle auf der Chaussee gefunden, von der aus er bei der Tat den Hof übersehen hat. Nach Bekundung der Zeugen Woosmann und Luther ist tatsächlich die Lage des Hofes und der Chaussee, auf der der Zeuge sich bei der Tat auf dem Wagen befand, eine derartige, daß sie ohne Benutzung des Wagens kaum wieder zu erkennen war. Die Chaussee mündet dort in einen Hohlweg, das Gehöft liegt über der Chaussee und ist von dieser nicht zu übersehen. Von der Chaussee aus sind zu Fuß nur die Böschungen des Gutshofs zu erblicken.

Ablehnung des ersten Wiederaufnahme-Antrages

Max Hoelz hat am 12. Dezember 1922 einen ersten Wiederaufnahme-Antrag zu Protokoll des Gerichtsschreibers eingereicht, in dem er seine Verurteilung wegen Totschlags an dem Gutsbesitzer Heß als irrtümlich anfocht.

Durch Beschluß vom 26. Februar 1923 verwarf der Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik diesen Antrag. Es heißt dort, daß die von Hoelz beigebrachten Beweismittel

„gegenüber den Bekundungen der an der Tat unbeteiligten Zeugen ... Schlosser Uebe ...‚ auf denen die Verurteilung in diesem Falle beruht, nicht geeignet sind, die Feststellungen des angegriffenen Urteils zu erschüttern, daß der Angeklagte selbst mit einem Revolver auf Heß geschossen hat, und zwar mehr als einmal."

Erklärung der Witwe Heß

Die Witwe des getöteten Rittergutsbesitzers Heß gab am 23. Oktober 1924 folgende Erklärung ab:

In der Strafsache gegen Max Hoelz habe ich wegen des Täters bezüglich der Tötung meines Mannes Zweifel, ob Hoelz der Täter war.

Einer Begnadigung des Hoelz könnte ich in diesem Punkte solange nicht zustimmen, bis der wirkliche Mörder gefunden worden ist.

Erich Friehe bezichtigt sich

Am 3. November 1926 legte der Bergmann Erich Friehe folgendes Geständnis zu notariellem Protokoll ab:

Es läßt meinem Gewissen keine Ruhe, daß Max Hoelz, z. Zt. Strafgefangener in Groß-Strehlitz, unschuldig wegen der Tötung des Gutsbesitzers Heß zu Zuchthaus verurteilt worden ist. Der Tag, an dem sich der Vorfall abspielte, war Ende März 1921; es war der dritte Tag nach dem zweiten Osterfeiertag.

Auf dem Vormarsch der sogenannten „Roten Armee", während des mitteldeutschen Aufstandes, kamen wir an dem Gutshof Roitzschgen des Gutsbesitzers Heß vorbei, und zwar etwa zehn Minuten, bevor der Haupttrupp dort anlangte. Die Hauptpforte des Gutes liegt ziemlich dicht an der Straße; Heß stand an der Hauptstraße vor der Hauptpforte. Er benahm sich ziemlich herausfordernd. Wir hatten einige Minuten zuvor durch vorausgesandte Kundschafter gehört, daß Heß dort stehe und daß er ein bekannter Vorkämpfer des Kapp-Putsches in dortiger Gegend gewesen sei. Wir forderten Heß auf, er solle die Straße verlassen, weil wir uns über sein herausforderndes Benehmen ärgerten. Heß erwiderte trotzig etwa so: Er könne stehen, wo er wolle, zumal auf seinem eigenen Grund und Boden. Ich radelte zu Max Hoelz zurück, um ihm von diesem Verhalten des Heß Mitteilung zu machen, worauf Hoelz nach vorn kam und dem Verlangen der Truppe entsprechend Anweisung gab, aus dem Gut dieses Kappisten wenigstens einige wärmende Gegenstände, so insbesondere Decken und Mäntel, herauszuholen. Auch war davon die Rede, dem Heß eine gehörige Kontribution aufzuerlegen. Ich selbst kletterte als erster über das Tor, um dasselbe von innen zu öffnen. Einige Genossen von meinem Stoßtrupp kamen mit herein. Hoelz wartete noch auf der Straße, weil der Haupttrupp, den er befehligte, noch nicht herangekommen war. Kurz nachdem wir den Hofraum betreten hatten, kam Heß aus dem Hause heraus — in derselben trotzigen Haltung wie zuvor — und fragte hämisch: „Was wollt ihr denn eigentlich von mir?" Daraufhin gaben wir, durch das blutrünstige Verhalten der Gegenpartei in den vorangegangenen Tagen alle aufs äußerste erregt, ihm ein paar Ohrfeigen. Auch Hoelz war inzwischen herangekommen und versetzte dem Heß gleichfalls einige Ohrfeigen und wies ihn barsch an, Decken und Mäntel für seine frierende Truppe herauszugeben. Ferner verlangte er von ihm eine Kontribution. Hoelz hielt Heß am Arm und führte ihn ins Haus. Ich und noch drei andere Genossen (Günther, Petruschka sowie ein Genosse, dessen Name mir im Augenblick entfallen ist, er ist aber, soweit ich mich im Augenblick erinnere, zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt worden) folgten den beiden auf dem Fuß. Da Heß sagte, daß er die gesuchten Gegenstände oben auf dem ersten Stockwerk habe, folgten wir in der gleichen Reihenfolge auf den ersten Stock hinauf, indem wir die Treppe benutzten, die von der Haustür links hochgeht. Als wir auf dem Flur des ersten Stocks angekommen waren, ging Hoelz mit Heß an den Schrank heran, der auf diesem Flur stand, um nachzusehen, ob Sachen darin seien. Ich selbst ging mit Günther in die Stube hinein, die links von der Treppe aus liegt. In dieser Stube nahm Günther einen Brieföffner an sich, da er diesen irrtümlicherweise für einen Dolch hielt. Ich selbst nahm eine helle Wollweste weg, die links an der Tür hing. Günther und ich waren einige wenige Sekunden, allerhöchstens eine halbe bis eine Minute, in diesem Raum. Als wir diesen Raum verließen, standen Heß und Hoelz noch auf demselben Flur. Ich hörte noch, wie Heß zu Hoelz sagte, daß er die Schlüssel zu dem Schrank von unten heraufholen wolle. Darauf sprang Heß in auffälliger Eile die Treppe hinunter. Ich wurde gleich mißtrauisch. Ich hatte eine Armeepistole in der Hand, um für alle Fälle gerüstet zu sein; diese Armeepistole war

übrigens nicht geladen und überhaupt nicht brauchbar. Hoelz sprang sofort auf mich zu und nahm mir diese Armeepistole weg. Ich ließ mich aber durch Hoelz nicht aufhalten, weil ich dem Heß allerhand Feindseliges zutraute, und sprang ihm die Treppe hinunter nach. Während des Hinabspringens zog ich meinen Browning aus meinem Gürtel; Hoelz schrie mir mit lauter Stimme nach: „Nicht schießen!" Heß war inzwischen aus dem Hause gestürzt, aber nicht aus demselben Eingang, durch den wir das Haus betreten hatten, sondern durch die Tür, die nach hinten in den zweiten Hof führt. Als ich, hinter dem Heß herlaufend, durch denselben Ausgang ins Freie gekommen war, lief Heß in rasendem Tempo durch den zweiten Hof in der Richtung auf die Mauer, und zwar auf die Ausfahrt zu, die nach dem Felde führt. Ich hatte das bestimmte Gefühl, daß Heß flüchten wollte, um uns irgendeine Falle zu stellen, und legte, als ich die Situation überschaut hatte, mit dem Browning auf ihn an, um ihn durch eine Verletzung zu Fall zu bringen. Ich traf ihn auch im Rücken; an welche Stelle des Rückens, kann ich nicht genau sagen. Heß brach im gleichen Augenblick auf einem niedrigen Misthaufen zusammen. Mir war nur Günther in den zweiten Hof gefolgt. Ich blieb mit Günther in der Tür stehen, um den Heß weiter zu beobachten, da dieser sich noch merkwürdig behende, trotz des Schusses, bewegte. Zwischendurch hatte sich der Hund des Heß bemerkbar gemacht, der wie toll auf dem Hofe hin- und herrannte. Ich entsinne mich nun noch, daß auf diesen Hund plötzlich mehrere Schüsse, wenn ich nicht irre, Gewehrschüsse, abgegeben worden sind, die ihn aber nicht tödlich trafen. Wenn ich mein Gedächtnis recht prüfe, so muß ich sagen, daß diese Schüsse von der nach der Straße zu gelegenen Mauer des zweiten Hofes fielen. Diese Gewehrschüsse müssen von Mitgliedern der Haupttruppe, die entweder über die Mauer gesehen hatten oder sonstwie infolge des Vorfalles hinten zusammengelaufen waren, abgegeben worden sein. Hoelz kann hierbei unmöglich gewesen sein, weil er nur durch dieselbe Tür wie ich in den zweiten Hof hätte gelangen können und weil er sich noch im Hause befand. Heß hatte sich inzwischen von dem Misthaufen aufgerichtet und war trotz seiner Verwundung nach der Mitte des Hofes gelangt. Er trug nach wie vor seinen Browning, den er sich anscheinend aus dem ersten Stockwerk mitgebracht hatte, in der Hand, und ich befürchtete, daß er uns niederknallen würde. Um dem zuvorzukommen, legte Günther, den ich angeschnauzt hatte, er solle doch endlich auch eine Salve abgeben, auf ihn an, verfehlte ihn aber. Ich legte dann noch einmal mit meinem Karabiner auf den Heß an und wollte ihn durch einen Schuß in die Seite kampfunfähig machen. In dem Augenblick, in dem ich mein Gewehr erhob, kam Frau Heß aus dem Haus herausgestürzt, und zwar rückwärts von mir, zerrte mich an dem linken Arm und rief: „Was hat denn mein Mann eigentlich getan, laßt mir meinen Mann zufrieden!" Ich machte mich von Frau Heß los, gab ihr einen Stoß, schlug die Tür zu, so daß ich draußen und Frau Heß drinnen im Haus war. Heß lag auf der Erde und wand sich. Er hob den Kopf und schrie, wir sollten ihn zufrieden lassen. Ich war jedoch so wahnsinnig erregt und durch die Vorkommnisse der letzten Tage und die schändlichen Mißhandlungen, die ich erlitten hatte, nicht mehr Herr meiner selbst und knallte noch einmal in sinnloser Wut auf den Heß, woraufhin dieser verschied. Andere Schüsse auf den Heß sind hinterdrein nicht abgegeben worden, auch nicht von Günther.

Ich bin mir nach ernsthaftem Vorhalt des Herrn Dr. Apfel durchaus klar, wessen ich mich bezichtige, und stelle hierdurch ausdrücklich das Verlangen, daß bei Aufnahme dieser Information mein Verhalten nicht beschönigt wird, da ich mein Gewissen restlos befreien will.

Ich bemerke noch, daß, als einige Stunden später Hoelz in Wettin vor dem Rathaus einen Appell abhielt und energisch zur Meldung desjenigen aufforderte, der den Heß erschossen habe, ich einen Augenblick von der Truppe abwesend war, weil ich mir ein Paar neue Schuhe gemeinsam mit dem Kompanieführer Thiemann holte. Als ich zurückkam, war es zu spät, mich bei Hoelz zu melden, da inzwischen der Gegner anrückte und wir den Ort verlassen mußten...

Der Hauptbelastungszeuge widerruft

Am 31. Oktober 1926 gab Walter Uebe folgende Erklärung zu Protokoll:

Wie ich bereits an verschiedenen anderen Stellen gesagt habe, will ich mein Gewissen in der Angelegenheit des Max Hoelz erleichtern. Ich weiß, daß die Verurteilung des Max Hoelz im Falle Heß sehr wesentlich auf meine Aussage vor dem berliner Außerordentlichen Gericht zurückzuführen ist. Bei dieser Aussage ist mir ganz zweifellos eine Personenverwechslung unterlaufen.

Ich will nunmehr die Sache im Einzelnen schildern:

Ich zähle heute 25 Jahre, bin verheiratet und bin nur wegen eines politischen Vergehens vorbestraft, indem ich s. Z. im Anschluß an den mitteldeutschen Aufstand am 27. Mai 1921 vom Außerordentlichen Gericht in Halle wegen Teilnahme an dem Aufstand zu fünfzehn Monaten Gefängnis verurteilt worden bin. Verhaftet wurde ich am 1. oder 2. April des gleichen Jahres. Ich war im Jahre 1919 etwa neun oder zehn Monate Angehöriger der Regierungstruppen (die man damals aber auch schon allgemein als Reichswehr bezeichnete), und zwar als Sanitätssoldat. Ich habe mich beim mitteldeutschen Aufstand im Jahre 1921 der Roten Armee angeschlossen, und zwar anläßlich eines Streiks in Bitterfeld, weil mich die Aufrufe zur Bildung der Roten Armee dazu veranlaßten und weil ich damals überhaupt als junger Bursche Freude am Soldatenleben hatte. Ich war mir damals, weil ich noch zu jung war und die sozialen Zusammenhänge im einzelnen noch nicht übersah, nicht ganz klar darüber, was die Rote Armee bezweckte, hatte nur das instinktive Gefühl, daß man dort ein Gegengewicht gegen die Unterdrückung der Arbeiterschaft bilden wollte. Ich begleitete die Rote Armee von Bitterfeld aus als Sanitäter, und zwar hatte ich die Spezialaufgabe, die Gefangenen zu bewachen. Zu der hier in Rede stehenden Zeit pflegte ich die Truppe auf einem Bauernwagen zu begleiten, auf dem sich damals vier Gefangene befanden. Einer davon war ein Polizeioberwachtmeister namens Fritz Gröber (der im Hoelz-Prozeß übrigens als Zeuge vernommen worden und heute Verkehrspolizist in Halle ist), der zweite war Student, der Ulanenuniform trug; sein Name muß so ungefähr wie Gareis geklungen haben (es ist aber auch möglich, daß ich mich bezüglich dieses Namens irre). Die beiden Anderen waren Reichswehrsoldaten. Mein Wagen befand sich in der Mitte des Wagenparkes. Wir gelangten an das Gut Roitzschgen aus der Richtung von Gröbers her. Ich möchte aber bemerken, daß der Zug nicht etwa stets auf geradem Wege von einer Ortschaft zur anderen zog, sondern gewöhnlich ging es kreuz und quer. Die Straße führt an einem Eisengitter vorbei. Als ich gerade mit meinem Wagen auf der Höhe dieses Eisengitters des Heß'schen Gutes war, kam der Zug ins Stocken. Dieses Stocken war jedoch nur ganz kurz. Es erscheint mir in der Erinnerung wie ein kurzer Moment bei einer Kinoaufnahme. Der Vorfall, den ich beobachtete, hat sich so abgespielt, wie ich es in dem Lokaltermin in der Voruntersuchung des Prozesses erklärt habe. Es ist jedoch nicht zutreffend, daß der Mann, der auf den Heß geschossen hat, mit Hoelz identisch war.

Ich will versuchen zu erklären, wie meine damalige Bekundung, daß Hoelz der Täter gewesen sei ..., zustandegekommen ist.

Ich war damals seelisch stark gedrückt; das kam einmal von der Haft, ferner durch die fortwährenden Hin- und Hertransporte während der Haft zu den verschiedenen Terminen. So hat mich insbesondere der Transport von Schlesien nach Mitteldeutschland sehr mitgenommen. Auch stand ich noch sehr unter dem Eindruck der strengen Behandlung durch die Transporteure. Sowohl bei dem Lokaltermin wie auch bei dem Hauptverhandlungstermin habe ich dann gesagt, daß Hoelz der Täter gewesen ist. Ich habe damals meine Aussage auch in gutem Glauben abgegeben. Hinterdrein traten jedoch folgende Ereignisse ein, die zunächst bei mir eine innere Unsicherheit, dann jedoch die völlige Gewißheit von der Unschuld des Hoelz im Falle Heß hervorgerufen haben.

In dem Scheidecker-Prozeß, der einige Wochen nach dem Hoelz-Prozeß stattfand, ereignete sich ein merkwürdiges Zusammentreffen insofern, als einmal (ich weiß im Augenblick nicht, ob vor Beginn der Verhandlungen oder während der Verhandlung) durch ein Versehen die Angeklagten und die Zeugen (soweit letztere Strafgefangene waren) in einem Raume des Gefängnisses zusammen warten mußten. Wir wurden dann alle zum Termin geführt. Nachher kamen aber Friehe, ich und noch verschiedene Andere wieder in derselben Zelle zusammen, als Friehe plötzlich ausrief: „Ich werde mich stellen!" Er sagte dann weiter: „Ich habe Heß den Garaus gemacht!" (Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, fiel auch das Wort vom „Gnadenschuß".) Er fragte mich gleichzeitig: „Höre mal, du hast doch die Gefangenen bewacht?", worauf ich erwiderte: „Ja". Er machte einen sehr erschütterten Eindruck; er weinte sogar. Verschiedene versuchten ihn zu beruhigen. Man sagte ihm sogar, er solle keinen Wahnsinn reden, worauf Friehe erwiderte, es hätte ja doch keinen Zweck, sich nicht zum Täter zu bekennen, da er ja die Weste des erschossenen Heß trage und da die Frau Heß ihn dann doch wiedererkennen würde.

Ich traf dann den Friehe noch einmal, als ich von Halle wieder nach Schlesien zurücktransportiert wurde, in der Transportabteilung, wo Friehe mir etwas verschüchtert sagte: „Du wirst mich doch nicht verraten?" Ich verwunderte mich damals, daß Friehe so offenherzig zu mir war und anscheinend keine Ahnung davon hatte, daß ich sogenannter „Kronzeuge" im Hoelz-Prozeß gewesen war. Mich hatte die Eröffnung Friehes, daß er der Täter gewesen sei, sehr erschüttert. Ich dachte in einem fort nach und fing an, mich zu prüfen, ob ich es denn noch aufrechterhalten könne, daß Hoelz der Täter gewesen sei. Die Sache ließ mir gar keine Ruhe während meiner ganzen Gefangenschaft. Ich sagte mir aber, daß irgend eine protokollarische Aussage durch mich zwecklos sei, solange ich nicht in Freiheit wäre. Auch suchte ich mich selbst in meinem Zweifel zu beruhigen durch die Erwägung, daß der Friehe infolge seiner Gefangenschaft und seiner Erlebnisse selbst nicht ganz sicher in seinen Erzählungen gewesen sei.

Ich wurde zu Silvester 1922 mit dreijähriger Bewährungsfrist entlassen. Mich bewegte die Angelegenheit Hoelz in einem fort, zumal ich erfuhr, daß Hoelz, den ich überhaupt einer Lüge für unfähig halte, in einem fort betonte, daß er im Falle Heß unschuldig verurteilt worden sei. Ich wußte allein nicht mehr recht ein und aus und vertraute mich schließlich einem Freunde an, der allgemein als ein sehr respektabler und überlegter Mann gilt, den ich bei sportlicher Betätigung kennen gelernt hatte und dessen Namen ich, falls es zur Förderung der Angelegenheit notwendig erscheint, nennen werde. Ich besprach mit diesem sehr oft die Sachlage, und zwar war ein Hauptanlaß zu diesen fortwährenden Gesprächen die Mitteilung in Zeitungen, daß eine Amnestierung des Hoelz hauptsächlich an dem

Falle Heß scheiterte. Ich bat den Freund, doch den Versuch zu machen, die Sache ins Rollen zu bringen und insbesondere Feststellungen dahin zu treffen, ob der Friehe phantasiert habe oder nicht.

Ich kam am 17. März d. J. in Gegenwart des Redakteurs Arthur Dombrowski aus Breslau, den ich bei meinem Freunde kennen gelernt hatte, in Harzburg mit Friehe zum ersten Male nach unserer Entlassung zusammen. Wir waren etwa zwei Stunden zusammen. Friehe war aufs höchste erschrocken, als ich plötzlich vor ihm erschien. Wir unterhielten uns über den Sachverhalt, Friehe schilderte den Vorgang auf dem Heß'schen Gute. Im Augenblick kann ich seine Schilderung nicht genau wiedergeben. Ich erinnere mich aber, daß er davon sprach, daß er dem Heß die Hand zerschmettert habe. Ganz genau aber entsinne ich mich, daß er hervorhob, daß er dem Heß den Gnadenschuß gegeben habe.

Nach der Schilderung des Friehe war ich überzeugt, daß Hoelz mit der Erschießung des Heß gar nichts zu tun hatte; Friehe erklärte insbesondere noch, daß Hoelz gesagt habe, daß nicht geschossen werden solle. Damals erzählte uns Friehe übrigens noch, daß er schon vor unserer Anwesenheit mit Anderen über die Angelegenheit in gleichem Sinne gesprochen habe, und zwar genau so, wie er es uns geschildert hätte. Mir ist erinnerlich, daß er Otto Karsten benannte, gleichfalls in Harzburg wohnhaft. Da Dombrowski und ich uns noch bei anderen Personen überzeugen wollten, ob Friehe wirklich ähnliche Angaben gegenüber anderen Personen gemacht habe, besuchten wir die Wohnung des Karsten, trafen denselben jedoch nicht an.

Friehe suchte mich dann einige Zeit später einmal in Halle auf. Ich hatte keine Zeit, mich mit ihm zu unterhalten. Er machte mir den Vorwurf: „Warum hast du das weitererzählt, was ich dir gesagt habe?"

Zusammenfassend erkläre ich, daß ich heute fest überzeugt bin, daß Hoelz in dem Falle Heß unschuldig verurteilt ist und daß ich keinen Zweifel habe, daß Friehe der Täter ist. Wieviel Schüsse damals bei dem Vorfall im Grundstück gefallen sind, weiß ich nicht.

Ich halte es für meine heilige Pflicht, durch diese Aussagen dazu beizutragen, daß die Wahrheit im Falle Hoelz ans Licht kommt.

Ich bemerke noch, daß ich politisch nicht organisiert bin.

Ich ermächtige Herrn Rechtsanwalt und Notar Dr. Apfel, wenn ich dieses Protokoll morgen in Ruhe noch einmal durchgelesen habe, diese Aussagen an jede Instanz zu bringen, die dazu beitragen kann, das Verfahren schnell zu fördern.

Ich erkläre mich auch ausdrücklich bereit, für meine Aussagen persönlich vor einem parlamentarischen Ausschuß einzutreten.

Stecken Friehe und Uebe unter einer Decke?

Aus dem Protokoll über die verantwortliche Vernehmung Friehes vor dem hallenser Untersuchungsrichter (23. Mai 1927):

> Als ich am ersten und zweiten Tage bei Dr. Apfel war und auch Professor Halle, Dombrowski und Uebe anwesend waren, hielt mir Rechtsanwalt Dr. Apfel im Laufe der Vernehmung vor, daß Uebe erklärt habe, er habe von seinem Wagen auf der Straße ganz andere Wahrnehmungen gemacht, als ich geschildert hätte. Ich habe darauf erklärt, daß es meiner Ansicht nach ganz ausgeschlossen sei, die Vorgänge auf dem Gehöft von der Straße aus zu beobachten und daß Uebe nach meiner Überzeugung selbst mit auf dem Gehöft gewesen sei. Ich habe auch Uebe direkt vorgehalten, daß ich mich entsinne, ihn in seinem Militärmantel und

mit einer Reichswehrmütze auf dem Hofe und im Hause des Heß gesehen zu haben. Uebe bestritt meine Behauptungen und erklärte dem Rechtsanwalt Apfel, daß er seine Aussage in allen Punkten aufrecht erhalte. Es kam mir aber vor, als ob er sichtlich verlegen wurde.

Die Skizze des Oberstaatsanwalts

Aus dem am 3. Februar 1928 an das Reichsgericht übersandten Wiederaufnahme-Antrag:

a) (Vgl. S. 3 des gedruckten Wiederaufnahme-Antrags.)

Ich beantrage

die Wiederaufnahme des durch rechtskräftiges Urteil des Außerordentlichen Gerichts des Reiches beim Landgericht I in Berlin am 22. Juni 1921 geschlossenen Verfahrens zugunsten des Verurteilten, soweit die Verurteilung wegen Totschlags (Fall Heß) erfolgt ist.

Ferner wird beantragt, die Verurteilung zu lebenslänglich Zuchthaus, die aus dem Hochverrats-Paragraphen entnommen ist, entsprechend der Beseitigung der Verurteilung wegen Totschlags abzuändern und die Nebenstrafe des dauernden Verlustes der bürgerlichen Ehrenrechte, die im wesentlichen auf der Verurteilung wegen Totschlags beruht, aufzuheben.

Der Antrag wird gestützt auf § 359 Ziffer 5 der Strafprozeßordnung und auf § 19 Abs. 2 der Verordnung des Reichspräsidenten über die Bildung Außerordentlicher Gerichte vom 29. März 1921 (RGBl. 1921 S. 374).

Zugleich wird gemäß § 360 Abs. 2 StPO. beantragt, die Unterbrechung der Strafvollstreckung anzuordnen.

gez.: Dr. Apfel, Rechtsanwalt.

b) (Vgl. S. 59 des Wiederaufnahme-Antrags.)

Staatsanwaltschaftsrat Dr. Luther hat als ersuchter Staatsanwalt im Ermittlungsverfahren gegen den Verurteilten Hoelz Feststellungen tatsächlicher Art, insbesondere Zeugenvernehmungen, vorgenommen. Er hat auch einen Lokaltermin am 12. Mai 1921 in Roitzschgen abgehalten, der dazu diente, die Angaben des Zeugen Uebe auf ihre Richtigkeit nachzuprüfen. Insbesondere sollten die erheblichen Widersprüche in den vorherigen Aussagen des Zeugen Uebe, die mit der Beschaffenheit des Tatorts bestanden, aufgeklärt werden. Uebe hatte nämlich behauptet, gesehen zu haben, daß der Verurteilte Hoelz von der Landstraße aus auf den in sein Haus flüchtenden Gutsbesitzer Heß geschossen habe (vgl. Hoelz-Akten Bd. VI Bl. 19 und Bd. II Bl. 66 R).

Der Kriminalkommissar Woosmann, Halle, hat als Hilfsbeamter der Staatsanwaltschaft an dem gleichen Lokaltermin mitgewirkt.

Das Gericht ist in seinem Urteil davon ausgegangen, daß der Zeuge Uebe, als er auf Veranlassung des Staatsanwaltschaftsrats Dr. Luther bei der Ortsbesichtigung in die gleiche Lage versetzt wurde, wie er sich bei der Tat selbst befunden haben will, nämlich auf einem Kastenwagen sitzend, auf der Chaussee von selbst, ohne jede Beeinflussung, wie Luther und Woosmann bekunden, die Stelle auf der Chaussee gefunden hat, von der aus er bei der Tat den Hof übersehen hat.

Aus dieser Feststellung des Urteils wird ersichtlich, in wie hohem Maße das Gericht sich dem Urteil der Zeugen Luther und Woosmann auch über innere Tatsachen angeschlossen hat.

c) (Vgl. S. 57—58 des Wiederaufnahme-Antrags.) Dr. Luther hatte bei dem vorerwähnten Lokaltermin eine Skizze angefertigt, die sich in den Hoelz-Akten Band VII Blatt 31 befindet.

Daß bei der Skizze Luther eine erhebliche und sinnentstellende Abweichung vorliegt, zeigt der in der Voruntersuchung gegen Friehe angefertigte Lageplan des Gutes und wird auch durch Augenschein und Nachmessungen an Ort und Stelle jederzeit bestätigt werden.

Aus der Vergleichung der Luther'schen Skizze und der amtlichen exakten, in der Voruntersuchung des Friehe-Prozesses angefertigten Skizze ergibt sich:

1. daß Staatsanwalt Dr. Luther offenbar in dem Bestreben, die Einblicksverhältnisse für den angenommenen Standpunkt des Zeugen Uebe möglichst günstig zu gestalten, die Chaussee, auf der sich die Wagenkolonne bewegte, verschoben hat, so daß die Chaussee auf der Luther'schen Skizze mit dem Dorfweg, auf dem nachweislich keine Wagen gefahren sind, fast zusammenfällt;
2. steht das Heß'sche Wohnhaus in einem anderen Winkel zur Chaussee, als es die Luther'sche Skizze angibt. Das Sichtverhältnis ist in Wirklichkeit auch von einem erhöhten Standpunkt aus ein völlig anderes, als die Skizze Luther darstellt;
3. ist der Standpunkt des Zeugen Uebe vollkommen willkürlich eingesetzt, um den Anschein einer günstigen Beobachtungsmöglichkeit des Zeugen zu erwecken.

d) (Vgl. S. 66 des Wiederaufnahme-Antrages.)

Uebe hat in seinen Aussagen Angaben über den Verlauf von Vorgängen gemacht, die mit der Beschaffenheit des Tatorts nicht übereinstimmten. Die ursprünglichen Angaben Uebes wurden in diesem Lokaltermin in einer derartig künstlichen Weise zur Übereinstimmung mit der Örtlichkeit gebracht, daß der Fachmann sich fragen muß: War dies ein behördlicher Augenschein im Ermittlungsverfahren bei einer Mordanklage, oder die Regie mit dem Zwecke eines bestimmten Ergebnisses, wie sie der Regisseur eines Stückes treffen darf, dem es freisteht, einen Vorgang aus seiner Phantasie nachzuschaffen, nicht aber für einen Beamten, der die Wahrheit ermitteln will.

e) (Vgl. S. 66—67 des Wiederaufnahme-Antrages.)

Da die von dem Zeugen gefertigte Skizze ein bedeutsames Beweismittel für die richterliche Urteilsbildung war, bestand für den Staatsanwalt Luther auch die Rechtspflicht, bei seiner eidlichen Vernehmung die Richter auf die Unrichtigkeit seiner Skizze in dieser Hinsicht hinzuweisen.

Indem das Gericht durch diese Unterlassung des Staatsanwalts Dr. Luther eine unhaltbare Ortsbeschreibung zugrundegelegt hat, ist Hoelz benachteiligt worden.

Wie aber Staatsanwaltschaftsrat Dr. Luther die Rechtspflicht hatte, den erkennenden Richtern eine Skizze vorzulegen, die zu den örtlichen Verhältnissen in keinem Widerspruch stand, und nicht eine solche, die bei den Richtern zu erheblichen Irrtümern führen konnte — und ausweislich der Urteilsbegründung auch dazu geführt hat — bestand für Staatsanwaltschaftsrat Dr. Luther gemeinsam mit dem Kriminalkommissar Woosmann die Pflicht, die Richter bezüglich der Fragwürdigkeit des in der Zeichnung Woosmann eingetragenen Standortes des Zeugen Uebe aufzuklären, anstatt das Gericht über die Zuverlässigkeit dieser Angabe und über die Beobachtungsmöglichkeit am Ort unter den besonderen Bedingungen der Zeit in eine falsche Sicherheit zu wiegen.

Die irrtümlichen Vorstellungen des Gerichts von der Beschaffenheit des Tatorts, von den Beobachtungsmöglichkeiten für den Zeugen Uebe in seiner damaligen Lage, sowie von der Glaubwürdigkeit unter seinen damaligen Verhältnissen beruhen zum Teil auf Bekundungen der Zeugen Luther und Woosmann.

Diese falschen Annahmen sind mit Grundlagen für die irrtümliche Bejahung der Schuldfrage.

Ein tatsächlicher Grund...

Am 28. März 1928 beantragt Oberstaatsanwalt Dr. Luther bei der Strafkammer in Halle, Friehe „aus dem tatsächlichen Grunde mangelnden Beweises" außer Verfolgung zu setzen. Diese Tatsache war der Verteidigung unbekannt.

Protest des Verteidigers

Eingabe der Verteidigung an den Preußischen Justizminister Dr. Schmidt, vom 19. April 1928:

Äußerst dringlich!

Herr Minister!

Noch zur Zeit Ihres Amtsvorgängers, des Herrn Dr. Am Zehnhoff, hat sich der Bergarbeiter Erich Friehe aus Halle an der Saale, An der Schwemme 3, den ich verteidige, den Behörden gestellt mit dem Geständnis, daß er an der im Jahre 1921 erfolgten Tötung des Gutsbesitzers Heß in der Weise beteiligt sei, wie es das Sondergerichtsurteil des Jahres 1921 Max Hoelz zur Last gelegt hat, der daraufhin zu lebenslänglichem Zuchthaus und dauerndem Ehrverlust verurteilt worden ist.

Erich Friehe hat mir seine Verteidigung übertragen, weil er will, daß die Wahrheit über die damaligen Vorkommnisse gerichtlich festgestellt und er von dem Druck entlastet wird, daß ein Anderer unschuldig an seiner Statt verurteilt ist. Friehe war und ist bereit, die Konsequenz dieses Schrittes im vollen Umfange auf sich zu nehmen.

Die Staatsanwaltschaft Halle an der Saale war als die zuständige Stelle berufen, den auf Grund dieses Geständnisses im Falle der Wahrheit gegebenen staatlichen Strafanspruch durchzuführen.

Es sind bis jetzt 1½ Jahre verflossen, ohne daß es zu einer Erhebung der Anklage gekommen ist. Ich habe mir gestattet, Ihnen, Herr Minister, ein Exemplar des Wiederaufnahme-Antrages zugunsten von Max Hoelz zu überreichen. Aus diesem als Manuskript gedruckten Exemplar ersehen Sie auf S. 92 a und 93, daß die Zeichnung, die der Oberstaatsanwalt Dr. Luther in seiner Eigenschaft als ermittelnder Staatsanwalt im Ermittlungsverfahren gegen Hoelz angefertigt hat, augenscheinlich mit der in der Voruntersuchung gegen Friehe angefertigten Skizze im erheblichsten Widerspruch steht. Desgleichen waren mein Mitarbeiter und ich bei der Abfassung des Wiederaufnahme-Antrages auf Grund des Akteninhalts gezwungen, genau bis ins Einzelne darzulegen, daß die Zeugenaussagen des damaligen Staatsanwaltschaftsrats Dr. Luther in der Hauptverhandlung gegen Hoelz und des als staatsanwaltschaftlichen Hilfsbeamten mitarbeitenden Kriminalkommissars Woosmann falsch waren und zu dem Fehlurteil gegen Hoelz im erheblichen Umfange beigetragen haben. Die Art der geschäftlichen Erledigung, die die Bearbeitung des Falles Friehe bei der hallenser Staatsanwaltschaft gefunden hat, muß den dringenden Verdacht erwecken, daß die persönliche Interessiertheit des Chefs dieser Behörde an dem Ausgang dieser Strafsache die hallenser

Staatsanwaltschaft als ungeeignet erscheinen läßt, als Anklagebehörde das Staatsinteresse mit der notwendigen Objektivität zu vertreten.

Obwohl die Voruntersuchung ein Material erbracht hat, das die Klärung der Vorgänge in einer Hauptverhandlung unbedingt geboten erscheinen läßt, habe ich triftige Gründe zu der Annahme, daß seitens der Staatsanwaltschaft Halle die Absicht besteht, den Fall in einer solchen Darstellung der Strafkammer des Landgerichts Halle vorzulegen, die das Gericht veranlassen soll, die Einstellung des Verfahrens zu beschließen. Damit wäre die Klärung der Angelegenheit durch öffentliche Hauptverhandlung unter Mitwirkung der Verteidigung gehindert und das Verfahren gegen Friehe würde hinter geschlossenen Türen beendet werden.

In Wahrnehmung der Interessen meines Mandanten Friehe habe ich zu erklären, daß Friehe mich ausdrücklich beauftragt hat, Ihnen, Herr Minister, zu erklären, daß ihm an einer Feststellung der Wahrheit in öffentlicher Hauptverhandlung gelegen ist.

Ich beantrage daher, nachdem der dringende Verdacht gegeben ist, daß die hallenser Staatsanwaltschaft weder den Antrag auf Eröffnung des Hauptverfahrens noch die Anklage, unberührt von den persönlichen Interessen des Chefs dieser Behörde vertreten wird,

> wegen Befangenheit der Mitglieder dieser Dienststelle eine andere Staatsanwaltschaft, insbesondere einen anderen Oberstaatsanwalt, als verantwortlichen Beamten der Anklagebehörde in dieser Angelegenheit unverzüglich zu bestellen.

Eine solche Maßnahme ist deswegen geboten, weil im Friehe-Prozeß die Handlungen des damaligen Staatsanwaltschaftsrat Dr. Luther zur Prozeßmaterie gehören.

Mit vorzüglicher Hochachtung

gez.: Dr. Apfel, Rechtsanwalt.

Das Justizministerium erklärt sich neutral

Am 19. April 1928 bringt die Verteidigung in Erfahrung, daß das Preußische Justizministerium den Dingen ihren Lauf läßt.

Neuer Schritt in Halle

Am Freitag, dem 20. April 1928, nachmittags 2½ Uhr, reicht die Verteidigung nachstehendes Schriftstück zu den Akten Friehe bei der Strafkammer in Halle ein:

Halle, den 20. April 1928.

In der Strafsache gegen Friehe überreiche ich anliegend:

1. Abschrift einer Eingabe an den Preußischen Justizminister vom 19. April 1928,
2. Wiederaufnahme-Antrag für Max Hoelz, gedrucktes Exemplar Nr. 602,
3. Petition an den Reichstag und den Preußischen Landtag.

Ich beantrage, mir mit möglichster Beschleunigung eine Abschrift des Antrages der Oberstaatsanwaltschaft Halle vom 28. März 1928 — evtl. auf meine Kosten — zuzusenden, damit ich in der Lage bin, zu diesem Antrag Stellung zu nehmen*).

*) Dieser Antrag ist abgelehnt worden.

Ich mache bereits heute darauf aufmerksam, daß die Sachdarstellung der Oberstaatsanwaltschaft von krassester Einseitigkeit ist, wie allein schon die Lektüre des Wiederaufnahme-Antrages für Max Hoelz ergeben wird.

gez.: Dr. Apfel, Rechtsanwalt.

Friehe außer Verfolgung

Am Dienstag, dem 23. April 1928, setzt die I. Strafkammer des Landgerichts Halle, entsprechend dem Antrage der Oberstaatsanwaltschaft, Friehe außer Verfolgung, weil ein „hinreichender Tatverdacht" nicht gegeben sei. Zum Studium des fast 100 Druckseiten umfassenden Wiederaufnahmeantrages, der seinerseits wiederum auf etwa 100 Aktenpiecen beruht, benötigte diese Strafkammer bestenfalls drei Tage, einschließlich des Sonntag. Bisher ist von allen Behörden der Zeitraum von 5—6 Wochen als das Mindestmaß bezeichnet worden, in dem eine ernsthafte Prüfung des Wiederaufnahmeantrages möglich sei.

Der Dienstaufsichtsweg

Mitteilung des amtlichen preußischen Pressedienstes vom 27. April 1928:

Gegen den Oberstaatsanwalt Luther in Halle sind in der Öffentlichkeit seit längerer Zeit schwere persönliche Vorwürfe wegen seines Verhaltens in dem Strafverfahren gegen Hoelz erhoben worden, die namentlich dahin zielten, daß er das Gericht bewußt irregeführt habe. Neuerdings sind diese Vorwürfe wiederholt worden, nachdem die Strafkammer in Halle durch Beschluß vom 23. April 1928 den Arbeiter Friehe außer Verfolgung gesetzt hat. Die im Dienstaufsichtswege angestellte Nachprüfung hat die völlige Haltlosigkeit dieser Vorwürfe ergeben.

Der Fall Hoelz ist nicht beendet!

Gegenerklärung der Verteidigung vom 4. Mai 1928:

Diese Entscheidung der hallenser Behörde wird unter keinen Umständen das Ende des Rechtsfalles Hoelz bedeuten, wie vielfach irrtümlich in der Presse angenommen worden ist. Abgesehen davon, daß das Reichsgericht über den eingereichten Wiederaufnahme-Antrag noch gar nicht entschieden hat, ist der staatsanwaltliche Antrag auf Einstellung des Verfahrens gegen Friehe — wie der Einstellungsbeschluß selbst — auf derartigen Unterlagen aufgebaut, daß sie trotz ihrer formalen Unanfechtbarkeit keine endgültige Entscheidung darstellen können. Als charakteristisch sei zunächst hervorgehoben, daß die veränderte, Friehe belastende Aussage des Zeugen Uebe dieses Mal plötzlich nicht ausreicht, ein öffentliches Gerichtsverfahren gegen Friehe durchzusetzen, daß aber die Aussage desselben Zeugen wesentlich dazu beigetragen hat, Hoelz seinerzeit zu verurteilen und ihn seit sieben Jahren im Zuchthaus zu halten.

Die Behauptungen des ‚Berliner Lokal-Anzeigers' und einiger Provinzblätter, daß die Einstellung des Friehe'schen Prozesses den Zusammenbruch eines groben Schwindels bedeute, wird, unabhängig von dem Gang des Wiederaufnahmeverfahrens Hoelz, Gelegenheit geben, im Beleidigungsprozeß den Sachverhalt eingehend zu erörtern und klarzustellen.

In diesem Zusammenhang wird auch auf die Bekanntmachung des ‚Amtlichen Preußischen Pressedienstes' einzugehen sein, daß das Verhalten des Oberstaatsanwalts Dr. Luther im Ermittlungsverfahren gegen Hoelz zu Beanstandungen keinen Anlaß gegeben habe. Diese Entscheidung im Dienstaufsichtswege ist um so merk-

würdiger, als die im Wiederaufnahme-Antrag enthaltenen Angriffe gegen die Tätigkeit des genannten Herrn sich auf einen Urkundenbeweis stützen. Die als falsch nachgewiesene Urkunde befindet sich bei den Gerichtsakten. Es ist nicht bekannt geworden, daß Herr Oberstaatsanwalt Dr. Luther die Urheberschaft dieser Urkunde bestritten hat oder auch nur bestreiten konnte.

Weitere Artikel folgen

Die Stunde der Entscheidung von Theobald Tiger

Ob die Sozialisten in den Reichstag ziehn —
is ja janz ejal!
Ob der Vater Wirth will nach links entfliehn,
oder ob er kuscht wegen Disziplin —
is ja janz ejal!
Ob die Volkspartei mit den Schiele-Augen
einen hinmacht mitten ins Lokal
und den Demokraten auf die Hühneraugen ...
is ja janz ejal!
is ja janz ejal!
is ja janz ejal —!

Die Plakate kleben an den Mauern —
is ja janz ejal!
mit dem Schmus für Städter und für Bauern —
„Zwölfte Stunde!" — „Soll die Schande dauern?"
is ja janz ejal!
Kennt ihr jene, die dahinter sitzen
und die Schnüre ziehn bei jeder Wahl?
Wie im Bockbiersaal die Propagandafritzen
sich halb heiser brüllen und dabei Bäche schwitzen —:
is ja janz ejal!
is ja janz ejal!
is ja janz ejal —!

Ob die Funktionäre ganz und gar verrosten —
is ja janz ejal!
Ob der schöne Rudi den Ministerposten
endlich kriegt — (das wird nicht billig kosten) —
is ja janz ejal!
Dein Geschick, Deutschland, machen Industrien,
Banken und die Schiffahrtskompagnien —
welch ein Bumstheater ist die Wahl!
Reg dich auf und reg dich ab im Grimme!
Wähle, wähle! Doch des Volkes Stimme
is ja janz ejal!
is ja janz ejal!
is ja janz ejal —!

Ist das deutsche Buch zu teuer?

von Ernst Rowohlt

Sehr verehrter, lieber Herr Tucholsky,

da ich in Ihnen nicht nur den Autor schätze, sondern auch den Mann der praktischen Vernunft, so möchte ich die Gelegenheit benutzen, ein Mal unter Hinzufügung aller Unterlagen die Entstehung eines Buchpreises zu erklären, zumal ich in Ihren Briefen immer wieder die Klage finde, daß Ihnen der Preis Ihres Buches „Mit 5 PS", 5 Mark für das kartonierte und 7,50 Mark für das in Ganzleinen gebundene Exemplar, zu hoch erscheint. Ich habe den amerikanischen Grundsatz übernommen, daß es nichts Lächerlicheres gibt als sogenannte „Geschäftsgeheimnisse". Also zu den Tatsachen:

Die erste Auflage Ihres Buches wurde mit 4050 Exemplaren festgesetzt, der Umfang betrug dreiundzwanzig und dreiviertel Bogen. Es ergeben sich dafür folgende Kosten:

Papier	926,19 Mark
Satz, Zurichtung, Druck, Korrekturen	2564,25 Mark
Umschlag: Papier	104,05 Mark
dto.: Satz und Druck	122,00 Mark
Klischees für Umschlag und Schriftzeichnung dazu .	149,08 Mark
Honorar für 3000 Exemplare 15 % v. 4,50 Mark	
Honorar für 440 Exemplare 15 % v. 5,00 Mark . .	2355,00 Mark
Die übrigen Exemplare sind lt. Vertrag honorarfrei, begründet durch umfangreichen Versand von Rezensionsexemplaren, wir verschicken von einer derartigen Novität etwa 250 bis 300 Rezensions- und Dedikations-Exemplare, und müssen außerdem mit Verlustexemplaren, Buchhändlerfreiexemplaren usw. rechnen.	
Das ergibt eine Gesamtsumme von	6220,57 Mark

Wir rechnen bei dieser Auflage mit 3750 verkauften Exemplaren, ein Exemplar würde also roh, ungeheftet und ungebunden 1,66 Mark kosten. Der Leinenband kostet bei der Buchbinderei 0,60 Mark. Der Herstellungspreis für das gebundene Exemplar beträgt 2,26 Mark, der angenommene Durchschnittsrabatt 42 Prozent. Ich kann Ihnen aber versichern, daß dieser Prozentsatz zu niedrig ist, daß vielmehr der tatsächliche Durchschnittsrabatt 45 Prozent bei uns beträgt. Es würde also von 7,50 Mark ein Rabatt von 3,15 Mark abgehen, und es verbleibt ein Nettobetrag von 4,35 Mark.

Von diesem Nettobetrag, von 4,35 Mark, den ich vom Buchhändler erhalte, muß ich einen Spesensatz von 40 Prozent abrechnen, gleich 1,74 Mark, der wiederum zu niedrig ist, wenn ich im Jahr nicht 1 Million Mark umsetze. Unsre Kalkulation basiert auf einem Umsatz von 1 Million Mark. Bei diesem Umsatz haben wir 400 000 Mark Spesen, worin allerdings alle Gehälter, alle Steuern, Miete, Propaganda usw. enthalten sind, und zwar in der Form, daß 30 Prozent reine Unkosten darstellen, also 300 000 Mark, und 100 000 Mark Propaganda.

Erziele ich aber den Umsatz von 1 Million Mark nicht, so sieht die Kalkulation für mich bedeutend ungünstiger aus. Ich habe im vorigen Jahr einen Umsatz von 890 000 Mark

gehabt und über 400 000 Mark Spesen, allein 130 000 Mark Propagandaspesen, die bei einem Umsatz von 1 Million Mark nur 100 000 Mark hätten betragen dürfen.

Ich muß also von den 4,35 Mark, die ich vom Buchhandel für das Exemplar erhalte, für meine Spesen 1,74 Mark abziehen, und es verbleiben danach 2,61 Mark. Da mich der Buchblock einschließlich Einband 2,26 Mark kostet, verdiene ich also 35 Pfennige am gebundenen Exemplar. Sie, verehrter, lieber Herr Tucholsky, verdienen 67½ bzw. 75 Pfennige. Zugegeben, daß natürlich auch Ihre Spesen von diesen 67½ Pfennigen abzuziehen wären; ich aber laufe ein Risiko, das immerhin bei unserm Büchelchen alles in allem zirka 15 000 Mark beträgt.

Bei dem kartonierten Exemplar sieht die Sache noch bedeutend ungünstiger aus. Ich bekomme für das kartonierte Exemplar, das 5 Mark Ladenpreis hat, 2,90 Mark vom Sortimenter, darauf habe ich 40 Prozent Unkosten = 1,16 Mark. Es verbleiben mir also 1,74 Mark. Der Selbstkostenpreis beträgt aber 1,94 Mark. Ich setze also beim kartonierten Exemplar 20 Pfennige zu.

Alles Weitere können Sie sich nun selbst ausrechnen, wenn Sie wiederum das Zahlenverhältnis zwischen den verkauften kartonierten Exemplaren und den gebundenen betrachten.

Bei der zweiten Auflage steht es allerdings günstiger.

Es sind 5100 Exemplare gedruckt.

Das Papier kostet dies Mal	1120,00 Mark
Wir haben vom stehenden Satz gedruckt. Das Zurichten des Satzes und das sogenannte „Vomlagernehmen“, inklusive Druck, Korrektur und Revision, ergab einen Betrag von	1617,55 Mark
Umschlag: Papier	97,20 Mark
dto.: Satz und Druck	163,50 Mark
Honorar für 4434 Exemplare à 75 Pfennige . . .	3325,50 Mark
	6323,75 Mark

Bei zirka 5000 effektiv zum Verkauf gelangten Exemplaren

kostet das Exemplar, roh	1,26 Mark
der Einband kostet wieder	0,60 Mark
das Exemplar kostet also	1,86 Mark
Ich erhalte netto vom Buchhändler	4,35 Mark
davon 40 % Unkosten	1,74 Mark
es verbleiben mir also	2,61 Mark
das Exemplar kostet mich	1,86 Mark
Ich verdiene also am gebundenen Exemplar	0,75 Mark

Beim kartonierten Exemplar verdiene ich in diesem Fall 20 Pfennige. Sie sehen also, daß ich erst hier günstiger abschneide und erst bei der zweiten Auflage die Sache für mich gewinnbringender wird.

Hätte ich sofort 10 000 Exemplare gedruckt, so hätte man den Preis des gebundenen Buches vielleicht um 50 oder 80 Pfennige senken können, es also von Anfang anstatt für 7,50 Mark, für 7 Mark oder für 6,70 Mark verkaufen können. Hier ist aber wieder zu bedenken, daß beim Käufer der Ladenpreis-

unterschied zwischen 6,70 Mark und 7,50 Mark eine minimale Rolle spielt, das sehen Sie ja auch daraus, daß das liebe deutsche Publikum, trotz des Preisunterschiedes von 2,50 Mark, Ihr Buch doch in der Hauptsache für 7,50 Mark wegen des Leinenbandes gekauft hat.

Bei dieser ganzen Kalkulation bitte ich Sie zu bedenken, daß der Durchschnittsrabatt von 42 Prozent sehr optimistisch gerechnet ist. Wir haben in den beiden Vorjahren im Durchschnitt 45 Prozent gegeben, hoffen aber, in diesem Jahr diesen Durchschnittsrabatt auf 42 Prozent zu senken, da wir umfangreiche Rabattkürzungen bei unsern kleinern Kunden vorgenommen haben. Ferner bitte ich Sie, zu berücksichtigen, daß meine Spesen von mindestens 400 000 Mark fast stets die gleichen bleiben, und daß diese nur bei einem erreichten Jahresumsatz von 1 Million Mark 40 Prozent ausmachen. Sobald der Umsatz heruntergeht, sagen wir einmal auf 900 000 Mark, so muß ich schon mit einem Prozentsatz von 44,44 Prozent rechnen. In den letzten vier Jahren hatte ich einen Durchschnittsumsatz von 1 080 000 Mark. Ich bin nun also in ständiger Sorge, daß wir im Jahre 1928 auch die Million schaffen. Sie sehen, daß der Verleger Grund zu schlaflosen Nächten hat. Allerdings muß ich zugeben, daß wir, wenn wir einen Jahresumsatz von 1 100 000 Mark schaffen, auch gut verdienen, aber dann setzt erst das sogenannte Abschreiben vom alten Lager ein; denn bei obiger Kalkulation ist ja überhaupt noch nicht berücksichtigt, daß ich eine Unmenge Bücher im Laufe der Jahre hergestellt habe, die im Keller liegen und immer unverkäuflicher werden.

Es ist möglich, Bücher zu verbilligen, wenn man sehr hohe Auflagen druckt. Dazu ist aber zu bemerken, daß die Verbilligungsmöglichkeit bei hohen Auflagen bis zu 30 000 Exemplaren geht, von da ab bleibt es ziemlich gleichgültig, ob man nun von einem Buch 40 000 oder 50 000 Exemplare druckt. Es handelt sich dabei um Pfennigdifferenzen. Der Unterschied im Preise bei einer Kalkulation von 5000 und 30 000 Auflage dürfte sich im Ladenpreis etwa mit einer Verbilligung von allerhöchstens 20 Prozent ausdrücken. In Ihrem Falle also hätte man bei 30 000 Auflage das Buch vielleicht mit 6 Mark gebunden verkaufen können. Aber, verehrter, lieber Herr Tucholsky, rechnen Sie sich selbst das Risiko aus, das ich dann durch Anlage in Papier, Druck usw. gelaufen wäre. Ich bin jetzt allerdings davon überzeugt, daß man 30 000 Exemplare zu 6 Mark in Leinen innerhalb von zwei Jahren hätte verkaufen können. Bücher, die man in diesen hohen Auflagen drucken kann, sind sehr selten!

Eine Verbilligungsmöglichkeit wäre auch die, den Sortimenterrabatt herunterzudrücken. Im Ausland ist der Zwischenverdienst des Buchhändlers bedeutend geringer. Dafür können wir in Deutschland aber auf die außergewöhnliche Anzahl großer Buchhandlungen stolz sein. Es ist bekannt, daß es zum Beispiel in vielen großen Städten Amerikas überhaupt keine Buchhandlung gibt, in Deutschland finden sich aber in den kleinsten Provinzstädten mehrere Buchhandlungen, die auch meistens recht gut assortiert sind.

Den Rabattsatz herunterzusetzen ist vor allen Dingen deswegen schwer, weil der deutsche Sortimenter im Laufe der letzten Jahre, durch die ungeheure Konkurrenz der Verleger untereinander, sehr verwöhnt worden ist. Hierin liegt auch eine der Hauptursachen der sogenannten Krisis des deutschen Buches. Es wird nicht zu verhindern sein, daß sich immer wieder neue Verlage mit mittlern und großen Kapitalien gründen, die binnen kürzester Frist den größten Teil ihres Kapitals verpulvern. Es gibt immer wieder junge Leute aus gebildeten, vermögenden Familien, deren ganzer Ehrgeiz darin beruht, sich ihre literarischen Interessen etwas kosten zu lassen. Diese immer wieder aufs neue auftauchenden Verleger müssen aber, um ins Geschäft zu kommen, dem Sortiment gegenüber mit hohen Rabatten arbeiten, und das zwingt uns ältere Verleger, zu denen ich mich nach zwanzigjähriger Arbeit auch rechnen muß, ebenfalls hoch zu rabattieren.

Wenn bei der heutigen Wirtschaftslage Kapital zur Verfügung steht, ist es leicht, Autoren zu gewinnen, große Vorschüsse zu geben und hohe Honorarsätze zu zahlen. Es gibt neugegründete Verlage — Namen sind in diesem Falle überflüssig — die keinen einzigen Autor sozusagen „gemacht" haben, sondern sich nur mit anerkannten Autoren umgeben, denen sie große Vorschüsse und hohe Honorarsätze zahlen. Dadurch ist ein äußerer Erfolg gesichert.

Für grundfalsch halte ich es, die Schuld an der kritischen Lage des Buchhandels ausschließlich dem Sortiment in die Schuhe zu schieben. Wie Sie wissen, habe ich jetzt zwei Jahre hintereinander meine größern Sortimenterkunden selbst bereist. Ich bilde mir daher ein, daß ich meine Berufsgenossen vom Sortimentsbuchhandel einigermaßen kenne. Ich habe eine Menge sehr vernünftiger Leute kennen gelernt, die einen Rabattsatz von 42 und 45 Prozent redlich verdienen, da sie in großen Posten Novitäten beziehen und für ihr Geschäft daher auch ein Risiko eingehen, für das sie sich eine Risiko-Prämie einrechnen müssen. Der Bezug in großen Posten vermindert aber meine Spesen, denn Sie können sich denken, daß es ganz bedeutend mehr Arbeit macht, 100 einzelne Bücher mit Fakturen, Adressen und Verpackung zu versehen, als eine Kiste mit 100 Exemplaren, die womöglich noch gleich von der Buchbinderei aus expediert werden kann, an eine einzelne Firma zu senden, davon abgesehen, daß es mehr Mühe macht, 100 Beträge à 4,50 Mark einzumahnen, als einen Betrag von 450 Mark. Die beste Lösung im Augenblick wäre sicherlich die, daß man den Sortimenter, der sozusagen nur auf Publikumsbestellung hin, ohne Risiko einzelne Exemplare bestellt, eben nur mit 25 Prozent, statt mit 35 Prozent, beliefert, um dafür den großen Firmen höhere Rabatte zu gewähren. Diese Entwicklung wird die Rabattfrage wohl auch in nächster Zeit nehmen, davon bin ich überzeugt. Ganz verkehrt ist es, den Honorarsatz der Autoren zu drücken, denn schließlich ist es doch an sich ein lächerlich kleiner Betrag, wenn bei 4000 Exemplaren eines Buches, dessen Ladenpreis 7,50 Mark für das gebundene Exemplar beträgt, für den Autor ganze 2400 Mark

abspringen. Die Honorarsätze im Ausland sind ja auch ganz bedeutend höhere. Ich kenne Autoren, die bei amerikanischen Verlegern 25 Prozent vom Ladenpreis des gebundenen Exemplars bekommen. Aber dort ist der Ladenpreis höher; so kosten zum Beispiel die Bücher Emil Ludwigs dort 5 Dollar, bei uns nur 14 Mark. Der Verleger hat also mehr Bewegungsfreiheit als in Deutschland.

Nochmals: Es gibt zuviel Sortimentsbuchhandlungen in Deutschland, und viel zu viel Verleger. Die große Überproduktion verführt den Verleger, zu versuchen, seine Bücher auf jeden Fall, wenn auch mit höchsten Rabattsätzen, zu verkaufen, auch an kleine, mittlere und neugegründete Sortimenter, die wirtschaftlich keine Existenzberechtigung haben. Die große Zahl der Sortimentsbuchhandlungen nimmt den kapitalkräftigen Firmen einen großen Teil der Käufer weg und verringert deren Umsätze, was zur Folge hat, daß sie höhere Rabatte beanspruchen müssen, als sie bei höhern Umsätzen benötigen.

Das alles ändert nichts an der Tatsache, die an vielen Beispielen zu beweisen ist, daß das deutsche honorarpflichtige Buch im Augenblick im Verhältnis zur Kaufkraft der Mark wohlfeiler ist als vor dem Kriege, daß mehr Bücher gekauft werden, als vor dem Kriege und im Einzelnen auch viel höhere Auflagen erzielt werden können.

Eine Frage, die Sie mir sicherlich stellen würden, will ich vorweg beantworten: Wie sind die niedrigen Preise für die 2,85-Mark-Bände der Knaurschen „Romane der Welt", der Conrad Ferdinand Meyer-Bände und der Gottfried Keller-Bände zu erklären? Dieser Verlag hat in der Hauptsache Serienartikel, die im Format, Gewicht und Umfang fast eine Einheit bilden. Dadurch entsteht eine Verbilligung der Papierpreise, der Preise für den Druck und für den Einband. Es handelt es sich auch bei diesen Büchern um fast honorarfreie Werke, deren Absatz bei der Art der deutschen Buchkäufer fast unbegrenzt ist. Der Druck kann also größtenteils in Rotationsdruck hergestellt werden in Auflagen von 40 000 und 50 000 Exemplaren. Die Honorare, mit denen die „Romane der Welt" belastet sind, sind minimale Pauschalhonorare. Ich schätze, daß der Verlag Knaur das Sechs- bis Achtfache meines Umsatzes hat; dieser Massenumsatz drückt die prozentualen Gesamtspesen auf ein Minimum herab. Es ergibt dies also eine völlig andre Kalkulationsgrundlage. Wenn Sie mich aber fragen, ob ich Besitzer dieses oder eines ähnlich gearteten Verlages sein möchte, so würde ich mit einem klaren „Nein" antworten, denn ich habe den vielleicht falschen Ehrgeiz, nicht Bücherfabrikant, sondern Buchverleger zu sein, und wenn ich Sie fragen würde, ob Sie in einer solchen Buchfabrik verlegt sein wollten, würden Sie es sicherlich auch ablehnen. Daß der moderne, deutsche Autor aus tausend Gründen nicht in einer „Buchfabrik" erscheinen kann, beweist die Tatsache, daß das Unternehmen „Die Romane der Welt", das unzweifelhaft eine Reihe ausgezeichneter Romane herausgebracht hat, bisher wenig deutsche Autoren gewonnen hat.

Arzt und Patient von Peter Panter

Wenn einer eine Krankheit hat, dann kann er was erzählen.
Zum Beispiel von einer gradezu endemischen Unsitte der Patienten: nämlich jeden fremden Arzt mit dem eignen zu schlagen.

So dankbar sind Patienten sonst im allgemeinen nicht. Jeder Arzt weiß davon zu singen und zu sagen: Heilung pflegt viele Leute derart aufzurichten, daß sie, wenn die Kur fertig ist, auf den Heilenden heruntersehen; denn das Gefühl, man könne einen Arzt eben nicht nur mit Geld ablohnen wie einen Chauffeur, ist wenig verbreitet. „Soll ich ihm vielleicht noch Blumenkörbe ins Haus schicken?" — Nein, Herr Meier; aber Sie tun gut daran, zu bedenken, daß Ihnen der Arzt neben der erlernten Anwendung seines Wissens seelische Heilwirkung hat zukommen lassen — wenn er nämlich ein guter Arzt ist. Arzt sein, heißt der Stärkere sein, hat Schweninger einmal gesagt. „Es ist seine Pflicht, mich zu heilen, sein Beruf, seine Aufgabe, Herr Panter. Dafür zahle ich." Sie können es nicht bezahlen, Herr Meier. Daß kein Arzt von der Luft oder von seinen Kassenpatienten leben kann, wissen wir; es lebt sich jedenfalls nicht sehr gut dabei. Aber wenn jener Sie in den Stunden der Bedrückung aufgerichtet hat, dann bewahren Sie ihm, über das Honorar hinaus, ein Gefühl der Dankbarkeit. „Meinen Sie wirklich, Herr Panter?" — Ja, Herr Meier.

Dankbar also sind Patienten nicht so sehr. Nur hegen sie mitunter eine solche Affenliebe zu ihrem behandelnden Arzt, daß sie jeden andern für einen Quacksalber, für einen Ignoranten und für einen Pfuscher halten — und das hört sich unweigerlich, alle Male, so an:

„Sie leiden an Magenkoliken? Also da gibts nur eines: das ist mein Doktor Mogenstrup! Bei wem sind Sie in Behandlung? Bei Ostermann? Kenn ich nicht. Gehen Sie zu Mogenstrup — warten Sie, ich melde Sie gleich an..."

Sehr gütig. Aber vielleicht hat Ostermann grade mit seiner Therapie begonnen, die natürlich nicht in drei Tagen wirken kann; vielleicht brütet er noch über einer Röntgenaufnahme und probiert ... nur keine Zeit lassen! So richtig und vernünftig es ist, einen guten Arzt zu empfehlen, so unanständig scheint es mir zu sein, in die Behandlung eines Fremden, den man nicht kennt und dessen Wirken der empfehlende Laie nur schwer beurteilen kann, einzugreifen und dem Patienten das Wichtigste zu nehmen, das es neben den mechanischen und chemischen Heilmitteln überhaupt gibt: das Vertrauen und die Kraft der Suggestion.

Die krampfhafte Empfehlung basiert aber wohl im allertiefsten Grunde auf jener merkwürdigen, spezifisch deutschen Eitelkeit, die das Selbstgefühl von der Person noch auf Zahn-

bürsten, Weltanschauung, Arzt und die eigne Zentralheizung ausdehnt. Die Leute spiegeln sich förmlich in den von ihnen benutzten Gegenständen, in ihrer Wohnung und in ihrer Stadt — die feinern Herren auch noch in ihrer Zeit. Was auch immer um sie, an ihnen, mit ihnen geschieht: jeder „Fortschritt“, jede Maschine, jeder gut funktionierende Wagen hebt ihren Wert. Dies alles ist mir untertänig ... o du Kaffer.

Damit wir uns recht verstehen:

Die Ärzte nehmen sich mitunter reichlich wichtig; ihr Kollektiv-Ehrgefühl liegt, wie bei fast allen Gruppen, um drei Oktaven zu hoch, und wenn sie den Laien in corpore gegenübertreten, dann gnade denen Gott. Von den Kreisärzten, diesen medizinischen Polizeibeamten, schon gar nicht zu reden: was in deren Sprechstunden an stabsärztlichen Gewohnheiten, an preußischem Ton, an Seelenroheit mitunter geleistet wird, das kennt jeder Anwalt armer Leute, jeder, der mit ausgewiesenen oder auszuweisenden Fremden zu tun hat, diesen rechtlosen Europäern ... Es darf auch nicht verschwiegen werden, daß das, was der Kassenarzt, belastet durch die ungeheuerlichen Kosten der Kassenbureaukratie, zu wenig tut, vom Arzt der Privatpraxis zu viel getan wird: die wehleidigen Juden Deutschlands haben zweifellos an zweierlei Dingen in der ärztlichen Praxis großen Anteil: an der technischen Vervollkommnung der Spezialärzte und an einer Polypragmasie, die ihresgleichen sucht.

Aber in diesem einen Punkt hat der Patient unrecht: man mische sich nicht in die Behandlung durch einen fremden Arzt.

Es ist nicht ein Mal böser Wille. Wie solch ein Vorgehen den behandelnden Arzt verletzen muß; wie es dessen Praxis, oft unverdient, schädigt; wie der „Ruf“ des angepriesenen Arztes oft nur auf einer Mode, auf Salongesprächen, auf Konjunktur beruht; wie rasche Heilungen manchmal auf Zufall basieren, das machen sich Wenige klar.

Es scheint mir aber auch unklug, den Arzt so oft zu wechseln wie das Reichsgericht seine Deduktionen über den Landesverrat. Ein tüchtiger Arzt wird bei längerer Behandlung den Organismus seines Patienten gut kennen lernen, und den Nutzen davon hat der Patient. Läuft er von einem zum andern, so wird er, wie das nicht anders sein kann, vieles und vielerlei zu hören bekommen, Saiten werden angeschlagen, keine kann ausklingen, und zum Schluß sind alle unzufrieden.

Es ist das hier gewiß keine Frage erster Ordnung: die überwiegende Anzahl der deutschen Angestellten und Arbeiter kann es sich kaum leisten, Privatbehandlung in Anspruch zu nehmen, wenngleichen sie es manchmal mit ihren letzten Mitteln dennoch tun, nur um der vielfach unzureichenden Kassenbehandlung mit ihren entwürdigenden Begleitumständen zu entgehen, wo sich Rentendrücker und ärztliche Feldwebel die Wage

halten: Folge der fatalen deutschen Sucht nach Kodifizierung des Lebens.

Wenn man aber von einem Arzt das Äußerste an Arbeit, Geistesgegenwart, Kenntnissen und Verantwortungsgefühl verlangt, dann muß man ihm, denke ich, das auch entgelten: durch das Gefühl der Dankbarkeit und dem Respekt vor einer Arbeit, deren Einzelheiten man nicht kennt.

Was gewiß nicht hindern soll, seine Mitmenschen vor den operationswütigen Schneidermeistern oder vor Ärzten zu warnen, die — wie etwa Herr Lubarsch in der berliner Charité — Politik und Heilkunde zu deren beiderseitigem Schaden vermengen.

Otto Klemperer von Joachim Beck

In Theater, Oper und Konzert gilt das Publikumsinteresse ganz auffällig nicht dem Autor, dem geistigen Urheber des Kunstwerks, sondern dem Interpreten, dem Dolmetsch. Der künstlerische Mittler bedeutet dem Theatergänger von heute beinahe alles, das Werk nur sehr wenig. Woran liegt das? Hat das große Publikum überhaupt keine Schätzung für den schöpferischen Menschen, weil ihm das Schöpferische so fremd ist? Weil ihm die geistige Sicht, die ursprünglich-selbständige, ganz fern und unerreichbar? In der Tat, so ist es; Unproduktivität begrenzt sogleich das künstlerische Ideal: man hält sich lieber an den Schauspieler, den Sänger, Regisseur und Kapellmeister!

Im besondern haben wir es hier freilich mit einer Zeiterscheinung zu tun. In einer vorgeschrittenen Kulturperiode wie der unsern, wo das freigeistige Schaffen herabgemindert ist, in einer Stunde der Ausnutzung und Verwertung überkommener Güter, mußte das allgemeine Interesse auf den künstlerischen Mittler übergehen, auf den Darsteller und Ausführenden.

Im neuzeitlichen Theater feierte der Regisseur, der früher unbeachtete, seine Triumphe. Oft erfocht er den Sieg ohne, ja gegen sein schauspielerisches Material. Wenn Reinhardt inszenierte, waren Dreiviertel der Zeitungsbesprechung seiner Bildnerarbeit gewidmet. Eine ähnliche Apotheose erlebte der Kapellmeister in neuerer Zeit. Gustav Mahler blieb noch in Wien ungenannt auf dem Zettel; heute ist der große, persönliche Dirigent der gesuchteste und höchstbezahlte Mann, über den Tenor und die Primadonna hinaus.

Nicht zu leugnen allerdings, daß dieses kunsterntende und -einbringende Zeitalter einen Reichtum, eine Wertbetonung der reproduktiven Kräfte aufweist wie niemals zuvor. Nebeneinander wirken in Berlin die Kapellmeister Furtwängler, Walter, Kleiber, Blech und Klemperer in dauernder Arbeit. Von ihnen ist Otto Klemperer, zuletzt Operndirektor in Wiesbaden, neu in der Stadt und am stärksten beachtet im Augenblick.

In Otto Klemperer schlägt Empörung hoch, Empörung des glühenden, empfindlichen, gesteigerten Menschen. Etwas

trotzig Aufbegehrendes geht durch sein Musizieren, stürmt himmelwärts und siegt sich durch. Die Leidenschaft, so groß sie ist, so kraftvoll ist sie auch und innerlich gefaßt: sie hält vor der Grenze des Chaos. Darum wird der Nervenaufstand dieses Dirigenten zur werthöchsten, ganz unbedenklichen Künstlerkraft. Niemand kann sich ihr entwinden; Orchester, Chor und Soli nicht und also auch nicht die Hörerschaft.

Klemperer will — darin der rechte Nachfolger Gustav Mahlers und ihm überhaupt verwandt und ebenbürtig — alle Kunstübung vor der Routine bewahren, vor der Seelenlosigkeit. Er probt angespannt und ohne Ermüden, er verschwendet sich an die Musik, heilig besessen, um ihr zu dienen. Darum ist er, trotz aller Revolution seiner Künstlernatur, im Grunde ein treuer Sacherfüller und Werkmensch, der feurigste Dolmetsch, den man sich wünschen mag, ein kraftvoll-urgesunder Nachschöpfer.

Wo persönliche Kräfte in solcher Steigerung und Häufung auftreten, darf man wohl auch beim reproduzierenden Künstler von Genie sprechen. Begabung, Technik und Können, im Höchstmaße vorhanden, bilden dann nicht mehr die Wertmaßstäbe: vielmehr die Stärke und die Geteiltheit der eignen Psyche, ihre Größe, ihre besondre Betonung und Sublimation. Diese durchfluten das hohe Kunstwerk mit schöpferheißem, adäquatem Strom.

Nicht zu übersehen freilich, daß Klemperers erhabene, spannungsvolle Natur ihre Lücken und Füllmängel aufweist. Doch nein: die Klemperianer, die unbedingten, und nicht nur sie, übersehen dennoch gewisse Wesensschwächen, die beim Konzertieren aufscheinen und fühlbar werden.

Als Klemperer ein Mal Beethoven in der Philharmonie präsentierte, gab es in der Zeitung zu lesen: jetzt wisse man überhaupt erst, was der alte Ludwig wäre und bedeute — o nein, das haben uns Andre ebenso gelehrt, eindrücklicher vielleicht noch. Ich denke an Furtwängler. Klemperer müßte, zu allem Überschwang, ingründiger sein in seiner Darstellungsweise, besinnlicher, warmherziger. Denn der mit Menschen- und mit Engelszungen redende Künstler bedarf der Liebe, will er schöpfen, will er beglücken.

Es fehlt bei dem Manne doch wohl an der Innerlichkeit, an tiefleuchtender Glut. Artistisch gesprochen: an der Streicherempfindung, der zarten, satten. Die Pastorale etwa zeigte das. Mit Revolution kann man nicht alles machen in der Kunst, mit Energie und Gepränge; das Gefühl bei Klemperer ist nicht so gestuft, nicht so unterteilt, daß es überall und immer wieder den musikalischen Ablauf innerlich durchdränge, modifizierte und wesensgemäß aufzeigte.

Otto Klemperer ist mehr ein Forte-, ein Allegrodirigent, weniger ein Adagiosänger. Indessen, niemals ist bei ihm ein luftleerer Raum, beileibe nicht! Ungeheure Dampfhitze durchbraust uns — wir aber verlangen öfter nach Sonne und Milde.

Der aufrührenden Kräfte gibt es jedennoch die Masse und in der Potenz. Da ist, als Grundlage, eine allseitige, ausgebildete Musikalität, ein kaum zu fassendes Notengedächtnis,

da ist ein unwiderstehlich fanatisierendes Führertum, da ist die Urempfänglichkeit für die Wunder der Welt, künstlerisch ausgedrückt: Naivität des Anschauens, Nervigkeit des Durchgestaltens, da ist eine Sinnenstärke im Erdhaften, ein Ahnungsernst des Überirdischen, da ist, bei aller Aufgewühltheit, die den großen Umriß schlägt, eine Formsicherheit, die ihn festlegt. Glücklicher Fall! Die Leidenschaft, ungelenkt und ohne Gegenelement, würde übertreten, sich selbst vernichten. So aber, kraft der gesunden Natur, behauptet sie sich; ja sie heischt sogar Effekt! Denn Otto Klemperer, streng und hingegeben, Hoherpriester, der er ist, zeigt doch soviel Theaterpathos, soviel Glanzfassade in der Musikdarstellung, wie die Zuhörer brauchen, denen er sich mitteilt. Wie der Mann das Eroica-Finale oder das Endstück der Zweiten Mahler hinlegt, tempoverschnellend: das zeugt davon. Indessen zielt er gar nicht darauf hin, es sitzt ihm tief und unbewußt im Charakter. Nicht anders als die schöne Frau von innen kokett ist.

Der Schattenriß des ragenden Mannes fällt eindruckverstärkend in unser Auge. Gleichwohl ist die eckige, großlinige Armtechnik, mit welcher er lenkt, gar nicht so mannigfaltig und deutsam im optischen Bild. Schwer beweglich die linke Hand. Darum (und aus gewichtigern Gründen) wirkt Klemperer als Symphoniker, der Helle des Saales ausgesetzt, nicht so übermächtig wie am Opernpult unten.

So lange er reiner Musiker, schrieb neulich ein Berufsmäßiger, sei er tadelfrei und instinktsicher; sobald er sich mit außermusikalischen Dingen befasse, mit der Regie also, wäre er „mittelpunktlos", jedem Einfluß preisgegeben. Ich meine im Gegenteil, nach den bisherigen Eindrücken jedenfalls, daß der Bühnenkapellmeister Klemperer unsre stärkste Zuversicht und Erfüllung ist.

Die Symphonie folgt den eigenmusikalischen Gesetzen in mählicher Entwicklung; die Themen wandeln und steigern sich nach den innewohnenden Tonmöglichkeiten, in strengerm Aufbau bis zur Vollendung. Otto Klemperer nun überantwortet sich bisweilen seinem Wirkungshange, seiner eingeborenen Effektsucht. Das unterbricht die symphonische Linie, die ansteigende, evolutionäre Form, welche hier innerster Ausdruck zugleich ist. Der Operndirigent hingegen darf dem Augenblicksimpulse nachgeben, da ja die Tonhandlung der dramatischen nachgibt, mehr oder weniger. Und weiter: die disziplinatorische Kraft unsres Opernchefs kommt selbstverständlich auch dem erweiterten Theaterapparat zugute, Chor und Sängern; ihr verbündet sich ein hochgeschultes Regietalent, das Auge des Bühnenplastikers. Ganz sicher: was der Klemperer oben auf der Rampe leistet, als Spielordner wie als Szeniker, das dankt er bedeutendenteils seinen Amtsgenossen vom Schauspiel, den modernen Russen, den Jeßner und Piscator vielleicht schon. Nur zu selbstverständlich und gradezu ein Gebot, das er Das, was er fühlte und was er auf der Schwesterbühne verwirklicht sah, weil es dem gemeinsamen Zeitempfinden entspricht, auf die Opernbühne sinnvoll übertrug. Niemand hat den Mut, diese Vollbringenskraft gezeigt wie er.

Aber überschätzen wir nicht heute alles Ausstattungswesen, die äußere Aufführungspraxis? Je nun: da der Tresor der klassischen Werke vorliegt, gilt es, ihn auszumünzen und kenntlich zu machen. Die Inhalte auszubreiten, so wirkungsvoll wie möglich. Darum darf der Inszenierungsgedanke nicht geschichtlich erstarren, er emanzipiert sich ganz folgerichtig mit der fortschreitenden Theatertechnik und in dem Maße, wie sich das Kollektivempfinden einer Zeit verändert, wie uns die übererbten Kunstwerke fernrücken und wesensfremder werden. Denn zeitbedingt sind auch die größten, die „unsterblichen", nach Form und Füllung. Und besonders die Musik, die keine Wirklichkeit nachzeichnet, aber ihre unterirdischen, gestaltenden Kräfte schärfstens ausdrückt, ist temporär wie volklich in eindeutigster Weise bestimmt.

Klemperers Opernregie, seine Pultausdeutung obenein und zuunterst, rückt uns das Musikwerk in die „deutliche Sehweite", in unsre lebendigste Nähe, überschärft seine Binnenlinien durch den klarsichtigen Intellekt, durch die Heftigkeit des Impulses. Was dieser Kapellmeister auf dem Bühnenhause da oben beabsichtigt, das führt er auch aus, dafür hat er Begabung und Willen zum Durchsetzen. Dirigent und Regisseur sind also endlich ein Mal in einer Person vereinigt, nach älterer Forderung. Wir stellen sie nicht allein um der „künstlerischen Einheit" willen, das wäre ein leerer, artifizieller Begriff. Warum sollten nicht besondernfalls zwei Menschen gänzlich ineinander wirken? Ja, auch nebeneinander wirken, mit verschiedenen Deutungsabsichten, ohne daß ein stilistischer Bruch entstehen müßte, ein wirklich störender? Das Gesamtkunstwerk, elementreich wie es ist, vertrüge sehr wohl eine solche Wollensdivergenz, die Szenenordnung eines musiksinnigen Regisseurs und die Gesangsinterpretation vom Dirigenten aus. Das ist es nicht! Aber: ein Regisseur, alle künstlerische Feinfühligkeit vorausgesetzt, vermag doch niemals die Partitur in dem Sinne zu entziffern, daß er Phrase für Phrase, Notenzug um Notenzug, umdeutet in Bewegung, Geste und Mimik. Dazu gebricht ihm die Kenntnis. Die Gesamtrichtung mag er übersehen, ob idealistisch, romantisch, veristisch oder neuzeitlich-symbolistisch.

Otto Klemperer durchstöbert die Musik in ihren feinsten Faserchen und bleibt so unbeirrlich bei ihrer theatralischen Übersetzung, daß er keinen Willen duldet neben sich. Daher auch der Verzicht auf alle Stars, daher das Ensemble von „Mittelmäßigkeiten", welche die schätzenswertesten Dienste tun. Kann man nun auf der Opernbühne, der höfischen, lustbaren, die großen Sänger entbehren, die Persönlichkeiten? Ich fürchte, unser Publikum sagt nein.

Aber überschätzen wir doch nicht die Menschenstimme! Sie sei carusohaft begnadet: dann hat sie den Sinnenreiz voraus; doch auch die schwache, spröde vermag in die Metaphysik der Töne zu tauchen. Klemperer beladet die Stimmen mit ausdrucksvoller Schönheit; er wird die Festspielbühne, die er erträumt, auf seine Weise verwirklichen, ernst und konzessionslos — für die Wenigen.

Kaiserschmarren und Manhattan-Cocktail

von Harry Kahn

Wenn Curt Bois Schlesinger-Effendi heißt und, nachdem er seine demnächstige Trauung mit der Lili Brennstein im Stefansdom angekündigt hat, auf die erstaunte Frage, ob er denn katholisch sei, nach einer Pause sittlicher Entrüstung und mit einem Blick abgrundtiefen Kinderstaunens, sein Gegenüber annäselt: „Na, hörst Du!", — da bleibt kein Auge trocken und kein Zwerchfell unerschüttert; da ist es ziemlich gleichgültig, woher und von wem das Theater in der Königgrätzerstraße den dialogisierten Vorwand zu solch lenzlicher Beschleunigung unsres Stoffwechsels bezieht. Es brauchte sich keineswegs um „Leinen aus Irland" zu handeln; es könnte sich auch um Schafwolle aus Afghanistan drehen; wobei man jenem vor dieser höchstens deshalb den Vorzug einzuräumen sich veranlaßt sähe, weil Fitzmaurice doch wohl bereits populärer ist als Amanullah. Herrn Stephan Kamare, einem offensichtlich in K. u. K. Beamtenkreisen beheimateten Pseudonym, kommt es jedenfalls nur auf den „Veredelungsverkehr" an, von dem in seinen vier Akten nicht wenig die Rede ist, und zwar liegt ihm, wie es scheint, mehr noch als an dem in der Textil- an dem in der Theaterindustrie. Den Nachweis seiner Eignung für diese gewiß nicht überflüssige Aufgabe erbringt er einstweilen nicht: es läßt sich zweifeln, ob es eine Veredelung bedeutet, wenn Einer das Komtesserlstück — wie man früher solch „Lustspiel aus dem alten Oesterreich" nannte — mit Konfektion okuliert; wie sich, gleichnisweise gesagt, Leute denken lassen, denen es auf die Nerven geht, wenn etwa eine Hofdame der hochseligen Kaiserin Elisabeth im kniefreien Rock Charleston tanzt. Aber in Wien hat man ja den Geschmack in Erbpacht. Das haben die Conférenciers aus Nagy-Kikinda und die Filmregisseure aus Nowo-Sielica, deren Hungerjugend in der Sehnsucht nach den Beinfleischtöpfen von Hartmann und einem Marillenstrudel bei Sacher verging, dem Berliner so lange eingehämmert, daß er heute einem Kommerzi„al"rat den triefenden Edelmut glaubt, für den er bei einem Kommerzi„en"rat nur ein achselzuckendes „Meschugge!" hätte; daß er nicht zu mucken und zu zischen wagt, wenn ein Brennstein aus der Branche seine Tochter und deren Mitgift partout an einen Jungen loswerden will, der außer einem christgermanischen Namen und einem kargen Ministerialsekretärs-Gehalt nichts besitzt, trotzdem der Doktor Goll ihm das größte Geschäft seines Lebens vermasseln will und trotzdem der erwähnte Schlesinger der einzig richtige Schwiegersohn für ihn wäre. Da kannst nix machen: so sind nun einmal die Brennsteins aus Prag . . .

*

Die Dugans aus New York sind auch nicht von Pappe. Mary geht zum Tingeltangel und fährt (im Rolls Royce natürlich) mit reichen Herren nur, damit sie Brüderlein Jimmy Jus studieren lassen, und das wiederum tut sie lediglich, damit der, wenn sie einmal des Mords an einem millionenschweren Verehrer bezichtigt, aber niemand anders als ihr Verteidiger der

Mörder ist, in zwölfter Stunde aus San Francisco herbeieilen und an dessen Stelle treten kann. Na, und das tut er denn auch, so brausend und wetternd, daß die Fetzen fliegen und die Tränen fließen; jene bei Zeugen und Sachverständigen, diese bei Geschworenen und Zuschauern, was im Berliner Theater eins und das Selbe ist. Denn der Haupttrick von „The Trial of Mary Dugan" besteht darin, daß die Szene sämtliche drei Akte hindurch zum Tribunal und das Publikum, sonst das fünfte Rad, zur vierten Wand wird. Kurz: auch hier findet so etwas wie ein Veredelungsverkehr der Bühnenform statt. Da dessen Ersinner der Franco-Amerikaner Bayard Veiller ist, der sich schon mit dem „Dreizehnten Stuhl" als gerissener Konstrukteur von Spannungsmöbeln und geschickter Jongleur mit Mordwaffen erwiesen hat, geht es ohne ein bißchen Messerwerfen nicht ab. Dunnemals flog das Instrumentum delicti an die Decke; dies Mal schleuderts der jugendliche Anwalt seinem älteren, aber um so schuftigeren Kollegen zu, weil der ausgerechnet Linkshänder und die Hand, mit der er es fängt, die Verräterin seiner Schuld sein muß. Bis es glücklich so weit ist, führt uns ein ausgekochter Kenner von Szene wie Tribunal durch alle Höhen und Tiefen falscher Verdächte; Lust und Entsetzen und schmerzliche Pein schüttelt uns zwei Stunden lang um den schönen, in Qual und Scham gesenkten Kopf von Lucie Mannheim, und wir sind der umwerfend komischen Ilka Grüning nicht nur für eine ihrer wundervollen Chargen sondern auch dafür zu Dank verpflichtet, daß Herz, Augen und Lippen ihrer französischen Haushälterin richtig genug funktionieren, um uns mit der Angeklagten endlich von dem Alb dieses vor Spannungshäufung gradezu langweiligen Strafprozesses zu erlösen.

Parfumpolitik von Morus

Coty L'Ami du Peuple

Alfred Hugenberg, bisher unbestrittener Champion und Europameister für industrielle Pressemache, hat einen beachtenswerten Konkurrenten bekommen: François Coty, Frankreichs erster Parfumfabrikant, will ihm den Rang ablaufen.

Seit einigen Jahren bereits produziert Herr Coty, zur Belustigung der Pariser die skurrilsten politischen Späße: Wahlmanöver mit rauschendem Durchfall, Millionen-Stiftungen zur Stabilisierung des Francen, oder zur Olympiade, für die er dann freilich das Geld einzuzahlen vergißt, Aufkauf französischer Königsschlösser, wobei er bedauerlicherweise durch den Präsidenten der Republik verhindert wird, Finanzierung der Royalisten und Klerikalen, schließlich die Erwerbung des ‚Figaro', wo er, neben seinen Parfums, auch noch Politik für die feinen Leute macht. Anfangs waren es offenbar reine Propagandamätzchen eines sehr ehrgeizigen und emsigen Industriellen, der in seine kaufmännische Reklame auch die Politik miteinbezog. Aber der Appetit kommt mit dem Essen, und als Herr Coty erst das schöne Druckpapier des ‚Figaro' besaß, fing er an, in Permanenz zu politisieren und zu leitartikeln, daß es

nur so krachte. Als feiner Mann, der für feine Leute schreibt, bekämpft er gar grimmig den Bolschewismus, in einer Tonart, wie sie in Deutschland etwa im Jahre 1919 üblich war. Hernach nahm er sich die andern vor, die zwar etwas mehr Coty-Parfum verbrauchen, aber sonst auch nicht viel besser sind als die Kommunisten, und vernichtete sie alle, von Léon Blum bis Poincaré. Sicherlich hat Herr Coty damit bei der hochherrschaftlichen Kundschaft des ‚Figaro' reichen Beifall gefunden.

Doch nun zieht es ihn zum niedern Volke. Er will den Schatz seiner politischen Erkenntnisse auch der minderbemittelten Bevölkerung zugänglich machen. Er hat plötzlich entdeckt, daß er selbst ja auch nur ein schlichter Arbeitsmann ist, der „fünfundzwanzig Jahre lang im sauren Schweiß seiner Arbeit, Seite an Seite mit soundsoviel tausend Arbeitern" gefront und geschuftet und sich seine paar hundert Millionen Francs mühsam genug zusammengespart hat. Diesen seinen Arbeitsbrüdern, die mit ihm Freud und besonders Leid getragen haben, sollen nun erfahren, weshalb es ihnen noch immer nicht so glänzend geht, wie er es ihnen wünschte, und wie man die französische Nation wieder zu ihrer alten Pracht und Größe, zu ihrem Glanz und zu ihrer Herrlichkeit emporführen kann. So ganz genau sagt er es ihnen zwar nicht, aber dafür sagt er es ihnen zum Vorzugspreis von 10 Centimes, in seiner neuen Zeitung ‚L'Ami du Peuple'.

Bei diesem Teil von Herrn Cotys Nationalprogramm überkam die andern, hauptamtlichen pariser Verleger eine ehrliche, aus tiefster Seele quellende Entrüstung. Daß er mit Hilfe seiner Parfumgewinne eine Zeitung für 10 Centimes, für anderthalb Pfennig die Nummer herstellt, während sie selbst 25 Centimes nehmen müssen und dabei womöglich auch noch auf die Verpachtung ihres Handelsteils an Banken und sonstige Interessenten angewiesen sind: das ging zu weit. Um diesen unlautern Konkurrenzkampf abzuwehren, taten sich die Verleger der großen Nachrichtenblätter zusammen, und auf ihr Betreiben weigerte sich die Firma Hachette, die ein Monopol auf die Bahnhofsbuchhandlungen und Straßenkioske hat, die neue Zeitung Cotys auszuhängen und zu vertreiben.

Gegen die Allmacht Hachettes konnte auch Coty zunächst nichts tun. Er schimpfte zwar nach Kräften im ‚Figaro', verklagte Verleger und Journalisten, aber ohne eine Vertriebsorganisation können selbst die patriotischsten Blätter nicht erscheinen. Doch Herr Coty ist ein energischer und erfindungsreicher Mann, und so kündigt er einfach die Gründung eines Anti-Hachette an, einer eignen Vertriebsorganisation, die den stolzen Namen: „Les Messageries Françaises" trägt und Hachette in Grund und Boden konkurrieren soll. Großzügig, wie Herr Coty ist, hat er gleich 100 Millionen Francs — in Worten, vorläufig aber auch nur in Worten: hundert Millionen — ausgeworfen.

Wenn man mit diesem aufgeregten südlichen Theater des Korsen Coty die nordisch stille, unterirdische Art vergleicht, mit der der Ex-Lyriker Hugenberg aus Eisen und Kohle seinen Zeitungskonzern aufgebaut hat, so wird niemand daran zwei-

feln: wir Wilden sind doch bessere Menschen. Aber wir wollen nicht ungerecht sein. Jeder, wie er kann: Herr Coty kommt aus dem luftigsten, duftigsten Gewerbe, wo die Verpackung und das Schaufenster alles ist; Herr Hugenberg ist von seiner bergbaulichen Tätigkeit das Minieren und die Arbeit im Dunkel gewöhnt. Herr Coty betreibt seine politischen Unternehmungen mit eignem Gelde, Herr Hugenberg bevorzugte anderthalb Jahrzehnte hindurch das Geld andrer. Und wenn sie auch dieselben nationalistischen Phrasen dreschen und denselben Kampf gegen den innern Feind, gegen den Landesverrat der Linken, gegen die parlamentarische Republik und für die nationale Diktatur führen, so besteht doch noch ein beträchtlicher Unterschied zwischen beiden. Herr Coty rühmt sich, daß er seine politischen Geschäfte mit den ehrenswertesten Mitteln betreibt. Mit Mitteln, erklärt er, „die ich nicht einmal aus dem französischen Vermögen gezogen, sondern die ich aus allen vier Ecken der Welt herausgeholt habe, dank Erfindungen und Methoden, die die Masse im Ausland erobert haben. Zehn Millionen Menschen bezeugen mir in jedem Jahr, daß ich sie zufriedengestellt habe und ihnen Freude mache. Und ich will, daß mein Vaterland davon profitiert."

Auch Herr Hugenberg hat sich ja kürzlich über seine Finanzierungsmethoden ausgelassen und freimütig eingestanden, daß er die Inflationsgewinne der Großindustrie zu Zeitungskäufen benutzt hat, um damit der nationalen Sache zu dienen. Coty bezieht also seine politischen Gelder aus dem Export, indem er wohlhabende Ausländer schröpft, Hugenberg beschränkt sich darauf, das Geld seiner durch die Inflation verarmten Landsleute für seine politischen Zwecke zu verwenden. Am Ende gebührt doch noch dem Volksfreund Coty der Tugendpreis.

Stimmenkauf unter Preis

Während der Kauf von Abgeordnetenmandaten so ungeniert betrieben wird, wie es hier vor einer Woche an dem Beispiel der deutschen Ärzteschaft demonstriert wurde, ist man gegenüber dem Kauf von Wählerstimmen von einer mimosenhaften Empfindlichkeit. Die Kommunisten machen ausgiebige Wahlgeschäfte damit, daß die Sozialdemokraten fünfhunderttausend Stück Seife, mit Wahlparolen reich geschmückt, an Mann und Frau bringen wollen; die Sozialdemokraten und Demokraten wiederum sind darüber wahlmäßig empört, daß die Deutschnationalen in Schlesien jeder Landarbeiterfamilie zur Aufmunterung einen Taler stiften wollen.

Das einzig Bemerkenswerte daran scheint uns nicht die Tatsache selbst, sondern die Niedrigkeit der Beträge zu sein, für die man hierzulande Gesinnungen kauft. Die Summen sind schon wieder so klein, daß es fast an Unbestechlichkeit grenzt. Ein so hochkultiviertes Volk sollte sich das nicht länger gefallen lassen. Selbst in Spanien wurde, bevor die Generalität Primo de Riveras Wahlen überflüssig machte, ein ‚Duro' pro Stimme gezahlt, ein hartes, schweres, silbernes Fünf-Pesetenstück, das volle vier Mark wert war. Sind wir schlechter als die Spanier?

Bemerkungen

Die Ozeanflieger in New York

Was die „New Yorker Staatszeitung" schreibt . .

„Fliegender Besuch weckt spontane Jubelausbrüche. — New York schüttelt Trauer ab, als Kunde von Fliegerlandung durch Äther dringt. — Fahrt zum Bahnhof ein Triumphzug. — 6000 in Riot in Penn-Station.

Wie ein leuchtender Meteor plötzlich am Sternenhimmel hinzieht, die Augen von Tausenden auf sich lenkend, die das Unbegreifliche, Unerwartete bestaunen, so erschien gestern in New York das Dreigestirn der Bezwinger des Ozeans, die auf dem Wege nach Washington auf dem Curtiss-Flugfelde auf Long Island landeten und von dort aus in einem, wie von unsichtbaren Mächten eilends organisierten Triumphzug nach der Pennsylvania Station gebracht wurden, um dort den 5-Uhr-Zug nach der Bundeshauptstadt zu nehmen, was freilich erst nach einer Massenovation am Bahnhof gelang, der einem Riot nahekam ... Auf Ätherwellen war in der Stadt die Nachricht von der unvorhergesehenen Landung des Ford-Flugzeuges, auf dem die Drei, von Bert Balchen geführt, von Canada aus nach den Vereinigten Staaten gebracht worden waren, verbreitet worden, und wie ein Lauffeuer ging die Kunde von Mund zu Mund: „Die Flieger kommen! Sie kommen!" Hier ist Koehl ...! Ein kalter Regen fegte über den Brückenplatz, als plötzlich eine Bewegung durch die Menge ging. Berittene Polizisten gaben Signale und machten sich parat, die Menge zurückzuhalten, der Empfangsausschuß kam aus den Wagen, die Zeitungsphotographen machten ihre Apparate fertig ... da stand schon eine blaue Autokarosse. Hier ist Koehl! Hier Hünefeld! Hier ... Dem Zeitungsmann hielt es nicht länger ..."

... und wie es in Wirklichkeit war.

Niemand erwartete die Flieger in New York. Es hieß, sie würden direkt nach Washington weiterfliegen, um Bennett die letzte Ehre zu erweisen. Um dreiviertel dreizehn waren sie über Yonkers gesichtet worden, sie hätten bequem bis fünfzehn Uhr Washington erreichen und an den Beisetzungsfeierlichkeiten für Bennett in Arlington teilnehmen können, die um 16 Uhr begannen. Statt dessen — was geschah? Man landete in Curtiss Field. „Wir sind so ausgehungert", erklärte Fräulein Junkers, „und müssen Benzin aufnehmen". Dann, nach dem Luncheon, kam die erstaunliche Mitteilung: „Wir setzen die Fahrt nach Washington um 16 Uhr mit der Bahn fort. Es ist zu schlechtes Wetter zwischen New York und Washington, Nebel, Regen und auch Schnee."

Diese Nachricht wirkte in den new yorker Redaktionen wie eine Bombe. Bennett, der mit schwerer Influenza fiebernd zu Bett lag, verließ sein Krankenlager und führte den Fordaeroplan nach Murraybay, um den Deutschen Hilfe zu bringen. Die Deutschen, die „Helden", „das Dreigestirn der Bezwinger des Ozeans" aber lassen sich von Regen und Wind abhalten, die zwei Flugstunden nach Washington zu fliegen und am Begräbnis des Mannes teilzunehmen, der für ihr Wohl sein Leben einsetzte — und drangab. „Sie haben wohl keine

Gummischuhe mitgenommen, außerdem, der Pullmannwagen ist geheizt, da fährt man gemütlicher, das einzige, was ihnen noch fehlt, wäre natürlich ein Glas Bier" höhnte man in den Redaktionen.

Autofahrt vom Curtissfield nach Pennsylvania Station. Hochrufe, brausender Empfang der „incognito durch New York fahrenden", zum Begräbnis fahrenden deutschen Heldenschar. „Wir wollen nicht photographiert werden", winkte Fräulein Junkers den Kameraleuten ab, „wir fahren doch zu einem Begräbnis"! Abends aber brachte der ‚New York American' eine Reihe wohlgelungener Bilder, vom improvisierten Empfang der Flieger auf der Pennsylvania Station, auf denen die zum Begräbnis fahrenden Helden vergnüglich grinsend der Masse die Hände schütteln. So brachen sie in New York ein, das grade vier Stunden vorher entblößten Hauptes Bennetts Leiche von Grand Central Station zur Pennsylvania Station überführt hatte, so ließen sie sich an der Pennsylvania Station feiern, wo kurz zuvor Bennetts Überreste zur letzten Fahrt nach Arlington übernommen wurden. Die Polizei war völlig ahnungslos und überrascht von dem Vorhaben des Dreigestirns und hatte keine Leute zur Hand, um der spontanen Feierei die seriöse Kulisse zu geben.

Die amerikanischen Zeitungen wahrten uni sono auch bei diesem Anlaß den bewunderungswürdigen Takt, den sie Ausländern gegenüber zu zeigen pflegen. Kein Leitartikel, keine Meldung deutete auch nur an, was man von dem Heldenstück der wetterfesten Labradorflieger dachte.

War das Wetter wirklich so schlecht, daß das dreimotorige Ford-Großflugzeug nicht nach Washington weiterfliegen konnte? Chamberlin, der in Hartford (Connecticut) niedergegangen war, um Benzin einzunehmen, dachte nicht so, und wurde grade vor dem Weiterflug rechtzeitig telephonisch verständigt, daß das Dreigestirn vorgezogen hatte, mit der Bahn fünf Stunden nach dem Begräbnis in Washington einzutreffen. Als Mann von Manieren flog Chamberlin nach Curtissfield und ließ dort sein Flugzeug in den Schuppen fahren. Ein andres Flugzeug, ein kleiner Fokkerplan aber, mit Fokker und mehreren seiner Freunde, die an dem Begräbnis teilnehmen wollten, verließ um dieselbe Zeit, als die Deutschen den Weiterflug absagten (13.40 Uhr) Teterboro Flugfeld in New Jersey (eine Bahnstunde von New York entfernt) und traf in Washington nach einer Stunde fünfzig Minuten ein. Ein Teilnehmer erklärte Presseleuten: „Wenn wir gewußt hätten, daß die Deutschen auf dem Curtissfield festsaßen, hätten wir sie gerne zum Weiterflug nach Washington mitgenommen." Den Hohn, der in dieser Bemerkung liegt, kann man allenfalls zwischen den Zeilen lesen. Respekt vor der Zurückhaltung der amerikanischen Zeitungen! Respekt vor dem Mut der Junkersmannschaft!

Tom Jones

Das Stahlbad

Der Krieg ist bekanntlich heilsam und segensreich nicht allein für Die, die an ihm teilnehmen, sondern auch für die Jugend, die aufwächst, während er stattfindet. Ihre moralischen Kräfte werden gestählt.

Ein interessanter Auszug aus den Jahresübersichten der Jugendgerichtshilfe Hamburg liegt mir vor, für die Jahre 1924—1927, dem ich entnehme:

Im Jahre 1924 wurden zu Hamburg 796 Jugendliche abgeurteilt; 1925 nur noch 510; 1926 sank die Zahl auf 492; 1927 auf 489. (Die Bevölkerungsziffer Hamburgs stieg unterdes.)

Es handelt sich um Menschen, die bei Begehung ihrer Tat — meist Eigentumsvergehen — vierzehn bis einschließlich siebzehn Jahre alt gewesen sind. Mithin waren die Ältesten des Berichtsjahrs 1924 etwa Ende 1905 geboren, die Jüngsten des letzten Berichtsjahrs erst 1913. Die Älte-

sten: bei Kriegsausgang dreizehn, die Jüngsten knapp fünf Jahre alt.

Klar ist, daß der Durchschnitt der Abgeurteilten von 1924 in seiner körperlichen und seelischen Entwicklung durch den Krieg erheblich stärker bedingt war als der Durchschnitt der Abgeurteilten von 1927. Die Statistik lehrt also: Je weiter eine jugendliche Generation vom Kriege entfernt ist, desto geringer ist ihre Kriminalität. (Die Statistik über die Kriminalität der Erwachsenen lehrt übrigens dasselbe.)

Das Land Hamburg, mit seinen über eine Million Einwohnern sämtlicher Berufsarten, darf als paradigmatisch für Deutschland gelten. Natürlich ist die Bewegung der Kriminalitätsziffer noch durch andre Momente bedingt als durch den Krieg. Besonders durch Veränderungen der allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse. So erklärt sich die sehr hohe Ziffer des Jahres 1924 teilweise aus den fürchterlichen Zuständen des Inflationsherbstes 1923, während dessen ein Teil der im Jahre 1924 abgeurteilten Delikte zweifellos begangen wurde. Aber doch ein gewisser Teil nur; und vor allem: Lebenshaltungs-Index und Arbeitslosigkeit stiegen zwischen 1924/25 und 1927 erheblich — während die Kriminalität der Jugendlichen in diesem Zeitraum stetig und nicht nur relativ, sondern sogar absolut abnahm; (Ökonomie allein erklärt nichts). Der Krieg als Determinante des Verbrechens ist damit selbst denen bewiesen, die ihn als Schulbeispiel des Verbrechens immer noch nicht gelten lassen wollen.

Kurt Hiller

Kultur in Zwickau

Zwickau in Sachsen — bitte lachen Sie nicht! — ist in den letzten Jahren eine Kulturstadt geworden. Eine unerbittliche Kritik in der Arbeiterpresse machte den seit zwei Jahrzehnten unentwegt meiningernden Intendanten endlich unmöglich und öffnete das Theater der modernen Gestaltung unter jungen, vorwärtsstrebenden Kräften. Um das im Verborgenen modernde Museum zum Leben zu bringen, setzte die Linke die Wahl Hildebrand Gurlitts zum Direktor durch, der, in Zwickau eintreffend, auf der Straße niemanden finden konnte, der etwas von einem Museum in Zwickau wußte. Nun wurde manches anders. Nachdem man einen genagelten Hindenburg und ähnliche Scherze auf den Boden gebracht und die sogenannte Gemäldesammlung auf die Amtsstuben verteilt hatte, wurde im Museum Platz, um es vom Bauhaus ausmalen lassen und mit lebendiger Kunst füllen zu können. Im Theater, dessen einziger Uraufführungsautor früher der Intendant selbst war, wurde das junge Drama bevorzugt, der alte Ausstattungskrempel über Bord geworfen und ein neuer Inszenierungsstil riskiert. Die graue Stadt bekam langsam rote Backen, man nahm den neuen Stil auf, Plakate und Drucksachen bekamen ein streng modernes Aussehen und auch der Rat der Stadt ermangelte nicht, sich neue Briefbogen im von Gurlitt propagierten Bauhausstil anzuschaffen. „Neugeordnetes, sehenswertes Museum" ließ der Stadtrat werbebeflissen darauf drucken.

Aber, ach wie bald, schwinden

Schönheit und Gestalt, wenn die Sache den provinziellen Gralshütern der bürgerlichen Ordnung als radikal suspekt wird! Die schönen neuen Briefbogen waren kaum da, als man sie benutzte, um dem Museumsdirektor, dem Theaterintendanten und dem städtischen Orchester darauf die Kündigung ins Haus zu schicken. Ein Defizit im Haushaltplan genügte, um den ganzen überflüssigen Kulturplunder mit ein paar Federstrichen fortzuschaffen. Und die Arbeit von ein paar Jahren ist futsch! So sieht es in der Provinz aus. So kämpfen wir alle Tage um ein Existenzminimum an Luft für den Atem des geistigen Menschen. Es gehört viel dazu, nicht zu verzweifeln.

Walther Victor

Nachher

„Kennen Sie das Entzücken an der erotischen Häßlichkeit?" fragte der Dritte. Er war plötzlich da, hatte kaum Guten Wolkentag gesagt, er saß mit uns, neben uns, aber die Beine ließ er nicht baumeln, das hätten wir uns auch schön verbeten. Mit den Beinen baumelten nur wir. Wir warfen beide mit einem Ruck die Köpfe herum und starrten ihn an.

„Die Freude an der Häßlichkeit? von Frauen?" sagte der Dritte noch einmal.

Darüber war hier noch nie gesprochen worden; eine fast asketische Scham hatte uns gehindert, uns über das Allerselbstverständlichste auszusprechen; „zeig mal, wie ist das bei dir!" sagen die Kinder, als ob der andre ein fremder Erdteil sei. Warten stand in der Luft; wir mußten etwas sagen; wir konnten nichts sagen. Der Dritte ignorierte eine Antwort, die nicht gegeben worden war, und fuhr fort:

„In Gerichtsverhandlungen haben sie oft dem fein gebildeten Angeklagten die Vorhaltung gemacht, er habe mit der eignen Reinmachefrau ein Verhältnis gehabt, es hörte sich an wie Vorwurf der Blutschande; habe er sich denn nicht geekelt? mit einem so tief stehenden Geschöpf? so unter ihm? wie? Sie hatten das wohl nie gespürt, sonst hätten sie nicht so dumm fragen können. Daß plötzlich eine Figur aus einer Sphäre in die andre gezogen wurde, was Freude am Spiel bedeutet: so, wie wenn einer auf einer Flasche bläst oder mit einem Violinbogen ficht oder — spaßhalber — Hanfgras raucht. Man kann Hanfgras rauchen, dazu ist es unter anderm auch da, wenn Sie so wollen, man tut es nur gemeinhin nicht. Aber auf ein Mal zuckt in einem das Spiel."

Wir sahen uns an, mit jenem unausgesprochenen Tadel im Blick, der blitzschnell den andern verrät, die Einheitsfront zwischen zweien gegen den Dritten herstellt, einig, einig, einig. Ich gab ein vorsichtiges Räuspern von mir, wie die Einleitung zu einer Einleitung ... Der Dritte ließ es nicht dazu kommen.

„Man fällt so tief", sagte er, — „oh, so tief. Schlaffe Brüste, graue Wäsche, ein dummes Lachen, meliertes Haar, eine kommune Bemerkung, weit unter allem möglichen; verbildeter Körper, geweiteter Nabel, glitzernde Augen, die das Glitzern nicht gewohnt sind... so tief sinkt man. Man wühlt sich in das Unterste hinein, man verachtet sich und ist stolz auf diese Verachtung und böse auf diesen Stolz. Nägel sitzen im Fleisch, die man immer tiefer hineintreibt, wissen Sie. Es ist, wie wenn einer Pfützen aufleckt. Noch tiefer hinab, noch schmieriger, ja, ich gehöre zur Hölle, ich kann gar nicht tief genug fallen, da habt ihr mich ganz und gar, streck dem Kosmos die Zunge heraus, so, die breite, gereckte, dicke Zunge —"

Der Dritte schwieg.

Da sprachen wir zum ersten Mal. Ich sagte: „Und nachher?" Auch er, mit dem ich dergleichen nie besprochen hatte, war mit von der Partie. „Armer", sagte er. „Und nachher?" Der

Dritte sah uns voll an, er schaffte es, wir waren gegen ihn nur einer.

„Nachher", sagte der Dritte. „Ich bin nicht ein Armer. Ich bin reich — mir konnte nichts geschehen, nachher. Ich ging wieder im Licht, war wieder emporgetaucht, die Scham hatte ich heruntergeschluckt und abgewaschen, sie war nicht mehr da. Ich brauchte nicht zu beichten, jeder Blick von mir beichtete, aber sie sahen es nicht. Ich fühlte mich sicher, weil ich den moorigen Untergrund kannte, ich strauchelte nicht, ich fiel nicht, ich nicht. Ich war wie eine Bank: das war mein Aktienkapital für die Reserve, damit arbeitet man nicht alle Tage, aber es steht hinter einem, und es ist da. Man kann darauf zurückgreifen, wenn es not tut. Und es tut manchmal not, und wenn es soweit ist, dann ist da wieder dieser ungeheuerliche Sturz zwischen fünf Minuten vor acht, wo du telephonierst, bis um dreiviertelzehn — du fällst und steigst — mit eingezogenen Schwingen, die Süßigkeit der Säure auskostend, das Licht des Drecks, die tausend Tasten einer Orgel, von der nun die untersten, selten benutzten Bässe anklingen, so dumpf, daß das Ohr sie kaum noch hören kann. Herauf und herunter, herunter und herauf: ein Lucifer und ein Dunkelheitsbringer, ein Adler und ein Wischlappen, ein Höhenflieger und ein Tauchervogel. Man fällt so tief. Womit ich Ihnen einen schönen guten Abend zu wünschen die Ehre habe." Weg war der Dritte.

Ich sah ihn an... „Man muß sich", sagte er, „die Zelle weit träumen, in der man eingesperrt ist. Sonst hält man es nicht aus. Wissen Sie, was er uns beschrieben hat?" — „Nein", sagte ich. „Was?"

„Dauerlauf an Ort", sagte er. „Eine sehr gesunde Übung."

Kaspar Hauser

Der Kummer

In den Kapiteln „Die Feldpost", „Die Mutter", „Gloria Viktoria", „Bräutigam und Braut", „der Kriegsgaul", „Lieber, goldner Herbst"! gestaltet Dörfler das Schicksal der Schreinersfrau, die ihren Sohn verliert, der zarten Lehrerin, die mit ihrem gefallenen Verlobten in ein gemeinsames Grab gebettet wird. „Heinle", das alte abgeschundene Kriegspferd, trottet durch die Dorfstraße, und die Zechbäuerin trägt still ihren Kummer, weil ihre beiden schwachsinnigen Söhne daheim bleiben müssen."

Wer ist hier schwachsinnig —?

Liebe Weltbühne!

Ein amerikanischer Philantrop, der ebenso wegen seiner Wohltätigkeit als wegen seiner übertriebenen Prüderie bekannt ist, war für einige Tage nach Paris gekommen. Er wurde auch in die beliebtesten Nachtlokale von Montmartre geführt.

Es wird behauptet, daß er einige Tage brauchte, um sich von seiner Empörung zu erholen. Und als er bei dem Comte Boni de Castellane geladen war, sagte er zu diesem: „Wahrhaftig, Ihr Paris von 1927 bringt einem anständigen Menschen für immer den Abscheu vor dem Laster bei."

„Das ist möglich", erwiderte der Comte mit dem liebenswürdigsten Lächeln. „Aber Ihr New York von 1927 für immer den Abscheu vor der Tugend."

Quiquerez

Antworten

Elsässer. Das besagt gar nichts. Die Tolpatschigkeit der Berichterstattung der deutschen Presse über den Kolmarer Prozeß wird nur noch von der abgrundtiefen Verlogenheit übertroffen, mit der plötzlich die übelsten deutschen Blätter ihre Liebe zur Gerechtigkeit in der Justiz entdecken. Sie können sich über solche Prozeßführung gar nicht beruhigen — und doch ist uns kein Fall erinnerlich, wo jemals ein deutsches Gericht so eine Engelsgeduld mit den Angeklagten gehabt hätte. Die betriebsamen Politiker, die, echt deutsch, in der Schadenfreude ein unentbehrliches Requisit der Außenpolitik erblicken, brauchen nur ein paar Straßenecken weiterzugehen, etwa in den nächsten Strafgerichtssaal — und sie können etwas erleben, worüber kein Mensch bei ihnen berichtet: nämlich die Praxis der deutschen Unabsetzbaren.

Pressa. Hast du auch eine recht hübsche Vitrine für Herrn Külz, der die Zensur wieder in die Republik gebracht hat? O nein, Herr Külz ist nicht ausgestellt; er ist ja dein Ehrenpräsident.

Dr. Erich Unger. Sie schreiben zu Franz Leschnitzers Glosse „Pazifisten und Philosophen" in Nr. 17: „Sehr geehrter Herr Leschnitzer! Vielen Dank für die freundliche Anerkennung meines Scharfsinns in der ‚Weltbühne', mit dem ich leider lauter Falsches produziere, während es Ihnen gelingt, ohne viel nachzudenken, lauter Richtiges zu treffen. Da habe ich also in meinem Vortrag über das Problem des ewigen Friedens aus purer ‚sublimer Hirnkultur' übersehen, daß es eine ‚rechtliche, nämlich dem Recht auf Leben entnommene Begründung des Pazifismus' gibt. Aber — ich wollte gar nicht das Recht zum Pazifismus unmittelbar zum Thema machen, ich wandte mich ja grade gegen die Friedenstheoretiker, die sich vom bloßen Recht etwas erwarteten — ich handelte von der Macht zum Pazifismus —, und zwar von der in Rechtsausdrücke gekleideten Macht. Denn die Macht, bester Herr Leschnitzer, genauer die Macht-Lage, die Mächte- und Kräfte-Verteilung innerhalb des Menschen und der Gesellschaft, nimmt die Gestalt von Rechten bzw. Rechtsempfindungen an. Das Seinsollende läßt sich zwar nicht, wie Sie gewiß schon mal von Kurt Hiller gehört haben, aus dem Seienden ableiten, das heißt das Recht nicht aus der Macht oder dem Wirkend-Seienden — aber ohne das Seiende und ohne Orientiertheit darüber, was es alles gibt und machtvoll wirkt, läßt sich das Seinsollende auch nicht ableiten. Das Seinsollende ist eine Art Ordnung von dem, was, ohne Ordnung, ist. Nun versuchte ich Ihre Kenntnis von dem, was es alles gibt und was man zum Problem des Pazifismus braucht, in etwas zu vermehren. Man muß nämlich etwas in die Betrachtung einstellen, was die Kriegsgegner, die nicht auf den Tatbestand des Krieges selbst, sondern auf das Gerede der Kriegspartei achten, sich also das Problem unzulässig vereinfachen und dem ‚letzten' Pazifismus schaden, leicht vernachlässigen: ich will es, der Kürze halber mißverständlich vergröbern, wenigstens nennen. Es beginnt so: es gibt etwas, wie eine biologische Verursachung des Kriegsphänomens. Das heißt: der durch Natur und Umwelt notwendig und konstant beleidigte und vergewaltigte Lebenstrieb der Menschen erzeugt im Unbewußten eine ständig und unausweichlich auflaufende Explosivspannung, von der im Bewußtsein selbst nichts zu merken ist. Die Befreiung dieser Explosivkräfte des Unbewußten, ihre Entladung, geschieht — in der Regel — nicht im isolierten Einzelnen, sondern sie ist — normalerweise — durch Massenbildung bedingt. Die Masse ermöglicht ein In-Erscheinung-Treten des Unbewußten der Einzelnen (Le Bon). Dieses Pulver einer Lebens-Verzweiflung, das in den Schächten des Unterbewußtseins ständig gesammelt wird und das,

unangerührt von den lebensfrohen Gebärden des Oberbewußtseins, dort lagert, ist die Voraussetzung dafür, daß in einem gegebenen Moment, die Kategorien der Massenbildung: Volk, Vaterland, Partei etcetera überhaupt wirken — es ist die Bedingung davon, daß die Phraseologie des National- oder Bürgerkrieges überhaupt ‚einschlägt'. Denn ohne diese Voraussetzung bleibt das Beginnen der Menschen, sich in jene grauenhafte Situation zwingen zu lassen, da sie, rasend, ihr eignes Leben wegwerfen und, bestialisch, das andrer zerreißen, eine unverständliche phantastische Paradoxie, die man nicht mit Trivialitäten auflösen kann. Der Krieg ist aus dem Oberbewußtsein heraus nicht zu erklären. Die Dichter, die meistens tiefer blicken als die Psychologen, drücken das aus wie in jenen visionären Versen von Georg Heym, die den Ausbruch eines Krieges beschreiben: ‚Aufgestanden ist er, welcher lange schlief — Aufgestanden drunten aus Gewölben tief — In der Dämmrung steht er, groß und unbekannt . . .' In diese allgemeine Pathologie des Daseins also ist das Problem des ewigen Friedens verstrickt, und diese Verknotung ist es, auf die ich Ihre Aufmerksamkeit, geehrter Herr Leschnitzer, hinlenken wollte. Deshalb sprach ich von dem ‚Ozean der Erkenntnis', durch den man hindurch müsse, um an die Lösung der Frage vom ewigen Frieden zu gelangen, die zu den letzten gehört, nicht, wie Sie wähnen, zu den ersten, deren Antworten die Menschheit verwirklichen wird. Denn der größte Umweg wird noch eher, wird zeitlich früher ans Ziel führen, als die garantierte Aussichtslosigkeit der unzulänglichen Behandlung eines Problems, die sich den Umweg ‚sparen' will und eben dadurch nie ans Ende kommt. Zwecklos nämlich, oh Leschnitzer, vergehen die Jahrtausende mit der Parteipolitik."

Olga Sigall. Wir teilen auf Ihren Wunsch gern mit, daß die „Losen Blätter" von André Gide, deren Übersetzung wir in der vorigen Nummer brachten, in den Editions de la Nouvelle Revue Française erschienen sind.

Die Freie Jugend Groß-Berlin veranstaltet am Freitag, den 18. Mai, abends 7½ Uhr, in der Stadthalle, Klosterstraße, eine Kundgebung für Max Hoelz. Es sprechen Rechtsanwalt Dr. Alfred Apfel, Ernst Friedrich, Rud. Fischer und Schlör von der Roten Hilfe.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Lendemain von Carl v. Ossietzky

Was nun?

Der gleichgültigste, der langweiligste und charakterloseste aller Wahlkämpfe hat sein Ende erreicht. Man sage doch nicht, daß der Stumpfsinn dieser Campagne das beglückende Zeichen für die endgültige Wiederkehr normaler Verhältnisse sei. Gewiß, im geregelten Kreislauf friedlicher Jahre erinnert auch am allgemeinen Stimmrecht wenig mehr an seinen revolutionären Ursprung. Wie die im ehelichen Pfühl gezähmte Liebe schließlich nicht mehr verrät, daß sie eigentlich von Zigeunern stammt, so tritt auch die amour sacrée de la patrie in der langen Kette von Wählern, die hübsch ordentlich anstehen, um ihre staatsbürgerliche Pflicht auszuüben, in die Phase von Reglement und Nüchternheit. So gemütlich, fast möchte man sagen: so apathisch ging es bei den Wahlen der wilhelminischen Zeit nicht zu; um die Bülowschen Blockwahlen, um den gewaltigen sozialistischen Aufschwung von 1912 wirbelten Ideen, lockten Hoffnungen. Der deutsche Geist zeigte sich zwar damals auch nicht grade zu Pferde, aber doch hinlänglich aufgekratzt. Ja, man wagte damals sogar Gedanken und Pläne zu entwickeln. Die Kandidaten beantworteten Fragen, stellten sich offen in Diskussionen, anstatt in der Unpersönlichkeit von „Kundgebungen" zu verschwinden, die mit Deklamation eröffnet und mit Musik beschlossen werden. Einzig Georg Bernhards explosives Temperament brachte an der Peripherie Berlins Leben in die allgemeine Uninteressiertheit. Hier kämpfte Einer, während die Andern sich tragen ließen. Lassen wir uns nicht dadurch irreführen, daß es an vielen Orten blutige Köpfe und sogar ein paar Tote gegeben hat. Diese traurigen Intermezzi ergeben sich nicht aus einer gradezu in der Luft liegenden Offensivlust, sondern weil sich alle Parteien eben ihre uniformierten Leibgarden halten. Diese Janitscharen, die sehr verschiedene Farben tragen und sich viel ähnlicher sehen als sie wahrhaben wollen, lieferten untereinander ihren kleinen Krieg. Doch der Bürger schaute milde und verständnislos zu. Schade um die jungen Leute, die ihren eifernden Idealismus irgendwo ausleben wollen. Man sehe sich so eine Liste von Gewählten an! Sind die Herren alle zusammen auch nur ein zertrümmertes Nasenbein wert?

Mir liegt eine Kapuzinade gegen die „deutsche Zwietracht" fern. Nicht die Überschärfe, sondern die Verwaschenheit ist das traurige Signum unsres politischen Lebens. Wo gab es in diesen Wochen Zielsetzungen, Grenzzeichen, präzise Formulierungen des Wollens? Hat zum Beispiel auch nur ein sozialdemokratischer Redner klar ausgedrückt, was die Partei im Fall eines großen Mandatszuwachses tun würde? Ein Haus weiter predigte der Demokrat die Große Koalition. Die Sozialdemokratie aber hat nicht widersprochen, sondern sich

munter der allgemeinen Stimmung anvertraut, die dies Mal „Gegen rechts" war, wie sie 1924 für Westarp, 1920 für Stinnes war. Keiner der führenden Sozialdemokraten hat gegen das Gerede von der Großen Koalition gesprochen. Kein Wunder, denn die wäre auch im letzten Reichstag zu haben gewesen, wenn nur das Zentrum gewollt hätte. Und nur das Zentrum hat die Mißregierung der Deutschnationalen möglich gemacht.

Früher gab es bei jeder Wahl sehr charakteristische Niederlagen. Durch die Listenwahl sind diejenigen, mit denen ernsthaft zu reden wäre, der Abrechnung entrückt. Der Ärger der Enttäuschten trifft die Komparserie und nicht den Chorführer. Da der Ausgang von vornherein ziemlich feststeht, entbehrt das Endergebnis jeder Sensation. Viel beachtlicher ist heute die Nominierung der Kandidaten durch die Parteizentralen. Wer wird gehalten, wer fallen gelassen? Das ist viel interessanter und wichtiger als der Umstand, ob die großen festgefügten Parteien ein paar Plätze gewinnen oder verlieren. Die Art, wie Herr Doktor Wirth von seiner Partei aus zwei Wahlkreisen herausgedrängt und schließlich als Stipendiat der Zentrale in der Reichsliste untergestellt wurde, ist viel bedeutungsvoller als der endliche Wahleffekt. Denn die Brüskierung eines in allen republikanischen Parteien so angesehenen Mannes wie Wirth zeigt die künftige Politik des Zentrums an und was von dessen angeblicher Linksorientierung zu halten sei. Was die Deutschnationalen angeht, so hat ein von der demokratischen Presse wiedergegebener vertraulicher Brief Graf Westarps die Vorherrschaft Hugenbergs wieder überdeutlich enthüllt. Der Gutsherr von Roebraken ist nicht unerkenntlich, wo es sich um alte Mitverschworene handelt. So wurde der Oberfinanzrat Bang einem Wahlkreise aufgenötigt, dessen bisherige Obmänner protestierend zurücktraten. Zwar zweifelt außerhalb der ‚Deutschen Zeitung' niemand, daß der Herr Oberfinanzrat ein sächselndes Großmaul von erschütternder Niveaulosigkeit ist; unvergessen die Suada, die er im Jagowprozeß entwickelte. Aber Hugenberg regiert die Partei, und das bedeutet unbedingte Radikalisierung.

Am Montag früh liegen noch wenig Resultate vor. Die Sozialdemokratie hat stark gewonnen, die Rechte gehörig verloren. Auf die republikanischen Parteien wird jetzt eine ungeheure Last fallen. Sie haben viel versprochen und wenig Pläne entwickelt, sie sind nur die selbstverständlichen Profiteure einer Volksstimmung, die, oft irregeführt, jetzt abwechselungshalber nach der andern Seite pendelt. Ihre Aufgabe wird schwer sein, selbst wenn sie stärkere Köpfe und Prinzipien einzusetzen hätten. Denn Opposition von rechts, das ist besonderer Wuchs. Denn deren Mittel sind nicht durchweg parlamentarische. Ganz davon abgesehen, daß auf der Seite der Reaktion die großen Wirtschaftsmächte sind, wenn die Linksregierung die ersten Gehversuche macht, dann werden wieder Geister lebendig werden, die man für ewig ausgetrieben dachte. Die Diktatur wird wieder umgehen, geängstigte Kapitalisten werden den Wehrverbänden wieder Geld zukommen lassen, kurz, es wird alles wiederkehren, was wir schon

oft erlebt und für immer begraben wähnten. Schon wird in Hugenbergs Montagsblatt ausgerechnet, daß Sozialdemokraten und Kommunisten möglicherweise Zweidrittelmehrheit erlangen könnten, und Herr Doktor Kriegk schreibt dazu bedenklich, daß ein solches Parlament „im Sinne des politischen Ordnungsstaates kaum aktionsfähig" zu nennen sei. Fern rauscht der Artikel 48... Die Mittelparteien allerdings haben eine sehr spekulative Idee, um alle Unzufriedenheiten wirtschaftlicher Art in Zukunft zu erledigen. Es soll deshalb sehr bald eine sogenannte Wirtschafts- oder Ständekammer geschaffen werden, in der Vertreter aller deutschen Wirtschaftsgruppen sitzen werden, Arbeitgeber, Arbeitnehmer, alles. Dadurch entsteht natürlich ein neues Parlament, das auch bei bestimmten Wirtschaftsfragen Mitbestimmungsrecht haben soll. Das mag für Demokraten und Volkspartei, die immer unter der Konkurrenz kleinbürgerlicher Jammerparteien stöhnen, eine Lösung sein. Aber die Sozialdemokratie? Die Sozialdemokratie, die mit der Tatsache des Mitregierens auch nicht den Klassenstaat weghexen kann, wird zum ersten Mal seit lange wieder die Gegensätze im Innern spüren. Die Zeit der Opposition hat sie einschlummern lassen. Die mitregierende und mitverantwortende Sozialdemokratie wird bald die Beute schärfster Auseinandersetzungen werden, die sich aus der wirtschaftlichen Not unsrer Arbeiterschaft ergeben und nicht mit den Sprüchelchen aus dem republikanischen Wahlkatechismus zu beenden sind.

Ich prophezeie nicht gern, und tue es hier nur, um den ganzen Ernst einer Entscheidung deutlich zu machen: geht die Sozialdemokratie in die Große Koalition, wird sie in mindestens zwei Jahren gespalten sein.

Es ist nicht grade populär, Skepsis zu äußern, wenn rundum die Hörner zum Victoriablasen gestimmt werden. Aber morgen schon wird die Ernüchterung der Gewählten da sein, morgen schon wird der Kuhhandel beginnen, der dies Mal nicht weniger Zeit füllen wird als sonst. Übermorgen werden auch die Wähler wieder nüchtern werden. Und dann?

* * *

Im Reichsmarineamt erscheint Herr Dillenz mit einem ausländischen Rechtsanwalt...

Vor ein paar Tagen hat sich im Reichsmarineamt, bisher unbekannt und von allen Beteiligten peinlichst vor der Öffentlichkeit verschwiegen, ein Vorfall ereignet, der in seinen Konsequenzen die Möglichkeiten einer europäischen Sensation trägt. Ein früherer Geheimagent des in der ‚Weltbühne' wiederholt genannten Korvettenkapitäns Canaris ist in Begleitung eines ausländischen Rechtsanwalts bei dem Nachfolger des Kapitäns Lohmann im Reichsmarineamt erschienen und hat diesem Amt eine Rechnung von nicht weniger als 20 Millionen Goldmark präsentiert, die auf Grund von Verträgen gefordert werden, die die „Severa", die bekannte Gründung

Lohmanns, mit der ausländischen, und zwar hauptsächlich mit der schwedischen, aber auch mit der englischen Rüstungsindustrie geschlossen hat. Diese Rechnung ist dem Kapitän zur See Lahs vorgelegt worden, der angeblich von der Existenz dieser Verpflichtung nichts wußte und dem der Besuch so ungelegen kam, daß er die Absicht hatte, die beiden Unterhändler durch die politische Polizei hoppnehmen zu lassen. Die Unterhaltung verlief ergebnislos; der ausländische Rechtsanwalt begab sich wieder zu seinem Auftraggeber und wird nunmehr die Klage gegen das Deutsche Reich auf Anerkennung einer Schuld aus den Lohmannverträgen von, wie gesagt, nicht weniger als zwanzig Millionen Goldmark einleiten. Wie aus zuverlässiger Quelle verlautet, ist dieser Vorgang dem Reichswehrminister Groener verschwiegen worden.

Die Vorgeschichte dieser Affäre ist etwas kompliziert, und man tut am besten, wieder bei Herrn Canaris zu beginnen, der bei dem Skandal um das Reichsmarineamt mit der Gelenkigkeit seiner hellenischen Vorfahren hinter dem geduldigen Rücken des Kameraden Lohmann verschwunden und leider auch nicht genügend gesucht worden ist. Wir haben uns hier wiederholt mit Herrn Canaris befaßt, und zwar mit jener Vorsicht, die durch außenpolitische Rücksichten bedingt war, immerhin haben wir deutlich zu machen versucht, daß sich dieser unternehmungslustige Marineoffizier in Spanien vielfältig engagiert hat. Um das Monopol für den spanischen Luftverkehr bewerben sich zur Zeit zwei Fluggesellschaften, von denen die eine der Deutschen Lufthansa und dem Reichswehrministerium nahesteht. Die andre wurde von der „Severa" gegründet und hat ihren finanziellen Rückhalt am Reichsmarineamt — sie steht in engster Verbindung mit den Junkerswerken. Diese Gesellschaft ist durch Vermittlung des Herrn Canaris geschaffen worden. Solange Herr Lohmann noch das Scheckbuch betreute, flossen ihr die Gelder reichlich zu. Doch nun hat der Segensstrom aufgehört, und die andre Fluggesellschaft hat die besten Chancen, recht bald das spanische Monopol zu erwerben.

Aber Herr Canaris hat nicht nur in Spanien Interessen, sondern auch in Schweden. Das ist sehr anstrengend, denn man kann nicht alles allein machen. Den Kurierdienst zwischen Skandinavien und Hispanien versah ein Herr Dillenz, der Gatte jener wiener Schauspielerin Frau Lilly Dillenz, die sich augenblicklich eifrig bemüht, die Mittel zu einem Transozeanflug zusammenzubringen. Herr Dillenz, ein früherer oesterreichischer Offizier, gänzlich verarmt und eine etwas abenteuerliche Existenz, fuhr zwischen Spanien und Lintham in Schweden hin und her, allwo sich eine „Actiebolaget for Flygtindustrie" befindet. Diese Gesellschaft ist zwar schwedischen Ursprungs, in Wirklichkeit jedoch eine Junkers-Gesellschaft, und wird von einer Konzern-Firma kontrolliert, der der frühere Junkersdirektor Sachsenberg vorsteht und die den eigenartigen Namen „Vermögensanteil Professor Junkers" führt und ebenfalls in Schweden domiziliert ist. Das ist die Gesellschaft, an die die „Severa" einen großen Teil der obenerwähnten Millionenauf-

träge gegeben hat. Was in Schweden und England alles für diese Riesensummen bestellt worden ist, entzieht sich in Einzelheiten noch der Kenntnis. Doch man kann sicher sein, daß es sich dabei um Dinge handelt, die weit eher in das eigentliche Ressort des Reichsmarineamts fallen als zum Beispiel die Herstellung von Filmen. In der ‚Weltbühne' hat vor Monaten einmal das „Märchen von den Canarischen Inseln" gestanden, die seltsame Geschichte von den geheimnisvollen Schiffen des Herrn Canaris in Spanien. Wichtig ist jetzt festzustellen, daß Herr Dillenz auch weiterhin die Verbindung mit vier deutschen Marineoffizieren aufrechterhalten hatte, die in — — Teneriffa noch heute sitzen. Dieser Art sind also die Auslandsaufträge der „Severa".

Als der Lohmann-Skandal die bekannten ansehnlichen Dimensionen annahm, ging der frühere Chef der sogenannten „See-Transport-Abteilung", der geistige Vater aller dieser Unternehmungen, Herr Canaris, auf Reisen. Zur Zeit ist sein Ziel Südamerika. Brüsk brach er alle kompromittierenden Verbindungen ab, so daß Herr Dillenz plötzlich in der Luft schwebte. Aber die „Severa" sicherte sich sofort diesen Vielwissenden, und da es der sehnlichste Wunsch der Frau Lilly Dillenz ist, einmal etwas über den Ozean zu fliegen und dabei Ehre und hohe Gagen einzukassieren, so schenkte ihm die generöse Firma zunächst ein Flugzeug, das aber inzwischen etwas verbogen wurde und nunmehr untauglich ist. Für die „Severa" war es nun von höchstem Interesse, daß die Auslandsaufträge weiter bezahlt und infolgedessen auch geliefert wurden, da diese Firma im Grunde nichts weiter als eine Art Handelszentrale für solche und ähnliche Geschäfte ist. Um diese Absicht zu erreichen, unternahm sie nun einen wahrhaft phantastischen Coup. Herr Dillenz wurde nämlich ins Vertrauen gezogen und veranlaßt, sich mit dem oben erwähnten englischen Rechtsanwalt zu treffen. Dillenz übernahm die Führung, und so fanden sie sich bei dem Kapitän Lahs ein, der jetzt für die bessern Sachen zuständig ist. Der Engländer war des Deutschen kaum mächtig, desto mehr aber Herr Dillenz, der immer dringender wurde. Um die Herren loszuwerden, verabredete der Kapitän eine neue Unterredung, zu der aber weder Herr Dillenz noch der Advokat erschienen. Dillenz, weil ihm hinterbracht worden war, daß man ihn verhaften wollte, der fremde Rechtsgelehrte, weil er sich von einer gerichtlichen Austragung mehr versprach.

Seitdem irrt der Gatte der scharmanten Ozeanfliegerin enttäuscht umher. Seine Hoffnungen auf eine lohnende Notlandung sind hin ... Die Sanierung war so gedacht: dem englischen Anwalt waren für die Einbringung der Forderungen zehn Prozent Provision versprochen worden, wovon Herr Dillenz den vierten Teil erhalten sollte. Nachdem den beteiligten Firmen der Überrumpelungsversuch mißglückt ist, wollen sie nunmehr die schwere Artillerie des Zivilprozesses einsetzen.

*

... und da hätte eigentlich der neue Reichstag gleich etwas zu tun!

Jakubowski von Anton Kuh

Ich bin am 15. Februar 1926 auf dem Hof der Strafanstalt von Neustrelitz hingerichtet worden.

Neustrelitz liegt in Deutschland. Ich war Pole. Daraus entsprang mein Mißgeschick.

Heute kann ich deutsch; das Verworrenste, Unsagbarste liegt meinem Aug' klar; ich brauche keinen Dolmetscher, um mich verständlich zu machen.

Damals aber — — oh, hätte ich nur einen Dolmetscher gehabt! Hätte mir die neustrelitzer Staatsanwaltschaft doch diesen kleinen Wunsch nicht abgeschlagen! Mir erginge es ja nicht viel besser als den Meisten der Menschen. Ich müßte für wenig Geld robotten, in einem feuchten Bretterverschlag hausen, in Lumpen herumgehen. Aber ich lebte! — und ich hätte den grauenhaften Morgen nicht erlebt!

Die letzten Sekunden des Daseins nimmt man wie versteinert in alle nachtschwarze Ewigkeit mit. Ich sehe wie damals das kahle, weite Steinviereck des Gefängnishofs, trostlos mit dem weißgrauen Himmel verwachsen. Kasernenhof, Spitalhof, Schulhof, Gefängnishof — einerlei, hier steht der Tod auf Posten. Ein Fröstelwind bläst. Ich werde geführt. Ein Geistlicher memoriert an meinem Ohr Vokabeln, die ich nicht verstehe. In meinem Nabel tropft es heiß und kalt. Mir ist übel. Ich möchte meine Seele ausspeien. Hilfe, großer Gott, ich bin ja unschuldig, ich habe nichts getan! Meine Herren, meine verehrten Scheusäler, hochzuverehrende Schakale — was hab' ich denn verbrochen? Was gibt Dir, Dieb, das Recht, mir den Kopf . . ., bitte, ich weine ja schon; es ist mein Kopf . . . wegzunehmen. Mein Kopf ist meine Würde . . . ich geb' ihn nicht, hier brülle ich noch einmal, daß ich unschuldig bin . . . der kleine Nogens ist nicht von mir umgebracht worden . . . .! Oh, Bluthunde, ich kreische auf polnisch, im Angesicht des Todes kann ich nicht übersetzen . . . ich brauch' keinen Dolmetscher mehr . . .

Mein letzter Blick traf vier Herren von der Kommission. Sie sahen gräßlicher aus als das Schafott! Ihre Gesichter waren inappellabel. Unerreichbar dem menschlichen Zuruf. Ich kannte schon Vorproben solcher Gesichter. Prüfungsprofessoren blicken so, Musterungsärzte, Militärvorgesetzte; man riecht aus ihnen den Tod, gemildert durch Aufschub. Auch hatte ich Inquisitoren auf Bildern gesehen, Pfaffen mit unbarmherzigen, grausam vereisten Zügen. Und Kukluxklans in durchlochten Kapuzen. Aber sie sind verhüllt! Masken sind nicht Antlitze, da darf der Mensch noch hoffen. Doch diese vier — vielleicht waren es sechs oder zehn, das Beil schnitt mir den genauern Blick ab — schauten nicht haßvoll, noch blutdürstig, noch tückisch, nicht einmal dämonisch. Bloß inappellabel. Sie sahen drein wie unberührte Pflichtüber; nein: wie die vollendete geistige Korrektheit, die es bedauert, dem Lauf der Dinge nicht wehren zu können; nein: wie der Geist der Verantwortung, dem Genauigkeit vor Wahrheit und die Regel vor dem Menschen geht.

Wie ich Euch kenne, Lumpen! Ich sprach in meiner Sache — „meine Sache" hieß das, was Eure Schande war! — mit Staatsanwälten, Untersuchungsrichtern, Gerichtsvorständen. Sie waren, fast wäre ich versucht zu sagen: jovial. Sie verstanden, würdigten meinen Fall — als „causa". Aber sie lehnten es unter Berufung auf ihr moralisches Gewissen ab, ihn als meine Privatsache zu nehmen. Sie schickten mir Zeitungen in die Zelle, damit ich das Urteil der gebildeten und kulturvollen Welt über mich, will sagen: über die Möglichkeit meiner unschuldigen Hinrichtung erführe. Und, ob Ihr mir glaubt oder nicht: ich ließ mich durch diese Artikel fast bekehren! Sie sagten: die verantwortlichen Stellen hätten ihre Pflicht geübt, das aufgehäufte Material sei lückenlos; nur taktlose Außenseiter der Gesittung brächten immer wieder Lärm in das stille Walten des Rechtes (das war auf mich gemünzt!); Schreien sei ein Zeichen der Fessellosigkeit, aber die Fesseln dürfen darum nicht springen.

Im übrigen hätten die von dem ... und dem ... und dem ... geführten Ermittlungen zu sorgfältig durchgeprüften Tatsachen geführt, die bewiesen, daß über die Täterschaft eines andern nichts Positives gesagt werden könne.

Und, zugegeben, der Fall bedürfe noch einer Belichtung — der laute, rüde Ton, in dem man es verlange, entbehre doch der Würde, das sei die Sprache der unbefugten Einmischung, so schimpfe und wettere kein Kulturmensch ... Wie gern läßt man sich foppen, wenn man noch an eine Rettung glaubt! Ich küßte meinem Staatsanwalt die Hand und sagte ihm, daß jede Zeile richtig sei. Ich entschuldigte mich, der Anlaß zu so barbarischer Ruhestörung des Rechts zu sein. Bloß gegen die Lückenlosigkeit des Materials wagte ich Einspruch.

Darnach saß ich still, meine Todesangst vermied die lauten und rüden Töne. Gerne ließ ich mich besonders durch den Passus von den sorgfältig durchgeprüften Tatsachen und das Wort „positiv" beruhigen.

Doch mein Unglück war: ich stotterte. Ich fand die Worte nicht, um meine Unschuld zu beweisen. Ich winselte um einen Dolmetscher, der mein Stottern übersetze; man sah mich mit durchschauendem Hohn an. Oh — nun war mir alles klar: das war der Blick, der Fremdlinge streift, der Kriegsblick aus anderssprachigem Auge. Ich war kein Deutscher ... Oft hatte ich vorher in Lokalen oder, wenn ich mich unter vornehme Spaziergänger mischte, bei der ersten Silbe, die mir entfuhr, den verächtlichen Ruf hören müssen: „Ausländer!" Die Blicke bekamen da giftgrüne Schleier.

Oh Gott — Ausländer bin ich also! Verloren! Ich beleidige meine Richter schon dadurch, daß sie mich nicht verstehen. Und, daß ich sie nicht verstehe. Das Wort würgt mir in der Kehle, ich fuchtle mit den Händen, ich hab' so Vieles zu sagen! — umsonst! — Kannitverstan muß aufs Schafott! Ich wage die letzte Einmischung in den Gang der Justiz: — — ich schreie! ... Sie packen mich an den Armen ...

Der Kopf liegt im Korb. Er wird eingescharrt. Zweieinhalb Jahre vergehen. Da teilt die „Landeszeitung für beide Mecklenburg" mit:

Die von dem Leiter des Landeskriminalamtes Neustrelitz, Regierungsrat ... und dem als wissenschaftlichen Berater hinzugezogenen Kriminalpsychologen ... in der Sache Jakubowski geführten Ermittlungen haben folgendes Ergebnis gehabt: die neu festgestellten und sorgfältig durchgeprüften Tatsachen führen zu der Vermutung, daß der im Jahre 1925 wegen Mordes an seinem angeblichen Kinde verurteilte Kriegsgefangene Jakubowski der Mörder nicht gewesen sein kann. Doch kann bis jetzt etwas Positives ...

Positiv — positiv ist, daß ich keinen Kopf mehr habe.

Liebe Mitwelt, darf ich Dich um Eines bitten? Ich liege nackt und verwest unter der Erde, mir kann kein Artikel mehr nützen. Du machst aus mir Wahlplakate, kühne Wendungen, sachliche Diskurse. Du sagst hüben „Schulbeispiel", drüben: „Krasser Ausnahmefall!" Und dann gehst Du beruhigt Deinem Geschäft nach und denkst keine Sekunde mehr daran, daß am 15. Februar 1926 in Neustrelitz einem Menschen im Namen des kategorischen Imperativs das Leben gestohlen wurde. Bist Du nicht ein bißchen abergläubisch? Glaubst Du nicht, daß die schlechte Ausdünstung meines Kadavers die Erde verpesten kann? Daß Du gestern mein Mörder warst und morgen Dein eigner bist, wenn Du mich vergessen kannst?...

Mitwelt, setz' mir bitte ein Denkmal. Ich verlang's nicht aus Eitelkeit, bloß aus Sorge um Dich.

Darf ich Dir gleich zu einer Inschrift raten?

So schreib oberhalb meines Reliefs: „Menschlichkeit, nicht Gerechtigkeit!" und darunter:

GETÖTET VON DEN KANNIBALEN, DIE DEN KANT IM TORNISTER TRAGEN.

Weiß-Rußland von Herwarth Walden

Die Kolonialpolitik besteht bekanntlich darin, die eingeborenen Nationen zu unterdrücken und zu entnationalisieren, Land und Bevölkerung planmäßig auszubeuten. Das Recht hierzu gibt die militärische Macht der größern und daher kultiviertern Nation. Die Kolonialpolitik wird mit Erfolg auch in Europa angewandt. Polen hatte bekanntlich das Glück, gleich durch drei große Kulturnationen kolonisiert zu werden. Als durch den Weltkrieg sich die Kolonien von selbst zurückgaben, entstand die Republik Polen. Im Bewußtsein ihres Rechtes, nämlich ihrer militärischen Macht, haben die polnischen Machthaber nichts Eiligeres zu tun, als die ehemaligen großen Staatsbrüder nachzuahmen und mit den Mitteln zu kolonisieren, die man an ihnen angewandt hat. Jedes unterdrückte und befreite Land verfällt dem Imperialismus. Vor allem muß das Vaterland größer sein. Besitz von Land oder gar von Ländereien macht offenbar besessen. Besitz ist Macht, also Recht. Besitzlose haben keine Rechte, weil sie keine Macht haben. Deshalb suchen sie sich zu organisieren, um wenigstens durch Passivität ihre Lebenserhaltung zu erreichen. Von der Lebenshaltung sind sie doch ausgeschlossen. In Weiß-Rußland leben neben einigen Tausend besitzenden Polen etwa vier Mil-

lionen besitzloser Weißrussen. Man hat ihnen zwar durch den Völkerbund Sprache, Schule, Kirche und eine beschränkte Selbstverwaltung innerhalb des polnischen Staates garantiert. Man kennt ja aus dem täglichen Leben diese Garantien ohne Sicherheit. Auch der Völkerbund hat zwar Rechte, aber keine militärische Macht, also keine Rechte. Nur verbriefte. Papier ist geduldig. Auch Menschen sind es, wenn man sie nicht zu weit treibt oder zu Paaren treibt. Zum Zweck der Beseitigung verbriefter Rechte haben die Staaten das Mittel der „Verwaltungsmaßnahmen" erfunden. Jedes Walten wird schlicht und korrekt fortverwaltet. Die polnische Regierung hat so die Weißrussen „kolonisiert" und erzieht sie mit unfähiger Pädagogik, nämlich mit Züchtigung, zu nationalen Polen. Die Folgen sind Aufstand und Kampf. Die Entmündigten erliegen. Sie greifen zum letzten Mittel, sie schließen sich zusammen und bilden die „weiß-russische Bauern- und Arbeiter-Gromada". Bauern und Arbeiter sind immer verdächtig, namentlich, wenn sie sich zusammenschließen. Und sei es nur aus nationalen Gründen. Man nennt sie dann einfach Kommunisten und der rote Schreck fährt den übrigen Kulturklassen Europas in die Glieder. Mit dieser Mordsgeschichte von dem teuflischen Kommunismus der Weiß-Russen hat die polnische Regierung ihren Kolonialkrieg in Westeuropa sittlich geheiligt. Kommunisten müssen verbrannt werden. Da aber das Mittelalter und seine vereinfachte Rechtstechnik 1920 nach Christi Geburt mit den Fememorden als endgültig wenigstens vorläufig abgeschlossen gilt, hat die polnische Regierung die Bauern- und Arbeiter-Gromada, also einige Tausend Menschen, unter die Anklage des Landesverrats gestellt. In Wilna hat man zunächst mit einem Prozeß gegen nur 456 Personen begonnen. Darunter gegen vier Abgeordnete des Sejms, die von der polnischen Regierung trotz ihrer Immunität gleichfalls schlicht verhaftet worden sind. Es wird höchste Zeit, daß der Völkerbund sich um seine Briefe kümmert. Es wird noch mehr Zeit, daß die europäischen Völker sich um das Schicksal eines ganzen Volkes kümmern. Der Kuli ist kein Beruf, sondern eine Gemeinheit der Andern. Die weiß-russischen Bauern und Arbeiter können nicht leben, aber sie müssen es, weil der Transport der chinesischen Kulis zu unrentabel würde. Die Weiß-Russen sind absolut rechtlos. Sie werden weder von der Behörde, noch von der Eisenbahn angestellt. Sie werden nicht einmal als Fabrik- oder Landarbeiter angenommen. Sie sollen solange hungern, bis sie echte Polen werden. Dann werden sie soviel bekommen, daß sie nur langsam am Hungertod sterben. Den Kleinbauern werden die Erträgnisse fortgesteuert, trotzdem sie grundsätzlich nicht mehr als vier bis sechs Morgen Land haben dürfen, während der polnische Kolonist mindestens zehn Morgen erhält und ihm Haus und Material von der Regierung geliefert wird.

Die Prozesse gegen die Weiß-Russen haben europäische Bedeutung. Deshalb muß die Aufmerksamkeit der Hand- und Kopfarbeiter Europas auf sie gerichtet sein. Hilfsbereitschaft und Hilfe werden dringend nötig werden.

Der Kampf um Max Hoelz von Alfred Apfel

II.

Das Zeugnis der Frau Heß

Die Geschichte der Justizirrtümer wird an dem Zeugnis der Frau Alice Heß, Besitzerin des Gutshofes Roitzschgen (bei Halle), nicht vorübergehen können. Es ist kriminalistisch von höchstem Interesse, an diesem Musterbeispiel darlegen zu können, wie aus einer Entlastungszeugin allmählich eine Belastungszeugin wird. Auch in diesem Falle hat ein Hilfsbeamter des hallenser Oberstaatsanwalts Doktor Luther entscheidend mitgewirkt.

Nachstehend werden diejenigen Stellen des Urteils gegen Max Hoelz wörtlich wiedergegeben, die erkennen lassen, in welchem Umfange der Spruch des Sondergerichts auf dem Zeugnis der Frau Heß beruht. Auf Seite 33 der Urteilsschrift heißt es:

> Durch die Bekundung der Zeugin Heß .... ist erwiesen, daß Hoelz auf dem Gutshof gewesen ist, die Zeugen .... Heß haben auch gesehen, daß der Angeklagte in der Hand einen Revolver getragen hat, daß er ferner den ermordeten Heß ständig getreten und geschlagen hat. Frau Heß selbst hat gesehen, daß der Angeklagte nach dem ersten Schuß die Hand gesenkt hat, wie wenn er sie zum Schuß erhoben hätte, während er vor der Haustür stand, sie hat auch gehört, daß der Angeklagte das Kommando an seine Leute weitergegeben hat.

Auf Seite 34:

> Auch die Zeugin Heß ist durchaus glaubwürdig. Der Angeklagte hat mit seiner Ableugnung seiner Anwesenheit auf dem Hofe und des Besitzens einer Pistole jeden Anspruch auf Glauben im vorliegenden Falle verloren.

Auf Seite 35:

> ... wird die Aussage der Frau Heß als vollkommen glaubhaft bestätigt. Hiernach wird auch der Umstand, daß die Zeugin im Vorverfahren bei Gegenüberstellung mit dem Angeklagten diesen nicht mit Bestimmtheit wiedererkannt hat, nicht gegen sie verwendet werden können. In der Hauptverhandlung, in der sie bereits ruhiger als in dem Vorverfahren war, hat sie mit voller Bestimmtheit und Ruhe den Angeklagten als denjenigen bezeichnet, der ihren Mann geschlagen und das Kommando abgegeben hat. Hält man all diese Gründe zusammen, so ergibt sich ein lückenloser Beweis dafür, daß der Angeklagte selbst auf Heß geschossen und die übrigen zehn Mann zum Schuß auf Heß aufgefordert hat...

Frau Heß hat in einer Reihe von Strafverfahren — sowohl im Ermittlungsverfahren als auch in der Hauptverhandlung — Aussagen über die Vorgänge auf dem Gutshofe in Roitzschgen gemacht.

Die verschiedenen Aussagen der Frau Heß werden von der Verteidigung in dem Wiederaufnahmeantrag zum ersten Mal in ihren wichtigsten Punkten vollständig und übersichtlich einander gegenübergestellt. Der Vergleich der verschiedenen Aussagen wird zeigen, daß Frau Heß in der Wiedergabe ihrer Wahrnehmungen dauernd geschwankt hat.

Der Vorfall auf dem Gut Roitzschgen, bei dem der Gutsbesitzer Heß getötet wurde, stellt zweifellos eine Reihe zusammenhängender Handlungen dar, die nur verbunden in einer Hauptverhandlung ordnungsmäßig zur Aburteilung kommen durften.

Es wird mit besonderm Nachdruck darauf hingewiesen, daß durch die Zerreißung der Aburteilung ein und derselben Tat in mehrere Strafprozesse, die an verschiedenen Orten (Berlin: Hoelz-Prozeß — Halle: Scheidecker-Prozeß und andre —) zu verschiedenen Zeiten geführt wurden, die Verteidigung in dem ersten Prozeß (gegen Hoelz), der zeitlich wochenlang den andern voranging, wesentlich beschränkt war. Es wurde der Verteidigung unmöglich gemacht, die Widersprüche in den Aussagen der Hauptbelastungszeugen, so besonders der Frau Heß, bereits im Hoelz-Prozeß vor dem Außerordentlichen Gericht des Reiches festzustellen. Auch das erkennende Gericht war durch die willkürliche Trennung der zusammengehörigen Strafsachen der Möglichkeit beraubt, sich ein einheitliches und vollständiges Bild der entscheidenden Vorgänge zu verschaffen.

Frau Heß wurde zum ersten Mal am 1. April 1921, also am zweiten Tage nach dem Tode ihres Gatten, von einer Gerichtskommission auf ihrem Gutshof vernommen. In dieser Vernehmung heißt es:

> ...ich eilte die Treppe herunter auf den Hof und bat die Bewaffneten, meinen Mann doch nicht totzuschießen. Kaum hatte ich das gesagt, kommandierte derselbe Kerl, der meinen Mann in der Küche mißhandelt hatte: „Immer feste drauf los!" Sofort legten mehrere Kerle an und feuerten auf meinen Mann und den Hofhund, alsdann verschwanden alle.

Am 5. Mai 1921 richtete Frau Heß an den Oberstaatsanwalt in Halle ein Schreiben, in dem sie ausführt, daß ihrer Annahme nach ein Arbeiter Petruschka es gewesen sei, der ihren Mann mißhandelte. In der Nachschrift zu diesem Briefe schrieb Frau Heß noch folgendes:

> Petruschka sagte nach dem ersten Schuß: „Gebt noch eine Salve drauf, damit er nicht verraten kann, wer ihn geschossen hat."

Bei ihrer Zeugenaussage am 7. Mai 1921 vor dem Staatsanwaltschaftsrat Doktor Jäger, also nur zwei (!) Tage später, hat Frau Heß diesen Brief nicht mit einem einzigen Wort erwähnt.

Auch in der Hauptverhandlung gegen Hoelz hat Frau Heß bei ihrer eidlichen Vernehmung diesen Brief verschwiegen. Die Zeugin hat das in diesem Brief dem Petruschka zur Last gelegte Feuerkommando dem Angeklagten Hoelz in der bestimmtesten Form unter Eid vorgeworfen.

Am 7. Mai 1921 wurde Frau Heß während des Ermittlungsverfahrens im Untersuchungsgefängnis zu Berlin Max Hoelz gegenübergestellt. Das Protokoll befindet sich in den Hoelz-Akten 67 E. R. 69/21 Bd. VII Bl. 17.

Am 10. Mai 1921 erstattet Kriminalkommissar Woosmann (Halle) über die Vernehmung der Frau Heß einen Bericht, der sich in den Hoelz-Akten Bd. VII Bl. 31 a befindet. Die beiden Ver-

nehmungen und die anschließend daran hergestellten Protokolle liegen nur drei (!) Tage auseinander. Die entscheidenden Sätze werden nachstehend gegenübergestellt:

Was die Zeugin Heß nach ihrer Aussage vom 7. Mai 1921 gesehen hat:	Was die Zeugin nach ihrer polizeilichen Vernehmung vom 10. Mai 1921 gesehen haben soll:
Protokoll des Staatsanwaltschaftsrats Dr. Jäger, Berlin:	Bericht des Kriminalkommissars Woosmann, Halle, über die Äußerungen, die Frau Heß ihm gegenüber am 10. Mai 1921 gemacht hat:
... Ich war in diesem Augenblick im Hause und hörte plötzlich einen Schuß fallen. Ich sah sofort aus dem Fenster und sah meinen Mann zusammenbrechen. Ich stürzte dann sofort an die Tür und sah einen Mann sein Gewehr senken. Unmittelbar darauf fielen mehrere Schüsse. Wer diese Schüsse abgegeben hat, kann ich nicht sagen, da ich die Täter nur von hinten gesehen habe. Ich kann daher nicht sagen, daß Hoelz es gewesen ist, der meinen Mann erschossen hat, oder auch nur, daß er auf ihn geschossen hat. Wer auf meinen Mann geschossen hat, kann von meinen Leuten niemand mit Bestimmtheit sagen, da sie alle Täter nur von hinten gesehen haben. Aber unter den Leuten, die auf meinen Mann geschossen haben, hat Hoelz unzweifelhaft gestanden. Die weiteren Schüsse auf meinen Ehemann sind unmittelbar nach dem ersten abgegeben worden ...	... Sie sei die Treppe hinuntergeeilt und habe Hoelz, vor der vorderen Tür stehend, eine Armbewegung machen sehen, die sie habe vermuten lassen, daß er eine Schußwaffe fortgesteckt, mit der er auf ihren Mann geschossen habe. Ein Gewehr habe Hoelz nicht gehabt. Ihre Bitte, nicht mehr zu schießen, sondern ihr ihren Mann zu lassen, sei nicht beachtet worden; es sei auf die Aufforderung des Hoelz noch öfters geschossen worden ..

Am 5. Mai schrieb Frau Heß den oben zitierten Brief an die Staatsanwaltschaft Halle, in dem Petruschka des Feuerkommandos bezichtigt wird.

Am 7. Mai erwähnt Frau Heß mit keinem Wort ein Kommando von Max Hoelz, ebensowenig eine aktive Teilnahme von Max Hoelz an der Schießerei.

Am 7. Mai hat die Zeugin Heß von einer Handlung des Max Hoelz nichts bemerkt, obwohl sie ihn unter den Leuten, die auf Heß geschossen haben, gesehen haben will.

Am 7. Mai hatte der von der Zeugin Heß beobachtete Mann ein Gewehr.

Am 10. Mai fällt das Gewehr fort. Das Gewehr verwandelt sich in einen Gegenstand, der, wie der von Uebe angeblich bei Hoelz gesehene Revolver, in die Tasche gesteckt werden kann.

Am 10. Mai 1921 bezeichnet Frau Heß Max Hoelz bereits als Leiter der Schießerei.

Vergleicht man die Aussagen, die Frau Heß vor dem Staatsanwaltschaftsrat Doktor Jäger am 7. Mai 1921 gemacht hat, so erkennt man deutlich, daß hier eine Frau, die das Unglück gehabt hat, ihren Mann durch eine strafbare Handlung zu verlieren, noch im Vollgefühl der Verantwortlichkeit gegenüber dem Recht — unter Zurückdrängung persönlicher Rachegefühle — sachgemäß das sagt, was sie über den Unglücksfall, der sie so schwer getroffen hat, zu berichten weiß. So entsteht das oben zitierte Protokoll Jäger, aus dem positiv hervorgeht, daß die Zeugin Heß keine Handlung des Max Hoelz in bezug auf die Tötung ihres Mannes wahrgenommen hat.

Es geht aus dem Protokoll Jäger auch hervor, daß die Zeugin keineswegs in der ersten Aufregung über den Vorfall gesprochen hat — denn diese Vernehmung fand ja fünf Wochen nach der Tat statt —, vielmehr daß der Vorfall bereits eingehend besprochen war. Die Zeugin erwähnt ausdrücklich, daß weder sie noch ihr Personal Angaben machen können, da sie die betreffenden Männer nur von hinten gesehen haben.

Im vollen Gegensatz zu dem staatsanwaltlichen Protokoll vom 7. Mai 1921 steht das Protokoll einer drei Tage später erfolgten polizeilichen Vernehmung durch den Kriminalkommissar Woosmann, Halle. Dieses Protokoll enthält plötzlich eine Fülle von belastenden Aussagen gegen den Verurteilten Hoelz. Es kann nicht davon die Rede sein, daß derartige Wahrnehmungen, wie sie die Zeugin auf einmal mit einer gewissen Bestimmtheit bekundet, ihr bei der Vernehmung durch den Staatsanwalt Jäger entschwunden gewesen sein sollen und nunmehr plötzlich ins Gedächtnis zurückgerufen worden sind.

Besonders beachtlich ist es, daß in dem polizeilichen Protokoll die betreffende Person, in der nachher Frau Heß Max Hoelz wiedererkannt haben will, jetzt — im Gegensatz zum staatsanwaltlichen Protokoll — kein Gewehr senkt, sondern einen „Gegenstand" in die Tasche steckt. Mit dieser Veränderung der Aussage wird erreicht, daß diese Bekundung zu den Ermittlungen paßt, nach denen Max Hoelz mit einem Revolver geschossen haben soll. Offensichtlich ist die Zeugin von dem Kriminalkommissar Woosmann in einer durchaus unsachlichen Weise vorgenommen worden. Nach diesem Bericht Woosmanns ist in die Aussage der Zeugin Frau Heß, aus der der Staatsanwaltschaftsrat Jäger nichts herauszuhören vermochte, das hineinverhört worden, was der betreffende Beamte im Interesse einer Überführung des Verurteilten Hoelz durch die Aussage der Zeugin bestätigt haben wollte.

Die Protokolle zeigen besonders beim Vergleich mit den spätern Protokollen über die Aussagen der gleichen Zeugin und mit denen der andern Zeugen, wie hier durch eine falsche Vernehmungsmethode der Irrtum in das Prozeßmaterial hineingeschleppt wird. Der Justizirrtum wird ermöglicht, weil der vernehmende Polizeibeamte — offenbar bemüht, unter allen Umständen die Überführung einer bestimmten Person als Täter zu erreichen — vor einer Methode nicht zurückschreckt, die mit dem Zweck der Wahrheitsermittlung nicht zu vereinbaren ist.

Es ist zu beachten, daß Staatsanwaltschaftsrat Jäger, der die Anklage im Hoelz-Prozeß vertrat, sich auf Grund seiner eignen Vernehmung der Frau Heß vom 7. Mai 1921 nicht in der Lage sah, die Anklage im Falle Heß auf das Zeugnis der Witwe Heß zu stützen. Die von ihm verfaßte Anklageschrift benennt als einzigen Zeugen für den Fall Heß den Schlosser Walter Uebe.

In der Hauptverhandlung gegen Max Hoelz hat die Zeugin hauptsächlich unter Anlehnung an die Darstellung, die von Kriminalkommissar Woosmann protokolliert worden ist, gegen Max Hoelz ihre belastende Aussage gemacht.

Das Urteil hat nun die schroffen Widersprüche in den Aussagen der Zeugin Heß im Vorverfahren und in der Hauptverhandlung damit psychologisch zu erklären versucht, daß die Zeugin in der Hauptverhandlung ruhiger geworden sei als in dem Vorverfahren. Diese Annahme des Urteils widerspricht aber dem Akteninhalt. Aus dem Akteninhalt geht deutlich hervor, daß der Umschwung in der Aussage der Zeugin nicht erst in der Hauptverhandlung eingetreten ist. Die Zeugin Heß hat vielmehr drei Tage nach dem staatsanwaltlichen Protokoll vor Doktor Jäger jene Hoelz belastende Aussage vor Polizeikommissar Woosmann gemacht.

Die Aussage der Frau Heß in der Hauptverhandlung war im Kern nichts weiter als die Aufrechterhaltung der belastenden polizeilichen Aussage.

Bezüglich der Aussage der Frau Heß ist zur Beurteilung der innern Unsicherheit der Zeugin zunächst die in Kapitel I wiedergegebene Erklärung von Bedeutung, die sie am 23. Oktober 1924 abgegeben hat und in der sie zum Ausdruck brachte, daß sie Zweifel habe, ob Hoelz der Täter war.

Über diese Erklärung ist die Zeugin in der Voruntersuchung gegen Friehe vernommen worden. Sie hat sich zunächst dieser Erklärung überhaupt nicht erinnert, anfangs sogar bestritten, eine solche abgegeben zu haben. Nach Vorlage des Originals hat sie sich zu ihrer Erklärung bekannt. Die Zeugin Heß hat dann eine Erläuterung zu dieser Erklärung abgegeben, welche die Unsicherheit der Zeugin erkennen läßt und ganz in das psychologische Bild hineinpaßt, das von seiten der Verteidigung von Hoelz bezüglich der Bewertung ihrer belastenden Aussagen gegeben wird. Die entscheidende Stelle der Erläuterungen, welche die Zeugin zu richterlichem Protokoll abgegeben hat, lautet (vgl. Friehe-Akten Bd. II Bl. 140 ff.):

> Ich glaubte, die Erklärung, daß ich Zweifel an der Täterschaft des Hoelz hätte, unbedenklich abgeben zu können, weil ich, wie ich stets erklärt habe, Hoelz nicht habe schießen sehen, sondern nur aus seinem brutalen Verhalten gegenüber meinem Mann in Verbindung mit der von mir beobachteten Handbewegung geschlossen habe, daß Hoelz ebenfalls auf meinen Mann geschossen hat.

Der Wortlaut dieser Erläuterung ihrer Erklärung vom 23. Oktober 1924 zeigt auf das deutlichste, daß die Zeugin die Bedeutung und Tragweite ihrer beeideten Aussage ganz anders bewertet als das Urteil des Außerordentlichen Gerichts des Reiches, soweit es auf der Aussage der Frau Heß beruht. Während nämlich das Urteil die Beobachtungen der Zeugin für

so erheblich gehalten hat, daß es auf Grund der Wahrnehmungen der Zeugin Max Hoelz — sowohl hinsichtlich der Abgabe der Revolverschüsse, als auch bezüglich des Kommandorufs — als überführt ansieht, gewährt die Zeugin einer zweiten Möglichkeit Raum, nämlich, daß ihre Beobachtung dessen Täterschaft nicht zweifellos erweise, wie es der Fall gewesen wäre, wenn die Zeugin ihn hätte schießen sehen.

Das erkennende Gericht hat die Aussage der Frau Heß so bewertet, als ob die Zeugin gesehen hätte, daß Hoelz geschossen hat. Die Zeugin legt ihre Schlußfolgerung so aus, als ob sie die gleiche Handlungsfreiheit habe, die sie haben würde, wenn sie bekundet haben würde, daß sie nicht gesehen hat, daß Hoelz geschossen hat. Indem man die Fiktion als logisches Überprüfungsmittel benutzt, wird der Widerspruch zwischen der Feststellung des Gerichts und der Auffassung der Zeugin deutlich erkennbar.

An Hand der Aussagen der Frau Heß vor dem Untersuchungsrichter im Friehe-Prozeß läßt sich aber noch eine Reihe wichtiger Widersprüche und Erinnerungsfehler ihrer Bekundungen feststellen. Einige dieser Widersprüche sind von außerordentlicher Bedeutung.

Um der reichsgerichtlichen Ermittlungstätigkeit im Wiederaufnahmeverfahren nicht vorzugreifen, will ich an dieser Stelle nur einen höchst seltsamen Widerspruch mitteilen, der bereits bei den letzten Justizdebatten im Reichstag öffentlich bekanntgegeben worden ist.

Der neunzehnjährige Willi Günther aus Gröbers, der an dem Zuge teilgenommen hatte, wurde im Scheidecker-Prozeß, auch auf Aussage der Frau Heß, nachdem er bereits vorher eine Gefängnisstrafe wegen Anschlusses an einen bewaffneten Haufen erhalten hatte, wegen Totschlags unter Einbeziehung der frühern Strafe zu 7½ Jahren Zuchthaus und zehnjährigem Ehrverlust verurteilt. Günther ist im Jahre 1926 im Zuchthaus gestorben.

In dem richterlichen Protokoll über ihre Gegenüberstellung mit Günther in der Voruntersuchung des Scheidecker-Prozesses (a. o. G. 1821/21) heißt es auf Bl. 78 R.:

> Es erscheint Frau Alice Heß aus Roitzschgen, wurde dem Angeschuldigten gegenübergestellt und erkannte ihn nicht wieder.

Wenige Wochen später heißt es aber im Scheidecker-Urteil (vgl. Scheidecker-Akten Bd. II Bl. 132):

> Schließlich will auch Frau Heß gesehen haben, daß Günther auf ihren Mann geschossen habe.

Frau Heß gibt zu diesem so bedeutsamen Widerspruch bei ihrer zweiten Vernehmung in der Voruntersuchung gegen Friehe (am 27. April 1927) die Erklärung ab:

> Daß Günther auf meinen Mann geschossen hat, habe ich nicht gesehen. Die entgegenstehende Feststellung im Urteil Bd. II Bl. 152 der Beiakten a. o. G. 37/21 muß auf einem Mißverständnis beruhen.

Geht man von der Vermutung aus, daß der Untersuchungsrichter im Friehe-Prozeß bei der Tragweite dieser Bekundung sein Protokoll mit entsprechender Sorgfalt abgefaßt

hat, und nimmt man ebenso an, daß das oben zitierte Urteil in Sachen Scheidecker und Genossen die damaligen Aussagen der Frau Heß in der Hauptverhandlung richtig wiedergibt, so tritt aus der oben gegebenen Gegenüberstellung mit erschreckender Deutlichkeit hervor, daß die Zeugin nicht mehr zu ihren Bekundungen steht, die einem Urteil zugrunde liegen, das durch kein Rechtsmittel mehr anzufechten ist.

Dies ist um so schwerwiegender, als das Urteil eine langjährige Zuchthausstrafe ausgesprochen hat, die vollstreckt worden ist. Während der Vollstreckung ist der Tod des jugendlichen Verurteilten eingetreten.

Es kann nach den vorliegenden Urkunden kein Zweifel darüber bestehen, daß die Beweisgrundlage des Urteils gegen den verstorbenen Günther erschüttert ist durch die vor dem Richter abgegebene Erklärung der Zeugin, daß sie die Wahrnehmungen, auf denen das Urteil beruht, nicht gemacht hat.

Die Tatsache, daß die Zeugin Heß ihre vom Urteil festgestellte Bekundung zu richterlichem Protokoll für nicht zutreffend erklärt hat, ist um so beachtlicher, als der Verurteilte Günther seine Schuld nicht nur in der damaligen Verhandlung, sondern bis zu seinem Tode mit äußerster Entschiedenheit bestritten hat. Dies geht aus einem Schreiben Günthers vom 16. August 1922 hervor, das sich in den Akten Scheidecker a. o. G. 1821/21 Bl. 2, 296 R. befindet:

> ...Ich erkläre nun, daß ich mir des Vergehens wegen schweren Landfriedensbruch zuschulden kommen lassen, jedoch ein Verbrechen gegen § 212 nicht erwiesen worden ist; auch ich ein derartiges Verbrechen nicht begangen habe, und ich meine gerichtliche Aussage aufrecht erhalte, da dieselbe der Wahrheit entspricht.

Die erste Ferienkammer des Landgerichts Halle hat am 18. August 1922 beschlossen, daß die Amnestie vom 21. Juli 1922 auf Günther keine Anwendung zu finden habe.

Durch die Abänderung der Aussage der Frau Heß in der Voruntersuchung gegen Friehe wird die übereinstimmende Behauptung der Verteidigung sowohl im Hoelz- wie im Scheidecker-Prozeß, daß die Zeugin Heß ein ungeeignetes Beweismittel für eine Verurteilung ist, im vollen Umfang bestätigt.

Ist das Vertrauen in die Richtigkeit und Zuverlässigkeit der eidlichen Aussagen, die die Zeugin Heß im Scheidecker-Prozeß abgegeben hat, erschüttert, so kann das Zeugnis der Frau Heß unmöglich als Stütze eines Urteils dienen, auf Grund dessen noch heute eine lebenslängliche Zuchthausstrafe vollstreckt wird. Die Organe der Rechtspflege stehen vor der Gefahr, eine lebenslange Strafe an einem zweiten unschuldig wegen Totschlags Verurteilten zu vollstrecken, nachdem bereits ein andrer junger Verurteilter — formell von Rechts wegen, aber sachlich zu Unrecht — sein junges Leben hinter Zuchthausmauern beenden mußte.

Obschon alle hier angeführten Tatsachen dem Herrn Oberstaatsanwalt Doktor Luther bekannt sein mußten, operiert er in seinem Antrag, das Verfahren gegen Erich Friehe einzustellen, mit Frau Heß als vollgültiger Zeugin ...

(Weitere Artikel folgen)

Dürers revolutionäre Gesellen von Ernst Bloch

Das machte schmutzig, Farbe zu reiben. Man vergesse nicht, welch kleine Leute die Maler waren. Lernten ein Handwerk, gingen hungernd und fechtend auf Wanderschaft wie alle Gesellen. Lebten auch später im Volk, fühlten und dachten aus seiner Not.

Daß sie Künstler waren, hob nur uneigentlich heraus. Mindestens auf der Wanderschaft brachte dies scheinende und fabelnde Gewerbe eher den fahrenden Leuten als den höhern Ständen nahe. Erst recht gab es keinen Übergang zu den gelehrten Berufen, schon durchs Latein verschlossen. Der Maler galt im ganzen Mittelalter als Banause; nur Musik war im scholastischen Lehrgang „Wissenschaft". Kam ein Maler dennoch zu Ansehen, so stammt grade von Dürer das Wort: in Italien sei er ein Herr, zuhause ein Schmarotzer. Erst viel später und nur bei klugen Sachwaltern, wie Rubens, hat sich dies Verhältnis geändert. Sonst blieben Maler entweder Handwerker oder zählten zur Dienerschaft vornehmer Herren.

Desto erstaunlicher, hier so wenig Empörer zu finden. Nicht einmal in politisch erregten Zeiten, wie kurz vor oder nach dem Bauernkrieg, wo es auch den Kleinbürger packte. Nur eine nachdenkliche Erinnerung sei hier nachgetragen, wenn man will, zu Dürer, zu Sturmszenen in Dürers Werkstatt. Denn als 1524 Thomas Münzer nach Nürnberg kam, auf der Flucht vor den kursächsischen Gendarmen, um dort seine „Hochverursachte Schutzrede" gegen Luther in Druck zu bringen, gegen das „Sanftlebende Fleisch von Wittenberg", lief nicht nur das untere Volk der Predigt zu, sondern Münzer fand auch manchen vornehmen Nikodemus, der zur Nachtzeit zu ihm kam. Hans Denk, Rektor der Sebaldusschule, wurde von Münzers Lehre tief aufgewühlt, vom innern Christus, der hier endlich ins Volk geworfen ward. Und fast zum ersten Mal begegneten sich auch Revolution und Kunst; die Unruhe und Gesichterfülle junger Maler schloß mit der Revolution einen Bund. Georg Pencz, Barthel Beham und Hans Sebald Beham, die drei begabtesten Schüler Dürers, waren auch Münzers Schüler geworden, blieben ihm nach dessen Ausweisung treu. Als ihnen der Prozeß gemacht wurde, erwiderten sie auf Vorhaltungen, daß sie die Obrigkeit verachten, sie wüßten von keinem Herrn als von Gott. Barthel Beham fügte gar hinzu: er kenne keinen Christus, er wisse nichts von ihm zu sagen, es sei ihm ebenso, als höre er vom Herzog Ernst, der in den Berg gefahren sei. Die Maler wurden glimpflicher behandelt als die Gesellen, welche Münzers Schutzrede gedruckt hatten, sie wurden nicht ins Lochgefängnis geworfen wie diese, sondern nach langer und peinlicher Untersuchung aus der Stadt ausgewiesen. Später frei-

lich kehrten sie wieder zurück oder traten in Fürstendienst; die Empörung war auch ihnen nur von ihrer Jugend oder der gewaltigen Gegenwart Münzers okuliert. Sie kamen zu Namen und Ansehen, als Kupferstecher und Porträtisten im Geschmack der italienischen Renaissance. So kam aus dieser Episode weder eine Malerei für die Revolution noch eine Revolution der Malerei, mit täuferischen Inhalten, dem Gegengift gegen die Italiener. Die Graphik der Bauernkriege wie des Täufertums blieb armselig, erst viel später kam die große politische Karikatur. Und nur in dieser als einem zeichnerischen Couplet reizten Maler auf, nicht in der großen Farbe, dem wilden Fresko auf Jahrmarktsbuden oder Kirchenwänden. Selbst Goyas Porträts sind bloße Palastrevolutionen, wenn in ihnen überhaupt ein revolutionäres Bewußtsein ist; sie haben nie die herrschaftlichen Gemächer verlassen. Die Farbe blieb auf Münzers Regenbogenfahne, dann die Trikolore, dann das Rot beschränkt; es gibt malerisch keine Marseillaise und keinen Fidelio.

Dürers Stellung zu alledem ist nicht unklar, sondern voll Mitte. In den frühen Blättern seiner „Apokalypse" war noch alles auf Gericht, Untergang dieser Welt, Sieg Michaels gestellt. Der Drache windet sich, Michael durchbohrt; müßig, sich über den Anteil zu streiten, den die verweltlichte Kirche oder aber die gottlosen Regenten am Drachen haben. Bald danach kam die statische Zeit, das Problem des italienisch schönen Normalmenschen, der Bildkreis der Melancholie, mit ungeheuren, doch völlig windstillen Tiefen, zuletzt die Apostelbilder, ein Bekenntnis protestantischer Männlichkeit, viel mehr den Schwärmern als den Regenten und Pfaffen entgegengesetzt. Nicht Dürers Seh- und Wissenfreude, doch sein schweres, männliches, angstvolles, Ruhe suchendes Geblüt war Luther verwandt. In einer rectitudo von Sorge, die im revolutionären Übermaß keine „Speis der Malerknaben" finden wollte. Ganz anders stand Grünewald den Täufern nahe, sein Christus hätte sich ja auch von Dürers Aposteln schwerlich etwas sagen lassen. Erinnere man sich immerhin der drei Gesellen, als Symptomen, die nicht zum Dürerbund führen, sondern zur ungeheuer gestauten Fülle in Dürer selbst. Die deutsche Revolution, verhindert oder rasch entstellt, reagierte sich ins Gemüt ab. Das Trübe, auch Zweideutige, das Wilde, Wirre und Phantastische der meisten deutschen Genies ist ein Ausdruck dieser Stauung. Hieraus gewann sich ein Reichtum toter Hand, zu dem erst die geglückte Revolution die Schlüssel hat. Freilich — wie Rußland zeigt, das dauernd mystikfeindliche — noch nicht am ersten Tag, aber am zweiten, beim Beginn revolutionärer Totalität.

Das überholte Witzblatt von Peter Panter

Wenn hier untersucht werden soll, warum es kein modernes Witzblatt mehr gibt, so ist das kein Angriff gegen die beiden, die Deutschland hat: die Jugend und den Simplicissimus. Bei diesem tue ich mit, und jene hat sich aus ihren schrecklichen Kriegs- und Nachkriegszeiten so gut herausgerappelt, wie das im Hause möglich ist. Hier gehts nicht um diese beiden — hier gehts um den Typus.

Die Technik, unter ein Bild einen „Witz" zu setzen, ist erledigt — das war einmal sehr frisch, ist es aber nicht mehr. Die Zusammensetzung: malerischer Scherz, Plakat-Scherz oder Karikatur mit obligaten Worten ist überholt, weil es alte Schläuche und altes Wasser ist, das da verschenkt wird. Das ist nicht nur eine Formenfrage.

Merkwürdigerweise weist keines dieser Witzblätter etwas auf, was die „Arbeiter-Illustrierte" einzuführen bemüht ist: die Verwendung der Photographie. Wir glossieren so viel: Artikel, Zeitungsfehler, Schwupper der Kritiker und Romane — aber die größte Wirkung geht kaum noch vom gedruckten Wort aus. Eher vom gesprochenen: dem Rundfunk, und vor allem: vom Bild.

Ganz abgesehen von den „Kulturdokumenten", wie sie zuerst Karl Kraus in die Literatur gebracht hat: jene unsterbliche Henkerszene von der Hinrichtung Battistis, das Bildnis Berchtolds, das ganz allein, ohne jede Unterschrift erklärt hat, warum die habsburgische Monarchie rechtens untergegangen ist — das allein ließe sich tausendfach verwenden. Wenn man mit ein paar Worten Text nachhilft, die allerdings, wie jede gute Bild-Unterschrift, sehr, sehr schwer zu finden sind, dann werden die Augen der Leser geschult, das Bild fängt an, zu sprechen, und die stumme Kritik der Zeit ist da — nur an Hand eines photographischen Dokuments. Das wird in den Witzblättern nicht gemacht, sehr zum Schaden ihrer Wirkung, die sich immer mehr verringert.

Man sehe sich etwa so ein Bild Hindenburgs vom Empfang des braunen Königs Amanullah Khan an: mißtrauisch und leicht sauer sieht der alte Präsident auf seinen braunen Kollegen, in seinen Augen ist so etwas wie: „Und mit so etwas muß ich nun hier spazieren gehen!" und: „Der sah doch früher ganz anders aus?" Man nehme jenes alte Bild, auf dem der Präsident der Deutschen Republik den Großherzog von Mecklenburg begrüßt: stramm, leicht gebückt steht er vor dem leutseligen Abgefundenen. Dergleichen wirkt überzeugender als die stärkste Satire — da kann kein geschriebenes Wort mitkommen.

Was man mit Gegenüberstellungen und Klebe-Bildern von Photographien anfangen kann, braucht nicht gesagt zu werden, seit John Heartfield gezeigt hat, wie man das auf Bucheinbänden macht. Als ich vor Jahren hier einmal die „Tendenz-Photographie" gefordert habe, brach ein Sturm in der Provinzpresse aus; die Brüder tobten so, daß gleich zu merken

war: diese Tendenzphotographie, richtig angewandt, ist eine gefährliche Sache.

Da ist aber wohl noch ein andres.

Um ein radikales Witzblatt zu machen, braucht man nicht Kommunist zu sein. Aber man muß draußen stehen, man darf nicht dazugehören — und solche Leute scheints wenig oder gar nicht zu geben. Wir gleiten sanft in eine Zeit der Frères und Cochons-Brüderschaft hinein, wo jeder jedem versippt ist, wo keiner mehr etwas zu sagen wagt, wo sich eine harmlose Satire und blechern polternder Angriff gegen so harmlose Objekte wie Poängkareh und „die Reaktion" richtet, gegen Frau Meier und Herrn Huber und Frau Pollack, die die Fremdwörter verwechselt. So wird das nichts.

Die Leute, die solche Satire machen, stehen andrerseits dem tätigen Leben merkwürdig fremd gegenüber — ihre Satire sitzt nicht, ihre Hiebe sitzen nicht, weil ihre Schilderungen nicht echt sind. Um ein Milieu zu verspotten, muß man a) Mut haben, b) nicht abhängig sein, auch nicht innerlich und c): man muß dieses Milieu kennen. Sie kennens aber nicht. Wie blaß ist das alles, wie allgemein, wie wenig hat es vom Humor einer Bierzeitung, die zwar nur Milieuhumor und Anspielungen gibt, aber wenigstens einen Humor von drinnen repräsentiert! Die Herren sind mehr fürs allgemeine — es stellt sich leichter her, und man hat auch weniger Kummer.

Die maßlose Eitelkeit aller Berufsgruppen, die ihren Kram am liebsten heilig sprechen lassen möchten, die ihren „Dr.mus" haben und eine eigne Universität, und von der uns jeder ihrer Vertreter glauben machen will, daß sein Beruf am allerschwersten von allen sei, am allernützlichsten für die Allgemeinheit und am allerreinsten — diese Berufsreligiosität hat es glücklich dazu gebracht, daß wir keine Witzblätter mehr haben. Man kann freilich nicht mit den Leuten Satire machen — man kann es nur über sie und gegen sie.

Wozu starke Gesinnung gehört, eine graziöse Frechheit, Mut, Unabhängigkeit und schärfste Milieukenntnis.

Der Typus, den heute die deutschen Witzblätter — wie übrigens die französischen auch — repräsentieren, ist überholt und wird sich nicht halten. Es ist schade, daß es noch keine neuen gibt; das lebensfähige neue Witzblatt wird von einer Gruppe gemacht werden. Denn es ist so hübsch, den Leuten lachend die Wahrheiten zu sagen, wie sie gebacken und gebraten sind: Industriellen, Leuten aus der Wilhelmstraße, Diplomatensnobs, Chefredakteuren und feldwebelnden Generaldirektoren. Das wäre also der Schrei nach der Satire?

Keine Zeit schreit nach der Satire, so masochistisch ist keine. Nur die Ohren des Satirikers gellen, weil die Zeit schreit, er will sie peitschen, sie hats nötig. Da ist die Photographie, ihr wahrer Lügenspiegel — aber kein Publikum, kaum ein Blatt, kein Führer. Lasset uns auf das Grab Albert Langens und seiner Leute einen Kranz niederlegen: aus Gewürznelken, Rosmarin und dem bitter schmeckenden, dunkelgrünen Lorbeer.

Die Kameliendame als Asta Nielsen

von Béla Balázs

Wenn eine Rolle aus der Mode gegangen ist, so kann manchmal noch die Façon geändert werden, nach dem neuen, modernen Maß einer neuen und modernen Persönlichkeit. Der Stoff muß halten und die Persönlichkeit muß ein Maß haben. Was den Stoff betrifft, so sind es meist nicht die feinsten, die oft gewendet werden können. Das neue Modell aber muß scharf umrissen sein, um ein gutes Schnittmuster herzugeben.

Wir haben die Duse und die Sarah Bernhard noch als richtige Kameliendamen gesehen. Sehr verschieden, aber beide noch in der seelischen Originaltracht der romantisch-sentimentalen Dirne, die damit entschuldigt wird (weil sie ja noch entschuldigt werden muß), daß sie gar keine Dirne, sondern eine geknickte Lilie ist. Die wunderbare Madame Pitoeff trug die Originalgestalt der Kameliendame bereits als preziöses Stilkostüm, mit Distanz und etwas Ironie im stilisierten Bühnenrahmen eines Empiremedaillons. Es war noch rührend wie ein altes, süßes, naives Chanson. Aber es war gewiß das allerletzte Auftreten der Marguerite Gautier als Kameliendame.

Nun ist sie wieder erschienen auf der deutschen Bühne. Aber jetzt kommt sie ganz anders. Sie trägt noch den Namen aber nicht mehr die Gestalt. Jetzt erscheint sie dunkel und herb und gefährlich. Als Asta Nielsen! Sie ist gar nicht mehr schmachtend, sanft und zart empfindsam. Mit Trotz und Revolte und wütender Wucht, bisweilen fast ordinär, tritt sie jetzt auf, atemraubend: als Asta Nielsen. Ganz ohne Lavendelduft. Die Kameliendame ist keine Dame mehr. Sie ist jetzt wie die Dirne aus dem letzten Akt von „Absturz", oder „Dirnentragödie". Sie packt jetzt das Publikum wieder an der Kehle und ist das größte Ereignis der deutschen Bühne seit vielen Jahren.

Nein, es soll nicht entdeckt werden, daß Asta Nielsen eine große Künstlerin ist. Nur in irgend einer Weise beschrieben werden, was da geschah: wie aus dieser Dumasschen Kameliendame durch Asta Nielsen ein heutiges lebendiges Wesen und sogar ein lebendiges Problem geworden ist.

Die Kameliendame war wohl ein revolutionäres Stück gewesen. (Das war es, was sich immer wieder und heute noch auf Gegenwart umdeuten ließ.) Es war eine der ersten Oppositionen gegen die bürgerliche Moralideologie. Aber von der bürgerlichen Seite natürlich. „Auch die Dirne ist ein Mensch" — wird durch die Original-Marguerite derart bewiesen, daß man sie die lobenswertesten bürgerlichen Qualitäten beweisen läßt, so da sind echte Liebe, Treue, Aufopferungsfähigkeit, Noblesse, Diskretion und vor allem Respekt und Einsicht vor den Notwendigkeiten der bürgerlichen Gesellschaft.

Als Asta Nielsen nun bekommt die Gestalt das Licht plötzlich von der andern Seite. Von der Straßenseite. Vor allem merkt man jetzt, zum ersten Mal, diesem Mädchen ihren Beruf an. Nämlich: daß sie keine Klosterschülerin in harmlos-

bohemer Gesellschaft, sondern ihres Zeichens eine Kokotte ist. Eine elegante, charmante, feine Pariser-Kokotte, aber auf deutsch doch eine Hure. Der Text bleibt diskret wie er war, aber Marguerites Stimme hat jetzt jenen gewissen heisern Unterton der abgehärteten, sachlichen Handwerkstüchtigkeit. Sie liebt schon diesen Armand, als sie ihn noch mißtrauisch, von der Seite, auf Bonität prüfend, mißt. Wird dieser Armand nicht Alphons heißen? Und überhaupt kommt ihr das ganz lächerlich vor und macht sie nervös. Liebe ist arge Betriebsstörung. Im zweiten Akt zerreißt sie wütend seinen Abschiedsbrief und schmeißt noch ein paar Sachen hin. Daß sie so auf diesen kleinen Idioten reinfallen konnte! Nun aber Schluß und an die Arbeit! Diese Marguerite trägt ein Präservativ auf ihrem Herzen.

Aber sie erwischt es doch. Die Liebe. Nein, keine selig aufgelöste Verklärung. Diese Marguerite bekommt die Liebe von Armand, als wenn sie die Syphilis bekommen hätte. Ein Pech ist das. Eine Katastrophe. Nun ist ihr alles egal. Jetzt will sie wenigstens etwas davon haben. Das riecht nicht nach Lavendel, das riecht nach blutendem Fleisch. Eine wilde, verzweifelte Gier, fiebernd, krank und wie im Kokainrausch. Die Ekstase einer Dirne. Unheimlich.

Und als der Vater da kommt und ihr Vorwürfe macht, ist diese Marguerite Nielsen weder gerührt noch opferwillig. (Die Geschichte mit der Schwester, die heiraten soll, hat Chmara gestrichen.) Aber sie läßt sich von diesem hochnäsigen Herrn nicht lumpen! Und beschimpfen läßt sie sich schon gar nicht. Aus gereiztem Hochmut, in aufbrausendem Dirnenstolz wirft sie den Alten samt seinem Söhnlein hinaus.

Dann schreibt Asta Nielsen den Abschiedsbrief und weint. Ganz vorne, an der Rampe weint sie wirkliche Tränen aus blutunterlaufenen Augen. Sie weint nicht schön, in edlem Seelenschmerz. Sie weint ordinär in unerträglicher, körperlicher, tierischer Qual. Die verprügelte und bestohlene Dirne. Von den vornehmen und feinen Bürgersleuten um ihr bißchen Glück gebracht.

Und dann ihr Sterben! Kein poetisch-sanftes Hinwelken, kein wehmütig verklingender Ton. Ein angeschossenes Raubtier bäumt sie sich wütend auf gegen den Tod. Es ist eine Niedertracht, daß sie jetzt sterben soll, wo ihr Geliebter wieder da ist. Sie rast vor Ungeduld. Wo bleibt der Arzt?! Er hat sie zu retten! (Die erschreckend rohe, ordinäre Wildheit dieses Schreies nach dem Arzt!) Er hat die Pflicht, sie zu retten. Sie will ihr Glück. Sie hat dafür bezahlt. Sie läßt sich nicht prellen. Und als Armand kommt: schnell das Kleid und hinaus in Luft und Sonne und Leben. Das ist keine Sehnsucht. Das ist wütender Wille. Jede Gebärde brüllt. Und hochgereckt mit offenem Mund fällt sie um. Wie ein Baumstamm, abgehackt. Stehend stirbt sie: eine Heroine.

So spielt zur Zeit Asta Nielsen die Kameliendame in allen großen Städten Deutschlands mit ungeheurem Erfolg. Wann sie damit nach Berlin kommen will, das wissen wir noch nicht. Es ist noch gar nicht ausgemacht, ob sie in Berlin spielen wird.

Und überhaupt: warum hat sie ihre Kameliendame nicht in Berlin uraufgeführt? Wer das weiß, der wird sich schämen, es zu sagen.

Wiener Theater von Alfred Polgar

Paul Kalbeck: „Sie sagen sich Alles"

Zwei junge Ehepaare — vier Temperamente — leben in Freundschaft miteinander. Man könnte sogar sagen: füreinander. Es kommt, im quadratischen Einvernehmen, denn sie sagen sich Alles, zum Frauentausch. Ein Jahr lang hat nun der A die B, der B die A; dieses Jahr lehrt die Beteiligten erkennen, daß ihre ursprüngliche Paarung doch die bessere gewesen. So, knapp vor Scheidung und neuer Ehe, ordnen sich die verschobenen Seiten wieder zur Form von früher. Daß sie ihre Frauen in gebrauchtem Zustand zurückerhalten, stört die Männer nicht. Als Anhänger der Philosophie des „Und wenn schon!" kommen sie sichtlich elastisch über den Zwischenfall hinweg.

Die Begebenheit hat ihr Unwahrscheinliches. Durchaus plausibel ist ja, daß A wie B von den neuen Gefährtinnen bald genug kriegen; aber daß sie deshalb zu den alten wiederkehren, übersteigt die Grenze des Glaubwürdigen. Sinngemäß führte der Weg die beiden Erotiker, das sind sie doch, weiter ins Alphabet hinein.

Paul Kalbecks Spiel begibt sich auf einem Komödien-Eiland. Dieses wird nur von vier Menschen bewohnt, rundherum ist nichts. So entsteht allerdings der Eindruck, als wären die vier lustigen Insulaner aufeinander angewiesen. Der Autor zeigt, in Reinkultur, ihre mutuellen Beziehungen, mit welchen das menschliche Inventar der Figuren auch so ziemlich erschöpft ist. Sie haben nur etwas Privatleben, dieses nur einen einzigen Punkt, um den es sich dreht. Ökonomisch gewiß keine Kleinigkeit, mit solcher Handvoll Privatleben drei Akte, vier Personen und das Unterhaltungsbedürfnis der Zuschauer ausgiebig zu nähren. Auch artistisch ist das Spiel nicht reizlos: der Dialog setzt die Situation, indem er munter aus ihr fließt, in kreisende Bewegung. Ein Prinzip, das, wenn ich nicht irre, bei Bewässerungsanlagen für Gärten zur Verwendung kommt.

Die Regie, Iwan Schmith, gibt, im Theater in der Josefstadt, den heiteren Elementen der Komödie entschiedenes Übergewicht. Sie betont, gleich den Bühnenbildern, das Schematische des Vorgangs. Das Tempo ist beglückend.

Mit Heiterkeit und Anmut eilt Frau Darvas von Satz zu Satz. Ihre Rede ist schwerlos wie ihr Schritt. Im Spiel der Frau Kinz, das seine rechten Angriffspunkte hier nicht findet, wetterleuchtet doch unübersehbar die Kraft, die in ihr steckt. Dem einen Ehemann gibt Herr Delius das Sanguinische, Jungenhafte, das der Figur taugt, den andern spielt, mit freiestem, überlegenem Humor, Hermann Thimig, immer auf dem Harlekinssprung, den er zuweilen auch riskiert. Die commedia dell'arte sitzt ihm tief im Blut.

Coolus „Osterferien"

Romain Coolus' dreiaktige Komödie behandelt den Jokaste-Komplex eines vierzehnjährigen Knaben, der seine schöne Mutter mit einer Liebe liebt, in welcher sich kindhafte und männliche Regungen gefahrdrohend mischen. Die Eifersucht des Knaben wittert gleich, wer von Mamas Liebhabern — der Papa, verstorben, verzogen oder sonstwie unvorhanden, kommt nicht in Frage — der Erklärte ist. Diesem gilt sein Haß; den andern Herren ein Freundschaftsgefühl, das für sie, eben weil es nicht zweifelt, leichten Bittergeschmack hat. Durch Zufall wird der Knabe Zeuge, wie zwischen Mutter und Erklärtem, die beiderseitige Spannung verratend, der Funke springt. Er schlägt dem Lauscher durchs Herz. Nervenkrise. Der gute Onkel Doktor kommt, denkt Kinder und Enkel, und schüttelt das Haupt. Es kommt auch der gute Onkel zweiter (überspielter) Liebhaber, und da ihm der Knabe sich offenbart, erkennt er dessen Seelenkonflikt sowie das eigne Schicksal. Träne, die seinem Aug' entfließen will, mit dem Löschpapier der Resignation trocknend, ermahnt er die Mutter, künftighin eine solche zu sein. Mit Erfolg, wie es scheint, redet er ihr ins Gewissen. Aber in das Gewisse, das sie übermächtig zu Herrn Paul Joncourt zieht, kann er ihr nicht reden! Hoffen wir, daß die Frau den Weg finden wird, ihre Mutterpflicht zu erfüllen, ohne auf ihr Frauenrecht zu verzichten.

Der Vorfall spielt sich in einem sehr begüterten Hause ab. Das ist notwendig. Zu so schöner, gepflegter Breite nämlich entfalten sich Kinderprobleme nur am Fuß einer steilen Rente. Auf einer tiefern Einkommenstufe würden Geschichten, wie man sie hier mit dem Vierzehnjährigen macht, weit weniger üppig gedeihen, auf einer noch tiefern ginge der Knabe wahrscheinlich schon in die Arbeit, und seine Mutter, die das auch täte, sähe kaum so berückend aus, daß er sich in sie verliebte. Kinderpsyche gibt es erst bei Monatseinkommen von fünfhundert Mark aufwärts.

Bei dieser Gelegenheit: ist Ihnen schon aufgefallen, was für wundervolles Dienstpersonal die Familien in bessersituierten Komödien haben? Rührend, diese sanfte, strahlende Willigkeit der Leute, diese Herzensfreude, mit der sie lautlos um die geliebte Herrschaft schwirren, die Sofortigkeit, mit der sie da sind, ehe die Klingel noch ausgeklingelt hat (gradezu rascher als diese), so daß es scheint, sie lauerten nur hinter den Türen auf Gelegenheit, sich in die Wonne des Dienens zu stürzen.

Romain Coolus gibt dem Problem, um das es geht, schematische Gestaltung. Das Stück wickelt sich durchaus in der Fläche ab, gradlinig, transparent wie ein Schulbeispiel. Hinter jeder Verwirrung der Gefühle steht beruhigend das Wohlgefallen, in das sie sich auflösen wird. Nach heiterm Anfang fällt das Spiel ins Sentimentale, zum Schluß gibt es sogar traute Gruppen, schmachtend nach bengalischem Licht. Man denke sich in dieser Komödie — Probe aufs Exempel — den Knaben wirklich von einem jungen Mann dargestellt: sie wäre nicht auszuhalten. Erträglich wird sie nur dadurch, daß eine junge Frau

die Rolle spielt; es korrigiert da gewissermaßen eine Unnatur die andre.

Jenen Knaben, unruhvoll an der Quelle der Sexualität sitzend, spielt, im Wiener Akademietheater, Fr. Alma Seidler. Bezaubernd, wie wahrhaft jung die innere Welt ist, die ihre Stimme und Gebärde, ihr Schauen und Horchen, ihr Schmerz und Übermut nach außen spiegeln. Kein unechter Zug im Bilde. Mühelos fließt ihr zu, was sie, um vierzehn Jahre alt zu sein, braucht, nichts Gemachtes stört das freie, wie aus dem Moment geborene, vom Schutzengel: Begabung vor falschem Ton und Schritt behütete Spiel der kleinen Frau, deren Natürlichkeit eine Gefahr für die Partner ist, indem sie Künstelei und Theaterei der andern schonungslos entlarvt.

Clavigo von Harry Kahn

„Mit Joethen ha'ck nischt im Sinn!" soll Jessners wilhelminischer Vorgänger einmal geäußert haben. Über den geistigen Hochmut, der, gemildert durch eine Dosis kaltschnäuzigen Humors, zu solcher Auslassung gehört, verfügt Hülsens republikanischer Nachfolger erfreulicherweise nicht. Aber ein brünstiger Verehrer des Olympiers scheint er auch nicht grade zu sein. Höchstens ein oder zwei Mal hat während seiner Amtszeit der Name Goethe den Zettel der Staatstheater geziert; seit dem verunglückten „Tasso"-Experiment eines Regie-Eleven vor bereits drei oder vier Jahren überhaupt nicht mehr. Ist das Zufall oder steckt eine Überzeugung dahinter? Die Umstände, unter denen jetzt „Clavigo" herausgekommen ist, lassen das letzte annehmen; aus dem Wann und Wo lassen sich mancherlei Schlüsse ziehen, deren Stichhaltigkeit das Wie verdichtet. Wann? Am Ende der Spielzeit, nicht auf ihrer Höhe. Wo? In der Charlottenburger Filiale, nicht im Berliner Stammhaus. Sapienti jam sat. Und: wie? In der erstrangigen Besetzung, die zur Zeit just der Staatsbühne zu Gebote steht? Kein Gedanke. Die, nach der Bergner, bestmögliche Marie Berlins muß ja die Mary eines amerikanischen Kriminalreißers mimen; der intensivste Carlos, der sich denken läßt, hats vermutlich kontraktlich, daß er seinen Hispano-Suiza nicht am Bühnentürchen in der Grolmannstraße halten zu lassen braucht; der idealste Clavigo des derzeitigen deutschen Schauspielerbestands darf sich zwar in die Uniformen des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts zwängen, um den schon vor Jahren von den Berliner Brettern abgerutschten Milites gloriosi zweier Pseudo-Modernen wieder einmal ein ebenso überflüssiges wie kurzatmiges Schattendasein zu verschaffen, aber für den jener Zeit gemäßen Zivilrock der großartigsten bürgerlichen Tragödienrolle des größten deutschen Dichters ist sein Körper zu kostbar, will sagen: seine Gage zu teuer. Für „Joethen" und den „kleinen

Mann" des Schillertheaters genügen minder bezahlte, aber auch minder beschwingte Kräfte: Müthel, Franck, Hadank, Schauspieler mit mancherlei Gaben, aber ohne jeden Funken; Grete Jacobsen, eine oft entzückende Lustspieldarstellerin voll Laune, Leichtigkeit, Liebenswürdigkeit, in diesem furiosen Trauerspiel jedoch ein glatter Fehlgriff.

Fehling, nach Auswetzung einer (auch nicht von ihm allein verschuldeten) Scharte begierig, muß Tantalusqualen ausgestanden haben, da er das Beste so nah liegen und sich doch gezwungen sah, sich mit Mittelgut zu begnügen. So unverständlich es ist, daß er sich diese Besetzung hat aufnötigen lassen, so erstaunlich ist es, was er aus ihr herausgeholt, wie er sie zusammengeschlossen, wie er die für ihre Partien so inadäquaten Spieler in seine Vision eingestellt hat. Daß Einer überhaupt eine Vision von einem dramatischen Kunstwerk hat und daß er es vermag, sie mittels einer Handvoll zusammengewürfelter Nebenmenschen, wenns sein muß: auf einem Nudelbrett, zu einer bruch- und nahtlosen Gesamtgestalt zu formen, das macht den bloßen Arrangeur zum großen Regisseur. Mit diesem Clavigo hat Fehling wieder einmal bewiesen, daß er das ist: ein Plastiker von Menschenschicksalen, kein Propagandist von Wirtschaftszuständen; ein Dirigent von Seelensymphonien, der Musik hat in ihm selbst; kein Diktator von Versatzstücken mit Menschenantlitz, der sich der Technik verschreibt um ihrer selbst willen. Vier Akte lang spielt er zwischen kahlen Wänden, mit einem Tisch und ein paar Stühlen; die Stimmung der Szenen nur differenzierend durch Gruppierung und Beleuchtung. Die Szene des fünften Akts, eine Hohlgasse zwischen zwei hohen Häuserwänden, von einem Schwibbogen zusammengehalten und auf den breiten Vorderplan der Bühne mündend, schafft einen Spiel-Raum in des Wortes bester artistischer Bedeutung, da er die Spiel-Zeit der Leichenzugszene, die sonst immer balladesk-abrupt wirkt, ohne Gewaltsamkeit zu dehnen, den Sätzen einer Sonate gleich aufzuteilen und so als dramatischen Ausklang zu gestalten gestattet. Überhaupt darf als die stärkste Leistung dieser Aufführung die rhythmische Führung der Szenen gerühmt werden. Fehling ist vor allem ein Künstler der Fermaten und Finales. Der Schluß des vierten Aktes ist schlechtweg ein Meisterwerk und sollte in ein Lehrbuch der Regie als Musterbeispiel dafür aufgenommen werden, wie durch feinfühligen Wechsel von sich ablösenden Crescendi und Ritardandi, durch taktsichere Pausengebung, durch genau abgewogenen Einsatz von Rede und Bewegung, von Geste und Gang, eine Szene durch nichts als dynamische Mittel auf den Gipfel der ihr innewohnenden Intensität gehoben wird.

Ein Regisseur, der dergleichen vermag, kann wohl des von andern benötigten, wenn nicht gar in den Vordergrund geschobenen Beiwerks entraten; und er darf sich getrauen, einen zeit-

typischen Vorgang ins Zeitlose aufzulösen. Fehling hat das dramatisierte Tagesereignis von 1774 nicht nur äußerlich entrokokoisiert: er hat den Rest von Rhetorik und Kolportage, den es, zu tragen und zu tragieren heute gleich peinlich, enthält, verflüchtigt, indem er das brausend auflohende Pathos der Entstehungsepoche in eine schwelende und knirschende Passion modernster Prägung umsetzte, Entladungen in Spannungen, stürmendes Dur in gestautes Moll verwandelnd. Damit fällt alles Temporäre und Individuelle des Werkes ab, das Werther- und Weislingenhafte des Helden, das Selbstkennerische und -bekennerische ihres Schöpfers. Es bleibt, wird frei und groß: das zeitlose Pronunciamento gegen die Trägheit und Feigheit des Herzens, der ewige Protest des Gefühls gegen den Verstand. Es ist nicht das kleinste Verdienst, das sich Fehling mit dieser Vorstellung erworben hat, daß es ihm gelungen ist, uns, die wir mit solcher Gottesgabe wahrlich nicht verwöhnt sind, wieder einmal zu zeigen, was geniales Dichtertum eigentlich ist: die Aufhöhung des Einzelerlebnisses ins Allgemeingültige, die dämonische Fähigkeit, die eignen Leiden und Laster als tragisches Erbteil der Gattung sichtbar werden und so Alles, durch dessen Adern Menschenblut rinnt, sich als mit-leidend, mitbelastet empfinden zu lassen. Mit andern Worten: Fehling hat hier außer seiner eignen Könnerschaft, und grade durch sie dazu in den Stand gesetzt, die Unvergänglichkeit Goethes erwiesen. So unnötig dieser Nachweis erscheinen mag, so notwendig war jener. Denn so irrelevant es am Ende ist, was irgend ein Intendant „mit Joethen" im Sinn hat, so interessant ist es für die deutsche Öffentlichkeit, zu wissen, was aus einem der bedeutendsten deutschen Regisseure wird. Ob und wie sich die Drahtzieher des berliner Bühnenbetriebs dieses gewiß eigenwilligsten, aber auch eigenwüchsigsten Regietalents dieser Generation künftighin bedienen werden, davon kann für unser Theater mehr abhängen als von noch so groß aufgezogenen Gründungen und noch so neuartig sich gebärdenden Richtungen.

Der Jesuit in der Burgstraße von Morus

Stresemanns Börsenbarometer

Die Zeitungsberichte über die Börse stehen bei denen, die sie lesen, und erst recht bei denen, die sie nicht lesen, in schlechtem Ruf. Die ganz Gehauten meinen, daß diese Berichte, die zwischen dreiviertel zwei und zwei in größter Eile und in schlechtestem Deutsch ins Telephon gejagt werden, Tag für Tag mit abgefeimtester Perfidie zugunsten der spekulierenden Redakteure oder ihrer Freunde an der Börse gefälscht werden. Das mag manchmal zutreffen, aber ganz so schlimm

ist es doch nicht. Denn erstens haben die Tendenzmeldungen der Presse auf die Kursbewegung eine viel zu geringe und nur ganz sporadische Wirkung, und zweitens blieben die Journalisten, die dieses Handwerk mit Erfolg betrieben, nicht lange Journalisten.

Die weniger Gehauten finden, daß in den Börsenberichten im allgemeinen nichts steht, und daß der spärliche Inhalt meistens läppisch und albern ist — ein Urteil, mit dem die weniger Gehauten unzweifelhaft recht haben. Daraus werden dann aber Rückschlüsse auf die Verfertiger dieses Inhalts gezogen, und damit haben die Kritiker unrecht. Denn das Grauenhafte an diesen Börsenberichten ist, daß sie in der Regel wahr sind, das heißt: daß sie wiedergeben, was die Börsianer sagen und, wenn auch nur für Sekunden, denken. Und das sieht so aus:

Am Montag tritt nach fester Vorbörse plötzlich ein Kursrückschlag ein. Begründung: ein Handelsartikel im Lokal-Anzeiger hat der Börse nicht gefallen. Die Burgstraße liest und beachtet zwar sonst nicht so sehr die Artikel im Lokal-Anzeiger, aber diesmal, am Montag mittag um zwölf, beachtet sie ihn. Der Lokal-Anzeiger steht doch schließlich der Schwerindustrie nahe, und wenn der miesmacht, wird schon etwas daran sein. Eine Stunde später verstärkt sich die Abwärtsbewegung der Kurse, weil bekannt wird, daß Stresemann schwer erkrankt ist. Die Börsianer, diese Tausendsassas, wissen das natürlich schon wieder früher als alle andern, und mit eiserner Logik ziehen sie daraus für Polyphon und Bemberg ihre Konsequenzen. Am nächsten Tag wirkt Stresemanns mangelhafte Nierenfunktion mit einer allgemeinen Versteifung am Geldmarkt zusammen, um gradezu einen Kurssturz herbeizuführen. Am Mittwoch steht es mit Stresemann besonders schlecht, aber die Börse läßt sich dadurch ihre gute Stimmung nicht rauben. Was kann schon groß passieren? sagt man sich. Im übrigen haben wir ja schon gestern Stresemanns Nierenentzündung auf Polyphon und Bemberg abgeschlagen. Der Große Europäer ist also für alle Fälle escomptiert. An der Nachbörse verschlechtert sich freilich wieder die Börsenstimmung. Kurz nach zwei Uhr hat sich nämlich herumgesprochen, daß am nächsten Sonntag die Wahlen sein werden, und man kann doch nie wissen. Gegen Ende der Woche steigen die Kurse, nicht nur weil Stresemanns Niere wieder ihre Schuldigkeit tut, sondern auch, weil man in der Burgstraße den bevorstehenden Wahlen mit Ruhe entgegensieht.

Trotzdem aber wollen wir uns, andächtige Gemeinde, unsern Glauben an die Allwissenheit und Allweisheit der Börse nicht rauben lassen. Leute, die Geld verdienen, sind wahrscheinlich immer klug, und da an der Börse nachweislich Geld

verdient wird, so kann also auch die Börse nicht ein Haufen hysterischer Spieler, sondern nur eine Versammlung durch und durch vernunftbegabter Männer sein. In Ewigkeit, Amen!

Klerikale Börsenmoral

Sollten sich unter den Händlern und Wechslern in der Burgstraße aber auch Angehörige der alleinseligmachenden Kirche befinden, so raten wir ihnen, schleunigst das Lokal zu verlassen; denn ein Jünger des Ignatius von Loyola hat sich auf die Börse begeben, um nachzuprüfen, wie es dorten zugeht; ein veritabler Jesuitenpater mit dem wohlklingenden Namen: Oswald von Nell-Breuning. Und nun hat er bei Herder in Freiburg ein Buch erscheinen lassen: „Grundzüge der Börsenmoral". Der kölner Jesuitenoberst Bern. Bley hat darunter sein ‚Imprimi potest' gesetzt, und der General-Vikar von Freiburg hat sein ‚Imprimatur' hinzugefügt. Die Sache ist also goldrichtig.

Wenn die schwärzesten unter den schwarzen Herren sich auf die Wanderschaft in abgelegene Distrikte begeben, so kommt meistens etwas sehr Interessantes zum Vorschein. Längst bevor van de Velde zum Preise von vierzehn Mark seine gymnastischen Anleitungen für ein glückliches Familienleben gab, konnte jedes junge Mädchen mit einigen lateinischen Sprachkenntnissen sich in den klerikalen Schriften zur Pastoralmedizin viel gründlicher und billiger darüber orientieren, welche Liebeshandlungen dem Menschen und welche Gott wohlgefällig sind. So lehrreich freilich ist das Buch des Jesuitenpaters Nell-Breuning nicht. Um in der interessierten Damenwelt keine falschen Vorstellungen zu wecken, seien die Grundfragen, die der Verfasser sich stellt, hier im Wortlaut wiedergegeben:

> 1. Ist die Betätigung auf dem Boden der kapitalistischen Wirtschaftsordnung — der Börse — mit dem christlichen Gewissen überhaupt zu vereinbaren? — Zutreffendenfalls:
>
> 2. a) Wie müssen Gesinnung und Verhalten beschaffen sein, um auf dem Boden der kapitalistischen Wirtschaftsordnung — der Börse — die christliche Tugendnorm zu verwirklichen? b) Welche besondern Fehler sind zu vermeiden, um nicht gegen die christliche Tugendnorm zu verstoßen und das Gewissen mit Sünde zu belasten?

Obwohl dieses auf Seite 2 steht, sollte man das Buch, und nicht nur der Kuriosität halber, weiterlesen; es ist das klügste und abgewogenste über die Börse, das ich kenne. Was da über die Börsenmacht der Großbanken gesagt ist, über ihre lächerlichen Warnungen vor übertriebener Spekulation, während sie durch die ununterbrochene Erhöhung der Reportgelder diese Spekulation erst ermöglichten, was da über die Methode der

Zwangsexekutionen, über Kursregulierung und Stützungsaktionen, über Berufsspekulanten und Amateurspekulanten steht, ist gedanklich und in der Formulierung meisterhaft. Und nicht minder das Schlußurteil, daß die Spekulation an der Warenbörse allenfalls eine volkswirtschaftliche Funktion ausübt, indem sie einem gewissen Kreise von Gegenkontrahenten das Risiko abnimmt. Aber: „Publikumsspekulation (an der Warenbörse selbst von der öffentlichen Meinung geächtet, in Effekten nicht beanstandet) ist volkswirtschaftlich schädliches, privatwirtschaftlich gefährliches Glücksspiel und darum in allen Fällen zu verurteilen. Gleiche und noch strengere Verurteilung trifft die Berufsspekulation in Effekten, die sich selber eine volkswirtschaftliche Funktion (mag sie früher eine solche gehabt haben oder nicht) heute im Ernst nicht mehr zuschreibt, um so mehr, da sie von den Verlusten der Publikumsspekulation lebt."

Weil der Jesuitenpater aber nicht nur ein Streiter für den rechten Unglauben an die Börse, sondern auch ein frommer Streiter seines Herrn ist, so hat er es für nötig befunden, seine klugen weltlichen Erkenntnisse jedesmal mit einem Zitat aus den Scholastikern zu belegen. Vor etlichen Jahren gab es auf einer berliner Bühne ein Stück — ich glaube, von Lautensack —, in dem ein Kloster mit Telephon und allem technischen Komfort der Neuzeit dargestellt wurde. In dem Buch Nell-Breunings wird die neuzeitliche Börsentechnik mit allem Komfort eines Klosters dargestellt. Bernhardin von Siena, zum Beispiel, hat sich über die Verlockung eines hohen Reportsatzes zu äußern, Antonin von Florenz dagegen gibt sein Urteil über die Arbitrage von Hartgeld ab, Lugo befaßt sich eingehend mit der Devisenarbitrage, während der heilige Thomas und Soto gewichtige Bedenken gegen den spekulativen Handel vorbringen. Daß bewußter Bernhardin von Siena bereits die Grenznutztheorie vorgeahnt hat, wird niemanden verwundern; eher staunt man schon über die Bemerkungen des heiligen Alfons zur Platzarbitrage. Aber der heilige Alfons muß überhaupt ein wunderlicher Heiliger gewesen sein. Er ist nämlich eigentümlicherweise der Meinung, daß die Kleriker à la baisse spekulieren dürfen. Das geht auch unserm Jesuitenpater entschieden zu weit.

Im übrigen aber können die Kleriker mit den Möglichkeiten, die ihnen Nell-Breuning läßt, ganz zufrieden sein. Sie dürfen ihr Privatvermögen und auch ihre Pfründen in Effekten anlegen und wohl auch ohne spekulative Nebenabsichten einmal einen Gewinn mitnehmen. Nur auf die Lösung einer Börsenkarte müssen sie verzichten und auf das persönliche Auftreten in der Burgstraße, „propter admirationem populi".

Bemerkungen

Der Lieutenant-Commander

Ein englischer Publizist, führenden Labour-Kreisen nahestehend, schreibt der „Weltbühne".

Die weltpolitische Situation erfüllt uns hier mit banger Sorge. Der neueste japanische Eingriff in die chinesischen Wirren ist ohne Zweifel nicht ohne vorherige Verständigung mit Downing Street erfolgt. Nach Ansicht von Sachkennern haben sich die Verhältnisse so zugespitzt, daß unsre Regierung ernsthaft den Plan ventiliert, wann wir in den von den Diehards schon lange beschlossenen Krieg gegen Sowjet-Rußland eintreten sollen, oder um Lord Birkenheads denkwürdigen Ausspruch über Eure alte Armee zu variieren, wann wir „den Tigersprung an den Hals" der Revolution unternehmen sollen.

Dieser Krieg dürfte mit dem Eingreifen Japans eigentlich schon begonnen haben, wenn auch die letzten Nachrichten den Anschein erwecken könnten, als ob der Konflikt auf dem Punkte stünde, vorläufig noch einmal beigelegt zu werden. Ob England in diesem Jahre noch aktiv auf dem Kriegstheater erscheinen kann, wird jedoch bezweifelt, da fraglos starke Gegenkräfte im Kabinett wirksam sind. Die maßgeblichen Labours setzen alle Hoffnung auf Austen Chamberlain; sie sehen mit ihm einen Ausweg darin, daß die innern Schwierigkeiten der Sowjets bald zunehmen werden und daß sich dann eine Evolution in einem England günstigern Sinne anbahnen wird. Aber der Einfluß jener Gruppen, die die starken Männer im Kabinett stützen, wächst von Tag zu Tag. Die Royal-Dutch-Shell Sir Henry Deterdings setzt ihren Feldzug gegen die „Ölräuber" mit Nachdruck fort, und auch die Organe Lord Rothermeres stimmen in das Konzert ein.

Die englischen Konzessionen in Sowjet-Rußland liegen vorwiegend in einem Gebiet, auf das die Sowjet-Machthaber wegen der räumlichen Entfernung geringen Einfluß nehmen können: im Fernen Osten. Während Deutschland 32 Konzessionen hat, verfügt England nur über vier: Lena Goldfields, Tetjuche-Mining-Corporation, Priamurskoje Gorno, Ajan Corporation. Japan hat einstweilen sogar nur zwei Konzessionen, die Kita Sagaren Sekio Kumiai und die Kita Kagaren Sekitan Kigio Kumiai, beide auf Sachalin. Bekanntlich liegt unsrer Kriegspartei Alles daran, die Ölgebiete von Baku und Grosny in die Hand zu bekommen, oder doch wenigstens das „Unabhängige Georgien" zu restaurieren, das als Dank den Engländern weitgehende Konzessionen einräumen müßte.

In diesem Zusammenhang ist die Reise des Herrn Calouste Sarkis Gulbenkian, des armenischen Generalmanagers Deterdings nach Angora von Interesse, die ebenso wie die Reise Aman Ullahs nach Teheran von russischer Seite mit Argwohn betrachtet wird. Es ist nicht die Absicht, den Russen Neuigkeiten mitzuteilen, wenn ausgesprochen werden soll, daß eingeweihte Kreise den Afghanenherrscher für einen englischen Agenten halten.

Hier glaubt man zu wissen, daß die Sendung eines Bevollmächtigten des britischen Generalstabes, des Lieutenant-Commander Lansdowne nach Berlin und seine ausgedehnten Beziehungen zu maßgeblichen, wenn vielleicht auch offiziell nicht verantwortlichen Stellen Eures Generalstabs — so mit der durch die Affäre des Kapitäns Lohmann berühmt gewordenen „Seetransport-Abteilung" — im gleichen Zusammenhang stehe mit den Fakten, die ich vorhin erwähnte. Nach unsern Informationen gehen die Verhandlungen großenteils um die Bereitstellung von Kriegsrüstung für einen möglichen Feldzug im

kommenden Herbst. Es wird sicherlich nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß selbst die wildesten Diehards nicht auf die Teilnahme eines deutschen Kontingents zählen, ja, daß sie sie nicht einmal wünschen. Aber man hat den Deutschen doch schon sehr weitgehende Versprechungen mit Bezug auf eine Revision des Dawesplans gemacht, und sie selber rechnen, wie ich weiß, ganz stark damit, daß sie für die kommenden Jahre die Zahlung der größern Annuitäten durch Sachlieferungen werden abgelten können.

So wird die Schwerindustrie am Krieg interessiert. Und dieser Umstand gewinnt für den Augenblick besondere Bedeutung durch die Tatsache, daß das gegenwärtige deutsche Kabinett lediglich ein Geschäftskabinett vorstellt, daß fernerhin eine ruhige Behandlung und Prüfung der schwebenden Probleme durch die Wahlen unmöglich gemacht ist. Die sich selbst überlassenen Ressorts arbeiten aber Hand in Hand mit der Industrie und gewissen, uns gut bekannten, englischen Stellen und Ihr Deutschen würdet gut tun, wenn Ihr die unverantwortliche und unverantwortbare Aktivität Eures Behördenapparats aufs Genaueste kontrollieren würdet. Man mag mir die Einmischung in innere deutsche Verhältnisse zugute halten, denn hier handelt es sich um die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens, an dem wir alle gleicherweise interessiert sind. Die nachdrücklichste Legitimation für meinen außergewöhnlichen Schritt jedoch, glaube ich in der Tatsache zu finden — einer Tatsache, die jederzeit bewiesen werden kann — daß sich, übrigens nicht nur in letzter Zeit, hohe englische Funktionäre, auch zum Schaden der Demokratie in innere deutsche Angelegenheiten eingemischt haben und daß beispielsweise der Lieutenant-Commander Lansdowne über den Bruder Eures Tory-Ministers von Keudell das dann später nicht zur Durchführung gelangte Verbot der kommunistischen Frontsoldaten-Organisation nahegelegt hat. Es ist seltsam, daß Ihr, ewig mit innenpolitischen Dingen beschäftigt, so wenig darauf achtet, an welchen Bändern Eure Nationalisten zappeln. Daß die Beweger der Marionetten nicht immer in Deutschland sitzen, dürften die Enthüllungen über den honetten Herrn Gregory bewiesen haben

M. P.

Was aus der großen Zeit

des Krieges geblieben ist, sieht so aus:

Wir erinnern uns mit Schaudern der Folgen jener Nationalmonomanie, die ein ursprünglich gesundes Zusammengehörigkeitsgefühl in den Abgrund des Wahnsinns kippen ließ: es gab keine Lüge, von der Obersten Heeresleitung ausgegeben, vom Auswärtigen Amt geduldet, von der gehorsamen und unter ihrer Knebelung wollüstig stöhnenden Presse nachgestottert, es gab keine solche Lüge, die nicht blindlings von der ganzen Nation geglaubt wurde. Von den Bomben über Nürnberg bis zum Ruhrkampf eine Linie.

Ein geistig so isoliertes Volk sprach nicht mehr die Sprache der Welt — übereinstimmend berichten alle klugen und anständigen Leute, die während des Krieges und während der Inflation ins Ausland gelangen konnten, daß es ihnen jenseits der Grenzen wie ein Reif von der Stirn fiel — aber es war kein Königsreif, es war ein dicker Stahlhelm, der herunterfiel. Sie sahen draußen plötzlich, wie die gesamte übrige Welt, so sehr sie ihrerseits in Irrtümern befangen sein mochte, ihre eigne Denkweise anwandte, die mit der deutschen überhaupt nichts mehr zu tun hatte — so weit fort waren die Deutschen von aller Realität.

Das ist besser geworden. Ohne großen Nutzen und mit vielem Wortschwall reisen nun die deutschen Politiker, und wo sie hintreten, da wächst der Superlativ,

und wenn sie drei Tage in London gewesen sind, so wird ihnen niemand mehr etwas über englisches Wesen erzählen, ihnen nicht. Immerhin: die zwanzig Ohren, die an hundert deutschen Köpfen befestigt sind, hören doch etwas vom Brausen der Welt, die immer noch nicht an deutschem Wesen genesen ist.

Aber geblieben ist die fatale Disziplin der Presse, der Parteien und des unsäglichen Reichstages. Man muß nur einmal sehen, wie selten da einer aus der Reihe tanzt, wenn die Regierung ihnen was bläst, wie schauerlich einstimmig das patriotische Geheul klingt, wenn es gegen Rußland, für England, gegen Frankreich, für den Anschluß geht. Sie sind wie narkotisiert: Hühner, mit einem offiziellen Kreidestrich vor der Nase. Ich glaube, daß im Blut der Deutschen die weißen und die roten Blutkörperchen getrennt im Parademarsch dahinfließen, das Herz schlägt dazu den Takt, bum ist links, und wenn das Gebäude eines Tages einen Granatsplitter im ersten Stock findet, so wird es noch im Zusammensturz murmeln:

„Es kann der Beste nicht im
Nachbarn leben,
wenn es dem bösen Frieden nicht
gefällt."

Disseplin muß sind.

Ignaz Wrobel

Zur Erinnerung

an Gustav Landauers Todestag und an die Vorstellungen, die man sich von seiner letzten Lebenszeit machte, sei hier ein Beispiel jener Blüten mitgeteilt, die im Frühling 1919 aus dem eingeschlossenen München nach Berlin gelangten. Eine der größten hiesigen Zeitungen berichtete im April:

Die „Kommunisierung" der Frauen.

Der Beschluß in der münchner Kommunistenversammlung

Vor einigen Tagen haben wir ein Telegramm unsres Sonderberichterstatters .... veröffentlicht, worin es hieß, in einer münchener Kommunistenversammlung sei, nach einem Referat Landauers ein Beschluß über die Kommunisierung der Frauen angenommen worden. Obgleich diese Mitteilung auch von verschiedenen andern Seiten kam, haben wir unsern Sonderberichterstatter ersucht, nähere Erkundigungen darüber einzuziehen, ob die Darstellung wirklich den Tatsachen entspreche. Über seine Nachforschungen meldet er uns jetzt telegraphisch:

Der Bericht über den Beschluß zur Kommunisierung der Frauen ist dem Ministerium des Innern in Bamberg durch drei Vertrauensleute zugegangen, die der betreffenden Versammlung beiwohnten, ohne voneinander zu wissen. Danach war es eine typische Versammlung unreifer und wirrer Köpfe, in welcher der Vorschlag, die Ehe aufzulösen und die Frauen zu kommunisieren, vorgebracht wurde. Der anwesende Referent Landauer bemerkte dazu, das sei natürlich barer Unsinn, aber man müsse die Bourgeoisie ins Herz treffen und deshalb möge man die Kommunisierung der Frauen beschließen. In diesem Sinne wurde auch gegen starken Widerspruch ein für die Räterepublik unverbind-

licher Beschluß gefaßt. Der Beschluß der Versammlung ist auf eine Meldung aus Rußland hin erfolgt, wonach dort die Kommunisierung der Frauen bereits praktisch vorgenommen sein soll. (?) Weiter wird über die Diskussion in der Versammlung noch berichtet: Während die Anhänger Lenins die Theorie der Gewöhnung vertraten, verlangten die Darwinisten im Sinne Sontheimers die geschlechtliche Zuchtwahl. Danach ist die Frau nur Gebärmaschine und für die Zucht neutral. Ausschlaggebend für den Wert des Nachwuchses sei nur der Mann. Deshalb dürfe der männliche Bourgeois zur Zeugung nicht mehr zugelassen werden, da seine Produkte nur böse seien. In diesem Sinne hätten die Anhänger Landauers und Sontheimers für die Beseitigung der Ehe gesprochen; die Frau soll Gemeinschaftsgut des Proletariats sein.

Indem wir diese Mitteilungen wiedergeben, wollen wir betonen, daß wir die Rolle, die Landauer in dieser Versammlung gespielt hat, nicht zu beurteilen vermögen. Dieser anarchistische Philosoph scheint ja nach seiner ganzen Handlungsweise in einen eigentümlichen Geisteszustand hineingeraten zu sein, aber daß er für die Kommunisierung der Frauen eintreten soll, ist denjenigen, die ihn früher kannten, doch überraschend. —

*

Ich war in der münchner Versammlung zugegen und brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß in dem „Bericht" kein wahres Wort steht, zumal was Landauer betrifft. Aber der Unsinn ist geglaubt worden, während man über das Sinnvolle, das jener seltsame Frühling, jene letzte Zeit Münchens zutage förderte, hinweggegangen ist. Es müßte einmal ein Buch herausgegeben werden, am besten ein Sammelbuch, in dem die Beteiligten von den Debatten und Entwürfen, von den Geschehnissen und Menschen des Monats April 1919 erzählen würden. Es war viel Jugend dabei, die unbekannt geblieben ist, obwohl sie mehr Mut und Phantasie hatte als die der andern deutschen Revolutionsstädte. Kommunisierung der Frauen allerdings hielten weder Landauer noch die Jugend für Kommunismus.

Alfred Wolfenstein

Arbeitslosigkeit als strafverdoppelnder Umstand

Mildernde Umstände führt ein Strafgericht, dessen Maske gern human wirkt, lieber ins Treffen als strafverschärfende. Jugend, Notlage, Unbestraftheit und „anständige" Gesinnung des Angeklagten sind Gründe, die das Strafmaß meist herabsetzen helfen. Auch Arbeitslosigkeit, die eo ipso eine Notlage verursacht, müßte ein gesunder Menschenverstand als mildernden Umstand betrachten.

Im Amtsgericht Berlin-Mitte gibt es einen Richter, der sein staatliches Gehalt mit so selbstverständlicher Geste quittiert, daß er naserümpfend und vorwurfsvoll auf die Existenzen blickt, mit denen der Staat es nicht so gut meint. Ein Mensch ohne Geld und ohne Arbeit ist ihm ein Dorn im Auge und sagt so einer gar, daß er vom Stempeln lebt, weil sich ihm keine andre Existenzmöglichkeit bot, so ist dieser Mensch unglaubwürdig und soweit er durch seine Notlage mit dem Strafgesetz in Konflikt kommt, doppelt scharf zu bestrafen. So betrachtet ein preußischer Amtsgerichtsrat die soziale Lage.

Der Tatbestand war simpel: Alfred Braun, zweiundzwanzigjährig, sauber, unbestraft und sympathisch, war im Herbst arbeitslos gewesen. Gelernt hatte er nie etwas, da die Eltern, die sich schon in seiner Kindheit scheiden ließen, nicht für ihn sorgen wollten. Nach der Einsegnung schob ihn die Mutter mit der Begründung ab, sie hätte genug für ihn getan, jetzt sei der Vater dran und der Vater verwies den Vier-

zehnjährigen auf die eignen Füße, auf die er sich stellen sollte. Durch diese Methode wurde er ein Gelegenheitsarbeiter, der oft keine Beschäftigung hatte. Im November fand er eine Stelle, aber es fehlte ihm die notwendigste Arbeitskleidung. Da nahm er in dem Zimmer, das er mit zwei Burschen teilte, den Schlüssel seines Schrankes und öffnete die Kommode des Wirts. Drei Anzüge stahl er, von denen er einen anzog und zwei verkaufte. Der Bestohlene zeigte ihn an und Braun kam wegen schweren Diebstahls vor den Einzelrichter.

Der Richter führte die Verhandlung jovial, entgegenkommend und schien an den Einzelheiten interessiert. Erst im Urteil zeigte sich seine merkwürdige Meinung. Während der Amtsanwalt mit bedauerndem Achselzucken zugab, daß dem jugendlichen Verbrecher alle Milderungsgründe zur Seite stünden und daß er deshalb die Mindeststrafe von drei Monaten Gefängnis mit Bewährungsfrist beantrage, erklärte der Richter nach kurzer Beratung mit sich selbst, daß das Gericht den Angeklagten zu sechs Monaten Gefängnis unter Zubilligung einer dreijährigen Bewährungsfrist verurteile. Auf die Mindeststrafe könne in diesem Fall nicht erkannt werden, denn —

„der Angeklagte will dem Gericht weismachen, daß er von Dezember bis jetzt wieder nur von der Erwerbslosenunterstützung gelebt hat. Diese Unterstützung beträgt pro Woche zehn Mark achtzig, wovon der Angeklagte sieben Mark für Miete bezahlen will. Der Angeklagte will also vor Gericht behaupten, daß er wöchentlich von drei Mark achtzig lebt. Das ist unmöglich, also sind auch die übrigen Angaben des Angeklagten nicht unbedingt glaubwürdig. Es war daher nicht auf die Mindeststrafe, die für die leichtesten Fälle aufgehoben wird, sondern auf eine entsprechend höhere Strafe zu erkennen."

Durch diese klassische Urteilsbegründung steht also jetzt gerichtsnotorisch fest, daß ein Mensch, und sei er jung und unverheiratet, nicht von der Erwerbslosenunterstützung leben kann. Und tut er es doch, weil zehn Mark mehr als null Mark sind, und weil er keine Möglichkeit hat, mehr als diese zehn Mark zu erhalten, dann hält ein preußisches Gericht seine Angaben für erlogen, denn „das ist unmöglich", und seine ganze Person für unglaubwürdig. Man hüte sich also vor Arbeitslosigkeit. Und hat man doch Pech, weil die Eltern einen nichts lernen ließen oder der gewählte Beruf überfüllt ist, dann frage man diesen Richter.

Er muß wohl einen Ausweg wissen.

G. Reym

Aus dem Tagebuch eines Volkswirtschaftlers

Ich möchte mir selbst nicht im Dunkeln begegnen.

Lüge nicht, wenn du es nicht notwendig hast. Denn erstens ist es eine überflüssige Energievergeudung, zweitens soll man nicht nur mit seinem Geld sparen, sondern auch mit seinen moralischen Kräften.

Was du teuer verkaufen willst, kaufe nicht billig, sondern verschaffe es dir umsonst.

Hast du Kopfschmerzen, geh nicht zum Arzt, sondern zum Rechtsanwalt. Das ist sicherer.

Ein Dieb ist, wer erwischt wird.

Fürchte das Gesetzbuch nicht. Schließlich wurde ja auch dieses von Menschen gemacht.

Auch das ärmste Land ist in der Lage, wenigstens einen Milliardär zu erhalten. Mich.

Willst du unbedingt wissen, was Ehrbarkeit ist, sieh im Lexikon unter dem Buchstaben E nach.

Und wenn du nachgesehen hast, sag es auch mir. Damit auch ich es weiß.

Man müßte Bücher von Wells kaufen. Ich höre, in diesen soll Phantasie sein.

Sei gut. Gib den Armen. (Gegen zwanzig Prozent im Monat.)

Wirf deine benützte Moral nicht fort. Es gibt (moralisch) Ärmere, die sie noch immer brauchen können.

Es gibt nichts Dümmeres als die heutige Pädagogik. Man lehrt die Kinder, daß Napoleon Moskau in Brand gesteckt habe. Doch verschweigt man ihnen, wie hoch er es vorher versichert hatte.

Ladislaus Lakatos

Übersetzung von Stefan J. Klein

Anzeige

Kutisker in Rußland

Nach mehrwöchentlicher Verhandlung wurde in dem aufsehenerregenden Moskauer Kreditprozeß das Urteil gefällt gegen eine Anzahl Angestellter der Staatsbank und Kreditbank, die aus staatlichen Mitteln an private Firmen in erheblichem Umfange unerlaubte Kredite erteilt hatten. Sieben Angeklagte, einer von der Staatsbank, sechs von der Kreditbank, wurden zum Tode verurteilt, 32 weitere Angeklagte wurden zu Gefängnisstrafen verurteilt, und nur ein Angeklagter ist freigesprochen worden.

Heimatklänge

Der Triumphzug der Bremen-Flieger durch New York.

Deutsche Weisen waren in endloser Weise zu hören, von „Drinke mer noch e Dröppche" bis zu „Deutschland über alles". Das mußte einem die Tränen in die Augen treiben. In diesen Heimatklängen, zusammen mit dem Massenjubel und dem Sirenengeheul hat Amerika das Bekenntnis abgelegt, das die Vergangenheit auslöschen soll, auch wenn das Wort noch zögert.

Kölnische Zeitung

Liebe Weltbühne!

In der ‚Welt am Abend' wird im Feuilleton der Roman „Dein Körper gehört Dir" von Victor Margueritte abgedruckt. In der 22. Fortsetzung wird die Vergewaltigungsszene der armen Spi geschildert, die folgendermaßen schließt:

„. . . Ich bin doch nicht der Erste." — „Doch!" — „Das ist nicht wahr!" (Fortsetzung folgt.)

Der Ehe-Professor

Ein sehr korrekter Sexual-Beamter
verspürte Buddhas Geistes einen Hauch
und schrieb, als Tröster dauernd [Eh-Verdammter,
ein Eros-Kochbuch für den Hausgebrauch.

So sieht das aus: In Kurven und Spiralen
wird theoretisch-koloriert gelehrt
wie man geschickt, zu wiederholten Malen
bequem . . gestuft . . direkt und umgekehrt.

So sieht er aus: Die Stirne streng gefaltet,
die Augen hinterm Brillenglas getrübt.
Und über schmalen Pastorsbacken waltet
die Langeweile, die gern Nachsicht übt.

Wenn man die Tips (antike Bettmysterien)
schon längst vergaß, ist schließlich er nicht [schuld.
Das ist ein Buch, geschaffen für die Ferien.
Viel Zeit tut not und schrecklich viel Geduld.

Er hat das Sündige und Wundersame
in ein gesäubertes System gebracht.
Ein Nachschlagwerk für Kavalier und Dame.
Kapitel eins: Der gute Ton bei Nacht!

Karl Schnog.

Antworten

Schweizer. Mit deiner traditionellen Gastfreundschaft scheint das nicht mehr sehr weit her zu sein. Da hat Herr Campolonghi, der Vorsitzende der italienischen Liga für Menschenrechte, in Genf eine antifascistische Rede gehalten und prompt ist er ausgewiesen worden. Hat er gegen schweizerische Gesetze verstoßen? Nein. Hat er die Schweizer gegen Italien aufgewiegelt? Nein. Er hat den Fascismus als eine internationale Gefahr angezeigt — und was hättet ihr zum Beispiel getan, wenn einer dasselbe von Rußland behauptet hätte? Selbstverständlich hat — entgegen eurer veralteten Auffassung — jeder „Fremde" das Recht, im fremden Lande seine Meinung zu sagen, solange er die Landesgesetze achtet und den Landfrieden nicht bricht. Weil aber der Fremde in Europa rechtlos ist und die Staaten in schlimmerer Anarchie leben als jene, die sie fälschlich und vorgeblich in Rußland bekämpfen, so vergeßt ihr sogar eure anständigen Schweizer Traditionen. Der einzige Fall, in dem der Graf Keyserling mit seiner Beurteilung eines Volkes recht hat, ist die Schweiz. Grobe Kleinbürger mit der Prätention von der Höhe ihrer Berge, mit dem Horizont der Täler und mit guten Eigenschaften, die, wie die Schweizer Jugend beklagte, verschüttet liegen. Schade.

Dr. Külz. Sie sollen durchgefallen sein? Trösten Sie sich, Sie sind noch immer derzeitiger Ehrenpräsident der Pressa.

Troglodyt. Wenn ein Reichsminister infolge politischen Klimawechsels arbeitslos geworden ist, kommt es immer zu einer Gründung. Herr Doktor Luther, zum Beispiel, gründete vor ein paar Monaten eine Diktatur-G. m. b. H., von der man allerdings nichts mehr gehört hat. Ein gefährliches Unternehmen, bei so viel Konkurrenz. Klüger ist der frühere Reichsverkehrsminister Herr Doktor Krohne, der sich ein in jeder Beziehung unbeackertes Feld ausgesucht hat: die Luft. Es hat sich nämlich ein Deutscher Luftschutz e. V. aufgetan, mit dem Ziel, schon heute die nötigen Maßnahmen vorzubereiten, die geeignet sind, uns im nächsten Krieg vor Luftangriffen zu sichern. Über eine Denkschrift, die Herr Doktor Krohne verfaßt hat, wird in einem Rundschreiben an die Presse ausgeführt: „Die Gefahr künftiger Luftüberfälle besteht. Auch der ernsteste Friedenswille Deutschlands kann sie nicht bannen. Es gilt infolgedessen zu erwägen, ob uns überhaupt die Möglichkeit gegeben ist, Schutzmaßnahmen für die Zivilbevölkerung vorzubereiten. Die militärische Abwehr ist Deutschland durch den Versailler Vertrag verboten ... Um so ausführlicher wird gezeigt, welche zivilen Maßnahmen getroffen werden müssen. Es sind deren eine große Zahl, die ohne Gefährdung der Wirtschaftlichkeit von Anlagen berücksichtigt werden müssen, wenn auch teilweise selbstverständlich unter wirtschaftlichen Opfern. Bringen sie auch keine hundertprozentige Sicherheit, so bedeuten sie doch gegenüber dem heutigen Zustand eine wesentliche Verbesserung. Es wird dabei jeder phantastische Vorschlag vermieden, es ist nicht die Rede von einer völligen Umgestaltung bereits bestehender Anlagen. Mit umso größerem Nachdruck wird aber darauf hingewiesen, daß alljährlich allein in neuen baulichen Anlagen in Deutschland Milliarden unsres Volksvermögens festgelegt werden, die gefährdet sind, wenn nicht von vornherein den Forderungen nach Luftschutz Rechnung getragen wird. Es muß zur Sicherung unsrer Bevölkerung und unsres Volksvermögens von allen denen verlangt werden, die mit der Ausführung neuer Anlagen betraut sind, daß sie sich mit dem Problem des Luftschutzes auseinandersetzen." Soll jetzt ganz Deutschland unterkellert werden? Oder was soll geschehen? Wissen möchte ich nun aber, was Herr Krohne und die Seinen bewegt, den nächsten Krieg so nah zu sehen. Aber vielleicht weiß ein früherer Reichsverkehrsminister in solchen Dingen mehr ...

Berliner Börsenzeitung. Du bist unter den berliner Rechtsblättern das am wenigsten beachtete. Sehr zu Unrecht, denn an mannhafter Entschlossenheit, Tatsachen zu verdrehen, stehst du hinter keiner Tag- oder Nachtausgabe zurück. Das hat sich nicht geändert, obgleich dein jahrelanger Chef sich jetzt selbständig gemacht hat und das Mittagsblatt „für die deutschen Berliner" herausgibt. Es ist keine angenehme Aufgabe, dir auf die Finger zu klopfen, aber ich komme um eine Feststellung nicht herum. Du zitierst Theobald Tigers „Meine Flieger — Deine Flieger", aber damit dein hohes nationales Empfinden auch gehörig Ärgernis nehmen kann, gibst du vorsichtigerweise nur die erste und die letzte Strophe. So wird der Sinn der Verse zwar ins Gegenteil umgefälscht, aber jetzt ist wenigstens der Anlaß da, etwas vaterländische Empörung verdampfen zu lassen. Daß die ‚Tägliche Rundschau', der ‚Jungdeutsche' und andre deinem Beispiel folgen, ist nicht verwunderlich bei Blättern, deren angeborener Schwachsinn sie nicht einmal zu selbstgekochten Perfidien befähigt und sie sogar in dieser Branche zu lebenslänglicher Imitation verurteilt.

Bremer Weltbühnenleser treffen sich jeden Mittwoch, 20 Uhr, im Theaterkaffee am Wall.

Weltbühnenleser Frankfurt a. Main treffen sich in der öffentlichen Kundgebung des Clubs Pazifistischer Studenten am Mittwoch, den 23. Mai 1928, abends ½9 Uhr, im Volksbildungsheim. Doktor Alfons Paquet spricht über das Thema: „Der Rhein und der Weltfrieden".

Berliner Weltbühnenleser treffen sich von jetzt ab im Demokratischen Klub, Viktoriastraße 24, nahe Potsdamer Brücke. Mittwoch, den 23. Mai, abends 8¼ Uhr, spricht Georg Wegener über: „Wahlen, Friede, Völkerbund" und am 30. Mai Alfons Steiniger über: „Pazifismus: Nobelpreis oder Revolution?"

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

**Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.**

Gasangriff auf Hamburg von Carl v. Ossietzky

In der ‚Weltbühne' vom 6. September 1927 (Nummer 36) nannte Oliver unter den Herren, die 1923 an den rechtsradikalen Umtrieben der Marinestation Ostsee teilhatten, auch einen ehemaligen Leutnant v. Borries. Dieser Herr v. Borries betrieb mit seinem Bruder in Holstein eine Milchkonservenfabrik, die eines üblen Tages in Konkurs geriet. Mit Hilfe der jungen Männer einer bekannten republikanischen Organisation rettete der eine der Brüder nächtlich seine Möbel über die dänische Grenze, indessen der zweite im Lande verblieb und die Milchkonserven mit einem andern Volksernährungsmittel vertauschte. Er wurde auf dem Wege über den Landbund Handelsbevollmächtigter jener „Gefu", die sich dann „Wiko" nannte und in Berlin W. 62, Kleiststraße 11 das historische Waffengeschäft mit Rotrußland betrieb, während im gleichen Hause die „Mologa" der Herren Joseph Wirth und Ludwig Haas sich vergebens abmühte, mit etwas zivilern Waren auf den grünen Zweig zu kommen. Das war damals die große Zeit der östlichen Orientierung. Heute taucht der ehemalige Büchsenmilchfabrikant wieder als Vertreter einer „Müggenburg G. m. b. H." auf, die im hamburger Hafen eine Quantität Phosgen zu stehen hat, die nach Meinung Sachverständiger hinreicht, um ganz Norddeutschland auszuräuchern. Zwar liegt ihm jetzt nicht viel an seinem Besitzerrecht — da spielt noch ein Kriegschemiker Doktor Stoltzenberg mit, der unter Geschäftsaufsicht steht —, aber die Besitzverhältnisse sind überhaupt noch dunkel, und ziemlich klar ist nur, daß von dieser neuen Gesellschaft des Herrn v. Borries die Spuren zurück zur „Gefu" führen, jener berüchtigten Reichswehrzentrale. Leider bleibt die große Presse wieder die Zusammenhänge schuldig. Man liest lamentable Erzählungen des Herrn Doktor Stoltzenberg, der bejammert, daß man ihn um sein kostbares Gut betrogen habe. Man vergißt darüber, daß das in der Nachbarschaft menschlicher Wohnungen lagernde Teufelszeug seit Jahr und Tag ständige Todesgefahr über die zweitgrößte deutsche Stadt brachte — was die Zeitungen präsentieren, ist „Ein deutsches Erfinderschicksal", Ballade mit Leiermusik.

Wieder müssen die außenpolitischen Rücksichten herhalten, um eine radikale innere Entseuchung zu verhindern. Gewiß ist die Erregung draußen nicht gering. Besonders in Amerika schlägt man harte Register an. Verklungen ist Herrn Schurmanns „Old Heidelberg, dear city", vergessen das Verbrüderungskarmen beim Fliegerempfang — wären sie am vergangenen Montag angekommen, es hätte eine selbst Hünefelds Monokel erschütternde Szene gegeben —, und in den new yorker Blättern findet man bedenkliche Reminiszenzen an die Zeit des „Lafayette, wir kommen!" Eine eindringliche Demonstration gegen die neuerdings beliebte Überbewertung von gesellschaftlichen Ereignissen internationalen Charakters.

Die neue Internationale der Festessen wird auch nicht schaffen, was die der Darbenden versäumte.

Wenn aber jetzt drüben gleich nach Völkerbundskontrolle verlangt wird — mit Verlaub, meine Herren, vorher bezöge der Völkerbund die moralische Legitimation, dies Richteramt auszuüben? Und sind nicht auch amerikanische Firmen als Abnehmer dieser Handelsware benannt worden? Es bleibt nur der Appell an den Völkerbund, das allgemeine Verbot zur Herstellung von Kampfgasen endlich auszusprechen. Deutschland aber hat die Pflicht, unabhängig von dem, was die Andern tun und sagen, den letzten Ursachen der hamburger Katastrophe nachzugehen. Kein Zufall, daß die grade in diesem Hafen eintrat, denn hier ist seit geraumer Zeit ein Hauptstapelplatz des internationalen Waffenschmuggels. Und auch die glücklichen Inhaber dieser Gastanks wußten wohl, warum sie sich nach Hamburg wandten, wo ihnen die hanseatische Munificenz nicht nur einen Lagerplatz zur Verfügung stellte, sondern auch weitherzige Aufsicht zukommen ließ. Wenn man bestimmten Gerüchten Glauben schenken darf, hat das Gas wiederholt den Besitzer gewechselt, und einer davon soll ein bekannter Inflationsmagnat gewesen sein, dessen politischer Ehrgeiz ihn in sehr hohe Regionen brachte. Dieser Gute soll einmal in Freundeskreisen das Rätselwort fallen gelassen haben: „Gestern habe ich 40 Kühe bezahlen müssen . . .", und erst viel später dämmerte den Hörern der Sinn auf, als sie erfuhren, daß er ein jüngst aufgekauftes militärisches Lager wieder abgestoßen habe.

Von kompetenter Seite sind Zweifel ausgesprochen worden, ob man es hier überhaupt mit Phosgen zu tun, das eine gelbliche Färbung aufweise, während das ausgeströmte Gas ganz farblos gewesen sei, es sich hier also um einen noch unbekannt gebliebenen wissenschaftlichen Fortschritt handle. Man wird richtig tun, sich nicht von amtlichen Beschwichtigungen einnebeln zu lassen. Stellen doch zurzeit auch militärisch geschulte Köpfe Erwägungen an, ob nicht zum Beispiel auch das Raketenauto sich etwa für Kampfzwecke verwenden lasse. Zur Ehre des Herrn Fritz von Opel sei gesagt, daß er sich mit den Leuten nicht eingelassen hat. Jedenfalls hat diese Giftgasattacke auf die große Stadt Hamburg, herbeigeführt durch die unverantwortliche Dummheit von Behörden und die verbrecherische Geschäftemacherei kommerzbegabter Exmilitärs eine Note schrecklich einleuchtender Pädagogik: — So wird der nächste Krieg sein! So wird es sein! Was sich da an der Grenze trister Arbeitervororte abspielte, das war gewiß viel weniger als eine Generalprobe, aber wer nicht von Gott geschlagen ist, wird den Sinn verstehen. Friedliche Menschen werden plötzlich mit verzerrten Gesichtern hinsinken, andre, die sich durch Flucht zu retten suchen, sich durch die eilende Bewegung nur schneller erschöpfen und mit giftgedunsenen Lungen fallen. Die freiheitlichen Jugendverbände Hamburgs rüsten zu einer großen Agitation. Möchten sie gehört werden! Die Kommunisten sind nicht dabei. Für sie hat ihr Redner in der hamburger Bürgerschaft diese markante Er-

klärung abgegeben: „Wir geben ohne weiteres zu, daß die Erzeugung der Giftgase notwendig ist zur Verteidigung Sowjet-Rußlands gegen die imperialistischen Mächte. Es ist außerdem selbstverständlich, daß die Sowjetregierung mit den kapitalistischen Staaten Wirtschaftsbeziehungen anknüpfen muß, um Phosgen für medizinische und industrielle Zwecke zu erhalten." Man sollte nicht zu hart sein mit diesem armen Schlucker, den mißverstandene Treue zu Moskau im Schlingkraut so jämmerlicher Rabulistik verstrickt. Nur darf man nicht fragen, was der Mann dazu sagen würde, der der Gründer seiner Partei war und als Erster in Europa mitten in einem siegesrasenden Land die Faust erhoben hat gegen den Krieg, gegen den Krieg.

Koalition? Ja — aber welche? von Kurt Hiller

Es gibt auf der Welt nichts auch nur entfernt so Schiefes wie einen schiefen Radikalismus.

Beispiele: Schiefer Radikalismus der Freiheitlichkeit. Statt bestrebt zu sein, dumme, ungerechte, brutale Gesetze durch vernünftige, gerechte, menschliche zu ersetzen, eine volksfeindliche Staatsordnung durch eine soziale: stattdessen die Gesetze abschaffen wollen, den Staat abschaffen wollen; nicht jene da, nicht diesen hier, sondern Gesetze und Staat überhaupt. — Oder: Schiefer Radikalismus der Friedensgesinnung. Statt einzutreten für Abrüstung, Kriegsächtung, obligatorische Schiedsgerichte, Schutz des Rechts jedes Menschen auf Leben, internationales Verbot des Wehrzwangs zumindest, kollektive Erhebung der in den Morddienst Gepreßten gegen den Presser: stattdessen Gewalt schlechthin ablehnen, ihre Anwendung auch dem Vergewaltigten untersagen, unbedingte Passivität empfehlen, umwälzenden Aktionen, befreierischen Revolutionen entgegenwirken durch Moralpredigten gegen Blutvergießen als solches. (Tolstoj erklärte bekanntlich, daß er sich der Gewalt sogar enthalten würde, wenn die Kannibalen kämen, um seine Töchter zu schlachten und zu essen.) — Oder: Schiefer Radikalismus der antiparlamentarischen Skepsis. Statt immer wieder nachzuweisen, wie wenig diese ‚Volksvertretungen' das Volk repräsentieren, wie sehr sie Funktionen außerparlamentarischer Machtgruppen sind, die außerparlamentarisch niedergerungen werden müssen, ein wie ungeeignetes Instrument der Stimmzettel ist, das Tor der sozialistischen Zukunft zu öffnen, ... statt zwar dies alles den Fetischisten des ‚demokratischen Gedankens' ständig von neuem vor Augen zu führen, aber gleichwohl Stimmzettel und Parlamentstribüne und Immunität (und Freifahrkarte) zu benutzen, erstens um das vor Augen zu führen, zweitens um für die Unterdrückten nach Maßgabe der Möglichkeiten immerhin herauszuholen, was trotz allem selbst so für sie herausholbar ist, um Schlimmstes zu verhüten und damit die Chancen einer revolutionären Wendung zu steigern: statt solcher Taktik Wahlabstinenz tätigen, die Parlamente „boykottieren", das Feld kampflos denen überlassen, deren Schädlichkeit man besser erkannt zu haben glaubt als sonstwer.

Ein viertes Beispiel hüpft nachgerade von selbst aufs Blatt. Jawohl: um keinen Grad minder schief als der antiparlamentarische Absolutismus ist der antikoalitionäre. Wann ist eine Arbeiterpartei radikal? Wenn sie der Wurzel ihres Wollens, der Quintessenz ihres Zielgedankens eingedenk bleibt und keinen Schritt auf Wegen tut, die von ihrem Ziele ab- statt zu ihm hinführen. Wenn sie proletarische Politik treibt ... und nicht eine bloß ‚republikanische', als wohlgelittener, höflich behandelter Lakai des klügern Teils der Bourgeoisie. Wenn sie klassenkämpferisch verfährt. Wenn sie kulturkämpferisch vorgeht. Aber radikal ist eine Arbeiterpartei nicht deshalb, weil sie in einer vorrevolutionären, relativ ruhigen Epoche, in einer Ära kapitalistischer Konsolidierung sich grundsätzlich weigert, mit halbwegs freiheitlichen bürgerlichen Parteien zusammenzugehen, um dadurch zu verhindern, daß die Reaktion aufkommt. Nein, solche Weigerung wäre kein echter, sondern ein schiefer Radikalismus; sie diente nicht dem Klassenkampf noch dem Kulturkampf, sondern sie täte beiden Abbruch. Den Andern das Feld räumen — damit dient man sich selber nie. Es zu glauben, ist eine Romantik des Absurden, die nur insofern einen Schein von Rationalität hat, als es bisher meist Laue, Zielvergessene, Opportunisten, leicht Korrumpierbare oder leicht Korrupte waren, die das Zusammengehn mit dem Bürgertum anrieten und vollführten — nicht als ethischen Trick, sondern als einen Akt völlig unethischer Alltagsroutine. Nein, wenn um der Machtsteigerung einer Idee willen ein sauberes Geschäft der praktischen Vernunft abgeschlossen werden soll — und darum geht es —, dann müssen grade die Schärfsten, grade die Unerbittlichsten, grade die Entschiedensten, Klarsten und Lautersten in den gefährlichen Zweckverband hinein. Die These, die ich hier aufstelle, gilt — ich wage es zu denken und zu sagen — für die Kommunistische Partei nicht weniger als für die Sozialdemokratische. Die proletarische Revolution vorbereiten heißt nicht, in prärevolutionären Zeiten durch Abseitsstehn unmöglich machen, daß Gesetze geschaffen werden, welche dem Proletariat die verhältnismäßig besten Lebensbedingungen sichern, die das kapitalistische System ihm bieten kann. Und jenes erträgliche Schulrecht und jenes erträgliche Strafrecht, die durchaus schon unter der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung verwirklichbar sind, schafft man nicht dadurch, daß man die Dunkelmänner an die Regierung läßt.

Die heimliche Koalition, die den alten Reichstag zum Auffliegen gebracht hat (nicht wahr, die Volkspartei sprang in einer bestimmten Phase der Schulgesetzberatungen zur Opposition ab), reichte von Stresemann bis Thälmann, was sage ich, von Kahl bis Korsch. Das Zentrum war umzingelt, eine Enklave. Im wilhelminischen Reichstag hatte es rechts von den Nationalliberalen gesessen; zum ersten Male zeigte sich jetzt, daß es auch an die rechte Seite der Volkspartei gehört. Die Tatsache, daß es links von ihr placiert ist, beruht auf dem ‚republikanischen' Schwindel, den es mit pfäffischer Schläue lange getrieben hat. Seit Herrn Marx aber das aufrichtigste Wort seines Lebens entfahren ist: daß das Zentrum keine republikanische, sondern eine verfassungstreue Partei sei (also, zum Beispiel, eine

Stütze der Monarchie nach geglückter Gegenrevolution), steht die Diagnose des klerikalen ‚Republikanismus' doch wohl auch für den naivsten Reichsbannermann fest.

Wir wissen, daß die Volkspartei wirtschaftspolitisch und sozialpolitisch konservativ ist. Aber das Zentrum ist es nicht minder. Das Zentrum bewilligte den Ruhrindustriellen aus den Steuergroschen der Arbeiter eine Dreiviertelmilliarde Goldmark. Es machte eine Erhöhung der Zölle auf wichtigste Lebensmittel und Gebrauchswaren mit von 356 Millionen Mark im Jahre 1924 auf 1255 Millionen. Mit Hilfe des Zentrums wurde der Reichswehretat um 1 Prozent, der soziale Etat um 45 Prozent gesenkt. Das Zentrum bewilligte die erste Rate von 80 Millionen Mark für einen Panzerkreuzer und strich die 5 Millionen für Kinderspeisungen. Es verweigerte einen dem Abbau der Besitzsteuern entsprechenden Abbau der Lohnsteuer. Dafür setzte es, zusammen mit den Deutschnationalen, das Einfuhrkontingent des zollfreien Gefrierfleisches so wesentlich herab, daß (mit dem sächsischen Sozialisten Bieligk zu reden) vielen Tausenden armer Familien das letzte Stück Fleisch aus dem Topfe gestohlen wurde. Das Arbeitslosenversicherungsgesetz, das Arbeitszeitgesetz, das Reichsmietengesetz — überall lehnte das Zentrum in trauter Gemeinschaft mit den andern kapitalistischen Parteien die Verbesserungsanträge der Linken ab. Eine Lüge, zu behaupten, das Zentrum sei „sozial". Einige seiner Außenseiter sind es; mit Maßen! Die Partei als solche ist arbeiterfeindlich — wie jede andre von Magnaten bezahlte. Schließlich kommts ja nach der Lehre ihrer Lehrer auf irdisches Wohlsein auch nicht an, sondern auf demütige Ergebung in das vom Herrn (will sagen: den Herren) gewollte Schicksal, damit man der „jenseitigen" und „ewigen" Glückseligkeit teilhaftig werde. Eine rosige Philosophie, vielmehr eine distlige — denn Esel sollen sie fressen.

Die Volkspartei ist ökonomisch-sozial nicht besser als das Zentrum, außenpolitisch nicht schlechter, kulturpolitisch immerhin um etliche Nuancen heller. In der Schulfrage, in der Ehescheidungsfrage, in der Frage der Schwangerschaftsunterbrechung entschied sie bisher gegen das Zentrum. Eine Verständigung der Linken mit der Volkspartei über die wichtigsten Probleme der neuen Legislaturperiode ist schwer, aber möglich; mit dem Zentrum ist sie unmöglich. Wenn sich die Linke mit dem Zentrum verbündet, kann sie sich auch gleich mit den Deutschnationalen verbünden. Ein Unterschied hat aufgehört zu bestehen, seit die Deutschnationalen unter die Locarnesen gegangen sind.

Die Weimarer Koalition kommt gottseidank nicht in Betracht. Unter den vermutlich 491 Sitzen des neuen Reichstags verfügt sie, selbst wenn man die Deutsche Bauernpartei mitrechnet, über 247, also nur über 1 Sitz mehr, als die Mehrheit beträgt. Die kulturelle Linke (Bauernpartei, Demokraten, SPD, KPD) blieb leider in der Minderheit: mit 240 Mandaten. Auch der alte schwarz-blaue Block, einschließlich Wirtschafts- und Volkspartei, bildet eine Minderheit (239 Sitze), es sei denn, daß die reisige Schar Hitlers hilfreich hinzutritt (+ 12): worauf es die Linke, dafür plädiere ich eben, nicht ankommen lassen soll.

Ich weiß natürlich, daß den Ausweg aus all diesen Nöten die ‚große' Koalition zu bedeuten scheint. Mit Zentrum, Volkspartei, Deutschen Bauern, Demokraten und Sozialdemokraten besäße sie 292 Sitze, also eine Mehrheit von 93 Stimmen. Träten noch die Gastwirtschaftspartei und die beiden Posadowskisten hinzu, so würden es 317 Sitze sein und eine Mehrheit von 143. Anscheinend der einzig stabile Block in diesem Reichstag. Anscheinend — vielmehr scheinbar! Denn diese Zusammenfügung wäre eine ganz äußerliche; es fehlte das geistige Band; der Block zerfiele sehr bald in seine Bestandteile. Daß die Zentrumspartei in den die Session beherrschenden Kulturfragen den linken Koalitionsbrüdern auch nur ein Tüttelchen nachgebe, duldet der Klerus nimmermehr; geben die Demokraten nach, so geben sie damit dem Restchen, das sie noch sind, den Rest; gibt die SPD nach, so sprengt diese Riesenpartei sich selbst: ihre freidenkerischen Wähler strömten in Scharen dem kommunistischen Lager zu; die nächste Wahl erwiese es.

Das Ergebnis des zwanzigsten Mai ist unideal; eine ideale Lösung der Krise daher unmöglich. Aber die Linke muß aus der Situation herausholen, was sich, nach dem Prinzip des kleinsten Übels, für ihre Ziele herausholen läßt. Wirtschaftspolitisch kann sie weder mit dem Zentrum noch mit der Volkspartei zu einer Verständigung gelangen, die erfreulich wäre; kulturpolitisch möglichenfalls mit der Volkspartei. Folglich soll sie diesen Versuch wagen! Es ist nur logisch, wenn die Parteikombination, die den alten Reichstag zur Explosion gebracht und, als Ganzes, in den Wahlen gesiegt hat (ihre Mandatsziffer stieg von 268 auf 285, ihre Mehrheit von 33 auf 79 Stimmen), unter dem neuen die Regierung bildet. Ich weiß, daß dieser logische Vorschlag ziemlich utopisch ist. Aber ein politischer Theoretiker hat nicht Prognostiker des Wahrscheinlichen, sondern Postulierer des Vernünftigen zu sein. Der Staatsdenker Kurt Riezler, Bethmann-Hollwegs Schwiegersohn, hat seinem sehr problematischen, aber bedeutenden Buche, das ein Jahr vor dem Krieg erschien, den Titel gegeben: ‚Die Erforderlichkeit des Unmöglichen'; stirbt das Buch: der Titel wird leben bleiben.

Unmöglich ist übrigens mein Vorschlag nicht. Zugegeben, daß kein Kommunist mit einem Volksparteiler, kein Volksparteiler mit einem Kommunisten sich auf eine Regierungsbank setzen wird (obwohl, von der Roten Fahne aus gesehen, Stresemann nicht arbeiterfeindlicher als Scheidemann, von der Täglichen Rundschau aus gesehen, die Sozialdemokratie ein nicht minder bolschewistischer Greuel als die KP ist) —: so gibt es auch andre Formen der Unterstützung eines relativ erwünschten Ministeriums als die Teilnahme an ihm. Im preußischen Landtag hat, seit dem denkwürdigen ‚Ekkibrief' vom Spätsommer 1925, die kommunistische Fraktion durch kluge Taktik ein Kabinett gestützt, das aus Sozialdemokraten, Demokraten und Zentrumsleuten bestand; warum sollte die kommunistische Reichstagsfraktion nicht ein Kabinett stützen, das aus Sozialdemokraten, Demokraten und Volksparteilern besteht? Es wäre, wie ich nachwies, nicht rechter, sondern um eine merkliche Schattierung linker als das preußische. Mit 231 Stimmen hätte es zwar keine Mehrheit hinter sich, aber es hätte auch

keine Mehrheit gegen sich, da der konservativ-klerikale Block, unter Einschluß der Hitlerleute und der Wirtschaftspartei, nur über 206 Stimmen verfügt. Stimmenenthaltung der Kommunisten würde genügen, der liberalen Koalition die Arbeit zu ermöglichen. Stimmenenthaltung, versteht sich, bei schärfster Kontrolle. Und diese Haltung entspräche durchaus dem Neuen Kurs der Dritten Internationale. Man hat in Moskau längst und zum Teil auch in Berlin schon erfaßt, daß in den bürgerlichen Staaten die Kommunisten nichts Klügeres tun können, als, solange eine revolutionäre Situation ausbleibt, unter Aufrechterhaltung ihrer radikalen Zielpropaganda nach dem Grundsatz des kleinern Übels Tagestaktik zu treiben. Die bürgerliche Demokratie, so wenig liebenswert sie ist, schafft der proletarischen Bewegung bessere Kampfbedingungen als der Fascismus. Zu behaupten, die Aussichten des Sozialismus seien heute in Italien, in Horthy-Ungarn, in Rumänien, Bulgarien, Litauen und andern reaktionär geleiteten Staaten günstiger oder auch nur ebenso günstig wie in England, Frankreich, Deutschland, Skandinavien, ist verelendungstheoretischer Mumpitz. Aber schaltet sich der Sozialismus in Deutschland jetzt aus, dann ebnet er dem Fascismus in Deutschland die Wege.

Natürlich muß er seine Bedingungen stellen. Arbeitsrecht, Mietrecht, Zölle, Steuern, Vereinheitlichung des Reichs, Abrüstung, Schule, Strafgesetz. Energische, dabei den Andern zumutbare Forderungen. Werden sie abgelehnt, dann äußert man ‚Guten Morgen!', und die nächste Wahl bringt uns den vollen Sieg. Unbedingte Koalitionsgegnerschaft ist so verwerflich wie ungehemmter Koalitionsdrang.

Man gehe links endlich ab von dem Brauch, als ‚Verräter zu bekrähen, wer bloß der bessere Verwirklicher ist. Hysterisch aufkreischen, wenn nur das Wort ‚Koalition' fällt, hat nichts Imposantes; ist schiefer Radikalismus! Aber Wachsamkeit, sobald Sozialdemokraten Ministerthrone besteigen, bleibt freilich geboten und Mißtrauen ein Gegenstand des täglichen Bedarfs.

Die kriminal-politische Bedeutung des Falles Hoelz

von Alfred Apfel und Felix Halle

Um was geht es im Rechtsstreit Hoelz?

Max Hoelz war nach dem Kapp-Putsch und in der Märzaktion des mitteldeutschen Proletariats (im März 1921) in der revolutionär-militärischen Leitung hervorgetreten und wurde nach seiner Gefangennahme als spiritus rector des gescheiterten Unternehmens von einem Sondergericht in Berlin, dem Ergreifungsort, abgeurteilt.

Die Anklage beschränkte sich aber nicht darauf, Max Hoelz wegen der gewaltsam versuchten Änderung der Staatsform und der aus den Kampfeshandlungen sich ergebenden Maßnahmen zur Verantwortung zu ziehen, sondern es wurde von der Staatsanwaltschaft der Versuch unternommen, Hoelz die persönliche Schuld unter anderm für eine Tötung aufzubürden, die sich im Zusammenhang mit den damaligen Vorgängen ereignet hat. Wäh-

rend Max Hoelz die Verantwortung für die politischen Taten voll übernommen und sich ohne jede Rücksicht auf die strafrechtlichen Folgen zu ihnen bekannt hat, hat er jede Beteiligung an diesem ihm vom Staatsanwalt zur Last gelegten Mord auf das entschiedenste bestritten. Es wurde nun vor dem Ausnahmegericht der Versuch gemacht, Max Hoelz durch Zeugenaussagen zu überführen. Der wesentlichste Zeuge war der Schlosser Uebe, der vom Gericht als Tatzeuge angesehen wurde. Uebe wurde in der damaligen Hauptverhandlung wegen seiner Teilnahme am Hoelz-Zuge nicht vereidigt. Dieser Zeuge hat bereits im Jahre 1926 seine Aussage als unrichtig widerrufen.

Die zweite hauptsächliche Belastungszeugin war Frau Heß, deren Aussage von der Verteidigung im Wiederaufnahme-Antrag auf das eingehendste nachgeprüft wurde. Es ist in der schlüssigsten Form nachgewiesen worden, daß das Zeugnis der Frau Heß ein unzuverlässiges Beweismittel ist. Obwohl schon 1921 verschiedenen bei der Hauptverhandlung anwesenden, kriminalistisch erfahrenen Journalisten der sogenannte Schuldbeweis gegen Hoelz im Falle Heß als unzulänglich aufgefallen war, hat das Gericht nur Bedenken getragen, der Mordanklage des Staatsanwalts zu entsprechen, Hoelz aber wegen Totschlags an Heß verurteilt. Das Ausnahmegericht hat das Höchstmaß der Totschlagsstrafe, 15 Jahre Zuchthaus, seinem Urteil zugrunde gelegt und bei der Verurteilung wegen Hochverrats zu lebenslänglichem Zuchthaus miteingeschlossen. Zugleich hat das Gericht Hoelz durch Verhängung des dauernden Ehrverlustes der politischen Rechte beraubt.

Es sind mehr als eineinhalb Jahre verflossen, seit Erich Friehe sich öffentlich beschuldigt hat, in der Weise an der Tötung des Heß beteiligt zu sein, wie es das Urteil des Ausnahmegerichts Max Hoelz zur Last gelegt hat. Ebenso lange ist es her, daß der Hauptbelastungszeuge Uebe unter Bestätigung des Geständnisses des Friehe seine damalige Aussage, die entscheidend zur Verurteilung von Hoelz beigetragen hat, widerrufen hat. Hierbei ist besonders beachtlich, daß der Staatsgerichtshof grade die Aussage Uebes in erster Linie zur Ablehnung eines frühern Wiederaufnahme-Antrages von Hoelz benutzt hat.

Angesichts dieser Sachlage wäre es nach dem Sinne des Gesetzes Pflicht der Anklagebehörde gewesen, von sich aus die Wiederaufnahme des Falles Hoelz von Amts wegen zu beantragen. Aber die Behörde verfuhr auch in diesem Falle so, wie die Behörden — entgegen dem Sinne des Gesetzes — in Wiederaufnahmeverfahren zu handeln pflegen: die formelle Verurteilung gilt als unantastbar, die formelle Rechtskraft wird über die materielle Wahrheit gestellt. Der Schutz der Interessen des verurteilten Staatsbürgers wird nicht von der übermächtigen staatlichen Anklagebehörde übernommen, die, wie wahrscheinlich geworden ist, seine Verurteilung zu Unrecht veranlaßt hat, sondern seine Vertretung bleibt der privaten Verteidigung überlassen, die im Regelfall schon aus Mangel an Geldmitteln nicht in der Lage ist, gegen die Übermacht der Behörden mit Erfolg anzukämpfen.

Im Falle Hoelz ist nun die Verteidigung dank der Opferwilligkeit der deutschen Arbeiterschaft und einer Reihe bürger-

licher Idealisten, die an Gerechtigkeit als ein Erfordernis der Justiz glauben, in den Stand gesetzt worden, einen Wiederaufnahme-Antrag vorzubereiten, der auf Grund eingehendster Ermittlungen, sorgfältigster Aktenvergleichung und wissenschaftlicher Durcharbeitung des Materials die Beweisgrundlagen des Urteils erschüttert. Über diesen Antrag steht der Entscheid des Oberreichsanwalts und des Reichsgerichts noch aus.

Während im Falle Hoelz trotz des gestellten Wiederaufnahme-Antrages die Rechtskraft des Urteils noch fortbesteht, ist in dem Verfahren gegen Friehe eine rechtskräftige, durch kein Rechtsmittel mehr anzufechtende Entscheidung gefallen. Die Strafkammer Halle hat auf Antrag des Oberstaatsanwalts Doktor Luther erklärt, daß Friehe des Totschlags an dem Gutsbesitzer Heß entgegen seiner Selbstbezichtigung und ohne Berücksichtigung der Aussage des Zeugen Uebe nicht hinreichend verdächtig sei. Auf welche Weise sind der Oberstaatsanwalt und das hallenser Gericht zu diesem eigenartigen Ergebnis gelangt? Der Oberstaatsanwalt, der beantragt hat, Friehe außer Verfolgung zu setzen, ist derselbe Beamte, der persönlich daran interessiert ist, daß die Vorkommnisse im Ermittlungsverfahren gegen Hoelz nicht in öffentlicher Gerichtsverhandlung noch einmal nachgeprüft werden. Es ist derselbe Beamte, dessen berufliche Fehlleistung als ermittelnder Staatsanwalt sowohl durch eine Feststellung der Schuld des Friehe wie durch eine Freisprechung des Hoelz festgestellt werden würde. Es ist psychologisch durchaus verständlich, daß der Staatsanwalt sich mit aller Gewalt gegen einen solchen Ausgang der Sache wehrt. Auf diese Weise wird der Staatsanwalt zum Offizial-Verteidiger des Friehe, genau so, wie sein mecklenburger Kollege Müller zum Verteidiger der Personen wird, die des Meineides und zum Teil des Mordes verdächtig sind, um dessentwillen Jakubowski hingerichtet wurde.

Wie führt nun Doktor Luther die Verteidigung Friehes? Um zu dem von ihm gewünschten Ergebnis zu kommen, wird die Glaubwürdigkeit des Uebe, auf die der Berliner Staatsanwalt im Jahre 1921 die Mordanklage gegen Hoelz aufbaute, die das Ausnahmegericht als wesentliche Grundlage seiner Verurteilung übernahm und auf die der Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik bei Verwerfung des ersten Wiederaufnahme-Antrages bezugnimmt, vom Staatsanwalt Doktor Luther nunmehr so gering bewertet, daß nicht einmal eine öffentliche Hauptverhandlung gegen Friehe, trotz der Übereinstimmung des Geständnisses und der jetzigen Aussage Uebes vorliegt, für notwendig erachtet wird. Mit andern Worten:

> Uebes Glaubwürdigkeit ist ausreichend, um Hoelz im Zuchthaus zu halten, aber sie ist nicht ausreichend, um Friehe auch nur auf die Anklagebank zu bringen.

In der „Verteidigungsschrift" des Staatsanwalts Doktor Luther für Friehe wird die Zeugin Heß im Gegensatz zu Uebe weiter als vollwertiges Beweismittel betrachtet, aber es ist bezeichnend, daß der Staatsanwalt es nicht für notwendig befindet oder es nicht wagt, auch nur mit einem Wort auf die bis ins Einzelne belegten Angriffe der Verteidigung gegen die Glaubwürdigkeit der Frau Heß einzugehen.

Ebenso charakteristisch ist die gesamte Methode, mit der der Staatsanwalt die Widerlegung der Selbstbezichtigung des Friehe und zugleich des Wiederaufnahme-Antrages der Verteidigung im Falle Hoelz vornimmt. Der Staatsanwalt bezieht sich auf Aktenstellen. Während aber die Verteidigung bei der Abfassung des Wiederaufnahme-Antrages jede Aktenstelle, auf die als erheblich Bezug genommen wird, wörtlich anführt, begnügt sich der Staatsanwalt, Behauptungen aufzustellen und Aktenseiten hinzuzuschreiben, während ein Nachlesen dieser Aktenstellen ergibt, daß der Staatsanwalt mit größter Willkürlichkeit aus den Akten das herausliest, was er für seinen Zweck in den Akten zu finden glaubt. Wir stehen nicht an, zu sagen: Wenn ein Verteidiger in einem ernstern Fall es wagen würde, mit derartigen Methoden seine Verteidigungsschriften oder auch nur seine Plaidoyers in dieser Weise zu führen, so gefährdet er sein anwaltliches Renommee und wäre der schärfsten Kritik des Gerichtes ausgesetzt.

Aber der Staatsanwalt Doktor Luther hat beim Gericht Glück. Das Gericht beschließt seinem Antrag gemäß. Die Strafkammer hält in diesem bedeutsamen Rechtsfalle nicht einmal eine erkennbare eigne geistige Leistung für erforderlich; sie begnügt sich damit, einen Beschluß zu fassen, der eine eigne Begründung nicht hat, sondern nur die staatsanwaltliche Begründung übernimmt, ohne auch nur eine der Aktenstellen als nachgeprüft und verglichen zu zeigen.

In immer weitern Kreisen der Bevölkerung muß die Bedeutung der Möglichkeit einer Beseitigung richterlicher Fehlsprüche erkannt werden. Es ist kein Zufall, sondern ein Zeichen der Zeit, daß die Psychologie hoher juristischer Funktionäre, die jeder Wiederaufnahme als einer Schwächung der richterlichen Autorität unter allen Umständen mit der Einsetzung ihrer Persönlichkeit entgegentreten, zum Gegenstande einer psychologischen Untersuchung in Form eines Romans gemacht worden ist. Im „Fall Maurizius" von Jacob Wassermann wird der Oberstaatsanwalt von Andergast wahnsinnig, nachdem ihm der Glaube an seine Unfehlbarkeit und die seiner richterlichen Kollegen genommen ist. Das ist eine Lösung dichterischer Phantasie. In der Wirklichkeit enden ungleich häufiger als Staatsanwälte und Richter die unschuldig Verurteilten im Wahnsinn.

Die kriminalpolitische Bedeutung des Falles Hoelz, ebenso wie die der Fälle Jakubowski, Dujardin, Haas und einer Reihe andrer Fälle der letzten Jahre liegt darin, daß sie auf das deutlichste zeigen, wie wenig bei den Arbeitsmethoden vieler Staatsanwälter und Richter der trotz tatsächlicher Nichtschuld Angeklagte vor unrechtmäßiger Verurteilung geschützt ist. Zugleich lassen diese Fälle erkennen, wie schwer es ist, einem unschuldig Verurteilten zum Recht zu verhelfen angesichts der schroff ablehnenden Haltung der gleichen Justizfunktionäre gegenüber jedem Versuch, die Fehlerhaftigkeit eines Urteils nachzuweisen.

Darum ist es eine der dringendsten Aufgaben des neuen Reichstages, die Rechtsgarantien gegen die Verurteilung eines Nichtschuldigen zu verstärken und das Wiederaufnahmerecht grundlegend zu verbessern.

Rettungsgürtel an einer kleinen Brücke

von Egon Erwin Kisch

Über die Brüstung der Lichtensteinbrücke, einer kleinen Brücke, die vom hintern Eingang des Zoologischen Gartens zum Tiergarten führt, ist ein Rettungsring gehängt. Ein Seil, das sich nicht verfitzen kann, ermöglicht es, den tragfähigen Gürtel weithin in den Landwehrkanal zu schleudern, zu einer Stelle, wo jemand gegen den Ertrinkungstod kämpft. Die Gegend ist, man kann es nicht anders sagen, idyllisch.

Der Kandelaber, der den Rettungsring darbietet, hält gleichzeitig eine Papptafel mit illustrierten Anweisungen zur Wiederbelebung Ertrinkender. Ferner verkündet ein Schild, daß sich die nächste Rettungsstelle im Hause Nr. 9 der Budapester Straße befindet.

Bedenkt man, daß die Lebensmüden sich für einen ernstgemeinten Selbstmord eine Stunde aussuchen, da niemand in der Nähe ist und daß sie nicht um Hilfe rufen, bedenkt man, daß die Aussicht, hier unversehens ins Wasser zu fallen, selbst für einen Bezechten gering, und die Aussicht, sich von selbst wieder ans Land zu paddeln, durchaus günstig ist, bedenkt man ferner, daß nächtlicherweile in Berlin, in der Tiergartengegend, die freiwilligen Samariter beonders dünn gesät sind, auch im Falle einer Hilfsbereitschaft sich kaum jemand des Rettungsgürtels erinnert, und daß der Ertrinkende während der Loslösungs- und Wurfvorbereitungen bereits entkräftet ist und einen in seine Nähe geschleuderten Gegenstand nicht mehr zu erreichen vermag — — —

Bedenkt man also all das, so wird man annehmen können, daß der Gürtel des stillen Brückleins am Lichtensteinportal des Zoo noch keinem das Leben gerettet hat.

Aber da immerhin die Möglichkeit besteht, daß jemand im Kanal umkommt (ein Füsilier, der 1904 bei einer Rettungstat ertrank, hat hier ein Denkmal aus Bronze, Stein, Efeu und Baum), so besteht auch die Möglichkeit, daß einmal in Jahrzehnten der Gürtel einen Menschen dem Wasser entreißen kann, der Wiederbelebungsversuch laut Anweisungen auf dem Pappkarton Erfolg hat, die Rettungsstelle Budapester Straße Nr. 9 rechtzeitig benachrichtigt wird und rechtzeitig an Ort und Stelle ist. Für Staat und Gesellschaft Grund genug zu einer Maßnahme öffentlicher Fürsorge.

Ein Menschenleben kann nicht hoch genug bewertet werden.

*

Von dem Rettungsgürtel auf Wurfweite entfernt ist die Stelle, wo uniformierte Männer einen Frauenkörper ins Wasser warfen.

Irgendwelche Bürger von der Einwohnerwehr hatten sich Rosa Luxemburgs in dem Hause bemächtigt, in dem sie wohnte, und aus irgendwelchen Gründen grade ins Edenhotel gebracht, wo der Stab der Gardekavallerie-Schützendivision hauste, forsche Herren, monokelnd und näselnd, die nun kurzerhand übereinkamen, „die Galizierin" um die Ecke zu bringen.

Um die Ecke zu bringen — —, sie machten die sprachliche Wendung wahr.

Das Haus muß rein bleiben, das ist der Grundsatz jedes biedern Ehemanns, etwas andres ist es draußen, das Haus muß rein bleiben, jedoch in der Sekunde, da Rosa Luxemburg, vom herbeigeholten Mordkommando begleitet, den Fuß aus dem Hotelportal setzte, zertrümmerten ihr die Helden mit Gewehrkolben von hinten das Schädeldach und legten sie aufs Auto. Herr Leutnant Vogel fuhr mit, er saß verkehrt neben dem Führersitz, preßte seines Revolvers Mündung auf die Stirn der halbtoten Rosa und drückte ab. Der Schuß versagte, denn die Waffe war nicht entsichert, — nun, so entsicherte er sie eben, preßte von neuem seines Revolvers Mündung auf die Stirn der halbtoten Rosa und drückte von neuem ab.

Das Auto fuhr inzwischen die Straße gradeaus, die damals noch Alter Kurfürstendamm hieß und jetzt Budapester Straße heißt, während statt dessen die Budapester Straße nach Friedrich Ebert genannt wird, so daß sowohl Horthys Budapest wie Deutschlands Ebert die ihrer würdige Ehrung haben. Aber es fuhr nicht gradeaus über die Corneliusbrücke, sondern bog links ein, — — man hatte ja Rosa Luxemburg um die Ecke zu bringen.

Um die Ecke zu bringen, — — an der ersten Ecke, links vom Alten Kurfürstendamm ist die Gegend finster. Auf der einen Seite die Wirtschaftsgebäude vom Zoo, auf der andern Seite der Landwehrkanal. Nahe der Lichtensteinbrücke wächst sogar noch Gebüsch zwischen Weg und Wasser, hier hält das Auto. Kein Mensch kommt zu so später Stunde hierher, es ist auch heute keiner da, wohl aber Gardeoffiziere mit Maschinengewehren; sie bewachen die Brücke, auf der der Rettungsring hängt. „Halt, wer da?" — — „Um Gotteswillen, nicht schießen!" — — Oberleutnant Vogel (zum herankommenden Offizier): „Bitte, veranlassen Sie nichts! Ich habe die Leiche der Luxemburg." — — Der Offizier: „Gott sei Dank!"

Dann wurde Rosa Luxemburg ins Wasser geworfen. Da der Körper, tot oder halbtot, auf der Oberfläche schwamm, soll er (gewiß weiß man es nicht, denn die des Meuchelmordes angeklagte Garde-Division stellte selbst den Gerichtshof) wieder herausgefischt worden sein, mit Draht umwickelt und mit Steinen beschwert. Woher nahm man so eilig den Draht? Wahrscheinlich vom Rettungsgürtel.

Vorsitzender: Erinnern Sie sich nicht, daß Leutnant Röpke, die Hand an die Mütze legend, Ihnen gemeldet hat: ‚Die Leiche Rosa Luxemburgs ist soeben ins Wasser geworfen worden, wenn Herr Hauptmann sie sehen will, dort schwimmt sie!'?

Hauptmann Weller: Als ich auf der Brücke stand, sah ich einen dunklen Gegenstand im Wasser treiben. Da kann vielleicht jemand gesagt haben: ‚Da schwimmt sie'.

Er stand auf der Brücke neben dem Rettungsgürtel. Etwas treibt im Wasser. Ein dunkler Gegenstand.

Dieser dunkle Gegenstand ist Rosa Luxemburg. Ist die große Gelehrte, Verfasserin soziologischer Werke, eine wunderbare deutsche Stilistin, eine Frau, unsagbar gütig gegen

Mensch und Tier, zeit ihres Lebens persönlich tapfere Kämpferin für eine bessere Zukunft.

Dort schwimmt sie, ein dunkler Gegenstand. Die lichten Helden, die sie um die Ecke gebracht haben, fahren um die Ecke zurück, rühmen (zueinander) ihre Tat, zahlen Belohnungen aus, lassen Wein auffahren, sich im Gruppenbild aufnehmen, der Jäger Runge, der den ersten Kolbenhieb drosch, darf mit den Herren Offizieren auf dasselbe Photo. Großer Sieg.

Ein Menschenleben kann nicht hoch genug bewertet werden.

*

Auf der einen Seite der kleinen Brücke, auf der fürsorglich der Rettungsgürtel hängt, ist das Lichtensteinportal des Zoologischen Gartens, auf der andern Seite beginnt der Neue See. Dort haben zwölf Minuten früher die Kameraden des Leutnants Vogel den Kameraden Rosa Luxemburgs um die Ecke gebracht.

Um die nächste Ecke, erst im Tiergarten, wo vor hundert Jahren die hohen Herren das Wild zu erlegen geruhten. An der ersten Stelle, die dunkel war, ein Seitenweg zweigte ab, zerrte man den beim Ausgang des Eden-Hotels gleichfalls halberschlagenen Karl Liebknecht aus dem Auto und forderte ihn auf, zu Fuß zu gehn. Nach links, trotzdem man angeblich nach Moabit wollte, also schnurstracks gradeaus. Man mußte ihn eben um die Ecke bringen.

Sechs Offiziere, Kapitänleutnant Horst von Pflugk-Hartung, Leutnant Stiege, Leutnant von Ritgen, Leutnant z. S. Schulze, Hauptmann Heinz von Pflugk-Hartung und der Leutnant i. d. R. Liepmann, cand. phil., Sohn eines charlottenburger Justizrates, ein Judensöhnchen, das sich von keinem Gardeoffizier einen Mangel an schneidiger Bestialität nachsagen lassen wollte, sowie der Jäger zu Pferd Clemens Friedrich führten oder schleppten Karl Liebknecht, den Abgeordneten, der als Einziger während des ganzen Krieges laut den Frieden gewollt, mutig für die Rettung von Hunderttausenden von Deutschen eingetreten war ...

Kapitänleutnant Horst von Pflugk-Hartung feuerte von hinten den ersten Schuß ab, Signal zu dem Bombardement auf Liebknecht. Als dieser tot zusammenbrach, totsicher tot, konnte er auf die Unfallstation gebracht werden, deren Adresse neben dem Rettungsgürtel auf der kleinen Brücke angegeben ist.

Es sei ein „unbekannter Spartakist", sagten sie, wollten zunächst beide Meuchelmorde verheimlichen, gaben dann eine Erklärung heraus, Herr Doktor Liebknecht sei von der vor dem Hotel angesammelten Menschenmenge schwer verletzt worden, habe im Tiergarten flüchten wollen, auf mehrfaches Anrufen nicht Halt gemacht und einem Verfolger einen Messerstich versetzt, worauf man ihm nachschoß. Wo Frau Doktor Luxemburg sei, wisse man nicht, verlautbarten ihre Mörder amtlich; eine spartakistische Menge habe sie mit dem Ruf „Das ist die Rosa" an der Corneliusbrücke (also nicht um die Ecke, versteht Ihr!)

vom Wagen geholt und sei mit ihr in der Dunkelheit verschwunden.

All diese Behauptungen wurden selbst vor dem Kameradschaftsgerichtshof nicht mehr aufrecht erhalten, sie hatten sich längst als Lügen herausgestellt, vor dem Hotel waren weder Zivilisten, die Karl Liebknecht aus antispartakistischen Gründen tödlich verwundet hatten, noch Zivilisten, die aus spartakistischen Gründen Rosa Luxemburg bei der Corneliusbrücke in die Dunkelheit retteten, kein Zivilist wußte von der Festnahme und gar vom Abtransport der beiden, kein Zivilist war dem Auto begegnet.

Obwohl die Gardekavallerie-Schützendivision aus dem Edenhotel das Divisionsgericht stellte, also keinem der Herren Mörder etwas passieren konnte, muß anerkannt werden: alle verleugneten tapfer ihre Mannespflicht, drückten sich, verlangten keinerlei öffentliche Anerkennung von ihrem Chef Noske und ihrem Oberchef Ebert dafür, daß sie, sieben Mann, Liebknecht überwältigt hatten, und verzichteten auf alle Orden und Ehren, damit im Interesse von Staat und Gesellschaft die Wahrheit über seinen Tod verschwiegen werde.

Ein Menschenleben kann nicht hoch genug bewertet werden.

*

Das alles fällt einem so ein, wenn man auf dem idyllischen Brücklein steht, auf dem fürsorglich ein Rettungsgürtel hängt.

Das „Menschliche" von Ignaz Wrobel

„Bild rechts: von links nach rechts: Generalintendant T., künstlerischer Beirat L., Betriebsdirektor F., Komparseriechef M., Oberspielleiter P., Dramaturg M., Oberspielleiter S., Spielleiter D., Intendanzsekretär B." Was ist das —?

Das ist das arbeitende Deutschland von heute. Anders können sie nicht — anders machts ihnen keinen Spaß. Diese Nummern des deutschen Alphabets mit den Metternich-Kanzlei-Titeln vor ihren Namen halten in Wahrheit nur ein mittleres Stadttheater einer Provinzstadt in Ordnung, was immerhin nicht gar so welterschütternd ist. Aber weil es ja keine Angestellten mehr gibt, sondern ganz Deutschland einer Bodenkammer gleicht (vor lauter Leitern kommt man nicht vorwärts) — so „leiten" sie alle, und wenn es auch nur ein kleines Mädchen an der Schreibmaschine ist, die zusammen mit ihrem Kaffeetopf gern „Abteilung" genannt wird; die leiten sie dann. Es gibt ja auch schon eine „Vereinigung leitender Angestellter", so einer Art Obersklaven, die gern bereit sind, unter der Bedingung, daß sie von oben her besser angesehen werden, kräftiger nach unten zu treten. Die Bezeichnung „Chefpilot" erspart dem Unternehmen etwa zweihundert Mark monatlich.

Im Gegensatz zu diesem Unfug, der jeden mittlern Angestellten zu einem Direktor aufbläst, steht, nach des Dienstes ewig falsch gestellter Uhr eine süße Stunde. Abends, wenn sich die ersten Lautsprecher gurgelnd übergeben, flutet die Muße über das Land herein: der Intendanzsekretär hängt

diesen Titel an den Haken, den jeder Betrieb hat, der Betriebsdirektor glättet die Dienstfalte seiner Amtsstirn, der Oberspielleiter klopft dem Spielleiter huldvoll auf die Schultern, und nun pladdert das „Menschliche" aus ihnen allen heraus.

Das „Menschliche" ist das, was sich anderswo von selbst versteht. Bei uns wird es umtrommelt und zitiert, hervorgehoben und angemalt ... Wenn der kleinste Statist unter den weißen Jupiterlampen fünfundzwanzig Jahre lang die gebrochenen Ehrenworte der Filmindustrie aufgesammelt hat, dann gratulieren die Kollegen „dem Künstler und dem Menschen", was sie — Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps — sorgfältig zu trennen gelernt haben. Der Künstler ist eines, und der Mensch ist ein andres.

Aus dem „Menschlichen" aber, das man nie mehr ohne Anführungsstriche schreiben sollte, ein eignes Ressort gemacht zu haben, ist den Deutschen vorbehalten geblieben, die sich so ziemlich im Gegensatz zur gesamten andern Welt, einbilden, es gäbe etwas „rein Dienstliches", oder, noch schlimmer: „rein Sachliches". Wenn die Herren Philologen mir das freundlichst in eine andre Sprache übersetzen wollten — ich vermag es nicht.

Jede Anwendung dieses törichten Modewortes „menschlich" bedeutet das Eingeständnis an das „Dienstliche", das in Deutschland das „Menschliche" bewußt ausschließt oder es allenfalls, wenn der Vorgesetzte grade nicht hinsieht, aus Gnade und Barmherzigkeit hier und da ins Amtszimmer hineinschlüpfen läßt. Zu suchen hat es da viel, aber es hat da nichts zu suchen.

Es ist ein deutscher Aberglaube, anzunehmen, jemand könne durch künstliche und äußerliche Ressorteinteilungen seine Verantwortung ablehnen; zu glauben, es genüge, eine Schweinerei als „dienstlich" zu bezeichnen, um auf einem neuen Blatt à conto „Menschlichkeit" eine neue Rechnung zu beginnen; zu glauben, es gäbe überhaupt irgend etwas auf der Welt, in das sich das menschliche Gefühl, hundertmal verjagt, tausendmal wiederkommend, nicht einschliche. „Es ist ein Irrtum", hat neulich ein Unabsetzbarer im Talar in Stettin gepredigt, „zu glauben, die Geschworenengerichte hätten nach dem Gefühl zu urteilen — sie haben lediglich nach dem Gesetz zu urteilen". So sehen diese Urteile neuerdings, seit die Unabsetzbaren die Laien beeinflussen, auch aus — ein Urteil „lediglich nach dem Gesetz" gibt es nicht und kann es nicht geben.

Aber das ist die deutsche Lebensauffassung, die die Verständigung mit andern Völkern so schwer macht: das „Menschliche" steht hierzulande im leichten Ludergeruch der Unordnung, der Aufsässigkeit, des unkontrollierbaren Durcheinanders; der Herr Obergärtner liebt die scharfen Kanten und möchte am liebsten noch — bis zum Dienstschluß — die Wolken auf Vorderwolke anfliegen lassen, bestrahlt von einer quadratischen Sonne ... Sie haben sich das genau eingeteilt: das „Dienstliche" ist hart, unerbittlich, scharf, rücksichtslos,

immer nur ein allgemeines Interesse berücksichtigend, das sich dahin auswirkt, die Einzelinteressen schwer zu beschädigen — das „Menschliche" ist das leise, in Ausnahmefällen anzuwendende Korrektiv sowie jene Stimmung um den Skattisch, wenn alles vorbei ist. Das „Menschliche" ist das, was keinen Schaden mehr anrichtet.

Sie spielen Dienst. Eine junge Frau besucht ihren Mann, der ist Kellner in einem kleinen Café. In Frankreich, in England, in romanischen Ländern spielt sich das so ab, daß sie ihn in der Arbeit nicht stören wird, aber ihm natürlich herzhaft und vor allen Leuten Guten Tag sagt. Bei uns —? Bei uns spielen sie Dienst. „Denn er ist im Dienst und darf nicht aus der Rolle fallen, sonst gibt es Krach mit dem Chef, der hinter dem Kuchentisch steht." Er darf nicht aus der Rolle fallen ... Sie spielen alle, alle eine Rolle.

Sie sind Betriebsdirektoren und Kanzleiobersekretäre und Komparseriechefs, und wenn sie es eine Weile gewesen sind, dann glauben sie es sich und sind es wirklich. Daß jedes ihrer Worte, jede ihrer Handlungen, ihr Betragen, ihre Ausflüchte und ihre Sauberkeit bei der Arbeit, ihre Trägheit des Herzens und ihr Fleiß des Gehirns vom „Menschlichen" herrühren, das sie, wie sollte es auch anders sein, nicht zu Hause gelassen haben, weil man ja seine moralischen Eingeweide nicht in der Garderobe abgeben kann —: davon ahnen sie nichts. Sie sind im „Dienst", und wenn ich im Dienst bin, bin ich ein Viech, und ich bin immer im Dienst.

Sie teilen, Schizophrene eines unsichtbaren Parademarsches, ihr Ich auf. „Ich als Oberpostschaffner" ... schreibt einer; denn wenn er seine Schachspielerqualitäten hervorheben will, dann schreibt er: „Ich als Mitglied des Schachklubs Emanuel Lasker". Der tiefe Denkfehler steckt darin, daß sie jedesmal mit der ganzen Person in einen künstlich konstruierten Teil kriechen; als ob der ganze Kerl Schachspieler wäre, durch und durch, nichts als Schachspieler ... ! „In diesem Augenblick, wo ich zu Ihnen spreche, bin ich lediglich Vormundschaftsrichter" —, das soll er uns mal vormachen! Und er macht es uns vor, denn es ist sehr bequem.

Daher alle die Ausreden: „Sehen Sie, ich bin ja menschlich durchaus Ihrer Ansicht" — daher die im tiefsten feige Verantwortungslosigkeit aller derer, die sich hinter ein Ressort verkriechen. Denn wer einem schlechten System dient, kann sich nicht in gewissen heiklen Situationen damit herausreden, daß er ja „eigentlich" und „menschlich" nicht mitspiele ... Dient er? Dann trägt er einen Teil der Verantwortung.

Und so ist ihr deutscher Tag:

Morgens steht der Familienvater auf, drückt als Gatte einen Kuß auf die Stirn der lieben Gattin, küßt die Kinder als Vater und hat als Fahrgast Krach auf der Straßenbahn mit einem andern Fahrgast und mit dem Schaffner. Als Steuerzahler sieht er mißbilligend, wie die Straßen aufgerissen werden; als Intendanzsekretär betritt er das Bureau, wobei er sich in einen Vorgesetzten und in einen Untergebenen spaltet; als Gast nimmt er in der Mittagspause ein Bier und eine Wurst

zu sich und betrachtet wohlgefällig als Mann die Beine einer Wurstesserin. Er kehrt ins Bureau zurück, diskutiert beim Kaffee, den er holen läßt, mit einem Kollegen als Kollege und Flachwassersportler einige Vereinsfragen, beschwert sich als Telephonabonnent bei der Aufsicht, hat als Onkel ein Telephongespräch mit seinem Neffen und kehrt abends heim — als Mensch? Was ist noch von ihm übrig? „Il est arrivé!" sagte jemand von einer Berühmtheit. „Oui, mais dans quel état!" antwortete ein andrer.

Der deutsche Mensch, der auch einmal „Mensch sein" will, eine Vorstellung, die mit aufgeknöpften Kragen und Hemdsärmeln innig verknüpft ist — der deutsche Mensch ist ein geplagter Mensch. Nur im Grab ist Ruh ... wobei aber zu befürchten steht, daß er als Kirchhofsbenutzer einen regen Spektakel mit einem nicht konzessionierten Spuk haben wird . . . „Das Spuken ist nur mit einem Spukerlaubnisschein gestattet. Die Direktion."

Statt guter Gefühle die Sentimentalität jaulender Dorfköter; statt des Herzens eine Registriermaschine: Herz; statt des roten Fadens „Menschlichkeit", der sich ja in Wahrheit durch alle Taue dieses Lebensschiffes zieht, die Gründung einer eignen Abteilung: Menschlichkeit — nicht einmal Entseelte sind es. Verseelt haben sie sich; die Todsünde am Leben begangen; mit groben Fingern Nervenenden verheddert, verknotet, falsch angeschlossen... und der letzte Amtsverbrecher noch ist nach der Untat, unter dem Tannenbaum und am Harmonium, in Filzpantoffeln, auf dem Sportplatz und im Paddelboot rein menschlich ein menschlicher Mensch.

Auszug aus Oesterreich von Bruno Frei

Herr Doktor Seipel hat keine Ähnlichkeit mit Ramses II. und die Republik Oesterreich ist nicht das pyramidenbauende Ägypten. Leider — sagen die „Wardanieri", die grade deshalb den Auszug aus Oesterreich organisierten. Sie sind die umgekehrten Kinder Israels mit allem, was nach dem biblischen Vorbild dazu gehört: mit einem „Moses" an der Spitze, mit dem gelobten Land als Wegziel, mit dem Glauben an das Wunder der Spaltung des Meeres, mit der Fahne „Noch lebt der alte Gott!" Sie ziehen aus dem Land, nicht weil es zuviel, sondern weil es zu wenig Arbeit gibt.

Als der ehemalige Oberleutnant Peter Waller in der Vorstadt den Arbeitslosen von Ottakring und Favoriten zu predigen begann, er sei der Letzte des Stammes der Warden, da er doch aus Großwardein stamme, und er habe die Absicht, diesen Stamm, der zu Kolonisierungszwecken schon seit dem Mittelalter besonders geeignet sei, nach Abessinien zu verpflanzen und sich dort dem Kaiser von Äthiopien als Troß und Heerbann zur Verfügung zu stellen, schwankte man zuerst, ob man es mit einem Schwindler oder mit einem Narren zu tun habe. Da „Warden" anders nicht aufzutreiben waren, so erklärte der gute Mann in einem seiner ersten „Manifeste": Warde sei jeder, der sich zum Wardentum bekenne. So entstand bald aus ver-

zweifelten Arbeitslosen, denen der Maniker eine Hoffnung vorzugaukeln verstand, ein Stamm der „Warden" und Waller wurde ihr Wodosch (Führer). Er ernannte Chargen, verteilte Auszeichnungen, gab Tagesbefehle und spielte harmlos Militär.

Doch bald zeigte sich, daß der Mummenschanz nicht ungefährlich war. Kein Geringerer als der oesterreichische Ackerbauminister Thaller, ein biederer Tiroler, sonst nur durch die Länge seines Bartes bemerkenswert, ging dem Waller auf den Leim. Der Herr Ackerbauminister bewog tatsächlich das Bundeskanzleramt, in Adis Abeba anzufragen. Der dortige Konsul fluchte afrikanisch und warnte mit zehn Rufzeichen. Aber inzwischen hatte den Wodosch die Tatsache, daß ein leibhaftiger Minister mit ihm von Macht zu Macht verhandelte, zum vollständigen Überschnappen gebracht. Er mobilisierte seine Streitkräfte und als der Ackerbauminister schließlich „Verrat übte", das heißt, nichts mehr von sich hören ließ, ging der Wodosch zur Offensive über.

Man wird dies alles nicht für möglich halten, aber die Dokumente dieser Narrheit liegen vor und ihr Platz in der Geschichte der menschlichen Dummheit ist bereits gesichert. Der Wodosch der Warden richtete ein Ultimatum an die oesterreichische Regierung und drohte mit dem Abbruch der Beziehungen. Er wurde damals noch immer nicht interniert. Dadurch mutig geworden, erklärte er eines Tages, seine Hoffnungen von nun an auf Mussolini zu setzen.

Von da an nannten sich die alten, deutschen Warden, ohne viel Federlesens, — „Wardanieri". Und im Monat marschierten sie los. Nach Abessinien!

Den „Wodosch" haben die Behörden inzwischen in die psychiatrische Klinik gebracht. Aber die übrigen Zweihundert, darunter Leute, die aus Bayern zu Fuß herkamen und sonst Männer, Frauen und Kinder aus ganz Oesterreich, ließen sich durch nichts zurückhalten. Sie fechten sich bis an die italienische Grenze durch. Sie werden nicht stehen bleiben, bis man sie mit gefälltem Bajonett zurücktreiben wird. Dies wird in Tarvis besorgt werden. Trotz Wardanieri. Dann wird die Verzweiflung der betrogenen, unwissenden und gemarterten Menschen offen zum Ausbruch kommen.

Es gibt kein Entrinnen aus dem oesterreichischen Schicksal, es gibt keinen Auszug aus Oesterreich. Was übrig bleiben wird, ist eine teuer bezahlte Demonstration der oesterreichischen Ausweglosigkeit.

Landstreicher und Langerudkinder

von M. M. Gehrke

„Die Langerudkinder" heißt eines der reizendsten und einfachsten Bücher, die im letzten Jahre erschienen sind. Jeder Sechsjährige vermag es zu verstehen, und der Sechzigjährige, dem es keinen Spaß mehr macht, kann einem leid tun. Es ist ein ganz anspruchsloses kleines Buch, nichts geschieht darin; es wird nur von einem Hof in Norwegen erzählt, von seinen vier Kindern und einem Sommer, den die Kinder mit ihrer Mutter auf der Alm verbringen,

zwischen Weide, Wald und Moor; von Sorgen und Freuden, die Kühe, Ziegen, Schweine, Wetter und Kinderfreundschaften mit sich bringen; von Buttern, Beerenpflücken und den seltenen Besuchen des Vaters, der im Tal geblieben und überhaupt eine ziemlich mystische Persönlichkeit ist. Das Buch erinnert in seinen schönsten Stellen an die Lagerlöf, aber es ist kein Kunstwerk, durchaus nicht. Es gehört zu den seltenen Büchern, die darum schön sind, weil sie genau das Leben abschreiben, ein freilich ganz einfaches, naturnahes, unvergiftetes Leben, uns Städtern schmerzlich fern, und unerreichbarer als die Märchen aus 1001 Nacht. Die Verfasserin dieses Buches heißt Marie Hamsun, sie ist die zweite, noch junge Frau des großen Dichters, die Kinder sind seine und ihre eignen Kinder, er selbst der mystische, anonyme Vater.

Er aber, der nun seit langem seßhaft geworden ist, Familie hat, Land, Vieh und Hof und den ganzen Trost des festen äußern Rahmens und der sichern menschlichen Bindung, er hat sich wieder hingesetzt und noch einmal den Roman der Wurzellosen geschrieben, der ewig Sehnsüchtigen, für die keine Erfüllung taugt: „Landstreicher". (Beide Bücher bei Albert Langen in München erschienen.) Von den Helden des Buches, zwei Burschen, die sich treffen, trennen, wiederfinden, bald oben, bald unten sind und immer für einander einstehen, ist im Grunde nur August der hundertprozentige Zigeuner; dieser herrliche Schwadroneur, angefüllt mit tausend bunten Lügengeschichten, die ihm jeder glaubt, und mit hundert wirklichen Fähigkeiten, die ihm keiner zutraut, gerissen und zugleich leichtgläubig, verbrecherisch und großmütig, treu und unzuverlässig und irgendwo genial. In der Großstadt geboren, wäre er Bohemien von reinstem Wasser geworden, ein Kaffeehausliterat, von dessen geredeten Aphorismen die Andern Theaterstücke machen. Da oben ist er Schiffer oder Hafenarbeiter oder Handelsmann, befruchtet die ganze Küste mit seinen Einfällen, schafft Umsatz, Handel und Wandel und bringt es zu gar nichts, wie es das Schicksal von Seinesgleichen ist in jedem Milieu. Aber der Andre, sein Kamerad Edevart, er hat doch noch ein Heim, Vater und Geschwister, Rückhalt und sogar etwas kaufmännischen Geist, zu verdienen und vorwärts zu kommen, und selbst, wenn er dann alles wieder wegschenkt, schlägt es ihm schließlich zum Guten aus. Er ist nicht ganz wurzellos, nur ein Entwurzelter, der „seine Wurzeln hinter sich dreinschleift", und da trifft er nun leider auf eine Frau, die von der gleichen Sorte ist, noch ein bißchen ruheloser als er selbst, die mit den Ihren nach Amerika geht und zurückkehrt aus Sehnsucht nach Edevart und Norwegen, aber schon verdorben ist von der Zivilisation der Stadt und nun wieder der Sehnsucht nach drüben nicht widerstehen kann und abermals zu Schiff geht; das kann sich noch ein paar Mal so abspielen, aber da bricht das Buch ab, da sein Held nun schon so ziemlich zerstört ist... Ja, alles ist wieder da, die karge große Natur und die in der Mehrzahl gradlinigen ungebrochenen Menschen, harte Arbeit und schönes Vorwärtskommen, Kinder ihrer Zeit und Stadt Segelfoß mit vielen kleinen Schicksalen, die uns mit der alten Zauberkraft berühren, unsentimental wie sie erzählt sind.

Man kann diese Kinder haben, die Frau, Larvik und den Nobelpreis; man kann ein Leben leben, das wie begleitet und umklungen ist von der hellen Heiterkeit einer Haydnmelodie. Und man selbst bleibt der dunkle Symphoniker des Sturms, der Wurzellosigkeit, des Landstreicherschicksals. Man hat das selbst körperlich erlitten, weil man es von Anbeginn in sich trug und muß es immer wieder aus sich heraus schreiben, unentrinnbar und fast sehnsüchtig, bis ans Ende eines äußerlich längst beruhigten, längst gesicherten Lebens.

Die Ehe und das Kind von Franz Blei

Ein Konzilium staatlicher, kirchlicher, medizinischer und belletristischer Personen berät über den Patienten, dem es überall weh tut: die Ehe. Die aber ist nicht kränker als sie es sonst schon immer war. Der eigentliche Patient ist das Kind.

Das Institut der Ehe auf die Natur des Menschen zu gründen, ist je weder dem Staat noch der Kirche eingefallen. Zu Befriedigung der Natur gibt es andre und näher liegende Mittel. Erst eine irrtümliche Staatstheorie, die als Basis jeder sozialen Entwicklung die Beziehungen der Geschlechter annahm, versuchte das, was weder theoretisch noch empirisch zu halten ist. Nichts als den bloßen Geschlechtsakt haben die Ehe und die ephemere Vereinigung miteinander gemein. Auf das Ephemere läßt sich keine „soziologische" Theorie gründen, denn es hat keine sozialen Effekte. Solche hat nur die mono- oder polygame Dauer-Ehe, als ein bestimmtes, rechtlichen Regeln unterworfenes Institut. Die Ehe ist nicht „natürliche" Keimzelle der Staatsbildung, sondern umgekehrt: die ehelichen Vorschriften sind eine verpflichtende Ordnung, die zum Ziele hat, das geschlechtliche Leben und die Kinder einer bestimmten Reglementierung zu unterwerfen innerhalb einer schon vorher existenten sozialen Gruppierung. Diese Reglementierung entspringt nicht einem Instinkt, der ja nur zum Geschlechtsakt führt, sondern einem zum Brauche gewordenen staatlichen Zwang. Die staatliche und nach ihr auch die kirchliche Autorität hat ihr Hauptinteresse an den Kindern.

Die Kirche konnte es nicht machen wie Ugolino, der seine eignen Kinder aufaß, um ihnen einen Vater zu erhalten. Sie nahm also das staatliche Institut der Dauerehe hin und fügte nichts weiter hinzu als die Weihe eines Sakramentes, das besagt, daß Ehen im Himmel geschlossen werden, also untrennbar sind durch den Menschen. Nicht weniger logisch als der Staat sah sie in der Ehe nichts dem Menschen „Natürliches", sondern ein Institut, in dem sich die Interessen des Einzelnen dem erkannten weitern Interesse seiner Gruppe unterwerfen. Bis auf heute kümmert es weder Kirche noch Staat, ob sich die Eheschließenden im individuellen Sinn dieses Wortes lieben, weshalb die Kirche auch in der Nicht-Liebe keinen Grund einer Trennung der Ehe sieht. Sie erkennt nur einen einzigen Grund an: die Nichtvollziehung der Ehe. Eine Ehe, die keine Anstalten trifft, Kinder zu zeugen, erscheint der kirchlichen Logik als keine Ehe. Sie weiß, daß zu diesem Geschäfte das, was man Liebe nennt, nicht nötig ist. Sie dachte und denkt nicht daran, aus der Ehe so etwas wie eine Reglementierung der individuellen Geschlechtsbeziehungen zu machen. Sie überläßt das nichts als Individuelle ganz dem Individuum. Sie kennt das Anarchische der individuellen Liebesgefühle und tut alles, sie in dem Institut der Ehe nicht gelten zu lassen. Mit der Staatskirche kam ein Zwiespalt in das spirituelle Programm der Kirche, den zu lösen sich Jahrhunderte Moraltheologie vergeblich bemühten. Staatlich geworden, erleidet die Kirche eben alle Wandlungen und Schicksale des Staates. Halb von kirchlichen Vorstellungen

durchdrungen, wie in seiner Gesetzgebung, appelliert der Staat immer wieder in den Nöten an seine adoptierte Zwillingsschwester, die Kirche. Mit sinkendem Erfolg.

Die Kirche leidet an der Fassung ihres Begriffes der Sünde und erleidet ihn. Die Haltung der Kirche gegenüber der Ehefrau ist nur wenig verschieden von jener der Antike. Durchaus gegen ihren Willen ließ sich die Kirche im 5. Jahrhundert eine weibliche Gottheit in der Madonna abringen, gab hier einem Laienempfinden nach. Aber nur dem Mütterlichen gab sie in dieser Gestalt Raum, — alle „sündige Liebe" wurde durch die Unbeflektheit der Empfängnis eliminiert. Die Frau hat Kinder zu gebären, nichts weiter. Weil die Welt sich weiter zeugen muß. Ganz nah an die Erbsünde, an den Fluch, der aus dem Paradies treibt, ist diese physiologische Tatsache gerückt. Die Ehe genügt, das Geschlecht bis zu dem Tage zu erhalten, welcher als der jüngste einmal anbrechen wird. Nur um die Kinder handelt es sich bei der Kirche. In schwierigen Geburtsfällen ist auf das Kind Rücksicht zu nehmen, nicht auf die Mutter. Wo nur die Lust die Geschlechter zueinander führt, ist diese Lust Sünde. Die Liebe zu Gott muß so stark sein, daß Eheleute die lustvollen Gefühle der Liebe, falls sie vorkommen, nur grade dulden, aber weder aufsuchen noch gar Freude daran empfinden. Der fromme eheliche Mensch wird das notwendig Natürliche in deutlicher Spaltung seiner Person in einen tierischen und göttlichen Leib mit geschlossenen Augen tun. Er wird es erleiden. Nicht erfreuden. Oder solches bereuen, wenn es doch eintritt. Es erwies sich, daß der Mensch einer solchen Spaltung seiner integralen Person fähig war, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, unter einer Voraussetzung: daß er im Sanatorium der Kirche blieb, welches unausgesetzt sowohl an der Krankheit wie an deren Heilmitteln arbeitete. Es erwies sich, daß der Mensch fähig war, sowohl Zuschauer wie Akteur in dem göttlich-dämonischen Theater zu sein, das sich in seinem Innern spielte. Er lernte die Mechanik von Auftritt und Abgang, er bekam Tiefen und Höhen, Vordergründe und Hintergründe. Folgte er dem kirchlichen Regisseur, konnte nichts passieren. Entzog er sich ihm, so entfesselte er den Gott oder den Teufel, und das Gleichgewicht war zerstört, der Mensch kein Mensch mehr, sondern der von Gott oder dem Teufel Besessene, Heiliger oder dessen Gegenpol, Einzelner, Losgelöster, Irregulärer auf eigne Gefahr. Übrigens konnte auch die Kirche nur die kleinen Sünder fangen. Gegen die großen als neue instituierende Kräfte war sie ohne Macht: sie fand sich mit ihnen ab.

Die Kirche hat den Begriff der fleischlichen Sünde den Menschen nicht gegen ihre Natur aufgezwängt. Unter verschiedenen Namen haben die Alten die sinnliche Leidenschaft als eine schwere Krankheit erkannt und beschrieben, als eine Art Behexung. Die Kirche hat diese Behexung mit dem Namen Sünde moralisch getauft und den Begriff vertieft. Daß die Sünde weiter als Krankheit angesehen wurde, zeigt die Ausarbeitung der kirchlichen Heilmittel, der Art wie der Zahl nach. Die Wollust der Kreaturen ist gemenget mit Bitterkeit, das hätte auch ein von der sinnlichen Leidenschaft gepeinigter Grieche sagen

können. Es ist nichts spezifisch Christliches in dem Satz, den die Kirche in ihrer Frühzeit nur für großes Orchester gesetzt hat, wofür die Antike mit ihrem sehr schwach entwickelten Dualismus der Welt keinen Anlaß hatte. Die Erdsüchtigkeit der Antike war weit stärker als ihre Jenseitssüchtigkeit, ihre Todesfurcht größer als ihre Sterbenssehnsucht. Nicht der Trieb, sondern dessen Effekt, das Kind, ist der Kirche einziges Interesse. Und des Staates. Außereheliche Kinder, die „Kinder der Sünde", läßt sowohl Staat wie Kirche die Sünde der Eltern büßen. Denn was in der Ehe als ein notwendiges Übel grade nur geduldet wurde, das war außerhalb der Ehe vom Bösen. Notdürftig in der Ehe mit Weihwasser besprengt, mußten die Eheleute, wollten sie ihr Seelenheil nicht verlieren, immer auf der Hut sein vor der Lust. Das war der seltsame Umweg, auf dem die außerhalb der Ehe als Sünde verfolgte Liebe zu gewissen Zeiten als Constituens der Ehe auftrat, immer etwas fremdartig wie der Brauch zeigt, daß man mit einigem Erstaunen von einer „Liebesehe" spricht, als einem Ungewöhnlichen. Denn die Liebe gehört als ein Affekt nicht in eine dauernde Institution. Sie tritt da vom Dritten kommend nur störend und zerstörend auf. Oder enthält bald in ihrer kurzen Dauer das Problematische ihres Daseins in der Ehe. Aber da sich das Dasein der Liebe nicht leugnen ließ, kam es in den periodischen Schwächen der Kirche zu diesen Sentimentalismen, welche der Ehe auch die Liebe als Mitgift vindizierten, wenn nicht gleich bei der ehelichen Wahl, so als ein sicheres Produkt des Paktes, als ein zu erwartender Effekt des ehelichen Zusammenlebens. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß oft so was wie Liebe in der Ehe wurde, eine leidenschaftslose Liebe, die dem meist leidenschaftslosen Temperamente der meisten Menschen durchaus entspricht. Die Kirche konstituiert sich ja in ihren Anschauungen nicht aus den Extremen, sondern gut demokratisch aus der großen Masse der Mitte. Sie wird diese Ehen mit einer nicht besonders affektiv qualifizierten Liebe immer als die rechten und gemäßen ansehen, aus ihnen Bestätigung ihrer Anschauung und Haltung holen und mit ihrer Hilfe die Klippen ihres dogmatischen Nomos umschiffen. Diese Klippen wurden in ihrer Gefährlichkeit erst im 19. Jahrhundert sichtbar, zu dessen Beginn es aufkam, daß die Liebe zu ihrem Ziele die dauernde Vereinigung in einer Ehe habe. Die frühern für eine Eheschließung maßgebenden Motive sozialer, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Natur, wurden zwar in der Regel nicht ausgeschaltet, aber sie kamen in der Anschauung oft auch in derPraxis an die zweiteStelle —, die erste nahm die gefühlsmäßige Beziehung der Eheschließenden ein, das, was sie die Liebe nannten. Damit aber trat die Ehe in ihre Krise: sie bekam die sie heute auszeichnende Labilität. Denn jenes Gefühlsmäßige stellte sich, was dessen Dauer betrifft, als eine Täuschung heraus. Die erst vorhanden geglaubte oder wirklich vorhandene Liebe verschwand und die Eheleute finden in ihrer aus Gefühlen geschlossenen Ehe den Sinn nicht mehr: sie trennen sich, um diesen Sinn in einer neuen Ehe zu suchen. Oder sie suchen die Liebe außerhalb ihrer Ehe, wenn sie aus innern oder äußern Gründen zu einer Trennung sich nicht entschließen können. Oder sie verzichten auf die Liebe und lassen

andre Momente des ehelichen Beisammenseins als wichtiger sich an deren Stelle setzen: Kinderaufzucht, Freundschaft, Hausführung, helfendes Beisammensein, was eine gelegentliche immer matter werdende sexuelle Annäherung nicht ausschließt, besonders, wenn eine freudige oder traurige Spannung in ihrem Ablauf auch die erotischen Komplexe virulent macht.

Um das Lager der ehelichen Liebe stehen Engel und Teufel. Sich über das gelinde Feuer der ehelichen Liebe lustig zu machen, um zum Preise der leidenschaftlichen Liebe Kantaten zu singen, ist ein beliebtes Thema lyrischer Jugendlichkeit, die weder die Flamme noch das Feuerchen kennt. Diese eheliche Liebe wird unterwertet aus Überwertung des erotisch Passionellen, das, je seltener es wird, um so mehr Panegyriker findet, die gar nicht merken, daß sie der erotischen Leidenschaft schon längst grobe Surrogate gewöhnlicher Ausschweifung gegeben haben, wie sie eine Zeit liefert, die für jede sexuelle Nachfrage das entsprechende Angebot bereit hat. Die Beziehungen der heutigen Menschen werden immer flüchtiger, augenblickshafter, was sich auch im Erotischen bemerkbar macht, insofern jede erotische Spannung zwischen den Individuen schwindet, da jede momentane sexuelle Erregung um ein geringes sachlich zu stillen ist. Die erotische Spannung ist aber nur in der relativen Dauer einer sinnlich-geistigen Beziehung möglich, und die Verbundenheit in einer Ehe begründet die sexuelle Entspannung zum Vorteile der in ihr engagierten Individuen. Die eheliche Verbundenheit krümmt den allzu scharfen Stachel der sinnlichen Leidenschaft und rettet das Individuum, dem in der Leidenschaft der Verlust droht für die höhern Werte der Sozietät. Aber in der sexuellen Entspannung liegen diese Möglichkeiten einer erotischen Spannung nur dann, wenn nicht wie heut meistens Eigenliebe zu einer Ehe geführt hat, die in ihr nichts als das Mittel zur Befriedigung von Bedürfnissen und Erfüllung von Zwecken sieht, die außerhalb jeder Liebe, also auch der Ehe, liegen. Die moderne Ehe zeigt kaum je irgendwelche sexuelle Pigmentierung, von ihrem erotischen Charakter ist daher gar nicht zu reden. Ein Zweckverband, der eine Form entlehnt und sich bemüht, diese Form nach außen zu wahren. Es hat sich daraus sehr viel Heuchelei entwickelt als eine der bedeutendsten sittlichen Leistungen des 19. Jahrhunderts. Balzac und Stendhal haben sie in Meisterwerken beschrieben.

Alle Umstände heutigen Lebens wirken darauf hin, daß sich die Ehe von der staatlichen und kirchlichen Kontrolle emanzipiert und als ein nichts als privater Status etabliert. Erst das Kind wird Staat und Kirche auf den Plan rufen: die Eltern müssen Garanten seiner Aufzucht und Erhaltung sein, beide nach ihren Mitteln, ob noch vereinigt oder schon wieder geschieden. Man sagt, die Geburten gehen zurück. Das wäre Grund genug, daß sich die Ehe gegen ihre kirchliche und staatliche Einschnürung wehrt, wie eben auch irgend ein Liebespaar nicht die Polizei um Erlaubnis für ihre Liebe fragt. Eine vernünftige Gesetzgebung wird einmal nichts mehr über die Ehe bestimmen. Sondern nur über die Kinder.

Gneisenau in Wien von Alfred Polgar

Der Gneisenau war einer der stärksten berliner Erfolge des Werner Krauß. Mit diesem Schauspieler, als dessen Bagage gewissermaßen, kam nun auch das Stück ins Burgtheater, wohin es sonst wohl nie gekommen wäre. An den Knopf, den man hatte, wurde der Rock genäht.

„Neithardt von Gneisenau", ein Schauspiel aus Preußens „großer Zeit", setzt beim Hörer Liebe zu ihr und Interesse an ihren Figuren voraus. Im Hintergrund des Stücks, welcher sich bis nach vorn erstreckt, toben die Befreiungskriege, nahe der Rampe agieren die Persönlichkeiten (und auch Stichproben von Volk), die dazumal in Deutschland Krieg und Historie machten; diese, die Historie, ist es, die den dramatischen Faden des Schauspiels spinnt. Einen andern hat der Dichter nicht hineingewebt. Er gibt Zustände, Bilder, Durchschnitte, Großaufnahmen, Stimmungen, Figuren. Unter ihnen eine problematische: den Gneisenau. Wir lernen ihn als den eigentlichen Gestalter des deutschen Schicksals von dazumal kennen, als ein politisch-kriegerisches Ingenium großen Stils, als ein ungemeines Herz und superhellen Kopf, als Helden und musischen Mann, in dem Starkes und Mildes zu gutem Klang sich paarten. Ihm ward das Los des Untermannes der Ruhmes-Pyramide. Auf seinen Schultern stehend griffen die anderen, relativ bequem, nach den Sternen; und kamen so ins Fette des vaterländischen Lesebuchs, in dessen Kleingedrucktem Gneisenau ein wenig beachtetes posthumes Dasein führt oder zumindest bisher führte. In die also viel zu dürren Kränze, die Mitwelt wie Nachwelt ihm wanden, flicht Wolfgang Goetz frische Immortellen hinein (gepflückt vermutlich auf den Wegen neuerer Forschung). Er glorifiziert seinen Helden nicht nur, sondern steigt auch hinab in dessen Charakter, der sich als ein zerrissener offenbart, zwie- und mehrgespalten. Der Gneisenau dieses Schauspiels verlacht den Ruhm und braucht ihn wie Atemluft, verwirft Gewalt und übt sie, schwankt zwischen vielerlei Deutung des Begriffs: Pflicht, fromm opfernd Göttern, die er als Götzen erkennt, tut heroisch eine Arbeit, an deren Nutzen für die, um derentwillen sie getan wird, nicht glaubt (sie geschieht wirklich nur pour le roi de Prusse!), weiß um Größe und muß sich klein machen, um ihrer zumindest in der eignen Wertung teilhaftig zu werden. Er ist ein Ich-Sucher, der es mit der Ich-Verneinung hat, und dient dem Ideal, das ihn leitet, mit allergetreuester Skepsis. Gern erklärt er sich selbst, meist in bittern Worten. Seine Ausdrucksweise ist teils kernig, teils pathetisch; in diesem Fall bedient er sich einer geschwollenen, oft bis zu Grabbe-Temperaturen erhitzten Sprache.

Um die Mittelpunkt-Gestalt bewegen sich Männer und Männchen aus dem Figuren-Schrein der Historie. Sie sind, im Gegensatz zu Gneisenau, ganz eindeutig bestimmt, diese Eindeutigkeit überdies auch karikaturistisch unterstrichen. Das Interesse, das sie wecken sollten, setzen sie voraus; ihr Name ist ihr Profil. Das Stück zerfällt in eine Reihe von Szenen (Bildern), deren Ablauf von keiner dramatischen Idee geregelt wird. Ihr

Zusammenhang ist ein rein chronologischer, sie folgen auf, nicht aus einander. Manche dieser Szenen sind ins Balladeske gesteigert, die meisten haben gute Theaterfarbe, einige auch süße; wie etwa die Szene mit der an des Helden Knie geschmiegten Marketenderin (erinnernd an Florian Geyers Marei).

Vom Krieg hat der Autor im großen Ganzen eine gute Meinung. Er steht ihm mit respektvoll gekrümmtem Fragezeichen gegenüber, und läßt, wenn auch der Rauheit des Handwerks eine Zähre widmend, dieses doch mit allen zugehörigen Ideologien (Fahne, Heldentod, Feind-Haß, Lorbeer u. dgl.) gelten. Wir bekommen einen netten, saubern, in verhältnismäßig guten Formen sich abspielenden Krieg zu sehen, gleichsam eine Nachbildung des Krieges in farbigem Wachs. Die Soldaten werden mit „meine Kinder" oder „mein Sohn" angesprochen, Unstimmigkeiten zwischen den Feldherrn können das Väterliche, das trotz allem von ihnen ausstrahlt, uns nicht vermiesen, Sieg bleibt Sieg, das Rauschen der Fahnen übertönt das Rauschen vergossenen Bluts, und wie Gneisenau mit einem Fernrohr, durchs Fensterchen, auf die eben losgelassene Völkerschlacht von Leipzig blickt, das ist eine unvergeßlich herzige Miniatur großer Zeit.

Das Burgtheater warf seinen reichen Fundus an Uniformen, Säbeln und Männerstimmen ins Spiel; es rückte sozusagen in voller Kriegsstärke aus. Hartmann-Scharnhorst starb als Soldat und brav, Marr polterte den Blücher naturgetreu; man roch seinen Knaster bis in die letzte Parkettreihe. Siebert machte sich als Knesebeck, im Sinne der Rolle, unbeliebt. Treßler mit überraschend diskreten Mitteln desgleichen. Sein käsefarbener Friedrich Wilhelm wirkte als ein gespenstisch-plausibles Stück König. Unter den Anwesenden bemerkte man ferner die Herren: Reimers, Lohner, Andersen, Zeska, Straßny, Mussi unter den Abwesenden Herrn Höbling. Das Schauspiel wurde für Wien zusammengestrichen und burgtheaterrein gemacht. Die nette Bemerkung des Gneisenau (auf die Mitteilung, Oesterreich tue mit): „Das bedeutet ein Plus an Materie, nicht an Einsicht", wird im Burgtheater auf Rußland bezogen. Franz II., im Buch ein kompletter Trottel, verlor durch Textkürzungen (und Thallers liebenswerte Darstellung) das Komplette.

Werner Krauß hat den Gneisenau in Berlin weit über hundert Mal en suite gespielt. Kein Wunder, daß ihm an manchen Stellen die Rolle schon ein wenig schlaff sitzt. Von der Kraft dieses Künstlers, von den Energien seiner Darstellung (in der so viel männliche Grazie wirksam ist), von der Überlegenheit seines Spiels, das Fülle des Ausdrucks in eine Kopf-, eine Handbewegung legt, von der Spannung, die da ist, so wie er nur die Bühne betritt, waren die Hörer auch hier rasch überwunden, unterliegend schon dem Zauber dieser schönen metallischen Stimme, die der Schärfe so fähig ist wie der Zartheit, und im weithin tragenden Blick des beredten Auges gleichsam ihr optisches Pendant hat. So gab es Begeisterung. Außerdem wollten die Zuschauer, gute Menschen und der gerechten Sache hold, den Schauspieler entschädigen für alle Unbill, die der Feldherr hatte erleiden müssen, es drängte sie sichtlich, an Werner Krauß gutzumachen, was an Gneisenau gesündigt worden.

Es liegt in der Luft von Harry Kahn

Kleine Revue

Wieder ists ein Magazin: dies Mal aber keins, in dem man liest, sondern eins, in dem man kauft. Wieder ein großartiger Griff: nicht weniger zeitgerecht und bilderhaltig als die ‚Fleißige Leserin'. Das Warenhaus Marcellus Schiffers ist zwar nur für die obern Zehntausend, drum ein bißchen einseitig, ein bißchen gar zu butter- und sonnenseitig; aber zwei Dutzend witzige, spritzige Zeitbilder lassen sich ihm mühelos abgewinnen; vierundzwanzig Stationen, auf denen sich ein liegengelassenes Säuglingspaar bis zur Großjährigkeit verkrümelt und über die sich eine elegante Nichtstuerin vom Knopf bis zum Brautkleid durch „shopt". Um stoffliche Einfälle ist Schiffer nicht verlegen. Schade bloß, daß seine sprachliche Phantasie damit nicht immer Schritt hält. Er neigt zu abwandlungsloser Wiederholung einzelner Stichworte und Schlagstrophen. Manchmal dreht er sich um irgend einen Satz einfach im Kreise. Da er sichs auch mit dem verbindenden Text meist ziemlich leicht macht, setzt Riß und Schmiß des Ganzen zeitweise aus, und es liegt oder besser: es hängt in der Luft nichts als eine, wenn auch stets reizende Kabarettnummer. Auch die Revue hat ihre Gesetze; grade die Lockerheit ihrer Form verpflichtet zu deren Beachtung. Sonst zerfällt und zerflattert sie, und die Musik, statt nur seine Trägerin zu sein, wird zum Ersatz des Geistigen.

Wenn sie, wie hier, von Mischa Spoliansky ist, mag man sich das gefallen lassen. Unbegrenzte musikalische Möglichkeiten liegen für Den in der Luft; ein zweiter Theremin, braucht er sie nur so aus ihr zu greifen. Er ist elegisch und ironisch, stürmisch und zärtlich, zynisch bitter und schmeichelnd kapriziös; und alles aus dem Handgelenk, aus der Fülle, wie im Augenblick gefunden. Die beglückende Phantastik und Grazie dieser Musik hat ihresgleichen nur in der Tanzkunst von Louis Douglas, der zum Schluß noch ein paar seiner wundervollen Steps hinlegt: raffinierteste Ausläufer einer barbarischen Bacchantik; Urwald und Weltstadt im rhythmischen Spiel eines einzigen Leibs sich zusammenfindend und ausrasend. Daß die ganze Aufführung neben diesem Tanz sich sehen, zu dieser Musik sich hören lassen kann, beweist ihre erfreuliche Qualität. Von Forster-Larrinaga, dem Regisseur mit den subtilsten Fingerspitzen, geführt, von Pirchan mit geschickt andeutenden Prospekten, von Trier mit urkomischem Menschen- und Tiergelichter aus Pappe umstellt, von ausgesucht hübschen, durch Phyllis Page dressierten Girls umhüpft, präsentiert sich ein Revue-Ensemble, wie es in Berlin noch nicht da war. Alles in Allem: der Rutsch von Tagger zu Reinhardt, vom Theater am Kurfürstendamm in die Komödie hat Schiffers kleiner Revue den letzten Schliff verschafft, die sie brauchte, um eine Sehenswürdigkeit für die Sommerfremden zu werden, vor denen Lokalpatrioten sich in die Brust werfen dürfen: was Paris kann, können wir jetzt auch, Gott sei Dank...

Kriminalreißer

Was New York kann, können wir, Gott sei Dank, noch nicht. Kriminalreißer müssen wir von dort importieren. Dafür tun wir das gleich in Schiffsladungen. Es wird einem Angst um die Außenhandelsbilanz, wenn man an die Tantiemen denkt. Da liegt neuerdings was in der berliner Kulissenluft, was man nur mit den schönen Worten aus Scheffels altbeliebtem Kommerslied bezeichnen kann: es ist ein Moderduft wie von Blut und Leichen. Vom „Broadway" her schlug er uns zuerst entgegen. Aus dem „Prozeß Mary Dugan" und dem Haus „Nr. 17" begann er schon dicker zu schwelen. Und jetzt wälzt er sich wie eine Phosgenwolke, heftigen Brechreiz und tödliche Langeweile verursachend, in den Zuschauerraum des Künstlertheaters. Man muß sagen: die Brutalität, mit der da auf die Nerven der Leute losgegangen, die Skrupellosigkeit, mit der da auf ihre dümmsten Instinkte spekuliert wird, das sieht schon beinahe wieder wie Naivität aus. Aber es ist beileibe keine. Es ist bloß Schamlosigkeit. Sie verleugnet sich nicht einmal beim Titel: diese unsäglichen Shipman und Hymer geben sich gar nicht erst die Mühe, eine das Detail der Angelegenheit treffende Überschrift zu finden. Mit dem Gattungsbegriff ist ihr Geistesaufwand erschöpft; der ist ja auch sachlich und sensationell genug. Litfaß und Dachfirst knallen dich also an: „Crime". Schlicht: Verbrechen. Und das ist es denn auch.

Wir wollen nicht pathetisch werden. Immerhin: es ist noch kein Dezennium her seit dem Ende der viereinvierteljährigen Kollektivschlachterei. Das Weltverbrechen ist noch etwas frisch; es liegt noch genug Blutdunst in der Luft. Wenn die Amerikaner, die ihn allerdings viel kürzer als wir Europäer aus der Nähe eingeatmet haben, nicht ohne tägliche Zufuhr dieses „ganz besondern" Dufts leben können, so ist das ihre Sache. Wenn ihnen dafür Presse und Film nicht genügt, wenn sie auch noch das Theater brauchen, um sich sattzuschnuppern an dem Mordgestank, der durch die drüben so beliebte Parfümierung mit penetrantem Edelmut nur noch unerträglicher wird, so ist das ihr Geschmack. Wir haben die Nase voll davon. Wir wollen es, wies in Schiffers Kuplet heißt, gar nicht so genau wissen, wie ein Juwelierladen ausgeraubt und eine Bande von Straßenräubern in Zucht gehalten wird. Das ewige „Hände hoch!" wird uns nachgerade zum Lachen, und die sentimentale Verbrecherseele, die den elektrischen Stuhl besteigt, um ein Liebespaar vorm Gefängnis zu retten, zum Speien. Es ist nämlich gar nicht wahr, daß das unserm Publikum gefällt. Nebendinge: amüsante Milieuschilderung, interessante Prozeßformen, allenfalls eine außergewöhnlich gute Aufführung locken, in der Hauptstadt des Reichs wenigstens, den Durchschnittszuschauer zu solchem Reißer, dessen stoffliche Reize allein nicht. Die Damen an den Theaterkassen werden das bald merken und ihren Direktoren den Rat geben, sich endgültig auf europäischen Geschmack umzustellen. Und soweit den der Berliner noch nicht aus der eignen Atmosphäre beziehen kann, hält er sich immer noch am besten an das, was in der silbrigen Luft über der Seine liegt.

Querkopf Junkers von Solneman

„... Professor Hugo Junkers, der Erbauer der ‚Bremen' und der Begründer — unter großen persönlichen Opfern — von Deutschlands Handelsluftflotte, ist, nachdem er die Wahrheit des Bibelwortes, daß der Prophet nichts in seinem Vaterland gilt, erfahren hat, auf dem Dampfer ‚Columbus' ausgereist, um zu sehen, was er für die amerikanische Handelsluftfahrt leisten kann ..." Mit diesen Worten leitet die pariser Ausgabe der ‚Chicago Tribune' einen Artikel ein, der sich mit der Amerikareise des dessauer Flugzeugerbauers befaßt. Sie berichtet ihrem sicherlich erstaunt aufhorchenden Leserkreis, wie Junkers aus dem deutschen Luftverkehr gedrängt wurde, und wie es ihm nur durch die Erfindung eines Badeofens gelungen ist, seine Werke weiter aufrechtzuerhalten. Die Lufthansa, die mit ihm in schwerstem Kampfe liegt, habe, so wird weiter mitgeteilt, so gut wie nichts von ihm gekauft. „Tief angewidert geht Professor Junkers nach Amerika mit dem Gedanken, seine Arbeit dort fortzusetzen." Der Verfasser des aus Berlin datierten Aufsatzes ist offenbar gewohnt, an Stelle sachlicher Zeitungsartikel rührselige Filmmanuskripte zu verfassen, und man kann ihn, wenn es sich im vorliegenden Falle um ein solches handeln sollte, zu seiner Leistung nur beglückwünschen.

Wenn man sich aber ernstlich mit dem Fall befaßt, der nun schon seit Jahren die Öffentlichkeit beschäftigt, so kommt man zu etwas andern Ergebnissen. Hugo Junkers ist ganz zweifellos ein genialer Erfinder. Als im Jahre 1917 an der Front sein ganz aus Metall hergestelltes Flugzeug erschien, atmeten die Flieger auf. Denn während bei einem Flug in niedriger Höhe jede andre Maschine von Geschossen zersiebt wurde, so prallten die Kugeln an den metallenen Tragflächen und dem durch Chromnickelstahl geschützten Rumpfe der Junkersmaschine ab. Auch seine spätern Konstruktionen, die in Leichtmetall gehalten waren, bewährten sich im Verkehrsflug, sie liegen, wie der Fachmann sagt, gut in der Luft. Bei seinen letzten Konstruktionen allerdings ist festzustellen, daß sie sich mehr durch äußern Komfort als durch große Nutzlast-Möglichkeit im Verhältnis zum Eigengewicht auszeichnen.

Nach dem Kriege bestand die Methode von Junkers darin, durch Errichtung von Verkehrslinien in Deutschland und vor allem in Ländern, die sich durch Gebirge und schwer zugängliche Gebiete besonders dafür eigneten, einen Luftverkehr einzurichten, um dadurch ein Bedürfnis für Flugzeuge hervorzurufen. Dieses an sich gesunde System krankt aber an einem Kardinalfehler: Der Luftverkehr ist heute infolge teurer Maschinen, die überdies nur eine geringe Menge von Personen oder Fracht befördern können, und durch die Notwendigkeit, sie infolge Veraltung schnell zu amortisieren, überall, mit nur wenigen Ausnahmen, subventionsbedürftig. Die Praxis hat leider gezeigt, daß die wenigsten Länder imstande sind, auf die Dauer so große Subventionen fortlaufend zu bezahlen, und

Junkers hatte infolgedessen fast überall Schwierigkeiten, seinen Verkehr aufrechtzuerhalten. In Deutschland stand als größter Konkurrent neben ihm der Aero-Lloyd, der, wie er, Beihilfen der öffentlichen Hand erhielt. Um die Zersplitterung der erheblichen Summen zu vermeiden, wurde 1926 ein Zusammenschluß des Junkersluftverkehrs und des Aero-Lloyds in der Lufthansa, die infolge der Subventionen ganz vom Reichsverkehrsministerium abhängig ist, herbeigeführt. Für Junkers bestand keine andre Möglichkeit, als unter den obwaltenden Verhältnissen Ja und Amen zu sagen, denn er sah in der Lufthansa auch seinen größten Abnehmer. Das hat ihn aber nicht abgehalten, und tut es auch heute noch nicht, die Hansa mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen, obwohl er noch im Vorjahr ihr größter Lieferant war und weit geschickter und raffinierter als die Hansa zu parieren vermag. Diese kam auch dadurch ins Hintertreffen, daß sie einen Teil von Junkers' Personal übernehmen mußte, das, in vielen Fällen jedenfalls, alles, was bei der Hansa vorging, prompt dem Professor übermittelte. Man prägte damals das Scherzwort, daß sich innerhalb der Lufthansa die Männer von Junkers und Aero-Lloyd nur mit geladenen Revolvern begegneten.

In diesem Großkampf zwischen Dessau und Berlin spielt noch eine Persönlichkeit eine wichtige und, wie man feststellen muß, äußerst unheilvolle Rolle: das ist Gotthard Sachsenberg, ein ehemaliger Marineoffizier, der sich bei Junkers seine ihm gradezu fanatisch ergebenen Kriegskameraden zusammengeholt hatte. Die „Crew Sachsenberg" war und ist ein gefürchteter Gegner. Als die berliner Vertretung von Junkers kürzlich einen Presseempfang veranstaltete, konnte man beobachten, in welch wahrhaft suggestiver Weise Sachsenberg seine Leute an der Strippe hatte. Er, der politisch weit rechts steht, ließ sich jetzt von der Wirtschaftspartei als schlesischer Spitzenkandidat in den Reichstag wählen, sicherlich auch nur ein Mittel, um auf diesem Wege neuen Einfluß zu gewinnen und sich auch so eine Partei als Helferin im Kampf gegen die fast vollständig von staatlichen Mitteln lebende Hansa zu sichern. Auch Junkers' Pressechef, Fischer v. Portyzin, ein früherer oesterreichischer Generalstabsoffizier, stand, wenn auch an aussichtsloser Stelle, auf der Reichsliste des Zentrums, wo man auf sein Wort in Luftfahrtfragen hört. Denkt man an die Kämpfe im Haushaltsausschuß des Reichstags, an den letzten Luftfahrt-Etat zurück, so kann man sich vorstellen, wie wichtig diese Stützpunkte in kommenden Zeiten für Junkers sein werden. Auch der Tagespresse weiß sich Junkers in versteckter und geschickter Weise zu bedienen. Der hilflose und von unsachlichen Angriffen strotzende Artikel seines berliner Vertreters von Wilamowitz, des großen Altphilologen kleinem Sohn, in der ‚Deutschen Zeitung' ist nur eine Ausnahme.

Die gegenwärtige Hauptkampffront bildet Spanien. Die von Junkers beeinflußte Union Aèrea Espaniola steht mit der Aèro Hispania, bei der die Lufthansa interessiert ist, in lebhaftem Streit um die endgültige Konzessionierung des spanischen Luftverkehrs. Als kürzlich ein Flugzeug der Aèro Hispania ab-

stürzte, konnte man in einem Teil der spanischen Presse, der für die Union Aèrea eintritt, lesen, daß dies nur an dem schlechten, auch in Deutschland gebauten Dornier-Flugzeug gelegen hätte. Bekannt ist, daß Junkers sich auch bei den Transozeanversuchen auf die Seite der Schiffahrt stellte und auch auf diese Weise der Hansa erhebliche Schwierigkeiten machte.

Es soll Professor Junkers zugute gehalten werden, daß er sich mit einem gewissen Recht gegen die Bevormundung von Seiten der auftraggebenden und allmächtigen Luftfahrtabteilung des Reichsverkehrsministeriums gestemmt hat, und es ablehnte, im Gegensatz zu der übrigen Flugzeugindustrie, die sich dazu gezwungen glaubte, im Ministerium zu antichambrieren, um Bestellungen zu erhalten. Seine Verstimmung ist auch verständlich noch von der Rußland-Affäre her. Junkers baute in Rußland, im Einverständnis mit behördlichen Stellen, Flugzeuge. Damals mußte unter erheblichen Schwierigkeiten das dortige Unternehmen liquidiert werden, wodurch er sich schwer benachteiligt fühlte. Es soll auch nicht vergessen werden, daß er neben großen materiellen Opfern auch persönliche gebracht hat: einer seiner Söhne kam bei Einrichtung des südamerikanischen Luftverkehrs ums Leben.

Vielleicht kann man sich bei einigem Optimismus auch davon eine Besserung versprechen, daß Sachsenberg, einer der Hauptrufer im Streit, als Leiter des Flugzeugbaus in Dessau ausgeschieden ist und ein neuer Mann, Doktor Brühn, der auch schon einige Zeit bei Junkers ist, an seine Stelle getreten ist. Sachsenberg will, allerdings auch noch im Rahmen des Junkerskonzerns, ein Luftverkehrs- und Frachtunternehmen aufziehen. Man sieht noch nicht klar, wohin die Reise gehen soll. Klar ist nur das Eine, daß die Kämpfe deswegen mit einer unerbittlichen Starrheit geführt werden, weil Junkers, wie sehr oft bei Erfindern, von einer gradezu genialen Querköpfigkeit ist, und weil auf seiner Seite, sowie auch beim Reich, die Partner ehemalige Offiziere sind, denen wirtschaftliches Denken und sachliches Entgegenkommen im beiderseitigen Interesse fremd ist.

In Amerika liegen nun die Verhältnisse für Junkers auch nicht so überaus günstig. Es ist zwar gewiß recht geschickt von ihm, die jetzige Stimmung, die durch den Empfang der „Bremen"-flieger hervorgerufen ist, auszunutzen. Aber Amerika besitzt eine hochqualifizierte Flugzeugindustrie — man denke nur an die Serienfabrikation von Ford! —, die durch Herstellung von Militär- und Sportflugzeugen rentabel arbeitet. Außerdem gibt es schon eine Reihe von Flugstrecken, die sich durch geschickte Ausnützung des Postverkehrs wirtschaftlich nutzbar machen. So hat er nur die Möglichkeit, Passagierlinien einzurichten, die dort noch nicht so gut durchgebildet sind wie bei uns. Ob sich indessen Amerika, wenn es sich um einen so ernsten Konkurrenten handelt, über den Einzug von Junkers freuen wird, ist eine andre Frage.

Bemerkungen

Max Scheler

Max Scheler ist gestorben; de mortuis nihil nisi bene. Ein Konterfei Schelers kann man in Wassermanns „Maurizius" in der Gestalt des katholischen Juden Warschauer-Waremme finden. Über die Person Schelers, ja, auch über seine seltsame geistige Existenz darf geschwiegen werden. Nicht aber über die philosophische Grundhaltung, die Scheler repräsentierte, und die zu einer scharfen Waffe des Katholizismus im Kampf um das deutsche Geistesleben der Gegenwart geworden ist.

Seit dreißig Jahren erobert der katholische Gedanke Stück um Stück des deutschen Geistes zurück, der seiner Herrschaft vor hundertfünfzig Jahren entglitten war. Damals, als Kant und Lessing lebten, endigte ein jahrhunderte alter Kampf, der teils mit Büchern, teils mit Feuer und Schwert ausgefochten worden war. Es war ein philosophischer Kampf, aber er berührte alle Lebensgebiete. Es ging um den Gegensatz Subjekt — Objekt. Die katholische Position stand gegen die kritische. Auf der katholischen Seite: fester Glaube an die unwiderrufliche Realität der Objektwelt, durch die der Mensch in seinem erkennenden wie in seinem handelnden Verhalten stets gebunden, eindeutig festgelegt war. Hierarchie der kirchlichen Macht und intellektueller Gottesbeweis, Begrenzung der Erkenntnis und Gleichgültigkeit gegen das Menschlich-Individuelle — alles das entsprang derselben Objektgläubigkeit, demselben Ontologismus. Opposition hat es schon früh gegeben: Im franziscanischen Oxford entstand ein individualistischer Nominalismus, Dun Scotus und Wilhelm von Occam versuchten das Recht des Individuellen noch im Bezirk des Katholischen zu verteidigen. Schärfer wurde der Ontologismus mit den stumpfern Waffen der englischen und französischen naturwissenschaftlich orientierten Aufklärung bekämpft. Aber mit Naturgesetzen kann man nicht gegen Gott angehen. Im Kampf zwischen dem Katholizismus des reinen Seins und dem Positivismus der rezeptiven Erfahrung wird ersterer immer obsiegen. Grade die übertriebene Naturwissenschaftlichkeit des vorigen Jahrhunderts, die alle geistigen Bezirke, Religion, Metaphysik, Kunst, psychologistisch oder naturgesetzlich ausdeuten und „erklären" wollte, hat es der neukatholischen Philosophie leicht gemacht und ihr eine Anhängerschaft aus den verschiedenartigsten Ideenkreisen zugeführt. Der Positivismus hat den Kampf gegen den Ontologismus auf einer ganz falschen Ebene geführt und darum verloren.

Aber es gab schließlich einmal einen deutschen Idealismus, und Kants Widerlegung des Ontologismus ist heute noch ebenso gültig wie damals, trotz aller Erneuerer der mittelalterlichen Philosophie: Franz Brentano, Husserl und Max Scheler. In Kant gelangte die Opposition gegen die Unterwerfung des Subjekts unter das Objekt endlich zu seinem schärfsten Ausdruck. Das schöpferische Subjekt bildete den Mittelpunkt der Welt, die Welt der angeblich realen Dinge, der angeblich transzendent gültigen moralischen und religiösen Werte wurde nur noch als ein denknotwendiger Grenzbegriff, als eine essentia ohne existentia stehengelassen. Das war die endgültige Revolution gegen das Mittelalter. Der Neukatholik Hugo Ball hat darum Kant als Erzprotestanten auf den Index gesetzt. Die Kühnheit dieser Revolution scheint aber doch zu groß für die deutsche Philosophie gewesen zu sein. Wo blieb denn die Moral, wo die ruhige Sicherheit der Wissenschaft, wo die Religion, wenn alles das nur als Regulativ, als Fluchtpunkt der schöpferischen Individualität stehen

bleiben durfte? Schon bei den Nachfolgern Kants, bei Fichte, Schelling, Hegel, schlich sich der Ontologismus auf verschlungenen Wegen wieder ein. Und dann war es aus. Bei Schopenhauer, Nietzsche nichts mehr von Kant, aber neue Metaphysik, neue Transzendenz der Werte. Dazu kam die Stumpfsinnigkeit eines Zeitalters, das von der Philosophie nichts wissen wollte, sondern auf Tatsachen schwor, das Blutdruck und Formen der Ohrmuschel als Kriterien für Genie und Irrsinn gebrauchte.

Die Reaktion war zunächst eine Neuromantik um die Jahrhundertwende. Der Intellekt kam in Verruf, weil ein paar Intellektuelle ihn mißbraucht hatten. Gefühl, Intuition, Wesenschau — so hießen die neuen Parolen. Aber hinter dem Schwarm der Revolutionäre gegen die ratio erhob sich schon der bischöfliche Krummstab. Zuerst sah es noch so aus, als solle nur die schon bei Kant und der Romantik begonnene Lösung vom aristotelischen Bann, durch den die mittelalterliche Philosophie so blind gemacht war gegen das Individuelle, das Schöpferische, das Irrationale, fortgesetzt werden. Dilthey und Simmel gingen in dieser Linie weiter, beide noch Skeptiker, beide noch Relativisten, noch nicht eingefangen durch eine neue Ontologie. Aber die kam. Man erfand die Phänomenologie, die Wesensschau. Und anstatt sich freudig zu begnügen mit einer Erweiterung der Erkenntnismethoden, machte man daraus eine neue Metaphysik. Das „Wesen" der Dinge soll nicht nur erkennbar sein, sondern es soll sogar real sein. Das war Neuplatonismus, Neuaristotelismus und Mystik in einem, die schönste Bezeichnung durfte man sich aussuchen.

Hierher gehörte Max Scheler. Er wandte sich gegen den „Formalismus" in der Wertethik, das heißt gegen die Berechtigung des schöpferischen Individuums zu freien Wertsetzungen. Mit der phänomenologischen Methode tastete man sich zurück zu einer Welt der starren Objektheit. Heute macht man regelrecht wieder in Metaphysik. Wann werden die ersten Ketzer verbrannt werden? Max Scheler ist einer der klügsten und gebildetsten Denker im neuen Deutschland gewesen. Aber das wird uns nicht hindern, den Trennungsstrich gegen ihn und seinen Kreis so scharf wie möglich zu ziehen. Die Alternative heißt heute nicht mehr: Gefühl gegen Verstand, sondern: Wertdogmatik gegen Freiheit, Unterwerfung gegen Autonomie.

Wolf Zucker

Automobile, Filmmusik und andres

... Da lief ein kleiner Film, der Titel verschwand, bevor ich ihn ganz gelesen hatte. Ein Rennen der 1500-km-Klasse — aber wo? Auf der Brocklandsbahn bei London, auf der Avus, auf einer der ausgezeichneten Versuchsbahnen in Oberitalien? Das erste Bild verriet nichts. Es zeigte die Autos am Start, fünfzig Kerle von Autos, still, unbeweglich, nur das Blitzen verriet, daß innen und vorderhand unsichtbar noch etwas war, etwas Unbändiges. Es mußte frühmorgens sein. Ein großer Tag für Automobile sollte folgen, ein wahrer Ehrentag. Zweites Bild. Es fiel mir auf, daß jetzt, als das Rennen losging, im Kino-Orchester unten der Dirigent den Stab hob und seine Ouvertüre begann. Es war so, als ob er stillstehende Autos nicht musikalisch begleiten könnte. Er wußte wahrscheinlich keine vernünftige Begründung für dieses Nicht-können. Er konnte nicht. Ich dachte darüber nach, ich begriff es plötzlich so gut. Stillstehende Autos — das gibt es eigentlich nicht. Der Begriff „Auto" wird eben erst in der Bewegung wirklich. Stillstehende Autos — das ist ja, als ob es nur einen unveränderlichen und unüberwindbaren Raum gäbe, sonst nichts — und als ob die Zeit dabei stillstünde. Und die symbolische Darstellung der während

eines Filmvorgangs vergehenden Zeitspanne geschieht —, darauf kam ich eben —, nur durch die begleitende Orchestermusik. Das Tempo dieser Musik bleibt dabei völlig belanglos, allein ihre Stärke ist wichtig. Zeitlupenaufnahmen, zum Exempel, begleitet keine langsamere, sondern eine leisere Musik. Diese Beziehung zwischen Zeit und Begleitmusik fällt in ein Kapitel menschlicher Psychologie, das kaum noch erläutert wurde.

Zweites Bild also. Da flitzten die fünfzig Autos in rasender Bewegung vorbei und die monotone Begleitmusik, überlaut gespielt, verstärkte den Eindruck rasend vergehender Zeit.

Seltsames Bild! Wie diese fünfzig toten Autos des ersten Bildes wirklich geworden waren, wie sie ihr eignes Leben lebten — man glaubte ihren Atem zu spüren. Es war aber nicht der Atem, sondern etwas andres, das von innen kam, das in seiner lebendigen Hitze nicht spürbar, sondern sichtbar geworden war: Gefühl — so kann es ruhig genannt werden. Diese Maschinen fühlten Wagemut, Kraft, Tollheit, Kampfesfreude, oder wie man das sonst noch nennen kann; es brach heraus, ging über, strömte nach allen Seiten, so daß sich die festen Konturen des Bildes nach außen bogen, so daß das Filmbild überhaupt verwischt wurde. Wie eine Entmaterialisation wirkte dieses Bild der vorüberrasenden Maschinen, wie die expressionistische Darstellung eines Gefühls, wie die durchleuchtende Innenaufnahme eines Wesens, das den Raum überwindet und nur der Zeit unterworfen bleibt: das nur in der Bewegung lebt.

Und dieses vollkommen mystische Bild war das Arbeitsergebnis zweier Maschinen, Automobil und Filmkamera, deren ausgebreitete Wirksamkeit nach der Ansicht der meisten Menschen dafür Zeugnis ablegen soll, wie exakt und materialistisch dieses Zeitalter sei ...

Nun jagten einander noch ein paar Bilder. Sichtbar wurde die Landschaft, durch die das Rennen ging; flächig, von ein paar Bäumen bestanden — wo lag sie denn nur? Jedenfalls, sie begleitete das Rennen mit etwas eintönigen, aber rasch abgewandelten Landschaftsvariationen; Hebung, Senkung, Hebung, Senkung und einige bescheidene Figuren. Sie besorgte gewissermaßen eine musikalische Begleitung. Ja, „Hebung", „Senkung", „Variation" und „Figur" waren wirklich nur Fachausdrücke einer landschaftlichen Begleitmusik, die die Fahrer in den Autos nur soweit hörten, als sie sie als Uhr verwenden konnten. Diese oder jene Stelle der Landschaft zeigte ihnen an, wie lange sie schon gefahren waren und wie lange sie noch zu fahren hatten, nichts weiter, an ihrem musikalischen Ablauf kontrollierten sie die Geschwindigkeit ihrer Fahrt. Der Raum hatte sich in Zeit verwandelt.

Dann war der Ablauf der Landschaft zu Ende, die Autos standen still an ihrem Ziel. Im selben Bruchteil eines Augenblicks war der Dirigent des Orchesters mit seinem Musikstück fertig geworden. Er, der die Zeit des Filmablaufs vertreten mußte, hatte das Rennen ausgezeichnet mitgemacht.

Hans Kafka

Dieser Ruppolt ...

Wir wollen nicht davon reden, daß es einem mittlern Justizbeamten möglich war, in wenigen Jahren das runde Sümmchen

von 300 000 Mark (in Worten: dreimalhunderttausend) zu unterschlagen und, bis auf einen unbedeutenden Rest, „auf kostspieligen Reisen und an den Spieltischen von Deauville und Monte Carlo" durchzubringen. Das Geld ist allgemein stark gefragt, und die römischen Bürgertugenden geben nach.

Aber den Namen Ruppolt wird man sich dennoch merken müssen. Der Paragraph 1960 des BGB besagt: „Bis zur Annahme der Erbschaft hat das Nachlaßgericht für die Sicherung des Nachlasses zu sorgen..." Der Staat fragt also nicht, ob die präsumptiven Erben ihm die Verlassenschaft anvertrauen wollen. Er sichert den Nachlaß de jure. Nach bürgerlichem Rechtsgefühl hätte der Staat also auch für Unterschlagungen eines amtlichen Nachlaßpflegers ohne weiteres aufzukommen. Hätte zum Beispiel den Erben des Direktors Täufer die 130 000 Mark zu ersetzen, die von Anfang 1926 bis Mai 1927 vom Konto Ruppolt verschwunden sind.

Das will der Staat aber nicht ohne weiteres tun; er will es vielmehr auf gerichtliche Geltendmachung der Ersatzansprüche ankommen lassen. Und nach Meinung der Tagespresse „darf man auf den Ausgang dieser Schadensersatzansprüche sehr gespannt sein".

Hier also mündet der Einzelfall dieses Ruppolt ins Zeitgeschichtliche. Hier eröffnet sich ein Ausblick auf eine neue Staatsmoral, die sich mit der Vorstellung vom „treubesorgten Vater" übel verträgt. Der Staat als Prozeßgegner im Wirtschaftskampf, wie eine Aktiengesellschaft etwa, mit dem Unterschied jedoch, daß er sich durch seine eignen Gesetze fast unangreifbar zu schützen vermag. Merken wir uns diesen Ruppolt!

Ernst W. Freissler

In den Reihen der Revolution

Eine sehr glückliche Idee, die Herausgabe dieser Serie „In den Reihen der Revolution."

Es gibt viele Memoirenwerke, auch Memoirenwerke, aus denen über revolutionäres Geschehen einiges zu erfahren ist, aber es gibt bis heute nur ganz wenige Memoirenbücher, in denen Arbeiter oder Arbeiterführer aufgeschrieben haben, was sie, um das Ziel, die soziale Revolution zu erreichen (oder zu verhindern), getan haben. Das Was oder das Wie der revolutionären (oder konterrevolutionären) Arbeit.

Die mehr oder weniger bekannten Erinnerungsbänder europäischer Arbeiter zeigen im Wesentlichen, ja fast ausschließlich das Leid, die Not, das Elend, unter denen die Arbeiterklasse in allen kapitalistischen Staaten zu leben gezwungen war und ist. Ganz gleich, ob es sich nun um die Bücher von L. Deutsch und Parvus über die Verbannungsjahre in Sibirien oder um die Aufzeichnungen von Arbeitern wie z. B. Franz Bergg, Karl Fischer, E. Schuchardt oder irgend eines andern handelt. Nur in zwei ältern Memoirenwerken ist unsres Erinnerns das aufgeschrieben, was die bisher erschienenen Bände der Serie „In den Reihen der Revolution" bringen. Und nur in Büchern von Blos und Scheidemann plaudern — nun ja — Arbeiterführer davon, wie „man" die revolutionäre Entwicklung aufgehalten hat. Das Was und das Wie der sozialen Kämpfe, das Was und das Wie der praktischen Revolutionsarbeit ist wohl ausschließlich — in ältern Büchern — in August Bebels „Aus meinem Leben" und Peter Kropotkins „Memoiren eines Revolutionärs" zu finden.

Bis jetzt sind in der Buchfolge „In den Reihen der Revolution" (Verlag für Literatur und Politik, Wien-Berlin) diese zwei Bände erschienen: A. Schapowalow „Auf dem Wege zum Marxismus" und O. Pjatnitzki „Aufzeichnungen eines Bolschewiks". Band 1 berichtet, wie ein einfacher Mensch, ein primitiver russischer Arbeiter den Weg zum Sozialismus fand. Durch manche Wirrnisse, durch

viele Irrtümer und Illusionen mußte Schapowalow hindurch, bevor ihm das Ziel — und was entscheidender ist — der Weg zu diesem Ziel: dem Sozialismus klar wurde. Mit einer gradezu unbarmherzigen Offenheit breitet Schapowalow sein Leben, Denken und Tun vor uns aus. Sein Leben, Denken und Kämpfen ... für das er dann nach Sibirien mußte. Aber auch hier gab es keine Ruhe, kein Ausruhen. Der Mensch, der ein Ziel vor Augen hat, hat immer zu arbeiten. Wenn nicht im Getriebe des gesellschaftlichen Lebens, dann an sich selbst. Und das hat Schapowalow mit jeder Energie und Ausdauer getan.

Wie er, so ist auch Pjatnitzki — heute einer der bedeutendsten Köpfe der bolschewistischen Partei — ununterbrochen für die Sache der Arbeiter, für die Sache der sozialen Revolution tätig gewesen. Und wer wissen will, wie die entschlossenen Mitglieder der russischen Sozialdemokratie in und außerhalb Rußlands legal und illegal für ihre Sache und gegen den Zarismus, den Kapitalismus überhaupt gearbeitet haben, der muß Schapowalow und vor allem den II. Band der Sammlung „In den Reihen der Revolution", die Aufzeichnungen von Pjatnitzki lesen. Da ist zu lernen, was zu tun ist, zu lernen, was Menschen, die einer Sache, einer Idee ergeben sind, vermögen ... Aber auch noch etwas andres ist aus den Aufzeichnungen von Pjatnitzki zu entnehmen, etwas ganz andres: das Treiben der Ochrana und das, was Bismarck und Bülow dieser Ochrana, dem Zarismus zuliebe getan haben. Im Zivilleben nennt man ein solches Tun — wie es hier, von Pjatnitzki berichtet wird — ganz allgemein Schurkerei, Verbrechen, Mord, Beihilfe zum Mord. Im Staatsleben aber heißt so was Politik. Hohe Po-li-tik ...

Und nun lest die Bücher von Schapowalow und Pjatnitzki. Lest sie und lernt begreifen, was ein ganzer Kerl ist. Mehr, ein Revolutionär.

Über Einzelheiten haben wir absichtlich nicht berichtet, so sehr es uns juckte. Wir wollen, daß gelesen und nicht nur dieses oder jenes nachgeblättert wird.

Arthur Seehof

Immer an der Front!

In einem berliner Wahllokal erschien ein stattlicher, greiser Herr im schwarzen Rock, geleitet von einem jüngern Verwandten, einem Reichswehroffizier. Auch dem alten Herrn, bei dessen Eintritt sich die Wahlverwandten ehrerbietig von den Stühlen lüfteten, sah man auf viele Schritte gegen den Wind den waschechten altkaiserlichen Militär an.

Dieser alte Degen erfüllte also seine Staatsbürgerpflichten und stöckerte wieder ins Freie. Blieb aber noch einmal stehen und fragte seinen jungen Geleitsmann: „Es war doch richtig ... Liste 1?"

Der junge Mann soll nichts gesagt, aber ein sehr betroffenes Gesicht gemacht haben.

Liebe Weltbühne!

Es wird über sexuelle Hörigkeit gesprochen.

„Ich", sagt der Zeichner Dryden, „bin das nicht — ich bin schwerhörig."

„Er lügt", sagt seine Freundin. „Er ist stocktaub."

Antworten

R. E. Sie schicken mir die Wahlzeitung der Deutschnationalen vom Landesverband Halle-Merseburg? Dort wird auseinandergesetzt, was Pazifismus ist, und ich lese: „Darum ist es Ehrensache für die männliche Jugend, sich für den Kampf zu stellen, wenn die Nation, das heißt die Geburt, das verlangt. Auch die jungen Rehböcke werden so viel Ehrgefühl haben, zu wissen, daß sie zum Abschuß da sind und nicht die Rieken und die Kitzen." Die jungen Rehböcke haben mit Recht verzichtet, ihre eignen Metzger zu wählen.

Franz Leschnitzer. Sie schreiben zu Erich Ungers Brief in Nummer 20: „Geehrter Herr Doktor Unger, Sie sollen bedankt sein für Ihre rührende Anstrengung, meine Kenntnis ‚in etwas zu vermehren'. Leider geht Ihre Logik und Ethik dabei in die Brüche. Ihr Kardinalfehler, daß Sie von der gewiß auch ‚biologischen Verursachung' des Kriegs darauf schließen, er werde nur biologisch — — und nicht auch durch die schuftig-kalte Berechnung der Kriegsmacher — verursacht. Hätten Sie recht und triebe der menschliche Lebenstrieb ‚notwendig' zu jener ‚unausweislich auflaufenden Explosivspannung', deren Entspannung man ‚Krieg' nennt, wäre also der Krieg selbst naturgesetzlich bedingt (und was Andres können Ihre Worte ‚notwendig' und ‚unausweichlich' gar nicht besagen), dann wäre er unausrottbar — sintemalen zum Wesen eines Naturgesetzes die Unmöglichkeit, es zu übertreten, integrierend gehört. Dann aber ist auch Alles, was Sie zugunsten eines ‚letzten Pazifismus' sagen, logisch gesehn: ein Nonsens, ethisch gesehn: eine . . . Sache mit kurzen Beinen. Zumal Sie, bei Zusammenraffung Ihres Scharfsinns, gewiß herauskriegen könnten, daß die ‚auflaufende Explosivspannung' keineswegs ‚unausweichlich' aufläuft und daß sie niemals über- und in den Weltkrieg ausgelaufen wäre, wenn nicht in Berlin, Wien, Petersburg, Paris das verfluchte und verruchte Regierer-Pack gesessen hätte, das sie erst hat auflaufen lassen und das die epidemische Patriotitis von 1914 schmierig-schlau für seine schäbigen Zwecke benutzt hat. ‚Explosivkräfte' — auch imponderable wie die, die zum Kriege drängen — können, können, können eingedämmt werden; um sie einzudämmen, kämpfen wir Pazifisten, nämlich wir revolutionären Pazifisten, für jene sozialistische Ordnung, die einen stärkern Damm gegen teuflische ‚Explosivkräfte' darstellen würde, als ihn intranational das — wenigstens hierzulande — höchst unvollkommene Strafrecht und international das noch weniger vollkommene Völkerrecht partiell schon immerhin darstellt. Daß wir dabei das Seinsollende ‚ohne Orientiertheit' über das ‚Wirkend-Seiende' ableiten, darf uns zuallerletzt Der vorwerfen, der mit unserm Wirken und Sein so gut Bescheid weiß, daß er uns, ausgerechnet uns, der ‚Parteipolitik' verdächtigt (— just zur selben Zeit, wo uns ein kleiner parteipolitischer Strick einen Strick daraus drehen möchte, daß wir ‚zu bequem' sind, uns zur Parteipolitik zu bequemen). Geehrter Herr Doktor, wenn ich sehe, wie wenig Sie selber über manches Seiende orientiert sind, dann komm' ich nicht darüber weg, daß Sie vollends über den ‚Ozean der Erkenntnis' so wenig wegkommen werden wie Mancher über den Atlantischen . . ."

Laie. Sie möchten gern über den Strafgesetzentwurf unterrichtet sein? Ich empfehle Ihnen „Der Strafgesetzskandal" von Kurt Hiller, eine kleine, aber wichtige Broschüre voll eindringlichster Kritik (Element-Verlag, Berlin NO 18, Landsberger Straße 93 für 30 Pf.).

Paul Haag. Sie schreiben mir: „Ich nehme Bezug auf den Artikel ‚Das traurige Ende des Herrn Gerst' in Nummer 7 der ‚Weltbühne' und weise den dort stehenden beleidigenden Vorwurf des Plagiats, sofern er sich auf mein in Potsdam aufgeführtes Stück beziehen sollte,

zurück. Im Übrigen erkläre ich, daß ich selbst das Milieu meines Stückes niemals als neu angesehen habe. Ich habe das Problem aber trotzdem behandelt, weil ich glaubte, in seiner Gestaltung etwas Persönliches zu geben." Hans von Zwehl, der Verfasser des Artikels, erklärt hierzu, daß es ihm ferngelegen habe, Herrn Haag den Vorwurf geistigen Diebstahls zu machen.

Demokrat. Ich habe, durch die ‚Montagspost' verleitet, Ihren Külz zu den Durchgefallenen gerechnet. Ich berichtige gern. Dafür ist der Theodor Heuß, Ihr kulturpolitisches Licht, untern Scheffel geraten. Er möge dort bleiben.

Neugieriger. Der Wiederaufnahmeantrag in Sachen Max Hoelz sowie die von Rechtsanwalt Doktor Apfel und Professor Felix Halle verfaßte Petition an den Reichstag ist durch die Rote Hilfe (Berlin NW 7, Dorotheenstraße 77/78 gegen Voreinsendung von 5 Mark zu beziehen.

Richter. Wenn Sie morgen nach dem Pressetisch sehen, wo immer ein paar eilig schreibende Menschen sitzen, dann werden Sie einen Mann nicht mehr finden, der dort immer sehr wenig geschrieben hat, der dort stets sehr gelassen saß und die Augen emsiger gebraucht hat als den Füllfederhalter. Sling ist nicht mehr. Ein wunderbares Herz zerriß in jähem Krampf. Der Mann, der die Gerichtsreportage wieder wichtig gemacht und wieder nobilitiert hat, ist dahin. Ja, Richter, Sie sehen auf einen leeren Platz. Ich möchte nicht die Geschichte des Mannes erzählen, Sie werden aus dem Lebenslauf des Musikers, Romanschreibers, Dramatikers und Feuilletonisten nur Ihre Meinung erhärtet finden, daß er kein Fachmann war. Er war keiner. Er war ein großer Beobachter. So habe ich ihn gesehen zwischen den emsig schreibenden Kollegen, die nur das Wort aufgreifen, wie sein Blick scheinbar lässig rundging im Saal, wie er die Oberfläche der Gesichter abtastete, Angeklagte, Zeugen, Advokaten, Richter, wie er sich näher und näher tastete, wie das Auge plötzlich voll haften blieb und den ganzen Menschen aufnahm. Denn er sah immer den Menschen und nicht den Fall. Ja, er sah die Menschen da als Gefangene des Falles. So konnte er diese vielen kleinen Skizzen und großen Artikel schreiben, Tag für Tag, die so weich und nobel in der Form waren, so verbindlich, wo andre gepoltert hätten, und trotzdem so viel tiefer wirkten als Feierlichkeit oder beizender Sarkasmus. Denn er hatte die natürliche Gabe zu verstehen. Und deshalb wurden seine knappen Berichte zu Rebellionen gegen Engherzigkeit im Talar, gegen Selbstgerechtigkeit und Paragraphenhochmut. Er zwang die Kritisierten in seine Form, ob sie wollten oder nicht, sie hatten gegen lange Protestationen die Ohren verbunden, jetzt mußten sie auf die Nuancen eines Stilisten von natürlicher Eleganz lauschen, und ein Nebensatz, eine parenthetische Bemerkung machte ihnen mehr Schrecken als lange ausgeklügelte Perioden. Dort saß er auf der Pressebank, und seine Augen waren die des öffentlichen Gewissens. Er war wohl das Geheimnis seiner Wirkung, daß er so sah, wie Die oben hätten sehen müssen. So wurde er zum Anwalt für viele Unbekannte, wurde er zum wärmsten Fürsprecher auch für Max Hoelz, für den er noch im vergangenen Jahre in einer hinreißenden Artikelserie eingetreten ist und den er schon 1920 so geschildert hat: „Das Bild, das man bisher aus den Zeitungsberichten gewonnen hatte, war schwankend. Zuweilen glaubte man an den rohen Verbrecher, dann wieder an den romantischen Räuberhauptmann mit den Allüren eines Revolutionsgewinnlers. Der allererste Eindruck scheint der ersten Annahme rechtzugeben: ein kleiner Mann in blauer Gefängniskleidung ohne Kragen; Jacke und Hemd sind offen und lassen die Brust frei. Ein magerer eckiger Kopf, dessen schwarzes kurzgeschnittenes Haar tief in die niedere Stirn vorspringt, die

Ohren etwas zurückstehend, die Augen in tiefen Höhlen, ein bleiches, bartloses Gesicht. Aber kaum hat dieser Mann auf der Anklagebank Platz genommen, so sieht man, daß er weder den Typ des rohen Verbrechers noch den des Romantikers darstellt. Diese niedere Stirn, die nur an den Ecken höher hinanzeigt, hat ihre besondere Wölbung, die grauen Augen blicken scharf, doch nicht ungut, der Mund ist überaus fein und ernst geschnitten und weiß im Gespräch mit seinen Verteidigern klug und witzig zu lächeln. Die langen, sichtlich gepflegten Hände unterstützen das Gespräch auf eine geistige Art — und der Beginn der Verhandlung läßt keinen Zweifel, daß dieser Prozeß ein geistiger Kampf werden wird. Nicht über die kommunistischen Ideen wird der Angeklagte mit dem Gericht streiten, aber aus seinen ersten Worten geht hervor, daß er auf den prozessualen Kampf geistig vollkommen gerüstet ist. Er spricht mit seiner dunklen, weichen, angenehmen Stimme außerordentlich klar und scharf, ziemlich rasch und doch sehr überlegt. Er macht nicht den mindesten Sprachfehler, und der sächsische Dialekt ist bis auf einen fernen Anklang völlig ausgetilgt, seine Darstellungen sind plastisch, klar gegliedert, der Periodenbau seiner Schilderungen ist vollkommen." Wir stehen heute mitten im Kampf um die Justiz. Wir sind vielleicht noch weit entfernt von der entscheidenden Phase. Es werden noch viele Energien eingesetzt werden müssen. Es werden noch viele Temperamente brausen, spotten, fechten, predigen. Aber unter den Vielen, die noch kommen werden und notwendig kommen müssen, wird keiner mit so feinen, so sparsamen Mitteln so tiefe Wirkung erzielen, wie dieser sanfte Richter über die Richter. Gute Nacht, Sling . . .

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

6 Mark für das III. Vierteljahr 1928

einzuzahlen, da am 2. Juli die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Gorki über Lenin.

Das Leben ist so teuflisch verzwickt, daß man nicht aufrichtig lieben kann, wenn man nicht auch zu hassen versteht. Aber diese uns Menschen in der Wurzel verderbende, unvermeidliche Zwiespältigkeit der Seele — daß Liebe nur möglich wird durch Haß — verurteilt das Leben zur Vernichtung. In Rußland, dem Lande, wo das unvermeidliche Leiden als Allheilmittel zur Erlösung „der Seele" gepriesen wird, habe ich nie einen Menschen getroffen, kenne ich keinen Menschen, der so tief und so stark wie Lenin das Unglück, die Qual und das Leid der Menschen gehaßt, verabscheut und verachtet hätte. In meinen Augen heben diese Gefühle — sein Haß gegen die Dramen und Tragödien des Lebens — Wladimir Lenin besonders hoch, ihn, den Mann von Eisen in einem Lande, in dem die machtvollsten Evangelien zum Ruhme und zur Heiligung des Leidens geschrieben wurden.

Die Stunde der Sozialdemokratie

von Carl v. Ossietzky

Die Sozialdemokratie steht vor ihrer schwersten Entscheidung. Sie hat am 20. Mai unverhofft überreichen Gewinn heimsen dürfen, aber mehr noch als ihr Plus bedeutet das Minus der Rechten. Die Deutschnationalen haben zum ersten Mal in zehn Jahren den Ernst des Lebens kennen gelernt; die demokratische Institution des allgemeinen Stimmrechtes, der sie, die Volksfeinde par excellence, sich bisher unbedenklich anvertrauten, hat sie plötzlich sacken lassen. Vielleicht eine Schramme, die narbenlos verheilen, vielleicht eine Wunde, deren Blutverlust Schwächung für immer hinterlassen wird. Grade dieser rapide Absturz der bisher vor wie hinter den Kulissen dominierenden Partei legt der Sozialdemokratie eine lastende Verpflichtung auf. Denn die Riesenscharen zugewanderter Wähler fragen den Teufel nach den Bindungen des Erfurter oder Görlitzer Programms, nach den Erwägungen sozialistischer Theoretiker und Taktiker, wie weit die Sozialdemokratie sich in der Mitverantwortung für den immerhin existenten Klassenstaat engagieren dürfe — sie sind ganz einfach enttäuscht von den Kunststücken der Rechten und wollen es nun mit der andern Seite versuchen. Ein geringerer Erfolg hätte nur Anerkennung für tüchtige Opposition bedeutet. Doch dieses Votum heißt: Ihr sollt regieren. Es ist schwer, auf einen solchen Appell ausschließlich mit taktischen Bedenken zu antworten. Kommt noch hinzu, daß die Wahlen im Ausland ungeheure Sensation gemacht haben und daß man sie dort, in Verkennung der innerpolitischen Sachverhalte, für Stresemann-Wahlen hält. Dort sah man die Große Koalition, die doch erst geschaffen werden soll, schon im Wahlkampfe wirkend. Würde die Sozialdemokratie, wenn auch mit triftigsten Gründen diese Kombination zunichte machen und damit einen neuen Bürgerblock inthronisieren, man würde sie nicht verstehen, würde ihr die Schuld aufbürden, wenn die Außenpolitik nicht weiter kommt und dem neuen, in Carcassonne manifestierten Poincaré eine kümmerliche, klebrige Regierung der rechten Mitte entgegentritt, die aus nationalen Gründen beleidigt lächelt, anstatt den zugeworfenen Ball aufzunehmen. Das sind starke Argumente für die Allianz mit Stresemann.

Ich habe in der Wahlnacht, unter den Eindrücken der ersten Resultate, hier an dieser Stelle geschrieben, daß eine Sozialdemokratie, die sich in das Abenteuer der Großen Koalition einläßt, in zwei Jahren gespalten sein wird. Ich wählte diese zugespitzte Formulierung mit Bedacht, um das Risiko aufzuzeigen, das die Partei eingeht, wenn sie, dem eilfertigen Ehrgeiz einer unverbesserlichen Sorte ewiger Ministrabler blind nachgebend, mit Schwertgeklirr und Wogenprall in ein unbesehenes Bündnis steigen sollte. Das hieße allerdings die Einheit der Partei in Frage stellen, einen zweiten Hinauswurf

wie den von 1923 könnte selbst die Sozialdemokratie nicht mehr ertragen. Ich will nicht zu der bittern Untersuchung einladen, was die Partei heute noch an Elan, Entschlossenheit und Geist zu bieten vermag. Ihr wirklicher Wert liegt nicht in äußern oder intellektuellen Reizen, sondern in ihrer Einheit, die sie ihrem völligen Mangel an Problematik und einer netten, gesäßigen Nervenlosigkeit verdankt, die auch in erregtesten Zeitläuften nicht aus der Fasson zu bringen war. Käme auch die zweite sozialistische Partei der Republik noch ins Fließen, würde auch da, wie bei der kommunistischen Nachbarschaft ein Mal im Quartal aussortiert und exmittiert, dann: „— Fahre wohl, Doria, schöner Stern! Auch Patroklus ist gestorben und war mehr als du!" Zur Ehre der sozialdemokratischen Führer sei gern gesagt, daß sie dies Mal die Gefahr sehen, daß sie nicht munter auf das schwellende Prokrusteslager hüpfen, sondern sich mit ihren Erwägungen Zeit lassen und die, hoffentlich!, benutzen, um Bedingungen auszuarbeiten, die es den Andern nicht zu leicht machen. Mögen die Demokraten das auch Shylockkontrakt nennen, es muß festgehalten werden: nicht nur die Deutschnationalen sind geschlagen, sondern auch die Mittelparteien!

Leider ist man auf dem linken sozialdemokratischen Flügel etwas zittrig geworden und redet dort wieder von der Weimarer Koalition. Warum soll das Bündnis mit Stresemann verwerflich sein, das mit Koch und Guérard dagegen mit den Prinzipien vereinbar? Kurt Hiller hat hier im vorigen Heft die Zusammenarbeit der kulturpolitisch liberalen Parteien, unter Ausschließung des Zentrums also, empfohlen, in der klaren Erkenntnis selbstverständlich, antizipierend zu sprechen, da in den Vorstellungen, die sich die ungläubigen Parteien vom Zentrum machen, noch immer ein sehr naiver Wunderglaube vorherrscht. Das Mirakel wird nicht eintreten. Das Zentrum hat zwar nicht seine Gestalt gewechselt, aber findet langsam seinen alten Charakter wieder. Die sozial-radikale Episode ist vorüber. Das Zentrum wird wieder, wie unter Bachem-Trimborn, eine schroff konfessionelle Partei, gelegentlich aufmukkend, weil das die Rücksichtnahme auf die Arbeiterwähler erfordert; aber die Partei eines traditionell gebundenen Christentums muß heute, wo alle alten Gefüge wackeln, zwangsläufig zu einer konservierenden Partei werden. Das hat auch Hellpach in seinen in manchen Stücken recht anfechtbaren, aber im Ganzen sehr anregenden und beachtlichen „Politischen Prognosen" ausgeführt. Nach seiner Meinung wird das Zentrum mit der Überwindung der Pubertätskrämpfe der Republik seine Bedeutung als Partei des Ausgleichs verlieren, immer weiter nach rechts rücken und endlich der linke Flügel des zukünftigen Konservativismus werden: neben den Nationalistisch-Konservativen, die Christlich-Konservativen. Ist das nicht schon heute so? Nur auf der Linken will man es nicht sehen. Und es ist eine schwer begreifliche Verblendung, daß man grade bei der linken Sozialdemokratie das Zentrum für zuverlässiger hält als Stresemanns Gefolgschaft und sich abmüht, die Unterschiede auf der Apothekerwage festzustellen.

Die Sozialdemokratie handelt also taktisch durchaus richtig, wenn sie den Mittelparteien nicht gleich liebeglühend um den Hals fällt. Denn schließlich geht auch bei den Andern einiges vor, und der Chok über den Wahlausgang ist viel stärker als sie in ihrer Presse merken lassen. Zunächst wird geplant, jene Arbeitsgemeinschaft der Mittelparteien ernstlich wiederaufleben zu lassen, die 1922 gegründet wurde, als die Vereinigung mit den Unabhängigen bevorstand und man von Crispien und Breitscheid noch die rote Verseuchung der alten Partei erwartete. Diese Arbeitsgemeinschaft ist unverdient in Vergessenheit geraten, weil sie nur ein Mal ganz effektiv wurde, und diese Leistung allerdings sollte in Erinnerung gerufen werden: es war die Mißgestaltung des Republikschutzgesetzes, für dessen schiefe Prägung die Mittelparteien verantwortlich sind, weil sie damals — noch war das Reichsbanner nicht erfunden! — in einem energischen Republikschutz den Beginn jakobinischen Terrors fürchteten. Darüber möge man nicht im Zweifel sein: auch die neue Gemeinschaft der mittlern Fraktionen würde vornehmlich die Aufgabe haben, der Sozialdemokratie enge Grenzen zu ziehen. Denn, um es zu wiederholen, der Chok in den Mittelparteien ist viel größer als die Bonhommie ihrer Blätter verrät... Wenn die Sozialdemokratie wirkliche antikapitalistische Politik versuchen sollte, wird sich zeigen, wie wenig Verbindung noch zwischen ihr und den republikanischen Sonntagsrednern der Mittelparteien besteht.

Es liegt übrigens auch noch keine autoritative Äußerung der Deutschen Volkspartei vor, ob dort überhaupt die Große Koalition gewünscht wird. Stresemann, der im Ausland irrtümlicherweise für den Bannerträger eines cartel de gauche gehalten wird, ist, wie wir wissen, in Wirklichkeit der virtuose Jongleur der wechselnden Mehrheiten, sein Herz jedoch ist beim Bürgerblock. Das Übergewicht der Deutschnationalen war ihm zuletzt sicher sehr lästig und störend — — aber, gesetzt, die Deutschnationalen würden ihrer herabgeminderten Zahl entsprechend heute ein taktisch klügeres und nachgiebigeres Angebot machen, mit der Garantie, in Zukunft trätablere Personen vorzuschicken als den plumpen Provokateur Keudell ... wer weiß? So entwaffnet ist man in den mittlern Fraktionen nicht, in der Großen Koalition die einzige und letzte Chance zu sehen und alle Anstrengungen grade darauf zu richten. Das ist ein falscher Eindruck, der besonders von der Demopartei hervorgerufen wird, die ja nicht mehr viel zu sagen hat und wie eine Dame von fröhlicher Vergangenheit, die allmählich in die Jahre kommt und immer weniger Aufforderungen zum Mitspielen erhält, sich jetzt, höflich gesprochen, aufs Vermitteln geworfen hat. Einstweilen wird von Herrn Erich Koch sehr eifrig das Werben für die große Liberale Partei betrieben, was, nüchterner ausgedrückt, nicht mehr als Übernahme der demokratischen Stoffreste in das stärker assortierte Lager der Volkspartei bedeutet. Da die Demokraten nur Geist mitbringen, bemühen sie sich, um wenigstens etwas Nahrhaftes zu bieten, auch um die Überredung der Wirtschaftspartei, und als die erste Frucht der Bemühungen dürfte im

Reichstag bald ein engeres Zusammengehen der drei liberalen Gruppen sichtbar werden. Nun steht es jedem frei, seine Interessen wahrzunehmen, so gut er kann. Aber einleuchtend dürfte auch sein, daß die konstruktiven Versuche in den Mittelparteien die Sachlage ein wenig verändern, daß die Anstrengungen, die Mitte neu zu organisieren und fester zusammenzubringen, vornehmlich Abwehrmaßnahmen gegen die Sozialdemokratie vorbereiten und damit auch gegen die Arbeiterschaft. Die gleichen Parteien, die stets den blutigsten Klassenkampf wittern, wenn die Arbeiter auf ihre einfachsten vitalen Rechte pochen, ziehen selbst einen Grenzstrich zwischen sich und die Arbeiterschaft und suchen eine festere Untermauerung ihrer klassenmäßigen Stellung. Für sie ist die Sozialdemokratie nur eine genehme Alliierte, wenn sie sich „verantwortungsfreudig" zeigt, das heißt, wenn sie die bestehende Gesellschaftsordnung mitverantwortet. Nun braucht eine sozialistische Partei nicht zwei Mal täglich „Revolution!" zu trommeln, wie die Kommunisten wünschen, aber als dauernde Lebensversicherung der bürgerlichen Gesellschaft zu fungieren, das wäre auch von den zahmsten Sozialisten zu viel verlangt.

Es gibt in der Gegend von Stresemann und Guérard Gemütsmenschen, die sagen: „Wenn die Sozialdemokratie machtlüstern ist, soll sie in Gottes Namen drauflosregieren. Wir wollen nicht knausrig sein. Es soll auf ein paar Ministersitze nicht ankommen. Was die Sozis damit anfangen, ist ihre Sache, aber in ein paar Monaten werden sie sich abgewirtschaftet und blamiert wieder trollen . . ." In dieser freundlichen Spekulation liegt das größte Risiko für die Sozialisten. Man möchte sie vor Schwierigkeiten stellen, an denen sie die Grenze ihrer Kraft fühlen . . . Wenn die Genossen in der Wilhelmstraße sitzen, wird das alte Lied von den „roten Ketten" wieder losgehen; Konflikte werden provoziert werden; die Unternehmerschaft wird die Hungerpeitsche kräftiger schwingen, um den Arbeitern zu bedeuten, daß sich gar nichts ändert, wenn ihre Leute regieren. Im Gegenteil. So soll der Weg frei gemacht werden für den bürgerlichen Mischmasch. Aber der Weg wird zu Hugenberg führen . . .

Das ist die bittere Entscheidung für die Sozialdemokratie. Sagt sie ab, enttäuscht und verstimmt sie. Akzeptiert sie, ist es ein Sprung ins Unbekannte. Aber Koalition oder nicht, das ist doch nicht die letzte Frage. Was die Partei auch unternimmt, es kommt darauf an: mit welchen Mitteln und welchen Männern! Sie mag regieren oder opponieren, beides wird ihr kaum schaden, wenn sie es ohne falsche Rücksichtnahme und ohne Schielen tut. Wenn sie gezwungen ist, heute oder in einem Jahr die Tür hinter sich zuzuschlagen, dann soll sie es so tun, daß es durch ganz Deutschland knallt. Möge sie die richtigen Männer vorschicken, die verantwortungsfreudig sind, nicht gegenüber Herrn Marx oder Herrn Stresemann oder gegenüber irgendwelchen anonymen Couloirklüngeln, sondern gegenüber den Millionen draußen im Lande, die sie gewählt haben, weil sie auf sie hoffen.

Der baltische Block von Michael Smilg-Benario

Das Jahr 1928 ist das Jahr des zehnjährigen Bestehens der aus den Hammerschlägen der deutschen Armee und aus dem Chaos der russischen Revolution entstandenen baltischen Staaten. In diesen zehn Jahren haben sich die innenpolitischen Verhältnisse in den baltischen Staaten konsolidiert. Nach schweren wechselvollen Kämpfen ist es ihnen gelungen, ihre Selbständigkeit aufrechtzuerhalten und ihre Gebiete sogar außerhalb ihrer eigentlichen ethnographischen Grenzen zu erweitern. Eine Ausnahme bildet Litauen, da ihm größere mit litauischer Bevölkerung bewohnte Gebiete durch Polen entrissen wurden. Ihre geographische Lage macht die baltischen Staaten zu einem Objekt der internationalen Politik und angesichts des Gegensatzes zwischen England und Rußland erscheint ihre Zukunft ziemlich unklar.

Der Gedanke eines engern Zusammenschlusses dieser Staaten hat immer zahlreiche warme Befürworter gehabt. Seit einiger Zeit setzen sich wieder maßgebende Persönlichkeiten dafür ein. Anläßlich der kürzlich erfolgten Ernennung des bisherigen estländischen Gesandten in Riga, Seljamaa, zum Gesandten in Moskau führte der estländische Außenminister Rebane in einem Interview für die ‚Istwestija' aus, daß die Unabhängigkeit der baltischen Staaten ebenso wie die Schaffung eines baltischen Blockes eine geschichtliche Notwendigkeit sei. Rebane betonte auch, daß der künftige baltische Block bei irgendwelchen größern internationalen Konflikten strikte Neutralität einhalten werde. Das moskauer Regierungsorgan bemerkte zu diesen Ausführungen, daß schon die ganze Vorgeschichte des baltischen Blockes ein Beweis dafür sei, daß er mit dem Gedanken der Förderung freundschaftlicher Beziehungen zur Sowjetunion nicht zu vereinbaren sei.

Da sich außer Minister Rebane auch andre Persönlichkeiten von Gewicht mit der Frage des baltischen Bundes befaßten und da wahrscheinlich auch die Reise des lettländischen Außenministers, Balodis, nach Reval, sowie später nach Kowno, im Zusammenhang damit steht, so muß die Aufmerksamkeit der europäischen Öffentlichkeit darauf gelenkt werden. Dies erscheint uns um so notwendiger, als in letzter Zeit immer klarer wird, daß verantwortliche baltische Politiker die Erweiterung des Begriffes „Baltischer Block" auch auf Polen ausdehnen. Das steht hauptsächlich mit der Neuorientierung der lettländischen Außenpolitik in Zusammenhang. Infolge seiner geopolitisch stark exponierten Lage spielt Lettland innerhalb der baltischen Staaten vielleicht die wichtigste Rolle, so daß von seiner Außenpolitik vornehmlich die der Nachbarn abhängt. Der Außenminister der vor einigen Monaten zurückgetretenen sozialdemokratischen Regierung Skjuneek, Herr Zeelens, war zwar auch Anhänger eines baltischen Blocks, doch verstand er darunter einen Bund zwischen Finnland, Estland, Lettland und Litauen unter Ausschluß Polens. Unter Bezugnahme auf den polnisch-russischen Gegensatz erklärte er ausdrücklich, daß eine Einbeziehung Polens in den baltischen

Block die baltischen Staaten zu einem Objekt der Politik der Großmächte mache und daß dadurch die kleinen Ostseestaaten Gefahr laufen, in internationale Konflikte hineingezogen zu werden. „Ein großer Staat hat", so erklärte Herr Zeelens, „im Spiel der politischen Kräfte, das im Endergebnis zum Kriege führen kann, vielleicht viel, ein kleiner hingegen alles zu verlieren."

Die neue Regierung Juraschewski hat einen andern Kurs eingeschlagen. Außenminister Balodis erklärte, daß er die politischen Beziehungen zu Rußland nicht auf der Grundlage der von der frühern Regierung abgeschlossenen Verträge, sondern auf Grundlage des Friedensvertrages aufrechtzuerhalten beabsichtige. Balodis erklärte auch, daß „die Frage des Abschlusses eines Nichtangriffsvertrages mit der Sowjetunion in letzter Zeit nicht als sehr aussichtsreich angesehen werden könne." Im Gegensatz zu seinem Vorgänger stellte Balodis ausdrücklich fest, daß Lettland in kultureller und wirtschaftspolitischer Beziehung nach Westeuropa orientiert sei.

Die Abwendung von Rußland brachte gleichzeitig eine Annäherung an Polen. Die Beziehungen zwischen Polen und Lettland haben sich in letzter Zeit sehr freundschaftlich gestaltet. Die polenfreundliche Orientierung Lettlands bedeutet aber andrerseits, daß die Regierung den ihr bekannten polnischen Aspirationen in bezug auf einen baltischen Block wohlwollend gegenübersteht. Im Jahre 1922 wurde in Warschau ein Vorvertrag ausgearbeitet, das sogenannte Warschauer Protokoll, demzufolge ein baltischer Block unter polnischer Hegemonie geschaffen werden sollte. Damals scheiterte dieser Plan an dem Widerstand Finnlands, aber Polen hatte ihn nie aufgegeben. Rußland erblickte in dem Vorvertrag von 1922 stets den Versuch der Schaffung einer antirussischen Koalition an der Ostsee. Die Sowjetregierung versuchte deshalb zur Durchquerung der polnischen Pläne und der Pläne des hinter Polen stehenden Englands mit den baltischen Staaten einzeln Nonaggressivverträge abzuschließen. Diese Bestrebungen sind der Sowjetregierung nur zum Teil gelungen, vor allem durch den Abschluß des Nichtangriffsvertrages mit Litauen Ende September 1926, wodurch der von England um Rußland geschaffene Ring gesprengt wurde. Die Sowjetunion war die Nutznießerin des polnisch-litauischen Konflikts, der durch die Wilna-Frage hervorgerufen worden war.

Dieser Konflikt bedeutet nicht nur ein Hindernis der Verwirklichung groß-polnischer Pläne bezüglich der Ukraine und Weiß-Rußlands, sondern auch für die Verwirklichung eines baltischen Blocks unter polnischer Hegemonie. Die Annäherung zwischen Litauen und Polen ist deshalb die Voraussetzung für einen solchen Block. Am 10. Dezember 1927 wurde laut Beschluß des Völkerbundrates der Kriegszustand zwischen beiden Ländern für beendigt erklärt, und sie wurden aufgefordert, Verhandlungen zur Herstellung normaler Beziehungen aufzunehmen. Am 30. März fand in Königsberg zwischen Litauen und Polen eine Konferenz statt, die einen bedeutenden Schritt auf dem Wege der Annäherung zwischen diesen beiden

Staaten bedeutete. Kürzlich tagten noch in Berlin die drei von beiden Parteien eingesetzten Kommissionen, die die Einzelheiten erörtern sollten. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es über kurz oder lang zu einem Einvernehmen zwischen den beiden Staaten kommen wird, um so mehr, als auf Litauen seitens der Großmächte ein Druck ausgeübt wird. Nicht zu unterschätzen ist auch die Tatsache, daß die katholische Kirche, die besonders auf dem flachen Lande in Litauen eine bedeutende Macht darstellt, für eine solche Verständigung eintritt. Sobald einmal die Grenzen geöffnet werden, wird Polen einen maßgebenden Einfluß in Litauen erlangen. Ist einmal eine Verständigung zwischen Litauen und Polen zustande gekommen, dann wird auch der baltische Block mit Einbeziehung Polens, für den jetzt Lettland und Estland so warm eintreten, Tatsache werden. Selbstverständlich werden noch manche Schwierigkeiten zu überwinden sein, vor allem, weil, wie 1922, auch jetzt Finnland sich nicht gern anschließen möchte.

Die Bemühungen sind deshalb von größter internationaler Bedeutung, weil sie als Teilerscheinungen des englisch-russischen Konflikts betrachtet werden müssen. Nicht umsonst bemerkte die „Iswestija" zu den Ausführungen des estländischen Außenministers Rebane, daß ein solcher baltischer Block sich tatsächlich gegen Rußland richte und nur ein Glied in der Kette der englischen Umklammerungspolitik sei. Der neue Kurs in Lettland und die wenn auch langsam vorwärts schreitende Verständigung zwischen Polen und Litauen bedeuten eine große Schwächung der russischen Position an der Ostsee. Sollte in den nächsten Jahren der Baltische Block unter Polens Führung Tatsache werden, dann ist der Ring um Rußland endgültig geschlossen, dann wird eine Koalition von Staaten geschaffen werden, die sich, wenn man das Militärbündnis zwischen Polen und Rumänien hinzurechnet, vom Baltischen bis zum Schwarzen Meere erstreckt, eine Koalition, hinter der das Britische Imperium steht.

T. U. von Konrad Bolz

> Unsre Kontrakte geben uns das Recht, die Zeitung ganz nach unserm Ermessen zu redigieren und sowohl die Haltung als die Parteistellung des Blattes selbständig zu handhaben . . .
>
> *Gustav Freytag, Die Journalisten*

Lieber Zeitungleser, kennst du die Telegraphen-Union? Du kennst sie nicht. Denn, mittlerer Bürger, der du bist, Abonnent einer mittelparteilichen Zeitung, die Kunst und Wissenschaft pflegend berücksichtigt, auch im Unterhaltungsteil laut Prospekt „auf Niveau" hält, bist du zufrieden, daß dein Blatt für Locarno ist, ohne die nationale Ertüchtigung zu vernachlässigen, für den gesunden Fortschritt, ohne das gesunde Alte darüber zu vergessen. Beim Überfliegen der politischen Depeschen wirst du dir kaum jemals Gedanken gemacht haben, was die mysteriösen Buchstaben in der Klammer hinter dem Datum wohl bedeuten. Das ist nämlich der Name des Nachrichtenbureaus, das die Meldung geliefert hat. Denn ich muß dir die optimistische Vorstellung rauben, als würde die Zeitung auch wirklich in der Zeitung gemacht. Das war so zu Zeiten

meines seligen Großvaters. Heute fliegt der Inhalt buchstäblich ins Haus. Artikel, Informationen, politische und unpolitische Entrefilets, alles wird in Spezialbureaus fabriziert und geht von dort dann an die abonnierenden Blätter. Ganz besonders trifft das auf die Nachrichten zu. Denn ein Netz von eignen Korrespondenten über Nah und Fern zu breiten, ist nur einigen wenigen großen Blättern vorbehalten. Da das Publikum aber vom Zeitungswesen Begriffe hat, die schon der selige Gustav Freytag als veraltet abgelehnt hätte, so überwiegt noch immmer die Meinung, daß Tatsache Tatsache bleibt, daß das Ereignis: „Zaglul Pascha in Kairo gestorben" oder „Demission eines belgischen Ministers" eindeutig ist und bleibt, einerlei, ob der Draht, der es übermittelt, zum ‚Vorwärts' oder zur ‚Kölnischen Zeitung' führt. Dem ist nicht so. Jede Nachricht von einiger Bedeutung unterliegt einer Appretur. Nicht erst die Glossierung in der Redaktion macht die Färbung, gewöhnlich wird sie schon in einer Form gedrahtet, die die redaktionelle Glossierung vorwegnimmt oder maßgebend bestimmt. Der Redakteur ist der Sklave der Nachrichten. Nicht allzuviele sind es, die wissen: Aha, an dieser Stelle ist falsch abgetönt worden, hier ist in die Tatsache gleich ein Werturteil hineingewirkt worden. Wenige Außenstehende nur ahnen, mit welcher Geschwindigkeit die Arbeit eines Redakteurs abrollt, wie wenig Zeit bleibt, um zu prüfen oder Nuancen gebührend herauszuholen.

Was wird nun, wenn ein paar hundert Zeitungen verschiedenster politischer Richtungen, die sich an grundverschiedene Leserkreise wenden, alle aus einem kolossalen Nachrichtentrog gespeist werden, der die Etikette trägt: Überparteilich . . .?

Die größte unsrer Nachrichtenagenturen ist das Wolffsche Telegraphen-Bureau (W.T.B.). Es ist offiziös, also der jeweiligen Regierung zur Treue verpflichtet. Diese Treue dauert, wenn es sich um eine Rechtsregierung handelt, oft übers Grab. W.T.B. durch flotteres Tempo und Schlankheit der Form überlegen und deshalb von Blättern aller Richtungen gleich begehrt, ist die T.U. (Telegraphen-Union, Internationaler Nachrichtendienst, G. m. b. H., mit einer Anzahl von Zweigabteilungen. Die T.U. hat im Laufe der Jahre viele Herren kommen und gehen sehen. Ihre Existenz war nicht ohne Zwischenfälle. Ihre Qualität aber immer sehr hoch. Ihr heutiger Machthaber ist Herr Alfred Hugenberg.

Zur Zeit tobt zwischen W.T.B. und T.U. ein kleiner Pressekrieg, dem nachzugehen lehrreich ist. Beide Bureaus bombardieren ihre Kundschaft mit Erklärungen. Die T.U. ist furchtbar wütend, weil W.T.B. wieder auf ihre Geschäftsmethoden und ihre Propaganda hingewiesen hat. Die T.U. hat nun einen längern Schreibebrief an ihre Kundschaft losgelassen, der in seiner Selbstgefälligkeit für sich selbst spricht. Aber in diesem T.U.-Brief findet sich ein höchst interessanter Satz, den man doch nicht vorenthalten darf. Es heißt da nämlich: „Jeder Nachrichtenfachmann weiß, daß auch eine Nachrichtenagentur es bei Wahrung strengster Objektivität niemals allen Leuten recht machen kann. . ." Wie interessant! „Auch bei Wahrung strengster Objektivität?" Und diese interessante Feststellung wird von den Geschäftsführern der Firma getroffen, deren Aufsichtsratsvorsitzender Herr Geheimer Finanzrat Alfred Hugenberg und deren Aufsichtsratsdelegierter Herr Generaldirektor Ludwig Klitzsch vom Scherlverlag ist! Schulbeispiel für die Methoden des Hugenbergschen Propagandaapparates! Unter der Flagge der Neutralität wurde ein Nachrichtendienst mit großer Resonanz geschaffen, der sich nach außen als „unabhängige und neutrale nationale Agentur" anpreist, in Wirklichkeit aber nur ein Glied, oder besser nur eine Abteilung der von Hugenberg vollkommen abhängigen deutschnationalen Firmenkonstruktion Telegraphen-Union ist, zu der auch der seinerzeit aufgekaufte Dammertverlag und der harmlos klingende Patriaverlag gehören, wo ein paar

Korrespondenzen mit mehr oder minder deutschnationaler oder besser Hugenbergscher Richtung erscheinen. Über allem schwebt als Geist Gottes Herr Hugenberg über den Wassern respektive die von ihm abhängige Geschäftsführung, die sich nicht nur juristische oder verlegerische, sondern auch direktoriale Befugnisse beilegt und auch ausübt.

Das alles wurde sehr hübsch durch einen Prozeß erhärtet, den der von Herrn Hugenberg gemaßregelte Chefredakteur der T.U., oder wie in der Gerichtsverhandlung so schön formuliert wurde: des Nachrichtendienstes der T.U. gegen die Telegraphen-Union angestrengt hat. Dieser Prozeß hat eine eigenartige Vorgeschichte. Der Chefredakteur soll vor mehr als zwei Jahren abfällige Bemerkungen über die Geschäftsführung der T.U. gemacht haben. Wie der Kläger ausführte, sind diese angeblichen, von ihm übrigens energisch bestrittenen Äußerungen jetzt plötzlich ausgegraben worden, um ihn abzuhalftern, weil er politisch unbequem geworden war und man sonst keine Möglichkeit sah, den noch anderthalb Jahre laufenden Vertrag mit 2400 M. Monatsgehalt abzubiegen. Der Chefredakteur selbst hatte vor bald zwei Jahren, als ihm Andeutungen zu Ohren kamen, diese Dinge der Geschäftsführung gemeldet und eine Untersuchung gefordert, die ihm damals abgelehnt wurde, „weil es sich ja doch nur um Klatsch und Rachegelüste ihm feindlich gesinnter Leute handle". Doch jetzt, da es grade vor den Wahlen war, brauchte man einen Grund und entließ den Chefredakteur fristlos. Dieser Chefredakteur hat einen ebenso energischen wie aussichtslosen Kampf gegen die redaktionelle Bevormundung durch Herrn Hugenberg und seine Beauftragten geführt. Vor Jahresfrist, kurz nach Erwerb der Ufa durch Hugenberg, wurde dem Chefredakteur die Verbreitung einer reinen Interessentenmeldung (zu Gunsten der Hugenbergschen Ufa) zugemutet, obwohl ihm, wie im Prozeß ausgeführt wurde, vertraglich seine redaktionelle Unabhängigkeit von jeder parteipolitischen oder sonstigen Bindung ausdrücklich garantiert war und obwohl die T.U. doch bekanntlich sich selbst immer wieder als „unabhängige neutrale Telegraphenagentur" bezeichnet. Die Weigerung des Chefredakteurs, diese Nachricht zu verbreiten, trug ihm eine „Rüge wegen eigenmächtiger Durchkreuzung einer von der Direktion gegebenen Anordnung" ein. Auf seinen Widerspruch wurde ihm schriftlich von der „Direktion" eröffnet, daß „diese mit Befremden feststelle, daß er immer noch nicht zur Einsicht gelangt sei; die Tatsache der mit dem Vorstand abgeschlossenen Verträge ergäbe automatisch die Unterordnung der Chefredaktion unter diesen; es sei aber ungehörig, daß der Chefredakteur die Rüge, die ihm die Direktion leider nach Lage der Dinge habe erteilen müssen, zurückweise". Im übrigen wurde ihm angekündigt, daß „die Direktion sich nicht in der Lage sehe, derartige Ansichten und sich daraus ergebende Handlungen weiter zu dulden!"

Aber nicht nur diese interessante Tatsache wurde im Prozeß erwiesen, sondern auch noch die eigenartigen Propagandamethoden der Telegraphen-Union, die sich doch jetzt wieder in dem Rundschreiben gegen das W.T.B. als unabhängige Nachrichtenagentur aufspielt. Der gemaßregelte Chefredakteur hatte nämlich nicht nur gegen die Verquickung seines vertraglich neutral zu haltenden T.U.-Dienstes mit der deutschnationalen Firma gekämpft, sondern ebenso gegen die Aspirationen der zu der Firma gehörenden deutschnationalen Korrespondenzen der vorher genannten Verlage Dammert und Patria. Deren Herren machten sich die Namensübereinstimmung zwischen Firma und T.U.-Dienst zu Nutzen und gerierten sich so, daß man sie als Chefredakteure (dort gibt es nämlich nur Chefredakteure!) der T.U. behandelte. Die Folge war, daß der Nachrichtendienst nur parteipolitisch gefärbtes Material dieser „Fachrdaktionen" erhielt, ohne sich dagegen wehren zu können. Wer erinnert sich nicht des Vor-

falls vor vier Jahren, als einige Redakteure aus der T.U. austraten, nur weil sie sich keinem Gewissenszwange aussetzen wollten! Damals verbreitete die T.U. die Erklärung, daß sie niemals eine parteipolitische Pression bemerkt habe. Ja, so dumm sind Hugenbergs natürlich nicht. Wozu braucht man eine Redaktion zu drücken, wenn sie das „Material, auf das es ankommt", auf die viel harmlosere redaktionelle Methode durch „zuverlässige", also deutschnationale Informatoren angedreht bekommen kann. Das Wichtigste ist eben, daß man die Kanäle kontrolliert, die das Material heranschaffen, das dann als „neutral" — sicherlich in gutem Glauben — von der Nachrichtenredaktion verbreitet wird. Dieses System hatte der gemaßregelte Chefredakteur durchschaut und abgeändert, indem er eine eigne Organisation für den Nachrichtendienst der T.U. aufgebaut hatte.

Der Chefredakteur Doktor Belian gab sich begreiflicherweise mit seinem Hinauswurf nicht zufrieden, sondern strengte Klage an. Beim Landesarbeitsgericht stieß er auf einen Richter, Herrn Landgerichtsdirektor Samuel, der für Hugenbergs Interessen großes Verständnis zeigte, alle Beweisanträge des Klägers ablehnte und ihn schließlich abwies. Der Öffentlichkeit den Fall klar zu machen ist außerordentlich schwierig. Wir haben es hier mit einer maßlos verschachtelten Konstruktion zu tun, die zu übersehen fast unmöglich ist. Die Firma „Telegraphen-Union" ist das Dach für den „T.U.-Dienst", der „neutral" die Zeitungen beliefert, aber er läuft neben einer Reihe andrer Bureaus, die ausgesprochen im Sinne der deutschnationalen Partei wirken, und diejenigen Stellen, die den Rohstoff liefern, sind ebenso gerichtet. So kommt ein Nachrichtendienst zustande, der unbedenklich auch von Linksblättern verwendet wird, weil er gut gemacht und seit Jahren eingeführt ist. Hugenberg getarnt, Hugenberg überparteilich maskiert, sichert sich so ein Monopol auch im Nachrichtenwesen. Die Einzelpersönlichkeit verschwindet in einem System, das neben seinem Riesenkörper auch noch seine unsichtbaren Ausläufer hat. Wer, wie jener Chefredakteur, den Mut findet, auf seine kontraktlich zugesicherte Unabhängigkeit zu pochen, wird auf trockenem Wege erledigt.

Die Kölner Pressa zeigt nur die Dynamik des modernen Zeitungsbetriebes, nicht, zu welchem Ende; die Maschinerie gewiß, nicht das Schmieröl. Und vor allem fehlt ein schmaler Raum, bereit, endlich die arme kleine, verschrumpfte und vergilbte Mumie aufzunehmen, die heute noch bei Pressetees und Kongressen festlich aufgeputzt herumgereicht wird: — die journalistische Freiheit.

Zu dieser Justiz

Eine weitere Verbesserung unsrer Justiz würde es sein, jährlich unter allen Bürgern dieses Landes eine Verlosung zu veranstalten, die zu entscheiden hätte, wer ins Gefängnis kommen sollte und wer nicht. Das Ergebnis der Ziehung würde eine ebenso unparteiische Justiz darstellen, wie wir sie jetzt haben, und würde außerdem jedem von uns eine Gelegenheit geben, einmal als elender Sünder bestraft und bekehrt zu werden. Gott würde dann schon ein Auge darauf haben und dafür sorgen, daß auch die, die kein Los fürs Gefängnis zögen, das kriegten, was ihnen zukäme.

Richter Lindsey, Die Revolution der modernen Jugend

Europas Vorurteile gegen Amerika

von Emil Ludwig

„Und nun sind Sie zurück und müssen uns erzählen, wie Ihnen die Yankees gefallen haben. Kurz, in zwei Worten."

„Ich brauche nur eines: gut."

„Ich falle vom Stuhle! Sie, erzogen als deutscher Humanist und Schüler der deutschen Musik? Und nun gefällt Ihnen dieses unmusischeste aller Länder?"

„Wenn ich im Zoo von den Raubtieren zu den Vögeln komme, so muß ich von den Schwalben keine Reißzähne erwarten und von den Löwen keine Lieder."

„Also wir Europäer sind die Raubtiere?"

„Leider nein. Ich wünschte uns mehr Reißzähne und den Amerikanern mehr Gesang. Lassen wir das Beispiel. Wenn Ihr hinübergeht, um den amerikanischen Kant oder Goethe zu suchen, so sind die Leute drüben für eure Enttäuschung nicht verantwortlich; und wenn ich Musik hören will, so verlasse ich Deutschland überhaupt nicht, denn kein Land der bewohnten Erde kann Ersatz für unsre Musik bieten."

„Aber zumindest müßte Sie doch Ihre Neigung zu den Engländern abschrecken, die sozusagen das Gegenteil der Amerikaner sind."

„Ich habe die klügsten Engländer in Amerika manches lernen sehen, und so gewiß ich an keinen Krieg zwischen beiden Ländern glaube, so halte ich die Nervosität zwischen beiden Völkern nur für eine natürliche Erscheinung zwischen Vettern, die in Konkurrenz geraten. Übrigens führt New-England seinen Namen nicht durch Zufall."

„Das Beste, was Sie drüben fanden, ist also englischen Ursprungs?"

„Im Gegenteil, das Beste, was ich drüben fand, halte ich für amerikanischen Ursprungs; wo sie Europa nachahmen, interessieren sie mich ebenso wenig, als sie sich drüben für unsern Amerikanismus interessieren."

„Sie geben demnach zu, daß die Yankees Europa vielfach nachahmen?"

„Natürlich, aber das sind nicht die besten und wichtigsten Dinge."

„Was ist also wichtig? Natürlich das Geld!"

„Nicht mehr als in Europa, sogar entschieden weniger. Unwichtig ist ja das Geld als treibender Faktor der Menschen überhaupt nur im neuen Rußland. Da die Amerikaner saturiert sind, haben sie es nicht mehr nötig, es anzubeten."

„Sonderbar, ich glaubte immer, daß es nirgends so viele naive Protzen gäbe, wie drüben."

„Protzen gab es vor allem in Europa, sogar schon vor dem Erscheinen der Kriegsgewinnler. Drüben habe ich grade unter den Reichsten und Mächtigsten die größte Bescheidenheit gefunden, im Essen und Trinken, in Kleidung und Auftreten. Für die wenigen, die mit ihren Palästen groß tun, ist der gute Typus ebensowenig verantwortlich, wie wir unsre

drei- oder sechstausend Müßiggänger, die sich in Nizza, Baden oder Ostende immer wieder in dem Irrtum treffen, als ob sie ‚die Gesellschaft Europas' seien. Müßiggänger gibt es nämlich in Amerika überhaupt nicht, und das Geld ist nicht einmal der Gott der Aufstrebenden. Dieser Gott ist der Erfolg."

„Und Sie, der Sie seit der Kindheit Ihr ganzes Leben in geistiger Atmosphäre verbracht haben, fallen auf diese äußerliche Religion des Erfolges herein? Sie, der nur zu gut weiß, daß die kostbarsten Dinge der Welt, die größten Werke des Geistes meistens verkannt werden und erfolglos bleiben?"

„Seit zwanzig Jahren eifere ich gegen ‚verkannte Genies'. Seit ich aber erkenne, daß unser Zeitalter der Wissenschaft gehört, kommt mir der Geistige, der glücklich ist, mißverstanden zu werden, noch komischer vor als früher. Die Welt von heute will weniger Träume als Fakta, weniger Kunst als Gesundheit, weniger Probleme als Glück. Sie will es, weil eine furchtbare Katastrophe ihr Lebensgefühl gesteigert, zugleich ihre Phantasie auf neue Bahnen abgelenkt hat. Darum streben die besten Geister aller Völker heut nach nichts anderm als nach Erhellung, Gesundung, Verlängerung des Daseins, und alles, was unsre Soziologen und Biologen, Autoren und Musiker, Reformer und Dichter tun, wird von diesem Bestreben bestimmt und hat keine andern Ziele, als die einer eugenischen Wissenschaft."

„Wissenschaft! Und dazu brauchen wir Amerika?"

„Wir brauchen es nicht mehr noch weniger, als es uns braucht. Nationale Wissenschaft ist nur ein komisches Gesellschaftsspiel für die kriegswütigen Professoren aller Länder gewesen. Aber nirgends in Europa habe ich so allgemeines Interesse des Laien für die Wissenschaft, eine so tätige Verehrung des Forschers gefunden als drüben; freilich nur, wie es in Goethes Tasso vom Papste Gregor heißt: ‚Er ehrt die Wissenschaft, soweit sie nützt.' Nirgends, mit Ausnahme des neuen Rußland, das ja überhaupt in gewissen Punkten Amerika ähnlicher ist, als beide einräumen wollen."

„Beweisen Sie dies Paradoxon!"

„Ein ander Mal. Für heute fragen Sie einmal unsre führenden Forscher in Europa, ob sie das allgemeine Vorurteil der andern Geistigen gegen Amerika teilen."

„Jetzt werden Sie die Yankees auch noch für Spiritualisten erklären!"

„So wenig, wie uns Europäer. Oder haben Sie in unsern Hauptstädten den Geist auf der Straße gesehen? Ich spreche von Instituten und Universitäten, die verschwenderisch ausgestattet, mit dem größen Ernste betrieben und geleitet werden, und in denen die Studenten vielleicht zu viel Gymnastik, deshalb aber doch nicht zu wenig Anatomie oder Theologie lernen."

„Theologie: damit bringen Sie mich auf einen Hauptpunkt. Wie steht es denn drüben mit der Heuchelei?"

„Sie meinen, ob man drüben immer sagt, was man meint? Diese Untugend habe ich nicht einmal in Europa gefunden."

„Ich meine den ganzen Schwindel, der dort mit dem Christentum getrieben wird, die Bibel im Hotelzimmer, die Sonntagsschule der Ausbeuter, der Tierschutz, wo es keinen Menschenschutz gibt. Oder sind das alles auch nur europäische Vorurteile?"

„Es sind europäische Schwächen, die Amerika übernommen und nur durch andre Symbole zum Ausdruck gebracht hat. Ich versichere Sie, die Bibel auf dem Nachttisch war viel interessanter und überdies besser redigiert, als die Hotelzeitung daneben, und wem sie nicht paßt, der kann sie abstellen wie ein Radio. Aber seit wann ist eine Nation verpflichtet, oder nur imstande, nach ihren Idealen zu leben? Welches Volk ist frei von dergleichen? Wird etwa im Vatikan nach den Grundsätzen des Christentums Politik getrieben? Wird vielleicht die nationale Phrase in Europa tiefer empfunden? Sie liegt auf dem Nachttisch jedes Bürgers, damit er damit einschlafe. Bevor Sie mir nicht ein einziges Volk nennen, das ohne doppelte Moral lebt, kann ich Amerika nicht für scheinheiliger halten als unsre Länder."

„Aber wo bleibt dort drüben die soziale Fürsorge, in der wir es in Deutschland so weit gebracht haben?"

„Man strebt danach, sie überflüssig zu machen, man versucht den Sozialismus zu überwinden oder zu umgehen, indem man den Arbeiter besserstellt."

„Sie behaupten also, daß es drüben keine Unzufriedenen gibt?"

„Das wäre ja schrecklich: wo nähmen denn dann die Besitzenden und die Führer den Ansporn her, sich auszuzeichnen! Und wie kommen Sie überhaupt dazu, Paradiese in einem Lande zu erwarten, bloß weil es reichere Mittel und weniger Menschen hat als wir! Ich meine nur, daß Europa, das sich noch eben vor der Welt so kläglich blamiert hat, Europa, das mit all seiner Erfahrung nicht imstande war, seinen eignen Ruin zu hindern, Europa, das sich gegen den Willen aller Völker von ein paar Dutzend Männern aller Nationen in ein absurdes Abenteuer stürzen ließ, Europa, das zerstückelt, verfeindet, verarmt ist durch eigne Schuld, — ich meine nur, daß dieses Europa wenig Grund zur Kritik eines Volkes über See hat, das bei all seinen Widersprüchen uns doch einig, vernünftig und reich gegenübersteht. Im zivilen Leben nennt man das Neid. Jeder, der Erfolg hat, muß lernen ihn zu ertragen."

„Erfolg! Sie kommen von diesem oberflächlichen Begriffe nicht los!"

„Und warum oberflächlich? Erstreben Sie keinen?"

„Ich erstrebe als geistiger Arbeiter vor allem Erkenntnis, Fortschritt, Leistung auf meinem Gebiete, nach meinen Kräften."

„Und Amerika? Glauben Sie noch immer, daß man dort nur nach Millionen strebt? Ich habe die Geldsucht drüben nicht kleiner, die Freigebigkeit der Reichen aber viel größer gefunden als bei uns. Diese Riesenvermögen sind nicht christlicher, aber auch keineswegs brutaler gesammelt worden als

bei uns, sie werden aber in viel großartigerer Weise verwendet. Nicht aus innerm Antriebe, nur weil die Nation es fordert. Darum rühme ich nicht die einzelnen Geldgeber, sondern eine Gesellschaft, die solche Freigebigkeit fordert."

„Jetzt verstehe ich!"

„Was verstehen Sie, mit Ihrer ironischen Miene?"

„Warum Sie soviel loben. Sie sind natürlich von Ihren eignen Erfolgen drüben bestochen."

„Möglich. Ein Haus, in dem ich aufs herzlichste empfangen werde, erzeugt in mir ein freundliches Vorurteil. Trotzdem trauen Sie mir vielleicht die Reife zu, mir dieses Haus gelassen anzusehen."

„Aber Sie sprechen immerfort nur von den guten Seiten!"

„Natürlich. Jeder Reisende hat heute die Aufgabe, das Beste zu suchen, was er wo anders finden kann. Dadurch arbeitet er, besonders, wenn viele an seinen Eindrücken teilnehmen, an der Verständigung der Völker, zugleich am Aufbau seines Volkes, indem er grade nur das Nachahmenswerte schildert."

„Und was ist das Beste, was Sie in diesem idealen Lande nachahmenswert gefunden haben?"

„Das Beste können wir nicht nachahmen. So wenig wie Amerika die Kultur eines Jahrtausends einfach auf Schiffe packen und hinüber schaffen, so wenig wie es aus sich selbst den Schutz des Wissens, Denkens neu begründen kann, den der Europäer aufgebaut hat, so wenig können wir die besten Dinge Amerikas aus uns selbst neu schaffen. Unser Marmor und unsre Bibliotheken, Musik und Bilder, die Systeme der Philosophen und die Weisheit der Propheten können sie auf ihren Schiffen hinüber bringen, aber es bleibt Import, und keine Technik kann die Patina täuschend imitieren, die die Kultur Europas überdeckt und erst recht kostbar macht. Ebenso können wir die Arbeitsmethoden und die Wolkenkratzer nach Europa verpflanzen, aber es bleibt Import, und keine Technik kann die Jugend täuschend imitieren, die aus den Maschinenteilen blitzt und aus den erleuchteten Fensterreihen der vierzig Stockwerke schimmert und diese kostbar macht. Man hat nicht zugleich die Tugenden der Jugend und des Alters, und wenn man drüben froh ist, nach Goethes Worten keine verfallenen Schlösser und keine Rittergeschichten zu kennen, so muß man dafür auf Erfahrungen verzichten, die die Last der Geschichte in sich birgt. Europa kommt mir vor wie ein Schiff, das zu viel Ballast im Kiele hat, als daß es schnell fahren könnte; Amerika ist ein Motorboot, neu, funkelnd, schnell, weil es so wenig im Kielraum mitschleppt."

„So war es einmal. Ist es wirklich noch heute so?"

„Nicht ganz, das weiß ich. Die Geschichte Amerikas nimmt an Maßen und Schwere zu, die Geschichte Europas verliert ihre bleierne Schwere. Seit wir anfangen uns selbst zu regieren, verjüngen wir uns, denn je weniger Könige, umso weniger historischer Ballast; seit wir ernstlich versuchen, Europa zu einigen, gewinnen wir an Frische und Fähigkeiten, wie feindliche Gesellschaften, die sich endlich zum Trust zu-

sammengeschlossen haben und nun doppelte Leistungen erzeugen. Amerika wiederum scheint am Ende seiner Jugend zu stehen. Wenn auch die Klügsten dort bedauern, sich in den Kampf der Europäer eingemischt zu haben, so ist man doch nicht ungestraft der Bankier der ganzen Welt: dabei wird man an Selbstgefühl, aber auch an Vorsicht zunehmen. Wenn sich in zehn Jahren die beiden Schiffe wieder auf hoher See begegnen werden, so wird vielleicht die ‚Europa' leichter, die ‚Amerika' schwerer sein, denn Europa wird an Tradition verloren, Amerika an Geld gewonnen haben."

„Sie sprechen in Bildern, um sich vor Formulierungen zu drücken."

„Vielleicht auch, weil Formulierungen langweilig sind und Bilder unterhaltend."

„Ein echt amerikanischer Gesichtspunkt: unterhaltend!"

„Ein echt europäischer Einwand! Sie meinen, man muß durchaus langweilig sein, um tief zu erscheinen. Soll ich Ihnen ein Geheimnis verraten? Amerika hat mehr Humor als wir, und das ist das Beste. Witz und Geist haben wir auch, aber wir nehmen uns doch furchtbar ernst, viel ernster, als es nach einer derartig ironischen Geschichte erlaubt scheint. Vielleicht sind die Amerikaner nur deshalb stärker, schneller, jünger, weil sie als Volk mehr lachen. Manchmal fällt einem ihr Optimismus auf die Nerven, aber das tut ja der Pessimismus Europas erst recht. Im Ganzen genommen ist ihr Humor eine unschätzbare Gabe; er ist sogar eine Übung. Wahrscheinlich haben auch die Römer in ihrer besten Zeit mehr gelacht, als Ciceros und Senecas Reden uns glauben machen. Die Engländer haben immer viel gelacht und tun es noch heute, wo sie von außen gesehen weniger Grund dazu haben. Die Franzosen lächeln gern, die Deutschen und die Russen lachen am wenigsten, sie lachen sozusagen amtlich nie: die Russen, weil sie Fatalisten sind, die Deutschen, weil sie keine Zeit haben."

„Was? Wir hätten keine großen Humoristen hervorgebracht?"

„Die Frage ist, ob sie ins Volksgefühl eingedrungen sind. Die Frage ist überhaupt nicht, wer die größten Spitzenleistungen, sondern wer das höchste Niveau hervorbringt. Daß die Deutschen das musikalischeste Volk der Erde sind, beweist sich nicht bloß aus dem Siebengestirn ihrer Meister, sondern besonders aus der Sitte ihrer Hausmusik; daß die Amerikaner am meisten und auch am besten lachen, zeigt nicht Mark Twain an, sondern das Gesicht der Straße."

„Also glauben Sie, daß die Menschen drüben glücklicher sind?"

„Das Glück hängt nicht vom Lande ab. Ich glaube aber, daß es drüben mehr Zufriedene gibt als bei uns."

„Geben Sie uns amerikanische Bedingungen — und das können wir auch!"

„Wir haben sie nicht, also kann ich sie nicht geben! Was mir in Amerika gefällt, ist keineswegs Amerikas Verdienst, noch weniger ist es Europas Fehler. Es sind nur Be-

obachtungen eine flüchtigen Reisenden, der sich nicht berufen fühlt, über so große Probleme nach ein paar Monaten abzuurteilen."

„Wenn Sie sich nicht festlegen, so hat aber, entschuldigen Sie, Ihr Urteil auch keinen allgemeinen Wert."

„Vielleicht nicht einmal einen besondern! Sie haben mich in die Defensive versetzt. Jeder, der jetzt aus Amerika nach Hause kommt, ist in der Defensive, denn alle sind voller Vorurteile. Kein Wunder, der Gläubiger ist nie sehr beliebt, und was den Krieg betrifft, so scheint mir die Stimmung in den ehemals alliierten Ländern stärker gegen Amerika gerichtet als die des frühern Feindes, der keine Schulden an Amerika hat. Ich sehe nur, daß Europa sich ständig um die Gunst ihrer Tochter bewirbt."

„Eine kalte Werbung. Man will ihr Geld, das ist alles."

„Ich schließe, daß wir es brauchen."

„Und das halten Sie für die Basis einer echten Freundschaft?"

„Zuweilen. In diesem Falle verbindet uns eine geistige Frage stärker als das Geld.

„Eine geistige?"

„Genauer eine politische. Bis zum Kriege war Amerika immer die Tochter und Europa die Mutter. Jetzt hat sich eine sonderbare Umkehrung vollzogen: Europa, das über Nacht so viele Kaiser und Könige losgeworden ist und elf Republiken gegründet hat, fühlt sich in dieser Rolle jung und unsicher und blinzelt nun nach der ältesten Republik hinüber, die die Demokratie länger praktiziert hat, als irgend ein Teil Europas, mit Ausnahme der Schweiz. Die Tochter ist mit einem Mal ein Vorbild geworden, und die verjüngte Mutter fängt an, von ihr zu lernen. Dieser Gedanke scheint weder ins Bewußtsein gedrungen zu sein, noch wird er den populär machen, der ihn äußert, und doch ist es die Wahrheit. Vor allem die junge deutsche Demokratie lernt von der alten in Amerika."

„Eine schöne Demokratie!"

„Ist sie bei uns vielleicht schöner? Wollen Sie eine Republik nach dem Lesebuch, nach dem Rezept der Ideologen? Ich entsinne mich keiner unter den gestürzten Dynastien, die nach jenen Normen ideal war: sonst wäre sie ja nicht vernichtet worden. Man kann eine alte Staatsform in vierundzwanzig Stunden stürzen; um eine neue zu entwickeln, braucht man Jahrzehnte. Europa sucht diese neue Staatsform, Amerika hat sie seit hundertundfünfzig Jahren. Gelingt es uns, es besser zu machen, als die Leute drüben, tant mieux! Vorläufig sehe ich nicht, warum wir uns nicht an dem Teil erfreuen sollen, den sie drüben gut gemacht haben."

„Leben Sie wohl. Denken Sie, was Sie wollen. Aber vermeiden Sie, solche Anschauungen drucken zu lassen: Sie würden sich in einem Lande recht unbeliebt machen, das Sie schätzen."

„In Deutschland?"

„Natürlich in England!"

Die Akademie-Ausstellung von Rudolf Arnheim

Die Bunten

Hier schwelgt der Maler im Rohmaterial. Er bereitet sich aus fetten, leuchtenden Pasten einen Sinnengenuß und vergißt dabei oft über dem Vergnügen die Arbeit. Er entnimmt der Natur nicht mehr als flüchtige Andeutungen, was sein gutes Recht ist, und streicht nun mit ungefügem Pinsel Fläche neben Fläche. Er trennt durch dicke, schwarze Konturen ein Ding schwerfällig vom andern, und wenn die Hand einmal ein bißchen zittert oder nicht genug Farbe im Pinsel ist, so macht das nichts. Er ist kein Pedant. Er sieht sein Motiv durch einen groben Raster.

Die Schwierigkeit einer solchen Technik liegt darin, daß ohne die Mittel des rundenden Schattierens und der charakterisierenden Umrißlinie räumliche Tiefe und Plastik erzielt werden muß. Das gelingt selten. Die Figuren sitzen so fest im Hintergrund, daß man sie mit der Schere herausschneiden und nach vorn schieben möchte. Und innerhalb jeder Einzelform sammelt sich unverarbeitet die rohe, amorphe Farbe in Tümpeln. Himmel, Luft und Erde fühlen sich wie körnige Leinwand an und sind uns allzu nahe.

Erich Waskes Bilder, an denen man diese Mängel studieren kann, zeigen aber immerhin in manchen Partien eine schöne Einheitlichkeit der Palette. Was Farbharmonie ist, können wir bis heute nur erfühlen, und auch Wilhelm Ostwalds berühmter Doppelkegel, aus dem alle wohlklingenden Kombinationen zu entnehmen sein sollten, hat uns darin nicht einen Schritt weitergebracht. Aber wenn man hier auf einer Landschaft den kreidigen Ocker und das warme Braun eines Hauses neben dem stumpfen Grün einer Palme sieht, spürt man einen guten Geschmack. Ebenso bei Max Pechsteins neuen Bildern, aber auch ihm gelingt es nicht, etwa einen runden Klumpen Menschenfleisch einleuchtend auf die flache Erde zu setzen, eine Hand glaubhaft zu modellieren. Und nun sehe man gar auf Bernhard Haslers „U-Bahn", wie da die Gliedmaßen eines Ehepaars mit Kind hilflos durcheinander taumeln, wie der Kopf des Vaters, der Hut des Töchterchens, der Pelz der Mutter aufeinandergepackt sind, wie Einzelteile durch einen zu intensiv gesetzten Ton aus ihrem Zusammenhang nach vorn knallen, wie die Farben versprengt, statt verteilt sind. Oder aber: käme ein Mißton wie das wilde Rot der Sessel auf Haslers „Konzertsaal" in einem Musikstück vor, was etwa hieße, daß mitten in einem gemächlichen Andante der Streicher eine Trompete losspektakelte, so entstände ein Aufruhr im Publikum. Unsre Augen sind weniger feinfühlig als unsre Ohren. So mancher sieht ohne alle Gemütsbewegung zu, wie bei Philipp Franck wahllos das leuchtende Gelbgrün des Laubs auf blaue Stämme und einen rostroten Waldboden platzt. Wie bei den scharfen und giftigen Flickereien von Hans Purrmann auf jedem Zentimeter eine neue Melodie intoniert ist, wie da jedes Stückchen Vorbild für sich gesehen und farblich in die zehnte Potenz erhoben ist, ohne Rücksicht dar-

auf, was nebenan passiert, wie so ein Bild kein Ende hat, sondern beliebig weitergehen könnte. Und ein bunter Herbstwald, wie ihn Pol Cassel gemalt hat, würde einem in der Natur einen Freudenrausch versetzen; aber vom lieben Gott verlangt man keine Komposition, und in der Ausstellung will man sich nicht betrinken.

Die Belletristiker

Der Unterschied zwischen Bildern und Bilderbüchern ist nicht populär, und ein Maler, der Geschichten erzählt, statt zu arbeiten, gilt keineswegs als Müßiggänger. Bei Felix Meseck hebt eine Gruppe armer Leute die Arme zum Himmel empor, und die Reichen stehen, die Hände in den Taschen, verächtlich abseits. Bei Magnus Zeller läuft zwischen verwesten Stämmen in einer phantastischen Nachtlandschaft ein verängstigter Mann mit hochgezogenen Schultern die Straße entlang. Bei Rafaello Busoni sieht man eine nährende Mutter, ein sinnendes Liebespaar, ein lautenspielendes Mädchen aus glatten, reizlosen Flächen aufgebaut, bei Max Oppenheimer klimpert ein Strauß von Händen auf Geigen und Celli, ohne daß auch nur ein einziger Finger brauchbar gezeichnet wäre, bei H. J. Lau sieht man eine Schulklasse mit dicken und dünnen Jungens, die von einander abschreiben und den Ellenbogen unanständig auf die Bank legen, bei Ploberger sitzt eine halbangezogene Dame mit etwas Brust vorm Spiegel und pudert sich, während ein Herr mit weißem Schal, steifer Glocke und Zigarette gleichmütig zusieht; von Hans Baluschek, den es immer noch gibt, zu schweigen. Bei solchen Bildern kann man nur von der Handlung sprechen, weil ästhetisch nichts zu holen ist. Jedes Ding ist sinngemäß koloriert, unverbindlich und zureichend, aber wenn der Verfasser einmal ein simples Porträt oder eine Landschaft malt, so sieht mit Recht niemand hin, weil da keine Neuigkeiten zu holen sind. In solchen Fällen fehlt, ganz abgesehen von Begabung und Unbegabung, dem Maler die rein verstandesmäßige Erkenntnis, was es denn bedeute, ein Bild zu malen, und was nicht. Hier empfiehlt sich das Studium von Max Liebermanns „Gesammelten Schriften" (Bruno Cassirer 1922), die sicher das Gescheiteste sind, was seit sehr langer Zeit über Malerei geschrieben worden ist.

Die Sachlichen

Wenn man den Wetterberichten der Kunstkritiker glauben dürfte, so hätten wir eine Malergeneration von Expressionisten gehabt, die nun von der Neuen Sachlichkeit abgelöst worden ist, und dadurch wäre die Kunstgeschichte der letzten zwanzig Jahre charakterisiert. In Wirklichkeit malen vorwiegend dieselben Leute heute „sachlich", die gestern Expressionisten waren. Sie brauchen immer eine Theorie, und die trägt sich meistens schnell ab und ist leicht auswechselbar. Sie haben immer eine gelehrsame Brille auf, weil ihre Augen von Natur nicht kräftig genug sind, und werden von dem Geschichtsschreiber gern ungerecht bevorzugt, weil sich ihre

„Richtung" angenehmer formulieren läßt als die schwer beschreibbare Eigenart der paar Leute, auf die es in Wahrheit ankommt. In der Neuen Sachlichkeit findet die Sterilität einfallsloser Handwerker ihr gutes Unterkommen. Sie sind beileibe keine Naturalisten. Denn so langweilig, verdöst und ungeistig, wie Rudolf Schlichter ihn malt, sieht Alfred Döblin nicht aus, und es gibt keine Frau, deren Körper so unplastisch, hart, blechern und steif wäre wie Wechlers „Akt".

Sie umfahren schematisch die Konturen ihrer Objekte, so wie eine Eisenbahn die vorgezeichneten Schienen entlangläuft, hirnlos und ohne Steuer. Sie verarbeiten eine menschliche Figur systematisch von oben nach unten, vom Hutband über die rote Nase und den Füllhalter in der Westentasche bis zu den Stiefeln, sie klatschen wie alte Weiber über die Schnurrbartform eines Mitmenschen und über die Qualität seines Anzugstoffs, und der Beschauer empfindet es peinlich, daß er einer unbekannten Privatperson neugierig in ihr sorgfältig gemaltes en face-Gesicht starren soll, ohne daß seine Unhöflichkeit durch höhere Interessen motiviert wäre. Das Vorbild steht unveredelt im Rahmen und ist somit keine öffentliche Angelegenheit. Daß sich einer für die scheußlichen Farbenspiele auf der Glatze eines Postbeamten und für den Kleinkram der Gerätschaften auf dessen Schreibtisch interessiert (Albert Birkle), ist eben nur dann nicht blamabel, wenn er daraus die Anregung zu einem eignen Werk schöpft. Daß es nicht an der Methode liegt und daß man sehr „linear" und sehr detailliert malen kann, ohne langweilig und abstoßend zu werden, zeigen nicht nur die alten Meister. Betrachtet man das Porträt des Dichters Max Herrmann von George Grosz, so wird man gewahr, wie hier Strich für Strich die Form so geführt ist, daß sie das Charakteristische des Gegenstandes schlagend bezeichnet und daß eine gute Komposition entsteht. Hier ist mit der peinlichen Abbildung von Brille, Manschettenknopf, Schlips und Schlagader mehr erreicht als eine sorgfältige Bestandaufnahme aller Einzelheiten, die an sich — das muß man heute betonen — noch völlig wertlos ist. „Ordnung ist eine Schönheit, die nichts kostet!" heißt es bei Strindberg. Aber wir möchten eben gern, daß der Künstler sich's was kosten läßt.

Club der Harmlosen

Es gilt heute nicht für fein, in ästhetischen Dingen höchste Ansprüche zu stellen. Man trägt sich gern kindlich und umgibt sich mit verspielten Dilettantereien. Auf der Bühne, im Kunstgewerbe, im Kino findet das Primitive und das Alberne ein freundliches Publikum und joviale Kritiker. Die Leute kaufen sich Metalltierchen und Teddybären, erfreuen sich an knalligen Räubergeschichten und halten, um nur ja nicht als mürrische Oberlehrer zu gelten, den Paul Klee für einen Maler. Nun ist Leichtigkeit und Humor gewiß eine schöne Sache, aber es besteht die Gefahr, daß die Leute allmählich auch dort, wo es nötig ist, nicht mehr recht ernst bleiben wollen, und daß eine wienerische Gemütlichkeit einreißt, wo man gar nicht preußisch genug sein kann.

Die Ausstellung hält aber im ganzen ein besseres Durchschnittsniveau, als es nach dem Obigen vielleicht scheinen mag. Sehr vieles ist mit unauffälligem Anstand gemalt, weniger sensationell als das handgreiflich Schlechte, unerheblich, aber voll guter Kultur. Einiges übersteigt dies Mittelmaß: Wilhelm Kohlhoffs etwas modrige, verwischte Farben, das temperamentvoll zerzauste Grün auf Bruno Krauskopfs „Heldenfriedhof", zwei zarte Landschaften von Alfred Partikel und ein liebenswürdiger Akt von Oskar v. Schab. Besonders eindrucksvoll ist eine „Negerin" von Franz Domscheit. Wie da eine kleine, lebhaft gelbe Frucht das Braun eines ganzen großen Körpers erwärmt, wie dies energische Stückchen Gelb angezündet wird durch den Gegensatz eines Tuchs in komplementärem Blau, wie ruhig die Figur im Rahmen steht, wie alle Teile übersichtlich voneinander getrennt sind und doch im Ganzen eine gleichgewichtige Fläche bilden, das ist vorbildlich.

Reflexionen von Rudolf Leonhard

Don Juan sagte: „Es gilt als rühmlich, Frauen zu erobern, die schwer zu haben sind. Das ist eine Überschätzung gewisser Konventionen und physischer oder psychologischer Zustände. Es hat mit den Frauen selbst nichts zu tun und sieht von der Liebe ab. Es ist sogar eine Unterschätzung der Liebe: die Frauen, die leichter zu haben sind, die pflegen lohnender und amüsanter zu sein. Die Frauen müssen sich, wenn sie uns lange haben warten lassen, sehr anstrengen, daß sie uns nicht enttäuschen. Amüsanter — . . . Ich wähle dieses Wort, weil es (meistens erfordert die geistige Korrektheit, die einzige, die gilt, von schweren Dingen schwer zu sprechen) — weil es manchmal gut ist, leicht von schweren Dingen zu sprechen. Die Liebe, man darf und soll sie nicht unterschätzen, ist schwer. Schön — schön kann es sein, daß eine Frau schwer zu haben ist, das ist dann meine Schönheit; schöner kann es sein, daß sie überschnell zu haben ist, das ist dann ihre Schönheit!" Als er dies alles gesagt hatte, traten Frauen, die schwer zu haben waren, zu ihm und küßten ihn: schnell, überschnell, heiß und lange.

*

Alles ist richtig, was zugunsten des Königtums und des Königs gesagt wurde und gesagt wird. Aber es hat nur dann Sinn, wenn jeder König ist.

*

Der Pedanterie, das Wort „Mitropa" in einem Gedichte durchaus zu umgehn, kommt nur die gleich, es in einem Gedichte durchaus zu brauchen. Diese Pedanten dieser beiden Richtungen heißen Aestheten. Das Dilemma auflösen kann, wer die Notwendigkeit erkannt hat, zum Begriff und Wort „Mitropa" so zu stehn, wie die Erbauer und ersten Besucher der Kathedrale zu ihrem Namen standen. Dem Dilemma nicht ausgesetzt ist, wer vom jubelnden Klange „Mitropa" so erfüllt ist wie die Erbauer und ersten Besinger der Kathedrale von Pan und von dieser — und so erfüllt ist von „Mitropa" wie von Pan und von den Kathedralen.

Kleine Anzeigen von Peter Panter

Fidelia-Bar!
Hochstimmung! Hochbetrieb!
Hochhumor! Kleine Preise!
Gutgepflegte Damen
Alte Biere
Münchner Weine
American Bar
Französische Küche
Englische Teestube
Spanischer Madeira
Russischer Kaviar
Deutsche,
trinkt deutschen Wein!

Berliner Theater
„Der lebende Leichnam"
Dramatische Operette
Inszenierung: Oberspielleiter
Gustav Hartung
Regie: Karl-Heinz Martin
Spielleitung: Max Reinhard
Es wirken auch Schauspieler mit
Eintrittspreise:

Für Fremde	25.00
Für Dumme	18.00
Für Berliner	11.00
Für Kluge	2.50

Passende Stellung
sucht Altreichskanzler a. D. Präsidentenposten bevorzugt — nimmt aber auch kleinere Arbeiten wie Generaldirektor der Reichsbahn, Aufsichtsratposten u. a. untergeordnete Stellen gern an.
Zuschriften unter
„Ein feste Burg ist unser Gott."

Wir beleihen
ausrangierte Uniformen, Briefmarkenalben, Orden und Ehrenzeichen, Inflationsgeld sowie gut erhaltene Kronprinzen. Werfen Sie nichts weg! Es gibt nichts, was wir für unsere Propaganda nicht verwerten können! Deutsch-Nationale Volkspartei

Sie fahren sorglos mit der Hand übern Alexanderplatz, wenn Sie unsern **Mammuth-Wagen** „Lilliput" benutzen.

Höchste Abzahlungsdauer
Absolute Geräuschlosigkeit, wenn der Motor nicht anspringt
Versicherung gegen Strafmandate
Wasserspülung
Reißleine für unangenehme Mitfahrer
Briefkasten am Kühler
Aller Komfort der Neuzeit

Nach dem Ärger im Bureau und Geschäft zum Wochenende unser „**Lilliput**" — das ist das richtige Sonntagsvergnügen!

Besonders günstige Sommerangebote!

Hitler-Windjacken, per Waggon	11,75 M.
Talare für Reichsgerichtsräte, schwarz-weiß-rot durchwebt, mit zartem, schwarz-rot-goldenem Besatz	17,80 „
Kanzleiratshosen mit eingearbeiteten Hosenknollen	12,— „
Minister-Stehkragen, garantiert unmodern	0,95 „
Bayerische Lodenhüte mit abschraubbarem Rasierpinsel . .	1,75 „
Polizeiliche Büstenhalter für Nacktballetts	2,30 „
dieselben für ältere Girls	3,50 „
Gummimäntel für Reichswehrangehörige, krokodilhautartig	25,40 „

Suche
für meine Tante Karin
passende Beschäftigung, da selbe den ganzen Tag schreibt und selbst den geübtesten Wiener Schmöcken lästig fällt. Trappisten-Kloster bevorzugt. Angebote unter „Palle Michaelis, Kopenhagen"

100
tadellose afghanische Herzogsmäntel
werden demnächst in unsern Amtsräumen mindestbietend versteigert.
Königl. Republ. Regierung Berlin

Original-Augenbinden für Justitia-Standbilder
prima, prima — lichtdurchlässig — haardünn! Tausendfach bewährt. Man frage die politischen Gefangenen!
Fa. Simons u. Genossen, G. m. beschränktem Horizont

Mir ist mein Witz verloren gegangen!
Der ehrliche Finder möge ihn freundlichst behalten — er war sowieso nicht mehr ganz neu.
Karl Sternheim

Historisches
Altmetall
kauft zu höchsten Preisen
Wolfgang Goetz

Mottenschränke aus Stahl
Absolut regendicht. In unsern Mottenschränken bewahren wir seit Jahrzehnten einige bayerische Minister auf — dieselben sind heute noch genau so alt wie am Tage ihrer Einlegung. Machen Sie eine Probe! Unser Mottenpulver wird von den Motten erfahrungsgemäß gern genommen!
Köbes & Kabbs, Bremen

Die junge Dame,
die sich am 17. d. M. in der Bahn von Würzburg nach Frankfurt mit seltener seelischer Hingebung in der Nase bohrte, wird um ein Wiedersehenszeichen gebeten. Bin 1,67 groß, bei Regenwetter 1,68, so gut wie Christ, in ansehnl. Position und, wie aus obigem hervorgeht, naturliebend. Zuschriften unter „Glück auf" an die Exp. d. Bl.

Haben Sie schon an Ihre Stiefel gedacht?
Wir haben alle Modelle: auch für Leute mit zwei linken Füßen befinden sich hochelegante Muster auf Lager. Wer unsere Schuhe einmal anzieht, legt sie nie wieder ab!
Josias Heppenheimer & Co.

Drei abgelegte Offensivpläne,
so gut wie neu, fast gar nicht benutzt, billigst abzugeben. Zuschriften unter „1918, Erich Lud. Freimaurerloge ‚Zum teutschen Hännesche'."

Jene kleinsten ehrlichen Artisten

von Joachim Ringelnatz

Jener kleinsten, ehrlichen Artisten
Denk ich, die kein Ruhm belohnt,
Die ihr Dasein ärmlich, fleißig fristen,
Und in denen nur die Zukunft wohnt.

In Programmen stehen sie bescheiden,
Und das Publikum bleibt ihnen stumm.
Dennoch geben sie ihr Bestes und beneiden
Größre nicht. Und wissen nicht, warum.

Grober Dünkel drückt sie in die Ecken.
Ihre Grenze ist der Rampenschein.
Aber nachts vor kleinen Mädchen recken
Sie sich auf in Künstlerschwärmerein.

Die ihr bleiben sollt, wo wir begonnen,
Mögt ihr ruhmlos sein und unbegabt,
Doch euch tröstet: Uns ist viel zerronnen,
Schönes, was ihr jetzt noch in euch habt.

Ehrlichkeit ist Kunst und derart selten,
Daß es ewig Wichtigeres gibt.
Euer Schicksal wird euch reich vergelten,
Daß ihr euer Schicksal habt geliebt.

Aus einem demnächst bei Ernst Rowohlt erscheinenden
Gedichtbande „Allerdings"

Wiener Theater von Alfred Polgar

„Öl in Amerika"

Der gute Sam ist ein weltunkundiger, argloser Phantast und Träumer. Er wird hineingelegt von zwei Gaunern, die ihm ein Ölfeld verkaufen, das keines ist. Aber dann verbreiten sich Gerüchte, es sei doch eines. Und die zwei Gauner kaufen von Sam das Feld um wahnsinnig viele Dollars zurück. Und Sam heiratet das brave Mädchen, das er liebt. Und Joe, sein tüchtiger Freund, heiratet Sams Schwester. Und alles schwimmt in Geld und Liebe, auch Mutti, seelengut dargestellt, in Reinhardts Theater, von Frau Traeger-Matscheko. Und das Ganze ist ein Lustspiel in geschlagenen drei Akten von Jan Larrie, und wird, wie die Leitung des Theaters zart durchsickern ließ, in sämtlichen Städten Amerikas nun schon viele hunderttausendmal Tag und Nacht en suite gespielt (so daß man gar nicht versteht, wie da noch Platz ist für „Broadway" und „Chicago" und die vielen andern Stücke, die auch hunderttausendmal in sämtlichen Theatern Amerikas Tag und Nacht en suite gespielt werden), wobei niemand sagen kann, ob dies geschieht, weil oder trotzdem das „Öl in Amerika" ein so albernes Stück ist. In technischer Beziehung stellt es — gebaut wie eine Schaukel, die abwechselnd hoch- und niedergeht — ein Unikum an Einfachheit dar. Die Figuren zeigen kräftig betonte Eigenheiten, wodurch man sie sofort scharf auseinander kennt. Der Dialog ist gemütlich und kein Spaßverderber; er stört absolut nicht die gute Laune der Zuhörer, falls sie sich in solcher befinden. Von den Mädchen, die mit im Spiel, wäre noch besonders zu sagen, daß sie tadellos sind.

Im Theater der Josefstadt fördert der Regisseur Iwan Schmith durch mancherlei Einfall den Humor des Spiels. Auf der Bühne wird viel gelacht, im dritten Akt auch viel gepfiffen (was beides eigentlich mehr zu den Funktionen der Zuschauer gehörte). Sam ist Hermann Thimig, Meister aller Komiken der Verlegenheit, besonders jener, in die ein braver Mensch durch seine liebenswerte Schwäche gerät. In der trostlosen Rolle des Mädchens, das nichts zu tun hat, als diesen Sam von Dummheiten zurückzuhalten, zeigte Frau Kinz, was für eine gute, starke Schauspielerin sie wäre, wenn man sie nur ließe. Sie ist in solcher Lustspielrolle wie ihr großer Landsmann zu Mantua: in Banden. Der trockene, allem Echauffement abgeneigte Humor des Fräuleins Geßner spiegelt die Geschehnisse des Stückes lustiger wider als sie sind. Herr Rehmann spielt einen entzückend ungeschlachten Cowboy, der zur allgemeinen Überraschung Ingenieur ist. Sehr nett, wie der wilde Westen, den er in Tracht und Gehaben auf die Bühne bringt, durch die Liebe zahm wird. Einen Gauner von derbstem Schrot und feinstem Korn macht Herr Peppler. Friedell erscheint als Schmarotzer. Unwiderstehlich bricht durch die Wolken schlechten Charakters die Sonne seiner Bonhommie. Im zweiten Akt ißt er ein hartes Ei. Und solche fröhlichen Episoden gibt es noch manche im Stück.

Turgeniew von André Maurois

Es gab bisher keine Biographie von Turgeniew. In Amerika erscheint soeben eine; sie ist, Gott sei Dank, ausgezeichnet und befriedigt unsre Neugierde. Die meine war groß. Turgeniews Kunst war in meinen Augen immer eine der vollkommensten. Sein Dimitri Rudin ist meiner Ansicht nach der am menschlichsten erdichtete Held, und ich glaube nicht, daß ein Romanschriftsteller die Jugendliebe so zu schildern vermochte, wie er es in: „Erste Liebe" und „Die neue Generation" gekonnt.

Ich legte mir also die Fragen vor, die mich in bezug auf ihn so brennend interessierten: warum hatte er das Bedürfnis zu schreiben? Wo lagen die Quellen zu seinen Büchern? Spielt sein Leben in seinem Werk eine Rolle? Gibt es in seinem Werk eine Hauptperson, die man in jedem Roman wiederfindet und die, wenn nicht Turgeniew selbst, so doch eine Projektion Turgeniews ist, in dem Sinn wie Fabricius und Lucien Leuwen Projektionen Stendhals sind. Das Buch des Doktors Yarmolinsky, das sehr gut gemacht ist, gibt Antwort darauf.

Die Achse in Turgeniews Persönlichkeit ist der Mangel an Willensstärke, und das ist ihm bekannt. Besonders in der Liebe gehört er zu der umfangreichen Kategorie der Sentimentalen, denen immer die leidenschaftliche Liebe vorschwebt, die aber nur der Sinnesliebe fähig sind. „Er liebt nie," sagt Tolstoi von ihm, „er liebt es zu lieben, was etwas ganz verschiedenes ist." Daher enttäuschte er in seiner Jugend die Frauen, die glauben konnten, er liebe sie, und die ihrerseits, ihrem Geschlecht folgend, ihr Leben für diese Liebe aufs Spiel setzten. Eine von ihnen schreibt zwischen die Zeilen eines Briefes von Turgeniew: „Merkwürdig! Wie manche Wesen glauben, was sie gerne möchten! Wie die heiligsten Dinge für sie nur ein Spielzeug bedeuten... Haben Sie denn keine Ahnung von der Wahrheit und der Liebe?"

Turgeniews Unglück ist es, daß er diese Ahnung hat und auch die Achtung, aber daß sein Wille ihn verrät. Er pflegte seine beiden Daumen zu zeigen, die sehr kurz und dünn waren, und zu fragen: „Kann man mit solchen Daumen wollen?" Sein Lieblingsthema ist die Begegnung zwischen einem leidenschaftlichen, mutigen jungen Mädchen und einem Mann, der es zu lieben glaubt, es aber im Augenblick des Kampfes verläßt. Ein etwas feiger Typ des Helden, den Turgeniew zu gleicher Zeit zärtlich liebt und verdammt. Darin Meredith sehr ähnlich, der auch in seinem Werk das züchtigt, was er an sich verabscheut: seine Sentimentalität, seinen Egoismus. Aber Meredith verfolgte seinen eignen Charakter mit Spott, während Turgeniew sich darauf beschränkt, das „Bild des jungen Künstlers" gerecht und zartfühlend zu zeichnen.

Im Falle des Dimitri Rudin kann man durch die verschiedenen Versionen hindurch die wechselnden Gefühle Turgeniews für seinen Helden verfolgen. In einem Zeitraum von sechs bis sieben Wochen schrieb er eine erste Version, in der Rudin durchaus sympathisch war. Er bearbeitete diesen Text einen ganzen Sommer lang, und das Ergebnis war, daß Rudin zuerst ein verächtlicher Schwätzer wurde, dann, in dem Maß, wie diese Person weiter entwickelt wurde, ein Mensch aus einem Gemisch von Größe und Schwachheit, das man bei genauerer Untersuchung in jedem Menschen findet. Es vergingen zehn Jahre, Turgeniew kam wieder auf Rudin zurück und fügte noch einen Epilog hinzu, in dem er den Held im Jahre 48 auf den Barrikaden sterben läßt. Er wollte beim Schreiben dieses Buches seine eigne romantische Jugend austreiben.

Turgeniew, ein ausgezeichneter Beobachter, besaß keinerlei Phantasie. Erfundene Geschichten mißfielen ihm, wie sie Goethe mißfielen. Eine von einem Schriftsteller komponierte Intrige, so wie sie zum Beispiel Dickens baut, erschien ihm plump neben den Ereignismöglichkeiten, die das Leben mit sich bringt. Er kopierte seine Gestalten gern nach wirklichen Personen, entlieh Situationen. Eins seiner Bücher ist aus der Erinnerung an eine Jugendliebe entstanden, die Turgeniew in Frankfurt erlebte. Er zögerte nicht, in eine seiner Novellen „Der Brigadier" einen Brief einzufügen, — ohne eine Zeile daran zu ändern — den er zwischen den Papieren seiner Mutter gefunden hatte. Er behauptete, daß er lieber ein Historiker wie Gibbon geworden wäre, hätte er die Wahl gehabt. Ihm waren Dokumente ebenso notwendig wie dem Geschichtsschreiber, aber er bewies sein Künstlertum darin, sie auszuwählen, sie zu schichten.

Er legte für alle Personen seiner Romane Akten an und schrieb eine Art Biographie dazu, in der er das ganze Leben des Mannes oder der Frau bis zu dem Augenblick erzählte, in dem das Buch einsetzte. Er hatte mehrere Monate lang das Tagebuch Bazarows, des Helden aus „Väter und Söhne", in seinem Besitz, nicht um es in seinem Roman zu veröffentlichen, sondern um Bazarow besser kennen zu lernen, den er ohne Material geformt hatte. Auf einer Reise traf er im Zug das Vorbild: einen jungen Mediziner aus der Provinz, grob und barsch, der ihm als ein interessanter Typ des neuen Rußlands erschien. Im Anschluß daran suchte er überall Bazarow, um sein Aktenmaterial zu füllen, wie er sagte, und um ihn zu zeichnen, so wie er Champignons, Blätter, Bäume gezeichnet hätte. Eine Stunde nach Beendigung seines Buches schrieb er in sein Tagebuch, daß er nicht umhin könne, für seinen Helden eine unfreiwillige Zuneigung zu empfinden.

Ich liebe die bescheidene, ehrliche Haltung Turgeniews gegenüber der Natur, die auch der frühe Corot hat. Ich schätze seine Behutsamkeit, nichts zu entstellen, seine Abneigung vor Übertreibungen, die Entschlossenheit, nicht über Gesehenes und Gefühltes hinauszugehen. Ich liebe ferner die Philosophie, die, heldenhaft und düster zugleich, seinem ganzen Werk als Hintergrund dient. Er kannte weder Reue noch Hoffnung, er fühlte sich als Spielzeug unmenschlicher, mächtiger Gesetze. „Die kleinen Schreie seines Gewissens sind ebenso bedeutungslos, wie wenn ich kindlich: Ich, Ich, Ich am Strande eines ewig bewegten Ozeans stöhnen würde. Die Fliege summt noch, aber bald wird sie schweigen, — dreißig oder vierzig Jahre sind nur ein Augenblick — dann beginnt eine andre Fliege zu summen. Und so weiter von Jahrhundert zu Jahrhundert."

Aber ich schätze es vor allem, daß dieser Philosoph des Vergänglichen während seines ganzen Lebens eine der schönsten uns bekannten Freundschaften zwischen Mann und Weib hat aufrecht erhalten können. Als Dreißigjähriger machte er die Bekanntschaft der Sängerin Pauline Viardot und bewunderte sie voll Begeisterung. Ihrem Gatten treu, hatte sie sich geweigert, seine Geliebte zu werden, aber sie wurde seine Freundin, seine Beraterin, seine Muse, und Turgeniew, eher sentimental als sinnlich, gab bald den Widerstand auf. „Ich versichere Ihnen, daß mein Gefühl für Sie etwas ist, das früher nie bestanden hat." Es war in der Tat ein komplexer Seelenzustand, wo zu gleicher Zeit die Kraft der Liebe, die stille Ergebenheit der Ehe, der Reiz der intellektuellen Freundschaft nebeneinander gingen. Nach zwanzig Jahren schrieb er noch: „Ihre Abwesenheit ruft in mir eine Art physischer Angst hervor, als ob ich nicht atmen könne; wenn Sie bei mir sind, empfinde ich eine stille Freude und habe keine Bedürfnisse mehr." Seine Zuneigung für Frau Viardot dehnte sich großherzig auf ihr ganzes Haus aus: den Gatten, die Kinder, ja sogar die Katzen. Wenn seine russischen Freunde ihm sagten, daß diese Anhänglichkeit lächerlich werde, daß Frau Viardot niemals schön gewesen und daß sie jetzt Großmutter sei, daß er in dieser Verbindung weit mehr Qualen als Glück fände, antwortete er, wenn er die Wahl hätte zwischen der Gesellschaft des größten bezauberndsten Genies im Lande und der Stelle als Portier bei den Viardots am Ende der Welt, er mit Freuden Portier der Viardots werden würde.

Ohne Zweifel liegt hierin eine gewollte Übertreibung. Aber was tuts? Gefühle sind subjektiv, es gefällt mir, daß dieser skeptische Romantiker, dieser verzweifelte Mensch endlich das Glück in einem dauerhaften Idyll gefunden hat, es gefällt mir, daß dieser Künstler, voller Skrupel, aus seiner einzigen Liebe ein Kunstwerk zu machen verstanden hat.

Uebersetzung von Lissy Radermacher.

Die G.-V. von Bernard von Brentano

> Das Befinden Briands ist, wie nach zuverlässigen Informationen gesagt werden kann, seit zwei Tagen besser geworden. Die beunruhigenden Nachrichten, die gestern nachmittag verbreitet waren, aber durch das Außenministerium sofort dementiert wurden, sind ein Börsenmanöver gewesen.
>
> *Frankfurter Zeitung vom 27. April 1928*

Wir wollen Herrn Briand nicht überschätzen. Es gibt Leute genug, die das tun. Aber selbst wenn er sich jene Verdienste um die Befriedung Europas nicht erworben hätte, die er sich zweifellos in Locarno erworben hat, bleibt er immer noch ein Mensch, und es ist doch bemerkenswert, daß man im Jahre 1928 mit dem Leben eines alten Mannes, der krank darniederliegt, Börsenmanöver machen kann. Die Manöver wurden übrigens nicht nur an der pariser Börse geführt; auch an der berliner Börse verbreiteten Interessenten nachmittags das Gerücht, Briand sei gestorben. Sofort fielen die Kurse. Zehn Minuten später wurde das Gerücht amtlich dementiert. Sofort zogen die Kurse wieder an. Die Spekulanten hatten ihr Geschäft gemacht. Man braucht die Rückwirkung einer solchen Handlungsweise auf das Befinden des alten, schwerkranken Mannes noch nicht einmal zu untersuchen — (ob nämlich die psychischen Kräfte, die auf einmal alle nicht ohne Gewalt in der Richtung tendieren, Briand sei tot, die Lebensgeister des Patienten angreifen), man braucht, wo wir doch alle den Weltkrieg gehabt haben, den Wert des Lebens (eines alten Mannes) gar nicht zu überschätzen — was meine ich eigentlich, wo ich in einemfort von dem Wert des Lebens spreche? Ach so, es ist interessant, daß bei allen Völkern die überwältigende Majorität es einfach nicht kapiert, wie man mit solchen Dingen Geschäfte machen kann: mit der Erkrankung eines alten Ministers, mit seiner politischen Gesinnung, mit der politischen Gesinnung seiner Nachfolger und mit solchen Dingen mehr, die einem gar nicht gehören und die man weder herstellen, noch kaufen, noch verkaufen kann.

Ich zum Beispiel bin weder ein Aktionär noch ein Handelsjournalist; infolgedessen weiß ich nicht viel von den wirklich wichtigen Dingen, die sich in Europa zutragen, nämlich von den wirtschaftlichen Kämpfen. Aber soviel weiß ich seit einigen Tagen, daß die Methoden und die Ursachen dieser Kämpfe gar nicht so schwer zu verstehen sind, wie unser einer leicht glaubt, der die Handelsteile der Zeitungen etwas zu leicht übersieht. Ein Bekannter nahm mich mit zur außerordentlichen Generalversammlung einer großen berliner Aktiengesellschaft. Wir nahmen ein Auto, fuhren in die innere Stadt und hielten nach einiger Zeit vor einem gewaltigen Gebäude, das wie eine Hauptpost oder wie eine Eisenbahndirektion aussah. Es war das Verwaltungsgebäude. Man wies uns ins Gartenhaus; also gingen wir durch das erste Haus hindurch und über einen Hof. Der erinnerte an das Heidelberger Schloß. Alles war da roter Sandstein und deutsche Renaissance. Über die Gänge führten

Läufer, die rechts und links mit kleinen Gittern gesäumt waren, damit kein Fuß den Marmor des Bodens berühre. Die Versammlung selber fand in einem mäßig großen Raum statt, an dessen Tür strenge Kontrolle geübt wurde. Dort gab man auch seine Garderobe ab, um dann den eigentlichen Verhandlungssaal zu betreten. Ringsherum, an der Wand des Saales entlang, saß die Presse vor langen Tischen, auf denen Papier und Bleistifte lagen. Nur die der Eingangstür gegenüberliegende Querseite war noch leer; dort nahm die Verwaltung Platz. In der Mitte des Raumes saßen auf Stühlen die freien Aktionäre, Männer, die ernst und müd aussahen. Der Vorsitzende des Aufsichtsrats eröffnete die Versammlung. Es war ein alter Herr mit weißem Haar, der sich auf die Kämpfe zu freuen schien, die bevorstanden; jedenfalls saß er tief zurückgelehnt in seinem Stuhl, wie ein Mann, der in guter Luft Atem holt. Neben ihm saß klein, dunkel, ein bißchen nervös, aber doch sehr gesammelt, der Direktor einer großen deutschen Bank, der Hauptaktionär der Gesellschaft. Man konnte es ihm ansehen, daß der Kampf, der folgte, sein Werk war.

Was man mit dem bloßen Auge nicht erkennen konnte, war, daß sich unter den freien Aktionären eine Gruppe befand, die 20 Prozent des Aktienkapitals der Gesellschaft repräsentierte. Die Gruppe, welche wir die M.-Gruppe nennen wollen, bestand aus zwei Rechtsanwälten und einem Aktionär der Gruppe.

Auf die kurzen Worte des Vorsitzenden hatte sich ein Rechtsanwalt der M.-Gruppe zur Geschäftsordnung gemeldet; es gab ein Vorpostengeplänkel, das einmal sogar scharf zu werden drohte, persönlich zwischen dem Sprecher und dem Bankdirektor der Verwaltung, die sich durch gegenseitige Zwischenrufe erwärmten. Da erhob sich von der rechten untern Hälfte des Verwaltungstisches ein Rechtsanwalt, meldete sich zur Geschäftsordnung und legte mit kurzen, kleinen scharfschneidenden Bemerkungen die Sache bei. Auf Grund juristischer Bestimmungen wurde einigen Aktien aus dem Besitze der M.-Gruppe das Stimmrecht verweigert. Was war nun eigentlich los? Es wußten es alle im Saal längst und man erzählte mir, wie die Sache ausgehen würde, trotzdem herrschte eine dicke Spannung.

Es hatte die M.-Gruppe an der Börse solange Aktien jener Gesellschaft gekauft, bis sie etwa 20 Prozent in Händen hatte. Unser Aktienrecht gibt dem Aktionär große Rechte. Von diesen ihren Rechten wollte die M.-Gruppe nun auf mannigfaltige Weise Gebrauch machen. Die Verwaltung wollte das verhindern. Es erhob sich von der untern linken Ecke des Verwaltungstisches ein Herr und verlas den Antrag der Verwaltung an die Aktionäre, sie möchten dahingehend abstimmen, das Aktienkapital sei von zwei Millionen auf fünf Millionen Mark zu erhöhen, durch Ausgabe von 4000 neuen Aktien, auf die allerdings die Aktionäre kein Bezugsrecht haben werden. Die offizielle Begründung dieses Antrages durch den Generaldirektor war auch der Anfang des Kampfes gegen die M.-Gruppe. Die Gesellschaft, die diese Schutzaktien überhaupt nur als Mittel

gegen die M.-Gruppe einzuführen gedachte, ging jetzt aus ihrer Defensive heraus und zum Angriff vor. Der war nicht milde. Man wünschte die Mitarbeit der M.-Gruppe nicht. Man wollte diese Aktionäre nicht unter seinen Aktionären haben. Warum? Die M.-Gruppe gehörte vorzugsweise einem Bankier, dessen Ruf in der Zeit der Deflation nach der Ansicht einiger Bankiers gelitten hatte. Seit der Zeit scheute man sich davor, mit ihm Geschäfte zu machen, worauf er dazu überging, seine eignen zu machen. Er kaufte sich Aktienpakete von Gesellschaften und machte sich in den Generalversammlungen unbeliebt, indem er manchmal sonderbare Fragen stellte, etwa nach Gehältern von Generaldirektoren, oder die Versammlungen beschlußunfähig machte. Die Gesellschaften wurden davon nervös und als die M.-Gruppe das Aktienpaket auch noch der jeweiligen Konkurrenz anbot, blieb ihnen nichts andres übrig, als der M.-Gruppe ihr Paket abzukaufen. Das war dann nicht billig und die M.-Gruppe kam bei ihrem Preis zu ganz hübschen Gewinnen.

Durch die Blume aber verständlich teilte die Verwaltung diese ihre Ansicht über die M.-Gruppe und deren Geschäftsgehaben ihren Aktionären mit. Damit begründete sie den Antrag auf Erhöhung des Aktienkapitals, die, da ja die Aktionäre kein Bezugsrecht haben sollten, den Anteil der M.-Gruppe ziemlich verringern würde. Aber konnte man denn der M.-Gruppe böse Absichten nachweisen?

Es erhob sich einer ihrer Anwälte und teilte mit, die M.-Gruppe sei gegen Erhöhung des Kapitals, da sie ihren Besitz vor Entwertung durch Verwässerung des Aktienkapitals schützen wollte.

Es erhob sich der große Bankier der Verwaltung: er sei kein Freund von Schutzaktien, wenn aber eine Firma aus ihrer Opposition ein Geschäft mache, indem sie Generalversammlungen beschlußunfähig mache, so daß man klagen und bis zum Reichsgericht gehen müsse, so bleibe auch der ruhigsten Verwaltung schließlich nichts andres übrig, als einer solchen böswilligen Opposition ihre Aktien zu einem übertriebenen Kurs abzukaufen. Dazu aber habe die Verwaltung keine Lust.

Es erhob sich von der Mitte des Verwaltungstisches ein Rechtsanwalt der Verwaltung. In der Presse sei darauf hingewiesen worden, daß die M.-Gruppe eigentlich zwangsläufig zu ihren Agiogeschäften gekommen sei, weil die Gesellschaftsverwaltungen und die Banken die Zusammenarbeit mit der M.-Gruppe stets abgelehnt hätten. Es sei also vielleicht eine nützliche Aufgabe, die M.-Gruppe einmal heranzuziehen und somit wieder auf die Pfade produktiver Arbeit zu lenken. Aber auch er müsse darauf erwidern, daß es nicht Aufgabe einer Verwaltung sei, Finanzakrobaten zu positiven Kapitalisten zu erziehen; er mache einen solchen pädagogischen Versuch nicht gern; auch er mache lieber gute Geschäfte.

Die Rede war im ersten Teil glänzend gewesen; im zweiten Teil ließ sie ein wenig nach; der Redner Rechtsanwalt spottete nämlich über den Rechtsanwalt der M.-Gruppe, den man in einen Bankdirektor hatte verwandeln müssen, um ihm über-

haupt Zutritt zu der G.-V. verschaffen zu können. Dabei wußte jeder Mann im Saal, daß auch dieser Redner der Verwaltung, ein berühmter Berliner Anwalt, hier zwar praktisch als Anwalt, aber offiziell als Aktionär sprach, weil es die Statuten verbieten, daß in den Versammlungen dieser Gesellschaft Rechtsanwälte die Interessen wahrnehmen; ein liebliches kleines Verbot, welches, wie man sieht, sogar von der Verwaltung verspottet würde. Außerdem erwähnte dieser Redner auf einmal, und seine Stimme bekam etwas Grollendes, es hätte die M.-Gruppe da der Verwaltung Unterschriften von Aktionären vorgelegt, die laut standesamtlichen Ausweises bereits 1905 das Zeitliche gesegnet hätten.

Hm.

Aber, obgleich das ein unangenehmer Punkt war und kein geringer Vorwurf gegen die M.-Gruppe, mißfiel dieser Einwand; man konnte durchaus den Eindruck haben, die Versammlung sei der Ansicht, er drücke das Niveau der Versammlung.

Es erhob sich der Dreitage-Bankdirektor der M.-Gruppe und antwortete dem „Aktionär" der Verwaltung; und er hatte auf alles eine Antwort. Es war den ganzen Vormittag dunkel gewesen, und in dem kleinen Raum brannten vier Lampen, die so hell wie Jupiterlampen waren. Auf einmal nahm die Sonne einen Anlauf und schickte durch die Wolken hindurch eine Flut von weißem Licht in das Zimmer, das sofort die Jupiterlampen auf Stearinkerzen reduzierte. Ein fades Lichtgemengsel entstand, das die Anwesenden in uralte Greise verwandelte. Fast andächtig saßen die Aktionäre zwischen den Reden. Ich hatte sie im Profil vor mir und wunderte mich, wie viele unter den weitgebauschten Hosentascheneingängen etwas ausgefranst waren.

Als man bei der Abstimmung war, schlug eine Uhr halb vier; es war eine schauerliche Theateruhr, die auf dem Hof hing. Kurz darauf verließen in zwei breiten Strömen die Angestellten des Hauses ihre Arbeitsstelle. Es waren Männer und Frauen in Konfektionsanzügen, und nicht einer von ihnen schaute zu den Fenstern hinauf, hinter denen die G.-V. tagte. Wahrscheinlich wußten sie gar nichts von ihr.

Die Abstimmung ergab einen vorläufigen Sieg der Verwaltung. Aber die M.-Gruppe gab sofort Protest zu Protokoll. Das Kapital wird also erhöht werden, aber der Kampf wird weitergehen. Es sieht so aus, als sei in diesem Falle der Sieg ein Sieg der guten Sache. Die Geschäftspraktik der M.-Gruppe könnte einem mißfallen. Aber erstaunlich ist, wieviel Geld mit einer guten Sache verdient werden kann, wo doch sonst mit einer guten Sache immer Geld verloren wird. Und, so sagte ein abgekühlter Mann, als man das Gelände verließ, auch die M.-Gruppe hat eine Bank. Warum soll nun nicht, da die M.-Gruppe doch eine tüchtige Aktionärin ist, ein Teil der großen flüssigen Geldmassen jener Gesellschaft über die Bank der M.-Gruppe fließen, statt immer nur über die Bank jenes Bankdirektor-Aktionärs, der allerdings einen größern Aktienanteil besitzt?

Bemerkungen

Eine heruntergerissene Fahne

Innsbruck ist die Hauptstadt der Tiroler; berühmt, weil dort die Frau Hütt auf die Stadt heruntergeschaut hat, weil das goldene Dacherl in der Sonne glänzt, weil der Erzherzog Eugen einmal beinahe neben den eisernen Manderln seinen Harem aufgeschlagen hatte, weil es endlich neben den vielen andern hervorstechenden Eigenschaften nach dem Herausgeber des „Brenner" das westösterreichische Schieber-Dorado geworden war — und weil es überhaupt neben Wien — da ist!

In dieser Stadt der Tiroler hängen die wildgewordenen welschen Vertreter (selbstverständlich mit vollem Völkerbundrecht!) ihre Dreckolore zum Fenster hinaus, damit man nicht vergesse, wie sie uns in den unbeschützten Rücken gefallen sind und damit sie (die Fahne!) — o Witz der Geschichte — fast in das Innsbrucker Hitlercafé „München" hineinpendelte.

Was geschieht da? . . . dieser Fetzen aus farbigem Stoff wird von einem studentischen Germanen heruntergerissen, damit der eben tagende Landtag wenigstens für die überflüssige Volkswehr eine Beschäftigung anzugeben hat. Vor den Fratzen grenzenlos entseelter Menschen muß ein Trupp Soldaten dieses mit allen Füßen getretenen Rumpfstaates unter Ehrenbezeugung defilieren — während die Nachwuchshorden der beschmißten Germanen, Räten, Brixen, Schwaben und Konsorten als Sinnbild längst überlebter Zustände Hohn gröhlen!

Die Lehre aus der Geschichte: wer sind diese Germanen und Konsorten? Nicht einmal der furchtbare Zusammenbruch, den größer kein Staat jemals erlitten hat, nicht einmal Karl Kraus vermochte also diese überragende Unsitte der österreichischen „Schneid" auszurotten; ich erinnere mich mit Grauen an die armseligen Rowdygeschichten, die man von den ältern Brüdern erfuhr: bald schlugen die freisinnigen Schwaben einen klerikalen Räto-Bajer tot, bald gab es Straßenkämpfe zwischen Tschechen, Italienern, Deutschen — dann wiederum wurden zur Abwechslung die Hochschulen von den Juden gesäubert.

Später wurden die alten Herren dieser Banden: Schlaraffiamitglieder und radikale Großdeutsche mit schwarz-rot-goldenem Hosenknopf und die klerikalen Helden des farbentragenden Kartells ultramontane Amtserschleicher der schwarzen Clique.

Und heute findet man in seiner Alpenheimat denselben Schmutz noch an allen Ecken und Enden; etwas modernisiert.

Sinnlose Deutung: die Todfeinde von einst sind Koalitionsgenossen geworden; nicht zu glauben!

Arm in Arm stehen nun Schwaben, Goten, Germanen mit den klerikalen Verbändlern überall in der Seipelfront gegen die Arbeiterschaft.

Heimatwehr nennen sie sich und ihre Taten sind von gleicher Heldengröße, wie die in Innsbruck: Hiebe in das Angesicht eines friedfertigen Volkes!

Sie haben die einmal als Symbol verehrten Farben Schwarz-rot-gold der alten großdeutschen Schönereaner auf Befehl der deutschnationalen Junker kassiert und schwarz-weiß-rote Schleifen und Bänder, sogar in die ältesten Bauernkantone — wie Vorarlberg — getragen. Sie sind das geworden, was ihre Väter waren: borniert und mit unüberwindlicher Geistesarmut geschlagen. Pereat Academia!

Erst, wer Österreich über alles liebt — das Land — das Land, nicht nur Wien . . . muß die Bemerkungen von Ludwig Ficker im „Brenner", der als Trost auch in Innsbruck erscheint, über die Söhne der alma mater Oenipon-

tana anläßlich eines undisziplinierten Krawalls gegen eine Kraus-Vorlesung anders setzen: „. . . es ist zu spät; für diese Jugend gibt es kein Besinnen mehr — sie spielt eine zu klägliche Rolle —!"

Anton Gantner

Krohne, der Luftschutzmann

Als der Reichsverkehrsminister Krohne eines Tages aus dem Amte schied, stand er arbeitslos auf der Straße und überdachte sein trauriges Schicksal.

Er hatte es nicht so gut wie der ehemalige Reichskanzler Luther, den man „aus Propagandagründen", als er das Kanzlerpalais verließ, auf Kosten der öffentlichen Hand durch Südamerika per Flugzeug reisen ließ. Da in dem Zeitalter der Transozeanflüge die Luftfahrt jetzt besonders en vogue ist, so beschloß Herr Krohne, bei der Branche zu bleiben. Seine erste Tat war ein Aufsehen erregendes Referat auf der Tagung des Großhandelsverbandes in Hannover. Er schlug nämlich vor, einen großen Teil der Luftverkehrsstrecken, denen er wegen ihrer angeblichen Kürze die Bezeichnung „Hüpflinien" gab, aufzuheben und dafür einen Luftdroschken-Betrieb einzuführen. Selbst ein noch ärgerer Laie als Krohne sieht ein, daß sich bei einer derartigen Umwandlung des Luftverkehrs nur noch ein paar Krösusse einen Flug leisten könnten, abgesehen davon, daß das Flugzeugpersonal dann infolge seltenen Fliegens ganz aus der Übung kommen würde. Nicht nur die Fachkreise lehnten diesen eigenartigen Vorschlag ab. Nur einer nahm ihn auf: Krohnes Nachfolger, der deutschnationale Reichsverkehrsminister Koch, der auf Tagungen und in der Rechtspresse sich also vernehmen ließ.

Um aber bei Herrn Krohne zu bleiben, so suchte er eine feste Basis für sein Wirken. Und er fand sie. In dem sogenannten pariser Luftfahrtabkommen vom 21. Mai 1926, in dem die beengenden Baubestimmungen für Flugzeuge aus dem Versailler Vertrage zum großen Teil fallen gelassen wurden, gestand man Deutschland den zivilen Luftschutz zu. Man darf also Maßnahmen treffen, um die Wirkung von Flugzeugen, die Bomben abwerfen oder Giftgas ablassen, abzuschwächen oder, wenn diese Unmöglichkeit gelingen sollte, ganz aufzuheben. Was tut man am zweckmäßigsten, um einer Sache zum Erfolg zu verhelfen? Man gründet einen Verein. Dieses tat Herr Krohne, und da er kundtun wollte, daß es sich um eine bedeutsame Sache handle, verlieh er sich den Titel eines Präsidenten. In dieser Eigenschaft gibt er jetzt eine sehr schön aufgemachte Broschüre heraus „Luftgefahr und Luftschutzmöglichkeiten in Deutschland".

Das Büchlein beginnt mit einer Schilderung der Entwicklung des Kampfflugzeugs im und nach dem Kriege und führt dann über eine Aufstellung der Flugzeuggeschwader der europäischen Militärstaaten zu den verschiedenen Angriffsmitteln, nämlich Spreng- und Brandbomben, aerochemischen und aerobakteriologischen Kampfmitteln sowie zu einer Kombination dieser menschenfreundlichen Angriffsarten. Dann kommt der eigentliche Luftschutz. Krohne fängt rein historisch, vielleicht zur Beruhigung monarchischer Leser mit König Heinrich I. an. Es heißt da: „Die erste städtebauliche Tat in der Geschichte Deutschlands, die Anlage von Stützpunkten durch König Heinrich I. zur Sicherung der Ostgrenze seines Reiches, entsprang militärpolitischen Erwägungen..."

Allmählich ist man auf Umwegen bei der heutigen Zeit angelangt, und da stellt der Herr Präsident Forderungen auf, für die man unbedingt eintreten kann, da sie für die Bevölkerung der Großstädte ungeahnte soziale Vorteile mit sich bringen würden. Es werden für den Luftschutz Auflockerung der einzelnen Orte in Sied-

lungen verlangt und große Freiflächen innerhalb der Städte. Leider wird nicht gesagt, wie die Mittel dafür aufzubringen sind. Auch sollen alle Regierungsgebäude und Industriebauten durch geeignete Anordnungen und Bauarten gesichert werden. Schließlich wird ein umfangreiches Verkehrs- und Nachrichtenwesen sowie ein besonderer Warndienst gefordert. Die Durchführung dieses ganzen Unternehmens würde bezwecken, daß der größte Teil der Bevölkerung Deutschlands am besten seinen Hauptberuf aufgäbe, um sich ausschließlich mit der Organisation und der Aufrechterhaltung des Luftschutzes zu befassen. Aber auch der übrige Teil des deutschen Volkes hätte sich mit der Angelegenheit intensiv zu beschäftigen, da nach den Vorschlägen Krohnes jedermann eine Gasmaske haben müßte.

Das Hamburger Giftgasunglück hat en miniature gezeigt, wie ein solcher Angriff der Zukunft aussehen würde, allerdings muß man sich vorstellen, daß ein Geschwader von Flugzeugen über hundert derartige Behälter abwerfen könnte, wie ein einziger in Hamburg explodiert ist. Dagegen gibt es keine Hilfe, auch wenn jeder Deutsche zwangsweise Mitglied des Krohneschen Luftschutzklubs werden müßte. Die einzige Hilfe ist zunächst obligatorische Aufklärung über den Giftgaskrieg schon bei der Schuljugend, weiterhin Arbeitsverweigerung in denjenigen chemischen Fabriken, die zur Steigerung von Aufsichtsrats-Tantiemen und Dividenden derartige Gase herstellen und schließlich als ultima ratio Kriegsdienstverweigerung, alles dies nicht nur in Deutschland, sondern selbstverständlich überall.

A. E. Ronaut

Der Prolet-Snob

Die Bastille wäre nicht erstürmt worden, wenn sich die unterdrückten pariser Hand-Arbeiter nicht zusammengeschart hätten; aber sie hätten sich nicht zusammengeschart oder nach ihrem Sieg nicht behauptet, wenn sich freie Literaten, un-unterdrückte Hirn-Arbeiter — wie d'Alembert, Diderot, Montesquieu, Voltaire — nicht schon vorher zusammengeschart hätten: zu einer revolutionären Phalanx, die das geistige Vorgefecht der Grande Révolution siegreich durchfocht. Der Winterpalast wäre nicht erstürmt worden, wenn sich die unterdrückten petersburger Hand-Arbeiter nicht zusammengeschart hätten; aber sie hätten sich nicht zusammengeschart oder nach ihrem Sieg nicht behauptet, wenn sich freie Literaten, un-unterdrückte Hirn-Arbeiter — wie Gorki und Tolstoi, wie Lenin und Trotzki — nicht schon vorher zusammengeschart hätten: zu einer revolutionären Phalanx, die das geistige Vorgefecht der Oktober-Revolution siegreich durchfocht.

Moral von der geschichtlichen Geschicht': Das bracchiale Revolutionsheer vermag ohne das geistige nichts; das geistige: nichts ohne das bracchiale; Praktiker und Literat gehören zusammen — sofern sie nicht in einem Genie schon glückhaft vereint sind: Danton und Trotzki haben durch Taten bewiesen, daß mancher „Kaffeehausliterat" nicht bloß zum Schrittmacher des revolutionären Praktikers taugt, sondern zum revolutionären Praktiker selbst. Und so wahr der antipolitische Schöngeist seelisch ein Krüppel ist, so wahr ist der antiliterarische Politikaster ein Kaffer.

Von diesem schlichten Sachverhalt wollen nun die Herrschaften hüben und drüben nichts wissen. Die Politikaster womöglich noch weniger als die Schöngeister. Denn während Diese, seit dem Auftreten der Aktivisten, wenigstens teilweise politisiert sind, bleiben Jene antiliterarisch, geistfeindlich, stur und stumpfsinnig wie eh und je. Es ist des Landes so der Brauch, daß selbst die vernünftigsten Vertreter des revolutionären Proletariats uns revolutionäre „bürgerliche Ideologen" zwar manchmal gnädig als „Sympathisierende" dulden, aber allemal auf uns spitz von oben herab — nein: von unten herauf sehn. Dabei tut sich vor Allen natürlich der Typus hervor, dessen Durchschnitts-Repräsentant aus unsern Kreisen stammt, jedoch durchaus als „Mann mit der schwieligen Faust" gelten möchte: Der, für den Franz Werfel (in einem sonst wenig geglückten Essay) die glückliche Bezeichnung „Prolet-Snob" geprägt hat.

Der hat sich von der Bürgerlichkeit angeblich schon lange befreit, aber den Anschluß ans Proletariat tatsächlich noch immer verpaßt. Zum Snob, wie ihn Sternheim ironisiert, fehlt ihm der Charme; zum Patrizier, wie ihn Thomas Mann glorifiziert, die Gepflegtheit. Um Prolet zu sein, ist er wieder zu wenig robust. Da ihn aber dunkle Triebe — die er, trotz kräftiger Muckerei, nicht völlig verdrängen kann und deshalb zu „sublimieren" vermeint — zum Revoluzzertum treiben, gebärdet er sich proletig-plebejisch (was ihm freilich nicht schwer fällt) . . . und schwärzt, platzend vor Ressentiment, eine Kultur als „bürgerlich" an, der er sein bißchen Wissen und Können im Grunde verdankt und die er zutiefst heiß aber unglücklich liebt. So kommt ein schaurig-trauriges Zwitterwesen zustande: halb Bürger-Muttersöhnchen, halb Apostel der proletarischen Brüderlichkeit; außen roter Jakobiner, innen blaugeblümter Taugenichts; Trenchcoat-Träger und Sowjetstern-Träger; gegen Kunst und für Piscatorheiten; akademisch gebildet, doch auf „Intellektuelle" geladen; in der Liebe asketischer Idealist, sonst historischer Materialist; hellhörig für jeden Straßenklamauk, taub für das Geräusch, das der selige Marx, im Grabe rotierend, verursacht. In des Prolet-Snobs eignem Jargon: ein bürgerlich revolutionärer Ideologe — das ist der Prolet-Snob. Im Effekt kultur-reaktionär, spielt er unter den Revolutionären die selbe peinliche Rolle wie der Bayer unter den Deutschen.

Lautet seine wahre Losung: „Den Proletarier imitieren, den Kultivierten verleugnen!", dann lautet unsre so, wie sie Edgar Byk (in der Einleitung zu Stendhals „Lucian Leuwen") geformt hat:

Für den Proletarier sterben, mit den Höchstkultivierten leben.

Franz Leschnitzer

Städte und Jahre

Das Buch, das diesen Namen trägt, hat in Deutschland ein unverdientes Schicksal gehabt. Die Presse, die den Erfolg macht, verschweigt es. Der Verfasser, Konstantin Fedin, ein junger Russe, hat eine Art neuer histoire contemporaine schreiben wollen, er hat versucht, die überquellende Stoffmasse der Jahre 1913—1921 in einen Roman von normalem Umfang zu pressen. Die Zeitgeschichte des Anatole France ist ironisch und sozial-idealistisch. Doch dieser Russe, den die Epoche Lenin geformt hat, ist nur ironisch, soweit er das in seinen Augen Tod und Fäulnis geweihte Westeuropa betrachtet, in seinem Rußland sieht er unpathetische Arbeit. So werden die Westlichen zu Karikaturen und Puppen, die Russen stehen ernst, wenn auch unverschönt in der Handlung. Das bedeutet auch kompositorisch einen Bruch. Der Verfasser hat nicht den erzählerischen Wirbel Babels, nicht die Teufelsgrazie Ehrenburgs, die über Blut und Kot noch ihre Ra-

keten verspritzt. Aber dieser Roman von Kriegselend, Verschwörungen, Bürgerkrieg, Soldatenräten und Revolutionskomitees ist mit zupackender Festigkeit geschrieben. Es sind Szenen aus dem Deutschland der Kriegszeit drin, die uns unsre Romanciers schuldig geblieben sind. Der Roman ist im Malik-Verlag erschienen.

*

„Die kritischen 39 Tage von Serajewo bis zum Weltbrand" von Eugen Fischer sind ein historischer Roman und nicht, wie man glaubt, eine historisch-politische Untersuchung. Der Herr Verfasser ist zwar Sachverständiger des parlamentarischen Untersuchungsausschusses für die Kriegsschuldfragen, hat gewiß eine beträchtliche Aktenkenntnis erworben, aber hier macht er wenig Gebauch davon, sondern begnügt sich mit einer gemütvollen Zubereitung. Während sonst in Kriegsschuldbüchern aller Welt nur Schurken und Unschuldlämmer agieren, sieht Herr Fischer in den Staatsmännern von 1914 arme Getriebene, Gezeichnete des Schicksals, die unter bittern Gewissensqualen das große Sterben über die Menschheit verhängten.

Es ist jedenfalls nett, daß Einer diesem vielbehandelten Stoff nun auch eine seelsorgerische Seite abgewonnen hat. Gewiß, es fällt kein böses, verletzendes Wort — selbst Grey und Poincaré sind die Satanshörner abgeschraubt, selbst Lichnowsky widerfährt Gerechtigkeit — aber ich empfinde es etwas fatal, daß der deutsche Schuldanteil dabei diminutiv wird und wo sich ein Fleckchen zeigt, es sogleich vom allgemeinen Tränenregen fortgespült wird. Das österreichische Ultimatum erscheint Herrn Fischer als ein ziemlich normaler diplomatischer Akt, er begreift die Aufregung darum nicht. Was hätte es schon geschadet, wenn Serbien für geraume Zeit unter die gute Zucht der österreichischen Monarchie gekommen wäre? „Auch Serbien", meint der Herr Verfasser nämlich, „war ein Land, dem die geistige und sittliche Führung durch eine hochentwickelte Großmacht des europäischen Kulturkreises noch lange Zeit hätte nützen können", und blickt uns aus guten tübinger Theologenaugen fragend ins betroffene Antlitz. Das Buch ist bei Ullstein erschienen, aber es gehört zu Diederichs.

C. v. O.

Das deutsche Gemüt

J. H. Riedemann
Deutscher
Leichen-Bestatter
Damen-Bedienung.
Telephon Westmore 4095.

California Staats-Zeitung

Liebe Weltbühne

Mistinguett erzählt folgendes:

Als ich im Eldorado auftrat, hatte ich eine Kollegin, die sehr hübsch war, aber keine Stimme hatte. Wenn man nicht ganz vorn saß, verstand man sie nicht.

Eines Tages rief ein Zuhörer wütend: „Plus haut!"

Die arme Kleine, die den Rock schon so hoch gehoben hatte, wie es nur ging, verstand den Zuruf nicht richtig. Errötend erwiderte sie:

„Was, noch höher, Sie Lüstling? Was soll ich denn noch zeigen?"

*

Antworten

Pazifist. Am 11. Juni wird Richard Grelling 75 Jahre alt. Weißt du noch, wer das ist? Weißt du noch, daß der alte Herr, der jetzt seit Jahren wieder in Florenz wohnt, mit der Geschichte des deutschen Pazifismus aufs engste verknüpft ist? Er ist 1893 einer der Gründer der Deutschen Friedensgesellschaft gewesen und war jahrelang ihr zweiter Vorsitzender. Keine republikanische Stelle wird ihm an diesem Tage ihre Glückwünsche aussprechen, ihm, dem Verfasser des alarmierendsten Buches zwischen 1914—1918, dem Verfasser von „J'accuse". Er ist jahrelang Rechtsanwalt in Berlin gewesen, bekannter Verteidiger in den politisch-literarischen Prozessen der Zeit des naturalistischen Durchbruchs, er hat sich für die junge Dichtergeneration von damals in den Kämpfen mit der Zensur gerauft, hat Otto Erich Hartleben vertreten und Gerhart Hauptmanns „Weber" dem verbietenden Ephorus entrissen und an die Öffentlichkeit gebracht. Der glänzende Gerichtssaalredner war auch selbst ein temperamentvoller Schriftsteller, von dem ein Band kritischer Aufsätze Mitte der neunziger Jahre erschien, während im Lessingtheater von ihm zwei Dramen mit Erfolg gespielt wurden, „Gleiches Recht', und „Ralsen wider Ralsen", letzteres, o ewige Aktualität!, ein Justizstück. Daneben ging eine arbeitsreiche politische Tätigkeit. Schon zu den Septennatswahlen, 1887, kandidierte er für die Fortschrittler im VI. berliner Wahlkreis, später noch zwei Mal außerhalb Berlins. Er ist niemals gewählt worden und die weitere Entwicklung des alten Liberalismus, dessen Verfall er rechtzeitig erkannte, machte er nicht mehr mit. An der Jahrhundertwende gab er seine vielfältigen Arbeiten auf, verließ Deutschland, um sich auf ein kleines Landgut bei Florenz zurückzuziehen. Der Krieg zerstörte die Beschaulichkeit des Alters. Der Mann, der fünfzehn Jahre im Ausland gelebt hatte, behielt fern von Kriegspropaganda und amtlicher Lüge klaren Kopf. Er verglich die deutschen Unschuldserklärungen mit den andern vorliegenden Dokumenten, und das Ergebnis war die These: daß ein Präventiv- und Eroberungskrieg in einen Verteidigungskrieg umgefälscht worden war. Fieberhaft arbeitete er alles durch, was damals an Dokumenten zu haben war, und schrieb in einem Monat, von Mitte Dezember 1914 bis Januar 1915, das große Buch „J'accuse", dem „Das Verbrechen" und kleinere Streitschriften folgten. „J'accuse" erschien 1915 bei Payot in Lausanne; die Verleger der deutschen Schweiz hatten sich gesträubt, deshalb mußte schließlich das Refugium in der französischen Schweiz benutzt werden. Braucht man heute noch den ersten Eindruck von „J'accuse" zu schildern? Kein andres Kampfbuch gegen die Unschuldslüge hat so nachhaltig gewirkt. Niemals ist sein Verfasser ententophil gewesen, niemals hat er „Deutschland geschadet" und schaden wollen. Er ist zeitlebens ein guter liberaler Demokrat aus der Schule Eugen Richters gewesen, ein gründlicher Hasser von Junkertum und Militarismus, einer jener liberalen Politiker, in deren Blut noch die Melodie von 1848 rauschte. Deshalb war er auch seiner Wege gegangen, als die Freisinnigen sich immer hoffnungsloser in Byzantinertum und Militärfrömmigkeit verfingen. Gewiß, seine Schriften haben der deutschen Propagandalüge schreckliche Brandwunden zugefügt, aber als „Verräter" konnte er nur für die kläglichen Helden gelten, die Karl Liebknecht von der Parlamentstribüne zerrten und seine Papiere zerfetzten. Dafür hat er als einer der Ersten den Beweis erbracht, daß nicht alle Deutschen in den Nebeln amtlichen Betruges torkelten, er hat den kritischen Geist wieder anregen helfen und hat damit, historisch gesehen, dem deutschen Namen genützt. Die Republik hat für ihn keine Verwendung

gehabt . . . Seit Jahren lebt Richard Grelling wieder still in Florenz, ein fester graubärtiger Mann, dem niemand sein hohes Alter ansieht. Noch immer ein unermüdlicher, scharf sichtender Zeitungsleser, ein temperamentvoll sprühender Debatter. Unser Dank und unsre Grüße gehen zu ihm, dem leidenschaftlichen alten Kämpfer gegen Klassenjustiz und Militarismus, der mitten im europäischen Wahnsinn die Konzeption eines bessern Deutschlands im Kopf trug, das wir noch erstreiten müssen.

Züricher Weltbühnen-Leser treffen sich am ersten Mittwoch des Monats, abends 9 Uhr, im Café Terrasse in Zürich.

Polizeipräsident Zörgiebel. Ihre Streitkräfte haben wieder ein paar beträchtliche Siege über die berliner Bevölkerung errungen. Es hat wieder Tote und Verwundete gegeben, Schüsse krachten, Gummiknüppel flogen. Am Sonnabend vor Pfingsten entwickelte sich in der charlottenburger Bismarckstraße an einer Straßenecke ein kleiner Konkurrenzkampf zwischen einem Autobus und einem Zug von Rot-Front-Leuten. Der Autobus siegte, und es gab bei den Roten einige Mißstimmung. Ein alltägliches, nein, allstündliches Ereignis im großen Berlin, ohne daß deshalb gleich wahllos in die Menge hineingeschossen wird. Wann wird denn auf die Rechtsverbände gleich scharf geschossen? Wieviele Wochen sind es her, daß eine Hitlerbande am Kurfürstendamm wütete, während der verantwortliche Polizeioffizier irgendwo in einer Nebenstraße gemächlich in die Luft guckte? Bei dem Zwischenfall in der Bismarckstraße wurde um ein Nichts ein Mann zu Tode getroffen, ein Kind schwer verwundet. Ein Journalist, der diesen Vorfällen als Berichterstatter beiwohnte, erzählt, daß der Vater des Kindes zwei Polizisten verzweifelt zurief: „Ihr habt mein Kind ermordet!", worauf die beiden den Journalisten aufforderten, er möge ihnen helfen, den Mann festzustellen. Doch der tat, mit Recht, nicht dergleichen, sondern fragte die Polizisten sanft, warum denn eigentlich. „Warum?" schrie der Eine, „Er hat ‚Ihr' zu uns gesagt. Der Kerl hat Sie zu sagen!" Daß die Polizei übrigens gar nicht daran denkt, selbst zu ihren Vorgesetzten „Sie" zu sagen, beweist die bis zur Stunde unbestrittene Meldung, daß am Sonnabend an der Frankfurter Allee der Vizepräsident des Polizeipräsidiums, Herr Doktor Weiß, von den eignen Leuten mit Gummiknüppeln bearbeitet wurde, als er bei einem neuen Zusammenstoß mit Kommunisten zur Besonnenheit mahnen wollte. Schweig, mein Herz . . . Das ist die Apotheose der berliner republikanischen Polizei, dieses gern herumgezeigten Prunkstückes neupreußischer Organisationskunst. Es hilft nichts: unter Grzesinski und Friedensburg war es besser. Seit Herr Zörgiebel aus Köln dort regiert, wächst Roheit und Zuchtlosigkeit wieder wie in der berüchtigten Ära Richter. Die Leute sind immer überreizt und wütend, man hat das Gefühl, daß sie dauernd scharfgemacht, dauernd verhetzt sind. Gegen Rot-Front und Reichsbanner wird rücksichtslos dreingeschlagen, sonst weitgehend Schonung geübt. Die Vorfälle der letzten beiden Wochen schreien nach einem Wechsel in der Leitung. Demission, Herr Präsident, Demission!

Kurt Tucholsky ist in den Monaten Juni bis August auf Reisen und bittet die Briefschreiber um Geduld.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Wankende Despotien von Carl v. Ossietzky

Preußischer Polizeiskandal

Vor zwei Wochen hat der Herr stellvertretende Polizeipräsident von Berlin in einem fachlich versierten Zeitungsartikel den alten Brauch der Kopfprämien gegen den polizeitechnischen Laien Bernard Shaw verteidigt. Daß die Beamten auch ohne den Anreiz der Prämie ihre Pflicht tun, dürften sie ein paar Tage später bewiesen haben, als Herr Doktor Weiß bei dem Tumult an der Frankfurter Allee selbst unter den Punktroller geriet. Denn es ist doch nicht anzunehmen, daß irgend eine Stelle dafür eine Belohnung ausgesetzt hatte. Die kalmierende Verlautbarung des Herrn Zörgiebel kann nicht verhindern, daß die Wahrheit durchsickert. Herr Zörgiebel deckt in einem Manifest von beschämendem Deutsch die Roheiten seiner Leute. Obgleich sein Vizechef dabei selbst blau geprügelt wurde, bleibt der Herr Polizeipräsident sehr gelassen. Am Unglück unsrer Mitmenschen, bemerkte schon Larochefoucauld, mißfällt uns immer etwas nicht ganz. Herr Zörgiebel ist hauptsächlich besorgt, bei den Beamten nicht das Gefühl aufkommen zu lassen, „es würden ihnen durch einengende Bestimmungen bei diesen Zusammenstößen die Hände gebunden" oder sie fänden in Fällen, „in welchen sich der Gebrauch der Waffe nicht vermeiden läßt", bei ihm nicht den erforderlichen Schutz. Wie bisher, so will Herr Zörgiebel auch in Zukunft für seine Beamten „voll und ganz" eintreten. Ausgezeichnet. Bei seinem Vize langte es kaum für halb und halb. Von Augenzeugen wird versichert, daß Herr Weiß nicht nur einen milden Ritterschlag abbekam, sondern wie andre Tumultuanten auch zu Boden geschlagen wurde. Er wandte sich an Herrn Oberst Hellriegel, den Lenker dieses Frontabschnitts, der seine Klagen überhörte und stürmisch ausrief: „Jetzt werde ich schießen lassen!" — Darauf Herr Weiß wütend: „Wollen Sie sofort wegfahren!" — „Warum?" — Herr Weiß erregt zum Chauffeur: „Fahren Sie den Herrn Oberstwachtmeister fort!" — So wurde der Straßenkampfstratege vom Schlachtfeld entfernt.

Was waren Herrn Zörgiebels nächste Erwägungen? Er plante, den Minister noch in gleicher Nacht um das Verbot von Rotfront anzugehen. Chef und Unterchef sprachen nicht miteinander. Am Sonntag abend fuhr Herr Weiß nach Köln, um dem Minister Grzesinski zu berichten. Ob er die Absetzung seines Vorgesetzten verlangt hat, kann nicht bewiesen werden. Doch sagt man so. Die Position des Herrn Weiß ist recht unangenehm. Da die Attacke gegen die Kommunisten ging, finden die sozialdemokratischen ebenso wie die meisten bürgerlichen Blätter den Vorfall nicht zur Weiterbehandlung geeignet. Da man den Kommunisten keinen Triumph gönnt, wird nach Möglichkeit gedämpft und vertuscht. Kommt noch

hinzu, daß Herrn Zörgiebels Machtstellung stärker geworden ist. Bis vor kurzem hat man sich im Präsidium seinetwegen kein Bein ausgerissen. Der sozialdemokratische Wahlsieg hat ihn über Nacht zur gewichtigen Person gemacht, zum Exponenten der größten Partei an hervorragendem Platz. Herr Weiß ist Demokrat, gehört also zu einer zurzeit sehr kleinlauten Partei. Wenn die Sozialdemokraten schon mal imponieren wollen, tun sies gewöhnlich an falschem Ort.

Der Minister täte richtig, die preußische Polizeipolitik wieder einer gehörigen Revision zu unterziehen. Wie ist es möglich, daß jener Polizeioffizier, der sich während der letzten Kurfürstendammkrawalle neutral erklärte, als Lehrer an die Polizeischule versetzt wird? Und, ist etwas Wahres daran, daß Herr Tenholt, der unvergeßliche Sherlock Holmes von Magdeburg, als erster Kommissar in eine große westfälische Stadt versetzt worden ist? Im berliner Polizeipräsidium herrscht Desorganisation und tiefe Unzufriedenheit. Beamte, die in den vergangenen stürmischen Jahren oft für die Republik gehandelt, man darf ohne Übertreibung sagen, sie mehr als ein Mal gerettet haben, fühlen sich zurückgesetzt und über die Achsel angesehen. Es wird auch geklagt, daß Herrn Zörgiebels Energie sich ausschließlich in rustikalen Umgangsformen erschöpft, die auf seine Untergebenen verletzend wirken. Herrn von Jagow nahm man ein bißchen Schnauzerei nicht übel. Er war in seinem Rayon ein tüchtiger und humorvoller Kerl. Wer ist Herr Zörgiebel?

Man muß den in hohen Staatsstellungen befindlichen Sozialdemokraten immer wieder bedeuten, daß die Ausrottung der Kommunisten nicht ihre einzige Aufgabe ist. Daß die Kommunisten sich in die gleichen Nebelschwaden von Gehässigkeit verbiestert haben, ist keine Entschuldigung. Dafür bekleiden sie auch keine wichtigen Staatsämter. Die Oberleitung der berliner Polizei hat ihren Leuten den Rotkoller eingeimpft, und dies System hat jetzt zu einer Blamage geführt, die evident ist, auch wenn Herr Zörgiebel die Beamten „voll und ganz" deckt und den Vorgang „menschlich durchaus verständlich" findet. Was für eine Katastrophe muß eigentlich eintreten, um Herrn Zörgiebel endlich ad absurdum zu führen?

Tschangtsolin

Noch am 3. Juni meldete eine Telegraphenagentur: „Der Marschall hat Peking heute morgen ... mit einem Spezialzug verlassen ... Er winkte seinen Truppen mit lächelnder Miene zu, als er seinen Salonwagen bestieg." Das liest sich so urgemütlich, daß man eher an einen andern Marschall denkt. Am nächsten Tag stieß der Spezialzug im nahen Umkreis des siebenfach gepanzerten Mukden auf eine Höllenmaschine, und seitdem weiß man nichts mehr von Tschangtsolin. Verwundet oder tot? Während die Generale um Peking wettlaufen, ist der Hauptspieler der letzten zehn Jahre plötzlich ins Dunkel gestürzt.

Er ist für Jung-China das Plakatscheusal. Das konterrevolutionäre Prinzip. Der Trabant Japans und Schildhalter

des fremden Imperialismus — Inbegriff alles Hassenswerten. Der Verräter, Bandit und Blutsäufer. Nun, auch die Andern sind keine Engel. Die Provinzgouverneure, die sich Generale nennen und nur Geschäftsleute in Menschenfleisch sind. Oder Feng, das Reklamestück amerikanischer Missionstätigkeit, der skrupellos von einer Partei zur andern wechselt. Oder die politisierenden Generale des Südens mit den Allüren europäischer Generalstabsoffiziere, die nicht, wie der mandschurische Barbar durch Henkershände erwürgen lassen, sondern die demokratische Methode der Standgerichte vorziehen. Übrigens gab es selbst zwischen Sunyatsen und Tschangtsolin ein Mal Berührung, fast Bündnis. Das war Ende 1924, als Feng mit seinem bekannten Handstreich Wupeifu und den korrupten Reichsverweser Tsaokun davongejagt hatte. Damals kam der sterbenskranke Doktor Sun zu Verhandlungen nach Peking, und sein Tod nur verhinderte den Abschluß.

Vor vierzig Jahren war Tschangtsolin nur ein kleiner Strauchdieb, dem nicht einmal sein Name gehörte. Gustav Amann erzählt in seinem aufschlußreichen Buch „Sunyatsens Vermächtnis", daß Träger des Namens ein Räuberhauptmann war, der sich einen kleinen Jungen als Schreiber hielt. Da dem Banditen sonst nicht beizukommen war, zog man ihn zum Militär ein. Da ihm aber das Geschäft zu unsicher erschien, stattete er den Schreiberknaben mit seinem Namen aus und schickte ihn zu Soldaten. So begann diese malerische Karriere ... Die Macht in der Mandschurei verdankt Tschangtsolin noch Jüanschikai, dem ersten Präsidenten der chinesischen Republik. Äußerlich hat er in die von ihm beherrschten rückständigen, noch ganz im Feudalismus vegetierenden nördlichen Provinzen Bewegung und Prosperität gebracht. Dennoch war sein System im ganzen nicht mehr als sorgfältig organisierte Plünderung des wehrlosen Volkes. Mukden blühte zu einer Capitale der internationalen Spekulation auf. Hier war Japans Einflußsphäre, hier wimmelte es von russischen Emigranten, von Jobbern aller Welt, Spezialisten für Waffenhandel und Valutageschichten. Gelegentlich wurde zur bessern ökonomischen Säfteregulierung ein Rudel allzu waghalsiger Geschäftsleute hingerichtet.

Ende 1925 erlebte Tschangtsolin seine schlimmsten Tage. Sein Vertrauter, General Kuosunglin war plötzlich abgefallen und nahte sich Mukden in Eilmärschen. Der Diktator hatte nur ein paar Kavallerie-Detachements zur Verfügung. Doch die Japaner besetzten Mukden; der verdutzte Kuo hielt inne, zauderte, witterte Verrat; Tschangtsolins Sohn kam als Unterhändler — — da fegte der Marschall mit einer rasanten Flankenattacke den zehnfach stärkern Gegner hinweg. Am nächsten Tag wurden in Mukden die blutigen Häupter Kuos und seiner Frau auf Pfählen herumgetragen. 1926, nach Fengs Rückzug, ziehen die gutgedrillten mandschurischen Divisionen in Peking ein. Eine Schreckenszeit beginnt für die Riesenstadt, die eben die Propaganda der Kuomintang aufgewühlt hat. Der Mann aus Mukden kennt keinen Pardon. Er vertritt den starrsten Feudalismus, der aus Eignem nicht mehr

leben kann, und sich den fremden Mächten, den Bedrückern und Ausbeutern Chinas verschrieben hat. Jetzt soll mit Feuer ausgebrannt werden, was das Eisen nicht schlagen konnte. So muß Alba über Flandern gekommen sein.

Vor zwei Jahren hat Jules Sauerwein den Marschall aufgesucht, und wie er den Mann zeichnet — zischend, wutspeiend, häufig mit der Hand die Bewegung des Kopfabhackens machend — das entspricht doch zu sehr den Vorstellungen, die man sich von ihm in Berlin oder Paris macht, um nicht ohne Übertreibungen zu sein. Pittoresk, aber durch Schlichtheit überzeugend, ist ein Bericht von Pierre Daye, einem jungen französischen Publizisten, der gleichfalls 1926 in Mukden war. Pierre Daye schildert zunächst den Empfangsraum: viel kostbare alte Seidenstoffe und edle Möbel, mit Perlmutter und Schildkrot inkrustiert, daneben ein paar unsagbare europäische Bazarfauteuils, vier vergoldete Pendulen und ein riesiges, grell bemaltes Orchestrion, wie man es sonst nur in den Hafenkneipen von Neapel zu finden pflegt. Herein tritt ein kleiner zartgliedriger Herr von einigen fünfzig Jahren, in eine Robe von lichtblauer Seide gekleidet, darüber eine kurze schwarze Kasacke, auf dem Kopf ein schwarzes Käppchen mit scharlachrotem Knopf. Nichts an dieser Erscheinung wirkt brutal. Der Blick ist lebhaft, die Gesten sind knapp. Seine Sprechweise ist gewählt, nicht ohne Feierlichkeit und erinnert mehr an einen Stubengelehrten als an einen Militär. Er unterhält seinen Gast sehr liebenswürdig, aber das Interview will nicht recht steigen, denn der Interviewer selbst ist der Ausgefragte. Endlich will er zum Thema kommen, aber der Marschall fragt ihn — — nach dem Stande der Frankenstützung. Er hat selbst grade eine neue Order gegen die Spekulation herausgebracht, am nächsten Tage werden zwölf Bankiers und der Direktor einer Zeitung wegen Zuwiderhandlung erschossen werden, und da möchte er gern wissen, wie man in Europa mit solchen Leuten fertig wird. Er dürfte nicht viel gelernt haben ... Zum Abschied erzählt Daye, daß er über Rußland zurückfahren wolle. Es kommt kein Verwünschungshagel über die Bolschewiken, nur ein kleines ironisches Lächeln: „Seien Sie klug in diesem Lande!"

So sah ein Europäer den letzten starken Vertreter einer alten Zeit. Den Letzten einer verrotteten, schon gar nicht mehr lebenden Sache. Ist er wirklich dahin, hat Jung-China eine Bataille gewonnen. Doch bewahrheiten sich die Gerüchte von Tod oder hoffnungsloser Verstümmelung nicht, dann ist auch nicht zu zweifeln, daß dieser oft Niedergeworfene, doch immer Wiedererstandene noch einen neuen Gang wagen wird. Man kann sich diesen zierlichen, höflichen Willensmenschen, diesen rettungslos dem kalten Machtdelirium Verfallenen nicht friedlich pensioniert im Bett sterbend vorstellen. Viel eher in einer letzten Phantasie von Sieg und Rache hinsinkend wie der artverwandte Cesare Borgia bei Gobineau: „Solange ich einen Atemzug im Leibe habe, ist es ein Atem des Hasses und des Begehrens ..."

Die vier Worte des Demokraten von Anton Kuh

Die Demokraten wundern sich. Man wundert sich, daß sie sich wundern.

Sie sagen: „Oh unberechenbarer, ungetreuer Wähler, wie konntest Du mich im Stich lassen? Habe ich Dich nicht in all den Jahren vor den Maßlosigkeiten von rechts und links bewahrt? Hat mein Wille zum republikanischen Bestand, zum ruhigen Geist der Mitte, nicht vom Lauf der Dinge Recht bekommen? Und bin ich jetzt nicht länger als ein Jahr in braver Opposition gesessen? Wenn Du den Putschen glücklich entronnen bist, über Deinem Staatshaus die Fahne Schwarz-Rot-Gold flattern siehst, um Deine Währung keine Sorge haben mußt — wessen Verdienst und Voraussicht ist das?"

Der Wähler kennt diese Gedankengänge, er ist auf sie abonniert; aber er kauft sie nicht mehr.

Er wählt nämlich, erstens und letztens, nur die Macht. Sei es die von heute oder die von morgen.

Er wählt nicht mehr: Haltung; Verwahrung; Einspruch; Resolution; Feststellung; kurz: die Gebärden brav gesinnter Ohnmacht.

Ich las irgendwann: „Die Demokraten sind in Thüringen das Zünglein an der Wage." Um mir jedes derbe Wortspiel über den angemessensten Nutzwert eines solchen Züngleins zu ersparen: wählt jemand ein Zünglein? Genügt es jemandem, das kleine Korrektiv zu sein, die Zunge auf der Schale der politischen Machtübung — unbekümmert um die Zufälle von Kompromiß und Ideentausch, die ihn nach links oder rechts werfen, zu den Regierenden oder Oppositionsmachern?

Die Macht hat nur, wer sie als Kampf- und Angriffspreis für etwas will. Aber nicht, wer sie nur für Verhütungen, Verteidigungen, Stabilisierungen gebrauchen kann.

Auch die demokratische Mitte könnte in diesem Sinn Macht haben. Es gibt Bürger genug im Land, die, ohne sich marxistisch zu verbiegen, frei sein wollen; denen Freiheit in allen Dingen, von der Liebe bis zur Kunst, noch so wichtig und leidenschaftswert erscheint wie den demokratischen Vorvätern vor achtzig Jahren; denen beim Anblick der Justiz das Blut kocht; denen alle Soldatenspielerei zum Halse heraushängt; die die alten Gesetze hassen und deren Vollstrecker verabscheuen. Das wären Kampfimpulse für die Mitte! Würden sie verkündet, die Macht käme schon hinterdrein!

Aber der Demokrat wirbt anders. Seine Mitte ist ein Schutzdach, wo man von den Regengüssen, die rechts und links aus aufgeregten Himmeln stürzen, nicht naß wird. Ein nobles Verhandlungszimmer zwischen zwei Wirtsgärten. Und die Wände entlang prangen gleich den Namen erlauchter Patrone in einem der Kunst oder Wissenschaft geweihten Saal die Inschriften: „Takt" — „Sachlichkeit" — „Verantwortung" — „Würde".

Doch sei, eh' ich diese Worte prüfe, zunächst der Hausherr vorgestellt:

Hört man bloß seine Parteibezeichnung „Demokrat" (sie gehört zu den phonetischen Pfauenrädern), so steigen aus dem kehlengewichtigen „kr", aushallend ins feierliche „a", bekannte Bilder und Laute: gewölbte Rednerbrüste, zum Schwur erhobene Hände, Brillengläser, die von Bildung blitzen, kopfwackelnde Tiraden. Kurz: die alte Th. Th. Heine-Zeichnung. Das ist ein Herr in mittlern Jahren, von fülliger Figur und mit Rosabäckchen, die auf Paul Heyse und Gottfried Keller als Leibautoren deuten; er schreitet im Gehrock und mit umflortem Hut, getreu Kürnbergers Verszeilen:

> Ja, ja, ich seh' ein Leichenfest
> Ein zweiter Souverän
> Geht hinter seinem leeren Sarg
> Mit Sterblichkeitsgestöhn'...

als Leidtragender hinter seinem eignen, leeren Sarg; den aber schmücken als letzte Angebinde die achtundvierziger Revolution, Fichtes Reden an die deutsche Nation und etwa noch eine Auswahl aus Voltaires Werken. Er trägt den Kopf nackenhoch, um die Welt, eingebettet zwischen dem a priori und a posteriori, zwischen Wellenberg und -tal sich buckelnd, um so besser als Bildungspanorama zu überschauen. Er hat — immer vom Regale aus — Horizonte. Benützt den Namen „Goethe" als Mundwasser. Trägt des letztgenannten Dichters Schlafrock gern als Staatskleid. Und bewahrt von morgens bis abends und von abends bis morgens unentwegt: Haltung.

Ja, wir kennen ihn. Aber wir kannten auch seinen bessern Ahnherrn: den Johannes Scherr-Deutschen. Der ließ sich auf die Festung schicken, trotzte seinen Richtern, schäumte über jedes sichtliche Unrecht. Doch, schon in Johannes Scherr selber sieht man den verhängnisvollen Bruch: nach Siebzig bleibt von seinen einstigen Gluten nur noch das Vokabular zurück. Was bis dahin Forderung war, wird Vorbehalt; was Mut war, Verwahrung; was Kampf war, Attitüde. Die Losung heißt nicht mehr: Fahne vor, in die Freiheit!, sondern: Gewehr bei Fuß, zum Geist! Das goldene Börseanerzeitalter hebt an, dessen Wiegensprüche von Heine und Börne stammen, dessen Grabspruch aber dem wienerischen Witz zu finden bestimmt war in dem Satz: „Besser ein kleiner Pogrom, als eine große Vermögensabgabe." Demokratie wird jetzt eine Klausel der Sklavenwilligkeit. Ein Bekenntnis zu den Segnungen des Schriftdeutsch. Ein leeres Zeremoniell.

Diese Defensivstellung hat den Demokraten entrechtet. Da er seit einem halben Jahrhundert nur gewöhnt ist, „sich zu behaupten", das heißt: Besitzstände zu verteidigen, merkt er gar nicht, daß der Besitzstand inzwischen auf Null geschrumpft ist und nur noch die Pflicht bliebe, von vorn anzufangen, also: die Freiheit als Ganzes neu zu fordern.

Er merkt es nicht. In tiefster Nacht des Krieges und im Kerker unsres militarisierten Daseins zuckte einmal ein scherz-

hafter Piepston aus einer Demonstrantenkehle: „Ein bißchen Freiheit täte gut." Ein bißchen — hier machte sich der Ernst aus sich einen Spaß. Sie wollen alle wirklich nur ein bißchen, zuviel wäre staatsunterwühlend, chaotisch, ungesund. Da geht die Phantasie nicht mehr mit, die ja nicht mehr durch Bedürfnisse gespeist wird, sondern von holdseligen, akademischen Erinnerungen zehrt. Oder in andrer Formulierung: wenn der Nationalist für den Kerker ist und der Sozialist für die Freiheit, so ist der Demokrat (im Sinne des Börne-Ausspruchs) für „die Erlaubnis, außerhalb der Ringwälle zu spazieren, einem Staatsgefangenen auf sein Ehrenwort erteilt."

Ginge es darum, für jede Partei eine volkstümliche Bezeichnung ausfindig zu machen, so müßte man die Demokraten die „Partei der aufgeklärten Väter" nennen. Väter haben für Freiheitsdinge eine halbierte Phantasie: sie sehen gleichsam mit dem einen Auge das Mädchen, das selber ihren Appetit reizt oder den Knaben, der zum Dummkopf verprügelt wurde, mit dem andern aber die eigne Tochter, der sich jemand ungeziemend nähert oder den Sohn, der nach dem verbotenen Buch tappt. Darum sind sie für die Strenge des Gesetzes, aber für dessen individuell mildere Auslegung in der Praxis. Sie sind mit andern Worten (wenn sie allerhand Sentimentalisches mit dem Bücherschrank oder dem Drang der eignen Jugend verknüpft), ob Fürstenabfindung, Schmutz und Schund, Todesstrafe, Pazifismus oder Hochverrat für den fünfzigprozentigen Ausgleich. Diese Halbheit, wobei die Milde der Strenge, die Gerechtigkeit dem Unrecht, die Gesinnung dem Zwang, das Verwahrungswort der schlimmen Tat immer hübsch nachtrabt, dünkt die Demokraten eine Gewähr der Ordnung und des Bestandes. Da läßt sichs goethisch rundschauen, kantisch gut sein und bismarckisch stahlklirren. Und es entspricht auch der Lavierstellung zwischen den beiden Ängsten, die ihr Bewußtsein erfüllen: der Angst vor dem Pogrom und der Angst vor der Vermögenskonfiskation. Nummer eins macht sie freigesinnt, Nummer zwei jedennoch willfährig, autoritätsfreundlich, gewissenvoll.

Daher atmet ihr Geist nur im Konjunktiv; und ihre Aussage im Konzessivum („wiewohl", „obzwar", „wenngleich", „mag immerhin"). Daher aber stammt auch ihre Vorliebe für die vier Worte, die ich früher von den Wänden ihres Saals ablas und in denen ihre ganze Welt, irreale Welt gefangen scheint. Ich will sie in bunter Folge durchnehmen:

„Würde" — oder: der Wert als Tracht. (Man muß schon sehr tot sein, um sich so zu kostümieren.) Würde rechtfertigt die Feigheit der Sprache. Sie verhindert alle lebensgefährliche Erkenntnis. Sie leistet angenehmerweise jenen Metaphern Vorschub, durch die die Wahrheit unschädlich gemacht wird. Sie macht aus der Frage „Tot oder lebendig?" einen akademischen Traktat. Sie wirft nackten Tatsachen eine Pelerine über den Leib, wodurch sie soviel an Tatsächlichkeit verlieren, wie sie an Diskutierbarkeit gewinnen. Sie hätte etwa den Ritter Gottfried mit der eisernen Hand, im Augenblick, da

er sich anschickt, dem kaiserlichen Hauptmann das Zitat ausrichten zu lassen, beschwörend am Arm gefaßt: „Psst — sowas kann man auch in der Form sagen, daß der Kaiser von der mißlichen Lage im Ritterstand unterrichtet wird, ohne daß es als Symptom der Zeitverderbnis an die Nachwelt kommt!"

„Takt." Dient den gleichen Zwecken. Entstammt ebenso der Etikette, nicht der politischen Wirklichkeit. Der Demokrat, Galaportier vor dem Haus der Freiheit — vor dem er ursprünglich darauf achtete, daß keiner hineindringe, während er jetzt darauf sieht, daß keiner herauskommt — ist zugleich in deren Gefängnissen der Zeremonienmeister. Also Takt. Mit solchen huschenden, gravitätischen Begriffen verhütet man den Ansturm des Wahren. Hat nicht unlängst erst ein sehr geschätzter Demokratenführer, als die verleumderische Nationalistenhetze auf den Pazifisten Basch lósprasselte, von diesem gesagt: ja, man müsse allerdings zugeben, der Professor Basch sei nicht die geeignete Persönlichkeit für Völkerverständigung, denn „er entbehrt des Taktes"... Takt — was ist das? Offenbar: einem Gegner so zu Leib zu rücken, daß er es nicht zu spüren braucht.

„Sachlichkeit." Hoppla, das wird vermutlich meine eigne Schlinge. Was hier steht, von Zeile 1 bis x, ist unsachlich. Sachlichkeit nämlich bedeutet: sich auf den Köder der Sache locken zu lassen, welche der andre sieht. Etwas mit allen Defekten, Bösartigkeiten, Borniertheiten, Unmöglichkeiten als das Konkrete und Wesentliche anzusehen, weil es nun einmal das Gegebene ist. Sachlichkeit ist also der akzeptierte Horizont, die akzeptierte Terminologie des Gegners. Schimpfen, sagt man, ist unsachlich, selbst wenn der bloße Hall davon einen ganzen Begriffshaufen widerlegt. Kurz gesagt: Sachlichkeit, das ist der Ordnungsruf vom Sinn einer Sache weg zu ihrer Materie. Oh, in dieser Luft von Sachlichkeit fühlt sich der Demokrat pudelwohl. Da ist die Welt mit lauter Gesetzen, Paragraphen, Entwürfen vernagelt und kann nicht aus dem Leim gehen. Da hat man Boden, auch wenn man keinen Grund hat. Und es gibt kein Entrinnen mehr aus ihrem gläsernen Gehäuse in die weite, freie Wirklichkeit...

Und nun die „Verantwortung." Das große General- und Universalwort. Es sollte ein Mittel geübt werden, seine fahrlässige Anwendung zu bestrafen: dadurch nämlich, daß man ein wirkliches Unterpfand dafür nimmt und so seinen Sinn einfordert. Sagt zum Beispiel ein Oberstaatsanwalt, der einen Mann wegen Mordes köpfen läßt: „Ich nehme dafür die Verantwortung auf mich," die praktische Lesart müßte sein: „Ich lasse mich, wenn er unschuldig ist, selber köpfen" — und dann: hin zum Schafott! Ruft ein Parteiführer: „Wir tragen für die Folge dieses Gesetzes die Verantwortung!" — auf eine Proskriptionsliste mit ihm, für den Fall, daß das Gesetz schlecht war! Sonst ist alles nur hochtönendes Gerede. Der Verantwortungsfex leistet seine Haftung ja in der Regel einer Instanz, vor der er nie persönlich zu erscheinen braucht: der Nachwelt. Er will sagen: Ich kann mit meinem Blut, meinen Ner-

ven, meinem Verstand, meinen Ängsten nicht verantworten, daß dies oder jenes Neue geschieht und sagt statt dessen: Ich verantworte, daß es nicht geschieht. Weil er zu phantasielos ist, sich den nächsten Tag vorzustellen, verantwortet er die Beibehaltung des gestrigen. Er begreift nicht, daß nur der Mut und nicht die Feigheit das Recht hat, etwas zu verantworten. Doch hat er sich dafür den sittlichen Reim gemacht: Auch im Nichtwollen liegt Mut! Auf den Demokraten übertragen: er deckt seinen lahmen Anteil an der Menschenfreiheit durch die Staatsverantwortung. Hat er einmal aus Verantwortung Freiheiten erweitert? Nein, aber um sie einzuengen, springt ihm gleich dieses undefinierbare, hohlhallende Wort bei. Einer ihrer Besten, der verdienstvolle Minister Becker, hat kürzlich sogar auf einer Tagung der Pressa entdeckt, daß die Freiheit der Feuilletonisten eingeschränkt werden müsse: ja, im Feuilletonteil der Blätter herrsche nämlich „unbeschränkter Individualismus", eine „Atomisierung" sozusagen — das schmeckt, was? da wischt sich der geistige Bürger nur so den Mund ab?! — und dieser Zersplitterung des Gemeinwillens könne nur gesteuert werden — wodurch? Stimmt: durch „kollektive Verantwortlichkeit". Da die Verantwortung aber die böse Eigenschaft hat, entweder von selber empfunden zu werden oder überhaupt nicht, was soll mit den Feuilletonisten geschehen? Sie müssen künftig vom Staat zur gütigen Unterlassung allzu individueller Ausbrüche und Gedankengänge verhalten werden. Sagt — der Demokrat. Daß der Sinn des Feuilletonteils, sofern er überhaupt Sinn hat, nur in der Anarchie liegt, die innerhalb seiner Grenzen im Gegensatz zum Obern-Strich-Rayon herrscht, daß im Wettbewerb der Feuilletonisten derjenige der beste ist, der die eigenste und freieste, sagen wir ruhig: verantwortungsloseste Welt denkt, das kommt ihm nicht bei. Also Ihr Kerrs und Polgars: Aufgepaßt! Man wird Euch das Atomisieren schon abgewöhnen. Eure Einfälle werden demnächst, damit sie nicht etwa den zersetzenden Tendenzen des Anarchismus und Bolschewismus in die Hand spielen, von einer demokratischen Staatspolizei eskortiert, den zugewiesenen Weg gehen!

Die Demokraten wundern sich.

Ich aber, ihr Verhältnis zu Unbill und Freiheit des deutschen Menschen betrachtend, sehe sie im Geist mit den andern Fraktionen ins Land Jesu Christi versetzt, als Zeitgenossen der Kreuzigung. Große Abstimmung: die Völkischen verlangen Christi Tod; die Kommunisten den Tod aller andern. Er aber, der Demokrat, erhebt sich von seinem Sitz mit den Worten:

„Wir möchten von dieser Stelle aus die Besorgnisse nicht verhehlen, welche diese Maßregel geeignet ist, grade in bezug auf die Achtung des Menschenlebens in freidenkenden Gemütern auszulösen, wenngleich nach der andern Seite hin gewiß nicht geleugnet werden darf, daß Vorkommnisse gleich den zuletzt miterlebten wohl imstande sein könnten, das Ansehen eines volksbewußten, ordnungswilligen Palästina in den Augen der Umwelt herabzusetzen."

Amnestie von Carl Mertens

In den nationalen Verbänden wird eine Femeumlage erhoben. Fünf Pfennige soll jeder Kamerad für seinen Bruder Kain bezahlen. Versammlungen für Amnestie der Fememörder lösen die Komiteesitzungen der Vaterländischen Gefangenenhilfe ab.

Das Amnestiebegehren der Nationalisten wird damit begründet, daß die Feme auf amtlichen Befehl gearbeitet habe und daß sie geduldet worden sei. Immerhin muß man es den Herren hoch anrechnen, daß sie zwei oder drei Mal auch für Hoelz die Amnestie verlangten. Ihre Enthüllungen über das Wesen der Feme sind überaus interessant.

Dennoch geht ihr Begehren von völlig falschen Voraussetzungen aus.

Es wird festgestellt, daß die Feme schon in Oberschlesien zur Zeit der Insurgentenkämpfe zu Nutz und Frommen des Selbstschutzes erfolgreich gearbeitet habe. Damals wurden verdächtige Personen unter Ausschaltung der Reichsjustiz gleich wegen welcher Delikte zum Tode „verurteilt". Die Leiche wurde photographiert und das Bild vorgesetzten Behörden zum Beweise der Urteilsvollstreckung vorgelegt. In frühern Zeiten hätte man gewiß den Kopf des Delinquenten vorgewiesen. Als der Selbstschutz aufgelöst wurde, legte Geßler „im Einverständnis mit den zivilen Verwaltungsbehörden die Arbeitskommandos, die zugleich als Sammelbecken für die durch die Entlassung der oberschlesischen Freiwilligenverbände wurzellos gewordenen Kräfte dienen konnten," an. Diese Arbeitskommandos waren die Schwarze Reichswehr des Jahres 1923. Geßler selbst erklärt in seiner Femedenkschrift an den Untersuchungsausschuß des Reichstages, daß „im übrigen die Arbeitstruppen allerdings zur Vermeidung eines etwaigen unrichtigen Verdachtes der Entente geheimgehalten wurden, um nicht einen billigen Vorwand zu Maßnahmen gegen uns zu geben und um nicht zur Spionage förmlich einzuladen".

Mit den in Oberschlesien gewonnenen Erfahrungen, vertrauend auf das damals gültige Einverständnis der vorgesetzten Dienststellen, ließ man auch in den Arbeitskommandos die Feme arbeiten. Nur so glaubte man die „zur Vermeidung eines unrichtigen Verdachtes und nicht zur Spionage förmlich einladende" befohlene Geheimhaltung sichern zu können.

Hierauf kann man kaum ein Amnestiebegehren stützen. Es muß vielmehr eine Erweiterung der Anklage auf andre Personen erfolgen, deren Verantwortlichkeit für die Verbrechen der Feme außer Zweifel steht. Ob eine solche Anklageerweiterung im Interesse der vaterländischen Gefangenenhelfer und Fünf-Pfennig-Feme-Umleger tunlich ist, mögen sie sich selbst überlegen.

In der Denkschrift an den Reichspräsidenten „Deutsche Militärpolitik seit 1918" veröffentlichte ich einen Brief des Generalmajors Ludwig, des Chefs der Inspektion für Waffen und Gerät, vom 15. Februar 1921. Darin findet sich im Zu-

sammenhang mit der Geheimhaltung überzähliger Waffen der mystische Satz: „Mit den Kommunisten müßte man natürlich in solchem Falle sehr kurz verfahren. Das wissen Sie vermutlich auch schon." Nun, die Schulz und Genossen scheinen es jedenfalls noch 1923 gewußt zu haben. Es waren robuste Zeiten damals, wie ein zweiter Brief des genannten Generals vom 5. September 1921 zeigt: „Der erste Gedanke war natürlich der der Freude, daß Erzberger hinüber ist. Unsre Damen urteilen dabei auffallenderweise wesentlich schroffer als die Herren." Daß man aber auch kein Damen-Feme-Kränzchen organisiert hat!

Wenn man aber schon amnestieren will, so darf man nicht kleinlich sein.

Die Feme war eine Einrichtung halbamtlichen Charakters, schon weil die Arbeitstrupps diesen Charakter hatten. „Zur Reichswehr standen sie im Angestelltenverhältnis" (Geßler). Die Feme war eine Ausschaltung der Reichsjustiz. Diese Ausschaltung schien im Interesse geheim zu haltender Vorgänge in den Arbeitsgebieten der Reichswehr notwendig. Die Feme konnte der Auffassung sein, daß sie ihre Verbrechen im Interesse der Reichswehr begehen mußte. Diese Auffassung wird in den Femeurteilen (Fall Holz) von den Gerichten anerkannt, in den Urteilen selbst nicht gewertet.

Es wäre also festzustellen, welche Geheimnisse die Feme schützen sollte. Aus der schon zitierten Geßlerdenkschrift geht hervor, daß es sich um Geheimnisse der Waffenlagerung handelt. Also geheime Rüstungen der Reichswehr. Demnach wäre die Feme nichts, als eine Schutzorganisation für die geheime Rüstung der Reichswehr. Ihre Taten wären gewiß dann straffrei, wenn diese geheime Rüstung gesetzlich gewesen wäre.

Eine gesetzliche Rüstung der Reichswehr muß mit den Bestimmungen des Versailler Vertrages übereinstimmen. Sie braucht nicht geheim zu sein. Aus den bis in die letzten Tage hineingehenden Skandalen der Waffenschiebungen und privaten Waffenlager geht hervor, daß jene Rüstung ungesetzlich und darum geheim war. Eine Verurteilung der Feme kann aber nur dann erfolgen, wenn auch diese Ungesetzlichkeiten gesühnt werden. Das Eine ist vom Andern untrennbar.

Man gestatte mir, wieder auf jene Denkschrift an den Reichspräsidenten zurückzugreifen, der ich mein erstes Landesverratsverfahren verdanke. Dort geht aus Briefen, Denkschriften und eidesstattlichen Versicherungen hervor, daß die geheime Rüstung der Reichswehr nicht allein mit dem Verbergen überzähliger Waffen erschöpft war. Zunächst handelt es sich um militärische Beziehungen der Reichswehr zu Rußland. Diese wurden im Jahre 1921 angeknüpft und haben sich wie aus den Jungdo-Denkschriften, der Junkersdenkschrift und dem Scheitern eines Waffentransportschiffes bei Stettin hervorgeht, bis in die letzte Zeit erhalten. Dann aber handelt es sich um geheime Geschäftsunternehmen der Reichswehr. Genannt werden in den Briefen Ludwigs eine Gesellschaft

„Oculus", eine Treuhandgesellschaft, eine „Secura", eine „Gezefi", ein „Geschäft, das keine Motorräder mehr braucht. Dagegen wären später einmal Sauerstoffabschneider (weittragende und möglichst auf Fahrzeugen montiert) erwünscht." Solche Sauerstoffabschneider nennt man im allgemeinen Feuerwerfer.

Mit der Feme mögen diese Dinge nicht unmittelbar in Verbindung stehen. Aber wenn man die Feme nicht abtrennen kann von der Geheimrüstung, die sie zu schützen hatte, dann kann man aus dieser Geheimrüstung ebensowenig einen kleinen Teil herausnehmen. Hier gehört ein System unter Anklage, nicht ein paar Einzelfälle: eine Serie von Verbrechen steht mit diesem System in Verbindung. Vom Mord über die Unterschlagung bis zu Etatsfälschungen.

Wir können dieses System nach dem dafür Verantwortlichen das Geßler-System nennen. Geßlers Nachfolger ist von diesem System energisch abgerückt. Wir nehmen das als Beweis dafür, daß dies „System von Einzelfällen" tatsächlich nicht zu verantworten ist.

Damit kommt man zu einer Serie von Verbrechen, die selbst auch wieder in dem unverantwortlichen und ungesetzlichen Geßlersystem ihre Ursache haben: die Landesverrate. Wenn eine Anzahl Personen durch ihre Gesinnung dazu geführt worden ist, die Geheimnisse der Reichswehr durch Mord zu schützen, so haben wir „Landesverräter" uns durch unsre politische Gesinnung veranlaßt gesehen, dieses System zu bekämpfen. Die Feme schützte mit ungesetzlichen Mitteln ungesetzliches Tun. Die Landesverräter bekämpften mit gesetzlichen Mitteln die Ungesetzlichkeiten. Die Feme wurde angeklagt, als ihre Verbrechen zur Kenntnis der Öffentlichkeit gelangt waren. Die Landesverräter wurden angeklagt, weil sie diese Verbrechen und ihren Zweck zur Kenntnis der Öffentlichkeit brachten.

Der neue deutsche Wehrminister hat versprochen, das System radikal zu beseitigen. Es ist eine Frage politischer Taktik, ob die Beseitigung durch großzügige Vertuschung oder durch völlige Aufklärung bewirkt werden soll. Uns kann es nicht gleichgültig sein, ob man sich für die Dunkelmännertaktik oder die offene Liquidation entschließt.

Wird vertuscht, so wird man diese kalte Amnestie nicht allein auf die Herren der Bendlerstraße ausdehnen dürfen, sondern auch die Feme nicht vergessen können. Wird aufgeklärt, so gehört auf die Anklagebank, neben uns Landesverräter, Herr Geßler und der große Stab von Mitarbeitern, Eingeweihten und Mitschuldigen. Wird vertuscht, dann soll man die Akten „Landesverrat" schleunigst verbrennen. Wird aufgeklärt, dann können die „Landesverräter" bald zu Sachverständigen werden.

Halbe Amnestie und halbe Verurteilung sind ein Unrecht. Dann lieber keine Amnestie und Ausnahmegericht: Wir „Landesverräter" neben die Geßlertrabanten, wir als anklagende Angeklagte, jene ..... armer Geßler.

Der darmstädter Armleuchter von Peter Panter

Als ich noch die Weisheit der Welt in aufgeplatzten Mappen aus der berliner Staatsbibliothek nach Hause trug, war ein Mal auch ein kleines Büchlein dabei: „Schopenhauer als Verbilder" von einem Grafen Keyserling, dessen Name keinerlei andre Assoziationen erweckte, als daß er nicht der feine und große Dichter Eduard von Keyserling war. Ich stak damals bis an den Hals in Schopenhauer, las jede Zeile, die ich auftreiben konnte, jeden Brief, jedes aufgezeichnete Gespräch, und befand mich in jenem glückseligen Stadium, um das gläubige Katholiken so zu beneiden sind: es konnte mir nichts geschehen, denn ich war im Besitz des Schlüssels für alle Rätsel des Lebens. Es war alles so schön einfach...

Da las ich jenen. Ich weiß noch genau, daß ich das kleine Buch am liebsten zerrissen hätte: ein solch fataler Dunst von Überheblichkeit, schludriger Philosophie, Unverständnis und Ignoranz schlug mir entgegen. Ich aß es, spuckte aus und vergaß. Sein Verfasser aber ist inzwischen bei denen, die nicht alle werden, ein berühmter Mann geworden, und der Verlag Niels Kampmann in Heidelberg beehrt sich, vorzuführen: „Graf Hermann Keyserling, Das Spektrum Europas, Ein hochkomischer Weltschlager mit dem Verfasser in der Titelrolle." Wie sagten die Soldaten im Quartier? „Mensch, du bist doch Schriftsteller — steig mal uffn Tisch und mach mal eenen —!" Lasset uns lauschen, liebe Freunde.

*

Bei einem Mann, der sich als Philosophen ausgibt, ist der Stil die Visitenkarte. Er braucht nicht zu glitzern, er kann dunkel schreiben, schwerflüssig ... alles sei ihm zugegeben; spricht der Philosoph aber die Modesprache seiner Zeit, laufen ihm jene fatalen Wendungen glatt aus dem Maul, wie sie von schlechten Journalisten, Klugschnackern und schreibenden Damen gebraucht werden, dann ist ein gewisses Mißtrauen wohl am Platze. Wie schreibt das Spektrum Europas?

„Alle Völker sind natürlich scheußlich." — Dieses Buch „ist, wie mir scheint, wesensverschieden von allen, die ich bisher schuf." (Falsch: Er meint: geschaffen habe.) — „Doch da sich das Leben niemals wiederholt, so hat die wiederhergestellte Einstellung der Tagebuchzeit..." Das hat er von mir; wie es überhaupt von „irgendwie" und „zwangsläufig" und solchen Bonbons wimmelt: „Paris steht und fällt mit seiner rein qualitativen Einstellung"; „Alle Unterschiede erwiesen sich als letzlich auf Einstellungsunterschieden beruhen"; auch sagt der Mann niemals „ich", sondern immer „ich persönlich", wie ja denn niemand seine Persönlichkeit so betont, wie der, der keine hat und keine ist. Diese Sorte Philosophen glaubt wirklich, sie sage etwas Neues, wenn sie statt „Grund": „Seinsgrund" sagt — schade, daß der Verbilder der deutschen Sprache Schopenhauer das nicht noch erlebt hat... sein Kommentar zu so einem Satz: „Von solcher freien Sinngebung hängt ja alles Schicksal ab" wäre von Frankfurt bis Darmstadt deutlich zu

hören gewesen. „Denn der Mensch als Mensch ist ja der Herr der Schöpfung", das sieht jeder Mensch schon rein menschlich wegen der damit zusammenhängenden Menschlichkeit ohne weiteres ein. Auch neue Wörter bildet der Weltreisende: „Aus Rußland stamme ich als emotionelles und temperamentelles Wesen her", eine Sprachmusik, die man mit den Klängen der Temperamentella begleiten sollte. Die übertönte dann wenigstens die falschen Noten Keyserlingscher Grammatik. „Man prophezeit den Niedergang Frankreichs von wegen seiner Rentnerspychologie", nehm Sie doch einen Schürm, von wejen den Rejen, Herr! Mit dieser Grammatik und diesem Stil ausgerüstet begibt sich der Weise auf die philosophische Wanderschaft.

Es werden die Völker Europas nachgesehen, ob sie den Keyserlingschen Forderungen genügen, und es muß gesagt werden, daß da zahlreiche Schüler das Ziel der Klasse nicht erreichen werden. Wird auch hier und da ein Lob ausgeteilt: „Aber wie geht es im Innern voran!", so wird doch andrerseits streng gefragt: „Was soll aus den Griechen nun in Zukunft werden?" — die Griechen das hören, raus aus Athen und sich scheu in den Peloponnes verkriechen: das ist das Werk einer Sekunde.

Der Mann hat viele Reisen gemacht und viele Länder gesehen. Er ist nicht blind, er hat nur eine facettierte Brille auf der Nase, auch steht er sich selbst heftig im Wege, und das ist in diesem Fall kein schönes Hindernis. Sein Start ist nicht schlecht: Russe und nicht ganz Russe ... er wäre schon prädisponiert, Europa zu erkennen und es uns zu erklären. Aber mit welcher Leichtfertigkeit macht er das, wie oberflächlich, mit welch peinlicher Fixigkeit!

„Man erinnere sich der Szene, als beim Untergang des Titanic alle Frauen und Kinder in die Rettungsboote gesetzt wurden und die Männer gelassen beim Gesange des Chorals Nearer, my God, to Thee, in die Tiefe sanken." War er dabei? Dann soll er wenigstens fleißig Literatur lesen; es gibt wesentlich andre Schilderungen dieses Vorgangs. Solche Fehler machen mißtrauisch, und er rechtfertigt das Mißtrauen. Von Frankreich: „Der wunderbare französische Sinn für Maß und Einklang wird ihm früh oder spät auch seine heutige reaktionäre Phase überwinden helfen." Nun ist das objektiv falsch: Frankreich befindet sich, an französischen Verhältnissen gemessen, in keiner reaktionären Phase; das Land ist eine plutokratische Republik, und der Sinn für Maß und Einklang bewährt sich hier alle Tage. Wie soll davon freilich einer etwas wissen, der folgenden Satz über die Schreibmaschine bekommt: „Nur Deutsche konnten vom Wunder der Rentenmark begnadet werden; es waren eben alle auf Grund der Idee des Goldwerts bereit, alles Vermögen auf einmal zu opfern." Ich weiß nicht, auf welcher ausländischen Bank Hermann Keyserling im Jahre 1923 sein Geld deponiert hatte; seine Unwissenheit und Gemeinheit halten sich hier jedenfalls die Wage. Wer war damals bereit, sein Vermögen zu opfern? Es war ja gar keines da! die Leute in den Städten hatten ja nichts mehr, als

die Deflation kam, und der verbrecherische Staatsbetrug, auf dem Rücken der getäuschten Steuerzahler die auswärtigen Gläubiger im Konkursverfahren zu schädigen, hat die tobsüchtigste, die roheste Zeit der Selbsterhaltung heraufgeführt, an die wir voller Schrecken nur deshalb nicht mehr denken, weil wir nicht mehr an sie denken wollen. Fehler, Seite für Seite: „Das klassische Weimar... bedeutet heute schon für Deutschland Ähnliches, was das klassische Athen der Menschheit bedeuten würde, wenn es erhalten wäre, und wird der ganzen Menschheit sehr bald Ähnliches bedeuten." In welchen Ländern hat der Philosoph Spuren für diese Entwicklung sehen können? Tatsächlich schwindet der Kern Weimar leider immer mehr aus dem deutschen Volkskörper, und an einer der wenigen vernünftigen Stellen dieses Geschwätzes findet sich der gescheite Satz: „Der Urtypus des Deutschen ist schon lange nicht mehr Siegfried, sondern, in modernem Bilde, Stresemann", ein Satz, den man durchaus ohne Ironie lesen sollte. Wo hat jener seine Augen?

Wahrscheinlich hinter einem unsichtbaren Monokel. Wir sind hier keine Adelfresser, aber über den Adel stehen geradezu alberne Dinge in diesem Buch. Weiß dieser Europäer nicht, was der Adel im Kriege getrieben hat? Er weiß über den Adel so wenig wie über den Bolschewismus, dem er, zur Abwechslung, vorwirft, seine Welt entbehre jeder Gefühlskomponente, ganz im Gegensatz zu den „tüchtigen Kaufleuten", die uns erzählen, mit Sentimentalität und Pathos könne man keinen Staat aufbauen... es ist nicht leicht im menschlichen Leben. „Während der Weltrevolution hat der Adel überall seinen Ruin weit besser überstanden als der Bürger." Vor allem in Deutschland, das seinen Adel füttert, statt ihn vom Trog zu stoßen, und ich kann mir denken, wie die fein empfindenden Philosophen der Schule der Weisheit zusammenzucken, wenn ihnen jemand so etwas einwendet. Ihr Mangel an sozialem Verstand ist vollkommen.

Dieser lebensferne Plauderer, der eine Handbreit über dem ordinären Boden schwebt, auf dem Menschen ackern, schwitzen, jammern, stöhnen und einander quälen, fällt schiefe Urteile und halbrichtige, die ja gefährlicher sind als falsche — der Mann hat unendlich viel gelesen, weiß sehr vieles und weiß nichts, weil er nichts ist. Welch ein Philosoph!

Nach dreißig Jahren Freud: „Das Primitive bestimmt, doch im Bewußtsein herrschen andere Motive vor. Dies ist die wirkliche Ordnung, und die meisten Mißbegriffe der Freudschen Psychoanalyse beruhen darauf, daß sie diese natürliche Ordnung umzukehren versucht." Kann der Mann nicht lesen? Er kann nur schwätzen: sie müssen ihn mit einer Grammophonnadel geimpft haben. Dieser Plauderer, der sicherlich in seinem Leben noch nicht geschwiegen hat, macht den Eindruck eines unermüdlichen Redners, eines, der auf jeden Einwand ein neues endloses Geschwafel losläßt, was — von ihm an dem „unaufhörlichen und uferlosen Strom von Geschwätz in den amerikanischen Zeitungen" exemplifiziert — ein Zeichen von lebhaftem Temperament darstellt.

Das lebhafte Temperament versteht alles, aber fast alles falsch. Er erzählt von der modernen Frau und wirft ihr „Zerstörung allen Liebreizes durch Wind, Wetter und Sonnenbrand" vor, und er hat vor allem die seit Spengler vielgetragene Unart angenommen, Dinge, die nichts miteinander zu tun haben, um einer Theorie willen gleichzuordnen. „Alles große Deutschtum war denn tatsächlich Bekennertum in irgendeinem Sinn... Luthers ‚Hier stehe ich, ich kann nicht anders' war Bekennertum; so ist es aber auch der Exhibitionismus deutscher Hochzeitsreisender." Abgesehen davon, daß die heute in dieser Witzblattform nicht mehr bestehenden schlechten Manieren deutscher Reisepärchen gar kein Bekennertum gewesen sind: Philosophie ist demnach die Lösung der Frage: „Wie kommt das zu dem —?", und er sagt es uns, und er weiß es immer. Vermanscht werden seine Irrtümer stets mit jener verblasenen Terminologie, die jede Ausrede gestattet. „Die eigentliche Geschichte des Ostens Westeuropas hat ungefähr um tausend Jahre später begonnen als die seines Westens." Wollte jemand mit dem Finger aufzeigen, so würde der Klassenlehrer ein nimmer endendes Gerede über den Sinn des Wortes „Geschichte" loslassen; behalten wir also den Finger lieber unten. Nichts stimmt; alles ist halb; alles ist angelesen, schlecht angelesen, unsorgfältig angelesen. „Ist die Psychologie der Massen so viel primitiver als die jedes einzelnen, so ist das sehr einfach daraus zu erklären, daß in der Masse nur die empirisch-psychologischen Elemente, also die bloßen Ausdrucksmittel des Metaphysischen, das eigentlich Menschliche, zum Ausdruck kommen." Sehr einfach. Nun sagt „das eigentlich Menschliche" überhaupt nichts, das Wort ist ebenso leer und nichtssagend wie „das Sein", und Keyserling braucht nichts von der Reflexologie Bechterews zu wissen, der ich für meinen Teil nicht folgen kann... „die Psychologie der Massen" gibt es in dieser Form überhaupt nicht, und der Klassenlehrer ist schlecht präpariert, weil er sich nicht die Mühe genommen hat, zu lernen, daß Massenpsychologie aus jenen noch ungeklärten und unerforschten Spannungen zwischen den Individuen besteht.

Statt dessen verknüpft der Inhaber der philosophischen Plato-Bar lose Einzelheiten, mixt ein paar vage Behauptungen in einem nicht sehr reinlichen Becher und serviert mit dem Wort „Also habe ich erklärt"... Prost.

Der Bursche arbeitet vor allem mit einem Trick. Er will imponieren. Der Leser soll sich hinter einer bestimmten Art Sätze, die etwa alle zehn Seiten wiederkehren, sagen: „Donnerwetter, ist das ein Kerl!" (Herr Grünlich in den Buddenbrooks: „Ja, ich bewohne im Hotel meine zwei Zimmer..." — „Zwei Zimmer!" dachte die Konsulin, und das war es auch, was sie sich nach der Absicht des Herrn Grünlich denken sollte.) Da kriegt es zunächst der Untertan im deutschen Leser. „Manche werden vielleicht zu schwerfällig sein..." Denn er ist es nicht; er ist leicht, gefällig, und immer up to date. „Während der wilhelminischen Ära war ich für Deutschland extremer Demokrat. (Man beachte den Schluderstil!) Wie ich aber bei Ausbruch der deutschen Revolution in Berlin weilte, wie (er meint: als)

ein bisher traditionalistischer Bekannter nach dem andern über Nacht Sozialist wurde, und ich gefragt ward, wie ichs jetzt zu halten gedächte, da erwiderte ich: von jetzt ab setze ich auf Aristokratie." Ein fauler Tip, sagen wir: 880 : 1. Man hat von Harden fälschlicherweise gesagt, er habe immer das Gegenteil von dem geschrieben, was alle gesagt hätten: dieser scheint sich nur durch solche Kinderei von der Masse abheben zu können. Eine Warenhauseleganz.

Der sorgfältig angeseilte Alpinist auf dem Kreuzberg schwitzt vor Eifer, um nur ja dem Leser zu imponieren. „Doch nicht das Russische melancholischer Artung, das der grenzenlosen, braunen Ebene oder der blauen Ferne entspricht mir, sondern eben das Dionysische, dessen berufene Kinder die Zigeuner sind. Es ist ein sehr Merkwürdiges um dieses Wandervolk. Seine Harmonik und Melodik sind indisch; so mancher heilige Gesang, den ich in Indien vernahm..." Also das macht Ewers nun viel besser, aber schließlich müssen ja die Reisespesen herauskommen. Da ist auch jenes uralte Kartenkunststück, sich in eine historische Reihe zu stellen, denn Größen färben unmerklich ab, treten über die Ränder ... „Handele es sich um Harnack oder Patkul, Alexander von Oettingen (der müßte dich gekannt haben, Hermann!) oder Karl Ernst von Baer, den Chirurgen Werner Zoege von Manteuffel, den letzten Estländer des traditionellen großen Formats, Alexander Keyserling, meinen Großvater, den Mongolenhäuptling Ungern-Sternberg oder mich ...'" Alles in Ordnung. Immer drängt er sich vor; immer deutet er an, was er für ein Stern erster Ordnung sei, stets deutet er an sich herum, aber wir wollen das gar nicht hören, denn so interessant ist er nicht. Ich glaube aber, herausgefunden zu haben, wie er das macht — er macht es mit der unsichtbaren, vorher berechneten Klammer. Ich will das einmal zeigen.

„Wie ich kaum vom Vortragspult im festlich geschmückten Saal des Stockholmer Grand-Hotels, den die erste Gesellschaft Schwedens, Hof, Regierung, Geburts- und Geistesadel füllte, abgetreten war —" (Donnerlittchen! Richtig im Hotel? Vor einem hohen Adel? Und vor der schwedischen Regierung? Vor dem ... vor dem König auch? Das macht Spaß, so einen vornehmen und berühmten Autor zu lesen. Weiter!) — „vernahm ich Lautenklänge." (Interessant, so eine Reise.) „Als ich mich umwandte, sang schon ein Bänkelsänger ein lustig Lied. Ein deutscher Freund brauste auf: wir sollten fortgehen — (um Gotteswillen, Herr Keyserling, Sie werden sich doch nicht hinreißen lassen!) — das sei doch unerhört nach einem so tiefernsten Vortrag. (Tief-ernst war der Vortrag! Ja, ja — die Philosophie — ich würde das nie können —) — Ich erwiderte, wir kennten die Landessitten nicht; mißfielen sie uns, so hätten wir nicht kommen dürfen. (Sehr vernünftig.) ... Beim Souper fügte ich mich dann selbst in den mir neuen Rahmen ein. Ganz furchtbar ernste Reden waren auf mich gehalten (Direkt auf Ihnen? Ach, muß Ruhm schön sein!) — vielmehr bedächtig von Maschinenschrift-Vorlagen abgelesen worden. Da schlug ich eine andere Tonart an, indem ich zunächst die Schlußszene von

Platons Gastmahl evozierte — (Ohne Maschinenschrift-Vorlage? Unmittelbar aus dem Kopf? Toll. Ich, Leser, habe keine Ahnung, was da in der Schlußszene steht — aber sowas Griechisches und Antikes — bravo!) — wo Sokrates und Aristophanes als letzte unter den Zechern den Morgen wach erwarteten... Damit war aller Bann gebrochen." (Weiter, weiter! Und der König? Und die Königin? Waren die auch da? Nein, wie hinteressant —!) ... Ich entsinne mich phantastischer Szenen in einem alten Kellerlokal, wo, als wir bei Wachskerzenbeleuchtung (Famos. Wie bei Reinhardt) — zur Begleitung Bellmanscher Balladen zechten (das Wasser läuft mir in der Luftröhre zusammen), ein Gast einmal, zerschlagenem Geschirre folgend, vom Obergeschoß köpflings über die Stiege vor unsere Füße stürzte — (In solchen Gefahren haben Sie geschwoben? Das ist ein feines Buch! Weiter!) — ich weiß nicht mehr, ob lebend oder tot, Notiz nahm keiner von ihm." Ein alter Wikinger, der sich oft mit Persern stach. Kasimir Keyserling ist der vollendete Handhaber der Imponier-Klammer.

In diesem Menu, wo es Zuckerrüben-Marmelade und viele Bouletten auf Gänseleber-Art gibt, stehen, wie es denn nicht anders sein kann, auch kluge und richtige Sätze. Es sind nicht so viele, als daß der Verleger sie in Leinen hätte binden können — aber ein paar sinds schon. So die gescheite Bemerkung: „Und ist es jüngst weniger der Unteroffizier als der Sparkassenbeamte, der zum Reichskanzlerposten für prädestiniert gilt, so ist das kaum ein Vorzug zu heißen." Sowie: „Keine Sache ist wirklich ernst zu nehmen, nur der lebende Mensch ist es", und dann gibt es da eine wirklich echte, saubere und kluge Schilderung seiner Rückkehr nach Estland: „Ich war als Gespenst heimgekehrt", sagt er, und es gehört für einen Balten sehr viel Mut dazu, dergleichen hinzuschreiben. An einer einzigen Stelle bringt er sogar so etwas wie Selbstironie für die Schule der Weisheit auf. Im ganzen aber schwimmt er wie ein Kork auf den Wogen des Geschmuses.

Was ist das nun —?

Es ist eine weitverbreitete, es ist die typische Literatur des Singular: jene Weltbeschreibung, die sich der Lächerlichkeit solcher Urteile wie: „Die Einwohner dieser Stadt haben rote Haare und stottern" wohl bewußt ist, und die deshalb denselben Unfug im Singular sagt, Typen erfindend und Paradigmata bauend, Puppen leimend und mit Schießbudenfiguren hantierend, und alles schief und krumm und falsch. „Der Reiche" und „der Amerikaner" und „der faustische Mensch" und „der katholische Jüngling" und so in infinitum. Es stimmt alles nur halb; nichts ist ganz richtig, nichts sitzt, nichts ist wirklich gearbeitet. Oben auf dem Kuchen erglänzen die Superlative, die Nietzsche in die Literatur eingeführt hat ... Der philosophische Papagei schnarrt und schreit und sagt seins auf. Lasset uns diesen Vogel zudecken.

Es wirkt aber. Die Deutschen und solche, die es werden wollen, lassen sich imponieren, der Mann hat Zulauf, die Konditenbäckerei ist schön voll, und alle schmatzen beim Essen.

Welche kaum vorstellbaren Blasen eines mäßig fundierten Größenwahns der Erfolg bei Keyserling im tiefsten Seinsgrund zwangsläufig irgendwie ausgelöst hat, das wollen wir — rein menschlich — in acht Tagen betrachten.

„I. G. Wissenschaft" von S. Alher

Auch im wissenschaftlichen Leben Deutschlands macht sich der für das gesamte Wirtschaftsleben so charakteristische Zug zur Vertrustung deutlich bemerkbar. Die „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft", aus der Not der Nachkriegszeit geboren, hat sich zu einem ebensolchen Machtfaktor auf wissenschaftlichem Gebiete entwickelt wie ihre große industrielle Schwester, die I. G. Farben. Es erscheint daher notwendig, sich mit der „I. G. Wissenschaft" (diese Bezeichnung charakterisiert besser ihren heutigen Einfluß und ihre Bedeutung als der Titel Notgemeinschaft), diesem „Oktopus" des geistigen Lebens Deutschlands, näher zu befassen.

Als ihre Gründung im Jahre 1920 erfolgte, wurden in ihr fast alle deutschen wissenschaftlichen Körperschaften, und zwar alle deutschen Akademien, Universitäten, technischen, landwirtschaftlichen, tierärztlichen, forstlichen Hochschulen und Bergakademien, ferner die Kaiser-Wilhelmgesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, die Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte und der deutsche Verband technisch wissenschaftlicher Vereine zusammengeschlossen, um „die der deutschen wissenschaftlichen Forschung durch die gegenwärtige wirtschaftliche Notlage erwachsene Gefahr völligen Zusammenbruchs abzuwenden". Schon aus den Mitgliedern ersieht man, welch ungeheure Durchschlagskraft auf wissenschaftlichem Gebiete dieser Notgemeinschaft innewohnt. Eine Kraft, die durch das gemeinsame materielle Interesse geschaffen ist. Besagt doch der § 1 der Statuten, „daß die Notgemeinschaft die ihr von öffentlicher und privater Seite zufließenden Mittel in der dem gesamten Interesse der deutschen Forschung förderlichsten Weise verwenden und durch die in ihrem Kreise vertretene Fachkunde und Erfahrung zur Erhaltung der lebensnotwendigen Grundlagen der deutschen Wissenschaft wirken will".

Wer sind nun die Geldgeber der Notgemeinschaft? Den festen Grundstock bildet die bisher alljährlich bewilligte finanzielle Hilfe des Reiches. Neben der Reichshilfe, die im letzten Berichtsjahr 1926/27 4 728 000 Mark betrug, wurden der Notgemeinschaft Mittel aus deutschen Wirtschaftskreisen und dem Auslande zur Verfügung gestellt. Über die Höhe dieser Mittel läßt der Bericht der Notgemeinschaft nichts verlauten. Es heißt nur: „Wie im vorigen, sind der Notgemeinschaft auch im letzten Berichtsjahr wieder nicht unerhebliche Mittel aus den deutschen Wirtschaftskreisen und auch aus dem Ausland zugeflossen. Sie bilden eine wertvolle Ergänzung der Hilfsmittel der Notgemeinschaft auf verschiedenen Gebieten. Hervorzuheben ist hier besonders die Zuwendung aus dem Stifterverbande der Notgemeinschaft, die mit

100 000 Reichsmark der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses diente und die inzwischen im alten Betrage erneuerte Zuwendung für den Elektrophysikausschuß, der diesmal von der General Electric Company und den beteiligten beiden deutschen Großfirmen je halbteilig übernommen wurden." Wer ist dieser Stifterverband der Notgemeinschaft, der hier so großzügig der deutschen Wissenschaft beispringt? Es genügt wohl, wenn wir feststellen, daß der Vorsitzende Dr. h. c. C. F. von Siemens und der erste stellvertretende Vorsitzende der Herr Kollege von der I. G. Farben, Geheimer Regierungsrat Professor Doktor Duisberg, ist. Wir sehen also, die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft verfügt auch über die gesunde finanzielle Basis. Mens sana in corpore sano.

Allerdings berührt es sonderbar, daß im Geschäftsbericht der Notgemeinschaft so gar nicht die Höhe der vorhandenen Mittel angeführt wird, der kaufmännisch erzieherische Einfluß der Herren vom Stifterverband scheint sich schon soweit durchgesetzt zu haben, daß man die Höhe der vorhandenen Mittel den Außenstehenden vorenthält. Es ist aber ein offenes Geheimnis, daß diese ganz gewaltig sind und ihr Einfluß auf das gesamte deutsche Geistesleben bereits offenkundig zutage tritt.

In welcher Form äußert sich dieser Einfluß? Die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft versorgt einerseits sämtliche wissenschaftlichen Bibliotheken mit ausländischen Zeitschriften, andrerseits ist sie der Mittelpunkt für die Beschaffung sämtlicher im Ausland erschienenen wissenschaftlichen Standardwerke. Dies in Verbindung mit ihren Auslandsbeziehungen ermöglicht ihr nötigenfalls, Druck auf die verschiedenen Bibliotheken und durch diese auf die verschiedensten Körperschaften auszuüben. Aber auch der einzelne Forscher unterliegt ihrem Einfluß. Sie hat ihn ganz in der Hand, denn sie vergibt die Forschungsstipendien, sie entscheidet über die Gewährung von finanziellen Beihilfen für Reisezwecke, sie ist vor allem der führende Faktor im wissenschaftlichen Verlagswesen.

Die Situation im deutschen Verlagswesen ist so, daß ohne Subvention seitens der Notgemeinschaft kein wissenschaftliches Werk gedruckt werden kann, ausgenommen der Autor verfüge selbst über große finanzielle Mittel. Dies wird im Geschäftsbericht ganz brutal erklärt: „Aus den vorangegangenen Ausführungen wird ohne weiteres verständlich, daß es bei der wirtschaftlichen Lage des wissenschaftlichen Verlagsbuchhandels dem wissenschaftlichen Autor, besonders wenn seine Tätigkeit nicht den praktischen Wissenschaften, Medizin, Naturwissenschaft und Jurisprudenz, gewidmet ist, sondern auf geistig wissenschaftlichem Gebiet liegt, immer schwerer wird, seine literarischen, wissenschaftlichen Arbeiten bei einer Verlagsanstalt unterzubringen. In vielen Fällen bleibt ihm nur als letzte und einzige Aussicht, die Hilfe der Notgemeinschaft in Anspruch zu nehmen." Dieser Zustand ist in den ökonomischen Verhältnissen begründet. Vor allem haben sich die Gestehungskosten

für das wissenschaftliche Buch ungefähr verdoppelt, wogegen sich der Kreis der Abnehmer stark vermindert hat. Dabei bedeutet, wie der Bericht der Notgemeinschaft ganz richtig anführt, „die Veröffentlichung besonders für den jüngern Gelehrten die einzige Möglichkeit, die Aufmerksamkeit seiner Fachgenossen auf sich zu ziehen und in dem Wettbewerb aller sich auszuzeichnen." Kurz gesagt, der junge Gelehrte muß, um sich in der wissenschaftlichen Welt durchsetzen zu können, seine Arbeiten veröffentlichen und um seine Arbeiten veröffentlichen zu können, braucht er, wenn er nicht in der Auswahl seiner Eltern vorsichtig gewesen ist, die Hilfe der Notgemeinschaft. Wie der Geschäftsbericht offen ausspricht, „konnte in jedem Falle, wo Druckzuschuß gewährt wurde, nachgewiesen werden, daß, falls Druckzuschuß nicht gewährt worden wäre, das Werk entweder gar nicht oder doch mit einem erheblich höhern Ladenpreis veröffentlicht worden wäre."

Wie wird nun bei Anträgen auf Druckunterstützung vorgegangen? Die Anträge haben von den Verfassern oder Herausgebern auszugehen und haben den Inhalt der Arbeit, den Umfang, den in Aussicht genommenen Verleger sowie die Höhe des Druckzuschusses zu enthalten. Der Präsident der Notgemeinschaft hat das Recht, in besondern Fällen Entscheidungen selbst zu treffen, für gewöhnlich aber werden alle Anträge dem zuständigen wissenschaftlichen Fachausschuß zur Begutachtung vorgelegt und sobald der wissenschaftliche Fachausschuß sich geäußert hat, wird die Entscheidung seitens des Hauptausschusses der Notgemeinschaft getroffen. Unter den Regeln für die Behandlung der Anträge ist es besonders der Punkt 6 „eine Begründung der Entscheidung der Notgemeinschaft erfolgt nicht, ebensowenig eine Auskunft über die bei der Beurteilung der Anträge beteiligten wissenschaftlichen Gutachter", der klar erkennen läßt, welch Druck ausgeübt wird. In den wissenschaftlichen Ausschüssen, im Präsidium und im Hauptausschuß regieren die Ordinarii der Hochschulen Deutschlands und es ist daher ganz ausgeschlossen, irgendein Werk erscheinen zu lassen, das ihnen nicht genehm ist, das der offiziellen Wissenschaft unbequem ist.

Wie ist nun dieser Trust organisiert; diese Herrschaft über den Geist? Den Stifterverband haben wir bereits kennen gelernt. Das Präsidium setzt sich zusammen aus dem Staatsminister Doktor Schmidt-Ott als Präsidenten, dem Geheimen Rat Professor Doktor von Dyck, München, als erstem, und Geheimen Regierungsrat Professor Doktor Haber, als zweitem Stellvertreter, sowie aus dem Vorsitzenden des Hauptausschusses, Wirklichem Geheimen Rat Professor D. Dr. von Harnack. Der Hauptausschuß enthält elf Mitglieder und elf Stellvertreter. Hinzu kommen als parlamentarische Mitglieder Herr Doktor Hilferding, ferner Professor Hoetzsch und Prälat D. Dr. Schreiber. Sie alle zusammen bilden den Aufsichtsrat der Gesellschaft.

Auf Qualität, nicht Quantität kommt es an. Und die Notgemeinschaft ist streng. Stellt sie doch in ihrem Geschäftsbericht fest, daß noch immer eine Überproduktion wissen-

schaftlicher Literatur vorhanden ist und zitiert zum Beweis einen führenden deutschen Verlagsbuchhändler, den Hofrat Arthur Meiner. Der weiß auch eine Abhilfe: „es dürfen nicht zuviel Konkurrenzbücher verlegt werden. Wenn schon fünf Lehrbücher der Gynäkologie vorhanden sind, müssen die übrigen Gynäkologen, die sich dazu berufen glauben, auf die Abfassung eines sechsten Buches verzichten." Es ist nun interessant, festzustellen, inwieweit die Notgemeinschaft, die sich mit diesem Ausspruch indentifiziert, und die, wie sie selbst erwähnt, „Zuschüsse nur gewähren konnte, wo das Erfordernis gewissenhaftester Prüfung standhielt", ihre Theorien in die Praxis umsetzte.

Da entdecken wir bei einer flüchtigen Durchsicht folgende hochinteressanten Publikationen: Herr Professor Grabmann in München veröffentlicht „Abhandlungen zur Geschichte der Scholastik und Mystik des Mittelalters" (sicherlich ein bisher noch nie behandeltes Thema), wogegen Doktor Karl Weiß in Passau „die evangelische Parabel von den Arbeitern im Weinberg" zum Ziel seiner Untersuchungen macht. Professor Adolf Stoll schreibt über den „jungen Savigny", Doktor Herbert Schönebaum über den „jungen Pestalozzi", ebenfalls Neuland, das dringend einer Erschließung bedurfte. Herr Privatdozent Professor Hatzfeld behandelt den „Don Quijote des Cervantes als stilistisches Kunstwerk", wogegen Herr Professor Hermann Schmitz uns ein „Gesetz der Stadt Olbia zum Schutz des Silbergeldes" darbietet, was sicherlich bei unsern komplizierten valutarischen Verhältnissen von großem Interesse ist. Professor Doktor Albert Brackmann findet, daß über „Papsttum und Kaisertum im Mittelalter" bis jetzt fast nichts geschrieben wurde, wogegen Wilhelm Karl Prinz von Isenburg uns „Zeit und Leben des Grafen Volrat zu Solms-Rödelheim um 1800 näherbringt. Herr Dr.-Ing. Max Hasak findet, daß das „Münster von Straßburg" noch nicht genügend gewürdigt wurde, wogegen Professor Doktor Alfred Hölscher uns Neues über die „Kaiserpfalz in Goslar" dringend berichten muß. Damit aber auch die preußische Armee in der Reihe der Publikationen würdig vertreten ist, erscheint von Herrn Generalmajor a. D. Kurt Jany „die Geschichte des preußischen Heeres bis 1807". (Was später kam, war von Übel.) Einzig Herr Professor D. Dr. Georg Schreiber hat wirklich die Aufgaben der Notgemeinschaft klar erkannt. Er schreibt einfach und schlicht über „die deutsche Medizin und die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaften".

Geheimer Regierungsrat Professor Sickenberger plant die Herausgabe eines Werkes „Leben Jesu", und da muß natürlich sein Aufenthalt in Palästina finanziert werden. Ebenso wichtig sind die Archivforschungen in Innsbruck und Trient des Herrn Privatdozenten lic. theol. Schmidt, Göttingen, über den Kardinal Christoph von Madrutsch. Herr Professor Häring, Tübingen, kann sich nur in Finnland über gegenwärtige philosophische Strömungen informieren, wogegen Doktor Herxheimer, Berlin, nur in Davos die nötigen Aufklärungen über die Einflüsse des Trainings im Hochgebirge auf den Sauerstoff-

verbrauch erhalten kann. Professor Sarre, Berlin, wird hoffentlich von seiner Forschungsreise nach Nordamerika die notwendigen Unterlagen zur Vorbereitung seines Werkes über orientalische Teppiche mitbringen, wogegen Professor Doktor Sölch nach Großbritannien reist, da ja nur ein deutscher Gelehrter die länderkundliche Darstellung dieses Landes geben kann. Großzügig ist Herr Professor Hildebrandt, Stuttgart, der einfach „verschiedene Reisen" zur Fertigstellung seines Werkes „Die Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts" macht, wogegen der Professor Eduard Meyer einfach „zwecks Forschungen" in Ägypten, Palästina, Syrien, Kleinasien und Griechenland reist.

Ein besonderes Kapitel sind die von der Notgemeinschaft gewährten Forschungsstipendien. Ist doch, wie es so schön im Geschäftsbericht der Notgemeinschaft heißt, „die Sicherung einer wirtschaftlichen Existenz für den jungen Gelehrten nach wie vor eine ihrer wichtigsten und notwendigsten Aufgaben." Leider muß sich der Geschäftsbericht über Mangel an tüchtigem Nachwuchs in einzelnen Disziplinen beklagen, da „wiederholt die Erfahrung gemacht wurde, daß für die Bearbeitung einer in einem Wissenschaftszweige sich neu ergebenden Aufgabe durch einen jungen Forscher — wenn überhaupt — nur eine Persönlichkeit als in Betracht kommend von den Fachvertretern bezeichnet wurde, die zudem noch an andrer Stelle als dringend benötigt angesehen wurde." Wie denn auch anders! Nicht jeder ist geeignet, ein Thema wie „die religionsgeschichtliche Bedeutung der israelitischen Eigennamen" zu bearbeiten. Vom „Wesen der Frömmigkeit" haben die Wenigsten eine Ahnung, und eine „rechtsvergleichende Darstellung des italienischen Zivilgesetzbuches und der neuen englischen Gesetze" zu liefern, erfordert Auserwählte. Wer ist imstande, eine formvollendete Abhandlung über „Selbstgespräch und Monolog" zu geben? Schreckliches würde geschehen, würde die „Religiosität des Sophokles" und die „Metapher, Ursprung und Wesen des dichterischen Bildes" nicht von Männern der Wissenschaft unter die Lupe genommen werden.

Ohne die Verdienste der Notgemeinschaft schmälern zu wollen, sehen wir, daß zu einem Zeitpunkt, wo zahlreiche Wissenschaftler den Kampf ums Dasein nur mit Aufbietung ihrer ganzen Energie fortführen können, Geld für mehr oder weniger überflüssige Arbeiten vorhanden ist, allein deshalb, weil diese Unterstützungsempfänger den Herrschern der deutschen Wissenschaft genehm sind. Mit dem Geld des Staates und der Industrie (die natürlich weiß, warum sie es hergab) ist eine Tummelstätte übeln Cliquengeistes geschaffen worden, Herr über Deutschlands Wissenschaft ist der muffige Akademikergeist geworden, der jeden großen Forscher nur als lästigen Konkurrenten empfand und empfindet, jener Geist, an den man durch eine unwillkürliche Ideenassoziation gemahnt wird, wenn man dieses, von einem Forschungsstipendiaten übernommene Thema liest: „Das Nashorn, Geschichte seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Betrachtung von der Steinzeit bis zur Gegenwart."

Das Beil auf der Wage von Alfred Wolfenstein

Szene aus einem Drama gegen die Todesstrafe

Eine schattenhafte Reihe schwarzgekleideter Gestalten: Die Rechtsgelehrten. Vor ihrer Front ein einzelner Schatten: Der Gesetzgeber.

Der Gesetzgeber: Meine Herren von der Rechtswissenschaft! Die Todesstrafe ist für die Belange des Staates nach wie vor unentbehrlich. Indessen, ich bitte im Hinblick auf den wieder entbrannten Streit des Tages um Ihre geschätzten gutachtlichen Äußerungen. Laute Erörterung nimmt den Dingen von Zeit zu Zeit ihre Schärfe. Einleitend wiederhole ich, daß der Staat nach einem solchen Kriege mehr als je der Todesstrafe bedarf.

Ein Rechtsgelehrter: Andrerseits hat grade der Krieg die Frage aufgeworfen, ob der Staat wohl noch das moralische Gewicht zur Bestrafung des Mörders besitze?

Der Gesetzgeber: Erst recht.

Der Rechtsgelehrte (auf die Seite des Gesetzgebers hinüber tretend): Ganz recht. Grade zum Zeichen, daß wieder Friede ist.

Zweiter Rechtsgelehrter: Führen wir jedoch den allgemeinsten Einwand gegen diese Strafe ins Treffen, so ist es der Justizirrtum. Ein Irrtum, meint man, sei bei der Gerechtigkeitspflege nie ganz auszuschließen; der Justizmord, also die vollzogene Hinrichtung eines Unschuldigen, lasse sich nie wieder gut machen.

Der Gesetzgeber: Wieder gut machen läßt sich auch kein Tag Zuchthaus.

Zweiter Rechtsgelehrter (hinüber tretend): So ist es, genau genommen. Irreparabile tempus. Da müßte man ja aus Furcht vor Justizirrtum die Strafen überhaupt abschaffen.

Dritter Rechtsgelehrter: Eines gewissen Ansehens erfreut sich nun die Besserungstheorie. Sie sieht in der Strafe ein Erziehungsmittel. In diesem Sinne versage das Schafott. Der hingerichtete Mörder sei offenbar nicht mehr zu bessern.

Der Gesetzgeber: Erziehung von Mördern bedeutet nur Mord an den Erziehern.

Dritter Rechtsgelehrter: Wie denn in der Tat ein Begnadigter unlängst seinen Kerkermeister erwürgt hat. Immerhin sagt ein berühmter Kollege des vorigen Jahrhunderts, der Mörder sei charakterologisch keineswegs der aussichtsloseste, keineswegs der schlechteste Verbrecher.

Der Gesetzgeber: Der Tod ist keineswegs die schlechteste Strafe.

Dritter Rechtsgelehrter (hinüber tretend): Jeder sollte sie dem lebenslänglichen Zuchthaus vorziehen.

Vierter Rechtsgelehrter: Lassen wir demnach die mehr sentimentalen Gesichtspunkte hüben wie drüben außer acht und wenden uns zur Abschreckungstheorie. Da leugnet nun eine verbreitete statistische Ansicht jeglichen praktischen Erfolg der Todesstrafe. Denn wo man sie beseitigt habe, nähmen die Kapitalverbrechen deshalb durchaus nicht zu.

Der Gesetzgeber: Auch nicht ab.

Vierter Rechtsgelehrter (hinüber tretend): Dann spare man sich die Mühe, sie zu beseitigen.

Fünfter Rechtsgelehrter: Zumal dann wenigstens die Vergeltung zu ihrem Recht käme. Freilich bestreitet die gegnerische Schule die Legitimation der Rache. Die Gesellschaft könne nur ihren angemessenen Schutz, nur ihre Sicherung betreiben.

Der Gesetzgeber: Rache ist allemal auch die beste Sicherung.

Fünfter Rechtsgelehrter: Sehr wahr. Bricht man doch überall und irgendwann aus, nur nicht aus dem Grabe. Der Kuriosität halber bringen wir noch jene Einwürfe zur Sprache, welche in der Sühne Folgerichtigkeit vermissen. Denn man dürfe nur dann beim Mord gleiches mit gleichem vergelten, wenn man von Staats wegen entschlossen sei, auch den Mißhandler zu prügeln, den Dieb zu bestehlen, den Notzüchtiger zu notzüchtigen.

Der Gesetzgeber: Tötung ist nicht unter der staatlichen Würde.

Fünfter Rechtsgelehrter (hinüber tretend): So auf dem Schafott wie auf dem Schlachtfeld.

Sechster Rechtsgelehrter: Gegen beides richten sich allerdings die populärsten, die religiösen Bedenken, unter Hinweis auf das bekannte siebente Gebot: Du sollst nicht töten.

Der Gesetzgeber: Mögen die Herren Mörder damit den Anfang machen.

Sechster Rechtsgelehrter (hinüber tretend): Ein fast ebenso beliebtes Zitat. Mögen uns die Herren Mörder in der Religion vorangehen.

Der Gesetzgeber: Somit darf ich von Ihnen, meine Herren, ein überzeugendes Rechtsgutachten erwarten, nicht nur für unser neu entworfenes Strafgesetzbuch, sondern vielleicht mustergiltig für ein Welt-Strafgesetzbuch der Zukunft —

Die Rechtsgelehrten: — befürwortend—.

Der Gesetzgeber: — die Todesstrafe.

Verhallen, Verschwinden.

Don Juan von Rudolf Leonhard

Als Don Juan nach seiner Technik befragt wurde, lachte er laut und sagte, er habe keine. Das war auch richtig; die Technik haben erst seine Nachfolger entwickelt, und viele haben in ihr dilettiert. Was er hatte, war die Gewohnheit, alles auszusprechen, und alles zu meinen, was er sagte, und dies in seinen Augen zu zeigen; es war — nicht Technik, nicht einmal Kunst; es war Magie, die seines Glaubens und seiner Leidenschaften und seines Wesens und seiner Augen, aus deren Blicken es für Frauen nur einen Ausweg gab: den in sein Bett.

Eros americanus von Harry Kahn

Was ein besserer Prominenter ist, der muß jetzt seinen Trip übern großen Teich gemacht, muß „Silent Cal" die Hand geschüttelt, bei Otto „Etsch" Austern gefrühstückt und von „Doug" einen Peitschenhieb, den Ritterschlag von Hollywood, bezogen haben. Bestsellers dringen sogar bis ins Laboratorium Edisons und auf Rockefellers Golfplatz vor. Daß diese Herrn Uriane nach getaner Reise ihre Füllfedern unterm Scheffel lassen sollen, kann man ebensowenig verlangen, wie man erwarten darf, daß die Feuilletons und Folianten, die, je nach Mut und Atem des betreffenden Pilgrims, daraus entstehen, unsre Kenntnis von „Yankeeland" entscheidend vermehren. Schon darum bleibt dergleichen allermeist ein von vornherein zur Überflüssigkeit verurteiltes Unterfangen, weil uns durch Bühne und Buch, Film und Funk alltäglich ein Überfluß von originalen Geistesprodukten jener Welt, die uns nichts weniger mehr ist als eine neue, an Auge und Ohr herangebracht werden. Bestätigung dessen, was uns durch diesen Anschauungsunterricht schon auf- und eingegangen ist, ist in den besten Fällen der Erfolg solcher Publikationen. Eben hierin liegt auch der Hauptwert eines kleinen, dieser Tage (bei S. Fischer) herausgekommenen Bandes, dessen Inhalt und Haltung sich im Übrigen doch recht vorteilhaft von jener, an der Oberfläche einer uns längst geläufigen Phänomenologie haftenden Globetrotter-Literatur unterscheidet.

Eine Frau reist durch Amerika: dieser Titel, bescheiden und versprechend zugleich, weist nur auf das äußerlichst differenzierende Moment. Er gewinnt an Bedeutung durch den Umstand, daß Die, die ihn über ihr Buch schreibt, keine X-Beliebige ist, sondern eine Dichtersfrau, eine Dichterin selbst. Divinatorische und synthetische Begabung befähigen Marta Karlweis, die Gattin Jacob Wassermanns, der das Büchlein der Lebens- und Reisegefährtin liebe- und humorvoll einleitet, zu einer Form der Darstellung von Erlebnissen und Erfahrungen, der eine unvergleichlich tiefere Überzeugungskraft innewohnt als noch so rasender Reportage. Sie referiert und formuliert auch, oft sogar sehr scharf und schlagend, aber doch nur nebenher, fast absichtslos. Denn Bericht gerinnt ihr immer wieder zu Gestalt. So gelingt es ihr, eine Anzahl amerikanischer Frauenfiguren aus Realität und Imagination zusammen-, aus dem Individuellen ins Typische emporwachsen zu lassen, ohne daß man gewahr würde, wo, ja kaum, daß da überhaupt Grenzen ineinanderfließen. In diesen sieben, zum Teil wirklich meisterhaften Porträts liegt gewiß nicht die gesamte Typologie der weiblichen Welt Amerikas beschlossen; aber ein sehr großes Gebiet von ihr ist doch wohl damit umgriffen. Stieg und Sturz von Millionen von Frauenleben sind zweifellos eingespannt zwischen den beiden Polen, die bei Marta Karlweis das „Luxusherz" und die „Weiße Motte" bezeichnen: die engelhafte Evangelyn, die am Ende eines Lebens, in dem sie „mit den Attributen der Göttlichkeit" ausgestattet, „wie unter einem Regenbogen von Dankbarkeit und Liebe wandelte" sich selbst

eingesteht, daß „sie überall versagen mußte, wo die wahre Kraft des Herzens gefordert wurde"; und „das durchsichtige Idolchen, das halb lebendige Geschöpf, der kleine, ganz kleine Filmstar, der nicht so viel Farbe und nicht so viel Natur, nicht so viel Seele und beinahe nicht so viel Leib aufweist, daß es zum Sommervogel oder Falter reichen würde". Hier wird wieder einmal deutlich, worin die tragische Ironie des amerikanischen Frauenschicksals liegt: in der Unerfüllbarkeit des vom Mann gestellten Anspruchs, zum Ausgleich und zur Erlösung seiner eignen Erdgebundenheit und Zweckbesessenheit als die Wahrerin unirdischer, zweckfreier Kräfte — „Ideale" — zu gelten. Marta Karlweis prägt einmal das ausgezeichnete Wort von „der hysterischen Bereitwilligkeit ewiger seelischer Hungersnot", mit der man „in diesem dürren, fabellosen Lande" der Frau gegenübertritt. Der Kult, den der amerikanische Mann mit der Frau, als einem reicher beseelten, wenn nicht gar als dem allein beseelten Wesen treibt, hat ihr auch noch das letzte Fünkchen Seele ausgetrieben. Das Piedestal, auf das er sie gestellt hat, wurde ihr zum Sprungbrett für den Salto mortale in den Abgrund der schauerlichsten Herzenskälte.

Aber der Tiefpunkt scheint nun erreicht zu sein: Umschlag und Umkehr hat, wenn nicht alles trügt, bereits eingesetzt. Ein Buch wie „Gentlemen prefer blondes", ein Stück wie „Chicago", in denen Frauen der jüngern Generation die geistige Freiheit finden, über die Idolatrie, der ihr Geschlecht ausgesetzt ist, zu lachen, sind gute Anzeichen; und der Erfolg, den die Damen Loos und Watkins in ihrer Heimat fanden, ist ein noch besseres. Das beste aber, daß jetzt anscheinend auch den Männern der Kamm zu schwellen und der Mut zu keimen beginnt, gegen den Krebsschaden des amerikanischen Lebens aufzutreten. Cecil de Mille und sein Regisseur Urson etwa machen, auf das Abschreckendste und Erschütterndste darin unterstützt von Phyllis Haver, dem Prototyp aller „weißen Motten", ein wütendes Pamphlet aus der auch im Bühnenoriginal nicht grade harmlosen, dort aber doch die Grenzen bissiger Karrikatur kaum überschreitenden Geschichte von der schönen Roxie Hart, deren kaltblütigen Mord an ihrem Liebhaber die waschlappig-weibstollen Geschworenen von Chicago nicht zu sühnen wagen. „Hier muß einmal gründlich aufgeräumt werden!" lautet ihr letzter Titel, und der mag denn im Ursprungsland des Films (der zurzeit im berliner Tauentzienpalast läuft) Millionen von Männern recht symbolisch in den Ohrmuscheln gesummt haben. Daß man sich dort auch an dem, wenigstens für die Dame Roxie, recht bittern Ende anscheinend nicht gestoßen hat, darf als ein Beweis dafür angesehen werden, daß es sich bei der Revision der Beziehung zwischen den Geschlechtern nicht bloß um eine Literatenbewegung handelt. Auch Marta Karlweis bestätigt das. Mehrfach ist bei ihr die Rede von dem „finstern, gespannten Zug erotischer Erregung", der sich auf den „schönen, harten, hellfarbigen Physiognomien der amerikanischen Jugend erkennen lasse." Und vielleicht das einzige Schlagwort in ihrem auch sprachlich stets hohes Niveau haltenden Buch ist das von der

„Entdeckung des Eros", mit der die junge amerikanische Generation gradezu verbissen beschäftigt sei. Sicher hat die kluge Beobachterin richtig gesehen, und es ist sehr schade, daß sie dieser Beobachtung nicht nachgegangen ist, daß sie sich bei der Gestaltung ihrer Frauenporträts so gut wie ausschließlich auf die vorige Generation beschränkt hat. So muß man die flüchtigen Andeutungen der deutschen Dichterin einstweilen neben das Tatsachenmaterial in dem hier mehrfach erwähnten Buch des amerikanischen Richters halten, um der tiefgreifenden Umwälzung im Geistesleben Nordamerikas innezuwerden, deren erste Phase eigentlich nur die erotische Revolution der Jugend darstellt.

Denn die geistesgeschichtliche Entwicklung, die unsre prominenten Reisebriefsteller und Filmerklärer meist nicht erkennen, ist in Kürze etwa die: Die U.S.A. sind kein Kolonialland mehr. Weder geographisch noch politisch. Und erst recht nicht mehr ökonomisch. Darum können sie es auch weltanschaulich nicht mehr sein. Der Yankee ist kein Pionier mehr. Das war einmal; Walt Whitmans über die Prärien hallendes Pathos ist verklungen. Weder der Puritanismus, eine Religion für das entbehrungsreiche, todumdrohte Dasein von Trappern und Squattern, noch der Pragmatismus, die Philosophie des männermordenden Daseinskampfs von Eisenbahnkönigen und Trustkapitänen (oder solchen, die das werden wollten), hat eine Existenzberechtigung mehr. Mit der Pionier- und Business-Ideologie ist es schon deshalb aus, weil Amerika, mag nun Kellogg nach Genf gehen oder nicht, ein für alle Mal rettungslos mit Europa „entangled" ist. In weit rapiderm Tempo als sich Europa amerikanisiert, wird Amerika europäisiert. Von Tag zu Tag wird es mehr infiziert mit europäischen Ideologien, mit europäischer Metaphysik und allem was drum und dran hängt. Trotz Krieg, trotz verbesserten Verkehrs- und Verständigungsmitteln wäre das nicht möglich gewesen ohne die entsprechende geistesgeschichtliche Situation und Disposition, eben jene weltanschauliche Leere, die das Abgewirtschaftetsein der alten sittlichen Mächte hinterlassen hat. Deren letzter großer Sieg, der letzte riesenhafte Versuch zur Taylorisierung des Lebens, zur Ernüchterung, Entzauberung, Entgottung der Welt war die Einführung der Prohibition. Wie lang immer die sich noch halten mag: es war ein Pyrrhussieg. Der ausgetriebene Gott ist in andrer, gewaltigerer Gestalt wiedergekehrt. Den wegdekretierten Dionysos rächt der wieder entdeckte Eros.

Herbert Ihering gegen die Volksbühne von C. v. O.

Vor ein paar Wochen hat Herbert Ihering im Selbstverlag eine kleine Broschüre erscheinen lassen: „Der Volksbühnenverrat", die in schärfster Weise unsre gegenwärtige theaterpolitische Situation beleuchtet. Diese sechzehn Druckseiten bilden in ihrer Zurückhaltung und stilistischen Gediegenheit eines jener heute immer seltener werdenden publizistischen Meisterstücke. Daß der Ruf eines grade von der jungen Gene-

ration hochgeachteten Kritikers fast resonanzlos geblieben ist, scheint mir aber zu beweisen, daß die Gründe des Verfalls tiefer liegen als die von ihm aufgezeigten. Seine Schrift ist eine schroffe Akkusation gegen die Volksbühne und gegen die jetzige Direktion Neft besonders.

Ihering geht historisch vor. Er legt dar, daß das schöne, große Theaterhaus am Bülowplatz von Anfang an schlecht betreut war. Sein erster Leiter war Emil Lessing, ein Regisseur aus Otto Brahms Hinterlassenschaft, der 1914 mit einem Programm von 1890 schon seltsam verjährt erschien: „ein Handweber im Zeitalter der Maschine." Dann folgt eine Reinhardt-Episode: Max Reinhardt ist „das Gegenprinzip der Volksbühne, der geniale Vollender des bürgerlichen Theaters". Das ist „der Wendepunkt der Volksbühne, Bruch der Bewegung, Verrat und Beginn des Abstiegs". Von jetzt ab herrscht nicht mehr die Sehnsucht nach Vollendung des eignen Typs, sondern der Wunsch ebenso fein zu sein wie das bürgerliche Theater. Man versäumt, sich Jeßner zu verpflichten. Friedrich Kayßler kommt: „Ein Priester der Schauspielkunst, Bühne als Kathedrale. Das Publikum nahte sich auf Filzpantoffeln. Nur kein Laut. Ruhe, der Meister predigt. Schlummer, Grabesstille." Mit dem schattenhaften Fritz Holl setzt die Omnipotenz des Vorstandes ein. Doch man wünscht „nicht einmal den Schein des künstlerischen Direktors". Nach dem Piscatorkonflikt wird nicht nur die Opposition eskamotiert, auch Holl muß gehen, und der geheime Gewaltige, der Verwaltungsdirektor Neft wird nun auch künstlerischer Leiter. Doktor Nestriepke, der Einpeitscher des Volksbühnenverbandes sorgt für eine dementsprechende Außenpolitik: Koalition mit der schwarzen und schwarz-weiß-roten Gesellschaft des Herrn Gerst. Burgfriede. Das ist der Stand von heute. Die Volksbühne ist nur noch eine Abonnentenorganisation. „Aus einer geistig politischen Bewegung wurde ein Konsumverein." Dem Charakter als Massentheater ist sie in dreizehn Jahren drei Mal gerecht geworden, notiert Ihering: in Fehlings Inszenierung von Tollers „Masse Mensch", in Erich Engels „Mann ist Mann" und in den von Piscator beherrschten Aufführungen. Eine jämmerliche Bilanz.

Die Volksbühne hat am Bülowplatz von Anfang an nur Nutznießerstreben gezeigt, nur Rentnerehrgeiz gehegt. Sie hat nicht nur die militante Vergangenheit verleugnet, sie hat auch keine Dichter oder Schauspieler entdeckt und gefördert. Sie hat nur traditionsgebundenes Theater gegeben, und dies oft weit unterhalb der traditionellen Qualität, und heute, von Herrn Neft sozusagen künstlerisch geleitet, läßt sie sich von jedem bürgerlich-kapitalistischen Privattheater schlagen. Das gesichertste der berliner Theater ist das trägste und tristeste. In jedem noch so kommerziell geführten Theater gibt es Dramaturgen und Regisseure, die Experimente befürworten und wagen. In der Volksbühne regiert als geistige Zentrale Herr Julius Bab, ein schätzenswerter Theaterhistoriker, als unsichtbarer künstlerischer Berater ein lederner Pedant, der seine erstaunliche Belesenheit zur Auskramung aller Langweiligkeiten der Weltliteratur benutzt.

Wie soll da Wandel geschaffen werden? Ihering ruft die Mitglieder auf, sich des Instanzenapparates zu bemächtigen und sich nicht weiter von einem Bäckerdutzend gängeln zu lassen. Aber die Mitglieder sind ganz zufrieden. Alle Kritik, sei sie politisch oder ästhetisch radikalisierend, fließt an ihnen vorüber. Von der geschäftlichen Übereinkunft mit der Piscator-Bühne machen etwa dreizehn Prozent Gebrauch. Eine charakteristische Zahl. Aber das Elend der Volksbühne ist nur Abbild des geistigen Zustandes der Arbeiterparteien überhaupt. Der falsche Kollektivgeist, der verlogene Appell an die „Solidarität" hat die Aktivität der Einzelnen gelähmt, den Glauben an die Unfehlbarkeit der Organisation unerschütterlich gemacht. Der Arbeiter rückt der bürgerlichen Gesellschaft nicht als Verfolger, sondern als Parvenu nach — in der Politik wie im Theater nimmt er die von ihr verlassenen Stühle mit kritikloser Genugtuung in Besitz und delektiert sich am Chik von vorgestern. Es ist kläglich aber wahr, daß die Kämpfe um die Volksbühne bisher vornehmlich von radikalen Bürgerlichen geführt wurden, die wohl in proletarischen Jugendorganisationen etwas Echo fanden, aber nicht unter den alten Mitgliedern der Volksbühne selbst. Die haben alles mit gleicher Andacht geschluckt, und ihr Ideal wäre gewiß ein roter Wildenbruch, ein Alt-Heidelberg mit Reichsbannerabzeichen. Ein großer Augenblick allerdings ist versäumt worden. Der Krach um Piscator hätte ausgenutzt werden müssen. Damals war die Volksbühne so aufgelockert, wie es diese zähe, trockene Masse nur sein kann. Aber Piscator verzichtete auf den Kampf innerhalb der Volksbühne; die schmetternde politische Demonstration ging ihm über den schweigenden Kampf um jeden Fußbreit Terrain. Der Mann, der im Laufe kurzer Zeit der Führer und Erneuerer der Volksbühne hätte werden können, stürzte sich selber in ein hoffnungsloses Unterfangen.

Herbert Ihering wirft den Leitern der Volksbühne „Verrat" vor. Ach, verraten zu sein, ist immer der Trost der Geschlagenen. Was die Herrschaften auch verfehlt haben, sie könnten nicht jahrelang ruhig ihre Allmacht genießen, wenn nicht heute das Theater selbst in die dritte Reihe gerückt wäre. Es hat nicht mehr die alte Bedeutung. Deshalb wird es auch nicht mehr als Kampfobjekt betrachtet. Es geht den Theatern wieder leidlich gut; sie sind nicht gestorben, wie man vor ein paar Jahren prophezeit hatte. Sie sind gut besucht und leben in einer einschmeichelnden Richtungslosigkeit. Ein milder Eklektizismus herrscht vor. Die Kritik hat ihren streitbaren pamphletistischen Charakter verloren und verzichtet darauf, Programme zu vertreten. Sie begnügt sich mit der Feststellung, ob ein Stück innerhalb seines Genres gelungen ist oder nicht und vermeidet höflich die Frage, ob nicht das ganze Genre in den Abtritt gehört. Alle Zeiten und Stile sind durcheinander gequirlt; es ist eine Gespenstermaskerade von Sophokles bis Edgar Wallace. Lasset die Toten ihre Toten begraben. Es gilt nur zu wachen, daß nicht die paar Lebenden mit eingesargt werden. Nicht die Vergangenheit anzuklagen, aber festzustellen, was noch lebt, tut jetzt not.

Bemerkungen

Tannerhütte

„Tannerhütte" von Felix Pinner (Avalun-Verlag, Dresden-Hellerau) ist ein Sozialisierungsroman. Bewußt wird hier das persönlich-private Element, das sonst in der Romangestaltung im Mittelpunkt steht, vernachlässigt, nur nebenbei erwähnt. In ganz bestimmte sachliche Aufgaben sind die Menschen dieses Romans gestellt; mehr als dies: sie sind von ihnen besessen, sind ihnen verhaftet. Der sozialistische Gewerkschaftssekretär Michael Quast begegnet in der Vorkriegszeit dem großen Hüttenbesitzer Baron von Tanner, es reift in den Beiden der Plan, die gesamten Tannerschen Unternehmungen den Arbeitern als Produktiv-Genossenschaft zur Verfügung zu stellen.

Den Inhalt des Romans bildet die Geschichte dieses Sozialisierungsexperiments.

Nach einer anfangs erfolgreichen Zeit sieht sich die Tannerhütte-Genossenschaft, um mit den übrigen großen Werken in der Konkurrenz mithalten zu können, zu starker Expansion gezwungen. In der darauf folgenden Krise ist sie gegenüber der Konkurrenz benachteiligt, da sie ihre eigne Arbeiterschaft nicht entlassen will. Die Arbeiterschaft aber zeigt sich in dieser schweren Situation nicht als eine Pioniergruppe, die mit zusammengebissenen Zähnen auch eine zeitweilige Verschlechterung des Daseins verträgt, sondern ihre Mehrheit besteht aus — Kapitalisten mit negativen Vorzeichen. Sie beschließt, gewisse Erzgruben zu verkaufen, das heißt, sie erhält sich ihr Lohnniveau durch Verkauf von Produktionsmitteln. Damit und mit dem Tode des Barons von Tanner und der Auswanderung Michael Quasts, des Initiators, schließt der Roman. Aber man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß der Verfasser dieses Sozialisierungsprojekt als gescheitert ansah und daß in der nächsten Krise das Werk zusammengebrochen wäre.

Vom Standpunkt des revolutionären marxistischen Sozialisten ist dem Ergebnis des Romans von Pinner nur zuzustimmen. Eine sozialistische Produktivgenossenschaft ist im Rahmen des Kapitalismus zum Scheitern verurteilt. Es ist das gesellschaftliche Sein der Menschen, das ihr Bewußtsein bestimmt, dieser geniale Marxsche Satz gilt auch für die Arbeiterschaft im Kapitalismus. Und so wird sie, solange die kapitalistische Produktionsweise besteht, immer im großen und ganzen aus Kapitalisten mit negativen Vorzeichen bestehen. Evolutionär, auf dem Wege sozialistischer Produktiv-Genossenschaften, ist dieser Gegensatz nicht zu überwinden. Pinner selbst ist sich natürlich dessen genau bewußt. Er läßt den Bankier Frankenberg sagen:

> „Würden wir eines schönen Morgens aufwachen und müßten erkennen, daß wir nicht mehr in unsrer alten, miserablen, ungerechten und alle schlechten Eigenschaften auslösenden Welt lebten, sondern in einer neuen, bessern, die diesen schlechten Eigenschaften gar keinen Entfaltungsspielraum mehr gibt, nun, dann wäre es freilich möglich, daß diese atavistischen Eigenschaften schnell oder langsam absterben würden ... Aber die Umwälzungen wälzen ja eben die Welt nicht auf einen Schlag um, sondern wenn eine solche Umwälzung ins Rollen gekommen ist, dann setzt es Kampf und Durcheinander, Stoß und Gegenstoß, Zustimmung und Widerspruch."

Hier liegt der entscheidende Punkt: Im Rahmen der kapitalistischen Produktionsweise sind die „atavistischen" Eigenschaften, die mit ihr untrennbar verbunden sind, nicht zu beseitigen, sondern nur durch ihre Zertrümmerung,

und den revolutionären Aufbau der klassenfreien Gesellschaft. Das haben die Russen gewußt, das hat aber auch Rosa Luxemburg gewußt. Als sie zu Beginn des Jahres 1919 von Hilferding gefragt wurde, ob sie an den Debatten über Sozialisierung teilnehmen wolle, antwortete sie: „Ja, aber erst nach der Revolution." Dieser bedeutende Gegensatz ist in Pinners Buch vielleicht zu kurz behandelt worden. Pinner hat seine Meisterschaft in der plastischen Darstellung der den Kapitalismus tragenden Kräfte in diesem Roman von neuem bewiesen; so ist unter anderm das Kapitel über die Bildung des Röhrensyndikats von seltner Eindringlichkeit.

Es wäre nur zu wünschen, daß dieser Band nicht am Ende, sondern am Anfang einer Reihe stände. Wie die „Tannerhütte" die Fragen der Sozialisierung nicht abschließt, sondern eröffnet, wie die Sozialisierung nicht der Generation von 1914, sondern der heutigen zur Aufgabe gesetzt ist, so würden wir es nur begrüßen, wenn Pinner die Fragen der Sozialisierung noch ein Mal aufrollen würde, und dann nicht nur in der Analyse eines sozialistischen Experiments innerhalb des Kapitalismus, sondern verbunden mit den Erschütterungen, die die ganze Produktionsweise bestimmen.

Gerhard Donath

Der sympathische Mörder

Wenn in Deutschland Jemand Jemanden gemordet hat, dann spielt sich vor Gericht etwas sehr Merkwürdiges ab. „In Erwägung aller Tatumstände ..." Das sieht so aus:

Das Leben des Angeklagten wird vor Gericht aufgerollt. Gut — das kann zum Verständnis der Tat sehr nützlich sein. Aber wer einmal dabei gewesen ist, wie nun eine Armee Zeugen aufmarschiert, die erfreut die Gelegenheit benutzen, „ihre Einstellung bekannt zu geben" — wer da weiß, wie Phase für Phase vor einem Forum von Kleinbürgern im Talar schulmeisterlich geprüft wird, dem grauts. Was nicht in das ziemlich enge Blickfeld dieser Richter fällt, gilt nicht — das: „Ist das in Ihren Kreisen so üblich?" enthält bereits die ganze maßlose Überheblichkeit des Burschenschafters. Ein Mörder hat sympathisch zu sein.

Niemand kann sich von dem Eindruck befreien, den ein andrer Mensch auf ihn macht — und das ist auch mitunter recht gut so; es gibt Leute, die für Andre eine gute Witterung haben. Aber es ist doch nicht richtig, daß in großen Prozessen, bei denen es um Leben und Tod geht, „unsympathische" und „sympathische" Züge gesammelt werden, die nachher von Staatsanwalt und Verteidiger, für eine Lesebuchwelt zurechtgemacht, mit Emphase vorgetragen werden. Es ist das eine Verkennung der Aufgaben des Gerichts.

Ein abgelegtes Staatsexamen berechtigt noch nicht zur Abgabe sittlicher Werturteile. Ganz besonders in einer Zeit, wo eben diese Urteile einen so sehr schwankenden Boden bekommen haben — Herr Landgerichtsdirektor Schultze soll mir nicht mitteilen, wie ich zu werten bin. Er soll das Gesellschaftsschädliche meines Tuns erhellen, meine Tat so klar legen, wie möglich ist, und soll dann nach dem Gesetz eine Strafe verhängen, die die Gesellschaft schützt. Besserung? Ein anständiger Richter, der auch nur einmal ein Gefängnis oder ein Arbeitshaus besichtigt hat, wird das Wort nicht ohne Lächeln aussprechen können. Strafe? Wir sind nicht befugt, zu strafen — und ganz besonders nicht, wenn die Auswahl der Strafenden nach so engen und einseitigen Grundsätzen vor sich geht. Schutz — allenfalls. Der Mensch ist nicht gut.

Er ist aber auch kein Demonstrationsobjekt für abgenutzte Ideologie — und die Gutachten vieler Gerichtsärzte, besonders in der Provinz, die Urteilsbegründungen so vieler Strafkammern strotzen von Klassendünkel, Enge, Vorgestrigkeit. Dieses Richter-

tum sagt noch so oft zum Leben, was einmal ein Berliner Richter zu einem elfjährigen Kinde zu sagen wagte: „Leg die Hände an die Hosennaht — wie du es gelernt hast!'

Man sollte die Hände ganz wo anders hinlegen.

Ignaz Wrobel

Der Fascismus als Hemmung

Daß es heute um das neue Schrifttum, um den literarischen Nachwuchs, in Italien schlecht bestellt ist, schlechter als anderswo, das wagen nicht einmal die augenblicklichen Machthaber zu bestreiten. Merkwürdig allerdings muten die Methoden an, mit denen die Regierung dem Tiefstand abzuhelfen gedachte. Gewohnt, sich als treibende Kraft zu fühlen, Widerstände zu brechen, Starres in Fluß und Bewegung zu bringen, nahm die herrschende Partei den fallenden Absatz des italienischen Buches zum Anlaß, der langen Reihe von Kampfmaßnahmen eine neue anzufügen: der Kampf für das italienische Buch wurde ganz in dem Geiste aufgenommen und geführt wie die ‚battaglia del grano' oder die ‚battaglia della Lira'. ‚Büchertage' in ganz Italien, Bücherwochen, Buchausstellungen in den größern Städten. Autoren bieten Dedikationsexemplare feil. Es regnet Vorschläge und Anregungen, die alle breit erörtert, teilweise auch befolgt werden.

Und das Ergebnis? Eben so negativ, als wollte man langwierige Appetitlosigkeit durch Nährklistiere beheben. Man rückt der Wirkung zu Leibe und läßt die Ursache unberührt. Man bekämpft das Symptom und heilt die Krankheit nicht.

Die Krankheit allerdings — ach, schlagen wir alle uns reuig an die Brust! — die Krankheit ist keine nur italienische. Sie besteht darin, daß die Literatur den Anschluß an die lebendige Wirklichkeit verloren hat, eine literarische Angelegenheit geworden ist, von Literaten für Literaten verfertigt.

Italienisch aber — und wer heute ‚italienisch' sagt, muß ‚fascistisch' meinen — fascistisch also ist die Behandlung. Und hier kommen wir nicht weiter ohne einen kurzen Rückblick:

Die politische Einigung Italiens, wenn auch von den Geistigen der einzelnen Landesteile glühend erstrebt, vermochte durchaus nicht sofort geistige Einheit zu schaffen. Jahrhundertalte Kleinstaaterei wirkte nach; Blutfremdheit in dem vielfachen Rassengemisch machte sich gelegentlich fühlbar — man denke an den Abstand etwa von einem Kalabresen zu einem Lombarden —; einschneidender noch wirkte der Bildungsunterschied zwischen der mundartlich abgegrenzten Masse und der Oberschicht, welch letzterer allein das ‚Schriftitalienisch' geläufig war. Die vielerlei Spannungen gipfelten um die Jahrhundertwende, bei Abklingen des Klassizismus, in der Tyrannis d'Annunzios. (Nebenbei: nur wer ihn in der Ursprache gelesen hat, wird die Widerstände begreifen können, die, über die ästhetisierende Grundhaltung hinaus, schon sein Stil entfesseln mußte.) Der stärksten Gegenbewegung, dem Futurismus unter Marinetti, haben die Kriegsjahre den Wind aus den Segeln genommen. Die Zeit nach der angeblich siegreichen Beendigung des Krieges bot keinen Nährboden für einigende Dichtung. Kriegsmüdigkeit, Verwirrung, dazu Mißtrauen gegen die Waffengefährten von gestern, Verbitterung über den mit sechshunderttausend Toten und andern Opfern überzahlten, ohnedies fragwürdigen Gebietszuwachs; endlich eine Grippeepidemie, die das ausgeblutete Land noch grausamer schwächte als der Krieg: dies alles schuf eine Depression, die der in den besiegten Ländern nichts nachgab. Auch zitterten Bürgertum, Adel und Klerus vor dem drohenden roten Regiment.

Da übernahm, aus kleinen Anfängen emporgewachsen, der Fascismus alle Macht und ging daran, die Nation zu politisieren,

nach dem Parteiideal zu formen. Die politische Seite der Frage steht hier nicht zur Diskussion und soll nur gestreift werden, soweit sie von der künstlerischen Entwicklung untrennbar ist.

Der Fascismus, der sich, in mancher Hinsicht wohl mit Recht, eine Revolution nennt, hat doch die innere Schichtung der Gesellschaft, besonders den Kern des Bürgertums, weit unberührter gelassen, als unsre Revolution die deutschen Verhältnisse. Unser Bürgertum hat Krieg, Geldentwertung, Vermögensverlust, neue Steuergesetzgebung durchgemacht und, soweit es nicht völlig untergegangen ist, doch die innere Bindung an klassizistische Vorbilder verloren. Die italienische Literatur kommt von eben diesen Vorbildern nicht los, teils, weil der neugestärkte imperialistische Staatsgedanke, die Großmachtpolitik, der Glaube an ‚das dritte Rom' zur Weiterführung der (ehemals!) weltgültigen Tradition drängen; teils, weil sie sich dem Zwang zu uniformer Betrachtung — und Lobpreisung — des ‚Neuen' entziehen will. Daher — von Parteibibeln abgesehen, die oft den Funken, selten die Form, nie die Allgemeingeltung haben — eine Überkünstelung, die Stillstand ist. Schmachtende Liebesszenen, artistische Naturschilderungen, in gehobener Sprache, breit und weich — ein Spiel auf einer Geige, die den Resonanzboden verloren hat. Wer will noch den Kopf wenden nach dem verwischten Klang?

Und dabei liegen unter der scheinbar glatten Oberfläche so wuchtige Dinge, die zur Gestaltung drängen. Der Landhunger der Pachtbauern auf Halbpart, der zur nächsten Revolution, einer Agrarrevolution drängt. Das Aufeinanderprallen von Mittelalter und Neuzeit, von Maultier und Auto, an der Grenze der weiten Bergbezirke, die nur durch halsbrecherische Saumpfade durchquert werden. Weizenfähiger Boden bis zu 1100 Meter Seehöhe, der als ungepflegte Naturweide halb brach liegt — und der Kampf für den Weizen in der Ebene —: daß dies alles nur durch die Parteibrille gesehen werden soll, wird jeden wahren Künstler abschrekken. Jede von der alleinseligmachenden Parteidoktrin abweichende Meinungsäußerung aber verhindert, in Druck und Schrift, eine harte Zensur. Und ein durchgebildetes Spitzelsystem belauert jedes freie Wort. Die vielen ‚Fuorusciti', die ins Ausland entwichenen Italiener, wissen entweder nur ihrem Haß gegen das Regiment Luft zu machen, oder sie freuen sich, ängstlich und stumm, der Geborgenheit. Vielleicht ist ein Dichter unter ihnen. Wer wird ihn entdecken, wer, in der Fremde, drucken?

Wer aber ohne konkreten Beleg den ‚Fascismus als Hemmung' nicht wahrhaben will, der sei daran erinnert, wie scharf Bontempelli zurückgepfiffen wurde, als er in seiner Zeitschrift ‚900' dem wahrhaft ‚Neuen' zum Wort verhelfen wollte.

Ettore Benvolio

Streik der Entrüstung

Als man in Rußland Deutsche unter dem Verdacht strafwürdiger Handlungen verhaftet und in Anklagezustand versetzt hatte, war in Deutschland Polen offen. Die gesamte bürgerliche und die sozialdemokratische Presse entrüstete sich wie toll, bevor sie sachlich geprüft hatte. Dabei handelte sichs doch noch gar nicht um eine Verurteilung, sondern vorerst nur um eine Be-

schuldigung. Wir behaupten hier nicht, daß sie zu Recht erhoben worden ist; wir warten das Resultat des Prozesses ab. Aber wir fragen, warum die Entrüstung streikt, wenn in nichtsozialistischen Staaten Reichsdeutsche wegen einer politischen Lappalie auf Jahre ins Zuchthaus geworfen werden. Am 27. August 1927 wurden die tilsiter Arbeiter Friedrich Pöhls, Gustav Sakautzky und Walter Schwindt auf litauischem Gebiet verhaftet, weil sie kommunistische Flugblätter, bestimmt für den Wahlkampf in Memel, über die Grenze gebracht hatten. Einerlei, ob dies Tun gesetzlich erlaubt oder gesetzlich verboten war —: in den Augen jedes unbefangenen Menschen bedeutet der Urteilsspruch des litauischen Kriegsgerichts (Sakautzky und Schwindt je drei Jahre Zuchthaus, Pöhls sechs Jahre Zuchthaus wegen Hochverrats) eine Niederträchtigkeit. Das hätte nur in Sowjetrußland passieren sollen, deutschen Reichsangehörigen, die zaristische, kadettische, menschewistische Flugblätter hinübergeschmuggelt hätten! Herrn von Brockdorff unverzüglich abzuberufen, Krestinski die Pässe zuzustellen, hätten unsre Zeitungen kreischend geheischt. Wo sind die Hähne, die nach Pöhls, Sakautzky und Schwindt krähen? Diese Menschen sind Deutsche, und sie schmachten im Kerker von Kowno. Ohne äquivalente Schuld; und über dreiviertel Jahre schon. Pöhls ist ein Mann von 56 Jahren; Sakautzky ist 41 Jahre alt und hat drei Kinder zu ernähren; Schwindt ist ein junger Mensch von 27 Jahren. Sind das Verbrecher? Haben sie sich an der Gesellschaft versündigt? Gehören sie für drei, für sechs Jahre in ein Zuchthaus? Am 15. Mai beschenkte, anläßlich des Dezenniums der Republik Litauen, Herr Woldemaras sein Volk mit einer Amnestie. Da die drei Deutschen seinem Volke nicht angehören, blieben sie unbedacht. Entrüstete über roten Terror, wo seid ihr? Warum, mit Ausnahme des Abgeordneten Möricke (KPD), welcher im Preußischen Landtag über den Fall seinerzeit eine sehr sachliche Rede gehalten hat, schweigt das ganze politische Deutschland? Jahrelang Zuchthaus wegen einiger Flugblätter; und dann nichtmal Erfassung durch die Amnestie! Schweigt ihr, weil Litauen kein Arbeiterstaat, sondern eine schöne Militärdespotie ist? Oder sind kommunistische Deutsche im Ausland weniger schutzbedürftig als bürgerliche? Es wird Zeit, daß die deutsche Gesandtschaft in Kowno sich rührt. Sie ist mit Arbeit nicht eben überhäuft; muß sie durchaus ein beschauliches Dasein führen? Unsre Botschaft in Moskau hat mehr zu tun; trotzdem griff sie zugunsten der verhafteten Volksgenossen tatkräftig ein. Was den Ingenieuren vom Donez recht ist, ist den Arbeitern aus Tilsit billig.

Kurt Hiller

Kleine Geschichten

In einer Sitzung der Académie Française erklärte Victor Cousin emphatisch: „Der Niedergang der französischen Sprache hat 1789 begonnen."

„Um wieviel Uhr, wenn ich bitten darf?" fragte Victor Hugo.

*

Der Vaudevilledichter Siraudin war der Geliebte einer Dame, deren Gatte von dieser Liebschaft Wind bekommen hatte. Er schrieb Siraudin einen von Beleidigungen strotzenden Brief, den dieser nicht beantwortete. Der gekränkte Ehemann lauerte Siraudin vor der Tür auf. Als er ihn endlich weggehen sah, trat er mit drohend geschwungenem Stock auf ihn zu und rief ihn an: „Ich habe Ihnen gestern geschrieben, Sie wissen, wer ich bin!" Siraudin antwortete: „Ja, mein Herr, ich habe Ihr Rundschreiben bekommen."

*

Eine Filmdiva hatte einmal die Ehre, vom Papst empfangen zu

werden. Der Papst fragte sehr liebenswürdig, ob sie von ihrem Aufenthalt in Rom befriedigt wäre. „Ja, heiliger Vater," antwortete sie, „ich habe alles gesehen außer einem Konklave, das möchte ich noch gern sehen."

*

Degas ging eines Abends durch den Parc Monceau, dessen Rasenflächen mit Stacheldraht umzäunt waren. Er verfing sich mit dem Fuß darin. Ein Passant meinte entrüstet: „Dieser Stacheldraht ist doch nur dazu da, um friedliche Spaziergänger zu Fall zu bringen."

Degas richtete sich mühsam auf und sagte: „Aber nein, der Stacheldraht ist dazu da, um die Leute zu verhindern, Statuen auf die Rasenflächen zu stellen."

*

Eine Schauspielerin beklagte sich bei Labiche über den Geiz des Direktors, der ihr schlechte Rollen gab und sie schlecht bezahlte.

„Sagen Sie selbst, Meister, bin ich denn nicht fünf Louis pro Abend wert"

„Sicher," antwortete Labiche, „aber nach der Vorstellung."

Aus „Le livre de chevet von Bienstock und Curnonsky

Zu Dr. med. Schüßlers 30. Todestag.

Was sterblich war an ihm, die Form, die Hülle,
Die zeitlich seinen Forschergenius barg,
Zog nach Gertrudenfriedhofs Feierstille,
Und Blumenspenden deckten Grab und Sarg.

Der Meister ist nicht tot! Er ist erstanden!
Sein Erdenstaub nur ward ins Grab gelegt.
Sein Feuergeist — befreit von läst'gen Banden —
Durchglüht das Werk, das seinen Namen trägt.

Und die ihn abgelehnt als Gegenfüßler —
Durch seinen Altruistensinn bedroht —,
Sind umgestimmt — behandeln gar nach Schüßler,
Dem Geist der Zeit gehorchend und — der Not. —

Was Moleschott und Bunge zünftig lehrten —
Auch Virchow's neue Zellentheorie —
Gelang erst Schüßler praktisch auszuwerten
Durch eine abgekürzte Therapie!

Nur wenig Mittel! — Nur geringe Dose! —
Nur homogen dem Blut, dem Zellenstaat!
Der Hinweis auf die Antlitzdiagnose
Bleibt Schüßlers Werk!
„Am Anfang war die Tat!"

Die Antlitzdiagnostik zu beschreiben,
Gelang nicht mehr vor seinem Lebensend.
Dem Epigonen sollte es verbleiben:
Intuitiv war's Hickethier vergönnt!

Im Schüßlerheim lebt fort der einst'ge Gründer,
Sein Geisteserbe pflegt in Freud und Weh —
Für's deutsche Volk — für Kind und Kindeskinder —
Zum Edelmenschen strebt — der B.A.D.

Rohlfing

Aus der Zeitschrift „Der Edelmensch", Organ des Bundes der Antlitzdiagnostiker

Liebe Weltbühne!

Der Generaladjutant des Seligen in Doorn, Herr Fink von Finkenstein, hat in Köln Vorträge über die Sitten und Gebräuche seines Herrn gehalten, dabei hat er erzählt:

Eines Tages hat ein Amerikaner das Buch Emil Ludwigs nach Doorn geschickt und hat den Kaiser gebeten, ihm doch eine Widmung hineinzuschreiben, weil es ihm so gut gefallen habe.

Fink von Finkenstein hat dem Amerikaner ein „correct book from His Majesty" geschickt, und Ludwigs Buch hat er, wie er sich in dem Vortrag rühmt, ins Feuer geworfen.

Als Emil Ludwig dies erfuhr, sagte er:

„Kaiser Wilhelm zum ersten Mal ins Feuer".

Antworten

Ingenieur Dr. M. Sie schreiben: Sehr geehrte Redaktion, verzeihen Sie mir, wenn ich vermute, daß der in allen führenden Tageszeitungen ausgiebig geschilderte Werkspionageprozeß Norma-Riebe-Werk auch bei Ihren Lesern die einzig berechtigte Frage auslöst: warum streiten denn da zwei wohlgesittete Industriewerke bis aufs Messer?! Da ich jahrelang als Angestellter grade in der württembergischen Spezialindustrie tätig war, und deshalb die Verhältnisse, um deren Entwirrung es hier geht, sehr gut kenne, werden meine Ausführungen vielleicht auch Ihre Leser interessieren. Dieses Wild-West-Drama zweier hervorragend organisierter Konzernunternehmungen vor den Schranken eines Gerichtes, das sicherlich ebenso laienhaft unter der Sache stehen muß, wie der von soviel mitgeteilter Gemeinheit dumm gemachte Leser der Tageszeitung, ist nichts andres als ein lebhafter Akt aus dem täglichen Machtkampf der Stärkern gegen die Schwächern, den man hier mit dem schönen Beinamen umgibt: Konkurrenzkampf der hochkapitalistisch organisierten Industrie. Daß dabei stets einige arme Lohnsklaven (einerlei ob in einer sogenannten gehobenen Stellung oder als ärmste hinausgeworfene und ins Zuchthaus gebrachte Arbeiter!) an der Kampfstätte krepieren — ist ein Dreck! Wir im Betriebe arbeitenden Kräfte, denen nicht selten bei bemessenstem Entgeld größte Verantwortung obliegt, stehen ja mit einem Fuße immer im Elend oder im Gefängnis. Der Gründer eines süddeutschen Großwerkes einer weltbekannten Industrie, der kurz nach dem Kriege starb und vielleicht, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, an dem Gründungsakt der ersten Stuttgarter Kugellagerfirma beteiligt war, galt als hervorragend tüchtig, weil es ihm gelungen war, als einfacher Mechaniker verkappt, sich in der entsprechenden amerikanischen Industrie die notwendigen Werkzeichnungen und Konstruktionen anzueignen. Nachdem alles gut geklappt hatte, wurde grade dieser Werkgründer einer der furchtbarsten und rücksichtslosesten Konkurrenzbekämpfer, wobei nicht einmal auf den gehässigsten persönlichen Kampf verzichtet wurde. Es ist sonderbar, daß im Norma-Riebe-Prozeß ebenfalls Verbindungen mit Amerika festgestellt worden sind und daß Professor Toussaint aus Berlin sogar bei einem ihm zur Begutachtung vorgelegten Spezial-Norma-Werkzeug die Bemerkung machen mußte: diese Fabrikate kenne er bereits aus den 80er Jahren als amerikanische Modelle! Dem obengenannten großen Unternehmer gelang ein noch viel besserer Konkurrenzerfolg, ohne mit den Gerichten irgendwie in Berührung zu kommen: 1908 hatte er endlich einen Kriegslieferungsvertrag mit dem Staate für einen Spezialzünderartikel in der Tasche (für eventuell!); gleichzeitig beabsichtigte er, genau wie die Riebe-Werke, seiner Fabrikation noch die Herstellung eines Spezialartikels anzugliedern, der mit der Zünderfabrikation im Zusammenhang stand, und der in einem benachbarten neutralen Staat einen Hauptexportartikel bildet. Also war ein Erfolg dieser neuen Fabrikation nur gesichert, wenn es gelang eine vollkommen gleichwertige Ware herzustellen. Dazu werden ganz organisiert und planmäßig Arbeiter von jener Industrie hereingeholt und die besten eignen Leute verkappt in die spätere Konkurrenz als Arbeiter geschickt; der Krieg kam rechtzeitig und ermöglichte mit einem Schlag die phantastische Ausbeutung dieser Pläne: Hier baut quasi der Staat selbst einem privaten Kriegslieferanten einen Riesenbau und bewilligt dem Leiter der Werke regelrechten Schmuggel mit von drüben angekauften und „erlangten" Einzelbestandteilen, damit beinahe mit dem ersten Friedenstag dieses gesegnete Riesenwerk seinen neuen Friedensartikel an Stelle von Zündern dem begeisterten deutschen Volke auf den Tisch legen und in den Sack stecken kann.

Diese mit allen Schlichen durchgesetzte Fabrikation eines neuen Artikels soll aber selbst für die Ingenieure der andern Abteilungen strengstes Geheimnis bleiben; als der Sohn eines der ältesten Prokuristen der Firma, der durch Protektion in dieser Abteilung tätig war, sich mit der Tochter eines der Herren aus der Konkurrenz verheiratet und darauf in die andre Firma übertritt, wird dem angesehenen Herrn Prokuristen mit sofortiger Entlassung gedroht. Ein andrer Fall: ein Großabnehmer der Verbandsartikel wird während der für die Exportindustrie so glücklichen Zeit der Inflation mit vielen andern in der Belieferung fast auf Null heruntergesetzt, weil das Ausland rentabler zahlte und gründet darum eine eigne Fabrik. Er holte eine Reihe von Spezialarbeitern zu menschenwürdigern Bedingungen, auch Ingenieure und Meister, aus den alten Betrieben zu sich herüber; jetzt bricht ein jahrelanger Kampf des Gesamtverbandes gegen diese Firma aus, den man fast mit balkanischer Blutrache vergleichen kann. Ein bekannter Ingenieur aus dieser Zeit erzählte mir vor kurzem, daß er von dem größten Konzern seiner Arbeit zu Laboratoriumsversuchen eingeladen wurde, und wer ist der ihm liebreich zugeteilte Gehilfe, Herr Staatsanwalt!? Niemand anders als einer der wichtigsten Assistenten des leitenden Professors der Riesenfirma, der später die Erfindung auf Übernahme prüfen soll, wenn es nicht gelang durch den „Gehilfen" dies zu ersetzen! Nur in Amerika kennt man solche Prinzipien nicht, dort wird alles offen gezeigt, und ein Riebe-Norma-Prozeß in dieser Fasson wäre drüben eine öffentliche Lächerlichkeit. Bei uns ist „Wild-West!"

Weltbühnen-Leser Jena werden gebeten, sich an Josef Weber, Jena, Steinweg 11, zu wenden.

Diesem Heft liegt ein Verzeichnis der Neuerscheinungen des Verlags S. Fischer bei, das wir der freundlichen Beachtung unsrer Leser empfehlen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Aus „großer Zeit"

„Nun wird niemand mehr der logischen Folgerung ausweichen können, daß der Friede eine Katastrophe wäre, daß die einzige Möglichkeit der Krieg bleibt. Der Krieg, bisher nur Reaktion auf Reiz, Ehrensache, Mittel zum Zweck, von jetzt ab wird er Selbstzweck! Die ganze Nation wird wie ein Mann den ewigen Krieg fordern." (*„Münchener Medizinische Wochenschrift."*)

„Erziehung zum Haß! Erziehung zur Achtung des Hasses! Erziehung zur Liebe zum Hasse! Organisation des Hasses! Fort mit der unreifen Scheu, mit der falschen Scham vor Brutalität und Fanatismus! Auch politisch gelte das Wort Marinettis: Mehr Backpfeifen, weniger Küsse! Wir dürfen nicht zögern, blasphemisch zu verkünden: uns ist gegeben Glaube, Hoffnung und Haß! Aber der Haß ist der größte unter ihnen!"

(***Medizinalrat Dr. W. Fuchs, Oberarzt an der badischen Irrenanstalt in Emmendingen.***)

Die große republikanische Partei

von Carl v. Ossietzky

Sehr verehrter Herr Theodor Wolff —! Seit Sie unter dem Eindruck der demokratischen Wahlniederlage den Gedanken der großen republikanischen Partei zur Erörterung gestellt haben, will mich die Erinnerung an den Winter 1924 nicht verlassen, wo zwei Redakteure der ‚Berliner Volkszeitung', Karl Vetter und ich, das Palais Mosse verlassen mußten, weil sie sich an der Gründung der kleinen republikanischen Partei beteiligt hatten. Ich will nicht verschweigen, daß Sie damals so gütig waren, sich um eine friedliche Beilegung des Konfliktes zu bemühen, obgleich Sie für unsre Anschauungen und Pläne nicht viel übrig hatten. Von uns wurde damals Eintreten für die Demokratische Partei im bevorstehenden Wahlkampf verlangt; Ihr Vorschlag ging dahin, daß wir wenigstens nichts gegen die Partei unternehmen sollten.

Seltsam, jetzt sind Sie schon lange nicht mehr Mitglied jener Partei, die in Ihrem Redaktionszimmer gegründet worden ist, und daß sie in Ihrer Umrißzeichnung neuer Möglichkeit die Namen Stresemann und Wirth, im Vordergrund plazieren und keinen der Demokratenführer erwähnen, zeigt überdeutlich, wie gründlich bei Ihnen das Kapitel Demopartei zu Ende ist. In Ihrer Konzeption lebt eine Partei mit neuen Führern und auf andre Schichten gestützt. Ich möchte keine Parallele wagen zwischen unserm bald zerschellten Unternehmen und Ihren Plänen. Wir hatten kein großes, machtvolles Gebilde im Auge; jeder von uns fühlte sich als Vorposten, als enfant perdu. Die schweren Parteikolonnen der Linken ließen die Republik in den Händen ihrer Gegner. Es mußte ein Signal aufsteigen, mußte begonnen werden, einerlei, wer schließlich fortsetzte. Trotzdem war damals die Situation günstiger als heute. Noch zitterte die Erregung von 1923 nach, und in den linken Parteien war die Erbitterung gegen die ewig gängelnden und hemmenden Bureaukratien aufs höchste gestiegen. Noch war das Reichsbanner nicht erfunden, um den natürlichen Opponier- und Protestiertrieb der jungen Leute aufzufangen und abzulenken. Heute herrscht überall wieder Ruhe und Ordnung. Aber ob eine große oder kleine Partei gegründet werden soll, die Frage ist doch, an wen sie sich zu wenden hat. Hier sehe ich sehr dunkel. Denn wo, wo sind im deutschen Bürgertum die Massen für eine demokratisch-republikanische Partei, die nicht sozialistisch ist, aber gegen den Sozialismus doch mehr und besseres verteidigt als Tresorinteressen — wo sind sie? Im November 1918 formulierten Sie als Aufgabe der Demokratischen Partei (ich zitiere aus dem Gedächtnis): Nicht mitzuhindern, mitzuhelfen bin ich da! Etwas andres können Sie der neuen Partei auch nicht auf den Weg geben, und wo wäre man im Bürgertum bereit, aus Gründen der sozialen Gerechtigkeit der Arbeiterschaft etwa Positionen einzuräumen, die mehr als nur papierne Be-

deutung haben? Die deutsche Bourgeoisie hat den Militarismus knurrend preisgeben müssen, was ihre nationalistische Grundüberzeugung nur mit dickerer Hornschicht überzogen hat. Sie wird, im Laufe der Zeit, auch über den Nationalismus mit sich reden und handeln lassen, aber ihre kapitalistischen Positionen wird sie nur umso stärker befestigen. Mir scheint, daß Sie die Geistesbeschaffenheit unsres Bürgertums zu arglos einschätzen. Mir scheint aber auch, daß Ihr Entschluß, neuen Boden zu schaffen, zu spät kommt. Ich würde es für eine Plumpheit halten, Ihnen wieder und wieder zu versichern, daß ich Sie als bewunderungswürdigen Publizisten verehre, und ich betone es hier nur, weil ich glaube, daß Ihnen die Geister der Sprache williger gehorchen als die der Politik. Ich weiß, daß Sie sich nach langem Schwanken und Schwenken im Endeffekt doch stets nach der richtigen und bessern Seite geschlagen haben. Aber ich kann auch nicht verschweigen, daß Sie oft sehr spät nachgerückt sind, daß ohne Ihren Montagskrieg gegen Poincaré und Benesch die deutsche Öffentlichkeit sich ein paar Jahre eher vor jenen außenpolitischen Tatsachen gebeugt hätte, die heute nur noch in München geleugnet werden, und daß uns viel Leid erspart worden wäre, wenn Sie nicht unbegreiflicherweise Herrn Cuno für einen Staatsmann gehalten hätten. Ihre außenpolitische Intransigenz zwischen Versailles und Locarno mußte irritieren, umso mehr, da wir wußten, daß Sie selbst in den tollsten Zeiten der Kriegszensur nicht einen Augenblick vor dem nationalen Tumult kapituliert haben. Die Demopartei ist aber grade in den Zeiten der außenpolitischen Wirrnisse aufs engste mit dem ‚Berliner Tageblatt' liiert gewesen. Wir haben da oft schmerzlich auf ein regulierendes Wort gewartet. Es ist nicht gekommen. Und wenn Sie jetzt die Partei verlassen haben — ich bitte um Verzeihung, wenn ich hier Unrichtiges unterstellen sollte — es war das doch kein Bekenneraktt, sondern eine taktische Präventivmaßnahme, um das größte deutsche Blatt rechtzeitig von einer fragil werdenden Partei abzulösen. Das Schund- und Schmutzgesetz bot die wirkungsvolle Gelegenheit dazu. Denn was bedeutete es, dies Protektionskind einiger liberaler Philister, betreut von Theodor Bäumer und Gertrud Heuß, rührigen Windelwäscherinnen der deutschen Bildung, — was bedeutete es ernsthaft neben der jahrelangen Mißhandlung der Republik durch Geßler und seine Satelliten? Auch Sie selbst tragen ein Stück Mitschuld, daß sich innerhalb des demokratischen Bürgertums ein linker Flügel nicht entwickeln konnte. Und diesem Bürgertum muten Sie heute ein Programm zu, das es als wahrhaft jakobinisch empfinden muß!

Zu meinem Bedauern sehe ich die Schicht nicht, aus der die neue Partei wachsen soll. Aber mir scheint es auch mit den Führern nicht besser zu stehen. Sie nennen Wirth und Stresemann. Joseph Wirth, gut. Aus der katholischen Partei geschieden, ein mit dem Bannfluch Belegter; ein Kandidat ohne Wähler. Ein Mann der Versammlungserfolge, mit einem Publikum, das andre Parteien wählt. Aber gar Gustav Stresemann als sozial-radikaler Republikaner! Ich bin nicht verbohrt ge-

nug, um in ihm nicht den erfolgreichsten deutschen Politiker seit Jahrzehnten zu sehen. Aber deshalb ist er noch immer kein deutscher Caillaux — denn eine solche Erscheinung müßte der Führer doch sein —, sondern ein maßvoll konservativer Ordnungspolitiker, ein Industriepolitiker, der Pazifismus und Demokratismus notgedrungen anwendet, gleichsam mit Gummihandschuhen, um auch nur die kleinste Infektion zu vermeiden. Stresemann ist ebenso wenig pazifistischer Demokrat wie Bismarck Lassalleaner war, weil er von Lassalle das allgemeine Wahlrecht übernommen hat. Wenn aber die neue Partei Sinn haben soll, dann hat sie nicht nur die außenpolitische Konsolidierung der letzten Jahre zu wahren, ihre vornehmste Aufgabe wird innenpolitisch sein, sie wird sich mit der Wehrmacht und mit der Justiz ernsthaft auseinandersetzen müssen, und sie wird sich vor allem dem Faktum eines äußerst verschärften Klassenkampfes gegenübersehen. Um da mehr zu leisten als die beiden jetzigen liberalen Parteien, dazu gehört die Entschlossenheit, nicht vor dem Weg ins Unbekannte zurückzuschrecken. Daran aber fehlt es. Und wie viel daran fehlt, das hat niemand glücklicher formuliert als Herr Erich Koch, der vor ein paar Tagen in einem Artikel zur Rechtfertigung seiner Partei geschrieben hat: „... schließlich kann man doch eine Partei nicht gründen, um Gelegenheit zu haben, aus ihr auszutreten. Lieber als das Nomadenzelt des unsteten Wanderers ist mir schließlich doch noch das Weekendhaus." Citoyen Koch hat sich hier, an eine Wendung von Ihnen anknüpfend, einen kleinen Scherz erlauben wollen, aber ahnungslos eine schreckliche Wahrheit decouvriert. Das ist nämlich das Elend der Demokraten gewesen, dieser Wochenend-Radikalismus, der am Alltag „der Politik des Möglichen und Erreichbaren" Platz zu machen hatte. Der Charakter als Sonntagshose, der Geist als Patentkocher, auf dem die Mahlzeit für die Weekendgäste hergerichtet wurde. Sonntags gab es Heinrich Mann, werkeltags Külz. In allen wichtigen Dingen entschied man sich für die praktische, das heißt: für die bequemste Lösung. Keinen der Irreführer und Versager hat man hinausgesetzt: die Gothein und Schiffer sind von selbst gegangen, und nicht einmal Geßler ist geflogen, sondern nach einem von ihm arrangierten Krach mit selbstbewußtem Gepolter abmarschiert. Wenn man jetzt sogar liest, daß bei den liberalen Einigungsplänen wieder der Herr Staatsminister a. D. Fischbeck herumfummelt, dann fragt man sich, wie es möglich ist, daß diese unsagbare alte Carcasse von einem Fortschrittsmann, der Sie schon vor zwei Jahrzehnten mit einem glänzend versifizierten Stoß ein paar Rippen verbogen haben, noch immer eine Rolle spielen kann. Hier könnte man über publizistische Wirksamkeit zu sehr trüben Schlüssen gelangen: einem Verderber und Schädling des alten Liberalismus sind eben nur ein paar Rippen verbogen worden, die schärfste Abschüttelung durch das führende liberale Blatt hat den Mann für seine Partei nicht erledigen können. Zwanzig Jahre später wirkt er, noch etwas mehr verbeult, aber sonst noch leidlich frisch, im alten Sinne an gleicher Stelle. Daß Sie die Personenfrage nicht richtig einschätzen, bezeugt mir Ihre kurze,

etwas wegwerfend spöttelnde Bemerkung über Hellmut von Gerlach. Sehen Sie, hier ist ein Mann, der seit Jahrhundertbeginn im Geiste dessen wirkt, was Sie jetzt wollen, und der immer wieder gelästert und gehemmt wurde, nicht nur von den Fischbecks, sondern auch von Ihnen und Ihrer Zeitung, weil er immer ein paar Jahre voraus war. Wenn er seine polemische Begabung heute vornehmlich zu spitzen Glossen gegen die ‚Deutsche Jägerzeitung' verwendet und als große Lösung Vereinigung von Demopartei und Strésepartei propagiert, so ist das nicht, wie Sie zu glauben scheinen, Schlappmacherei, sondern das Ergebnis bitterer Erfahrungen, nach vielen Fehlschlägen eine mimosenhafte Scheu vor allem, was experimentell aussieht und ins Vage zu führen scheint. Der Spott war umso weniger gut angebracht, als Hellmut von Gerlach zu den nicht sehr zahlreichen Demokraten zählte, die im Kriege in bewußter Opposition gestanden haben und deshalb nachher auch promptest aus der Partei hinausbugsiert wurden, wobei sich gewisse Herren besonders hervortaten, die sich mit dem neuen weimarer Mundwasser noch nicht einmal richtig die Kaiserhochs ausgegurgelt hatten, die ihnen noch im Halse klebten.

Damit kommen wir zu einem leidigen, jedoch unvermeidlichen Punkt. Es ist das ärgste Übel des deutschen Republikanismus, daß man diejenigen, die mindestens in den letzten Jahren des alten Regimes schon Republikaner gewesen sind, kaum mit der Diogeneslaterne finden kann. Begibt man sich auf die Suche, gerät man nicht etwa auf eine unterirdische revoluzzernde Geheimliteratur, sondern auf höchst legitime Kaisergeburtstagsreden und ähnlichen Festtagsschmaus. Schweigen wir von Herrn Külz, auch Citoyen Koch hat einiges geleistet, und von Herrn Minister Becker, dessen Verdienste ich gar nicht verkleinert wissen möchte, ist jetzt eine Schrift zum Preise Wilhelms ans Licht gekommen, die ihn gewiß bereuen läßt, sie nicht in einer der ihm geläufigen vorderasiatischen Mundarten abgefaßt zu haben, um etwaiger Popularität vorzubeugen. Nun kann sich gewiß aus einem Royalisten ein Anhänger des Freistaates entwickeln, aber wer einmal Byzantiner gewesen ist, wird niemals ein guter Republikaner werden, weil ihm das Hudeln und Wedeln zur Natur geworden ist und sich tief im Unterbewußtsein festgesetzt hat.

Wenn ich resumieren soll: ich wünsche Ihnen guten Erfolg, aber daran zu glauben vermag ich nicht. Ich bin leider überzeugt, daß für den republikanischen Demokraten, wie Sie ihn proklamieren, das den Festgesessenen so suspekte Nomadenzelt die einzige Behausung sein wird, jetzt und in Zukunft. Das ist ohne Spott gesagt; ich würde ja die eigne Vergangenheit schlagen, wollte ich über Ihren jetzt von allen Opportunismen endlich freigewordenen Willen scherzen. Mag Herr Erich Koch in seinem Wochenendhaus das Heckerlied singen — grade in den Kämpfen dieser Epoche, wo die Parteien so schön satt und kugelrund dasitzen, ist ein Stamm von Nomaden notwendig, von Unseßhaften und Beweglichen — Eilboten der Idee. Sie sind friedlos und nirgends gern gesehen, sie streifen suchend durch die Nacht. Der Schein ihrer Feuer zeigt an, daß nicht alles schläft.

System „Straßenkampf“ von Heinz Pol

Der preußische Ministerpräsident Braun hat es vor ein paar Tagen für nötig befunden, anläßlich der zahlreichen Zusammenstöße und auch eingedenk des mit Gummiknüppeln bearbeiteten Polizeivizepräsidenten im Landtag eine sozusagen warme Lanze für unsre um sich hauende Schupo zu finden: „Der Bericht des Polizeipräsidenten über die jüngsten Zusammenstöße liegt dem Staatsministerium bisher noch nicht vor. Aber ich möchte trotzdem ganz allgemein sagen, daß, wenn auch die Polizeibeamten sich selbstverständlich gegenüber dem Publikum und bei Demonstrationen die größte Zurückhaltung auferlegen müssen, es ihnen niemand, und zuallerletzt das Staatsministerium, verdenken wird, daß sie von ihrer Befugnis zur Aufrechterhaltung der Ordnung nachdrücklichst auch dann Gebrauch machen, wenn sie beschimpft und beleidigt werden.“

So sprach Preußens sozialdemokratischer Ministerpräsident, der — ein knappes Jahrzehnt ist es her — einen wütenden Kampf gegen die damals königsblaue Polizei führte, wenn sie sich gelegentlich ein Mal erlaubte, Demonstrationen der Sozialdemokraten zu zerstreuen, allerdings noch ohne Gummiknüppel.

Die Quelle, aus der der preußische Ministerpräsident zu schöpfen pflegt — er hat es nämlich gar nicht nötig, Berichte aus dem Polizeipräsidium selbst abzuwarten —, ist bekannt. Der Sachbearbeiter für Polizeifragen im Preußischen Innenministerium heißt Ministerialrat Klausener. Obgleich nicht nominell Herr über unsre blauen Jungen mit den grünen Kragen kann man ihn mit Fug und Recht den Geßler in Duodezformat nennen. Die preußische Schutzpolizei ist ja auch nur rund 52 000 Mann stark. Klausener ist Zentrumsmann und feudal. Er hälts, genau wie Geßler es tat, mit den Offizieren, deren Kasinofestessen und Liebesmähler schließlich nicht nur Spuren auf der Serviette lassen. Der Wert des Polizeioffiziers hängt bei ihm ungefähr davon ab, ob sichs um einen alten Kriegskameraden handelt, mit dem man beim Humpen sich eins vom alten preußischen Drill erzählen kann.

Das ist der neue Geist, der über den blauen Wassern schwebt. Viel schlimmer ist das System selbst, das nun schon seit Jahren besteht. Es kann leider gar keinem Zweifel mehr unterliegen, daß eine durchaus nicht einflußlose Gruppe höherer Polizeioffiziere (es handelt sich meist um ehemalige aktive Heeresoffiziere) die ihnen unterstellten Schupomannschaften für nichts andres ansehen als Soldaten. Diese Offiziere sitzen nur zum geringen Teil in den Revieren. Zum größern Teil sind sie Leiter und Lehrer in den Höfen der Schupokasernen und vor allem in den Unterrichts- und Fortbildungsschulen der preußischen Polizeibeamtenschaft. Die Dinge, die dort vorgehen, sind evident genug, es ist, gelinde gesagt, unerklärlich, daß weder Herr Braun noch offenbar Herr Grzesinski davon nichts wissen sollen: sie brauchten sich beispielsweise bloß ein Mal das ungeheure Material geben lassen, das Herr Schra-

der, der Voritzende des Verbandes Preußischer Polizeibeamten, seit Jahren stapelweise liegen hat.

Ein paar Beispiele: Am schlimmsten scheint es immer noch auf der großen Polizeischule in Brandenburg zu sein, obgleich vor kurzem dort ein Wechsel der Leitung stattfand, weil der alte Leiter seine Leute Karabinergriffe kloppen ließ und sonst nichts. Aber unter seinem Nachfolger ist es nicht viel besser geworden. Die Polizeischule Brandenburg ist für den Zweck eingerichtet, ältere und erfahrene Beamte zur Beförderung heranzubilden. In Wirklichkeit ist sie nichts andres als ein Rekrutendepot. Es herrscht strengste Kasernenordnung. Nach den Bestimmungen soll das Verhalten und der Lerneifer des Beamten zensiert werden. Zensiert aber werden folgende Dinge: nach dem Aufstehen der Bettenbau, der Stubendienst, das stramme Antreten in Reih und Glied, das ebenso stramme Verhalten während des Unterrichts, der Koppelputz, der Anzugsitz, die Pflege der Stiefel. Am wichtigsten ist natürlich die Zensur über die Marschübungen im freien Gelände, mit Handgranatenangriff, sowie auf dem Hofe das Exerzieren und die Güte des Karabinergriffs. Bis vor ganz kurzem mußten die Beamten — meist Leute von vierzig, fünfzig Jahren — die gestellte Aufgabe mit Händen an der Hosennaht beantworten und auch ihre Vorträge in dieser Stellung halten. Die Beurteilung der von dem Beamten vorgetragenen Antwort hängt in der Regel von seiner Haltung während des Vortrages, von der Kehrtwendung und dem Zusammenklappen der Stiefelabsätze ab.

Brandenburg ist nicht das einzige Beispiel. Viel schlimmer sind die Schulen, die noch ein paar hundert Kilometer weiter von Berlin abliegen. Da ist etwa noch die Polizeischule von Sensburg, im tiefsten Ostpreußen. Dort geben sich die Herren Polizeioffiziere ganz ungezwungen. Obgleich die Anrede in dritter Person bereits seit 1919 untersagt worden ist, müssen selbst die Hilfslehrer in dieser angeredet werden. Der sogenannte Unterricht steht nur auf dem Papier. Falls im Unterricht ein Beamter wagt, seinen Lehrer etwas zu fragen, also Interesse für eine Sache zu zeigen, so ists um ihn geschehen: „Ich verbitte mir alle Spitzfindigkeiten!" pflegt einer der Lehrer von Sensburg, ein Hauptmann Hildebrand, in diesen Fällen zu bemerken. Und gradezu berühmt geworden ist desselben Hauptmanns Ausspruch zu einem seiner Schüler: „Sie haben in Ihren Prüfungsarbeiten eigene Gedanken verwertet, solche Sachen sind für Sensburg unangebracht." Weniger unangebracht dagegen ist Griffekloppen, Exerzieren, Marschieren, Sturmangriffüben, Der-Feind-steht-links-Lernen. Hier, was ein Beamter, der in Sensburg „ausgebildet" wurde, darüber sagt. Ich gebe aber nur einen ganz kurzen Auszug: „Während der Teilnahme am Lehrgang fand ein Vortrag durch den Postdirektor F. von der Deutschen Kolonialgesellschaft statt, jener Vereinigung, die es offiziell ablehnt, bei ihren Tagungen die Reichsflagge zu zeigen oder zu garantieren, daß der heutige Staat durch Redner nicht herabgesetzt wird. Uns war es nahegelegt, an diesem Vortrag, für den jeder von uns

dreißig Pfennig zu bezahlen hatte, teilzunehmen. Nach der geübten Praxis ist dieses ‚Nahelegen' für jeden von uns eine Pflicht, wenn er nicht Gefahr laufen will, sich Benachteiligungen auszusetzen. Im Kasino der Polizeischule gibt es nur den ‚Tag' und die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung'. Während der Weihnachtsfeier war der Speiseraum festlich hergerichtet und mit Fahnen ausgestattet; die Reichsflagge fehlte. Polizeianwärter und sonstige Teilnehmer am Lehrgang ziehen unter Absingen von Kriegsliedern durch die Stadt. Polizeianwärter müssen stets in Uniform ausgehen, obwohl durch Ministerialerlaß hierfür bestimmte Vorschriften gegeben sind."

Natürlich ist der innere Dienstbetrieb nicht weniger straff militärisch organisiert. In Berlin zum Beispiel müssen selbst die Telegraphisten erst eine Prüfung im Exerzieren und Griffekloppen mit „Gut" bestehen, bis sie geeignet sind, in einem Revier Telegraphendienste zu tun.

Das System ist schuld. Um dies zu erkennen, braucht man nicht gleich Mitglied des Feindbundes zu sein. Man braucht nur die Zahlen des Polizeioffizierkorps von 1914 mit der heutigen Stärke des Schutzpolizeioffizierskorps zu vergleichen, um . . . aber ich muß ernstlich befürchten, einen Landesverratsprozeß an den Hals gehängt zu bekommen, wenn ich deutlicher werde.

„Wenn die Staatsgewalt tatsächlich vom Volke ausgehen soll, dann ist es ein unerträglicher Zustand, daß sie von jungen Offizieren unter militärischen Begriffen aufgefaßt und dargestellt wird und deshalb nicht dem Schutze der steuerzahlenden Bevölkerung dient, sondern eine direkte Bedrohung des Publikums wird."

So schrieb vor ein paar Tagen Herr Schrader. Aber unsre zuständigen Stellen lassen sich durch Klausener und seine hohen Offiziersfreunde informieren. Niemand darf sich also wundern, daß Herr Braun seine allerliebste Rede im Landtag mit diesen Worten ausklingen ließ: „Ich kann daher den Polizeibeamten, die bei den letzten Vorkommnissen eine so schwere Probe bestehen mußten, nur meine Anerkennung aussprechen." Nur die kommunistischen Abgeordneten erhoben Einspruch.

Sic transit gloria Socialdemocratiae.

Gerechtigkeit auf Kugellagern von S. Alher

Mit gewaltigen Schritten eilt Deutschland seiner völligen Amerikanisierung entgegen. Am Rhein und an der Ruhr, in Mitteldeutschland und in Sachsen wird der deutsche Arbeiter nach original amerikanischen Methoden ausgepreßt, nach original amerikanischen Methoden bespitzelt, von der Polizei mit dem original amerikanischen Gummiknüppel niedergeschlagen, original amerikanisch (Marke: dritter Grad U.S.A.-Police) verhört und vor Gericht gestellt. Hier allerdings ist die Angleichung an Amerika noch nicht vollkommen. Die Justizmaschine, made in Germany, arbeitet zwar nicht weniger gut und sauber als ihre amerikanische Schwester, aber ebenso wie wir uns noch immer statt mit dem modernen,

eleganten und praktischen elektrischen Stuhl mit Galgen und Schwert begnügen müssen, ebenso müssen wir leider bemerken, daß unsere Rechtspflege noch immer keine so absolut verläßliche Dienerin der großen Konzerne ist wie die Amerikas.

Da ist es nun ein großer Trost, daß sich, wenn auch noch nicht in Berlin, so doch wenigstens in der Hauptstadt des Königreiches Bazille ein Gericht gefunden hat, das diese Aufgabe, Konkurrenz auf dem Rechtswege totzuschlagen, erfaßt hat. Der Stuttgarter Prozeß, Norma gegen Riebe, ist ein Schulbeispiel dafür, wie solche Konzernkämpfe erfolgreich auszufechten sind. Denn um es vorwegzunehmen, das befohlene Ziel wurde erreicht: die Riebewerke sind in den Besitz des Normakonzerns übergegangen.

Worum ging es in diesem Prozeß? Werkspionage? Verrat von Betriebsgeheimnissen? Lächerlich, das war nur das Aushängeschild für den naiven Zuhörer. In Wirklichkeit war der Fall ein sehr einfacher. Hier stand auf der einen Seite ein mächtiger Konzern, die S.K.F. Norma, die so ziemlich die ganze europäische Kugellagerindustrie kontrolliert, auf der andern Seite ein unangenehmer Outsider, die Riebe-Werke, der trotz aller Bemühungen sich nicht in die Einheitsfront der Kugellagerindustrie einreihen lassen wollte. Er mußte daher dazu gezwungen oder vernichtet werden, Dieses Kriegsziel hat der Generaldirektor der Norma, Boeninger, selbst ganz offen zugegeben, als er seinen Gegnern noch am Vorabend des Prozeßbeginnes den Vorschlag machte, die Riebewerke an seinen Konzern zu verkaufen, wogegen er bereit war, den gestellten Strafantrag zurückzuziehen. Do ut des! Ob Riebe wirklich das eine oder andre Betriebsgeheimnis von Norma reell oder unreell erworben, ist in diesem Zusammenhang völlig belanglos. Ist doch der Begriff des Konkurrenzvergehens ebenso dehnbar wie der Begriff der kaufmännischen Ehrbarkeit überhaupt. Der Weg „vom Stift zum Handelsherrn" ist nicht immer ein grader, und „Soll und Haben" der kaufmännischen Ehre lassen sich nicht immer ohne Verlust an diesem Luxusartikel bilanzieren. Maßgebend war immer allein der Erfolg. Und in unserm speziellen Fall schien er auf Seiten Riebes zu liegen.

Schien — denn im entscheidenden Moment stellte es sich heraus, daß es zwar vielleicht kein „Kammergericht in Berlin" mehr gibt, wohl aber ein Landgericht in Stuttgart. Da wurde nun der ganze Apparat losgelassen. Werkspitzel, Pinkertons, die sich als staatliche Beamte ausgeben, Hausdurchsuchungen, Verhaftungen, Verhöre, es ist kein Spaß, der deutschen Justiz in die Klauen zu geraten! Doch dies alles ist aus andern Prozessen bekannt. Auch die Verhandlungsführung durch den Vorsitzenden, Überheblichkeit und Feldwebelallüren, gemildert durch Unsicherheit, sind wir von den Herren Niedner, Bombe und wie sie alle heißen, gewohnt. Auch, daß der Angeklagte Rosenthal von Riebe und der Zeuge Boeninger von der Norma gegenseitig die Frage aufwerfen, was sie während des Weltkrieges geleistet und jeder ein größerer Held als der andere sein will, die Ansicht, daß Heldentum im Felde (an und für sich sehr fragwürdig) ein Befähigungsnachweis zur Leitung

einer Kugellagerfabrik bedeutet, daß vier Jahre Tätigkeit als Schlachtvieh ein Zeugnis für hervorragende Anständigkeit bildet (wobei sie bestenfalls ein Zeugnis für verminderte Widerstandsfähigkeit sein kann), auch dies ist für das Deutschland der letzten zehn Jahre typisch neu, und amerikanisch ist, daß als dies auf Wunsch eines Konzerns in Erscheinung kommt, daß die Justiz offen zur Austragung von Konkurrenzkämpfen verwendet wird. Neu ist auch die Haltung des „altpreußischen" Justizrates Eschenbach, seinen Mandanten Uhlich durch Eingaben an die Staatsanwaltschaft und in seiner Zeugenaussage zu belasten. Jedenfalls beweist die von ihm schriftlich vertretene Ansicht, es sei lediglich eine Honorarfrage, inwieweit Kollisionsgefahr zwischen den Angeklagten Uhlich und Kahn bestehe, daß dieser alte Preuße sich überraschend schnell in einen jungen Amerikaner verwandelt hat.

Während Norma und Riebe so den Kampf bis aufs Messer führten und jeder sich als Anwalt und Verteidiger des geistigen Eigentums gerierte, erschien auf ein Mal Herr Ingenieur Gerstadt aus Berlin und erklärte unwidersprochen, daß er der eigentliche Konstrukteur jener berühmten Schulterschleifmaschine ist, die im Mittelpunkt der Kampfhandlung stand. Er erklärte, daß er sie bereits vor mehr als zwanzig Jahren gebaut, und daß er sich erst vor einigen Jahren wieder mit dieser Spezialmaschine beschäftigt habe. Nach verschiedenen Verbesserungen habe er sie der Norma und auch den Riebe-Werken angeboten, doch hätten beide abgelehnt. Daß Norma sofort mit den schwersten Geschützen drohte und Gerstadt warnte, sich weiter mit dieser Materie zu beschäftigen, da diese Eigentum der Norma sei (eine Materie als Eigentum eines Industriekonzerns!), ist für die Verquickung von Gericht und Geschäft bei dieser Firma charakteristisch. Trotz dieser Drohung hat Gerstadt die Patente für seine Erfindung angemeldet. Er ist aber nicht in der Lage, den Beweis zu führen, inwieweit Riebe und Norma seine Konstruktionen für ihre Maschinen benutzten, da ihm als Außenstehenden das Betreten der Fabriken selbstverständlich verboten ist. Ein deutsches Erfinderschicksal! Über diese juridisch-technische Seiten des Prozesses, wie überhaupt über die Rolle der deutschen Industrie als Schützerin geistigen Eigentums und Förderin ihrer angestellten Ingenieure wird noch gesprochen werden müssen. Und keine noch so energische Bemühung Herrn Doktor Cremers vom Reichsverband der deutschen Industrie „im Interesse des deutschen Wirtschaftsfriedens" wird es verhindern, daß diese Frage völlig geklärt wird.

Der Prozeß ist zu Ende. Norma hat Riebe um sechseinviertel Millionen Mark aufgekauft und es wäre nur recht und billig, wenn Landgericht und Staatsanwaltschaft Stuttgart für ihre Bemühungen die geschäftsübliche Vermittlungsprovision zugebilligt erhielten. Lendenlahme Erklärungen der Beteiligten können am Sachverhalt nichts ändern. Ein deutsches Gericht hat sich zum Sachwalter von Privatinteressen mißbrauchen lassen. Das Ansehen der deutschen Justiz ist seit Jahr und Tag im Sinken. Die Kugellager von Stuttgart werden diesen Sturz beschleunigen.

La Comique Voyageur von Peter Panter

„Und daraus ergibt sich völlig unzweideutig zweierlei, was künftige Kritiker wohl berücksichtigen mögen: Erstens, daß Graf Keyserling bis heute trotz aller Wirkungskraft und sogar Popularität seiner Persönlichkeit nahezu ebenso unverstanden ist, wie es Nietzsche bei Lebzeiten war. Und zweitens, daß er nicht darunter leidet. Er ist wirklich ein Einsamer, wesentlich; sein Verhältnis zu den anderen ist ein rein schenkerisches, er bedarf ihrer nicht. Es wäre gut, wenn in Deutschland endlich begriffen würde, daß es auch solche gibt."

Mitteilungen der Schule für Weisheit, Darmstadt
Deutschsprachige Ausgabe

Wir haben uns vor acht Tagen über ein Buch Hermann Keyserlings unterhalten. Der Mann tut etwas für sich — das kann man nicht leugnen. Mit welchem Erfolg —?

*

Auf den Tagungen der Schule der Weisheit sprechen neben dem Philosophen, dessen Verlag einen Armleuchter rechtens im Wappen führt, ebensolche Schwätzer wie er, sowie ernste und vernünftige Leute. Aus den gedruckten Berichten ist eine geistige Einheit dieser Vorträge nicht zu ermitteln. Sie muten den Außenstehenden wie ein überflüssiges Gesellschaftsspiel an; die Möglichkeit, daß die Lokalatmosphäre einen andern Eindruck hervorruft, soll offen gelassen werden. Nun ist das aber in Deutschland so, daß auch nur etwas hervorragende Geister entweder allein bleiben oder die Anhänger zur Sektenbildung verführen. Das Nebeneinander der zehntausend „Meister", die Deutschland aufweist, ist grotesk; jeder in seinem Zeltlagerchen unfehlbar und ein kleiner Papst; jeder angebetet und sinnlos, weil beziehungslos verehrt, und jeder von dieser faden und fatalen Ausschließlichkeit erfüllt, die den falschen Fanatiker vom echten unterscheidet. Die Qualität der Gefolgschaft ist die beste Kritik des Führers.

Wenn über Keyserling nichts vorläge als die Hefte „Der Weg zur Vollendung", so genügte das zur Information reichlich. Ihr Eindruck ist vernichtend.

Die Aufsätze des Schriftgelehrten verdienen keinerlei Kritik. Aber was er da über sich und sein Werk zusammenschreiben läßt — im Sinne von: faire und laisser —, bewirkt in unsereinem das Gefühl, das entsteht, wenn einer auf dem Konzertpodium stecken bleibt. Man schämt sich für ihn.

Am lustigsten ist seine Mischung von belehrender Weisheit und ungezogener Frechheit, die dem Mann nach allem, was wir über ihn zu hören bekommen haben, eigen sein muß. „Der Gegensatz ist für ihn nicht das Letzte, ebensowenig wie der Kontrapunkt für einen Beethoven das Letzte war." Das ist bar jeden Sinnes — aber möge er. Daneben: „Und selbstverständlich ist es, daß Graf Keyserling sich hier jedes Dreinreden verbittet." Der Philosoph Husserl! Nehmen Sie Ihren phänomenalen Bauch zurück! Cassirer! Hat der Kerl wieder seinen Logos nicht geputzt! Verfluchte metapherdammte Himmel-

hunde! Vizefeldwebel der Weisheit, Untroffzier oder Schersant — das ist hier die Frage.

Über die Ausdrucksweise des Mannes, die wie jeder Stil Gedanken und Gedankenlosigkeit verrät, ist kaum noch zu reden. „... Keyserling habe ihm gesagt, er fände die Stimmung auf dieser Tagung um 1000 Prozent gehobener ..." das gibts nur noch bei Roda Roda, wo ein Wendriner, von seiner Gattin auf die Schönheit des Sonnenunterganges am Meere aufmerksam gemacht, antwortet: „Na, und der Posten Möwen ist gar nichts —?"

Nichts komischer, als wenn ein Mittelmäßiger Genie posiert. „Es ist nicht zu glauben, was mir monataus, monatein zu lesen zugemutet wird." Und uns erst —! Dabei hat ers noch gut: er braucht wenigstens nicht seine eignen Schriften zu lesen ... Immer protzt er und immer will er imponieren. Da hat er ein Buch aufgetrieben, das ihm die philosophischen Grundlagen des Fascismus zu enthalten scheint. Folgerung: „So war es denn wieder ein Philosoph, zu dem die spätere politische Wirklichkeit als zu ihrem geistigen Vater aufzublicken hat." Dahinter die unsichtbare Imponierklammer: „Achtung! Ich bin auch ein Philosoph. Also ..." Wie kindlich, wie naiv, wie falsch und wie billig!

Für die Anhängerschaft ist offenbar nichts zu billig. Sie wird zensiert, angeschnauzt, geschuhriegelt und kommandiert — wahrscheinlich tut das den Leuten wohl. Der alte Trick, die eigne Kleinheit durch die Größe des Vorzimmers zu verdecken, wird auch hier angewandt. Er „persönlich" schreibt nicht alles — manches läßt er durch seine Leute machen. (Melodie: „Ich werde das mit meinen Herren besprechen!") Von einem Buch des seligen Oskar A. H. Schmitz: „... enthält u. a. den folgenden Passus, welcher dem Grafen Keyserling besondere Freude bereitet hat, weil er seine von ihm persönlich gemeinte Stellung in der Schule der Weisheit sehr glücklich formuliert." Schmitz, einen rauf — kann er aber nicht. Es sind lauter Primusse.

Von den dienenden Schreibern wird Keyserling behandelt wie der liebe Gott, Luxusausgabe. „Wir sehen uns gezwungen, jetzt auch schriftlich kundzugeben, was bisher in dieser Form nur mündlich verbreitet wurde: daß Graf Keyserling außerordentlich dadurch gestört wird, wenn er ohne Voranmeldung eine Woche vorher Besuch erhält." Abgesehen davon, daß diese Schüler der Weisheit keinen Satz schreiben können, ohne einen schweren Fehler der Dummheit zu machen: das ist der typische Sekten-Satz. Genau so hat es um Rudolf Steiner geklungen; diese respektvolle Behutsamkeit auf Filzparisern — tritt einmal kräftig mit dem Stiefel auf, und Größe und Isoliertheit zerstäuben wie Mottenpulver.

Aber sage mir, wen du zu Gegnern hast, und ich will dir sagen, was du für ein Kerl bist. Dieser zum Beispiel hat Blühern.

Das ist der Philosoph der berliner westlichen Vororte, wo die Kleinbürger wohnen — ein ewiger Steglitzer. Der hat sich bis ins Mannesalter etwas durchaus Infantiles bewahrt — nicht

etwa Jungenhaftes, sondern eine stehengebliebene Pennälerphantasie; alles, was er schreibt, trägt heute noch die Pickel einer mühevollen Zeit... Der also hat einen „offenen Brief" an Hermann Keyserling gerichtet: „in deutscher und christlicher Sache": ein Buchhalter, der auf einen Maskenball als Martin Luther geht. „Die Elemente der deutschen Position" heißt das Ding.

Was die beiden — Keyserling und Blüher — von einander wollen, weiß ich nicht. Keyserling hat den andern für einen großen Magier erklärt, und Blüher buckelt vor jenem herum, ein ziemlich scheußlicher Anblick. Seite 41: „Deutschland weist von allen Ländern am markantesten und unfehlbarsten zwei solcher verpflichtenden Gestalten auf, die durch ihr Alter schon in die mythische Sphäre gerückt sind, und denen deshalb, ja nur deshalb, eine wahre historische Macht innewohnt." Wer? — „Hindenburg und Stefan George." Dies „Und" ist das schönste „Und", das je in deutscher Sprache geschrieben worden ist.

In Blüher tobt durchaus und durchum der Kampf der Tertia. „Von George noch zu reden erübrigt sich; aber es ist Ihnen vielleicht neu zu erfahren, daß Hindenburg der angesehenste Mann der Welt ist." Fragen Sie den Vorsteher des Postamts in Steglitz, und er wird Ihnen das bestätigen.

Rührend die den Fascisten abgeborgten Versuche, die Exzesse eines wild gewordenen Volkstums als „modern" und die Demokratie (lies: Sozialismus, lies: Bolschewismus, lies: Judentum, lies: und überhaupt) als abgestandene Reaktion aufzuzeigen. Wenn Mussolini das in Italien predigt, so mag daran ein Gran Wahrheit sein; wenn diese wolkigen, schwammigen und des saubern und hellen Denkens unfähigen Gehirne, etwa um Stadler, das besorgen, so wirkt es rührend. Stellenweise ist das Heftchen sanft übergeschnappt — ist Blüher nie aus Deutschland herausgekommen? Deutschland, „das Land, gegen das alle Welt mit Recht Krieg führt (weltlich gesprochen), weil alle Welt das Zustandekommen der germanisch-christlichen Sakralunion verhindern will." Kann diesen Leuten denn niemand ein Schiffsbillett nach London kaufen, damit sie sich einmal mit gebildeten Engländern unterhalten?

Das ist unter anderm die Sorte Literatur, die Keyserling hervorruft, und wir wollen gewiß nicht stören; dergleichen geht ja wohl nur die beiden Beteiligten an. Und Jungnickeln. Der schreibt über Blühern sein Buch: „Wir hatten im Felde einen Major, einen eisernen, spartanischen Kerl, der keine Etappe kannte, kein Hintensitzen, wenn alles vorging. Seine Losung war: Sieg oder Tod! Da las ich das obige Buch, und sofort war er wieder da, der große, graue Schatten dieses Soldaten. Ein verwegener Kämpfer." So, und nun geh wieder ins Körbchen.

*

Das alles läßt aber den darmstädter Armleuchter nicht ruhn. Er reist.

Theophrastus hat uns hier neulich erzählt, wie sich Kayserling in Amerika betragen hat. Wie ers anderswo treibt, läßt er in seinen „Wegen zur Vollendung" verkünden. „Von Budapest

ging es nach Rumänien, wo Graf Keyserling eine Woche lang gradezu großartig aufgenommen wurde. Die Seele der Interessierten war die Fürstin Alexandrine Cantacuzène... Alles, was in Rumänien führt, wetteiferte darin, der Person und dem Werk des Grafen Keyserling sein Interesse zu bekunden, von der Königin über die Spitzen der Regierung... (Imponierklammer: „Wat sachste nu —?") ... Besonderer Dank gebührt hier dem deutschen Botschafter Nadolny..." Das ist ein weites Feld.

Der Typus des mittlern deutschen Diplomaten ist nach dem Kriege zweifellos um eine Winzigkeit besser geworden; es geht auf den Botschaften und Gesandtschaften allerdings noch etwas unsicher zu: man weiß nicht so genau ... Macht diese Sorte meist reaktionärer Beamter das, was in jenen Kreisen „Kulturpropaganda" genannt wird, so hat man immer den Eindruck, daß ihnen der Kragen reichlich eng ist; sie fühlen sich nicht sehr wohl dabei. Erstens interessieren sie sich einen Schmarren für die deutsche Kultur, wenn es sich nicht um die zu nichts verpflichtende Musik handelt; zweitens kann man nie wissen, und drittens besteht durchweg und überall noch die Anschauung, daß der Eingeladene allemal der Geehrte sei. Darin werden diese Beamten des Auswärtigen durch die Katzbuckelei der meisten Literaten, Künstler und Journalisten stark unterstützt, jeder wird schließlich so behandelt, wie er es verdient. Die „Prominenz" ist von ihrer eignen Wichtigkeit begeistert, und was darunter ist, kriecht. Denn die tiefe Unsicherheit dieses Bürgertums ist heute noch so groß, daß es hochgeehrt die Luft dieser Kreise einatmet, deren Qualifikationsvokabeln von: „höchst übel" bis: „ein sehr ordentlicher Mann" reichen, und niemand ist so hoffärtig und hoffertig wie der diplomatisch „akkredierte" Journalist, vor dessen Verlag der Diplomat lange nicht so viel Angst hat wie der vor ihm.

Die Botschafter und Gesandten selbst können ihre wahre Natur nicht sehr lange verleugnen. Es mag sein, daß an kleineren Plätzen wirklich demokratische und innerlich freie Männer sitzen; das Gros besteht aus den Korpsbrüdern des Herrn Domela, und weil jeder Deutsche zunächst gegen jeden Deutschen ist, so ist die Atmosphäre auf einer Durchschnittsbotschaft nicht grade als sehr amüsant anzusehen. Immer wieder erschreckend ist die tiefe Beziehungslosigkeit dieser reichlich überschätzten Funktionäre zu allem, was Deutschland wirklich wertvoll macht; wirklich wohl fühlen sie sich nur unter ihresgleichen, unter Beamten, Militärs, Adel, Gutsbesitzern und sehr reichen Industriellen. (Am besten wäre demnach ein ehemaliger adliger Generalstabsoffizier mit Petroleumaktien.) Es ist nicht sehr erheiternd zu sehen, wer uns immer noch im Ausland repräsentiert.

Was diese Kulturzentren mit Keyserling anfangen, ist leicht zu verstehen. Ein Philosoph, gemildert durch den Grafentitel, ein Graf mit einem leichten philosophischen Fleck auf dem Wappenschild — damit läßt sich auskommen. Aber selbst denen hat er Kummer und Elend gemacht; selbst denen ist er auf die reichlich dicken Nerven gefallen; selbst in diesem Milieu

hat er keinen Erfolg gehabt: eine Schießbudenfigur, drei Schuß zu fünfundzwanzig.

Was er sonst im Auslande anrichtet, ist, ganz im Gegensatz zu seinen rosigen und donnernden Schilderungen, als Unfug zu bezeichnen. Ein schwedischer Diplomat sprach jüngst mit Ironie und Entrüstung von der Schilderung, die jener von den schwedischen Frauen entworfen hatte, und er tat es sehr objektiv, weil es ja weit über den lächerlichen Paß hinaus eine Internationale der vernünftigen Menschen gibt. „Niemand nimmt ihn bei uns ernst", erzählte der Schwede, „man hat über ihn gelacht." Die Leute müssen auf schwedisch gelacht haben, denn Keyserling, der kein Schwedisch versteht, hat es für Beifall gehalten. Skal —!

Der Weg zur Vollendung? Bitte zweiten Gang links, die erste Tür.

*

Die pariser Chansonniers haben eine Reihe von bekannten Größen, über die sie sich ständig und traditionell lustig machen: Citroën und Cécile Sorel und Mistinguett und Doumergue — „têtes de Turque" nennt man das. Dazu scheint mir jener gut genug. Im Ernst soll hier nicht mehr von ihm die Rede sein.

Im Ernst repräsentiert Hermann Keyserling nichts als eine gewisse schlechte und gleichgültige, wertlose und ephemere Schicht Deutschlands. Er ist ein gefährlicher Exportartikel, ein Kerl, der auf den verbogenen Stelzen seines Stils durch die Welt stakt, ganze Porzellanläden umwirft und bestimmt überall da aneckt, wo es den Inhabern der fremden Wohnung weh tut. Immerhin gibt es in Deutschland rechts und links wertvolle vernünftige Menschen ... Unsre Aushängeschilder aber heißen: Graf Luckner, Reichskanzler a. D. (außer das) Michaelis; Altreichskanzler Fürst Luther; Reichswehroffiziere aller Schattierungen, von so grün bis zum tiefsten Schwarz, Schnellschwimmer, Schnelläufer, Schnellboxer und ein Schnellredner: der darmstädter Armleuchter.

Tat twam asi, Deutschland —?

O Straßburg von Kurt Kersten

Wenn man in Appenweier aus dem überfüllten D-Zug Berlin—Genua hinüberwechselt in das kleine Lokalbähnchen, das einen nach Kehl bringen soll, hat man unwillkürlich das Gefühl, irgendwohin, in einen der stillsten Winkel der Welt verschlagen zu sein. Man fühlt sich sitzengeblieben, als wäre ein Zug, ein Schiff davongefahren, und begänne nun eine Robinsonade abenteuerlichster Art.

Wie auf einer Fähre durchquert man die Ebene zum Rhein; verlassen scheint dies weite Wiesenland, still liegen die kleinen Ortschaften wie Inseln. Im Durchgangswagen hört man fast alle Sprachen Europas: da sind zwei junge Inder, die in Berlin Medizin studiert haben, mit Instrumenten schwer beladen über Marseille zurückwollen — nach Bombay, nach Kal-

kutta. Zwei tiefbraune Gesichter — fremden Vögeln gleichend, mit wundervollen sanft leuchtenden, träumerischen Augen.

In Kehl müssen alle aussteigen. Wir sind gelandet. Die Welt scheint hier ein Ende zu haben. Der Vorhang fällt. Man wird in einen schmalen Gang verwiesen, gerät in eine Bretterbude, hört, spricht eine andre Sprache, zeigt Papiere vor, wird ein wenig ausgefragt, nach einer andern Tür verwiesen, und wenn man wieder ins Freie tritt, geht der Vorhang wieder hoch: die kehler Eisenbahnbrücke liegt vor unserm Blick; der Fluß dort mit den flachen, breiten Lastschiffen ist der Rhein, auf der Chaussee hart an der Brücke zieht eben ein Trupp blauer Infanteristen vorüber — wir sind im kehler Brückenkopf, in einiger Entfernung schwimmt im Nebel matt erkennbar ein bekanntes Bild: der Münsterturm von Straßburg. Und wenn eine Weile verstrichen ist, sitzt man wieder in einem Pendelzug, langsam geht es über die Brücke nach Frankreich hinein, im großen Bogen um die Stadt herum. Zwischen Fluß und Stadt ist das ganze Erdreich aufgewühlt, sie bauen Brücken und führen Bauten auf; in der Nähe liegen viele neue Arbeiterwohnhäuser, langgestreckt niedrig, mitten im Gelände zwischen Bergen von Schutt und Ziegelsteinen; kein Idyll, trostlos anzusehen.

Man hört auf den Straßen, in den Läden französisch und deutsch sprechen; in den Zeitungskiosken hängen ebenso viele deutsche wie französische Blätter, es fällt vor allem auf, daß Ullstein dominiert. Die Straßennamen sind französisch; Straßen, die schon vor 1870 deutsche Namen führten, sind in beiden Sprachen beschildert.

Es ist sehr still in der ganzen Stadt; die Innenstadt rings ums Münster, um den Kleberplatz, an der Ill liegt noch immer so verträumt und versonnen wie so einst. Auf dem Münster weht nicht einmal die Trikolore.

In der alten Weinkneipe sitzen in bunter Reihe Deutsche und Franzosen; der Kellner spricht an unserm Tisch bald deutsch, bald französisch, am Büfett gibt er seine Aufträge im elsässischen Dialekt, und so wird diese kleine alte Kneipe in dem schönen Holzfachhaus zu einem Gleichnis für die Vermittleraufgabe, die das Elsaß zu lösen hat und lösen könnte, wenn nicht — nun wenn nicht auf beiden Ufern Mächte säßen, die in „Großer Politik" machen.

So spricht man deutsch, so spricht man französisch, so lebt man neben — und durcheinander, und nur miteinander scheint das Leben nicht möglich. Auf der Ill liegen immer noch die alten überdachten breiten Kähne, auf denen abgehärmte Proletarierfrauen Wäsche waschen. In den Gassen des „Kleinen Frankreich" stehen immer noch die alten Fachwerkhäuser zum Entzücken romantischer Gemüter, die kulturverschmockt durch diese engen, lichtlosen Gassen gehen und nicht zusammenschrecken, wenn sie in die schauerlichen Höhlen blicken, in denen Menschen ihr Leben verbringen müssen.

Am Broglieplatz verändert sich das Bild etwas, in dem alten berühmten Café hocken am Nachmittag die Kaufleute von Straßburg und quatschen von Geschäften und stehen in

Gruppen herum, wie auf der Börse, und spielen Billard, Karten, man hört kaum ein deutsches Wort; plötzlich weiß man bestimmt, daß man in Frankreich ist; solches Gewirr bei absoluter Gelassenheit, solche Geschäftigkeit ohne Hetze sind bei uns nicht mehr möglich. Das merkantile und finanzielle Bürgertum hat gewiß seinen Frieden mit Paris geschlossen. Die Unruhe stammt vom Klerus, der an der Autonomiepropaganda ein kulturreaktionäres Interesse hat, die Unruhe wird zu einem gewissen Teil von Elementen genährt, die sich vor dunklem Hintergrund bewegen.

Die eigentliche Unruhe aber rührt aus ganz andern Ursachen her, und ihre Träger stehen am Tag in den Fabriken, in den Kontoren, und ihre Sorgen sind andrer Art.

Am Broglieplatz steht auffällig in einen Winkel gedrängt ein neues Denkmal; auf niedrigem Sockel stürmen, das Kampflied auf den Lippen, Sansculotten unter der Trikolore zum Angriff vor, und auf dem Sockel steht ein Datum: 22. November 1918.

Das Denkmal ist Rouget de Lisle gewidmet, der die Marseillaise in Straßburg gedichtet hat; und das Datum bezeichnet jenen Tag, an dem die französischen Truppen in Straßburg unter dem Jubel der Bevölkerung einmarschierten.

Auch damals wurde die Marseillaise gesungen, aber in derselben Stunde wurde auf dem Münster von den Soldaten Fochs die Rote Fahne eingeholt und die Trikolore gehißt. Die Männer, die am 9. November die rote Fahne aufgezogen hatten, sangen nicht die Marseillaise, sondern ein andres Lied. Und der Jubel der Bürger hatte gewiß zwiefachen Grund... Ein tragisches Geschick verfolgt dies Land zu jeder Zeit.

*

Unter der Hohenzollernherrschaft hat man ein neues Straßburg gebaut, ein fürchterliches, brutales, protziges Stadtviertel, ein barbarisches Stilgemenge aller Zeiten — das ist jener Teil, in dem die Statthalter des Kaisers residierten, für den das Elsaß immer nur ein „Festungsglacis", „Feindesland", war. Alle diese herausfordernden, verkitschten, plumpen, aufdringlichen, herrischen Bauten sind geblieben, mußten bleiben, und so hatte die Kaiserzeit vielleicht für Jahrhunderte ihr Andenken äußerlich hinterlassen. Von allen Denkmälern der Kaiserzeit, einer schrecklichen Zeit, hat man das Goethe-Denkmal stehen gelassen — dies lächerliche, peinliche Produkt einer Konditorseele von Bildhauer; man hätte sich durch die Beseitigung dieser Geschmacklosigkeit gewiß ein Verdienst erworben, aber man hat einige Schritte weiter ein Pasteurdenkmal errichtet — im gleichen Konditorgeist...

*

Es ist äußerlich eine ruhige Stadt, und nichts verrät die Gärung, die das ganze Land erzittern läßt. Es ist eine Stadt mit typischen französischen Merkmalen. Diese weiten Plätze, diese schmalen Häuser mit den Rolläden, den Balkons, den Fenstern, den Loggien sind französisch. Französisch ist die Gotik der Kathedrale, der Kirchen, französisch ist das Barock der alten repräsentativen Gebäude. Und ganz gewiß ist die

lässige freundliche Art, wie die Menschen sich hier geben, bestimmt nicht preußisch, nicht einmal mehr deutsch. Deutsch sind nur die Monumentalbauten, Schöpfungen von Eindringlingen, die aus eignen Kräften nichts zu geben vermochten und ihren geborgten Ramschstil mitbrachten.

*

Diese Stadt ist französisch trotz aller Not; die wird fühlbar, wenn man mit Arbeitern spricht: die Teuerung — üblich in Grenzgebieten, doppelt schwer zu ertragen in Zeiten der Rationalisierung. Der Zwang zum Militärdienst, obendrein noch in fernen Gebieten. Früher mußte man nach Magdeburg, jetzt nach Brest. Die Verwaltung, die Justiz, die Sprachenfrage. „Mein Junge versteht mich bald nicht mehr." Der Kampf mit der Kirche, die Trennung von Kirche und Staat ist nicht durchgeführt. Die mangelhafte soziale Gesetzgebung, der zähe, schwere Kampf der Gewerkschaften um minimale Erleichterungen.

Der Kampf geht nicht um Französierungstendenzen, die nationale Frage spielt keine Rolle, es geht um den ewigen Kampf zwischen Besitz und Nichtbesitzenden. Und weil alles in diesem Land an sich schon kompliziert ist, erscheint das elsässische Problem doppelt schwer verwickelt und wird nie zu lösen sein, solange Europa bleibt, wie es heute ist.

Zur Erkenntnis der Juden von Arnold Zweig

Aus Rezensionen und gelegentlichen Schriften habe ich entnehmen können, ein wie fanatischer Zionist und Nationaljude ich sei, wobei man unter einem Nationaljuden sich etwas ähnliches wie einen jüdischen Völkischen vorstellte, nämlich Jemanden, dem das Jüdische zum höchsten Wert der Welt, zum Maßstab aller Dinge und zum monoman bestarrten und gestreichelten Nabel des Seienden wurde, während man unter einem Zionisten sich einen Kraftkerl vorzustellen schien, der nur darauf lauerte, die gesamte Judenheit mit Stumpf und Stiel aus Europa und Amerika auszureißen und mit einem Ruck in Palästina niederzusetzen, daselbst einen jüdischen Staat zu gründen, lebhaft über die Araber herzufallen, die siebenundeinhalb christlichen Kirchen Palästinas zu entrechten oder ihrer biblischen Heiligtümer zu berauben, die Omarmoschee in eine jüdische Synagoge zu verwandeln und einer jüdischen Finanzdynastie die alte Krone der Daviden aufs Haupt zu setzen. Und immer wunderte man sich, wenn ich zu einer allgemeinen europäischen oder deutschen Angelegenheit das Wort nahm, daß ich dann Ähnliches aussprach wie jeder linksstehende, aus überzeugter und leidenschaftlicher Hingabe an der Verbesserung der Welt arbeitende deutsche Schriftsteller. Dieser Sachverhalt begann mich zu beschäftigen erst, als mir deutlich wurde, wie sehr er die Interpretation meiner Bücher bei einer Leserschaft, auf die es mir ankam, zum Beispiel bei Kurt Tucholsky, schon im Aufnehmen bestimmte. In einem Buch „Juden auf der deutschen Bühne" zum Beispiel stand eine Bemerkung: in ihm könne leider von Brecht nicht ausführlicher die Rede sein — leider, meinte

ich, weil Brecht eben kein Jude und infolgedessen nicht Gegenstand dieses Buches sei; leider, las Tucholsky, weil Brecht kein Jude sei, und weil ich einen mir wertvollen Autor nur mit Bedauern unter den Nichtjuden sehen könne. Ich muß gestehen, dies gab mir zu denken; nicht über mich und meine Haltung, denn sie erwies sich bei kurzer Überprüfung als völlig in Ordnung, sondern über die unruhige und aufgeregt zuckende Art, mit der man — nicht etwa Kurt Tucholsky, er war nur Anlaß, nicht Exempel — in weiten Kreisen und just in jüdischen, noch immer zur Kenntnis nimmt, daß etwas Jüdisches von Juden geleistet oder betrachtet, bewertet oder zergliedert wird. Und es scheint mir hier, wo ich den ersten Band der großen jüdischen Enzyklopädie, der „Encyclopaedia Judaica" des Verlages Eschkol anzeigen will, passend, ex cathedra zu reden — „amtlich wird verlautbart" — nämlich über Judensachen.

Ich habe immer die Leute bedauert und zu gleicher Zeit auch niedrig eingeschätzt, die sich, während in ihren häuslichen Umständen alles in Unordnung verfiel, mit Genuß und ausführlich der Regelung öffentlicher Angelegenheiten widmeten. Es war mir — und jedem durchschnittlichen und normalen Menschen sollte es so sein — näherliegend, erst einmal das Näherliegende zu ordnen, bevor ich mich mit dem Breitern und Weitern abgab, und nicht über einen schrecklich ungeordneten, mit neurotischen Ängsten, Vor- und Abwürfen bepflasterten Innenraum hinwegsehend, auf die Straße zu laufen, um dort Kosmos machen zu helfen. Ganz einfach darum, weil das mir Zunächstliegende von niemandem so gut eingeschätzt und gepflegt werden konnte als von mir, hielt ich darauf, erst einmal klare und übersichtliche Natürlichkeit in mein Verhältnis zum Jüdischen zu bringen, bevor ich mich in allgemeinere Verbindung und Verbindlichkeiten einließ, als Student also unter sozalistischen und Freistudenten mitarbeitete, und so weiter mein bescheidenes Teil an einer sinnvollern Gestaltung des öffentlichen Lebens nahm. Dann setzte mich immer die Heftigkeit in Verwunderung — bis ich die Gedankengänge konzipierte und schließlich niederschrieb, die zu dem Buche „Caliban" führten — wie sehr sich gegen die einfache und vernünftige Einsicht, daß Juden sich zunächst mit jüdischen Angelegenheiten erschöpfend befassen müßten, Scharen von Zeitgenossen und Blutgenossen stemmten. Ich brauche nur, heute noch, hinzuhören, wenn einer von ihnen, auch zum Beispiel in der ‚Weltbühne' losschreibt und losschreit, um an dem überanstrengten und aufgeregten Timbre der Stimme und an der verächtlichmachenden Wortwahl in ihren haarscharf neben das Ziel treffenden Gedankengängen jene Unordnung zu hören, die wahrscheinlich aus frühem Leid stammt, die mir aber als Zeichen geistiger Wirrnisse und einer ungenügenden Gelassenheit in jüdischen Dingen nicht sehr sympathisch ist. Ich sage daher einmal in aller Ruhe, was nationales Judentum und Zionismus eigentlich ist, und wieso es sich mit allen linken Aufgaben und Anstrengungen der Menschheit verträgt.

Nationales Judentum stellt die Einsicht an den Anfang, daß die Juden ebenso viel wert sind wie irgend ein andres auf der Erde vorkommendes Menschengeschlecht — was zum Beispiel noch Maximilian Harden und seine Generation aufs Entschiedenste bestritt, und zwar nicht nur dem Worte nach, sondern durch die Tat und Taufe — und daß ihre geistige Besonderheit dieselbe Erhaltung verdient wie etwa die tschechische, deutsche oder japanische. Während nun alle andern Völker und Stämme durch die Art ihres geschlossenen Siedelns an irgendeinem Punkte der Erde diese Garantie ihrer Seinsart genießen, und daher sicher sind, daß die Begabungen, die sie als Besonderheit tragen, und die einen japanischen Dichter von einem chinesischen oder deutschen unterscheiden, auch erhalten, gesteigert und zum Wohl der Menschenkultur auf der Erde fortgeführt werden können, sind die Juden einer beständigen, nach biologischen Gesetzen vorgehenden Vermischung, Entjudung und Eineuropäisierung oder Amerikanisierung ausgesetzt. Diese macht sie früher oder später verloren gehen, nämlich für jedes produktive Eigenleben, wenn nicht die Abstoßungstendenz der Nichtjuden, die ich eine Abart des Differenzaffekts nenne, diesen Vorgang verlangsamte und erschwerte, und wenn nicht immer wieder aus dem Judentum selber wie aus jedem gesunden und noch lebenskräftigen Organismus Kräfte der Selbstbewahrung und Selbstgestaltung aufstünden, die eine lebhafte Parteiung, damit neues innerpolitisches Leben und eine Zusammenfassung derjenigen Kräfte im Gefolge haben, die sich gern mit ihren Kindern und Enkeln als Juden in die Zukunft getragen sehen möchten. Dies ist der ganze jüdische Nationalismus. Seine zionistische Abart behauptet und ist überzeugt, daß man bei der Entwicklung der Dinge im jüdischen Osten und in Amerika einen solchen Naturschutzpark für jüdisches Sein nur in Palästina mit Erfolg errichten könne, wo sich die Gruppenaffekte der Juden auf natürliche Art mit ihrer mediterranen Ur-Anlage und der Natur des Landes zu einer beglückenden, wenn auch keineswegs lebensbequemen Einheit zusammenschlössen. Durch diese Arbeit für ein palästinensisches Judenzentrum, so behauptet der Zionismus ferner und beweist dies aus Erfahrung, seien eine Fülle von einzelnen Juden wieder auf erlebnismäßige Weise mit ihrer Abstammung und dem Schicksal ihres Stammes verknüpft worden, und sei aller Welt sichtbar geworden, welcher Heroismus in den Kindern der jüdischen Massen und des jüdischen Bürgertums — wie in denen aller Massen und jedes Bürgertums — stecke, und während sonst in Frieden, Krieg und Revolution der jüdische Anteil im allgemeinen Wirken verschwinde und daher den Juden niemals angerechnet werde und werden könne, wohingegen die christlichen Kirchen, alle Nationalismen und eine Fülle sogenannter Philosophien rechtmäßig vor sich selbst und vor ihrer Vergangenheit den Juden gegenüber nur leben können, indem sie die Juden zu entwerten, verächtlich zu machen und auf sehr praktische Weise zum Sündenbock aller Mißgeschicke zu erhöhen und preiszugeben vermögen, hätten es die Juden sehr

nötig, auf ihre wirklichen Qualitäten, ihre wirklichen guten und schlechten Eigenschaften, ihre wirkliche Hingabe an überindividuelle und Gruppenwerte zusammenfassend hinweisen zu können, ohne sich im übrigen zu überschätzen. Während man in Europa bislang die Juden von ihrer Pariastellung nur emanzipierte, indem man, was in nationalen Staaten nicht anders anzugehen schien, sie trotz ihrer jüdischen Besonderheit gleichberechtigt erklärte, hält es der Zionismus und das nationale Judentum für seine Aufgabe, die Emanzipation der Juden als Gruppe zu fordern, also nicht trotz, sondern wegen ihres Judentums, weil man ja Tschechen und Polen, Italienern und Deutschen ihre Vollberechtigung auf Erden nicht trotz, sondern wegen ihrer Besonderheit einräumt. Die Fülle der menschlichen Typen auf der Erde ist für jeden nicht irrsinnigen und Maschinengeist einer der Hauptreize der Menschheit und des Lebens auf diesem Planeten, der uns im Aesthetischen so sehr beglückt und im Ethischen so entsetzlich leiden macht, und uns daher die Aufgabe stellt, die ethischen Bindungen und Lebensformungen auf die Höhe der aesthetischen Erlebnisse zu bringen — des Glücks an Landschaft und Garten, Kindern und Tieren, schönen Frauen, schönen Musiken, Versen, Vasen, Statuen, Dramen und allgemein an den Werken der Künste. Zu dieser Aufgabe ist das Vorhandensein von Juden unerläßlich, ihre ethische Grundbegabung wird nur von Monomanen geleugnet. Und da dieses jüdische Menschenmaterial — in diesem terrestrischen Zusammenhang und unter dieser großen Aufgabe und Sinngebung darf man dieses Wort gebrauchen — auf der einen Seite der Formung, Läuterung und Höherpeitschung ebenso sehr bedarf wie jeder andre Menschentyp der bürgerlichen und proletarischen Gesellschaft, auf der andern Seite aber in die Gefahr der Selbstverwöhnung gerät, weil es so grenzenlos und unsinnig von den Gruppenaffekten einiger andrer Menschengruppen entwertet und angegriffen wird, blieb es für einen jungen Mann, wie mich, unerläßlich, sich einige Zeit mit dem Großreinemachen unsrer jüdischen Stube im deutschen Hause zu beschäftigen, ohne dabei den Blick, wie ich jederzeit dargetan habe, für das Allgemeine zu verlieren, noch auch meine Verbindlichkeit in deutschen, europäischen und allgemein links-menschlichen Zusammenhängen auch nur eine Stunde am Tage weniger zu spüren. Daher also faßte ich im vorigen Jahre meine Gedanken über Antisemitismus so breit und allgemein zusammen, wie sie das Buch „Caliban" als eine Philosophie der Politik und eine Soziologie des Europäers als Gruppenwesen ruhig und etwas schwerfällig vorträgt. Seither interessiert mich diese ganze Materie nur wie eine für mich erledigte, aber ganz gut erledigte Aufgabe. Dies also nennt man einen fanatischen Nationaljuden.

Man kennt uns nicht — das ist immer wieder für jeden einsichtigen Juden das größte Wunder und für sehr viele der größte Schmerz. Nicht für mich, der ich gelernt habe, einzusehen, wie wenig etwa das deutsche Bürgertum vom deutschen Arbeiter weiß (und umgekehrt) und gar vom französischen Kleinbürger oder vom Typ des angelsächsischen Men-

schen, oder wie wenig die Männer von den Frauen, und Frauen und Männer von den Kindern wissen. Als Ergebnis Jahrtausende langen Zusammenlebens stellt sich heraus, daß bislang die Gruppen der Menschen kaum über sich selbst und fast gar nicht über ihre nächsten Nachbarn Bescheid wissen, noch gar Bescheid wissen wollen, weil ihnen aus Gründen des Affekthaushalts im menschlichen Leben viel mehr an der Betätigung und Bestätigung ihrer eignen Triebe und Vorurteile, das heißt ihres eignen Weltbildes gelegen ist, als an der Auffindung irgend einer wirklichen, auf Erfahrung, Einsicht, Intuition und Logik gegründeten Erkenntnis. Für diejenigen nun, die von Generation zu Generation die Absicht haben sollten, über die Juden durch mühelosen Selbstunterricht Einiges zu erfahren, was, von jedem Pro und Contra der Affekte unberührt, als gesichertes menschliches Erkennen von Tatbeständen, Sachverhalten und Realitäten angesehen werden kann, haben mit einem großen Apparat von Mitarbeitern Männer wie Jakob Klatzkin und J. Elbogen zu leisten unternommen, als sie eine vorläufig auf zehn Bände angelegte Encyclopaedia Judaica konzipierten und schließlich so weit verwirklichten, daß der erste Band davon vorliegt. 1200 Spalten in Folio. Er beginnt mit Aach und endet mit Akademien (talmudische) und enthält in seiner deutschen Ausgabe alles, was an jüdischer Sacherkenntnis sich zwischen zwei so disparate Größen drängen läßt. Aber sind sie denn disparat? Aach, Stadt im badischen Kreise Konstanz, weist jüdische Familien auf, die für den Schutz, den sie genossen, an Amt Stockach und Stadt Aach gutes Geld zu zahlen hatten, trotzdem mehrfach ausgetrieben wurden, unter Ausnahmebestimmungen wieder zugelassen wurden und schließlich aus dieser Stadt verschwanden, um anderswo unterzukriechen. Die talmudischen Akademien aber, mit denen der Band schließt, sicherten dieser hin- und hergeschobenen Menschenart die zähe Beständigkeit ihres Seins dadurch, daß sie immer wieder Verbindung mit der Gedanken- und Gefühlswelt derer suchen und finden konnte, die ein außerordentliches geistiges Niveau aus ihrer Antike durch die Barbareien und das kämpferische Dunkel der Völkerwanderung und des Mittelalters hindurchretteten bis auf unsre Zeit, und so unter anderm die Kenntnis der griechischen Philosophen- und der griechischen Ärztekunst pflegten, bis die weißen Völker des Westens in der sozialen und politischen Lage waren, von diesen großen Gütern einer verschütteten Vorwelt Gebrauch zu machen. Auf einem der zahlreichen und sehr gut reproduzierten Bilder dieser Enzyklopädie sieht man, von der Hand Dorés gezeichnet, Ahasver stehen, den ewigen Juden, waffenlos, einen Stab in der Hand und mit einem mächtigen Barte über seinem langen Rock zu Füßen einer riesenhaft getürmten Burg und inmitten eines schrecklichen Gemetzels von Kriegern in Rüstungen, die sich noch im Liegen erschlagen, einander mit Pfeilen spicken, auf Spieße rennen und sterben, indem sie sich von einem Mönch ein Kreuz vorhalten lassen. Dieser symbolische Holzschnitt als Illustration eines lichtvollen Aufsatzes über diesen ewigen Typus Mensch, den Ahasver

darstellt, gibt sehr gut die Haltung wieder, in der das jüdische Volk aus seiner eignen großen Antike in die heutige Zivilisation gekommen ist, in der noch immer alle Anstrengungen gemacht werden müssen, um die Ritter daran zu verhindern, daß sie einander mit Pfeilen spicken können und zahllose Scharen geistig widerstrebender Waffenknechte unter Aufbietung aller Gruppenleidenschaften ins Gemetzel zu treiben. So langsam geht auf der Erde jener Umformungsprozeß vor sich, den man Fortschritt nennt, wenn man die intellektuelle Höherzüchtung und Befreiung des Individuums und die technische Zähmung der Naturkräfte ansieht, und den man Rückschritt nennen kann, wenn man den Hauptwert auf eine wirklich erfüllte verbindende Gesinnung zwischen den Menschen legt. Taufe man jenes erste Prinzip das männliche, jenes zweite das weibliche, was man sehr gut darf, so müssen wir zugeben, daß die Herrschaft dieser männlichen Gestaltungskräfte die Erde zu gleichen Teilen aufs Höchste organisiert und aufs Tiefste verwirrt hat, und daß es Zeit ist, an die Vertiefung und Verbreitung der mütterlichen bewahrenden weiblichen Kräfte des Gefühlslebens und der Verbindung von Mensch zu Mensch zu denken. Und auch dieser Gedanke paßt sehr gut zu einer jüdischen Enzyklopädie, denn dieser alte Mann Ahasver hat mit gutem Grunde auf die Urmütter jederzeit ebensoviel Wert gelegt wie auf seine großen Väter. Schon in Ägypten sieht man ihn im passiven und gedrückten Stande — der Aufsatz „Ägypten" der Enzyklopädie bringt schon allein durch seine Bilder und erst recht durch seinen Text endlich einmal zur Gegebenheit, daß das biblische Ägypten und das der großen Kunstwerke, die wir so sehr lieben, eines und dasselbe ist — und seither hat er nicht aufgehört, überall auf der Erde mehr oder weniger das Parallelschicksal zu dem der niedern und ausgebeuteten Klassen der weißen Völker zu erdulden. Ein Monument des Geistes, des Wissens und des ruhigen Vortrags wie diese Enzyklopädie, die das Aesthetische ihres Aussehens — der schöne Halblederband von E. R. Weiß, rot, braun und gold gibt ihr gute Haltung — gewissermaßen sinnbildlich verwendet, beweist, daß dieses Pariatum des Juden, von ihm selber niemals als rechtmäßig anerkannt, auch nach außen hin abgelehnt und widerlegt wird. Wer nach Vollendung dieser zehn Bände über jüdische Dinge reden will, wird immer zuerst gefragt werden müssen, ob er sich — sei es über d'Acosta oder über den Adam Kadmon — auch wirklich unterrichtet hat. Und mit dem Verschwinden der Scharlatanerie, die beim Denken und noch mehr beim Schreiben über Juden eine so ungeheuer große Rolle spielt, wird auch die Möglichkeit aufgegeben werden müssen, Juden zum Sündenbock und Opfertier für die Fehler, Fahrlässigkeiten und Verbrechen irgend eines herrschenden Systems zu machen. Erst dann wird die Emanzipation der Juden wahrhaft vollendet sein. Diese Encyclopaedia Judaica aber, die zunächst deutsch und hebräisch erscheint, ist ganz gewiß ein taugliches Werkzeug, um sowohl den Völkern zu sagen, wie es um die Juden wirklich steht — vorausgesetzt, daß ihre Vorgesetzten ihnen erlauben, zu

glauben, was Juden über Juden aussagen — als auch den Juden beizubringen, daß Kenntnis über jüdische Dinge ein gutes Mittel ist, um sich selbst in einer widerstrebenden Welt durchzusetzen und nicht schweigen zu müssen, wenn Andre beliebten Unsinn auskramen. Mit der Epoche der Ächtung von jüdischen Dingen und des Aberglaubens über sie muß zuallererst aufgeräumt werden von und bei den Juden selbst.

Die ägyptische Helena von James Simon

Nach zwei „Intermezzi" ist Richard Strauß wieder zu seinem alten Bundesgenossen Hofmannsthal zurückgekehrt. Das Buch zur „Ägyptischen Helena", die am 6. Juni in Dresden eine glanzvolle Uraufführung unter Busch erlebte, hält sich an eine weniger bekannte Fassung der Sage von Menelas und Helena, an die ägyptische Phase der aus dem Brand Trojas nach Sparta flüchtenden Gatten, die schon ein Drama des Euripides behandelt hatte. Es ist die Fabel vom Helena-Phantom, das Hera dem Paris in den Arm gelegt haben soll, während die echte Helena schuldlos und unberührt in die Gegend des Atlas entführt wurde. Menelas, der sich nach dem Fall Trojas die ihm Geraubte zurückholt, verzehrt sich in strindbergschem Liebeshaß. Er liebt sie noch immer, kann es jedoch nicht verwinden, daß sie den furchtbaren Krieg verursacht, daß sie dem Paris und, nachdem er den Nebenbuhler erstochen, dessen zwölf Brüdern gehört hat. Wie kann sein Haß zur Ruhe gebracht, die neue Wirklichkeit wiedergefunden werden? Das bewerkstelligt die Nymphe Aithra, die Geliebte des Poseidon, hilfreich und listig zugleich, eine zweite Brangäne. Kraft ihrer Zauberkünste, die sie eigentlich nur aus Zerstreuungssucht betreibt, vermag sie die noch immer schönste der Frauen vor dem rasenden Gatten zu retten. Als dieser laut Verkündigung einer allwissenden Radio-Muschel die schlafende Helena auf dem Schiff töten will — hier setzt die eigentliche Handlung ein —, erregt Aithra einen Sturm, rettet sie in ihren Inselpalast unweit der ägyptischen Küste, konfundiert Menelas durch allerlei Zauberwerk, das trojanische Komplexe in ihm bloßlegt, überzeugt ihn, daß die trojanische Helena nur ein Luftgespinst war und führt ihm die für ihn reservierte verjüngte Helena zu. Hier hätte das Stück aus sein können, aber es ist ein feinsinniger Gedanke des Dichters, noch nicht zu schließen. Denn Menelas kann keinen vergangenheitslosen Menschenschemen lieben, sondern nur die Frau, um die zehn Kriegsjahre lang Blut geflossen ist, um die er selbst soviel Seelennot gelitten hat. Das Paar wird also auf Aithras Zaubermantel in einen Palmenhain am Fuß des Atlas gezaubert. Hier ist er wieder der Gehörnte; denn der Wüstenscheich Altair und sein Sohn Da-ud interessieren sich angelegentlichst für Helena. Da-ud, in dem das Gespenst des Paris reflektiert, wird gleichfalls auf der Jagd gefällt. Jetzt entschließt sich Helena selbst mit heroischer Entschiedenheit, die Wirklichkeit wiederherzustellen und alles steuert einem versöhnenden, einem happy end zu; schließlich naht auf prächtigem Zelter Menelas und

Helenas Kind Hermione und besiegelt so ihr Eheglück, das nun hoffentlich nie wieder getrübt wird.

Aus diesem kurzen Abriß ergibt sich schon: solche zwischen Traum und Wirklichkeit pendelnden, eher novellistischen Vorgänge können, auf die Bühne gebracht, einem unbefangenen Zuschauer nur schwer eingehen wie früher die Allegorien der „Frau ohne Schatten". Selbst die phantastische Realität, wie sie Erhardts geschmackvolle Regie im Verein mit der Gutheil-Schoder anstrebte und auch erreichte, wird den tiefern Sinn der Fabel nie ganz erschließen. Vor allem ist bedenklich, daß die beiden Hauptpersonen, Werkzeuge in der Hand der Zauberin, nicht frei genug über sich verfügen, daß sie in ihrem Handeln gar zu sehr auf Dämonien, auf die von Aithra gemischten Erinnerungs- und Vergessenheitstränke angewiesen sind und so zu Mechanismen werden, denen wir kein rechtes Interesse mehr entgegenbringen. Doch diese Bedenken zerstreut fast durchweg die Musik von Strauß, die — wie manchmal schon — den Gegenstand instinktiv, intuitiv angreift und alles Komplizierte vereinfacht. So wurde keine mythische Oper, sondern eine Zauberoper daraus. Sie bewährt zunächst die bekannten Eigenschaften des Komponisten: die Gabe des Illustrierens (orchestrale Muschelmusik, die nahende Reiterschar); die Regiekunst (das Hineinspringen in die zweite Szene, wo der fast wahnsinnige König den Dolch wieder sinken läßt, gleichzeitig Aithra ihre Geister beschwört); aufgetürmte Dreiklangsfolgen; bestimmte harmonische Rückungen, namentlich Trugfortschreitungen, die für geschmeidige Linienführung sorgen. Zu diesen uns längst vertrauten Eigentümlichkeiten gesellt sich aber hie und da ein hymnischer Ausdruck, der sich in Ansätzen zwar schon früher zum Beispiel in der Bacchus-Szene regte, sich hier aber noch breiter entfaltet, etwa in Helenas erster hymnisch-bewegter Arie. Überhaupt spannen sich die Melodiebögen noch weiter als selbst im Rosenkavalier und mitunter glaubt man orchestrierte Strauß-Lieder zu hören, ja eine mehrfach wiederkehrende Schlußfloskel erinnert an das bekannte Wiegenlied. Zudem bemüht sich diese Musik nach eigner Äußerung von Strauß: um eine edle griechische Haltung, wie Goethe die Griechen in seiner Iphigenie vorgeschwebt haben. Wird nun auch das hellenische Ideal meinem Empfinden nach nur selten erreicht, so offenbart sich doch eine milde Reife als neues Merkmal seiner Tonsprache. Da verschlägt es nicht viel, wenn gelegentlich Wagnerismen mitunterlaufen („schön glänzt der Saal"). Die königliche Beherrschung des gesamten Apparats sind wir ja bei diesem repräsentabelsten Musiker der Gegenwart gewohnt, die gepflegte Behandlung des Orchesters, das die Singeseligkeit der drei anspruchsvollen Partien (Taucher, Rethberg, Rajdl) niemals stört. Letztgesteigertes Handwerk, das keiner Sensationen und Verblüffungen mehr bedarf. Ganz inoffiziell ergeben sich Ensembles; Duette — manchmal lange in Oktaven geführt wie bei Verdi — und Terzette blühen auf und wachsen zur Ekstase empor. Der erste Akt erschien mir in der Struktur straffer, einheitlicher als der bunte, etwas zersplitterte, in Familien-Innigkeit mün-

dende zweite Akt, der wohl Gelegenheit zu orientalisch-prunkvollen Bildern (Fanto) und dankbaren Musik-Situationen bietet, im ganzen jedoch weniger ein künstlerisches Bekenntnis als ein Ergebnis der Routine ist, besonders jener Fähigkeit, Motive umzuschmelzen — wie etwa die einfältige Huldigungsweise Da-uds zur Trauermusik an seiner Leiche abgewandelt wird. Besondern Eindruck machte mir das erste Finale, wo auch die Orgel mittut. Helenas Erwachen, Feier der zweiten Liebesnacht. Hier in der lichten E-dur-Sphäre überlassen wir uns willig der ruhig-milden Schönheit. Hier schweigt das modische Verlangen nach dem Atonalen, — es ist offenbar doch keine Schande tonal zu schreiben! —, hier verstummt die Frage „Ist das strittige Musik?" — jene absurde Frage, die von gewissen Musikgruppen immer wieder an die Komponisten gerichtet wird, anstatt nach der Qualität und ausschließlich nach der Qualität zu fragen. Der Opernstil ist stark betont. Es gibt gerundete Gebilde wie das idyllische Sehnsuchtslied der Aithra oder „am Hang des Atlas steht eine Burg". In der Heldentenor-Partie des von Zweifel und Mißtrauen durchwühlten Menelas fand ich psychologisch bemerkenswert die stockende, nachsinnende Stelle „Wer wegging zur Jagd und kehrt heim zu seinem Weibe, — er kann nie wissen, ob er die gleiche wiederfindet." Auch im strömenden Melos der Helena kommt so ein retardierendes Moment, das sich einprägt, das feierliche, schön entwickelte Motiv „Erinnerung": das ist der Trank, den sie braucht. Viel Chromatik birgt die Partie des rabenschwarzhaarigen Bergfürsten — in der Generalprobe, die ich hörte, von Robert Burg gegeben —; wohlweislich verzichtet Strauß auf ausgesprochene Exotik, die hier nur gestört hätte. Teils unsichtbar spotten Elfen, deren spitze staccato-Charakteristik uns reizt, auch wenn wir nicht wüßten, daß sie „das kritische Unterbewußtsein" darstellen.

Im ersten Akt war ich oft verzaubert; im zweiten hielt der Zauber leider nicht an, erst gegen Schluß (mit dem Terzett der beiden Frauen und Menelas) hob es sich wieder und zurück blieb ein Leuchten und Glitzern ...

Artisten von Harry Kahn

So nennt sich auf dem Zettel des Deutschen Theaters eine „Komödie" zweier Amerikaner, Watters und Hopkins, über die sich, trotz der angeblichen Bearbeitung durch Ossip Dymow, kein Wort der Erwähnung verlohnte, wäre sie nicht der Anlaß für den Artisten Max Reinhardt, nach langer Abwesenheit wieder einmal seine Künste vor uns spielen zu lassen. Für den genialsten Gaukler dieser Zeit wird ein albernes Operettenlibretto von Pierrot, der ein bißchen neben die Ehe, aber beinahe vor die Hunde geht, als Colombine Gleiches mit Gleichem zu vergelten unternimmt, zur magischen Kiste, aus der er tausenderlei Dinge hervorzaubert, die nie drin gesteckt haben: kreuchendes und fleuchendes Menschengetier; einen Katarakt von Körpern, Tönen, Farben, Lichtern: ein ganzes Tingeltangel mit Bühne, Tanzboden, Logen, Garderoben,

Kasse; eine Künstlerkneipe voll Rausch und Rauch, Gesang und Keilerei. Netzhaut und Trommelfell können kaum folgen: Nummer jagt Nummer. Eben noch hat man sich sattgestaunt an Louis Douglas' zauberhaft illustrativen Steps, da muß man sich schon wieder halbtot lachen über die grotesken Purzelbäume von Presco und Campo; auf einmal singen vier reizende Jungens in lichtblauer „Admirals"-Uniform los, irgend etwas Revellerisches; dazwischen verrenkt eine Glen Ellyn ihre wuchtig-elastischen Gliedmaßen, wirbelt eine Lillian Ellys auf Spitzen daher und benimmt sich eine Grace Chiang so graziös und chinesisch, wie man es von ihrem Namen und Aussehen erwarten darf. Drei Stunden in Atem haltendes, den Atem versetzendes Variété. Mit Theater hat es nur ganz sporadisch was zu tun.

Aber daß es doch die Fiktion des Theaters aufrechterhalten möchte, das ist das Störende und Verstimmende daran. Daß da verschämte und verschüchterte Rudimente von dramatischer Handlung herumstehen wie Plüschmöbel zwischen Präzisionsmaschinen; als ob eine Privatwohnung plötzlich zur Fabrik gemacht, aber noch nicht das ganze frühere Inventar weggeräumt wäre. Meint Reinhardt damit auf den Spuren der Russen zu wandeln? Ihnen den Wind aus den Segeln zu nehmen? Aber es ist doch etwas Andres, was Tairoff, Wachtangoff, Granowsky tun. Die versuchen, das Theater vom Variété her zu erneuern: sie trachten, das Eine mit den Elementen des Andern zu durchbluten. Sie wollen einen neuen Stil bilden. Und es gelingt ihnen auch. Bei Reinhardt aber ist das Variété aufgesetzt. Es ist an den Haaren eines stofflichen Vorwands hereingezerrt; nicht von ihnen her entwickelt. Das Variété überwuchert, weil das Stück nun einmal zwischen Variétéleuten vor sich geht. Ziehen sie ihre Clownhosen und Ballettröckchen aus, so machen sie gutes, altes, bürgerlich-naturalistisches Theater, das dann, trotz aller Reinhardtschen Könnerschaft, dünn, schal, matt wirken muß neben der unnachahmlichen Dynamik großer Artistenleistungen. Reinhardt müßte nicht das Theatergenie sein, das er ist, wenn er das nicht fühlte. Und so sucht er Übergänge zu schaffen: auch die Szenen, die nicht im Theater auf dem Theater spielen, lockert er auf durch Musik, Tanz, Akrobatik. Aber meist kommt dabei nichts anders heraus als: brillante Einlagen; funkelnde Kabinettsstücke, die die Stilungleichheit des Ganzen noch mehr vertiefen als verwischen.

Zum Glück hat Reinhardt einen Schauspieler für die Hauptrolle, der im Stande ist, eine Brücke zwischen den beiden Stilen zu schlagen: den Russen Wladimir Sokoloff. Nicht umsonst kommt der von Tairoff her. Sein Körper ist ganz anders gelöst als der seiner deutschen Kollegen; sein Temperament lebt sich, ohne je flach komödiantisch zu werden, in viel schärfer abgesetzten Konturen aus. Wenn er tanzt und springt, so tut er es, weil ihm tänzerisch oder springerisch zu Mute ist, nicht weils im Regiebuch steht. Dabei ist er stets von der leisen Melancholie seiner Rasse beschattet; alle seine Gestalten sind in einen sanften, dabei ganz unsentimentalen Moll-

ton gebettet: alle haben sie etwas von dem tragischen Bajazzo, den er hier sozusagen ex officio praestiert. Von anderm Ursprung her vermag Hans Moser sich an die Atmosphäre dieser Vorstellung zu akklimatisieren. Seine fahrige, zapplige, raunzige Komik stammt aus der wiener Praterluft, vom Thaddädl, vom Wurstl her, dessen traditionelle Züge in seinem hakennasigen, scharfkinnigen Gesicht mit den betulich-schlauen Äuglein gradezu porträtähnlich wiederkehren. Als Schauspieler erinnert er nicht selten an den unvergeßlichen Victor Arnold. Nur hat er, bei aller angestammten Weichheit seines unentwegt goldnen wiener Herzens, einen schärfern Beisatz. Als Schmiereninspizient (bei Reinhardt) kann er den nicht ganz freispielen; in seiner berühmten Dienstmannsszene (die er im Kabarett der Komiker sehen läßt) schmeckt die säuerliche Verstocktheit seines sozialen Ressentiments schon fast nach Nestroyschem Gift und wie Valentinische Galle. Besteht so bei dem Russen und dem Wiener noch eine gewisse Verbindung zu der Variétéwelt, die Ton und Tempo dieser Aufführung angibt, so hängen Gülstorff und Tiedtke, von Stil und Rolle gleicherweise im Stich gelassen, in der Luft. Aber wie in einem luftleeren Raum steht in all dem lauten, bunten Klamauk die stille und blasse Gestalt von Grete Mosheim. Es ist ein Jammer, daß Reinhardt, da er einmal Gelegenheit hat, dieses unbedingt stärkste Talent des weiblichen Nachwuchses mit eignen Händen zu bilden, ihm nichts zu bieten vermag als einen leeren Schemen von Rolle.

Der Chemie-Lord von Morus

Ladies and gentlemen, the King! Das erste Glas wollen wir, wo immer Engländer sich zusammenfinden, stumm auf das Wohl des Königs trinken, und keine Music Hall, kein Kino, keine Jazzband darf ohne ‚God save the King' Schluß machen. Denn der Existenz des Königs verdanken wir, daß wir in einem so wohlgesitteten, wohlgeschichteten Klassenstaat leben.

Aber da wir die älteste Demokratie Europas sind, so können wir durch Geld bis in die obersten Klassen arrivieren. Wir machen, da wir gar nicht perfide sind und die Kulisse nicht lieben, gar keinen Hehl daraus, daß Geld dazu notwendig ist. Jeder neue Lord soll sich durch ein Fideikommiss legitimieren; es braucht nicht gleich ein meilenweiter Herrensitz zu sein: auch eine kleine Gemäldegalerie wird an Zahlungsstatt hingenommen. Freilich müssen wir bei der Auswahl etwas vorsichtig sein, damit wir den Ruf der Firma nicht schädigen. Lloyd George hat, um die liberale Parteikasse zu füllen, zu freigebig mit der Peerswürde um sich geworfen. Nun wird wieder ein wenig gebremst und gesiebt. Natürlich sind uns die alten Träger unsrer Wirtschaft, Schiffahrt und Versicherung, Eisen und Kohle, jederzeit willkommen, wenn die Herren uns die nötigen Millionen ausweisen. Aber bei neuen Branchen sind wir zurückhaltender. Man muß schon soviel leisten und stiften, wie der Seifenkönig W. H. Lever, aus dem dann Lord Leverhulme wurde. Vergeblich bemüht sich Sir Samuel Courtauld, dem doch alle Engländerinnen ihre Kunst-

seidenstrümpfe verdanken, durch immer neue und vorzügliche Gaben für die Tate-Galerie sich der Lordschaft würdig zu erweisen. Allerdings zeigt dieser Herr französischer Herkunft noch ein ganz unpassendes Interesse für Impressionisten und womöglich für Expressionisten, beweist also, daß er doch noch nicht den geläuterten Kitschgeschmack der Society besitzt.

Auch Sir Alfred Mond, der Duisberg und Bosch der englischen Chemie, ders nun endlich erreicht hat, mußte bis zu seinem fünfundsechzigsten Lebensjahre warten, bis er das grüne Leder des Unterhauses mit dem roten Polster des Oberhauses vertauschen durfte. Aber es trifft sich wie auf Bestellung: Wenn er künftig die Treppe der Peers hinunterschreitet, hat er den klotzigen Achtstöcker vor sich, den er sich, weniger englisch als deutsch, für seinen Konzern eben bauen läßt. Zwischen dem House of Lords und dem Haus der Mondschen Imperial chemical Industries liegt nur noch der Saal, wo an der Wand Wellington und Blücher, die Engländer und die Deutschen einander die Hand reichen. Aber da wollen wir lieber nicht vorüber. Genug, wenn die Presse jetzt schon wieder konstatiert, daß der Vater des neuen Lords „ein Jahr oder mehr" vor der Geburt seines Sohnes in England naturalisiert worden ist, und wenn man dem beinahe schon anglisierten Namen Alfred Mond den unnötigen, längst vergessenen Vornamen Moritz einfügt. Ein Trost: dem Landsmann Hirsch, der als Sir Hugo Hirsch Führer des größten englischen Elektrotrusts geworden ist, geht es auch nicht anders. Eines Tages wird man schon auf den naturalisierten deutschen Juden Mond in London ebenso stolz sein, wie es heute die City auf Rothschild — sprich: Ros-scheid — ist.

Inzwischen ist es tunlich, bei jeder Gelegenheit zu betonen, daß die Imperial Chemical Industries ein streng nationales britisches Unternehmen sind, und daß ihr Gründer und Leiter eine einwandfreie englische Karriere hinter sich hat. Sie ist nicht grade stürmisch und auch ohne die Hemmungen, an deren Überwindung sich bisweilen wirtschaftliche Genialität offenbart. Als Sohn des Doktor Ludwig Mond, der die Soda-Herstellung nach dem Verfahren des Belgiers Solvay nach England bringt und die sehr erfolgreiche Firma Brunner, Mond and Co. gründet, ist Alfred Mond von Anfang an gut gebettet. Er kann zwar noch nicht in die ganz feudalen Colleges von Oxford, aber für eines der jüngern in Cambridge reicht es schon. Zur Chemie drängt es ihn nicht. Er studiert Jura, praktiziert auch ein paar Jahre als Anwalt in der Provinz, bis er, ohne ein großer Advokat geworden zu sein, an den heimischen Herd zurückkehrt. Der alte Doktor Mond ist noch rührig am Werk, und der Sohn hat ausgiebig Zeit, sich mit Politik zu beschäftigen. Mit einigen vierzig Jahren, nicht früh für englische Verhältnisse, kandidiert er in dem Bezirk von Chester, wo er als Anwalt tätig war, und kommt als liberaler Abgeordneter ins Unterhaus, vier Jahre später wird er von dem Zinn- und Kupferdistrikt von Südwales ins Parlament geschickt. 1910 erhält er, wie hundert andre Industrielle auch, den Adel, ohne daß er sich besonders hervorgetan hat.

Weiter nach vorn rückt er erst während des Krieges, wo Chemie plötzlich in allen Ländern — nicht nur in Deutschland, wo sie es immer war — eine Haupt- und Staatsangelegenheit wird. Dazu zieht auch England eine große Kriegswirtschafts-Organisation auf, und für politische Vertrauensleute, die etwas von Wirtschaft verstehen, gibt es einflußreiche Posten genug. Unternehmer, die als sozial einsichtig und als beliebt bei den Arbeitern gelten, wie Alfred Mond, sind doppelt gesucht. Mond stellt sich auch gern, mit betontem Patriotismus, zur Verfügung. 1916 wird er Erster Kommissar für die Werkkontrolle, und nach dem Kriege, in der letzten Zeit der liberalkonservativen Koalition bekommt er einen Sitz im Kabinett, wenn auch als Gesundheitsminister den bescheidensten.

Als der Stern Lloyd Georges sinkt und aus dem Lager der Liberalen eine Massenflucht nach rechts einsetzt, schließt sich Alfred Mond dem Zug der Zeit an und wechselt, nachdem er fast zwanzig Jahre auf den Bänken der Linken gesessen hat, zu den Konservativen hinüber. Wenigstens hat er eine Spezialbegründung: die Bodenpolitik Lloyd Georges, die mit der sinnlosen Latifundienwirtschaft Englands aufräumen will, ist dem Sozialpolitiker Mond zu sozialistisch.

Die Politik ist auch seither Monds schwache Seite geblieben, aber seine Stärke zeigte sich nun in der Organisation der Privatwirtschaft. Die Gelegenheit war günstig. Während die vom Staat hochgepäppelten Chemiewerke nach dem Kriege aus dem Defizit nicht herauskamen, hatte Mond sein Unternehmen mit großer finanztechnischer Geschicklichkeit glücklich in die normale Produktion hinüberbugsiert und seine Stellung innerhalb der englischen Chemie verbessert. Dazu war die chemische Industrie Englands weniger als die Schwerindustrie und die Textilindustrie in altem Familienbesitz gebunden; die Leitung der großen Gesellschaften lag schon fast überall in der Hand von Generaldirektoren, die über das verstreute Kapital gebieten konnten. Schließlich kam der Druck und zugleich das Vorbild der I.-G.-Farbenindustrie. Trotzdem waren die Widerstände innerhalb und erst recht außerhalb der Chemie beträchtlich, als Sir Alfred Mond mit dem Plan hervortrat, einen einheitlichen großen Chemietrust zu schaffen.

Daß Mond es trotzdem zustande gebracht hat, die vier größten Chemiegesellschaften — von der Seife Leverhulmes und der Kunstseide abgesehen — in den Imperial Chemical Industries zusammenzufassen, ist schon eine Leistung. Aber gewiß keine spezifisch englische Leistung. Und ebenso trägt die Art, wie er seinen Trust äußerlich aufgezogen hat, den geistigen Stempel Made in Germany: alles ist ins Große, ins noch Größere, nach der Devise ‚noch und noch' ins Unförmig-Große gesteigert. Kein Monat vergeht ohne eine neue Angliederung oder eine Gründung. Das Nominalkapital ist mit anderthalb Milliarden Mark größer als das Aktienkapital der I.-G., wenn auch der Börsenwert der I.C.I. — so lauten die Initialen des Mond-Konzerns — wesentlich niedriger ist. Mit der I.G. ist man seit dem Abbruch der Kartellierungsverhandlungen im vorigen Jahr spinnefeind. Aber dafür spricht man gern von

seinen großen amerikanischen Freunden, von der Allied Chemical Co., von der du Pont Co., von der General Motors Corporation. Ob die dadurch gegebenen Beziehungen zur Morgan-Gruppe auch eine Basis für die von Mond kürzlich gegründete englisch-amerikanische Finanzierungsgesellschaft bilden, bleibt zweifelhaft.

Wie weit mit dieser gewaltigen Expansion die innere Durchbildung des englischen Chemietrusts einhergeht, ist auch aus dem ersten Jahresbericht, den Alfred Mond dieser Tage erstattete, nicht ersichtlich. Aber anscheinend bleibt auf diesem Gebiet noch Vieles zu tun. Während der neue Lord, wie es sich für Sonnenkönige gehört, nur die ganz großen und erfreulichen Dinge anfaßt, fällt die grobe Arbeit seinem Generaldirektor Mc Gowan zu, einem Mann, dessen Ellenbogen in England mehr gefürchtet als geschätzt sind. Ein rechter Nachfolger für den 65jährigen Alfred Mond ist noch nicht in Sicht. Die dritte Generation der Monds ist ziemlich blaß geraten: Henry Mond, der Thronanwärter, spielt zwar nicht, wie Duisbergs Ältester, Theater; aber dafür hat er sich aufs Malen gelegt und gefällt sich, mehr als es die Konvention der englischen Gesellschaft verträgt, in der Rolle des großzügigen Bohemiens. In der Imperial Chemical hat er den Platz eines Abteilungsdirektors für Sozialpolitik auszufüllen, was anscheinend ein besonderes Kompliment für die Arbeiter sein soll.

Denn Sozialpolitik ist nach wie vor die Spezialität Alfred Monds. Er rühmt sich, daß in seinem Betriebe, ebenso wenig wie unter seinem Vater, je eine Aussperrung oder ein Streik vorgekommen ist. Er hat in seinen Werken die freundliche und unschädliche Institution der Betriebsräte geschaffen. Er tritt öffentlich für die Notwendigkeit der Gewerkschaften ein und ist ein begeisterter Anhänger des Prinzips der Arbeitsgemeinschaft zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern — womit er freilich zunächst die Gewerkschaften gründlich entzweit hat. Er hat eine ständige Arbeitgeber-Arbeitnehmer-Konferenz eingerichtet, in der wirtschaftspolitische Fragen beraten und Gegensätze ausgeglichen werden sollen. Und als Krönung vom ganzen besteht auch bei der Imperial Chemical die Einrichtung der Arbeiteraktie. Zurzeit sind, wie Mond triumphierend bekannt gab, 653 000 Pfund-Shares in der Hand von Arbeitern und Angestellten der I.C.I., 13 Millionen Mark also. Sehr nett und ansehnlich, aber noch nicht ein Prozent des Gesamtkapitals. Irgend eine Bedeutung für die Wirtschaftsstruktur des Unternehmens hat demnach die Arbeiterbeteiligung auch bei Mond nicht.

Immerhin wird Alfred Mond als einer der wenigen großen Organisatoren, als der einzige dieser Zeit vielleicht, in die englische Wirtschaftsgeschichte eingehen. Den Namen Alfred Mond wird man sich freilich wohl nicht mehr zu merken brauchen, denn als Lord hat er ja Anspruch auf einen neuen, selbstgewählten Namen. Viele Peers pflegen ihre Lordschaft nach ihrem Heimatort oder dem ihrer Väter zu benennen. Daß Alfred Mond sich Lord Mannheim nennen wird, ist unwahrscheinlich.

Bemerkungen

Amundsen und Nobile

Wenn ein armer Irrer die Fassade des berliner Doms hinaufklettern will und irgendwo kläglich hängen bleibt, kommt die Feuerwehr und holt ihn herunter.

Die Transozeanflüge, die aviatischen Versuche, den Nordpol zu erreichen, sind häufig nicht viel sinnvollere Unternehmungen. Die Expedition des Generals Nobile war aerotechnisch vielleicht einwandfrei, aber es zeigte sich, daß für die immerhin mögliche Notlandung die Ausrüstung versagte. Die meisten Teilnehmer sind Südländer, und mit Staunen las man, daß sie nicht alpinistisch vorgebildet, nicht einmal Skiläufer sind. Man muß in Betracht ziehen, daß diese Expedition trotz allen Versicherungen nicht wissenschaftlichen Zwecken dient, sondern ein fascistischer Propagandaakt ist. Nobile und seine Leute sollen Zeugnis ablegen für den Heroismus des unter Mussolini regenerierten Italiens. Der Fascismus wollte den Nordpol stürmen wie seinerzeit Fiume.

Die Natur läßt sich nicht mit Elan bluffen. Der Ballon scheiterte im Nebel. Die Besatzung, in mehrere Kolonnen getrennt, treibt auf dem Eis. Tagelang glaubt niemand mehr an Rückkehr. Zugleich aber werden die Spezialisten des nördlichen Eismeeres lebendig. Sie lassen sich interviewen und künden Hilfsexpeditionen an. Amundsen wendet sich nach Amerika an Ellsworth, seinen Finanzier. Ein Wettlauf der Hilfstruppen scheint bevorzustehen. Da kommen die ersten schwachen Hilferufe der Verunglückten, und mit einem Mal wird die Corona der Spezialisten skeptisch. „Die ungünstige Jahreszeit . . .“ „Kein Schiff kann jetzt herankommen . . .“ „Für Flieger kein Landungsplatz . . .“ Etcetera. In Kingsbay tut sich ein kleines Polarparlament auf. Ja, man disputiert über „Maßnahmen“ im Tempo einer Parlamentskommission, wo jede Stunde entscheidend sein kann. Amundsen erklärt, Ellsworth sei uninteressiert. Unwidersprochen geht die Meldung durch die Welt, daß Rijser Larsen vergeblich mit einer deutschen Gesellschaft verhandelt habe, um geeignete Flugzeuge zu mieten. Umsonst, die Forderungen waren zu hoch . . . Wahrscheinlich sollten die Ehrenpforten für Hünefelds dabei herauskommen. Endlich dampfen die Hilfsschiffe ab.

Ein ganz besonderes Stück leistet sich das berliner ‚8-Uhr-Abendblatt‘, das grade in den Tagen, wo Nobiles Hilferufe immer matter und verzweifelter werden und seine Familie den rasenden Schmerz in Gebeten ertränkt, eine Artikelserie Amundsens bringt, die ein wütendes Geschimpfe auf den italienischen Konkurrenten in der Nordpolbranche enthält. Man fragt sich, wie eine solche Roheit möglich ist. Hat der Herr Redaktor den Text wirklich gelesen oder sich damit begnügt, in jeder fünften Zeile zu spationieren, in jeder zehnten zu fetten, ohne sich den Inhalt einzuverleiben? Mindestens hätte der Parität halber gesagt werden müssen, daß Amundsen, der große Roald Amundsen, in einem Land nicht geschätzt ist, und das ist Norwegen, und daß es überhaupt ein Land gibt, wo man vom Nordpol nicht viel hält, und das ist wieder Norwegen. Denn die Herren von Oslo und Bergen sind Kaufleute von etwas trägem, altem Schlag, und Roald Amundsen hat sich in Europa und Amerika eine beträchtliche Gerissenheit angeeignet, die von seinen Compatrioten wenig geschätzt wird. Daß die Beziehungen zu Nobile während der gemeinsamen Fahrt sehr unharmonisch waren, kann man sich vorstellen, denn Amundsen sah seine Lorbeeren durch die raffinierte fascistische Propagandatechnik geschmälert, und was sich in der Gondel der „Norge“ zwi-

schen den beiden Nordpolindustriellen abgespielt haben mag, für den sacro egoismo bei beiden wäre ein Schilderer wie Johannes V. Jensen notwendig...

Für die nächste Zeit aber möchte man gütlich vorschlagen, diese Expeditionen etwas zu stoppen. Hunderte von plastischen Schilderungen haben uns überzeugt, daß es dort oben sehr kalt ist, und seit den Bemühungen Amundsens und Andrer, wissen wir auch, daß der geographische Pol eine ziemlich ausgedehnte Wasserlache darstellt, deren Problemlosigkeit evident ist. Und es mag auch zu denken geben, daß der liebenswerteste aller Polarfahrer, daß Frithjof Nansen nicht umsonst sich auf der Höhe des Lebens einem bessern Material zugewendet hat als dem toten Eisblock: dem Menschen.

Celsus

Basch-Banquo

In einer nicht ganz unbekannten Tragödie von Shakespeare, in der zuerst ausgiebig gemordet und dann, wie es sich gehört, ebenso ausgiebig bereut und gesühnt wird, wird auch ein Mann umgebracht, der, ohne mit Hamburg, Gasangriff und dem gewerblichen Leben der Hansastadt etwa zu tun zu haben, Banquo heißt. Dieser Banquo fühlt sich unberechtigterweise ermordet, und obwohl es bei, auch von der Justiz ermordeten Persönlichkeiten im allgemeinen Sitte ist, sich totzuschweigen, was ihnen in dem ihnen aufgezwungenen Zustande doppelt leicht fällt; ich sage: dieser Banquo hat die unangenehme auf ein unausrottbares Vorurteil zurückzuführende Angewohnheit, ganz und gar nicht Ruhe zu halten, sondern sich selbst in die aristokratischsten Gesellschaften einzudrängen und hier, ohne zwar besonders geräuschvoll aufzutreten, doch durch seine bloße Anwesenheit, allerdings nur seinem Mörder, in unliebsamer Weise das gemütliche Beisammensein zu stören.

Übrigens: so gemütlich wie es scheint, ist das Zusammensein gar nicht, da allerlei andre Anzeichen, außer dem Erscheinen des Ermordeten, darauf hinweisen, daß, im Staate des Mörders, dieses Mal nicht Dänemark, nicht nur etwas, sondern sogar eine ganze Menge faul ist, oberfaul sogar, unter anderm, wonicht besonders, die Berichterstattung über öffentliche Versammlungen, respektive Vorträge. Eben diese Berichterstattung war das Instrument gewesen, mit dem der Mord an Banquo, welcher im vorliegenden Falle Basch heißt, mit einer selbst unter dergleichen Umständen besondern Grausamkeit und Hinterhältigkeit vollzogen worden war.

Der besagte Basch, ein ebenso würdiger Mann wie der Berichterstatter eines Hugenbergblattes, hatte sehr weise, brauchbare Dinge über das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich gesagt und dazu noch in einer Sprache, die man selbst im ‚Lokal-Anzeiger' und in dessen Umgegend nur selten zu hören bekommt. Jeder Demokrat hätte sich freuen müssen, endlich einmal zu vernehmen, was

deutsche Publizisten, dank der Schlappschwänzigkeit der bürgerlichen Presse, nicht sagen dürfen, ohne a tempo einen größeren oder kleineren, meist aber größeren Hochverratsprozeß auf den Hals zu bekommen... Ich hätte mir nur einfallen lassen sollen, die Hälfte von dem zu sagen, was Basch gesagt hat: schon wäre ich für zwei oder drei Jahre der Sorge überhoben, wohin ich mein gedankenschweres Haupt niederlegen sollte. Zuchthaus, Gefängnis, Festung blühen immer noch in verschwenderischer Fülle demjenigen, welcher sein volles Herz nicht wahren kann und den „Feinden" Dinge „verrät", die, wie Basch meinte, bei den „Feinden" selbst die in der Entwicklung zurückgebliebenen Spatzen von den Dächern pfeifen. Außerdem fand er, Frankreich (dessen Wahlen übrigens vollzogen worden waren, ohne daß auch nur eine Partei in ihren Aufrufen sich gegen eine Verständigung mit Deutschland ausgesprochen hatte), könnte, angesichts der Fememordprozesse und der unverständlichen Verurteilungen wegen Hochverrats nicht das rechte Vertrauen zum Friedenswillen Deutschlands fassen, zumal die Weigerungen, das Dawes-Abkommen zu erfüllen, sich immer wieder öffentlich wiederholten, und deshalb selbst gemäßigte französische Kreise sich fragen müßten, ob die Besatzung deutschen Gebietes, die einzige Gewähr versprechende Maßregel abzustellen, für Frankreich gefahrlos wäre. Ja! das alles und noch mehr hat er gesagt, aber nicht, weil er Deutschland herabsetzen, sondern weil er ihm klaren Wein einschenken zu sollen glaubte. Deshalb wurde er durch die Reporter von rechts — wie selbstverständlich — erdolcht, aber, was unglaublich ist: von links her wurde der vergiftete Dolch noch weiter vorgestoßen. So war Basch denn mausetot, aber leider geht sein Geist um, was kein Wunder ist, da besagter Geist zu den widerstandskräftigeren gehört. Und seine Wiederkunft wurde um so deutlicher bemerkt, als es der Partei, die den Dolch nachgestoßen hatte, den Demokraten, im Gottesgericht, als welches dieses Mal die Wahlen zum Reichstage funktionierten, hundsmiserabel ergangen ist.

Das Gewissen regt sich in der Villenkolonie Dunsinan...

Höchste Zeit! ...

Julius Levin

Nachher

Wir hatten etwas Neues erfunden: wir fuhrwerkten Ihm in Sein Wetter, und Er war ganz verzweifelt. Hatte Er südöstlichen Regen mit leichten Erdbeben angesagt, so zogen wir des Nachts vorher hin und stellten das Erdbeben ab, und am nächsten Morgen war große Verwirrung: Er schimpfte auf den Barometer, und in den Erdbebengebieten sanken die Aktien der katholischen Kirche beträchtlich. Seit Er sich darauf versteift hatte nach dem Kriegsende das Wetter durchgehend schlechter zu machen, nahm unser Unfug kein Ende. Es war eine schöne Zeit.

Wir hatten Seinen Barometer grade so durcheinandergebracht, daß es einem schon leid tun konnte, und nun ruhten wir uns von getaner Arbeit aus: sanft mit den Beinen baumelnd und gelöst vergnügt, wie wir es da unten nie gewesen waren. . . . .

„Haben Sie," sagte er plötzlich, „eigentlich immer alles gesagt —?" „Ich habe vieles gesagt", sagte ich, „darunter auch manchmal das, was ich wirklich meinte. Aber immer —?" „Immer", sagte er, „und alles, darauf kommt es an. Haben Sie zum Beispiel alles über Ihre Freunde zu Ihren Freunden gesagt, über die, die Sie umgaben, die, die Sie umgaben?" —

„Wie hätte das sein können?" sagte ich. „Von den engern Freunden will ich gar nicht einmal reden — Freundschaft beruht darauf, daß eben nicht alles gesagt wird, nur so ist Beieinandersein möglich. Das ist nicht Lüge, das ist etwas Andres?"

„Aber sonst —" „Nun, sonst?" sagte er. „Ich habe nicht alles gesagt!" sagte ich. „Manchmal bin ich fast daran geplatz. Aber ich hätte von Bruno sagen müssen, er sei im Grunde ein sattgefressener Versorgter, der nur so lange mit unsereinem umgehe, wie er beneiden oder verachten könne, von ihm aber dürfe man nichts wollen, nicht das Kleinste; und von Willi, daß er ein tragischer Schlemihl sei, dessen Unglück darin bestehe das Unglück durch seine bloße Existenz herbeizulocken, einer jener vielen, die nichts dafür können ...; und von Hanno, daß seine Carrière uns dazu verleitet, den Blitz der Götter herabzuflehen, nur, damit jener doch ein Mal in seinem Leben einen aufs Dach bekäme; und von Oskarchen, daß er Sitten und Gebräuche eines kleinen Provinzlers sein eigen nenne, und daß der Umgang mit ihm nicht heiter sei; und von Lenchen . ." — „Allmächtiger!" sagte er, „welche Liste —!" „Rufen Sie Ihn nicht beim Namen!" sagte ich. „Sie wissen, daß er es nicht mag." Wir lauschten. In der riesigen Weltennacht regte sich nichts, unser Streich war geglückt. Er würde morgen große Augen machen . . . . „Welche Liste!" sagte er. „Und mit denen sind Sie umgegangen? Denn es waren immerhin Ihre nächsten Leute!"

„Ich hatte keine andern", sagte ich. „Andre hätten mir auch gar nichts genützt. Aber ich habe es ihnen nicht gesagt, das da." „Und warum nicht —?" sagte er, „Weil", sagte ich, „man so nicht leben kann — mit der Wahrheit in der Hand. Sie vertragen es nicht. Sie leben von der Lüge, von einer eingebildeten Überlegenheit, von dem Glauben, sie würden geachtet, während sie in Wirklichkeit nur benutzt, ausgenutzt, ignoriert und geduldet sind. Sag ihnen, wie du wirklich über sie denkst, wenn ein Brief von ihnen ankommt — und alles ist aus."

„Und", sagte er, „haben es Ihnen die andern gesagt, das Wahre —?" Ich sah ihn betroffen an. „Nein", sagte ich. „Doch — ich glaube — ja. Ich denke ... ja. Wie?" „Und", sagte er, „woraus leiten Sie Ihre Überlegenheit her, die Legitimation, so herablassend auf alle andern zu sehen, so vernichtend zu urteilen, die witzige Scheidung: Ich und die andern zu machen — woraus leiten Sie es her —?"

„Daraus, daß ich lebte", sagte ich. Nun sprach er nicht mehr, und wir warteten auf den jungen Morgen.

Kaspar Hauser

Liebe Weltbühne!

Thiers und Barbey d'Aurevilly polemisierten in ihren Blättern heftig gegen einander. Thiers, der Barbey nicht von Angesicht kannte, sagte einmal zu jemandem: „Wenn ich Barbey begegne, so werde ich meinen Stock auf ihm entzweihauen." Diese Äußerung wurde Barbey natürlich hinterbracht.

Als Thiers eines Tages auf der Redaktion mit der Korrektur eines Artikels beschäftigt war, flüsterte ihm jemand zu: „Der Riese da, der dort das Wort führt, ist Barbey." Als Thiers die gigantische Gestalt seines Gegners sah, vergaß er seine Drohungen, beendete schnell seine Arbeit und ging in die Druckerei damit. In seiner Aufregung ließ er seinen Bleistift auf dem Tisch liegen. Barbey brüllte ihm mit Stentorstimme nach: „He da, Sie, Sie vergessen Ihren Stock!"

Antworten

M. H. Sie schreiben: „Eine Ausstellung der auf der offiziellen Pressa nicht zugelassenen antifascistischen Presse wurde am 10. Juni in Köln eröffnet. Vorher fand eine Matteotti-Gedenkfeier statt; die berühmt gewordene Totenrede, die Turati 1924 in Rom gehalten hat, wurde in deutscher Übersetzung vorgetragen und von der Versammlung stehend angehört. Darauf ergriff Filippo Turati selbst das Wort und sprach über die Märtyrer Italiens, zu denen auch die Presse gehört. Zum Schluß sprach Angelica Balabanoff. Sie wies auch auf die Möglichkeit von fascistischen Attentaten auf die Ausstellung hin und forderte Schutz. Die Versammlung war einberufen von der Vereinigung der flüchtigen antifascistischen italienischen Journalisten ‚Komitee Amendola' in Paris, die auch das ausgestellte Presse-Material gesammelt hat. Die Ausstellung befindet sich im Volkshause, Severin-Straße, und wird mehrere Wochen geöffnet bleiben. Am gleichen Tage wurde in Köln-Ehrenfeld eine zweite, gleichfalls inoffizielle Pressa eingeweiht: Eine von den bulgarischen Emigranten arrangierte Ausstellung ‚Der weiße Terror in Bulgarien', die entsetzliche, bisher kaum veröffentlichte Greuel enthüllt."

Justizwachtmeister. Sie schreiben: „Bei der jetzigen Auseinandersetzung um die Regierungsbildung spielt der Staatssekretär im Reichsjustizministerium, Herr Joel, eine wichtige Rolle, weil die Deutsche Volkspartei sein Bleiben im Amt fordert. Ich möchte Ihre Leser nicht mit Details langweilen, aber es scheint mir notwendig, diesen allzu wenig bekannten und genannten Oberpriester der Reaktion in der Reichsjustiz zu charakterisieren. Herr Joel stammt aus dem preußischen Justizdienst. Er war früher Staatsanwalt, kam ins Reichsjustizministerium, wo er Leiter der Strafabteilung wurde; er ist heute Mitglied der Deutschen Volkspartei. In seinem Amt war und ist er das hauptsächlichste Hindernis für die Republikanisierung der Reichsjustiz. So ist es ihm gelungen, auch Radbruch lahmzulegen, der den Einfluß der Bureaukratie niemals ganz begriffen hat. Joel war maßgebend für die Personalpolitik des Reichsgerichts: von den sechsundachtzig Reichsgerichtsräten sind drei Viertel nach der Revolution ernannt worden, trotzdem ist kaum ein ausgesprochener Republikaner dabei. Nicht anders steht es bei der Oberreichsanwaltschaft, wo alle Herren erst nach der Revolution ernannt worden sind. Joel hat auch Herrn Doktor Werner lanziert, der kein hervorragender Jurist ist, wie sein Vorgänger Ebermayer, sondern fleißiger Durchschnitt aus dem Ministerium. Zu dieser gefährlichen Personalpolitik kommt hinzu, daß Joel keine großen gesetzgeberischen Aufgaben erfüllt hat wie selbst die Staatssekretäre der Vorkriegszeit. Er ist verantwortlich für die politischen Weisungen an die Reichsanwaltschaft, für die Kommunisten- und Landesverratsprozesse, für die scharfe Strafvollstreckung an den in diesen Prozessen Verurteilten. Stets sind die Beschwerden

gegen die Verweigerung von Strafurlaub und bei Krankheitsfällen in der Familie von ihm zurückgewiesen worden; ganz im Gegensatz zu der sehr viel humanern preußischen Praxis. Unheilvoll war Joel auch als Gutachter in Verfassungsfragen. Mit automatischer Sicherheit fand er bei fortschrittlichen Gesetzesvorlagen, daß sie „verfassungsändernd" seien, also der Zweidrittelmehrheit bedurften. Daß nach dem Höfleskandal kleine Reformen der Strafgesetzordnung durchgesetzt worden sind, ist auf den Druck des Reichstages und Preußens zurückzuführen; Joel hat sich mit aller Macht gewehrt. Dieser Mann darf nicht bleiben, wenn in der Justiz entscheidendes geschehen soll. Es ist ein bedenkliches Zeichen — und Vorzeichen? — daß die Deutsche Volkspartei versucht, grade diesen Mann zu halten und in den Mittelpunkt ihrer Bedingungen für das Zusammenarbeiten mit den Sozialdemokraten gestellt hat. So erfreulich die neue Wendung im Falle Max Hoelz ist — ich warne dringend vor Überschätzung. Eine kleine Verbeugung nach der linken Seite hin, weil die amtlichen Sitze der Herren Joel und Werner wackeln. Keine Kompromisse, der böse Geist der Reichsjustiz muß endlich fort."

stud. phil. Rud. Roosen. Sie fragen an, ob an den deutschen Universitäten eine Vereinigung pazifistischer Studenten besteht. Gewiß: Es ist dies der Deutsche Pazifistische Studentenbund (D.P.St.), der an fast allen Hochschulen Gruppen oder Vertrauensleute hat und Angehörige aller Parteien links vom Zentrum zu seinen Mitgliedern zählt. Nach den erfurter Satzungen ist die Verpflichtung zur unbedingten Kriegsdienst- und Kriegsarbeitsverweigerung Voraussetzung zum Erwerb der ordentlichen Mitgliedschaft. Fordern Sie Drucksachen bei der Bundesgeschäftsstelle Berlin-Grunewald, Salzbrunner Straße 42, an.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Das Debakel der Mitte von Carl v. Ossietzky

In dem letzten Jahrfünft vor dem Kriege, als in den Gängen des Reichstags von den Möglichkeiten eines parlamentarischen Regimes noch so vorsichtig gesprochen wurde, als handle es sich um eine nicht ganz einwandfreie utopische Lockung, regierte unten in Baden der Großblock, die Allianz von Nationalliberalen, Fortschrittlern und Sozialisten. Es war die erste organisch gewachsene parlamentarische Koalition in Deutschland. Sie richtete sich gegen die reaktionären Mächte: Konservative und Zentrum und sicherte ein für die damalige Zeit ungewöhnliches Maß von Fortschritt und bürgerlicher Freiheit. Neiderfüllt blickte man aus dem Norddeutschland der Klassenwahlrechte auf das kleine badische Land, wo sich zum ersten Mal ein demokratischer Gedanke als Wille stabilisierte.

Der Großblock ist viel gescholten worden. Liberale Angstbürger lehnten ihn ab als leichtfertiges Zugeständnis an eine der Ernstheit deutschen Wesens fremde Asphaltdemokratie. Ärgernis nahmen auch die dogmentreuen Sozialisten, und auf mehr als einem Parteitag wurde mit jener der alten Sozialdemokratie eignen Vivazität um die Blockpolitik gerauft. Passé, passé. Weihen wir dem Großblock ein pietätvolles Gedenken. Denn bei einem Minimum an Zugeständnissen aus der Sphäre des Charakters bedeutete er in einer Zeit lauter und leerer Protestiererei den Versuch, alle liberalen und demokratischen Gruppen gemeinsam zu praktischem Handeln zu bringen. Auf den Parteitagen, wo der alte Bebel die Badenser als Kompromißler und Schlappmacher abkanzelte, saß auch ein junger Novize des Parteivorstandes, Hermann Müller mit Namen, den der Alte, ebenso wie Fritz Ebert, aus dem Dunkel der Provinz geholt hatte, um nach seinem Scheiden die Schätze radikaler Überlieferung zu verwalten und zu mehren. Lächelt nicht der heutige Präses der Sozialdemokratie, wenn er angesichts des gigantischen parlamentarischen Schachergeschäfts, das von ihm verlangt und erwartet wird, an die Munitionsmenge zurückdenkt, die damals um einen so kleinen Handel alljährlich verfeuert wurde?

Eine Phrase war allerdings damals noch nicht erfunden: — die Politik der Mitte. Sprach man 1910 bei Liberalen und Sozialisten von einem Kartell, so war es ein Linkskartell. Erst seit 1914, mit dem Ausbruch des Burgfriedens, kommt das Zentrum mit an die Partie. Damit ist der Gedanke der deutschen Linken unterhöhlt. Alle Koalitionen, die von jetzt ab gebildet werden, haben nicht mehr den Sinn, gemeinsam irgend Etwas erzwingen zu wollen, sondern gemeinsam allen Unannehmlichkeiten auszuweichen. Das mag für eine bürgerliche

Partei ein Verzicht auf manche Forderung für die Dauer eines Ministeriums bedeuten. Für eine sozialistische Partei bedeutet es hingegen den Verzicht auf sozialistische Wirksamkeit überhaupt. Sie opfert am meisten und muß deshalb rechtens auch die weitgehendsten Forderungen stellen. Denn es ist für den Sozialisten dabei immer etwas von einem Seelenverkauf, während der Liberale höchstens seine Uhr versetzt.

Die Politik der Mitte schließt große Umformungen von vornherein aus. Sie bedeutet nicht Änderung, sondern Kontinuität. Man nimmt einfach die Plätze ein, die ein paar Andre eben verlassen haben und sitzt dort so lange, bis man durch ein neues Wahlergebnis wieder abkomplimentiert wird. Diese Politik raubt der Linken jede Aktivität, denn sie zwingt sie fortzusetzen und von den Vorgängern geschaffene Zustände zu verantworten. Die Wahlen vom 20. Mai aber sind eine klipp und klare Absage an alles, was seit vier Jahren zusammenregiert worden ist. Es waren Linkswahlen, und die Wähler erwarten neue, von der Linken ausgehende Kräfte. Die Deutschnationalen tragen zwar die Kosten der Niederlage, aber die geistig Geschlagenen sind die Marx und Scholz, die die Deutschnationalen, ebenfalls mit der Begründung, Politik der Mitte zu machen, herangeholt haben.

Zwei Wochen hat Hermann Müller jetzt ergebnislos hin und her verhandelt. Die Einigung mit der Deutschen Volkspartei ist mißlungen. Es zeigt sich immer deutlicher, daß die Große Koalition nur eine Erfindung der demokratischen Blätter ist, um ihrer Partei die letzte Chance für ein paar Ministersitze zu retten. Jedenfalls wird die Große Koalition nicht von der Partei betrieben, auf die es ankommt, nämlich der Deutschen Volkspartei. Es hat keinen Sinn, für diesen Mißerfolg allein Herrn Scholz zu perhorreszieren, der außer einer beträchtlichen Dickfelligkeit gewiß keine Qualitäten aufweist, aber grade wegen dieser einen Qualität zum Torwächter seiner Fraktion bestimmt worden ist. Diese Partei der wendigsten Talente hat nicht ohne Absicht den Ungelenkigsten zum Unterhändler bestallt. Was Herr Scholz als Bedingung aufstellte, gewährt eine herrliche Anschauung dessen, was man sich in der Streseparteí unter einer Politik der Mitte vorstellt. Die Sozialdemokraten sollen nicht nur das Panzerschiff A bauen — wer A sagt, muß auch B sagen —, sie sollen neben vielem Andern auch augenblicklich die Große Koalition in Preußen einführen. Es wird Zeit, endlich offen auszusprechen, daß hier eine perfide Falle gestellt wird. Denn sollen Reich und Preußen homogene Regierungen haben, dann fällt auch automatisch die preußische Regierung Braun, wenn das Reichskabinett der Großen Koalition etwa nach kurzer Zeit straucheln sollte, und der Bürgerblock würde nicht nur im Reich, sondern auch in Preußen, dem viel heißer ersehnten Ziel, einziehen. Die Große Koalition ein

taktisches Manöver, um endlich Preußen zu erobern! Seht ihr nicht die Falltür mitten in der Politik der Mitte? Herr Scholz ist mit andern Granden seiner Fraktion geschätztes Mitglied im Stahlhelm, und wenn einer der Angeklagten im Don-Prozeß, der Ingenieur Otto, dem moskauer Ankläger treuherzig erzählte, er sei nur zum Stahlhelm gegangen, weil sich dadurch Gelegenheit zum Tanzen geboten hätte, so braucht für diese Herren nicht dasselbe zuzutreffen. Otto Brauns Veto hat wenigstens die akute Gefahr abgeschlagen.

Die Große Koalition ist gescheitert. Das liegt nicht an der Verhandlungsmethode Hermann Müllers, statt mit einzelnen Personen zunächst mit den Fraktionen gesprochen zu haben, sondern weil die Volkspartei der Sozialdemokratie zumutet, das Ergebnis des ganzen Wahlkampfes zu ignorieren. Man verlangt von ihr die Durchführung dessen, was der Rechten, inklusive Volkspartei, die Niederlage eingetragen hat. Diese Taktik zielt ganz deutlich auf Bürgerblock und Ausschaltung der Sozialisten. Was hier von Stresemanns Partei gefingert wird, ist eine Mißachtung des Volkswillens, wie man sie sich rabiater schwerlich vorstellen kann. Jetzt allerdings, nachdem den Sozialdemokraten haargenau bekanntgegeben ist, wie wenig ihr Sieg den Geschlagenen imponiert — jetzt allerdings soll durch einen taktischen Dreh der gefährliche Eindruck nach außen ausgelöscht werden. Jetzt soll mit einem Mal ein „Kabinett der Köpfe" gebildet werden, jetzt soll mit „Persönlichkeiten" verhandelt werden, nicht mehr mit den Fraktionen. Als ob das etwas änderte! Denn auch die über Nacht zu Persönlichkeiten avancierten Herren werden wohl nicht ohne Marschroute beurlaubt werden.

Die Sozialdemokratie würde einen verhängnisvollen Fehler begehen, sich darauf einzulassen. Aber was soll sie sonst tun? Die Weimarer Koalition zerschellt — Gottseidank! — an der Bayrischen Volkspartei. Also Resignation und die Andern murksen lassen? Nein. Noch bleibt die großartige propagandistische Chance des Minderheitskabinetts, des rein sozialistischen Kabinetts, das durch sorgfältig gewählte Spezialisten entsprechend zu verstärken wäre. Man wird sagen, daß dieses Kabinett schon in der ersten Sitzung stürzen kann. Gut. Aber das würde eine sehr wohltätige Klarheit schaffen. Die englische Arbeiterpartei steht nicht weiter rechts oder links als unsre Sozialdemokratie. Und trotzdem hielt sie es für Ehrensache, sich offen herauszustellen, ohne die Garantie sicherer Unterstützung durch die Liberalen. Zu diesem Entschluß muß die Partei sich aufraffen, wenn sie ihre Erfolge nicht ruhmlos verspielen will. Was bei dem „Kabinett der Köpfe" herauskommen kann, zeigen die vorläufigen Vorschläge. Zeugt es von einem Linksruck, den Intriganten und Unsozialpolitiker Brauns, den Manager des Rechtskurses, weiter im Arbeits-

ministerium zu lassen? Und das Ärgste: das Justizministerium soll Herrn Erich Koch ausgeliefert werden, und zwar nur, damit Herr Hilferding Finanzminister werden kann. Herr Hilferding, der ewige Ministrable, muß endlich untergebracht werden. Dabei ist das Justizministerium jetzt das entscheidende. Seit langem war Herr Landsberg designiert, und jetzt ist plötzlich Herr Koch an der Reihe, der sich schon im Innenministerium schreckerregend bewährt hat und von dem der ‚Vorwärts' vor Jahren einmal schrieb, daß man nach den Erfahrungen mit ihm den Appetit verloren hätte, ihm künftig auch nur ein Landratsamt anzuvertrauen. Das ist der Justizminister der Großen Koalition! Ein Besen, nicht hart genug für eine Puppenstube.

Die letzten Jahre der deutschen Politik standen ganz im Zeichen Stresemanns. Mit dem außenpolitischen Monopol hielt Herr Stresemann alle Parteien rechts und links unter Druck. Genau so wie Poincaré mit dem finanzpolitischen Monopol die Radikalen und Sozialisten, seine Gegner, gefesselt hielt. Solche gut gespielten Unentbehrlichkeiten werden gewöhnlich in dem Augenblick überflüssig, wo man die Arbeit für vollendet hält. In Frankreich zeigt die Nationale Einigkeit bedenkliche Risse, und wenn nicht alles trügt, wird Poincaré, der Stabilisator, bald Anlaß haben, über den Undank der Menschheit zu jammern. Stresemanns Unentbehrlichkeit als Leiter der Außenpolitik ist fast zum Axiom geworden. Sehr richtig bemerkte die ‚Germania', seine Partei führe die Koalitionsverhandlungen so, als läge ihr nichts daran, daß ihr Führer sein Amt behalte...

Erscheinungen wie Stresemann und Poincaré sind wichtig in Zeiten, wo eine Frage herrschend in den Vordergrund tritt. Sie sind natürliche Figurationen einer Sammlung, die sich nicht aus einem Willen, sondern einem Zwang von Außen ergibt. Heute kann man den Regierungen der Nationalen Einigkeit keine günstigen Prognosen mehr stellen, weil sich neue Ansprüche melden, alte Grenzzeichen wieder sichtbar werden. Die Epoche der Koalitionen ist im Versickern. Die Millionen, die am 20. Mai sozialdemokratisch gestimmt haben, wollten ganz gewiß nicht, daß ihr Votum vor den Verhandlungskünsten des Herrn Scholz illusorisch werden soll. Aber von den Feueranbetern der Koalition sollte auch nicht übersehen werden, daß der Wähler nun einmal eine Partei wählt und nicht eine Allianz. Es heißt, sein Vertrauen unnütz auf die Probe stellen, seine Geduld mißbrauchen, wenn die Kontraste des Wahlkampfes schon ein paar Wochen später in Harmonien aufgelöst werden. Der Wähler entscheidet sich für eine Farbe; sein Wille ist, daß sie sich durchsetzt. Die Sozialdemokratie darf nicht zulassen, daß ihre Farbe auf einer schmierigen Palette verschwindet.

Seeckt will abrüsten von Arthur Goldstein

Die Entwicklung der modernen Abrüstungspolitik zeigt mit aller Deutlichkeit, daß genau dort, wo demokratische Schulweisheit mit ihrem politischen Latein zu Ende, das eigentliche Problem erst beginnt. Das Manko jeder demokratischen Weltanschauung besteht darin, daß sie im Rausch eines fragwürdigen Kulturbewußtseins das Ansich der Dinge ignoriert, um sich dafür an die äußern Phänomene der Zeitgeschichte umso fester anzuklammern. Bedeutet Demokratie mehr oder weniger bewußte Negation der geschichtlichen Wirklichkeit, so erschöpft sich die von ihr praktizierte Abrüstungspolitik in dem Versuch, an der sichtbaren Erscheinung des Militarismus herumzudoktern, seine ziffernmäßig erfaßbare Existenz zu reduzieren, also eine ganz und gar äußerliche Arithmetik über das Absolute historischer Dynamik triumphieren zu lassen. Das Willenszentrum selbst, das Subjekt der hier wirksamen politischen Kausalität wird als Quantité négligeable behandelt.

Es gehört zu den göttlichen Ironien der Weltgeschichte, daß der landesüblichen demokratisch-republikanischen Intelligenz grade aus den Bezirken einer rechtsgerichteten Ideologie her Gelegenheit geboten wird, sich an einem sinnfälligen Exempel das Wesen Marx-Hegelscher Dialektik klarzumachen. Im Bereich dieser Denkmethode gibt es ein Axiom, dessen klassische Formulierung etwa lautet, daß unter gewissen Bedingungen Quantität in Qualität umzuschlagen pflegt. Aber ich will nicht vorgreifen. Dagegen möge hier — weil in engstem Zusammenhange mit dem Abrüstungsproblem — in Parenthese vermerkt werden, daß trotz Locarno, Völkerbund und amerikanischem Antikriegspakt die Logik der Machtpolitiker mit der Logik der Geschichte übereinstimmen dürfte — notabene, solange der Kapitalismus der Geschichte seine Gesetze diktiert. Hier walten jene Zwangsläufigkeiten der kapitalistischen Wirtschaft, denen sich auch unter Umständen „Verständigungspolitiker" à la Stresemann nicht entziehen können. Und grade die deutsche kapitalistische Wirtschaft kann sich eines Tages vor die Alternative gestellt sehen, entweder zugunsten des Sozialismus abzudanken oder ihren imperialistischen Geltungswillen mit militärischen Mitteln durchzusetzen.

Diese Perspektive hat unsrer herrschenden Oberschicht immer als klare Bewußtseinstatsache vorgeschwebt. Und mit sicherer Konsequenz sind — das muß demokratisch-pazifistischer Neid eingestehen — die praktisch-politischen Schlußfolgerungen daraus gezogen worden. Das Grundproblem für alle künftigen imperialistischen Aspekte bildet natürlich die Frage der Wehrmacht. Für deren Lösung gab es bisher theoretisch zwei Möglichkeiten: entweder die eigne Aufrüstung oder die Abrüstung der andern. Nach beiden Richtungen hat sich die deutsche Politik versucht. Die erste Lösung ist — soweit die Aufstellung illegaler Kadres nebst entsprechender Bewaffnung in Frage kommt — im wesentlichen mißlungen. Die direkte Auflehnung gegen den Versailler Vertrag geht

eben über die Kräfte des deutschen Nationalismus vorläufig noch hinaus. Der letzte Versuch in großem Stil war der Ruhrkrieg. Dessen katastrophaler Ausgang für Deutschland hat der herrschenden Bourgeoisie, vor allem ihrem schwerindustriellen Flügel, die Notwendigkeit einer taktischen Wendung mit Keulenschlägen eingepaukt. Der Exponent der neuen „Befreiungspolitik" wurde Gustav Stresemann. Man hat den deutschen Außenminister bis in die letzte Zeit als „Pazifisten" apostrophiert. Welche Naivität! Als ob Innen- und Außenpolitik zwei von Grund aus verschiedene, scharf von einander getrennte Wirkungssphären bildeten, die sich irgendwo in der Unendlichkeit schneiden! Wer innenpolitisch die Klasseninteressen der Schwerindustrie wahrzunehmen hat, von dem ist nicht gut zu verlangen, daß er in Vertretung der gleichen Klasseninteressen den Pazifismus zum außenpolitischen Programm erhebt. Wenn die Stresemannsche „Verständigungspolitik" rein äußerlich Formen und Formeln einer demokratisch-pazifistischen Methodik annimmt, so heißt das noch lange nicht Übereinstimmung in den weltanschaulichen Zielen. Die deutlichste Illustration für den „Friedenswillen" der deutschen Außenpolitik war die Ablehnung jenes im Vorjahr von Polen vorgeschlagenen Ost-Locarno-Vertrages. Man mache sich also keine unnötigen Illusionen. Von diesem klassenideologisch festgelegten Standort aus bewegt sich natürlich auch die Linie der gegenwärtigen deutschen Abrüstungspolitik. Die Erkenntnis von der Unmöglichkeit der eignen Bewaffnung über die in Versailles gesetzten Grenzen hinaus gestattet eben nur die Anwendung jener indirekten Methode, die von der Abrüstung der andern das nationale Heil erwartet.

Indes, unser neudeutscher Imperialismus mit seiner robusten Vitalität denkt nicht an Resignation. Ein bestimmtes Programm vor Augen — weiß er seine Taktik den wechselnden Situationen geschickt anzupassen. Daß wir mit der politischen Weltanschauung des Herrn Generaloberst von Seeckt nicht sympathisieren, darf uns nicht hindern, das Format dieses Mannes gebührend einzuschätzen. Vielleicht der bedeutendste Stratege unter all den Heerführern der kaiserlichen Armee ist Seeckt zugleich ein politischer Kopf mit instinktsicherer Psychologie für die großen Wandlungen innerhalb des weltpolitischen Geschehens. Sollte es wirklich nur Zufall sein, daß der geistig beweglichste Repräsentant des republikanischen Militarismus mit einem Abrüstungsprogramm vor die Öffentlichkeit tritt zu einem Zeitpunkt, wo die Offensive der amerikanischen „Kriegsächtungspolitik" dem Imperialismus der europäischen Siegerstaaten deutliche Grenzen setzt! Wo also den politischen Bureaus der europäischen Kapitalsmächte durch Rundschreiben zur Kenntnis gebracht wird, daß sie den Gedanken an künftige Kriegführung gefälligst ad acta zu legen hätten, es sei denn, daß Wallstreet und Weißes Haus ihre freundliche Zustimmung erteilen. Und daß die logische Konsequenz von Kelloggs Antikriegspakt bis zu einem gewissen Grade europäische Abrüstung bedeutet, versteht sich von selbst. Kein Wunder, wenn die Wilhelmstraße in Kenntnis der diplomati-

schen Zeichensprache solchen USA.-Pazifismus ohne Einschränkung akzeptiert. Kein Wunder auch, daß General Seeckt grade in diesem Augenblick einen literarisch außerordentlich wirksamen Feldzug unternimmt, in dem er die Welt von der strategischen Unzulänglichkeit der Massenheere in kommenden Kriegen zu überzeugen oder — sagen wir — zu überreden versucht.

Sein Aufsatz „Neuzeitliche Heere" — veröffentlicht im Aprilheft von ‚Nord und Süd' — der mit der militärpolitischen Bilanz des Weltkrieges beginnt und sich in der Hauptsache mit der Strategie des nächsten Krieges beschäftigt, ist nicht nur interessant durch das, was er an Material und logischen Schlußfolgerungen enthält. Bei weitem interessanter ist das, was in dem Artikel nicht gesagt wird. Das läßt sich hier leider kaum begreiflich machen, weil man mit Hilfe von einzelnen Zitaten wohl an die Logik von Seeckts Betrachtungsweise herankommt, nicht aber an die psychologischen Finessen, die eben nur im Zusammenhang erfaßbar sind. Wenn da unter der Maskerade trockenster Sachlichkeit versichert wird, daß die vorgeschlagene „Heeresreform" unter bewußter Ausschaltung der deutschen Situation — siehe Versailles! — ganz ausschließlich als theoretisches Essay aufzufassen sei, dann lächeln die Auguren. Das „neuzeitliche Heer", das der General nur „theoretisch" propagiert, ist im Prinzip bereits fix und fertig da; es ist zufällig die von ihm geschaffene deutsche Reichswehr. Aber geben wir Herrn von Seeckt lieber selbst das Wort: „Müssen, wenn kriegerische Auseinandersetzungen unvermeidlich sind, jedes Mal ganze Völker aufeinander stürzen? Der Soldat muß sich die Frage vorlegen, ob diese Riesenheere im Sinne Entscheidung suchender Strategie überhaupt noch führbar sind und ob nicht jeder Krieg zwischen diesen Massen wieder erstarren muß." Der Autor der ‚Neuzeitlichen Heere' kommt folgerichtig zu dem Resultat, daß im künftigen Kriege nur ein relativ kleines Heer, technisch genügend ausgestattet, verwendet werden sollte, während — das hat er anderswo in einem Vortrag geäußert — eine „große, uniformierte Masse dieser eigentlichen Kampfarmee den Rücken zu decken habe".

Wir wissen nicht, ob die strategischen Schlußfolgerungen einer fachmännischen Kritik standhalten oder nicht. Übrigens wird auch kaum ein Militärsachverständiger heute beurteilen können, wie ein Weltkrieg im Jahre 1950 aussehen dürfte. Hierüber entscheiden gewisse objektive Momente: die weitere Entwicklung der Kriegsindustrie, des Flugzeugwesens, der Giftgasproduktion. Daß im nächsten kriegerischen Konflikt dank wissenschaftlich-technischen Fortschritten die Strategie den Einsatz von Massenheeren wird entbehren können, braucht also keine Utopie zu sein. Der Vorwurf des Utopismus wäre hier übrigens in jeder Hinsicht verfehlt. Der General ist Realpolitiker par excellence. Und sein militär-wissenschaftliches Exposé ist zugleich ein politisches Dokument. Ob auf Wirkung im Ausland berechnet, ist allerdings eine andre Frage. Denn der Gedanke, im gegnerischen Lager die Bereitwilligkeit zu einer grundlegenden Abrüstungspolitik zu erwecken, wäre eine

fatale Illusion. Daß die Reduzierung von Massenheeren auf die Effektivstärke einer etwa unsrer Reichswehr gleichenden Berufsarmee eine technisch einfachere Aufgabe darstellt als der umgekehrte Prozeß, somit im Bedarfsfall jederzeit realisierbar erscheint, begreift schließlich auch der Laie. Der einzige Effekt, der die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat, wäre — soweit die politische Öffentlichkeit der Nachbarstaaten in Betracht kommt — erhöhte Alarmbereitschaft und folglich wachsende Neigung zu qualitativ stärkerm Rüstungsschutz. Denn ist der deutsche General im Recht, dann wird Versailles bis zu einem gewissen Grade automatisch außer Kraft gesetzt, die militärische Überlegenheit des Siegers schrumpft allmählich zu einem Schemen zusammen. Deutschland aber wird angesichts seiner industriellen, technischen und wissenschaftlichen Vormachtstellung auf dem Kontinent zu einer außenpolitischen Gefahr ohnegleichen. Das alles ist in jenem Aufsatz nicht zu lesen, jedoch das Nichtgesagte spricht so eindringlich, daß es nicht mißverstanden werden kann.

An dessen Adresse richtet sich natürlich der Appell des Militärs und Politikers in erster Linie. Technik und Industrie werden sozusagen mit der Nase darauf gestoßen, welche Funktionen sie im nächsten Massenmord voraussichtlich zu erfüllen haben werden. Der herrschenden Großbourgeoisie wird zugleich auch bedeutet, daß die Zeit gekommen ist, sich von den letzten Resten historischer Sentimentalitäten freizumachen. Der Traum der alten Armee ist zu Ende. Neuzeitliche Heere sind auch keine Volksheere mehr, sie sind eine staatliche Berufsorganisation — weiter nichts. Die kapitalistische Rationalisierung wird hier bis ins letzte durchgeführt. Der kausale Zusammenhang von Innen- und Außenpolitik — sonst ein hoffnungsloser Fall im Bereich bürgerlicher Geschichtsphilosophie —: hier ist er glänzend erfaßt. Alle Hochachtung, Herr General! Sie haben aus dem Weltkrieg nicht nur Strategie gelernt. Sie sind auch zum denkenden Politiker herangereift. Sie haben eingesehen, daß das Gerede von der „nationalen Schicksalsgemeinschaft" — leeres Gerede ist. Sie wissen, daß innerhalb eines großen Volksheeres das historische Gesetz der Klassengegensätze waltet. Sie haben erlebt, daß ein „Burgfrieden" zwischen Kapital und Arbeit, der mit dem Segen von Sozialdemokratie und Gewerkschaften vier Jahre dauern kann, schließlich doch von den Explosivkräften geschichtlicher Dynamik in Stücke gerissen wird und daß am Ende der „großen Zeit" die Stunde des Bürgerkrieges schlägt. Aus solchen Erfahrungen haben Sie die Konsequenzen gezogen. Darum begnügen Sie sich mit einem relativ kleinen, technisch genügend ausgestatteten Heer, dem — im Ernstfall — eine „große uniformierte Masse den Rücken zu decken habe." — Die „große uniformierte Masse" — das ist die national zuverlässige Organisation der — Vaterländischen Verbände! Wer wohl auch sonst! Man muß es Herrn von Seeckt lassen: seine Idee ist aus einem Guß. Und das proletarische Deutschland wird gut tun, sich seinerseits mit der Frage der „Neuzeitlichen Heere" gründlich zu beschäftigen.

Der Fliegerempfang von Solneman

Nichts ist schwerer zu ertragen ...

Wenn dieses Heft der ‚Weltbühne' erscheint, sind für uns die Tage und für die Ozeanflieger Köhl, von Hünefeld und Fitzmaurice die Monate rauschender Festlichkeiten vorüber, das heißt die Flieger werden noch in verschiedenen Städten Feiern über sich ergehen lassen. Es spricht für sie, daß sie gebeten haben, diese in bescheidenem Rahmen zu veranstalten und die Mittel, die dafür bestimmt waren, den Kriegs- und Nachkriegsopfern zuzuführen. Aber selbst sie werden wohl nicht glauben, daß nur ein nationaler Klub dies tun wird.

Von dem Augenblick an, wo die Flieger in Bremerhaven erschienen waren, haben die wirklichen Veranstalter des Fluges, nämlich die Schiffahrtsgesellschaften Norddeutscher Lloyd und Hapag, sich kräftig mitfeiern lassen. Es wurde sogar noch eine Zwischenlandung in Hamburg eigens zu diesem Zwecke vorgenommen, und man ließ die Reichshauptstadt eben ein wenig warten. Es kann höchst gleichgültig sein, wer einen Ozeanflug veranstaltet, aber da vor dem Start, als der Ausgang des Unternehmens noch ungewiß war, offiziell verkündet wurde, daß kein Schiffahrtsunternehmen daran beteiligt sei, so sei hier nochmals dieser Widerspruch konstatiert, auf den die ‚Weltbühne' schon vor dem Beginn des Fluges hingewiesen hatte.

Daß nach dem großartigen Empfang in Amerika, Deutschland aus den verschiedensten Erwägungen heraus nicht zurückbleiben durfte, leuchtet ein. Aber die Berliner, die sich zwar in großer Menge, aber doch nicht so zahlreich, wie man erwartet hatte, auf dem Tempelhofer Feld und an den Bürgersteigen der Feststraße eingefunden hatten, schienen in irgend einer Weise enttäuscht zu sein. Vielleicht mag dazu beigetragen haben, daß das Ereignis dieses Ozeanfluges schon zu lange her ist, und daß man in der Zwischenzeit die Überquerung des Pacifik erlebt hat und das erschütternde Drama Nobile schaudernd verfolgt. Außerdem lieben die Berliner mehr Ereignisse aus erster Hand und nicht den zweiten oder dritten Aufguß. Dazu waren die Ansprachen, die die Flieger hielten, nicht impulsiv genug, nicht eingegeben von einer Größe des Augenblicks, sondern es klang schon ein wenig die Praxis mehrerer Wochen heraus. Auch das viele Schwarz-Weiß-Rot, das sich in Fähnchen und sogar in Hutbändern exaltierter Damen zeigte, mag für die große Menge nichts getaugt haben. Schließlich war der Verkauf eines eigens zu diesem Tage gestifteten Ehrenzeichens, der Bremen-Flieger-Gedenkmünze, die übrigens erfreulich wenig begehrt wurde, nicht dazu angetan, die Sympathien der Massen zu erwecken. Vertrieben wird übrigens diese Überflüssigkeit von der „Zentralwerbestelle deutscher Gedenkmünzen, Berlin-Schöneberg, Martin-Lutherstraße 26". Man staunt, was es alles für Unternehmungen gibt. Diese Münze wird, wie es in dem Begleitprospekt heißt, im Einverständnis mit dem

„Deutschen Luftrat", dem „Deutschen Luftfahrtverband" und dem „Aero-Klub von Deutschland" bei der Staatlichen Münze geprägt. Bei der Staatlichen Münze.

Es trägt auch nicht zur Mehrung der Sympathien bei, woran die Flieger freilich unschuldig sind, daß die Reichsregierung sie tagelang in den besten Appartements des Kaiserhofs wohnen läßt. Erstens einmal hat dieses Hotel es noch nicht für notwendig erachtet, sich bei Berlins Stadtoberhaupt für seine Rüpeleien in der Flaggenfrage zu entschuldigen, dann aber ist auch der Berliner viel zu nüchtern und zu praktisch, um sich nicht zu sagen, warum denn das Ehepaar Köhl nicht in seiner Wohnung in Tempelhof und Hünefeld nicht bei seiner Mutter bleiben können. Denn der Empfang kostet ja ohnehin Tausende und Tausende aus Mitteln der Steuerzahler, denkt man nur an den Geschwaderflug der Reichsverkehrsfliegerschule von Süddeutschland nach Bremen und von dort über Berlin zurück, und an die Feste bei Kroll, im Rathaus etcetera.

Vor der Triumphfahrt durch die Straßen der Reichshauptstadt fand ein Imbiß in der Flughalle statt. Obwohl von der Flughafengesellschaft und der Lufthansa veranstaltet, unterstand, man muß schon diesen militärischen Ausdruck gebrauchen, das Arrangement dem Kommando des Oberregierungsrats im Reichsverkehrsministerium, oder, wie er es lieber hört, dem Major Geier. Den Willkommengruß bot hier Stadtbaurat Adler, der an Chamberlin, den ersten in Tempelhof gelandeten Ozeanflieger, erinnerte. Vielleicht wollte er auch dessen Flugkameraden Levine erwähnen, aber da fiel sein Blick auf die herumstehenden Generale, auf manchen dräuenden Pour le Mérite und auf goldstrotzende Admirale, vielleicht auch auf Hergt, und so mied er lieber den Namen des Ozeanfliegers Levine, der immerhin — außer dem Ozeanflug — das Husarenstückchen vollbracht hat, von Paris nach London, allein sein Flugzeug zu steuern, als man ihn in Paris, nach seiner Ansicht, zu sehr geärgert hatte.

Dieser Imbiß war überhaupt eine Sache für sich. Man fühlte sich an vergangene Kasinozeiten erinnert. „Schulze", sagte der Admiral zu seinem hinter ihm stehenden Adjutanten, „halten Sie mal", und reichte ihm eine ganze Bonbonniere, die auf dem kalten Büfett stand. Der Oberleutnant zur See Schulze errötete, weil es ihm vor den Umstehenden peinlich war und stotterte: „Wem soll ich sie denn weiterschenken?" „Was denn, weiterschenken, die ist doch für meine Kinder, Sie sollen sie bloß halten." Erfreulich war es immerhin, daß Neugierige „aus dem Volke" die Schupokette passierten und sich auf die Delikatessen und den Sekt stürzten, so daß in wenigen Augenblicken alles vertilgt war.

Hinter den Kulissen müssen eigenartige Dinge vor sich gegangen sein. Man sah Herrn v. Hünefeld in höchster Erregung auf- und niedergehen, und er versicherte so laut, daß es seine Umgebung hören konnte, er würde nur denen die Hand zum Gruße reichen, die zu Professor Junkers gehalten haben. Die andern würden immer seine Feinde bleiben. Und Köhl läßt sich durch die Presse also vernehmen, daß Deutschlands Luftver-

kehr einer gründlichen Neuerung bedürfe. Bei aller Achtung vor dem Mut der Flieger muß man sich doch fragen, aus welchem Grunde sie glauben, nunmehr in Luftfahrtdingen erste Instanz zu sein. Denn man erinnert sich schließlich, daß es auch ein ungeheures Glück war, auf dem einsamen Greenly Island, siebenhundert Kilometer nördlicher als ihre geplante Flugroute, fast ohne Betriebsstoff niederzugehen. Und wir denken noch an jene Nacht vom 12. zum 13. April, wo das Schicksal der Flieger sehr, sehr ungewiß war. Und wir denken weiter zurück an das traurige Schauspiel der vorjährigen Versuche ...

Bachem und die Arbeiterbank von S. Alher

Ein Verbrechen ist geschehen, eine Idee kompromittiert, ein angesehenes Institut diskreditiert, Männer von Geist und Charakter sind auf die Straße geworfen worden. Dies alles, weil ein paar sozusagen sozialistische Gernegroße vor nichts zurückschrecken, wenn es gilt, ihre pathologische Machtgier zu befriedigen.

Die Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten A.-G. unterschied sich von den meisten Gründungen der Arbeiterparteien dadurch, daß es von vorn an gelang, die richtigen Männer auf den richtigen Fleck zu stellen. Diesen Ausnahmezustand zu beseitigen, ist nun endlich nach viereinhalb Jahren gelungen. Herr Leipart, der Gottvater des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes und mithin des Aufsichtsrates der Arbeiterbank, fand, daß Bern Meyer und Doktor Schönherr, mit deren Namen der Aufstieg der Arbeiterbank von unscheinbaren Anfängen zu einem mächtigen Unternehmen aufs Engste verknüpft ist, Männer, die seit Jahrzehnten in der Arbeiterbewegung stehen, tüchtige Fachleute und prächtige Sozialisten, Herrn Geheimrat Bachem lange nicht das Wasser reichen können. Hat doch der Staatsanwalt Bachem in der schneidigen und forschen Verfolgung solch subversiver Elemente wie Rosa Luxemburg und Franz Mehring bewiesen, daß er wie kein zweiter zur Leitung eines sozialistischen Unternehmens berufen ist. Oder herrscht beim Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund mehr Freude über einen reuigen Sünder denn über zehn Gerechte? Und wenn der Sünder schon reuig ist, macht man ihn gleich zum Oberpriester?

Wie dem auch sei, Herr Geheimrat Bachem wurde in die Leitung der Arbeiterbank berufen. Und gleich begann er drauf los zu regieren.

Durchdrungen von der Erkenntnis der staatserhaltenden Bedeutung des Nährstandes, war es sein Erstes, trotz Bern Meyers Einspruch, der notleidenden Landwirtschaft Kredite zur Verfügung zu stellen. Der prassende Arbeiter als Geldgeber des darbenden Landmannes! Für den Leiter einer Gewerkschaftsbank ein gradezu verbrecherisches Unterfangen! Eine Arbeiterbank, ein Treuhänder, der die Gelder der Gewerkschaften verwaltet, hat neben der Sicherheit der anvertrauten Gelder, in erster Linie um die Möglichkeit ihrer jeder-

zeitigen Mobilmachung bemüht zu sein. Glaubt wirklich der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund, die in der Landwirtschaft gebundenen Mittel im Falle eines Streiks sofort liquid machen zu können? Genügt noch nicht das warnende Beispiel des tschechischen Beamtenstreiks und all der andern Fälle, in denen die Streikführung nur unter großen Schwierigkeiten an die Fonds herankommen konnte? Anstatt die ganze Tragweite dieses Schrittes klar zu erkennen, die Stellungnahme Bern Meyers zur eignen zu machen, ergriff Herr Leipart, beeinflußt durch seine kaufmännischen Ratgeber, die Herren Aufhäuser und Sigmund Cohler, Partei für Herrn Bachem.

Über Herrn Aufhäuser noch ein Wort zu verlieren, erübrigt sich. Dieser oft mit Erfolg den Linkssozialisten spielende Angestelltenvertreter ist wirklich bekannt genug. Dafür ist die Person des weniger oft hervortretenden Herrn Cohler umso interessanter. Dieser sich schlicht kaufmännischer Direktor nennende Herr hat den Ehrgeiz, die Rolle, die Herr von Holstein so erfolgreich im Auswärtigen Amte spielte, in der Arbeiterbank zu verkörpern. Drahtzieher hinter den Kulissen, huscht er als „graue Eminenz" durch das Haus in der Wallstraße, Initiator aller Intrigen, verantwortlich für alle Kabalen, unverantwortlich gegenüber seinen Opfern, unfaßbar, unangreifbar.

Dem konzentrischen Angriff dieser Streitkräfte gelang es, Bern Meyer aus seinem Wirkungskreis zu entfernen. Der Gründer wurde von seiner Gründung getrennt. Immerhin spielte sich dieser Vorgang in parlamentarischen Formen ab. Daß der ‚Vorwärts' nicht umhin konnte, den berühmten Eselstritt zu versetzen und Bern Meyer alle fachlichen Fähigkeiten abzusprechen, ist bei diesem talentvoll gemachten Blatt nicht weiter verwunderlich.

Das Vorgehen aber der Herren Bachem, Cohler und Konsorten dem ihnen lästigen Doktor Schönherr gegenüber, übersteigt selbst das landesübliche Maß an Unanständigkeit. Schon lange war dieser Doktor Schönherr, der erste Prokurist der Bank, dem Herrn Geheimrat ein Dorn im Auge. Ihn heraus zu bringen, wurde ein regelrechter Kriminalfilm inszeniert.

Erschröckliche Nachrichten wurden den erstarrenden Gewerkschaftlern ins Ohr geflüstert: Schreibtische werden nachts durchsucht, Akten (geheime!!!) gestohlen, in der Arbeiterbank hausen kommunistische Spione (direkt aus Moskau, Emissäre von Stalin persönlich). Was ein deutscher Staatsanwalt ist, weiß sich zu helfen. Wozu haben wir denn die Polizei? Und so erschienen eines Tages die Emissäre von Scotland Yard in der Arcos — Pardon! — die Beamten der IA in der Arbeiterbank, um die Schwerverbrecher zu entlarven. Hier übertrifft die Wirklichkeit, die in der Erinnerung aufsteigenden Schilderungen der Arcoskomödie. War es doch Geheimrat Bachem, der Generaldirektor der Bank selbst, der die Polizei auf seine eigne Beamtenschaft losließ. Man hört ordentlich das Gespräch mit dem betreffenden Polizeifunktionär.

„Schicken se mir mal paar Beamte 'rüber. Ich muß mal bei der Bande Ordnung schaffen."

„Kommunisten? Da muß ja janz energisch durchjegriffen werden!"

Und es wurde „durchgegriffen". Schränke und Kassetten wurden gemäß den neuesten Errungenschaften der Kriminalwissenschaft präpariert, geheimnisvoll, still wurden die Schlingen gelegt. Siehe da, der nie versagende Fahndungsdienst der IA arbeitete auch in diesem Falle vorzüglich. Der Übeltäter fing sich. Doktor Schönherr war es, der als „Phantom der Oper" nachts in den Räumen der Arbeiterbank Angst und Schrecken verbreitete. Allerdings nicht nachts, sondern am hellen Tage vor Beginn und nach Ende der Arbeitszeit wagte er es, in die zu seiner Arbeit notwendigen Unterlagen Einsicht zu nehmen. Der Verbrecher hatte sogar die echt kommunistische Frechheit, nicht zu leugnen. Seit viereinhalb Jahren arbeite er nicht etwa wie die andern Beamten von neun Uhr früh bis fünf Uhr nachmittags, sondern von sieben Uhr früh bis neun Uhr abends, vor Jahren bereits habe er deshalb angeordnet, die Sperre der Schreibtische in der Weise vorzunehmen, daß alle Schlüssel in eine Lade gelegt werden, deren Schlüssel frei zugängig sein müsse. Auf diese Weise könne er jederzeit auch in Abwesenheit des betreffenden Angestellten die jeweils zur Arbeit notwendigen Akten erlangen. Eine Aussage, die von Haus aus den Stempel der Unaufrichtigkeit an sich trägt. Wird doch in fast allen Großbetrieben in der gleichen Weise vorgegangen. Als sich ferner herausstellte, daß die berühmte Kassette mit Geheimakten, eine gewöhnliche Blechkassette ist, die Doktor Schönherr selbst anschaffen ließ und in der unter anderm auch der Chiffreschlüssel, den er des öftern benutzen mußte, aufbewahrt wurde, war die Schuld eklatant erwiesen. Als gar im Laufe der fernern Untersuchung zutage kam, daß dieser Verworfene Aufzeichnungen über seiner Ansicht nach unrichtiges Vorgehen des Herrn Geheimrats führte, daß er sogar wagte, mit sozialdemokratischen Redakteuren zu korrespondieren, also mit Parteigenossen des Herrn Staatsanwalts (denn auch er hat den Weg zum Sozialismus gefunden, allerdings erst als Generaldirektor der Arbeiterbank), hatte der Ehrvergessene es nur der besondern Milde der Herren Bachem und Aufhäuser zu danken, daß er nicht sofort als bolschewistischer Spion standrechtlich hingerichtet wurde. So begnügte man sich denn mit seiner sofortigen Entlassung und vorübergehender Verhaftung.

Doch genug der Scherze! Der Fall ist bitter ernst. In einem sozialistischen Unternehmen wagt es ein hereingeschneiter Staatsanwalt, in solcher Form vorzugehen. Man konstruiert ein Verbrechen aus der Tatsache, daß der erste Prokurist in Akten Einsicht nimmt, die der Obhut einer Stenotypistin überlassen sind (denn die ominöse Kassette war der Sekretärin des Herrn Bachem anvertraut, befand sich in ihrem Tisch). Man weiht eben dieses Fräulein, die Untergebene des Doktor Schönherr, in die Polizeimaßnahmen ein, während man den Prokuristen im Dunkel darüber läßt. Man verweigert in einem Betrieb der Gewerkschaften die Zuziehung des Betriebsrats zur Untersuchung, und zwar ist es der Herr Angestellten-

führer Aufhäuser, der dies begeht. Dieser Fall übertrifft wirklich alles, was wir in der letzten Zeit erlebten.

Pflicht der Herren Emonts und Marx, der Führer der Bankbeamtenschaft ist es, mit aller Energie gegen dieses brutale, die schlimmsten Ausbeutermanieren in den Schatten stellende Vorgehen ihrer Parteigenossen anzukämpfen. Sie sind es ihren Anhängern schuldig, die durch das Vorgehen des sozialistischen Unternehmens der Gefahr ausgesetzt sind, von ihren kapitalistischen Arbeitgebern analog behandelt zu werden. Pflicht der Gewerkschaftsspitzen ist es, ihrem bereits erhobenen Einspruch gegen diese Maßnahmen, trotz aller Widerstände, auch gegen den Willen des Gewerkschaftspapstes Leipart, zum Siege zu verhelfen. Den Herren Cohler und Bachem muß klar gemacht werden, daß für sie in einem Arbeiterunternehmen kein Platz ist.

Richard Grelling, der Prophet

Aus „Das Verbrechen", 1917 erschienen.

Auch andre Staaten, auch andre Fürstengeschlechter, ja alle Staaten, alle Fürstengeschlechter in der Geschichte haben ihre Perioden des Aufstiegs, der Größe und des Verfalls gehabt...

Soll das Geschlecht der Hohenzollern ewig leben?

Mit dem Großen Kurfürsten im siebzehnten Jahrhundert hat es seinen Aufstieg begonnen. Mit Wilhelm I., dem Neuschöpfer des Deutschen Reiches, hat es seinen Höhepunkt erreicht. Mit Wilhelm II., dem Urheber dieser Weltkatastrophe, wird es seine Katastrophe erleben.

*

Die Freiheit, die allüberall noch ihrer Ketten gespottet, die selbst die Tore der zarischen Zwingburg mit kühnem Rucke gesprengt hat, sie wird sich den Weg bahnen auch in die deutschen Lande. Wie Blut und Eisen die deutsche Einheit geschmiedet haben, so werden Blut und Eisen auch die deutsche Freiheit schmieden. Die Freiheit, deren ehernes Standbild nur auf der Ruine des Hohenzollernhauses errichtet werden kann.

*

Wir Pazifisten: entartete Söhne des Vaterlandes?! Es hat auch sonst schon in der Geschichte solche entarteten Söhne gegeben, die sich später als die bestgearteten, als die Künder und Gründer einer neuen Zeit herausgestellt haben. Was war Christus anders in den Augen der Priester und Pharisäer als ein entarteter Sohn des Judentums? Was Luther anders als ein entarteter Sohn der alleinseligmachenden Kirche? Was Tolstoi anders als ein Abtrünnling und Exkommunizierter des Heiligen Synod? Ist nicht Zola, der mutige Verkünder der Wahrheit im Dreyfuß-Prozeß, als entarteter Sohn Frankreichs dem Wutgeschrei, den Beschimpfungen, ja den körperlichen Angriffen der aufgehetzten Pariser Volksmenge, den schmählichsten Verleumdungen und Begeiferungen der gesamten Patriotardenpresse ausgesetzt gewesen? Sind nicht von jeher, bei allen Völkern und in allen Geschichtsepochen, die Verkünder des Neuen von den Vertretern des Alten als Abtrünnige, als Verräter, als Gotteslästerer, als Hexenmeister und Ketzer denunziert, gekreuzigt und verbrannt worden? Die entarteten Söhne Deutschlands befinden sich also in guter Gesellschaft, sie werden in Ruhe die Stunde abwarten, da das verführte Volk denen, die es einst vom tarpejischen Felsen hinabgestürzt, Ehrentafeln im Kapitol errichten wird.

Der letzte Ruf von Ignaz Wrobel

In Dünkirchen haben sie einen Mann hingerichtet, der hieß Lucien Beyen und war einundzwanzig Jahre; er hatte einen Raubmord begangen und deswegen war er dran. Der Zeitungsbericht sagt:

„Die Hinrichtung Beyens ging ohne Zwischenfälle vor sich. Der Mörder wurde geweckt, es wurde ihm mitgeteilt, daß sein Gnadengesuch abschlägig beschieden sei, er beichtete, nahm die heilige Kommunion und ging gleichmütig auf das Schafott. Sein letzter Ruf war:

„Vive la Belgique —!"

Früher hieß das: „Mutter!", aber das hat sich geändert, denn so sentimental sind wir nicht mehr. Auch der völlig abwegige Schrei: „Mein Gott" oder einer dieser Appelle an die diesbezüglich gesetzlich geschützte Familie ist ganz aus der Mode gekommen. Unser letzter Ruf heißt, wie blutende Figura zeigt, anders. Und das ist auch recht erklärlich.

Denn so, wie die Nerven des Auges nur Lichtempfindungen produzieren; so, wie nach der Entdeckung Gustav Meyrinks, die Pastorentöchter der vorigen Generation auf alle Reizungen entweder Kinder kriegten oder häkelten, so wie ein Kuckuck nur „Kuckuck!" schreien kann und wie die Funktionen der Harnblase und der Strafkammern eindeutig bestimmt sind —: so erwacht im Europäer, wenn ein heftiges Erlebnis ihn aufrührt, das Nationalgefühl.

Es ist ziemlich gleichgültig, was ihn aufrüttelt. Flieger fliegen über den Ozean; einer entdeckt ein neues Element; einer erfindet einen Apparat zur Beseitigung des Geschlechtslebens in Gefängnissen; einer läuft schnell, einer reitet noch schneller, einer boxt am schnellsten —: was auch immer geschieht, der Europäer ruft: Hurra! und läßt, auch wenn er stirbt, grade wenn er stirbt, seine Nation leben. So sterben wir alle Tage.

Es ist der Ur-Instinkt, der tiefste, der roheste, der gewalttätigste und der gewaltigste. Es ist jener, in dessen unterirdischer Wurzel Wollust und Blutlust zusammenlaufen, es ist der Solarplexus, der schreit, das Hodengefühl antwortet, und der ganze Kerl wird zusammengeschüttelt. Die Frau ist in diesem Fall ein schwingender Nerv, und haben die verzückten Nonnen in jenem Moment, der vor dem Himmel und ihrer Vorstellung ein Jahr war, geflüstert: „Der Gott kommt!" — so rufen wir, peitscht man uns aus: „Es lebe die Nation!"

Es gibt bekanntlich drei wahrhaft internationale Mächte: die katholische Kirche, die Homosexuellen und Standard Oil. Zu ihnen gesellt sich die Nation als die vierte, und nichts ist so groß wie die Solidarität der Klassenlehrer, die ihre Schulhöfe beaufsichtigen. Offiziere feindlicher Armeen stehen einander näher als Offizier und Mann desselben Landes; ordnungsliebende Staatsmänner lieben ordnungsliebende Staatsmänner und haben ein abgrundtiefes Mißtrauen, wenn etwa aus dem Nachbarlande eine Horde Radikaler mit Palmenzweigen in den Hän-

den über die Grenze käme — wo brächte uns das hin! (Einmal ist diese Grenze der Rhein gewesen, und dieser verpaßte Augenblick wird für Frankreich sobald nicht wiederkommen; es hat damals nicht begriffen, wo seine wahren Freunde gestanden haben, und es hielt den Rhein für breiter als den Kanal. Es wird das eines Tages bereuen.) Die Köpfe der nationalen Bandwürmer blinzeln sich zu und lassen die Sauggefäße aufschwellen — sie sind sich so gut ... Ministerpräsidenten verstehen im Zank einander noch immer besser als die durch die verkommenen Sozialdemokratien verführten Arbeiter; Diplomaten verstehen einander; Polizeipräsidenten, die Kommunisten jagen, verstehen einander — Proletarier aber kennen einander gar nicht. Sie lernen sich erst gelegentlich eines Sturmangriffs oder einer Patrouille kennen und schätzen.

„Vive la Belgique!" hat der Todeskandidat gerufen. Es war das, was er auf der Schwelle des Lebens dem Tode ins Gesicht zu sagen hatte, damit der doch wüßte, wen er da empfänge. Es war Ankündigung beim Tod, der seine Patrioten kennt, und Dank an das Leben. Denn was hatte dem morgens frühzeitig geweckten, beichtenden und kommunizierten Mörder die schönsten Emotionen im Leben verschafft —?

Die Kirche tut, was sie kann. Der Sport hat sie fast überspurtet. Das Kino liegt an der Spitze. Aber was sind sie alle drei gegen das Vaterland, das den einzelnen so schön vergessen läßt, was er für ein Staubkorn in der Nase des Allmächtigen ist, und das ihn emporhebt über sich selbst, so daß seine Individualität zerschmilzt wie sonst nur noch, wenn er mordet oder zeugt. Und wie bequem ist dieses Gefühl! Begeht der Landsmann Lumpereien, so schüttelt man ihn ab und kennt ihn nicht mehr; bekommt er den Nobelpreis, so ist die ganze Nation mit ihm und in ihm geehrt. Es lebe Nicaragua —!

Und je kleiner das Land, desto größer und stärker das Nationalgefühl. Man muß die erhitzten Köpfe der Elsässer sehen, für die bekanntlich ein besonderer Kosmos geschaffen werden muß, damit sie endlich Ruhe geben, und auch der zerschellte noch an ihren dicken Schädeln. Wird so eine Gruppe aber selbständig, dann entfalten sich im Winde neue Fahnen, die noch eine halbe Stunde vorher nicht dagewesen sind, und es ist zu fragen, woher nur plötzlich — nach Versailles — alle die Wappen, Marken, Embleme, Farben und Titel gekommen sind. Wer erfindet das? Wer stellt das so schnell her? Gibt es ein Warenhaus für kleine Staaten?

Ja, es gibt eines. Seine Direktricen sind die Dummheit und die Kollektiveitelkeit der Menschen, und was wäre der kleine Angestellte, wenn er nicht auf etwas stolz wäre, das sowieso sein eigen ist und das auf ihm lastet! Er nimmt das Gefühl, das ihm das Nationalbewußtsein verschafft, als Abschlagszahlung aufs Gehalt an und ist sehr glücklich. Der ihn bezahlende Chef auch.

Für die Massen ist die Nation der Inbegriff alles Mystischen, Imponderabilen, schlechthin Unbegreiflichen — auf diesem Gebiet ist alles erlaubt und kann alles verboten sein, hier wachsen die großen Männer, deren Größe an der Kleinheit der

Umherstehenden gemessen wird. Die Nation ist der Abfalleimer aller Gefühle, die man anderswo nicht unterbringen kann.

Daher hat jener Mörder vor seinem Tode so gerufen. Da stand das Schafott, auf dem er in einer Minute, ein blutiger Sack zurücksinken würde — hier stand er; es war ein großer Moment, und wie hätte er den besser feiern können als durch jenen Ruf, der an sein letztes Innerstes rührte, Ausdruck seines tiefsten Gefühles: durch den brüllenden Schrei der Kollektivität! Rief er um Hilfe? Wollte er damit ausdrücken, daß er zum Ruhme Belgiens falle? Wagte er es etwa, sich den Kriegshämmeln gleichzuwähnen, die zum Teil gefallen waren, ohne gemordet zu haben? Nichts davon: er ging in der alleinseligmachenden Nation auf, wie der Gläubige in seiner Kirche.

Man wird in ein paar hundert Jahren nicht mehr verstehen, was die wasserspülende Rolle des Staates mit den Gefühlen zu tun gehabt hat — so, wie man sich umgekehrt heute sehr gut eine Kirche ohne weltliche Macht vorstellen kann. Einmal werden Völker unter einer gemeinsamen Rechtsordnung nebeneinander leben, wie heute die Individuen eines Staates; diese Völker werden sich entzweien und versöhnen, hier und da ihre Rechtsordnung blutig durchbrechen — aber es wird eine internationale Rechtsordnung da sein, wie heute für die Individuen eine nationale da ist, die nicht dadurch ad absurdum geführt ist, daß sie gebrochen werden kann. Und die niedern Interessen des Patriotismus, heute zur Religion erhoben, werden einmal nicht mehr bestehen. Aber bis dahin wird noch viel Blut die Hälse herunterlaufen.

Sei gegrüßt, Lucien Beyen —! Du hast, aus blinder Nacht, den letzten Ruf einer irren und geistesschwach gemachten Menschheit ausgestoßen; jenen Ruf, den sie hervorgurgelt, wenn ihr nichts mehr einfällt, wenn sie Schändliches zu tun im Begriffe ist oder wenn an ihr schändlich gehandelt wird — den Ruf der Lämmer und der Schlächter, der Feldprediger und der Generale, der verkleideten Bankiers und der verkleideten Proletarier:

„Hurra! — Evviva! — Vive! — Three cheers! — Hip, hip! — Es lebe die Nation —!"

Englisch von Wolf Zucker

Aus einem kleinen Buch: London — Liebe zu einer Stadt, das in den nächsten Tagen im Verlag Williams & Co., Berlin-Grunewald, erscheinen wird. Es wird noch darüber zu sprechen sein.

Es gibt Momente, in denen man wünscht, irgendetwas Diffiziles, etwas Zartes in einer fremden Sprache zu sagen. Die eigne Sprache erscheint einem unvollkommen. Die Worte des täglichen Lebens sind zu abgegriffen, klingen nicht mehr, sind in zu vielen Sätzen, zu oft gesagt. Und andrerseits geht es auch nicht an, gesuchte Worte, Bücherworte zu gebrauchen. Denn man will ja eben nur durch die Nuance hervorheben, daß ein kleiner Satz, eine Zärtlichkeit eine besondere Bedeu-

tung haben soll. Wie gut ist es, daß es fremde Sprachen gibt. Fremde Sprachen, die man wohl versteht, aber noch nicht mit jener Unachtsamkeit sprechen kann wie die eigne. Vielleicht sind die Worte, die man da zusammensucht, in der Sprache selbst schon genau so verbraucht, unscheinbar geworden, wie die der eignen Sprache. Aber uns erscheinen sie noch neu, wir müssen uns Mühe geben, sie hervorzusuchen, zu formen. Und mit dem Glück, überhaupt ein zärtliches Wort sagen zu dürfen, mischt sich das Glück über einen ungewohnten Klang, über den neu gewonnenen Reichtum.

In diesem Gebrauch findet eine Sprache eine ungerechte Bevorzugung, die französische. Wenige Liebespaare, die sich teils aus Schüchternheit vor den zu gewohnten kalten Worten der eignen Sprache, teils getrieben von dem Wunsche nach Bereicherung des erotischen Repertoires in einer fremden Sprache unterhalten, werden auf den Wohllaut, die „Eleganz" des Französischen verzichten, um statt dessen etwa englisch zu sprechen. Englische Worte gelten für Ausdrücke des Sportes, allenfalls auch der Mode, für alle Dinge, wo eine kühle Exaktheit bezeichnet werden soll. Aber das ist ein Irrtum. Englisch ist weder kühl noch exakt, englisch ist die vielleicht am wenigsten ausgeformte europäische Sprache, es bildet dauernd neue Worte, neue Zusammensetzungen, Abkürzungen. Und es bietet so dem Bedürfnis nach individuellem Ausdruck die größten Möglichkeiten, und was will der Liebende mehr?

Das Englische bietet Möglichkeiten zu einer ungeahnten Differenzierung von Ausdrücken des Liebens, Bewunderns, Verehrens, des Zarten, Leisen, Geschmeidigen. Wieviel Ausdrücke allein gibt es, um den individuellen Gang, die individuellen Laute von Tieren zu beschreiben. Jede Maschine, Wagen, Mühle, Winde, bringt ein andres Geräusch hervor. Und die englische Sprache gibt jeden dieser Laute getreulich wieder, bild- und klangkräftig. „Sich verlieben", das heißt to fall in love, und damit ist die ganze Unwillkürlichkeit, das Überraschende, das Nichtwiderstehenkönnen des Liebens gekennzeichnet. Schon die Bevorzugung von einsilbigen Worten gibt der Sprache eine für uns ungeahnte Kraft. Die Konsonanten sind fast durchweg einfach, aber die Vokale zeigen noch den Reichtum, den etwa das Mittelhochdeutsche gehabt hat. Schönheit des gebrochenen Vokals; er schillert, wird beim Sprechen erst zu seiner vollen Entfaltung ausgeformt. In jedem Laut schimmert noch die Vielfältigkeit, die Buntheit der Natur. Aber der Mensch weiß noch, daß das Sprechen niemals die volle Wucht des wirklichen Lebens erreichen kann, deshalb haben seine gesprochenen Laute jenes Gebrochene. Er schwankt beinah, ob er sprechen soll oder nicht; und wenn er spricht, so versucht er noch einmal den Formungsprozeß des Lebendigen nachzumachen. Und so sind auch die Worte der Zärtlichkeit immer in einem gewissen Sinne vorsichtig. Man weiß noch nicht, ob der Partner verstehen wird, ob er überhaupt aufnehmen will, was man da vor ihn hinlegt. Es sind nicht Worte des Sieges, sondern der Werbung. Es fehlt immer der Vollklang, die strahlende Bestimmtheit des Romani-

schen. Die englischen Worte kommen auf leisern Sohlen, haben die Farbe der Dämmerung. Und doch sind sie nicht schwer. Sie sind wie Katzen, die über ein Schneefeld gehen, wenn sie vorsichtig die Pfoten heben, unhörbar, mit einer leisen Mischung von Grazie und Drolligkeit. So müßte man lieben können, der Flüsternde würde den Heldentenor aus dem Felde schlagen.

Jugend, Jugend — — ! von Béla Balázs

Zum Schluß soll über ein schönes Buch berichtet werden, über dieses „Tagebuch des Schülers Kostja Rjabzew" (Nikolai Ognjew: Das Tagebuch des Schülers Kostja Rjabzew, Verlag der Jugend-Internationale), das von der heutigen russischen Schuljugend handelt, von der Jugend der Revolution also, was genau das Gegenteil einer Revolution der Jugend ist, wie es sich eben da erweist. Und darum möchte ich einleitend bemerken, daß es wirklich Zeit wäre, mit der Legende von der revolutionären Bedeutung der Jugend überhaupt aufzuräumen. Noch niemals hat bei einem produktiven sozialen Umsturz die Jugend irgendwelche besondere Rolle gespielt. Wohl in den lyrisch-romantischen „Freiheitskämpfen" der achtundvierziger Jahre. Aber weder die große französische Revolution noch die große russische Revolution hatten irgend etwas mit „Jugend" zu tun gehabt. Die Führer der letztern hatten es erst zwanzig Jahre lang in der Emigration gelernt, was sie dann ausgekämpft und aufgebaut haben.

Es gibt nicht noch ein so klägliches Armutszeugnis wie der Kult, den man bei uns mit der Jugend treibt. Die Bedeutung der Jugend wächst immer mit der Unbedeutung der Erwachsenen. Hoffnung auf die Jugend ist immer die letzte Hoffnung einer resignierten und bankrotten Generation. Denn es ist die Hasardeur-Hoffnung auf das Unbestimmte, auf „irgend etwas Andres." Jugend ist die leerste Parole aller unbegabten Generationen: die Parole der inhaltlosen und richtungslosen Möglichkeit. Jugend in diesem Sinne ist das, was noch keine Gelegenheit gehabt hat zu versagen. Ausschließlich darin besteht ihr Prestige bei uns. Ihre problematische und nicht immer ungefährliche Qualität ist, daß sie leicht mitgeht. Aber noch nie hat die „Jugend" selbst ein konkretes, neues Ziel gesteckt. In der Kunst etwa sind die ersten Jugendwerke auch der originellsten Genies immer noch aus der „alten Schule" gewesen. Denn es dauert immer eine Weile, bis die geistige Nabelschnur abgerissen wird, und man tut der Jugend Unrecht, wenn man das Neue von ihr erwartet. Die natürliche Schwungkraft des jugendlichen Temperamentes wird nur dort zur Initiative angerufen, wo Geist und Erkenntnis keine Schwungkraft mehr haben. Jugend, ohne nähere Bestimmung aber, ist das abstrahierte Temperament. Ein Explosivstoff der moralischen Rüstungsindustrie, pro und contra gleicherweise verwendbar. Das sind die Pfadfinder, die keinen Weg vor sich haben, das sind die Kämpfer der von Speyer beschriebenen Tertia, die mit

glühender Begeisterung Krieg führen, um die Katzen des Nachbardorfes zu retten! (Gewiß das trostlos lächerlichste Zeitdokument.) Dieses Feuer, ohne eignen Sinn, ist die seelische Munition des Fascismus. Das ist die „Giovinezza"!

Nur wo die Alten veralten, gibt es eine „Revolution der Jugend". Die Jugend einer Revolution aber ist nur Nachschub und Reserve der allgemeinen Jugend und läßt sich führen. Aus jenem Tagebuch des russischen Schülers Kostja wird es einleuchtend klar, daß die Opposition der Jugend nicht ein natürlicher, also ewiger Konflikt ist, sondern ein sozialer — war. Die schweren Krisen, die aus dieser Opposition gegen die persönliche Autorität entstehen, haben die einsichtigen Pädagogen auch bei uns dazu bewogen, die Jugend möglichst freizugeben. Denn welchen Weg sollten sie ihnen weisen, da sie selber keinen vor sich sehen? Sauve, qui peut! Unsre moderne freie Erziehung in den möglichst autonomen „Schülerrepubliken" ist eine der letzten Dekadenzerscheinungen der bürgerlichen Kultur. Sie ist entstanden aus der ehrlich eingestandenen Verlegenheit der aufgeklärten Erwachsenen, die die Verantwortung für bestimmte und oktroyierte Zielsetzung nicht mehr zu übernehmen wagen. Die geistigen Mütter setzen die Kinder aus, die sie nicht mehr ernähren können. Sie überlassen die Jugend den Krisen ihrer freigewordenen Zufallsentwicklung und warten ab, was daraus werden soll. Gewiß besser als der Drill nach toten oder unklar gewordenen Ideologien. Gewiß das einzig mögliche bei uns. Aber wäre das in Zeiten einer geschlossenen Weltanschauung einer bestimmten und lebendigen Gesinnung denkbar? Dort, wo die Erzieher klare, feste Begriffe von richtig und unrichtig, gut und böse haben?

Auch scheint diese neue Freiheit für die Jugend nicht viel weniger Gefahren zu enthalten als der alte Zwang durch die Autorität. Es ist gewiß kein Zufall, daß jetzt die „Jugendfrage" wieder einmal so aktuell geworden ist. (Sie wird es immer, wenn man Erwachsenenfragen dringend ausweichen möchte.) Es ist kein Zufall, daß in derselben Zeit, da der Prozeß um die kleine Hilde Scheller die Gemüter in Aufregung versetzte, von wegen der jugendlichen Sexualität, auch Wynecken wieder einmal Schwierigkeiten in seiner Schule hatte und auch der Roman André Gides erschien von der „frühen Unordnung", der Pariser Schuljugend, so wie Speyers fascistischer Landerziehungsroman „Der Kampf der Tertia" und auch Bruckners „Krankheit der Jugend" unterwegs war und Werfels „Abituriententag". Man hatte wieder einmal den Kopf und die Nase voll mit den Problemen, Krisen und Gefahren der Jugend. Und da bekamen wir das „Tagebuch des Schülers Kostja Rjabzew" zu lesen, in dem berichtet wird, daß in den russischen Sowjetschulen eine Lösung dieser bei uns unlösbaren Probleme begonnen hat. Die einzig mögliche, beglückend überzeugende Lösung.

Das Problem der Erziehung stellt sich bei uns nämlich folgendermaßen unlösbar: a) das gewaltsame Oktroyieren der Autorität ist gefährlich. Es führt zu schweren Komplexen. b) Freiheit, ohne vorbestimmte und zwangsläufige Direktive,

ist auch gefährlich. Sie kann zu Verwirrung, Anarchie und Verlorenheit führen.

Gibt es in diesem Entweder-Oder ein Drittes? Gibt es eine vorbestimmte Freiheit? Eine Gebundenheit ohne Fesseln? Das Tagebuch des Schülers Kostja berichtet von dieser wunderbaren dialektischen Wandlung in den Sowjetschulen. Denn siehe, da sind die Schulsowjets der Kinder noch viel autonomer als unsre freien Schulstaaten. Da haben die Lehrer überhaupt nicht zu befehlen. Sie können nur Vorschläge machen, über die diskutiert und abgestimmt wird, wobei den Vorsitz immer ein Schüler führt. Die Jugend wird durch keine persönliche Autorität zwangsweise geführt, aber sie wird mitgerissen von der gradlinigen Strömung der allgemeinen geistigen Atmosphäre, die sie umgibt und die eine undiskutierbare, unbeirrbare, vorbestimmte Richtung hat. Der Zwang kommt nicht von außen. Die jungen Seelen fliegen frei wie das abgefeuerte Geschoß. Die Kraft, die sie treibt, und die Kraft, die ihre Bahn bestimmt, ist dieselbe. Woher käme da die Opposition? Die Kinder fragen nicht verloren nach Sinn und Wert. Sie sind in die eindeutige, feste Ideologie der revolutionär-kommunistischen Moral hineingeboren und eingebaut. Selbst unverstanden hat diese die magische Gewalt des Glaubens über sie. ‚Religio' aber kommt von ‚religere' und das heißt: binden. So bekommt die „Freiheit" der russischen Schuljugend einen ganz andern Sinn, eine andre Funktion als die Freiheit unsrer modernen Schulstaaten.

Die meisten Komplexe und Störungen der jungen Seelen, mit denen sich bei uns Freudianer und Individualpsychologen befassen müssen, kommen dort gar nicht auf, denn der Gegensatz der Generationen ist aufgehoben durch die legale Möglichkeit der Selbstwehr der Jugend in offenem und öffentlichem Kampf. Die Lehrer müssen sich dort durchsetzen. (Sie haben es gewiß nicht leicht.) Es sind gleichsam partei-interne Kämpfe verschiedenaltriger, gleichberechtigter Jugend, ausgefochten in Versammlungen, Gerichten, durch Propaganda und Pressekampagne in den „Wandzeitungen" der Schule.

Ob dabei viel sachlich Wissenschaftliches gelernt wird, ist eingestandener Weise einstweilen fragwürdig. Aber eines lernen sie gewiß: die Technik und die Ethik der sozialen Organisation. Und noch Einiges von den Wirklichkeiten und Problemen des Lebens. Denn diese Schülerorganisationen sind angegliedert an die Organisationen des gesamten sozialen Baus der Sowjetgesellschaft. Jede Schülergruppe ist einer Fabrikbetriebszelle zugeteilt und wird in der sozialen Arbeit der Fürsorge, in „Patenschaften" der Bauern und Rotarmisten verwendet. Sie nehmen offiziell an den Sitzungen der Erwachsenen außerhalb der Schule teil und ihre Organisationen haben praktisch-soziale Aufgaben. Also die Organisationstechnik wird nicht l'art pour l'art geübt wie in unsern freien Schulstaaten. Die Selbstzucht und Disziplin wird nicht als gegenstandslose Kraft trainiert wie bei der modernen fascistischen Rüstungspädagogie etwa im Pfadfindertum. Es ist nicht Sport, sondern Arbeit, nicht Spiel, sondern Kampf und hat seinen Sinn

in einer bestimmten Bedeutung und seinen Zweck in einem konkreten Ziel.

Diese Schulkinder, die von Anbeginn in der Öffentlichkeit leben, kennen die Stickluftvergiftungen und Stacheldrahtneurosen der abgeschlossenen Familie nicht. Und auch die Pubertätskrisen scheinen dort viel ungefährlicher und gesünder abzulaufen. Denn so viele andre Interessen bewegen noch die jungen Geister und halten sie in Gleichgewicht. Und vor allem verbiegen und verfilzen sich diese Probleme nicht im Verborgenen und Verschwiegenen, denn sie werden öffentlich behandelt. Das ist nun das entscheidende Neue in diesem neuesten Teil jener neuen Welt. Denn es ist der Beginn einer neuen Menschenart in der russischen Sowjetjugend. Das mutet zuweilen so exotisch seltsam und grotesk an wie die Kunde von einer unbekannten Menschenrasse und ist doch das Hoffnungsvollste und Beglückendste am Ganzen. Daß nämlich bei dieser Jugend auch die sexuellen, die Liebes- und Freundschaftsaffären keine Privatangelegenheiten sind. Das heißt, sie sind es nur, so lange sie störungslos funktionieren. Um den Gesunden kümmert man sich nicht. Wird aber einer krank, ruft man den Arzt. Genau so wird bei den Krisen und Qualen der Liebe oder Freundschaft ein Konsilium der Öffentlichkeit einberufen und die, für unsre Begriffe, wunderlichsten Beratungen und Abstimmungen finden statt in Zellen oder Klubkomitees. In diesen kleinen, aber anscheinend wirklich neuen Menschen hat sich die Grenze zwischen öffentlich und privat auch innerlich verschoben. Und das sieht ganz nach einem Moment der Menschheitsgeschichte aus.

Das Tagebuch des Schülers Kostja Rjabzews ist das aufregend-interessanteste historische Dokument und nebenbei ein brillant geschriebener, reizender Roman, voll entzückendem Kinderhumor und überlegener Selbstironie. Selbst, wenn das alles nicht wahr, wenn das alles erfunden wäre, selbst dann bliebe das Buch die bedeutendste und schönste Utopie, die je geschrieben wurde. Ein Buch der Hoffnung. Ein Buch zum Glücklich-werden.

Tipperary Tommy steht Wache in der Bubbling Well-Road, Shanghai von Arthur Holitscher

Southampton Docks sind gute Docks,
Zehntausend hat man dort
An Bord
Verfrachtet.

Wie Vieh in Docks,
Hier Schaf, hier Ochs,
So schleppt man uns nach China fort —
Tommy ist hochgeachtet!

Der Chinaman ist gelb wie Wachs.
Am Sonntag gibts Konservenlachs
In unserer Kantine.

Was suchen wir hier allesamt
Im Vierhundertmillionenland
Mit unsrer Mäh-Maschine?

Soviel Schrapnelle gibts gar nicht,
Daß man das Kuliheer zerbricht,
Damit's uns nicht verschluckt.

Am Schiff schon hab ich arg gespien —
Wie ist die Galle gar so grün!
Doch hab ich mich geduckt.

Das Chinagirl sagt mir nicht zu.
Am liebsten lieg ich da in Ruh
Und träum, von Madge in Kent ...

Ich träum, von ihr. Was das schon frommt.
Weil sie zu Pfingsten niederkommt.
Wie mir das Herz verbrennt!

Soldat sein ist 'ne Schweinerei.
Dem Reichen ist es einerlei.
Er schickt dich gegen Tschang Kai Schek,
Ob du verreckst, ihm ist's ein Dreck.

Wenn er nur fest verdienen kann,
Dann opfert er gern Mann um Mann —
In Indien, Betschuanaland,
In Flandern, Irland, Zululand,
In jedem Schweiß und Stinkland!

Hier steh ich Wacht am Bubbling Well —
Der Gelbe drüben — der ist mein Gesell!

„Habt Acht!"

Und:

„Bank of England!"

Aus den „Gesängen der chinesischen Revolution".

Watteau von Egon Friedell

Antoine Watteau, der 1684 geboren wurde und schon 1721 an der Schwindsucht starb, hat in fast achthundert Bildern das Parfüm jener wissenden und infantilen, heitern und müden Welt, die man Rokoko nennt, mit einer solchen Kraft und Delikatesse, Unschuld und Virtuosität festgehalten, daß man an diese Zeit nicht denken kann, ohne sich zugleich an ihn zu erinnern, und Rokoko und Watteau fast austauschbare Begriffe geworden sind. Vielleicht keinem zweiten Künstler ist es so restlos gelungen, das flüchtige Leben seiner Umwelt in all seinem sprühenden Glanz in tote Zeichen zu übertragen: diese Menschen, deren seelische Entfernung von uns noch weit mehr beträgt als die zeitliche, hier schlafen sie, in Farbe gebannt, einen unsterblichen Zauberschlaf als unsre Zeitgenossen und Vertrauten.

In der Bemühung, diese seltsame Tatsache psychologisch zu erklären, hat man bisweilen darauf hingewiesen, daß Watteau ein Ausländer und ein Proletarier war. In der Tat

läßt sich bisweilen beobachten, daß „Zugereiste" in ihrer Kunst das Wesen ihrer zweiten Heimat eindringlicher und leuchtender verkörpern als der Eingeborene. Um nur ein Beispiel zu nennen: es dürfte schwer fallen, zwei echtere Repräsentanten des Wienertums zu finden als Nestroy und Girardi, und doch weisen beide Namen auf fremden Ursprung. Daß Watteau ein armer Dachdeckerssohn vom Lande war, hat sicher ebenfalls seinen Blick für den flimmernden Reiz und die narkotische Schönheit des damaligen Paris geschärft. Es pflegen ja auch die saftigsten und innigsten Naturschilderungen nicht von Bauern und Gutsbesitzern zu stammen, sondern von Großstädtern und Kaffeehausmenschen, und die Dichter der leidenschaftlichsten und empfundensten Liebeslyrik sind selten Don Juans gewesen. Auch Watteau war verliebt, und zwar unglücklich, also doppelt verliebt in die Welt der schwerelosen Anmut und des selbstverständlichen Genusses, in die kühle und goldene, zarte, aromatische und durchsonnte Gipfelluft, in der diese privilegierten Wesen ihre göttliche Komödie spielten: er wußte, daß er kein legitimer Teilhaber dieser Feste sein könne, nur ihr Zuschauer und Chroniqueur, und so ist er der unvergleichliche peintre des fêtes galantes geworden.

Dazu kam noch ein Drittes: Watteau war auch physisch und seelisch ein „Enterbter": kränklich und häßlich, schwächlich und unscheinbar, linkisch und melancholisch. Es ist aber eine merkwürdige Tatsache, daß körperliche und geistige Defekte bisweilen die Quelle außerordentlicher Leistungen zu bilden vermögen: daß Kriegshelden wie Attila und Karl der Große, Napoleon und Friedrich der Große eine kleine Figur besaßen, daß Byron hinkte, Demosthenes stotterte, Kant verwachsen, Homer blind und Beethoven taub war. Aus einer solchen „physiologischen Minderwertigkeit" heraus hat auch Watteau seine Farbenwunder geschaffen. Er konnte die Grazien nicht besitzen, und so blieb ihm nichts übrig, als sie zu gestalten. In seinen Kunstwerken hat er seine Naturmängel kompensiert und überkompensiert. Er hat als ein hoffnungslos Dahinschwindender lachenden Frohsinn, als ein zum Grabe Taumelnder tanzende Lebensbejahung, als ein von Krankheit Ausgesogener trunkenen Daseinsgenuß gepredigt. Es ist die Kunst eines Phthisikers, der mitten im grauesten Siechtum den rosenfarbigsten Optimismus aufrichtet.

Und damit gelangen wir zur eigentlichen Lösung des Problems. Watteau war ein so vollkommener Spiegel seiner Zeit, weil er in seinem Schicksal und seiner Persönlichkeit ihr sprechendstes Symbol war. Er war ein Sterbender und sein ganzes Leben und Schaffen die Euphorie des Schwindsüchtigen. Und auch das Rokoko war eine sterbende Zeit und ihre Lebensfreude nichts als eine Art Tuberkulosensinnlichkeit und letzte Sehnsucht, sich über den Tod hinwegzulügen: das heitere Rot auf ihren Wangen ist aufgelegtes Rouge oder hektischer Fleck. Das Rokoko ist die Agonie und Euphorie der Barocke, ihr Sonnenuntergang, jene Tagesstunde, die auch Watteau am liebsten gemalt hat. Liebend und sterbend: das ist die Formel für Watteau und das gesamte Rokoko.

Austauschtheater von Harry Kahn

Völkerverständigung ist eine schöne Sache. Aber es ist keine so leichte Sache, wie viele Leute sich einbilden. Verständigung erfordert Verständnis, Verständnis der Völker für einander; das aber wieder setzt Kenntnis voraus, Kenntnis der Völker von einander. Wie aber verbreitet man am besten gegenseitige Kenntnis und damit Verständnis? Dadurch, das ist die Modemeinung, daß man allerhand austauscht. Nicht bloß Waren und Geschäftsreisende; daß das nicht genügt, hat sich immerhin herumgesprochen. Nein, sogenannte geistige Güter, womöglich gleich samt ihren Trägern. Und so wird jetzt mit Hochdruck, aber nicht immer ohne politische und wirtschaftliche Hintergedanken, eine ganz wahllose Austauscherei betrieben: Schulkinder und Professoren, Sportsleute und Journalisten, Kunstausstellungen und Theatertruppen. Deutschland mit seinem hochgezüchteten Organisationsfimmel immer vorneweg. Wos was auszutauschen gibt, sind wir dabei. Für jeden Gémier haben wir einen Rickelt parat; und sind Froitzheim, Moldenhauer, Kleinschroth auf dem Rasen von Birmingham ausgerutscht, so haben wir immer noch einen Frenz und einen Rahe in Reserve, die sich auf den Lawns um London schlagen lassen können. Man darf meist noch von Glück sagen, wenn das Ergebnis all dieser vordringlichen und nicht immer billigen Mitmacherei gleich Null bleibt und sich nicht direkt ins Negative auswächst, indem sie, statt zum Abbau, zur Bestätigung oder gar Verstärkung alter Vorurteile der Völker gegeneinander beiträgt. Denn vor lauter Austauschsucht wird gar nicht mehr darauf geachtet, wer und was ausgetauscht wird. Ob im andern Land ein Bedürfnis nach dem Austauschobjekt und somit eine gewisse Gewähr für den Erfolg der ganzen Veranstaltung besteht, danach wird ebensowenig gefragt wie nach der Qualifizierung ihrer Arrangeure dazu. Brutale Geschäftemacher sind da noch nicht die Schlimmsten; den meisten Schaden richten die hemmungslosen Gschaftlhuber an.

*

Zum ersten Mal, denn der im Vorjahr rasch und schmerzlos zerplatzte Ballon d'Essai eines seinen Weltruhm überschätzenden Schauspielers zählt nicht, zum ersten Mal seit dem Krieg ist jetzt eine deutsche Schauspieltruppe nach Paris gegangen. Das Allerbeste, denkt man, ist grade gut genug bei dieser Gelegenheit, das Allermodernste, Allercharakteristischste; um so mehr als gleichzeitig zwei russische Truppen, das moskauer Staatstheater und Granowsky, ihre Standardleistungen dort sehen lassen. Wer also ist der Führer unserer Leute, ihr Spiritus rector und Regisseur? Reinhardt, Jeßner? Allenfalls Piscator? (Die Franzosen haben ja Sinn für Blague.) Kein Gedanke! Eugen Robert. Nun, er führt den Parisern doch wenigstens ein paar aus der ersten Garde unserer Schauspieler vor: Bergner, Dorsch, Höflich, Mosheim, Krauß, Forster, Klöpfer, Kortner? Pallenberg, Moser, Gülstorff, Romanowsky, Tiedtke? Komiker sind ja unentbehrliche Helfer vor einem Publikum, das die Sprache nicht versteht. Nichts von all dem.

Seine Protagonistin ist Frau Orska; die wichtigsten männlichen Stützen seines Ensembles sind Steinrück, Karl Goetz, Loos, Deutsch. Nichts gegen diese Herren, die ausgezeichnete Schauspieler sind; nur wenig auch gegen jene Dame, die die Ersatz-Pariserin einer nicht bloß materiellen Inflation war. Ausgerechnet, sie an der Seine vorzuführen, das heißt wirklich mit einem sträflichen Mangel an kulturellem Augenmaß geschlagen sein. An anderer Stelle erzählt ein Augenzeuge, welchen Eindruck sie beim Publikum des Théâtre Gymnase hinterlassen hat. Wie dem auch sei: zur Sonderklasse gehören sie alle nicht. Natürlich gehört Bassermann zu ihr; mehr als das: er ist einfach unser größter Schauspieler. Aber ganz abgesehen davon, daß, bei dem Abstand zu seinen Mitspielern, aus dem Ganzen ein „Gastspiel Bassermann" werden muß, sobald er auf dem Zettel erscheint, — was gibt ihm Robert zu spielen? Den von ihm vor einem Vierteljahrhundert kreierten Stefan von Sala! Denn, dritter Punkt: mit welchen modernen deutschen Dramatikern macht Robert die Franzosen bekannt? Kaiser, Sternheim, Brecht? Nein. Wedekinds „Erdgeist" und Schnitzlers „Einsamer Weg": das ist sein Programm.

Kommentar ist überflüssig. Den liefert schon die pariser Presse. Ein paar Stellen aus dem wichtigsten und verbreitetsten Fachblatt, der Theater-Tageszeitung ‚Comoedia'; dort schreibt Etienne Rey: „Man kann darüber erstaunt sein, daß, da zum ersten Mal eine berliner Truppe nach Paris kommt, diese ein Stück gewählt hat, das ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt und von einem Autor ist, der zwar eine Rolle als Vorläufer gespielt, aber in Deutschland heute ausgespielt hat ... Wir hätten ein Werk aus der Nachkriegszeit vorgezogen, das charakteristischer gewesen wäre für die neuen Strömungen. Gibt es vielleicht kein erstklassiges und repräsentatives Werk? ... Aber wenn kein solches Meisterwerk vorhanden ist, so gibt es doch merkwürdige, von wirrem Suchertum erfüllte Stücke, die noch in ihren Mängeln den Stempel der Zeit tragen. Wedekinds Stück dagegen, trotz seiner Kühn- und Rohheiten, gehört der Vergangenheit an. Es erschien uns sogar alt, sehr alt, und naiv ..." Auf den Eindruck, den danach Schnitzler hinterlassen wird, darf man gespannt sein. Von Roberts Regie heißt es, daß sie „avec un art et dans un style remarquables" war; von der Orska, daß sie „une artiste intelligente et très douée" sei, die „à merveille", von Steinrück, daß er „avec puissance" gespielt habe. Wer französisch nicht bloß übersetzen, sondern lesen kann, weiß, was diese Floskeln besagen. Nämlich ebenso viel wie die Charakterisierung der ganzen Truppe als „un excellent ensemble".

Ein Durchfall? Wahrscheinlich. Ein Erfolg? Sicher. Nämlich der, daß auf Jahre hinaus der Boden für deutsche Gastspiele nicht mehr aufnahmefähig sein wird. Denn das pariser Publikum hat ja jetzt gesehen oder gelesen, daß die Deutschen nichts wirklich Neues, nichts, was man unbedingt gesehen haben muß, zu bieten haben.

*

Wir wollen nicht in den selben Fehler verfallen. Im Gegenteil: wir wünschen, daß möglichst bald eine andre pariser Truppe — etwa die von Louis Jouvet — nach Berlin kommt, um uns zu zeigen, daß es in Frankreich noch ein andres Theater gibt, als das des Herrn Henry Bernstein, das uns jetzt „auf Einladung des Herrn Dr. Eugen Robert" bereits zum zweiten Mal in einer Saison vorgesetzt wird.

In Paris erklärt man „Erdgeist" für „démodé"; was soll da unsereins über „Le Secret" sagen? Jedes kritische Wort ist Leichenschändung. Etwas Lebloseres, Lebensunwahreres als dieser Ibsen aus dem billigen Boulevardladen ist nicht vorstellbar. Es ist nicht einmal ein Reißer. Das „Geheimnis", auf das man zweieinhalb Akte lang zu warten hat, ohne daß man, mangels auch der leisesten psychologischen Andeutung neugierig auf seine Enthüllung würde, besteht darin, daß Herr Bernstein Hedda Gabler und Rebekka West mißverstanden und daraus die Mißgeburt eines Salon-Weibsteufels gemacht hat, der, selbst in glücklichster Ehe lebend, pathologischerweise bei seinen Nebenmenschen kein Glück sehen kann und darum alles durch-, gegen-, auseinanderintriguieren muß. Warum? Wieso? Niemand weiß es; am wenigsten Bernstein oder seine Heldin. Tel est leur plaisir.

Es ist weiter nichts als eine Rolle zum Ziehen von allerhand heterogenen Registern. Madame Simone zieht, was das Zeug hält. Sie ist ein glänzend geölter, wundervoll federnder Darstellungsapparat. Für jedes Gefühl und Gefühlchen hat sie ein von tausend Vorgängerinnen erprobtes, selbst hundertfach wiederholtes Cliché zur Hand. Alles ist festgelegt und durchgepaust. Einem Menschengeschöpf von Fleisch und Blut kommt sie am nächsten, wenn sie einfach konversiert. Denn dann deckt sich die Konvention der Bühne fast restlos mit der Konvention des Lebens. Wenn man die Simone in solchen, von Empfindungen nicht beschwerten Momenten reden und lachen hört, gehen und sitzen sieht, wenn man beobachtet, wie sie jemand bewillkommnet oder verabschiedet, oder wenn man die leisen Nuancen unterscheidet, die sie für die einzelnen Personen, je nach ihrer gesellschaftlichen Distanz zu ihnen, hat, dann merkt man immerhin, wie unrichtig, ja komisch in jedem Augenblick sich unsre Konstanzen und Konstantinen verhalten, sobald sie sich mondän geben wollen.

Die Simone ist der abgestempelte Star des Ensembles; sein tatsächlicher Mittelpunkt ist Gaby Morlay. Sie war das Erlebnis des ersten Bernstein-Gastspiels; sie verleiht auch diesem zweiten Sinn und Berechtigung. Ihr Darstellungsstil hat mit dem traditionellen, in dem alle übrigen Mitglieder der Truppe noch mehr oder minder befangen sind, kaum mehr was zu tun. Er ist sehr nervös, doch ganz unsentimental, dabei von allerhand Humoren gesegnet; ihr Gefühlsausdruck arbeitet mit sparsamsten aber prägnantesten, manchmal fast überscharfen Mitteln. Zuzusehen, wie sie ihre ganz und gar heutige Begabung an eine alberne Rolle ältester Schablone verschwendet, könnte einen jammern, wenn es einen nicht wieder ergötzte, zu beobachten, wie sie die Schablone auflöst, mit der Konvention spielt, der

öligen Pathetik Bernsteins durch ihren saubern, sachlichen Ton gleichsam den Fettgehalt entzieht.

Kurz: Gaby Morlay vermittelt uns mehr von einem neuen Frankreich, als ein Dutzend Zeitungsaufsätze und Essaybände vermöchten. Dieses zierliche, brünette Persönchen, mit den großen dunklen Augen in dem schönen, ein bißchen hartzügigen Gesicht, ist ein wirksamerer Faktor der Völkerverständigung als ein ganzes Grandhôtel voll Direktoren, Präsidenten und sonstigen Gschaftlhubern des Austauschbetriebs.

Rule Britannia von Morus

Man muß, wenn man auf dem Trafalgar Square steht, sich immer wieder ins Gedächtnis rufen, daß die hier das Empire begründet und das Wasserklosett erfunden haben, daß in diesem Lande der mechanische Webstuhl, die Spinnmaschine und die erste brauchbare Dampfmaschine geschaffen wurde, daß die Engländer die erste Eisenbahn und das erste Dampfboot fahren ließen und auch heute noch die besten Organisatoren in allen Dingen des Transportwesens sind. Man muß es sich dreimal sagen, wenn man in der englischen Provinz umherreist und sich die verschmutzten Kohlennester in Süd-Wales, die lächerlichen Hochöfen in Schottland und die historische Schreckenskammer des Black Country ansieht oder abends in den toten, stockfinstern Straßen der Millionenstädte Birmingham, Liverpool und Manchester herumirrt. Es ändert sich nichts davon, daß sich der Prinz von Wales mit jedem neuen Schlips photographieren läßt, daß wir hier die gepflegtesten Tennisplätze und fast soviel Zylinderhüte haben, wie es Arbeitslose gibt: dieses Land ist das schauerlichste, das Europa aufzuweisen hat, den werten Balkan mit eingeschlossen.

Aber wenn man sich fragt, was diesen Eindruck hervorruft, so ist es doch nicht der nervus rerum, der in England dürftiger entwickelt ist, nicht der Reallohn und nicht die Lebenshaltung, sondern nur die Fassade; das, wohinter die Franzosen unverdrossen und unveränderlich seit dem dritten Napoleon ihre Kleinbürgerlichkeit verstecken und woran wir ständig herumbasteln, um nur ja „neu renoviert" daranschreiben zu können. England ist von den Maurermeistern der Kultur verschont geblieben, und nun wird es offenbar: so sieht die Welt des Kapitalismus aus, wenn man den Putz von der Wand schlägt und auf den rohen Ziegelstein kommt. Mit einem Mal ist alles klar und übersichtlich, was anderswo schlecht vertüncht ist. Die Welt besteht halt aus zwei Teilen: aus verdreckten, verrußten Steinhöhlen und aus Golfplätzen, aus einem, auch körperlich kümmerlichen Arbeitsvolk und aus einer Edelrasse, derenthalben die Felder nicht bebaut werden dürfen. So ist es mit der sozialen Ordnung bestellt, wenn kein Kempinski, kein Haberland und kein Lunapark die Konturen verwischt. Gelobt sei dieses Land, das einem solch einen Anschauungsunterricht vermittelt.

Die Deutschen, die gegenwärtig England besuchen und auch die dauernd dort leben, besonders die amtlichen Beobachter,

ziehen aus dem Fehlen der Fassade meistens den Schluß, daß etwas faul im Staate England ist. Die Dekadenztheorie, mit der wir uns schon gegenüber Frankreich so böse getäuscht haben, wird jetzt auch gern auf England angewandt. Der Stukkateur und Blitzblankfabrikant, der in jeder deutschen Brust wohnt, ist wieder weiter bei der Arbeit. Früher galt Rule Britannia als das letzte Ideal echter Tüchtigkeit. Jetzt, da Amerika en vogue ist, haben wir England auf eine Mark abgeschrieben. England ist passé, wissen Se, die Leute sind ja nicht mehr konkurrenzfähig.

Vor diesem lieben deutschen Größenwahn, Ausgabe 1928, muß mit einigem Nachdruck gewarnt werden. Daß die englische Industrie, namentlich die Schwerindustrie, gegenüber der amerikanischen und der deutschen technisch und organisatorisch im Rückstand ist, steht außer Zweifel. Aber daß sie, trotz siebenjähriger Krise, doch noch in größtem Maßstabe auf den Weltmarkt hinausgeht und als wichtigstes Äquivalent für die Lebensmitteleinfuhr dient, liegt einmal daran, daß eben die Fassadenarbeit wegfällt, die bei uns einen großen Teil des gesamten Arbeitsaufwandes beansprucht: das ständige Herumbessern und Ummodeln und Abreißen und auf neu Lackieren. Dann aber verfügt England über Kapitalreserven, gegen die der Kontinent sich doch recht ärmlich ausnimmt. Es ist eben sehr viel da, deshalb fällt auch in schlechten Zeiten noch sehr viel ab.

Man muß sich einmal das Nachlaßregister ansehen, das in England öffentlich geführt wird — für sechs Pence kann man von jedem beliebigen Testament sich eine Abschrift ausfertigen lassen — und dadurch die private Vermögensbildung unter eine viel stärkere Publizität stellt, als es in Amerika und Skandinavien durch die Offenlegung der Steuerlisten erreicht wird. Es besagt schon etwas, daß beispielsweise im letzten Jahr 345 Leute mit einem Vermögen über 100 000 Pfund gestorben sind, davon neun Pfund-Millionäre und von denen wieder einer mit einem Vermögen von mehr als 100 Millionen Mark und drei mit etwa 80 Millionen Mark.

Das sogenannte Volksvermögen ist ja ein Begriff, der keinen großen Erkenntniswert hat. Wichtiger ist schon das Volkseinkommen, das der ‚Economist' mit 80 Milliarden Mark beziffert. Möglich, daß die Ziffer etwas hoch gegriffen ist, und sicher, daß sie, unter Berücksichtigung der Lebenshaltungskosten nicht mehr bedeutet als 60 bis 65 Milliarden in Deutschland. Aber es bleibt doch sehr respektabel, daß die Einkommensteuer, bei einer Freigrenze von 5000 Mark, jährlich 5 Milliarden Mark einbringt, was auf etwa 25 Milliarden Mark nichtproletarisches Einkommen schließen läßt. Wenn nicht solche Summen zur Verfügung ständen, würde man gewiß nicht sieben Jahre lang 1½ bis 2 Millionen Arbeitslose — soviel sind es mit denen in die Armenfürsorge Übernommenen — aushalten können, ohne sich auf andern Gebieten wesentlich einzuschränken.

Die englische Wirtschaft hat aber auch noch eine andre Reserve, über die man in Deutschland nicht gern spricht, um unsre Arbeiter nicht auf schlechte Gedanken zu bringen: die Engländer sind heute das am wenigsten arbeitende Volk in ganz

Europa. Man muß schon südlich von Catalonien, von Oberindien und von Jugoslavien hinuntergehen, um eine ebenso geringe Arbeitsdauer zu finden, wie sie in England gang und gäbe ist. Die offizielle englische Arbeitszeit kommt im Durchschnitt auf knapp acht Stunden hinaus. Aber die offizielle Arbeitszeit wird in vielen Industrien und in allen Bureau- und Kaufmannsbetrieben nicht erreicht. Die „englische Tischzeit" besteht darin, daß zwar pünktlich um fünf Uhr Schluß gemacht wird, aber die Mittagspause anderthalb Stunden beträgt. Neben dem traditionellen Weekend-Schluß am Sonnabend mittag hat sich in manchen Orten bereits ein zweiter freier Nachmittag eingebürgert. So sind in dem als besonders emsig geltenden Liverpool am Mittwoch von ein Uhr ab fast alle Läden der Stadt geschlossen. Und wenn die Türen offen sind, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß das Personal bereits da ist und arbeitet. Man versuche einmal, morgens zwischen neun und zehn in den Hauptstraßen von London Einkäufe zu machen — und man wird als armer Irrer angesehen werden. Man versuche einmal, am Freitag nachmittag mit einem Prokuristen oder Direktor noch irgend eine Verhandlung einzuleiten — und man wird höflichst auf den folgenden Dienstag verwiesen werden.

Auf dem Lande ist es nicht anders. Man fahre einmal am frühen Morgen durch agrarische Mustergebiete, im Nordwesten von London oder im südlichen Schottland, und zähle die Bauern und Landarbeiter, die man vor neun Uhr auf den Feldern antrifft: man wird mit den Fingern einer Hand auskommen. Im ganzen ist es nicht übertrieben, wenn man annimmt, daß in England durchschnittlich zwei Stunden weniger gearbeitet wird als in Deutschland.

Man würde natürlich einen Trugschluß begehen, wenn man diese Minderarbeit der englischen Wirtschaft einfach als stille Reserve in Rechnung setzt. Der Engländer arbeitet nicht aus klimatischen Gründen und auch nicht aus körperlicher Unfähigkeit, sondern aus Überzeugung weniger als der Deutsche. Während sich in Deutschland die Arbeitnehmer den Neun- und Zehnstundentag mit Lammsgeduld aufpacken ließen und allenfalls noch um Lohn streiken, sind in England die hartnäckigsten Arbeitskämpfe grade um die Arbeitszeit ausgefochten worden, und es wäre gewiß nicht einfach, darin einen Wandel herbeizuführen. Aber wenn einmal wirklich Not an Mann sein sollte und ein großer wirtschaftlicher Organisator die Massen mit derselben Verve antreibt, wie es politisch im Kriege Lloyd George getan hat, besteht immerhin die Möglichkeit, die vorhandenen Arbeitskräfte ganz anders auszunutzen als gegenwärtig geschieht.

Man mag derartige Möglichkeiten noch als sehr fernliegend ansehen, aber es erscheint uns leichtsinnig, sie außer Betracht zu lassen. Die englische Wirtschaft stagniert, aber sie ist nicht tot. Sie ist mit schweren Mängeln behaftet, aber sie hat einen gewaltigen Fundus. Und nichts spricht dagegen, daß sie sich nicht doch einmal einen Ruck gibt und wieder ihre alte Spitzenstellung zurückgewinnt. Dann freilich wird es für Verständigungen, die heute zu haben sind, zu spät sein.

Bemerkungen

Genosse Zechlin

Der Herr Geheimrat ist ein Zünftiger aus der Karriere des Auswärtigen Amts. Anno 1918 erwog Herr Legationsrat Zechlin, welcher Partei man sich nun am zweckdienlichsten anschließen müsse. Er wählte die Sozialdemokratische Partei, erwarb sich ein Mitgliedsbuch und zahlte pünktlich. Sein Aufstieg begann. Unter dem Minderheitskabinett Marx, das dem zweiten Kabinett Luther folgte, wurde er Reichspressechef mit Titel und Rang eines Ministerialdirektors. Es war eine Verbeugung nach links; denn dieses Minderheitskabinett lebte von den Sozialdemokraten, wurde von ihnen gestürzt. Zechlin hat also die erhoffte Karriere gemacht. Als die Deutschnationalen ans Ruder kamen, nahm man an, daß der Genosse Zechlin aus der Reichspressestelle ausscheiden würde. Er wurde weder ausgeschieden noch schied er aus. Die Deutschnationalen erfüllten einen Wunsch des alten Herrn. Dem hält Herr Zechlin täglich Pressevortrag. Zechlin ist ein Mann des Humors und der alte Herr hat dafür viel Verständnis. Deshalb drückte der alte Herr den Wunsch aus, Herrn Zechlin behalten zu dürfen, und so wurde er der Reichspressechef der Rechtsblockregierung. Sein Parteibuch behielt er, denn, so argumentierte er, man weiß ja nicht, was die Zukunft bringt. Aus der Zukunft ist die Gegenwart geworden und die Sozialdemokraten kommen in die Regierung.

Der Herr Zechlin hat die Presseberichte wieder eingeführt, die in der Inflationszeit eingegangen waren. Diese Presseberichte bringen eine Zusammenstellung wichtiger und wichtig erscheinender Auslassungen aus den Morgenzeitungen, werden den Abgeordneten zugestellt und erscheinen im übrigen unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Für die Redaktion dieser Presseberichte werden fünf Herren benötigt. Sie beschäftigten die Öffentlichkeit, als sie während der Rechtsregierung die Auslassungen der Linkspresse völlig ignorierten. Das geschah auf Anweisung des Genossen Zechlin. Erst als einige Linkszeitungen Einspruch erhoben, trat ein kleiner Kurswechsel ein. Im übrigen erfüllte Zechlin jeden Wunsch der Rechtsblockregierung.

Es passierte da kürzlich folgendes: Das für den Pressebericht übliche Schema lautet, daß die Wiedergabe der Auszüge aus den Zeitungen mit den Blättern der äußersten Rechten beginnen und der äußersten Linken schließen soll. Genau nach diesem Schema verfuhren der sogenannte Chefredakteur des Presseberichts Lehmann und der diensttuende Herr von Kügelgen bei der Wiedergabe der Auszüge aus den Artikeln zu Stresemanns fünfzigstem Geburtstag. Infolgedessen kam an die Spitze eine Äußerung der ‚Deutschen Zeitung', die einige völkische Schmeicheleien für Gustav Stresemann enthielt. Genosse Zechlin fürchtete das Stirnrunzeln seines hohen Chefs und verfügte die fristlose Entlassung der Herren Lehmann und von Kügelgen. Da aber beide Herren offenbar keine Neigung zeigten, wegen des Genossen Zechlin trocknes Brot zu essen, protestierten sie und da juristisch die Sache einwandfrei war, so mußte Zechlin den Rückzug antreten. Die Herren waren gutmütig genug, sich mit ihrer Verabschiedung einverstanden zu erklären und es kam ein Abfindungs-Arrangement zustande, das dem Deutschen Reiche eine schöne Stange Geld kostete; außerdem mußte er ihnen noch ein gutes Abgangszeugnis zusichern.

Das ist der Genosse Zechlin, der bestimmt damit rechnet, von einem sozialdemokratischen Reichskanzler in seinem Amte neu bestätigt zu werden, denn er pocht auf sein Mitgliedsbuch.

Cordatus

Glück im Winkel

Was oben war, muß unten stehen. So geht es, sinkt es in den kleinen Städten.

Abgelegte Kleider, Meinungen von gestern werden getragen. Aus dem Eignen blüht nichts mehr, keine Tracht, kaum eine Blume, die sonst nicht wächst. Auch Sprache, Bericht, Artikel der Zeitung, folglich sogar Geschwätz am Stammtisch kommt fertig gesetzt aus Berlin. Kleine, mittlere Städte werden ein Steglitz, mit dem Abhub von gestern versorgt.

Aus dem Eignen blüht nichts mehr, keine Blume? Desto erfreulicher, sie doch noch zu finden, hie und da, wenn auch in sonderbarem Zustand. Die Kunstberichte sind geblieben, in allen deutschen Generalanzeigern. Oft von Lehrern geschrieben und meistens echt, tiefes Gefühl und hohes Geschwulst. Ihre Sprache findet sich auch in Führern durch kleine Kurorte, Sommerfrischen; überladen mit Beiworten, schwellend, brüllend, kuhdumm begeistert. Aber ein völlig eignes Wesen, das man studieren sollte, auch im Zusammenhang mit Kleinbürgertapeten, guten Stuben und andern Rätseln, die das neunzehnte Jahrhundert aufgegeben, hinterlassen hat.

Hier einige Beispiele, leider zerstreut und beliebig. Doch schlängelt sich der kleine Bach murmelnd durch die landschaftlichsten Reize. Grüßt die dichtbewaldete Inselperle Lokrum herüber, ein kleines Paradies. Schiefheit ist das eine Zeichen dieser Gesichte, rollendes Wohlwollen, Übermaß der Begeisterung ein andres.

Schiefheit: „Da kam man und staunte in hellen Scharen. Selten aber auch sah man so tanzen, als wiegte sie mit uns dahin." Oder: „Der Dichter sucht zwar einige psychologische Drucker aufzusetzen, doch damit ist die Mache noch nicht aus dem Konflikt." Oder: „Herrlich lag Siegfried, der gottbegnadete Stimmrecke, unter der Linde, betreut von der Stabführung seines Kollegen in Apoll, umgeben vom fröhlichen Gezwitscher des mimenden Geflügelvolks." Oder: „Dem hochbegabten Künstler gelang es restlos, die Konzentration der Persönlichkeit des Dargestellten auf die Leinwand zu bannen." Oder: „Sonja Scheucher kultiviert einen eignen Divatypus. Sie ist von vorbildlicher Repräsentation, exzentrisch, modern. In ihren Adern pulsiert der erotische Rhythmus unsrer Tage. Aber das klagende Lied der Grazer! Großes Haus heißt es bei den Künstlern, kleine Stimme beim Publikum. Töne, die ehemals völlig stumpf klangen, wiegen sich heute in Glanz und dramatischer Spannkraft."

Und nun Begeisterung, ein Auge, das ganz in holdem Wahnsinn rollt: „Symphoniekonzert in der I. G. Farbenindustrie. Dies letzte war ein gewaltiges Crescendo freudiger Gefühlsstimmung. Warum auch nicht! Draußen in der bräutlichen Natur vieltausendstimmiges Singen und Klingen in seligen Liebesmelodien. Ergriffen von süßem Weh öffnen sich da weit die Menschenherzen, wenn Töne in herrlichen Melodien sich nahen, sei es nun in naiver Schönheit unbefangener wiener Lebensbetrachtung, sei es auf slawischen Gefühlen der Elegie sich wiegend oder in russischen Volksmelodien sich auslebend, sei es in träumerischer Versonnenheit rheinischer Romantik oder in glutvoller Sinnlichkeit abenteuerlichen Verlangens. Schuberts herrliches Werk begann in seinen ewig schönen thematischen Eingebungen zu singen. Mit Max Bruchs bekanntem G-moll-Konzert legten sich Kulenkampffs wundervolle Kantilenen über die fein abgetönten Farben orchestraler Begleitung. In Alex Glazunoffs Konzert sprudelte russisches Melos in glitzernden, farbig leuchtenden, virtuosen Kunststücken auf. Mit Richard Straußens ‚Don Juan' brach das melodische Blühen aus allen Knospen eines von frischem Saft jugendlicher Musizierfreudigkeit genährten orchestralen Organis-

mus. Die Stürme der Gefühle erfaßten mit sichtlicher Gewalt den Dirigenten. Noch nie sah man Boehes Seele in ein solches Meer banger Lust der Gefühle und Leidenschaftlichkeit des echten Musikerbluts getaucht als beim ‚Don Juan', diesem feurigen Hymnus auf den von abenteuerlicher Romantik umwehten Schutzherrn aller Männer, welche Liebe fühlen". — Nach einiger Erholung sei dies Rauschexempel Herrn Ludwig Klages empfohlen, damit ein eventueller Irrtum nicht zur falschen Erkenntnis werde.

Was oben war, muß unten stehen: war dies schon oben? Stettenheim machte einst Spaß mit diesen Dingen, Friderike Kempner hatte ihr Leben daran, bis ihr der Spaß der andern das Herz brach. Große Herren wie Börne spielten zuweilen mit der sonderbaren Kraft der Sprache, sich Verrenkungen zu bilden, falsche Bärte, Stelzen, Männer ohne Köpfe wie auf einem Karnevalszug. Und Ludwig der Erste, ein König Bayerns, worin I. G. Farben und seines Sohnes Schlösser stehen, sang mit Recht: „Natur, richt'ge Natur gibt es im Süden allein."

Ernst Bloch

Schallplatten

Das trägt man jetzt.

Wenn eine neue kommt, wird sie gleich aufgelegt, und sie muß sich vier Mal achtundsiebzig Mal um sich selber drehen, bis ihr und allen Beteiligten ganz trieselig wird. In den nächsten Tagen, die dem Erwerb folgen, hat sie Dauerdienst — die andern Platten dürfen sich ausruhen ...

Beim ersten Mal ist eine normale Gebrauchsplatte eigentlich gar nicht schön. Wir hören sie uns leicht kritisch an ... Dann wird sie langsam vertraut, gehört sachte mit dazu ... Unmerklich verwachsen Ereignisse, Tage, Telephongespräche, die in dieser Zeit gelesenen Bücher mit der neuen Platte — manche fertigen Kinder zum Klang derselben an; „ich würde das nicht können", wie es im Liede heißt. Noch eine Weile, und die Platte hat sich voller Erinnerungen gesaugt und gibt sie spielend wieder: nun tönt nicht nur die Musik, sondern ein Stückchen Leben. Nächst der Nase hat das Grammophon das beste Gedächtnis.

Bevor wir aber hier anmerken wollen, daß sich Tenor Tauber auf X 1 000 976 in beachtenswerter Weise seiner Musik entledigt hat, lasset uns klagen. Klagen, daß es a) nur sehr wenige vernünftige Händler gibt, die die Platten aller großen Firmen auf Lager haben; durch die übereifrige Konkurrenz-Organisation haben es die Grammophonfirmen glücklich erreicht, daß man von Pontius zu Pilastus, oder wie der Mensch heißt, laufen muß, ehe man zusammen hat, was man gern zusammen haben möchte. Es gibt auf diesem Gebiet noch keine Buchhandlungen — nur Verlagsniederlassungen, also etwas völlig Unsinniges. Es gibt dreihundertunddreiunddreißig Kataloge — aber es gibt keinen einzigen guten, der alles Wichtige umfaßt. Und das trotz eines angebahnten Trusts.

Lasset uns klagen b), daß die Länder mit den Platten etwas Ähnliches tun wie die Filmfritzen mit ihren Filmen. Sie machen einander das Leben sauer und töten dadurch langsam das Interesse des Konsumenten. In Paris hält man „Elektrola" für ein Putzmittel, und wie ich höre, gibt es [illegible]für in Berlin nicht überall die englischen Holznadeln, denn wohin kämen wir, wenn wir die freie Konkurrenz entscheiden ließen, was das Publikum lieber kauft! Kontingentierung ist alle Mal das Eingeständnis der Schwäche.

Richtig, und Reklameplatten für den nächsten Krieg gibt es überall — so, wie es überall Reklamedenkmäler für das nächste Massensterben gibt. Gibt es auch pazifistische Platten? radikale? linkstendenziöse? „Sie wollen doch nicht die Politik in die Höhlungen der Sprechapparate tragen, Herr Panter —?" Nein, ich

will es nicht. Denn sie ist schon drin, sitzt, wie gehabt, rechts und läßt schön grüßen.

Peter Panter

Erdgeist in Paris

Amtliche Stellen und im Ausland lebende Deutsche sind gewöhnlich im voraus und kritiklos begeistert, sobald sich nur irgend etwas von deutscher Theaterkunst zeigt. Schon das Moissigastspiel in Paris vor einem Jahre war sehr verfehlt und geeignet, durch ein schlechtes Ensemble und minderwertige Vorbereitung keinen günstigen Eindruck deutschen Theaters in Paris zu hinterlassen. Dieses Mal haben wir Eugen Robert hier, aber man kann nicht sagen, daß das Gesamtbild besser wäre. Wenn ohne Frage Loos, Steinrück, Valentin und Deutsch ihren Wert auch auf einer pariser Bühne behaupten, so ist der Eindruck, den Maria Orska als Lulu machte, recht kläglich. Vor allem die Sprache. Man würde es in Berlin gleich merkwürdig finden, wenn etwa ein Italiener in einem französischen Ensemble ein sehr akzentreiches und keineswegs reines Französisch spräche. Denselben Eindruck muß aber das französische Publikum, soweit es Deutsch versteht, gehabt haben, als es das Russisch-Berlinische der Orska vernahm. War das nötig? War das etwa durch die schauspielerische Leistung gerechtfertigt? Mit nichten, denn was Frau Orska in Paris als Lulu produzierte, war nichts andres als Routine und schlechte. Mit ein paar dieser bekannten verführerisch gemeinten Posen, die, mit der Grazie französischer Frauen verglichen, nicht sehr verführerisch wirken, war diese Lulu erledigt. Eine kleine Kokotte, nicht mehr. Von Erdgeist keine Spur. Und dann die Regie! Eine derartige Erdgeist-Inszenierung liefert jedes deutsche Provinztheater und zuweilen besser. Endlose Dehnungen, verfehlte Auftritte, bedenkliche Textunsicherheiten. Man feiert Robert in Paris unter Assistenz Herriots als einen der bedeutendsten deutschen Direktoren und Regisseure, offizielle Empfänge, Ansprachen etcetera. Dazu auf dem Theaterzettel „Dekorationen von Professor Ernst Stern", die nichts andres als ein paar billige und armselige Lappen sind. Nein, das ist nicht deutsche Kunst in Vollendung, das ist wieder so eine mit Tamtam in Szene gesetzte Unternehmung, die ein ganz falsches Bild des deutschen Theaters gibt. Daß der Beifall groß war, sagt gar nichts, denn dreiviertel des Theaters bestand wie stets aus Deutschen, die von vornherein klatschten und zum Teil überhaupt der Kritik entbehren und auch gar nicht mehr wissen, was auf der deutschen Bühne vorgeht. Vieles war einfach barbarisch. Muß bei Wedekind unbedingt so undiszipliniert geschrien werden? Muß Doktor Schön sich unbedingt derart auf Lulu werfen, daß man einer Bordellszene beizuwohnen glaubt? Es ist schade, daß dies Mal ein an sich gutes Ensemble um seine Wirkung gekommen ist.

Rudolf Friedmann

Momentbilder aus Amerika

Der ehrenwerte W. B. Townsend, Herausgeber des ‚Nugget' in Dahlonega Georgia, läßt sich über seinen journalistischen Stil aus:

„Manchmal nehmen wir beim Reden oder bei der Vorbereitung eines Artikels für Nugget keinen Funken Rücksicht auf die Grammatik, sondern reden ganz einfach los, so wie zu unserm kleinen Kindchen. Das ist ein viel leichterer und schnellerer Weg als Bocksprünge zu machen, auf dem Hosenboden zu wetzen oder sich den Kopf zu kratzen, bis er rot wird, bei der krampfhaften Suche nach gebildeten Wörtern."

*

Dr. W. I. Gordon in einer Rede nach dem Bericht des ausgezeichneten ‚Plain-Dealer':

„Tatsächlich ist die ganze Kriminalität auf den lähmenden Einfluß des Tabaks auf die sittliche Spannkraft zurückzuführen."

Harvey B. Gaul in der berühmten Pittsburger ‚Preß':

„Es gibt Leute, die Beethovens Eroica gern mögen und aufrichtig sind in ihrer Bewunderung — uns aber scheint es, als wären Zahnschmerzen vorzuziehen oder eine nette, geduldige, ruhig laufende Bohrmaschine oder ein Hammer. Die ewigen Wiederholungen machen einen über jede Beschreibung wahnsinnig. Manche Musikkritiker spotten über Händel und toben gegen Haydn — aber keiner scheint ein Wort gegen die Eroica sagen zu wollen (es ist Lästerung, Sakrileg, eine Sünde gegen den heiligen Geist des Klassizismus, an diesem Werk zu nörgeln). Und doch ist es das Ermüdendste in der ganzen symphonischen Literatur, das wir kennen. Vielleicht ist das gepriesene Libretto, was den Hörer besänftigt, aber — nun: Napoleon hatte sein Elba und wir wünschten die Eroica hätte ihr St. Helena."

*

Aus dem ‚Lariat', einer führenden literarischen Zeitschrift des Nordwestens, die in Seattle erscheint:

„Coolidge der Dichter.

Dichtung ist Kunst, Wahrheit und Schönheit im engsten Raum einzufangen und Präsident Coolidge wird zum Nationaldichter mit seinen Worten: „Ich wünsche nicht, im Jahre 1928 für die Präsidentschaft zu kandidieren."

Aus dem ‚American Mercury'

Atomzertrümmerung

Der amerikanische Millionär E. Nelson hat zweihunderttausend Dollar zur Gründung eines Instituts bereitgestellt, in welchem hervorragende Physiker das Wesen der Atomzertrümmerung erforschen sollen, um die in den Atomen eingeschlossenen Elementarkräfte der Menschheit dienstbar zu machen. Laien gleich mir diene zum Verständnis der Atomlehre eine Erklärung, die ich jüngst gelesen habe. Jeder Stoff ist Kraft, zu Masse verdichtet. Diese Kraft steckt in den allerkleinsten Teilen des Stoffes, in den Kernelektronen der Atome. Um diese Kraft frei zu bekommen, muß man die Atome zertrümmern. Eine D-Zugslokomotive braucht für die Fahrt von Wien bis nach Peking hunderte Zentner Kohle. Die aus den zertrümmerten Atomen eines Tausendstels dieser Menge gewonnene Kraft würde genügen, um dieselbe Strecke bewältigen zu können. Man wird also für weniger Geld ebenso schnell oder noch schneller reisen als bisher.

Schön. Aber was nützt das alles, wenn man in Peking Menschen von derselben Wesensart vorfindet, die man in Wien beglückt zurückgelassen hat? Der technische Fortschritt ist ungeheuer, der seelische hinkt nach. Seit den biblischen Zeiten ist auf diesem Gebiete nichts Neues erfunden worden. Selbst die Freudschen Komplexe hat es schon in der antiken Mythologie gegeben. „Der Mensch ist gut", hat ein Dichter während des Weltkrieges entdeckt, zu einer Zeit also, da man eher geneigt war, das Gegenteil zu glauben. Seine Theorie wird durch die Praxis oft widerlegt. Es müßte gelingen, die Elektronen der Klugheit, Güte, Selbstlosigkeit und Liebe in den Menschenseelen definitiv freizubekommen, indem man die Atomhüllen der Dummheit, Bosheit, Eigennützigkeit und Gehässigkeit endgültig zertrümmert. Dann würde die Entfernung von Seele zu Seele, die mitunter größer ist als die Strecke Wien-Peking, mit der Geschwindigkeit eines Pulsschlags zurückgelegt werden, der Vertrauen an Vertrauen entzündet. Das wäre eine Aufgabe für Psychophysiker und eine Dollarmillionenspende wert.

Félix Langer

Das i net lach

I.

Entschließung.

In seiner letzten (27.) ordentlichen Mitglieder-Versammlung faßte der Reichsverband der Automobil-Industrie E. V., Berlin einstimmig die nachfolgende Entschließung:

„In dem schweren Ringen des deutschen Volkes um die Wiederaufrichtung seiner Wirtschaft und die Erhaltung seiner Lebensfähigkeit erweist sich die überspannte Einfuhr ausländischer Erzeugnisse als schweres, unerträgliches Hindernis.

Vom ganzen Volke muß als Erfüllung nationaler Pflicht gefordert werden, dieser Gefahr entschlossen entgegenzutreten und die Bevorzugung ausländischer Wagen ohne zwingenden Grund zu vermeiden.

Angesichts der Entwicklung, welche die deutsche Automobil-Industrie genommen hat, ist der Kauf ausländischer Kraftfahrzeuge nachdrücklich zu bekämpfen. Sie bieten keine Vorteile mehr, weder in Qualität noch in bezug auf den Preis.

Die Verwendung deutscher Automobile und Motorräder gibt deutschen Arbeitern Brot, läßt das Geld im Lande und dient zur Hebung der wirtschaftlichen Lage.

Deshalb ist es vaterländische Pflicht, daß jeder mit allen Kräften dazu beiträgt, der Überschwemmung des deutschen Marktes mit ausländischen Erzeugnissen Einhalt zu gebieten."

*

II.

Die am 32. Mai 1928 bei Schwannecke versammelten Litterasten Berlins haben folgenden Entschluß gefaßt: es ist vaterländische Pflicht, nur deutsche Litteratur zu lesen und Schriftsteller wie Sinclair Lewis, Dos Passos, Balzac und Galsworthy zu boykottieren, da die Werke von Hedwig Courths-Mahler, Oscar Höcker und Kasimir Edschmid weder in bezug auf Qualität noch an Seitenzahl hinter den Werken der genannten ausländischen Autoren zurück stehn.

Lisa Matthias

Liebe Weltbühne!

Jacob Goldschmidt, der Gewaltige der Darmstädter Bank, und M. J. Friedlaender, der Direktor des Kupferstichkabinetts, sind vor ein paar Tagen bei einem gefährlichen Autounglück unverletzt davongekommen.

Carl Fürstenberg, nach seiner Meinung befragt, sagt nachdenklich:

„Welch ein Glück für die deutsche Kunstwissenschaft, daß Friedlaender gerettet wurde . . ."

Der sittenstrenge Primo

De Rivera, der im Sturm erprobte,
zog sich kürzlich, als er sich verlobte,
kurzerhand vom Staatsgeschäft zurück.
Der Moment, da seine Braut ihn küßte,
ging ihm über Diktatur-Gelüste.
Nur am Weibesbusen wohnt das Glück.

Doch da kam ihm ein Gerücht zu Ohren
(Amor meints nicht gut mit Diktatoren!),
das ihn jählings aus dem Traume rief:
Seine Liebste — welch ein Lebenswandel! —
trieb an einer schwarzen Börse Handel.
Und sie fixte heimlich Geld und Brief.

Er betrachtete nun, kurz entschlossen,
Seine Braut ab dato als „verflossen".
Ihrer Myrthe war sie früh beraubt.
Primo weiht dem Staate neu die Kräfte.
(Denn die Schiebung und Termingeschäfte
sind dem König nur und ihm erlaubt!)

Karl Schnog.

Antworten

H. Lehmann, geschäftsführender Vorsitzender des Hauptverbandes deutscher Krankenkassen. Sie schreiben: „In Ihrer Nummer 20 vom 15. Mai befindet sich ein Aufsatz ‚Arzt und Patient' von Peter Panter, der in etwa der gleichen Tonart, wie wir sie sonst nur bei der Rechtspresse finden, Anwürfe gegen die Krankenkassen enthält, die jeder Grundlage entbehren. Es heißt da z. B.: ‚Es darf auch nicht verschwiegen werden, daß das, was der Kassenarzt, belastet durch die ungeheuerlichen Kosten der Kassenbureaukratie, zu wenig tut, vom Arzt der Privatpraxis zu viel getan wird.' An dem Satz ist nicht ohne weiteres verständlich, wieso der Kassenarzt durch ‚ungeheuerliche Kosten der Kassenbureaukratie' belastet ist, und inwieweit ihn diese Kosten hindern, bei den Kassenpatienten das zu tun, was notwendig ist. Wenn bei einem Kassenpatienten zu wenig getan wird, so liegt das nicht an der ‚Kassenbureaukratie', meist auch nicht an dem Kassenarzt, sondern daran, daß gewisse Kassenpatienten zu ganz bestimmten Kassenärzten in Behandlung gehen, obwohl diese Kassenärzte durch eine zu große Zahl von Kassenpatienten überlastet sind. In solchen Fällen mag das Notwendige nicht immer getan werden können. Den Kassenpatienten stehen aber Kassenärzte in so großer Zahl zur Verfügung, daß sie es nicht nötig haben, zu überlasteten Ärzten zu gehen... Wenngleich ‚die ungeheuerlichen Kosten der Kassenbureaukratie' den Kassenarzt an einer ordnungsmäßigen Erfüllung seiner Pflichten nicht hindern, so sei doch darauf verwiesen, daß die Verwaltungskosten der reichsgesetzlichen Krankenversicherung nach der amtlichen Statistik von 1926 bei einem Gesamtetat von 1604 Millionen Mark 91 Millionen Mark betrugen, das sind 5,5%. Welche Verwaltung oder welcher Privatbetrieb in Deutschland rechnet mit einem so niedrigen Unkostensatz? Und nun zu dem Worte ‚Kassenbureaukratie'. Es ist das ein von der ärztlichen Organisation aufgebrachter Begriff. Wohl ist jede Verwaltung eine Bureaukratie. Die Kassenverwaltungen aber sind stolz darauf, das nicht zu sein, was man im verächtlichen Sinne darunter versteht. Wenn mit dem zitierten Satz aber etwa gemeint sein soll, daß die Ärzte von den Kassen zu niedrig honoriert werden und daher, wie es an einer andern Stelle heißt, eine ‚vielfach unzureichende Kassenbehandlung' besteht, so sei darauf verwiesen, daß wiederum nach der amtlichen Statistik die reichsgesetzlichen Krankenkassen 1926 268 Millionen Mark für Arzthonorar an rund 30 000 Kassenärzte gezahlt haben, und daß die Durchschnittseinnahme des Arztes aus der Kassenpraxis 8900 Mark jährlich beträgt. Da zur Behandlung der Kassenpatienten 20 000 Kassenärzte ausreichen würden, ist an dieser Durchschnittsziffer zu ermessen, wie hoch die Einnahme eines ausreichend beschäftigten Kassenarztes allein aus der Kassenpraxis ist." — Ich drucke Ihre Zeitschrift hier ab bis auf eine kleine unwichtige Kürzung, nicht, weil ich der Meinung bin, daß diese „Berichtigung" notwendig sei, sondern weil es mir nützlich und lehrreich scheint, die Überheblichkeit und Manierenlosigkeit dieser Tonart, die Gereiztheit eines übelgelaunten Gottvaterbewußtseins, das auch bei dem höflichsten Widerspruch gleich den Bakel zückt, unsern Lesern vorzuführen. Die geleugnete Bureaukratie manifestiert sich in jedem Wort. Mit den positiven Behauptungen werden wir uns noch zu beschäftigen haben.

Der Bund entschiedener Schulreformer hält am 30. Juni und 1. Juli in Köln, Realgymnasium Deutz, Schaurtestraße 1, eine Tagung ab. Im Mittelpunkt stehen Referate über großstädtische Schulfragen. Vorträge sind u. a. angesagt von Professor Paul Oestreich, Professor Honigsheim (Köln), Professor von Düring (Frankfurt), Schulrat Vieh-

weg (Löbau) und Frau Rühle (Dresden). Karte für die ganze Tagung 2 M., für den halben Tag je 1 M.; Studenten und Jugendliche halben Preis. Anmeldungen an C. Jaeger, Köln, Kreuzgasse 8.

Chemnitzer Volksstimme. Du schreibst: „Wenn kürzlich der Leitartikler einer angesehenen linksbürgerlichen Zeitschrift sich in den härenen Mantel des Propheten warf und in längstens zwei Jahren die Spaltung der Sozialdemokratie verkündete, wenn sie in die Koalition ginge, so zeigt das nur die verblüffende Unkenntnis dieser politisierenden Literaten über den innern Zusammenhalt der Sozialdemokratie — und was noch wichtiger ist — über die Gesetzmäßigkeit, mit der eine solche Riesenpartei unter dem Druck von Klasse gegen Klasse ganz von selbst auf den richtigen Weg getrieben wird." Du bist ein wacker oppositionelles Blatt, aber, mit Verlaub, kann man denn mit euch verehrten Herren Genossen niemals diskutieren, ohne gleich das Wort „Literat" als äußerste Mißachtung an den Kopf zu bekommen? Das ist doch etwas ärmlich, nicht wahr? Ich will dem Herrn Verfasser gern zugestehen, daß er ein ausgezeichneter Politiker ist, aber ein Literat ist er ganz gewiß nicht. Ich habe mir eine ernste Mahnung an die Sozialdemokratie erlaubt, denn ich glaube nicht an die „Gesetzmäßigkeit, mit der eine solche Riesenpartei unter dem Druck von Klasse gegen Klasse ganz von selbst auf den richtigen Weg getrieben wird." „Ganz von selbst", verehrter Herr Radikaler, „ja, das könnte Ihnen so passen! Jedes Mal, wenn es brenzlig wird, dann verschanzt ihr euch hinter „Gesetzmäßigkeiten", die ihr aus dem Marx herausgelesen habt. Es gibt aber noch etwas andres: die bewußte Gestaltung. Wenn ihr dazu nicht den Willen habt, wird die Riesenpartei, trotzdem sie jetzt wieder so nett kugelrund geworden ist, bei dem „Druck von Klasse gegen Klasse" schließlich doch noch an die Wand gedrückt werden.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.
